Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Fünfundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von: Wilhelm Riefstahl, Albert Traeger und Emin Pascha.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 55. Bandes.

October. — November. — December.

1890.

Seite

Mit den Portraits von:
Wilhelm Riefstahl, radirt von Wilh. Krauskopf in München; Albert Traeger, radirt von L. Kühn in Nürnberg und Emin Pascha, radirt von Johann Lindner in München.

Fünfundfünfzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1890.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LV. Band. — October 1890. — Heft 163.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Riefstahl.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

October 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Wilhelm Riefstahl.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

W. Riefstahl

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

Astaroth.

Ein Gebild des 15. Jahrhunderts.*)

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

Die Zeit war wild und bös, falsch und treulos. Das heißt, sie war ein Blatt, auf das die Menschen ihre Thaten schrieben. Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne benannt, that es mit der Brandfackel, dem Schwert und Henkerbeil. Der König von Frankreich schickte aus Geldgier seine Braut Margarete von Oesterreich mit Spott und Schimpf ihrem Vater zurück und haschte dafür nach der reicheren Verlobten des letzteren, Anna von Bretagne.

In allen deutschen Landen und Ländchen herrschte das Faustrecht, durch die neu erfundenen Handfeuerrohre und Mörser noch lauter tobend als zuvor. Das Gesetz war machtlos, wie der Kaiser; Gewalt und Tücke trotzten jedem Recht, lachten über Acht, Aberacht und Bann. Nur die Körperkraft, die rohe Lust galt und ergötzte, der Krieg, Beutezug, Raufhandel, das Trinkgelage, die Jagd; das Lanzenturnier, häufig mit tödtlichem Ausgang stellte die feinste Zier ritterlicher Lebensführung dar. Einsam saßen den langen Winter hindurch die Frauen, die Gattin und die Töchter der Ritter und Junker in unwirthlichen Gemächern auf der hoch herabdrohenden Raubburg. In den Gemächern lag graue Dämmerung, denn die glasscheibenlosen Fenster waren gegen Sturm und Eisluft mit Vorsatzluken geschlossen; die Insassinnen froren an den knatternden Holzscheiten

*) An dieser geschichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen leisen Zug hinzugefügt.

des Kamins, dessen Rauch der niederschnaubende Wind in die Stube hineinstieß. Sie langweilten sich; seit einem Menschenalter druckte man Bücher, aber von Hunderten verstand kaum einer zu lesen. Mit den froststarren Händen fertigten und besserten sie Kleidungsstücke, würzten sich die einförmige Arbeit durch Erzählen abergläubischer Mären, durch Erfüllung der täglichen kirchlichen Vorschriften und durch Zuraunen abenteuerlichen Liebesgeschichten, bunt ineinander. In Rom aber schrieb der Papst Innocenz VIII. sein unverlöschliches Gedächtniß mit der Erfindung der Hexenprocesse, mit Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen auf das Blatt der Zeit.

Wenn der Winter gegangen, mit dem Frühling ward es anders. Die ungeduldige Erwartung der Sonnenwärme, der sommerlich verwandelten Welt erhellt aus den Liedern aller Dichter.

„Sô die bluomen ûz den grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogelin wol singent
in ir besten wise, die si kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelichen zuo?“

sang Herr Walther von der Vogelweide. Und Herr Brunwart von Augheim stimmte darein:

„Willekomme si der sumer schoene,
Willekomm si die wunnecliche zit!
Ich hort aber kleiner vogelin doene;
seht, wie heide und anger aber schone lit,
sit der Winter muoz dem sumer lazen
sinen strit; seht vröude ist uf den strazen
Die uns der vil wunnecliche meie git.“

Augheim, der Geburtsort und Wohnsitz des Minnesängers, ‚Herr Brunwart‘ liegt aber unter dem Hochblauen-Berg des Schwarzwaldes, und leuchtend-schöner kehrt der Frühling nirgendwo in deutschen Landen ein, als am Oberrhein. Gleichmäßig hüben und drüben des grün hinschießenden Stroms, am Ostrand der Vogesen, wie am Westrande des Schwarzwalds, Und so war die „summer zit“ nach hartem Winter dort wiedergekommen, man schrieb das Jahr christlicher Zeit 1486.

Dem Hochblauen gegenüber im Elsaß lag der hohe Belchen, an dessen Nordseite sich in seinen Abfall das Lauchthal eingrub. In diesem hatte einstmals Pirminius, der sagenhafte fränkische „Glaubensbote“ ein Kloster begründet, das im Lauf der Jahrhunderte zur weithin besitzenden und gebietenden gefürsteten Benedictinerabtei Murbach angewachsen war. Sie trug einen Hund im Wappen. „Der hat ihrer viel gebissen,“ singt Lienhart Ott, und ein Sprichwort im Elsaß redete von „Hochmuth, der so groß sei, als der Murbacher Hund.“ Ein hochadeliger Convent war's, denn sechzehn Ahnen wurden zur Aufnahme in ihn gefordert.

Reich ging es zu an der Tafel der Abtei, die häufiger als mit ihrem wirklichen Namen, Vivarium Peregrinorum, ein „Behälter für Fremdlinge“ genannt ward.

Das Kloster befand sich ein Stündchen aufwärts in einer kleinen Seitenabzweigung des Lauchthals, an dessen Mündung in die Rheinebene die Stadt Gebweiler — ehemals Gebunwilare — lag. Murbach hatte sie begründet, hielt die Oberherrschaft über sie in väterlichen Händen. Doch die kleine Tochter war groß und stark aufgewachsen, mit festen Mauern, Thürmen und Gräben umgürtet, und gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts bestand ein grimmiger Haß und tödtliche Feindschaft der Bürger Gebweilers wider die Herrschsucht und Habgier der Fürstabtei. Der Abt Bartholomäus stammte aus dem großen Sundgau-Adelsgeschlecht derer von Andlaw, und es war wieder ein Sprichwort: „Dan einer von Andlaw in dise statt kam, das man jn zu todt schlug.“

Wer vom Rhein her den Blick gegen das Lauchthal wandte, genoß wundersame Anschau. Mächtig zur Linken drüben hob sich der Belchen, und ringsüberall von seinen Abhängen um die Stadt Gebweiler sahen stolze Schlösser — der Hugstein, der Ungerstein, der Freundstein, der Hirzenstein — herunter. Zwingburgen waren's, vom Dienstadel der Abtei besetzt, die Zugänge zu ihr zu hüten und ihre Herrschaft mit Schwert und Feuerrohr aufrecht zu halten. Drohend vor Allem wendeten sie jetzt seit zwei Menschenaltern Gebweiler ihr Felsengesicht zu.

Unabsehbar gen Norden dehnte sich vor dem Blick vom Rhein her die vielgegipfelte und vielgestaffelte Kette des Waskenwald-Gebirges oder „Wasichin“. Fast von jeder Vorhöhe desselben, oft auf hoher Klippe ragte ein Schloß empor; über Rufach und Colmar hin ging das Auge bis Rappoltsweiler. Diesem zu Häupten stieg ein hoher Berg an, in seiner Mitte und auf dem Gipfel von drei nah benachbarten Burgen gekrönt. Das waren die Sitze der Grafen von Rappoltstein, der mächtigsten Herren im Elsaß. Hochthronend lagen sie am Rande der Sehweite, im Spätabendlicht manchmal wie drei rothe Fackeln aufglühend.

Nun wärmte und funkelte, blühte und duftete der „vil wunnecliche meie“ um den Belchen her. Alle Halden standen in leuchtendem Blust, von bunten Schmetterlingen umtaumelt. Im frischgrünen Buchenwald gurrte die Wildtaube, Luft und Erde waren voll springenden Funken.

Aufwärts im Lauchthal unter hängendem Gezweig auf dem weichen Boden saß ein seltsam aus dem Schatten anglänzendes Menschengebild, ein Mädchen, das erst im Gang des letzten Winters vom Kind zur Jungfrau geworden. Haare, wie glührothes Eisen auf dem Ambos, fielen ihr ungehalten wellig von den Schläfen, über den Rücken bis an ihren Sitz hinunter; aus einem Gesicht mit wundersam weichen und edlen Zügen, an Farbe der großen weißen Anemone des Oberrheinlandes gleich, sahen Augensterne wie der „schwarze See“ droben auf dem Westhochrand der

Vogesen. Wie das Haar, gemahnten auch die Augen an die eines Eichhorns. Sie schienen grad', unbeweglich vor sich hinaus zu blicken und nahmen doch Alles, was rund um sie vorging, auf. Jedes Schwanken eines Halmes, das Kriechen eines Insects, und reglos vergewisserten sie sich über die Ursache. Alles spiegelte sich und versank gleichsam in ihrer dunklen Tiefe.

Ihr Aussehen sprach, daß sie von edler Abkunft sei, doch ihre Kleidung kaum. Oder wenigstens nur durch den Gewandstoff, der von einer Aeltermutter herstammen mochte, verblichen, vielfach zerrissen und nothdürftig gebessert. Dennoch erschien sie nicht als ein Edelfräulein, aber sie war's, sogar von ältestem Geschlecht. Sie hieß Kunigunde — „Gundel" genannt — Gielin von Gielsperg.

Mit der weißen, langgefingerten Hand rupfte sie süßduftenden Thymian neben ihr vom Boden und roch kurz daran. Dann warf sie ihn fort, er bot ihr das nicht, wonach sie verlangte.

Aufstehend — wie hoch und schlank sie so war! — wanderte sie an der Halde entlang, suchte, bückte sich und pflückte Erdbeeren. Nur selten erst zeigte sich eine von diesen leis angeröthet, allein sie nahm auch die noch völlig grünen, zerbiß sie und verschluckte sie. Sie mochten bitter schmecken, doch der Hunger war noch bitterer, und sie hatte immer Hunger.

Von jeher, als kleines Kind, so lang sie denken konnte. Was hatte sie Alles draußen in Berg und Busch gegessen! Nicht nur jede Frucht und Wurzel, auch rohe Vogeleier, die sie kletternd herabgeholt, die großen schwarzen Ameisen, selbst die braunen Schnarrheuschrecken mit den rothfunkelnden Flügeln.

Denn am Herd ihres Vaters saß Schmalhans als Koch. Ihre Geburt war der Tod ihrer Mutter gewesen, und sie hauste mit ihrem Vater, dem Junker Rudolph Gielin und ihrem Bruder Werner auf Gielsperg, einem verfallenen Burgstall weiter aufwärts im Lauchthal, mehr einer Wolfshöhle ähnlich als einer Menschenwohnung. Ein Raubthierloch, das seine Insassen reichlich gesättigt, war es vor Zeiten allerdings gewesen, aber die fetten Tage waren dahin.

Die Abtei wetteiferte mit ihren Vasallen an Begierde, doch stillte diese auf andere Art. Sie preßte den Kaufleuten und Wanderern, die durch ihr Gebiet zogen, hohen Wegzoll ab und nahm sie dafür unter ihren Geleitschutz. So konnten die beiden Gielinjunker, Vater und Sohn, sich nur selten einmal droben im wilden Gebirg an einem vollen Geldgurt vergreifen, sondern mußten mit knirschenden Wolfszähnen die besten Bissen unter ihren hohlen Fensterlöchern vorbeigerathen sehn, Gaumen und Magen der gefürsteten Mönche zu ergötzen. Es gab nicht sonderlich viel mehr auf Gielsperg, als das Thier auch draußen im Bergwald fand, doch dafür mancherlei Schuldschrift in den Truhen der Bürger von Geb-

weiler. Davon hatte Gundel Gielin ihren niemals stillen Hunger und vielleicht auch ihr anemonenweißes, von Blutarmuth redendes Gesicht.

Gegen Mittag war's, die Sonne warf ihr Glanz und Hitze auf den unbedeckten Kopf, so daß dieser in einiger Weite wie eine zwischen den Blüthenstielen der Halde aufzüngelnde Flamme erschien. Ein kreisender Raubvogel schlug über ihr die Flügel und stieß scharfen Schrei herunter. Sonst war's still und unbewegt im heißen Thalschooß.

Die Südsonne hatte in ihm schon wochenlang glutvoll gebrütet und mit der Hastigkeit des Vorsommers am Oberrhein den Pflanzenwuchs riesig emporgetrieben. An feuchtbrüchiger Einsenkung stand ein hoch aufgewucherter, verzweigter Strauch mit falbbraunen Beeren überdeckt, doch eine davon, den übrigen vorangeeilt, funkelte im Maienlicht schon mit glänzendem Schwarz. Auch von solchen Beeren hatte Gundel bereits einmal in den Mund gethan, aber nicht zum andern. Beim Zerbeißen war es mit heftigem Kopfschmerz, Betäubung, erstickendem Gefühl im Halse über sie gekommen. Trotzdem streckte sie jetzt wieder die Hand nach der schwarzen Glanzkugel aus; der Hunger nagte zu arg in ihr.

Da fiel ein Schatten neben dem ihrigen auf den Strauch, und sie wandte den Kopf. Unvermerkt war Jemand hinter ihrem Rücken vom Thalweg herangekommen, ein langer, in Junkertracht der Zeit, doch lotterig bekleideter Mensch. Breitbefedertes Baret saß ihm auf dichtem, dunklem Haarwald, die Nase darunter krümmte sich wie ein Habichtsschnabel, und trotz blauer Farbe der Augen kam Blitzendes, fast Brennendes aus seinem Blick. Er mochte drittehalb Jahrzehnt auf der Welt sein und hieß oder nannte sich Diepold von Zellenberg. Denn er war ein „Sonnenkind“, der Bastard eines hohen Herrn, man sprach, eines Bischofs. Umschweifend, wo's ausgiebigen Trunk und lustige oder hitzige Rede gab, ward er überall als Gast aufgenommen, in den Ritterburgen und der Abtei, wie in den Trinkstuben der städtischen Zünfte. Zumeist war sein Sack leer, doch dann und wann klimperten allerhand Goldgulden mit Fürstenbildnissen und Wappengethier darin. Wie er dazu gekommen, wußte Keiner, oder vielleicht nur Einer, der blutenden Kopfes irgendwo im nächtigen Busch lag, man fragte nicht danach, wenn das Gold sprang, von wannen der Klang. Auch auf Gielsperg war er nicht fremd, ein Altersgenosse Werner Gielins, und ab und zu wohl einmal auch dessen Weggenosse gewesen. Doch seit einem Jahre hatte er sich dort und überhaupt in der Gegend nicht blicken lassen, sondern anderswo Weg und Steg, Burg und Stadt im Elsaß besucht.

Die Hand auf seine lange Raufklinge stützend, stand er und sprach spöttischen Tons:

„Bist schon satt von gutem Ding in der Welt und willst Dich für die Raben füttern?“

Wie das Mädchen sich nun mit der schwarzen Beere zwischen den Fingern umkehrte, stieß er hinterdrein:

„Teufel und Hölle, die Dein Haar gebrannt! Du mußt die Gundel Gielin sein, des Werners Schwester. Warst Du ein Wechselbalg bis vor'm Jahr und hat die Holle oder die Hölle Dich ausgetauscht?“

Seine Augen funkelten und erläuterten, ihre seltsame Schönheit mit heiß auflodernbem Blick umklammernd, den Sinn seiner Worte. Sie erkannte ihn sogleich, denn er war unverändert, doch, was er meinte, verstand sie nicht. Gleichgültig gab sie zurück:

„Wenn ich Euch zuwider falle, Junker, was schaut Ihr mich an?“

Er schlug ein Lachen auf: „Bist so dumm noch? Was willst Du mit der Tollkirsch? Brauchst sie nicht, hast ja selber zwei im Kopf.“

Seine Hand schwappte unter die ihrige, so daß ihr die Beere aus den Fingern flog. Danach fuhr er fort: „La bella donna heißen sie's drüben hinter den Bergen im italienischen Land. Da machen die Weiber eine Salbe für's Gesicht draus, daß Keiner ihnen widerstehen soll. Sie schminken sich Wang' und Lippen damit, und ihre Küsse sind giftig. Ich hab' kein Begehr nach Gift von Deinen, Gundel Gielin, drum schlug ich Dir die Walkerbeere aus der Hand. Willst Du ihren Saft brauchen, thu's im Aug', nicht mehr als ein Tröpfle. Dann wird's ganz, als stäch' ihm eine Tollkirsch' im Sehring, und welchen Schatz Du willst, er muß Dein sein.“

Er steckte die Linke zwischen Leib und Wehrgehenk, bog den straffen Hals etwas rücküber und schoß so wieder einen Flammenblick in das Gesicht vor ihm. Männliche Kraft, Jugendfrische, Hoffart edlen Geblüts und verwegener Sinn strotzten aus seinem Bild. Nun die Hand des Mädchens greifend, stieß er heraus: „Willst Du mit mir gehen?“ Und in seiner Stimme klang etwas von dem schrillen Ton des Raubvogelschrei's, der noch über ihnen aus der Luft herunterkam.

„Wohin soll ich mit Euch gehen?“ fragte sie.

Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin wo die Taube girrt, und dann weiter, wo die Welt lustig ist.“

„Wozu?“

„Wozu die Taube den Schnabel braucht.“

Rasch den Fuß aufhebend, fiel sie ein: „Habt Ihr dort Vorrath für den Hunger?“

Lachend drehte er den leeren Sack seines Wammses nach außen. „Die Kehle hat ihn leer geschluckt, aber heut Mittag giert mein Hunger nichts zu beißen, sondern beſſ're Lippenkost. Die vertreibt schon eine Weil' das Magengeknurr; komm, bei Euch im Wolfsloch giebt's auch nichts, und zur Nacht stellen wir Halseisen. Ich weiß einen Goldfuchs, der drin stecken bleibt.“

Enttäuscht zog Gundel den gehobenen Fuß und zugleich die Hand aus der des Junkers zurück. „Wenn Ihr auch nichts habt, was soll ich mit Euch? Da giebt's auf Gielsperg noch mehr.“

Gleichgültig drehte sie sich ab und ging davon. Nicht in den Worten, doch in der Art, wie sie's gesagt, hatte für Diepold von Zellenberg so Verblüffendes gelegen, daß er, auf dem Fleck stehen bleibend, ihr ungläubig nachsah. Sein Mund vermurmelte ein paar Worte, nichts Schmeichelhaftes, denn sie besagten: „Eine hungrige Gans." Er folgte ihr mit dem Blick, wie ihr Haar über den hohen Stauden der Holde hinglühte; dann pfiff er und ging seines Wegs. Es war Gebiet der Abtei, auf dem er sich befand, und gewaltsame That frechen Bluts für seine durstige Kehle nicht rathsam.

Gundel Gielin stieg abwärts zum Weg, der sich an den Krümmungen der Lauch entlangwand. Ihr Gesicht bot keinerlei anderen Ausdruck als vorher; lesbar stand drauf, sie wußte nicht, wozu sie mit ihm hätte gehen sollen, wenn er nichts zu essen für sie habe. So schritt sie ihrem nicht fernen Burgstall zu.

Wo der kleine Murbach linksher vom Kloster in die Lauch einmündete, hockte am Rand eine blondköpfige Bauerndirne und klopfte Leinenwäsche mit einem Brett. Dazu sang sie mit einer Stimme, hell wie das rieselnde Wasser unter ihr, ein Reimlied mit gleichmäßig kehrendem Schluß. Im Vorübergehen haschte Gundels Ohr zwischen den klappenden Brettschlägen zwei der Verssätze auf:

„Er hatt' eine Liebste, ein blasses Kind,
Mit Augen, wie Veiel im kalten Wind.
Sag' ade — sag' ade!

Es wehte der Wind ihr die Wang' zu roth,
Sie ging so unter in Lebensnoth.
Sag' ade —"

Die Singende sah drein, als verstehe sie gut, was der letzte Vers sage. Auch Gundel verstand's: Lebensnoth hieß hungern und darben. Daran ging man so nach und nach unter. Nur was „Liebste" sei und in dem Lied solle, wußte sie nicht.

Niemand kam durch das Thal, das sich mählich höher zwischen die Bergwände hinaufzog. Doch dann scholl einmal Hufgetrappel um eine Felsnase; mit einem wunderlich hohlen Klang dröhnte es vom Steingrund durch die mittägige Stille. Ein Reiter tauchte nun um die Ecke, ein Ritter, doch nicht in Panzerrüstung, sondern in bequemem weitem Tappertgewand, zwei berittene Knappen in Helm und Schienen hinter ihm. Gundel kannte ihn, es war Herr Wilhelm von Ungerstein, Burgherr des Schlosses Ungerstein drunten am Ausgang des Thals, der letzte Namensträger seines altedlen Geschlechts. Unter der rothsammtenen Sandelkappe fiel sein langgetragenes Haar ihm aschengrau über den Nacken; aus dem freundlichen Angesicht blickten sanfte, ein wenig stumpffarbige und lebensmüde Augen. Sie trugen Kümmerniß über das Absterben seines Ehegemahls, mit der

er fast an die vierzig Jahre in einträchtiger Zufriedenheit verbracht; der harte Winter aber hatte sie in's Grab gelegt und seit fünf Monden saß er einsam, seiner reichen Habe unfroh, in den stattlichen Gemächern der Burg. Denn Kinder, sein Geschlecht fortzuerhalten, waren ihm von seinem Weibe nicht geworden.

Gundel wich an den Wegrand, den vornehmen Herrn vorüber zu lassen. Doch ihr Gelock leuchtete zu feurig im Sonnenglanz und wie eine fremdartige Wunderblume stand sie an der Blüthenhalde.

Und es war Mai, die Zeit, d'rin das Auge sich gern an Blumen ergötzt.

So geschah's, daß der grauköpfige Ritter sein Roß anhielt und, sich im Sattel vorbückend, fragte:

„Wer bist Du, Magetin? Mich däucht, ich sah Dein Haar schon einmal wie rothes Gold durch's Thal scheinen."

Ueberrascht von seiner Anrede, versetzte sie halbscheu: „Ich heiße Gundel Gielin von Gielsperg."

„So bist Du ein Fräulein, und ich gewahr's jetzt, mich blendete die Sonne, kein Kind, sondern eine Jungfrau. Dir ziemte besseres Gewandt will's mich bedünken, aber ich weiß, Dein Vater ist arm."

In den matten Blick Herrn Wilhelms von Ungerstein war's mit einem helleren Aufglänzen gekommen und er verwandte sich nicht von ihrem Antlitz. Sie erwiderte: „Ja, das sagt Ihr mit Recht, gestrenger Herr, mein Vater ist arm. Um's Kleid würd's mich nicht grämen, aber Hunger leiden ist arg."

Nun entgegnete er: „Es rollt auf der Wurfbank nicht, wie man's begehrt. Hätt' Dich Gott mir als Tochter bescheert, Kunigund, wär's uns Beiden zum Guten gewesen."

„Das ständ' bei Euch — Ihr könntet's bessern, was er gefehlt."

Es flog ihr vom Mund, wie der Vogel aus dem Busch schwirrt. Um des Ritters Lippen säumte sich ein Lächeln, er sprach: „Meinst Du, Kunigund? Dein junger Kopf findet das Rechte vor meinem alten. Mir liegen auf der Burg noch Gewänder ungenutzt in der Truhe, die mein Gemahl in der Jugend getragen. Davon schicke ich Dir morgen eines nach Gielsperg und zur Mittagskost für Dich dazu. Nimm guten Weg heim und streife mit Deinem Gelock nicht an brennbares Ding, daß Du's nicht anzündest."

Nickend ritt er abwärts weiter, doch am Wegumbug drehte er noch einmal das Gesicht zurück. Es war im „vil wunnichlichen meien", drin Blumen Zauber innewohnt, daß sie mehr als sonst die Augen erfreuen, auch die des Alters.

Was Gundel Gielin zuletzt entfahren, war keck und wohl mehr als das, aufdringlich gewesen. Doch sie bereute es nicht; man mußte schnell und fest in der Welt zugreifen, wenn etwas vorüberkam, was man haschen und halten

konnte; sonst flog's hurtig vorbei und ließ das Nachsehen. Und durch ihr kühn-kluges Nutzen des Augenblicks bekam sie morgen ein gutes Mittagsgericht, sich daran satt zu essen. Auch ein Kleid dazu; doch das schätzte sie gering. Weder fror sie im ihrigen, noch war's ihr zu heiß, also brauchte sie kein anderes.

Fortwandernd, dachte sie kurz darüber, warum der Burgherr von Ungerstein ihr die verheißenen Dinge zum Geschenk mache. Zum ersten Mal im Leben geschah ihr Derartiges, und sie begriff's nicht, weshalb. War's, weil sie so armselig aussah, oder weil die Menschen im Alter wieder schwachen Sinns wurden wie die Kinder? Aber lang bekümmerte ihr Denken sie nicht; es gaukelte etwas farbenreich im Lichtmeer an ihr vorbei, danach griff sie mit der Hand, preßte die Finger d'rum fest zusammen und that sie dann wieder auseinander. Ein Schmetterling war's, den sie gefangen, mit bunten Augen auf den Flügeln, doch reglos, denn ihre Hand hatte ihn todt gedrückt und sein Schmelz glimmerte ihr an den Fingern. Flüchtig schaute sie darauf hin, warf ihn in den Wegstaub und ging weiter.

Ihr kam plötzlich einmal der Gedanke, sie möchte wohl wissen, wie sie denn eigentlich aussehe.

Aber das ließ sich nicht machen, man konnte sich nicht selbst sehen. Sie hatte gehört, es sei möglich, wenn man in ein ruhig stehendes Wasser hineinschaue, doch solches gab's um Gielsperg nicht.

Zu diesem bog sie nun ein Stück an der Berglehne hinauf. Mit unbehauenem Quadergestein, dem Zeichen des grauen Alters, sah der Burgfried von einer Felszacke unversehrt nieder, allein das Gemäuer um ihn lag ausgeschartet zerbröckelnd, der Burghof wüst und verfallen. Einer großen Wolfsrüde schlotterte das zottige Fell um die deutlich sichtbaren Wirbel und Rippen; sie schlug beim Kommen des Mädchens einen hungrigheiseren Ton an, witterte nach der Vorübergehenden auf, ob diese einen Geruch von etwas Eßbarem mit sich bringe, und drückte verdrossen mit lang vorgedehntem Hals den Kopf wieder auf den sonnenheißen Grund. Drinnen befand sich kaum ein wohnlich zu heißender Raum; in fleckigen Wämmsern saßen der Junker Rudolph Gielin und sein Sohn an einem alten, vielfach zerhackten, eichenen Schragentisch mit einer Mittagsschüssel vor sich, aus der sie nach ihren Mienen wenig schmackhafte Brocken hervorholten. Sie sahen mürrisch aus, wie der Hund; kurze Worte, die ihnen vom Mund fielen, besagten, nicht so sehr um der schlechten Kost willen, als weil ihnen ein Wild entwischt war, worauf sie im Morgengrau gepaßt hatten. Was es gewesen, ob Bär oder Schwein, Hirsch oder was sonst, ließ sich aus ihren Reden nicht vernehmen. Keiner nahm vom Eintritt Gundels Vermerk, sie setzte sich gleichfalls wortlos auf die Wandbank und wartete, bis die Beiden von ihrer Mahlzeit innehielten; dann zog sie sich die Schüssel heran und aß den kärglichen Rest. Neben Werner Gielin

stand ein verbeulter Zinnkrug, den hob er und stülpte ihn über seinen Becher, doch es lief kein Tropfen mehr heraus. Nun schlug er mit einem Fluch das klappernde Gefäß auf den Tisch, sah grimmig seiner Schwester in's Gesicht und stieß aus: „Bist Du auch noch da, den Topf auszuschlecken? Wozu füttern wir Dich mit? Du solltest schaffen, daß Speck hineinkommt!"

Er biß sein unwirsches Gepolter ab, maß sie großverwunderten Blicks mit den Augen und fuhr schrillstimmig drein:

„Gott's Tod, Vater, schaut's an! Säß' ein Bub da, sagt' ich, ihm wächst der Mannesflaum um's Kinn. Ihr habt eine Tochter, die sich putzt, wenn sie den Brustlatz abthut. Wär's meine, ich thät' sie in ein Haus mit guten Frauen zu Colmar oder Basel, da griffe sie uns nicht den Bissen vor'm Zahn weg, sondern brächt' Euch Gold in den Sack."

Gundel sah ihn an. „Bist verrückt worden? Meinst, da läg' das Gold auf den Straßen und ich könnt's aufsammeln? Geh' Du hin und thu's, wenn Dein Kopf so einfältig ist, daß er's glaubt."

Der alte Junker Rudolf knurrte: „Da wär's nach Murbach näher. Hochfürstliche Gnaden legen gern Sprenkeln im Hag. Vielleicht — was trabt da über den Berg?"

Er stand auf und warf einen lauernden Blick durch die Fensterhöhle hinaus. Drunten auf der Straße zogen ein paar hochbeladene Maulesel, von ihren beiden Eigenthümern und einigen reisiggewappneten Knechten zu Fuß geleitet, thalaufwärts.

Sichtlich waren's Handelsleute, die mit ihren Waaren dem Paßweg über's Gebirge in's Lothringische zutrachteten. Die Zunge Rudolfs Gielins brachte einen kurzen scharfen Schnalzlaut hervor, der den Kopf seines Sohn's herumfahren ließ. „Was giebt's?" Dann saß Gundel allein am Tisch; in einem Zimmer nebenan scholl eine Weile Eisengeklirr, danach war's still. Die beiden Junker und der einzige Knecht, der mit ihnen hauste, stiegen eilfertig zu einem Geschäft weglos gradauf den Berg hinan, auch der große Wolfshund begleitete sie und schnupperte ab und zu voraus in die Luft. In der öden Burg war's lautlos, nur ein braunes Thurmfalkenpaar jagte sich droben kreischend um den Burgfried, und nur die alte Madgard, die Hausschaffnerin, hockte, einen Rosenkranz abfingernd, in dem schwarz verrußten Küchenloch an der kalten Herdasche. Zu ihr ging Gundel und fragte: „Weißt Du, wer die guten Frauen in Colmar und Basel sind? Giebt's bei ihnen zu essen?" Die Alte schlug hastig ein Kreuz über Kopf und Brust und stierte das Mädchen an. „Führ' uns nicht in Versuchung," brachte ihr zahnlos murmelnder Mund heraus. „Die guten Frauen? Was willst Du mit ihnen, Kind? Erlös' uns vom Uebel! S'ist Todsünd', was sie schaffen — unser täglich Brot gieb uns heute! Die sind Brot, im Höllenofen gebacken, zur Kost für die Schür-

knechte des Belzebub. Benedeite Mutter Gott's, bewahr' uns in unsrer Reinheit!"

Gundel zuckte die Achsel, daß sie sich auf eine Frage an die alte Vettel eingelassen. Starrend und triefend von Unflath, hockte sie da, und die Mutter Gottes sollt' sie in ihrer Reinheit bewahren; fast hätte Gundel Gielin aufgelacht. Zu dumm war's, wie das Beten überhaupt, von früh-auf hatt' es sie angewidert. Als kleines Kind hatte sie auch zum öftern die Finger gefaltet: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Aber Niemand gab's, der Hunger fraß danach um so ärger. Nichts als Narrheit war's mit Gott und der Mutter Gott's im Himmel, und Sünd' und Sünden-strafe gab's auch nicht, davor fürchteten sich bloß die Dummen. Man mußte selbst die Hand brauchen, das zu bekommen, was man wollte; nur konnte ein Mädchen das nicht. Es hatte nicht die Leibeskräfte dazu, war von der Natur schwach und ohnmächtig in die Welt gesetzt.

Gundel dachte erbittert darüber, wie sie benachtheiligt worden, daß sie kein Mann sei. Da wär sie heut mit ihrem Vater und Bruder in's wilde Gebirg hinauf und würde anders bei ihnen gelten, am Tisch nicht Schimpfreden als Zukost zu schlucken haben. Sie wußte, daß die beiden nicht vor dem Morgengrau heimkehrten, ihr Weg mußte weit umgehen und ihr Waidwerk heischte die Nacht. So ward's und legte diese sich mit Sterngefunkel über die verlassene Burg, in deren Dunkel Gundel Gielin allein saß.

Schatten und weißliche Schimmer gingen draußen, und Eulen fauchten an ihrem Fenster vorbei, aber das rührte sie nicht an; auch vor Gespenstern fürchtete sie sich nicht. Sie selbst konnte jetzt wie ein solches erscheinen, oder mehr einem marmornen Standbild gleich, wie man sie drüben im italienischen Lande als Gedächtnißmale uralter Zeit da und dort aus der Erde grub und Künstler sie in weißem Gestein nachbildeten. Denn Gundel bereitete sich in ihrer unwirthlichen Kemenate zum Schlafen und warf dazu nach Brauch der Zeit Alles, was sie an Kleidung trug, von sich. So umflimmerten die Sterne kurz und mit einem geheimnißvollen Glimmerschein ihre völlig gewandlose, wundersame Gestalt, dann schwand diese unter der Wolfsfelldecke ihres harten Lagers. Die Fensterluke war unverschlossen, und die riegellose Thür klaffte; wer Lust dazu besaß, konnte durch die Finsterniß hereintreten, hier, wie überallhin in die unbewachte Burg. Doch der Gedanke kam Gundel nicht; wer sollt' es thun und wozu? Bei ihr war nichts zu rauben oder zu stehlen, wie in keinem anderen Gelaß. Sie schlief ein und dachte als letztes, morgen Mittag werde sie sich satt essen. Das hieß, wenn der Ritter von Ungerstein seine Zusage hielt. Eigentlich konnte sie's nicht glauben; er hatte es wohl gesagt, aber keinen Grund, morgen noch daran zu gedenken.

Die Sonne weckte sie; in der Nacht waren ihr allerhand Träume gekommen, sie wußte nicht mehr was. Doch wie sie aufgesprungen stand

und das Gesicht über die irdene Schüssel bückte, um sich zu waschen, fiel ihr ein, unter ihren Augen sei ein ruhig stehendes Wasser, in dem man sich selbst sehen könne. Indeß, wie sie's auch versuchte und den Blick anstrengte, sie nahm nichts gewahr, als die Schüssel und das Wasser.

An noch Eins erinnerte sie sich, aus dem Traum oder von gestern her. Es war ihr wohl in jenem rückgekehrt, und mit einem sonderbaren lüsternen Trieb kam's' über sie. Ohne umzuschauen, ob ihr Vater oder Bruder heimgekommen seien, verließ sie die Burg, stieg an der Berglehne empor. Sie hielt ein Ziel droben auf dem Felspfade im Auge, wußte, daß sie dort finde, wonach sie trachtete. Nun erreichte sie's, eine hohe Tollkirschenstaude ebenfalls schon mit einigen schwarzgereiften Beeren bedeckt; Nachtthauperlen funkelten noch auf den Blättern, wie an Kraut und Halm rundumher. Die Hand streckend, setzte sie den Fuß vor; da fuhr neben diesem ein Zischen gegen sie auf, unter dem giftigen Strauch wand sich blitzschnell eine schwarze Höllennatter empor, ringelte sich ihr über den Schuh um das bloße Gelenk und hob steil den wüthig züngelnden Kopf an ihr in die Höh'. Gundel kannte die Gefahr, wußte, ein Biß in das nackte Bein sei der Tod, doch sie erschrak nicht, machte keine hastig abschüttelnde Bewegung. Ruhig bückte sie das Gesicht nah gegen die Schlange hinab und sagte: „Was willst Du?" Ein paar Wellenschläge des frischen Morgenwindes lang sahen beide sich so an, heftete die Viper den Blick in die schwarzen Augensterne über ihr. Dann bückte sie langsam den Kopf herunter, und nun schneller, und löste ihren Schuppenleib von dem Fußknöchel, und wie furchtgejagt schoß sie davon, in einen sichernden Erdschlupf hinein. Eine lächerliche Furcht des giftstrotzenden Ungethüms war's, doch Gundel Gielin lachte nicht, ihr regte es nicht Verwunderung. Sie hatte schon manchmal erfahren, daß sie Macht besaß, solcher Art ein bedrohliches Gethier zurückzuschrecken, auch die Wildkatze, den Wolf, den Luchs, und sie pflückte gleichmüthig jetzt zwei der dunklen Beeren, nach denen ihr Gelüst stand, und begab sich wieder bergab.

Als sie zur Burg kam, waren die beiden Junker zurückgekehrt, doch merklich wenig zufriedengestelt vom nächtlichen Anstand. Sie sahen noch wild-verdrossener aus, als Tags zuvor; Stein und Dorn mußte sie im Wald arg mitgenommen haben und die Jagdbeute ihnen trotzdem wieder aus den Fingern entwischt sein. Oder Bärenkralle und Eberzahn waren ihnen grimmig in's Fleisch gefahren; blutrünstig lief ein Riß von der Stirn bis zum Kinn über Werner Gielins Gesicht, und sein Vater schleppte beim Auftreten lahm den rechten Fuß. Der Knecht war nicht wieder mit heimgekommen, nur der Hund, der ächzend in einer rothen Lache am Boden lag. Gundel sah's, doch fragte nicht, was und wie's geschehen; sie hütete sich nur, den übel Zugerichteten in den Wurf zu kommen, denn über die beiden besaß der Blick ihrer Augen keinerlei Macht. In ihre Kammer schlüpfend, nahm sie die mitgebrachten Beeren, zerquetschte sie zwischen den

Fingerspitzen und tupfte sich mit dem Saft zwischen die Lider. Danach trieb sie's; Diepold von Zellenberg hatte gesprochen, wenn sie das thäte, müßte ihr jeder Schatz gehören, den sie wollte. Zu vermuthen stand, sie könne dann gleich einer Wunschruthe das Gold und Edelgestein in der Erde schauen.

Ein kurzes ätzendes Brennen ließ ihr nun die Wimpern zusammen zucken, verging indeß rasch, und sie konnte die Augen wieder öffnen. Aber beim Aufschlagen der Lider sah sie nichts vor sich, als ein gelb in einander rinnendes Geglitzer der Sonnenstrahlen; wie blind stand sie mit weit aufgerundeten Sehringen, aus deren Tiefe ein metallisch grünliches Geleucht kam, gleich dem Glimmerschein im überschatteten Blick eines Raubthieres. Erst gemach tauchten ihr vor den lichtgeblendeten Augen wieder die Umrisse und Farben der Dinge hervor, doch nur in der Weite. Was nahe war, lief ihr verschwommen undeutlich durcheinander.

Da scholl Hufschlag vor der Burg und jetzt drinnen im Hofraum; gleich darauf rief die rauhe Stimme des Vaters ihren Namen. Unsicheren Schrittes ging sie hinaus und gedankenverworren; Knechte standen draußen und vor ihnen, aus dem Bügel gestiegen, ein Reiter, den sie nur wie durch ein flimmerndes Maschennetz wahrnahm. Doch an seiner Ansprache erkannte sie Herrn Wilhelm von Ungerstein, er sagte: „Ich komme selber, Kunigund, Dir das gestern Verheißene zu bringen —"

Bei dem Wort hielt er und stieß, sie anblickend, nach: „Was herbergt Dein Angesicht? Deine Augen sind schwarz, und doch werfen sie Gefunkel wie Diamant."

Man sah dem Ritter an, er war erregt an Leib und Sinn und mußte Athem schöpfen, ehe er wiederum sprechen konnte:

„Ich hab' ohne Schlaf die Nacht gelegen, denn mich ließ nicht, es ist gar einsam in meinem Haus. Da überfiel mich's, hierherzugehen, daß ich Dich früge, Kunigund, ob Du zu mir auf die Burg kommen willst."

Gleich einem Pfeil, der bereit auf der Bogensehne liegt, schoß es vom Munde Gundel Gielins:

„Ja, ich gehe mit Euch, als wär' ich Eure Tochter."

„Nein — ich hab's besser bedacht —" der Ungersteiner stockte ein wenig mit der Zunge an und drehte den Kopf gegen den alten Gielsperger: „und bin zum Entscheid gelangt, Herr Junker, bei Euch um Eure Tochter zu meinem Ehegemahl zu freien."

Aus der Kehle Gundels brach ein Ton, wie ein vom Speer getroffenes Wild ihn ausstößt, und wie dies sich im Dickicht birgt, lief sie in ihre Kammer davon. Sie sah nichts und wußte nicht, was sie wollte; tappend griff sie mit der Hand nach der irdenen Waschschüssel, warf diese zu Boden, daß schütternd die Scherben umherflogen. Nun kam ihr Vater hinter ihr drein, umkrallte ihr mit sehnigen Fingern von rückwärts den

Nacken und raunte drohend an ihr Ohr: „Wenn Du ‚nein‘ sprichst, würg' ich Dich, Dirne!“

Auf einmal war sie ganz ruhig, duckte sich nur unter der Faust fort und gab zurück: „Weshalb sollt ich's? Glaubt Ihr, ich sei von Verstand?“

Dem Alten flog überrascht heraus: „Du willst seine Frau werden?“

„Wenn er's für besser hält. Was geht mich das Wort an, ob Tochter oder Frau? Viel klüger ist's, als Frau bin ich die Herrin und kann nehmen, was ich will.“

„So komm und sag's ihm!“ Mit zitternder Gier in den Augen drängte Rudolph Gielin sie zur Thür, stieß, als sie auf den Burghof zurückkamen, aus halb keuchender Brust: „Sie gehört Euch, Herr Ritter!“

Der Angesprochene versetzte: „Deinen Handschlag, Kunigund, Du wirst es gut bei mir haben.“

„Ja, ich denk's mir, wunder gut!“

Sie hielt seine Hand, scheulos, mit den Fingern sich d'rum festklammernd, als sei's ihr bang, wenn sie loslasse, könne die seinige ihr wegschwinden. Es schien, sie gedenke, gleich mit ihm zu gehen; seine Augen strahlten Glanz aus und sein Arm zitterte. Von ihrem Anblick unter der Asche der Jahre in ihm heraufgeschürte Leidenschaft, die ihn über Nacht zu seinem jähen Entschluß fortgerissen, übergoß die Runzeln seines müden Gesichts mit einem Wellenschlag jugendlicher Lebendigkeit. Er wollte sie in die Arme ziehen, doch bezwang sich in Gegenwart der beiden Junker und der Knechte. Aber desto ungestümer trieb's ihn zur schleunigen Festsetzung der Hochzeitsfeier, und er traf Abrede, daß sie nach wenigen Tagen stattfinden, seine Braut alsdann zu ihm kommen solle, wie sie stehe und gehe, sonder Mitgift, er halte Alles bereit. Widerstrebend ritt er von dannen, bis zum Letzten wie mit zaubergebannten Augen nur an Gundel Gielin hangend.

Die Zurückbleibenden setzten sich zum reichen Mahl, das die Knechte des Ritters mitgebracht, Wildeberkopf, Hirschkeule und Krüge voll besten Gebweiler Wein's. Es war ein Schmaus auf Gielsperg, wie er seit Gedenken nicht gewesen, Gundels weiße Gesichtshaut durchfloß sich mit röthlichem Schimmer. Ihr Vater sprach: „Laß sie mit ihren Eseln zum Teufel traben! Der Fang, den wir heut gemacht, läßt ein umsonst geschundenes Bein an's Bein binden.“ Trunken lachte Werner Gielin: „Der graue Fettwanst im Dachsloch — ich schütt's durch die Kehle auf sein Gebein! Daraus fließt beſſ'rer Saft als zu Colmar und im Pfaffensprenkel. Und dies auf das Fleisch und Blut, das doch zu etwas nutz ist.“ — Aber der Alte winkte ihm mit gerunzelten Brauen, zu schweigen; er verhielt sich achtsam, fast unterwürfig gegen seine Tochter, ihr fuhr heut' kein rohes Wort von ihm in's Gesicht.

Am vierten Tag nach diesem trafen um die Mittagszeit Knechte mit

einer Sänfte ein, darauf ließ der Ritter von Ungerstein seine Braut zur Hochzeit in's Schloß tragen. Wider die heiße Sonnenglut wölbte sich über ihr ein purpurner Baldachin, drunter leuchtete ihr Haar; aus der Weite schien's, als schwebe eine große Blüthenglocke des roth funkelnden Fingerhutes über den Weg hinunter. Wie sie an die Einmündung des Murbachs in die Lauch gelangte, klang ihr der Gesang der Bauerndirne, den sie hier gehört, im Ohr auf:

„Es wehte der Wind ihr die Wang' zu roth,
Sie ging so unter in Lebens Noth —
Sag' ade —"

Auch ihr war die Wange roth geworden, sehen konnte's sie nicht, aber fühlte ihr Gesicht heiß von der Erwartung. Denn sie ging nicht unter in Lebensnoth, sondern Lebensherrlichkeit lag ihr zu Füßen. Richtig war's mit dem Saft der schwarzen Beeren im Auge gewesen, der Schatz ihr geworden, nach dem sie getrachtet. Gundel Gielin klammerte die weißen Hände um die Tragstäbe des Baldachins und rüttelte dran, daß der Purpurhimmel über ihr schwankte. Dazu lachte sie, aber sie verstand sich nicht darauf, hatte nicht lachen gelernt. Man sah's nur an den Lippen und Zähnen, klanglos zerging's davor.

Der Ritter von Ungerstein erharrte ihre Ankunft vor der Zugbrücke seiner Burg, hob sie aus der Sänfte und stellte sie dem Schloßgesinde als die neue Herrin dar. Dann diente eine Kammermagd ihr als Führerin zu dem Gemach, wo sie sich für die Trauung schmücken sollt. Durch mehrere wohlausgestattete Vorstuben ging's dorthin; kunstvoll gearbeitetes Hausgeräth, Zierrath und Schmuck mancher Art, wie sie dergleichen nie gesehen, erfüllten die sorglich gehaltenen Räume. Als sie in den zum Ankleiden mit Allem bereiteten Raum eintrat, bog sie stutzend den Kopf nieder, denn sie vernahm plötzlich ihren Fußtritt nicht mehr, ein weicher Teppich deckte den Estrich. Rasch indeß begriff sie's und sagte, „Das ist gut, ich will nicht frieren, wenn der Winter kommt." Auch die Wände des traulichen Gemaches waren mit Gewirken behängt und die Fensteröffnungen von durchscheinenden, in Oel getränkten Häuten verschlossen; dadurch kam trotz der Sonnenhelle draußen ein gedämpftes Licht, fast wie leis dämmernd, in die Stube. Gundel Gielins Miene drückte keine Ueberraschung, doch Befriedigung aus; was sie um sich wahrnahm, ward ihr Eigenthum heut' und gefiel ihr. Aber nun stutzte sie nochmals und fragte, grad' vor sich hinschauend: „Wer ist das?" Die Dienerin verstand's nicht und versetzte: „Was meint Ihr, Herrin?"

„Die dort. Was thut sie hier?" Gundels Hand deutete auf eine ihr nur ein halb Dutzend Schritte gegenüberstehende weibliche Gestalt, unscheinbar gewandet, doch von hoch-schlankem Wuchs und weißem Antlitzglanz. Drüber fiel goldrothes Haar von Scheitel und Schläfen, und zwei

Augen, den reifen Beeren des Tollkirschenstrauches gleich an Farbe, blickten Gundel entgegen.

Jetzt erwiderte die Magd: „Das matte Licht verursacht Euch Täuschung, Herrin; es steht Niemand dort, als Ihr selber in Eurem Spiegelbild.“

Da fuhr's mit einem Ruck durch alle Glieder Gundel Gielins, wie wenn ein flügge werdender Nestling sich beim Habichtsschrei in Schreck zusammenduckt. Sie stand, sich nicht regend, ohne Wort und auch ohne Athemzug. Danach sprach sie befehlerisch: „Hole mir Wasser, ich habe Durst vom Weg.“

Die Dienerin ging, und die im Gemach Bleibende sah ihr Wiederbild an. Leise, Schritt um Schritt, bewegte sie sich auf sich selbst zu, doch anhaltend, lautlos-vorsichtig, gleich einer Katze, die einen Vogel beschleicht. Dann schnellte sie sich plötzlich, mit der Hand ausgreifend vor, und stieß hart gegen die glimmernde Fläche des großen Metallspiegels an der Wand. Halb verdutzt wich sie zurück; da stand sie wieder vor sich und schaute sich mit den schwarzen Diamantaugen in's Gesicht, und das Lachen ohne Ton bewegte Gundel Gielins Lippen, daß der weiße Zahnglanz aus dem Spiegel zurückflog.

Maimond war's, und der Rittersaal der Burg stand von frischgrünem Laub ausgeziert; ungeduldig wartete darin Wilhelm von Ungerstein mit den Hochzeitsgästen. Dann erschrak er beinah, denn die Thür ging auf, und es war, als falle vom Scheitel Gundel Gielins flammendes Morgenroth in den Saal und darunter breche aus ihren Augen die Nacht herein. Sie trug ein kostbares, lichtblaues Obergewand von einer Färbung, die, dem abendlichen Föhnhimmel gleich, auf durchschimmerndem grünem Untergrunde zu ruhen schien. Schön um den edelsteinleuchtenden Gürtel gebauscht, flossen und gossen sich die weichen Falten des Kleides auf ein schleppendes Untergewand von goldbraunem Brokat hinab. Droben aber hob sich unverhüllt der schlanke Hals schwanenhaft mit geheimnißvollem Glanz empor, als empfange er ein Zauberlicht von heimlichem Aufstrahl des blickentrückten jungfräulichen Busens. Etwas unsicher in der prangenden fremden Hülle trat die fürstlich Gekleidete in den Saal. Doch wie sie gewohnt war, draußen im Wald und auf der Halde mit reglosem Blick jedes Windzittern eines Blattes zu gewahren, so nahmen ihre Augen ringsum das ungläubige Staunen, das Staunen tonlos bewegter Lippen der Hochzeitsgäste auf. Und sie schürzte die eigene Lippe leicht über die Zähne empor, denn der Spiegel hatte sie gelehrt, das lasse einen Glanz unter ihren Augen ausgehn, wie wenn der Mond durch Nachtgewölk hervortritt.

Der alte Kaplan auf Ungerstein wußte noch von den Göttergestalten der Vorzeit, die das deutsche Volk einstmals verehrt hatte. Vor dem Altar in der Burgkapelle redete er zum Preise der Mutter Gottes, der Beschützerin tugendsamer Jungfrauen und ihres geheiligten Ehebundes.

Aber aus dem Anblick Gundel Gielins geschah's ihm, daß in seinem Munde eine Weile lang die Jungfrau Maria sich zur goldlockigen Walhallsgöttin Freyja umwandelte, deren Abbild, so wie's die Sage der Vorväter schildere, er vor sich zu schauen vermeine. Darin habe der Heidenglaube seiner Vorstellung Alles, was Schönstes auf Erden sei, vereinigt, den Sonnenaufgang, die Sommerzeit und die Liebe, und Odin, der Burgherr Walhalls, sie deshalb sich zur Gemahlin gekürt, auf daß sie, als junge Herrin und Hausfrau neben ihm waltend, seiner Tage Freude sei. Dann kam's dem Kaplan wohl zum Bewußtsein, solch' preisendes Gedächtniß heidnischer Götzenbilder, die eigentlich nur eine Vermummung und Bosheit des Teufels gewesen, nehme sich verwunderlich in einer christlichen Vermählungsansprache aus, und er gelangte auf den richtigen Weg zurück, daß er zum Schluß fragen konnte: „Und wollet Ihr also im Namen dieses dreifältig gegenwärtigen Gottes den Sacramentbund der ehelichen Gemeinschaft schließen, des Gelöbnisses der Eintracht, Fürsorge und Treue, bis daß der Tod Euch trenne, Ritter Wilhelmus de Ungerstein und Jungfrau Kunigunda Gielin de Gielsperg, so sprechet vor Gott und mir und dieser Zeugenschaft ‚Ja!'"

Eilig folgte der Ritter dieser Aufforderung mit seinem „Ja", die an seiner Seite Knieende wiederholte das ihrige zweimal, als scheine die doppelte Bekräftigung ihr, einem zwiefach umgelegten Bande gleich, von sichererem Halt. Dann saß Kunigunde von Ungerstein an der blumengeschmückten Hochzeitstafel, und hinter ihr, wie etwas kaum mehr Begreifbares, lag der lange Hunger Gundel Gielins. Nie zuvor von ihr gekostete Speisen breiteten köstlichen Geruch um sie, in ihrem Goldbecher funkelte der Wein, und Diener stürzten auf den Wink ihrer Hand. Sie aß und trank, zerpflückte die Rosen des Straußes vor ihrem Sitz und warf die duftenden Blätter in die Luft. Hierhin und dorthin wandte sie den Blick einem der Hochzeitsgäste kurz in's Gesicht. Eine Prüfung war's, die ihr, zu erneuen, Lust bereitete, denn sie hatte erfahren, wen sie ansah, den überfiel's wie ein Zauberbann, daß er die Augen nicht von ihr verwenden konnte. Und sie begehrte nicht mehr, ein Mann zu sein, wußte seit heut', die Natur habe sie nicht als schwach und ohnmächtig benachtheiligt. Durch die Adern klopfte ihr ein Pulsschlag, mit wehrloser Hand sei sie stärker als jeder eisenbeschirmte Arm mit drohendem Schwert.

Ein langes Bechergelage folgte dem Festmahl, frei lösten sich die Zungen, ungebundene Rede klang. Die Gäste, zumeist Ritter und Junker der Nachbarburgen und der Gebweiler Geschlechter ließen manch' unverhaltenes Wort fallen über den Hochmuth und die Habgier des Murbacher Hundes; oft klirrte ein Becher wider den Pokal Herrn Wilhelms von Ungerstein, und zum überschüttenden Anstoß klang ihm laute Bewunderung der Schönheit seines jungen Weibes. Auch der Neid barg sich nicht; zwischen Glückwunsch und Witzwort fiel hie und da ein zweischneidig

lachender Ton, leis spöttischen Klangs, der dem greisen Haar des Bräutigams galt. Am Ungemessensten sprachen dem Weine der Junker Rudolph Gielin und Werner zu. In den Festgewändern, die sie von ihrem neuen Schwäher erhalten, fochten sie, als die Dämmerung einbrach, schwertrunken mit Fäusten und Füßen umher. Ihre Zungen lallten, doch sie herrschten das Gesinde um frische Weinkannen an, als seien sie die Herren des Schlosses.

Gierig trank ihr Ohr den vielstimmigen Schönheitsruhm der neuen Burgfrau ein; stolpernd trat Rudolph Gielin gegen Wilhelm von Ungerstein heran und stieß, auf den Tisch schlagend, trotzig aus:

„Ihr habt billigen Kauf gemacht für heut' Nacht, Ritter — bei Eurem Grauschädel, Ihr müßt drauf nachzahlen, Eidam!" Und er schoß sinnlos vornüber auf den Estrich.

Die Edelfrauen hatten Gundel mit sich in ein anderes Gemach genommen, wo sie das Ende des Trunkkampfes abwarteten. Sie priesen und bewunderten auch, doch die Gewänder, den Gürtelschmuck der jungen Frau. Ohne die Miene zu regen, hörte diese das Lob ihrer Kleidung und mit angespanntem Ohr da und dort ein heimliches Gezischel, das sie lehrte, hier versage ihre Macht, über Gleiche ihres Geschlechts übe sie keine Herrschaft. Und sie zog die Lippen nicht zum Lachen herauf, sondern zwischen den geschlossenen drückte sie die Zähne aufeinander.

Dann durchscholl Hörnerruf die Burg, ungeduldig ließ der Ritter zum Aufbruch der Gäste blasen. Sie rafften taumelnd ihre Besinnung zusammen, daß es Zeit sei, dem Hochzeitshause den Rücken zu kehren. Bald loderten Fackeln zum Thal hinab, zweigten sich hierhin und dorthin auseinander, den Heimzug nach Stadt und Schlössern deutend.

So ward es still auf der Burg. Im Hof, in den Gängen und Wohngemächern wurden nach und nach die Pechpfannen und Kienspäne ausgelöscht; alle Zugehörigen hatten des Festlärms genug und begehrten nach Ruhe. Auch die neue Schloßherrin war ermüdet; im Saal auf einer Bank sitzend, lehnte sie den Kopf zurück, die Lider nickten über die Augen. Sie glaubte, wach zu sein, doch befand sich im Halbschlaf, im Traum, denn hinter ihr hörte sie eine Stimme sprechen: „Bist schon satt von gutem Ding in der Welt und willst Dich für die Raben füttern?"

Nun drehte sie die Stirn; das mußte Diepold von Zellenberg geredet haben. Und wie sie jetzt offenen Blicks vor sich hin sah, stand er auch da — oder nein, er war's nicht, ein Anderer. Ein paar Augenblicke schaute sie diesen ungewiß an, dann erkannte sie den Ritter von Ungerstein und besann sich, wo sie sei. Er sagte: „Ich suchte nach Dir, Kunigund, es ist spät geworden."

„Ja, ich bin müde, wo ist meine Schlafkammer?" erwiderte sie halb gähnenden Ton's. Nun faßte er ihre Hand: „Ich bringe Dich dorthin," und sie stand auf.

Seine Zunge sprach ein wenig schwerfällig, und sein Schritt schwankte

leicht, wie er sie durch einen langen, fast lichtlosen Gang fortführte; im Gehen schon halb wieder schlafend, setzte sie neben ihm die Füße vor.

Vom Belchengipfel herab kam der Bergwind, drückte durch ein unverschlossenes Fenster gegen eine Thür, die ihr Führer öffnete, und lief summend an den Wänden um. Der Himmel war verhängt, ein paar Sterne flimmerten noch matt, doch loschen unter einer Dunstdecke aus, und die Nacht legte schwarzes Dunkel auf Ungersteinburg.

* * *

Der Chronist schreibt:

„Weil er nun derselbigen den Zaum zu lang gelassen, hat sie große Schulden gemacht, gebanketirt, ihren Vater und Bruder, die zuvor in großen Schulden steckten, oft zu ihr berufen und ihrem Gemahl von Kleinodien, Geld und Früchten abgetragen, seine Gültbriefe versetzt und was ihr möglich gewesen, Vater und Bruder zugestoßen.“

* * *

Auf dem Schloß über dem Ausgang des Lauchthals als Herrin saß in Sommerglanz und Glut Frau Kunigunde von Ungerstein. Ihr Gesicht war nicht mehr blutlos und hungerblaß, sondern gleich den Rosen im Würzgarten der Burg. Wer aus Nähe und Weite des Oberrheinthals hinauf und hinübersah, that's mit begehrlichem Blick, und das Blut klopfte ihm schneller. Denn Ungerstein herbergte das schönste Weib, von dem die Jungen und das Gedächtniß der Aeltesten wußten; Liedweisen sangen auf den Straßen von einer Zauberblume aus alten Mären, die im Gemäuer der Burg blühe. Wer sie angeschaut, der sei geblendeten Auges, gleich als ob er in die Sonne geblickt, und sein Sinn unheilbar bethört. Die Frauen dagegen redeten, droben sitze der weißhaarige Abraham, in seinem Patriarchenalter bethört von Hagar, einer schlechten Magd, daß ihre glatte Haut das Gedenken an seine Sarah, die ihm vierzig Jahre Genossin gewesen, ausgelöscht habe. Doch wie die letztere ihm keinen Isaak zum Erben gebracht, so fand der neidische Vergleich auch nicht an einem Ismael Anhalt.

Mit Lustbarkeit aber begann auf dem Schloß jeder Tag, und mit lärmenden Rauschfreuden des Trunkgelags schloß er. Edelfrauen und Jungfrauen hielten sich wohl fern, doch die Junker ringsumher fanden sich täglich zu Kurzweil und Gasterei, Becherei und Umtanz ein; schmucke Bürgerstöchter aus Gebweiler waren bereitwilliger, kamen der Einladung nach und ließen sich in ausgelassenem Wirbel durch den Rittersaal umschwenken. Als ständige Gäste saßen Rudolph und Werner Gielin zu Tisch. Sie trugen prunkende Gewänder, Goldketten und edelsteinglimmerndes Wehrgehenk, zogen nicht mehr auf nächtliche Pirsche aus, sondern leerten oft bis zum Morgengrau die Kannen auf Ungerstein. Wenn sie ihren

Rausch verschlafen, taumelten sie thalauf, in Augenschein zu nehmen, wie das verfallene Mauerwerk von Gielsperg durch ein halb Hundert ungersteinische Hörige gebessert und neuaufgebaut wurde; von der Katze im Kopf gekrallt, schlugen sie fluchend mit Faust und Stecken in die Leibeigenen, als seien's die ihrigen, d'rein.

Was im Burghof bei Fackelgeleucht oder im Mondlicht auf dem Anger getanzt wurde, waren aber nicht feierliche Tänze, wie Branle und Pavane, auch nicht Volte oder Gaillarde in munterem Tact, vielmehr nach Art des niederen Volkes vor den Schänken, bei der man, und die Mägde kaum minder, „eines klafters lank und noch hoher sprank", und dem Spielmann im Chor zusang:

„Mach' uns den krummen Reihen, den man hinken soll,
Das gefällt uns allen wol!
O Du frecher Spielmann, mach' uns den Reihen lang!
Heia, wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang."

In Städten und Orten umher redeten die Ehrsamen von den Gebweiler Töchtern, es werde droben vor dem Schloß in den Nächten zu manchen Malen „argwöhnisch und unehrlich" getanzt.

Oftmals auch, wenn drunten im Thal vor oder in der Stadt eine Lustbarkeit war, Hochzeit, Festreigen und Bankett, ritt Kunigunde von Ungerstein auf ihrem silbernbeschirrten Zelter dorthinab und warf Funken und Feuerblitz in die Augen der Jungen und Alten, wo sie nun, gleich mittägigem Sonnenglanz, in topasfarbenem Gewand, nun in purpurrothem, wie nächtliches Brandgeloder, erschien. Ihr Hunger war gesättigt und verschwunden, die Speisen auf dem Tisch ließen sie gleichgiltig. Doch sie liebte den süßen Wein vom Südland, raschkreisenden Tanz und das pfeilgeschnelle schwirrenden Witzwortes. In kurzen Monden war sie selbst Meisterin behenden Zungenspiels geworden; nur in den schallenden Lippenausbruch, den sie häufig dadurch um sich wachrief, stimmte sie nicht laut mit ein, hörbar lachen konnte sie immer noch nicht. Im Anfang begleitete ihr Gemahl sie zu den auswärtigen Gastereien und Kurzweilen, dann indeß befiel ihn ein übler Husten mit Schwäche, die ihn nicht in den Bügel steigen ließ, und er bat sie, gleichfalls mit ihm auf der Burg zu verbleiben. Doch sie erwiderte beim ersten Mal, daß sie Gelöbniß gegeben, drunten an dem Fest theilzunehmen, und ritt mit ihren Geleitsjunkern zu Thal. So ward's Brauch, daß er stets allein oben zurückblieb.

„Das hat Herr Wilhelm ihr zugelassen, es ihrer Jugend zugeschrieben und sie dessen nichts entgelten lassen."

Ein heißer Reiz trieb Kunigunde von Ungerstein, die Gewalt über jeden Mann auszuüben, von der Gundel Gielin nichts gewußt, doch sie sah Keinen mit anderen Augen an. Sie hatte Alles, wonach sie begehrte, und mehr noch als ihre Herrschaftsmacht köderte es sie mit Lust, das

geheime Glimmern unmächtigen Neides in den Frauenaugen zu lesen. Ungersteinburg war einem Thron gleich, unter dem ihr das weite Land am Rhein zu Füßen lag; triumphirend sah sie d'rauf nieder. Nur wenn ihr Blick gen Nord gerieth, drehte sie ihn kurz wieder ab. Dort schlossen vor der Ausschau ihres Fensters die rappoltsteinischen Burgen den langhingedehnten Gebirgsrand ab und glühten zuweilen im Abendroth absonderlich, dreien Fackeln ähnlich auf. Das regte der Hinüberschauenden ein Mißgefühl; sie wußte sich nicht zu sagen, warum, doch ihre Augen fanden an den drei Schlössern kein Gefallen.

So verging der lachende Sommer, mählich färbten die Laubwälder an den Berghängen sich gelb und braun. Da gab's eines Tags auf Ungerstein lautes Gelärm. Trunken, wie fast stets, kam Werner Gielin und forderte Ungebürliches von Diebold Lochmann, dem alten Oberschaffer der Burg, den der Ritter schon vor langen Jahren von seinen Anverwandten, dem Grafen von Rappoltstein als treuen Dienstmann erhalten und in Ehren hielt. Zu dem Wortwechsel, der sich darüber erhob, trat Herr Wilhelm von Ungerstein aus der Thür, gegen den nun trotzigen Mundes sein junger Schwager sich wendete und von ihm eine große Summe Geldes begehrte, denn er wolle nach Insbruck an den Hofstaat des durchlauchtigsten Erzherzogs Sigmund, des Regenten der österreichischen Vorlande, und sich dort seinem Edelrange und Geschlecht gemäß behaben. Doch der alte Lochmann hob als Warner die Hand dazu: „Gestrenger Herr, Ihr gerathet noch, so Ihr nicht Widerstand leistet, durch Eure Schwäher von Hab' und Gut, Burg und Land." Und der Ritter, dem selbst so hohe Auszahlung zu leisten, kaum möglich fiel, gewann zum ersten Mal die Stärke, die freche Anforderung abzuschlagen. Da gerieth der Gielsperger in schäumende Wuth, trat mit dem Fuß nach dem sorglichen Mahner, daß dieser über eine Treppe hinabstürzte, und verschwor ihm den Tod, wenn er ihn wiederum betreffe. Tobend und fluchend aber drohte er dem Ritter, wiederzukommen und „einen Rumor auf Ungerstein anzufangen, daß man lang davon reden solle im Land." So verließ er, mit Wort und Blick Schlimmstes verheißend, die Burg.

* * *

Der Chronist schreibt:

„In solchen Nöthen rufte Herr Wilhelm den von Rappoltstein um Hülfe und Beystant an, daß derselbige ihn wider seines Schwähers und Schwagers unbillige Gewalt schützen und ihm Rath und Hülfe leisten wollte, damit er des großen Schuldenlasts entledigt, seiner Feinder täglichen Ueberfalls entladen und also eine eingezogene Haushaltung führen möchte."

* * *

Am dritten Tag, nachdem diese Briefbotschaft gen Rappoltsweiler abgegangen, kam nach Ungerstein mit stattlicher Gefolgschaft von Gewappneten ein vornehm, ruhig und ernst blickender Herr zugeritten. Es war der Graf Wilhelm von Rappoltstein, das derzeitige Haupt des großen Geschlechtes, welches sich vor drei Jahrhunderten von dem schwäbischen Derer von Urslingen, Herzogen von Spoleto, abgespalten und das gleiche, dreifach beschildete Wappen derselben fortführend, in's Elsaß herübergekommen war; vielleicht mochte die Erbauung dreier Burgen auf einer Burghöhe der Absicht entsprungen sein, jenes Wappen im Großen bildlich darzustellen, denn die Schlösser standen in nämlicher Art und Figur, wie die drei urslinger Schilde, zusammengereiht. Der Graf hatte mannigfach Leidwesen erfahren, von vier Söhnen waren ihm die zwei ältesten in jugendlicher Blüthe verstorben, so daß ihm nur die beiden jüngsten und drei Töchter übrig geblieben. Gegenwärtig stand er im sechzigsten Lebensjahr, als einer der mächtigsten und begütertsten Herren im Elsaß. Doch wie er, noch jugendlichen Alters beim Tode seines Vaters die Herrschaft Rappoltstein empfangen, war diese durch Mißwirthschaft langer Zeit mit großer Schuldenlast bedrückt gewesen, der er vermittels Sparsamkeit und besonnener Umsicht möglich abgeholfen und sein Besitzthum so zum jetzigen Stand verbessert hatte. Dergestalt befähigte ihn gründliche Erfahrung, auch anderer Mißwirthschaft durch bedachtsame Anordnungen zu steuern; er nahm alsbald nach seinem Eintreffen genaue Einsicht in alle Verhältnisse der Burg, und da er den Ritter von Ungerstein zu schwachen Sinns erkannte, selbst nach kraftvollem Willen zu handeln, griff er, unter Beipflicht desselben mit fester Entschiedenheit, drein. Kurzweg schaffte er die große Menge überflüssigen Schloßgesindes ab, beließ nur einige reisige Knechte zur Sicherung der Burg, dazu eine Köchin, sowie zur Bedienung der Hausfrau eine Jungfer, und regelte die Lebensführung auf Ungerstein nach bestimmten Vorschriften unter Zuweisung des nöthigen Korns und Weins, wie der Geldessumme, welche im Wochenlauf für die Küchenspeise verausgabt werden dürfe. Diese Festsetzungen waren voll ausreichend zu schicklichem Unterhalt, warfen jedoch einen sicheren Damm wider das Unwesen der bisherigen Vergeudung auf.

Kunigunde bekam der Graf nicht zu Gesicht; ihn verlangte nicht danach, und sie hielt sich während seiner Anwesenheit im Frauenzimmer verschlossen, wollt' ihm nicht begegnen. Im Gemach des Ritters aber sprach er diesem mit ernstlichem Rath zu, daß derselbe sich von der Gemeinschaft mit seiner Ehefrau trennen möge. Man rede nicht anders im Lande, als, er sei wie der Ritter Tannhäuser, der auf Ungerstein im Berg der Frau Venus sitze, verzaubert und bethört zu seiner irdischen Schädigung und, zu fürchten sei's, in Gleichem zum Unheil seiner Seele. Auf solche Ermahnung wollte indeß der Verwarnte nicht hören, da er

nimmermehr von seinem Weibe lassen könne und werde, und so ritt der Graf Wilhelm wieder gen Rappoltstein zurück.

„Solche Ordnung hat obgemeldter Kunigunden nicht gefallen, als deren an ihrem Muthwillen wollte abgehen, hat derohalben sich sehr über ihren Herren und Gemahl entrüstet.“

Sie wußte jetzt, warum der Anblick der rappoltsteinischen Schlösser ihren Augen jederzeit Widerwillen eingeflößt habe, und sie schloß das Fenster ihrer Stube, das zu jenen hinausging, mit der Vorsatzlucke, um die Burgen nicht mehr zu sehen. Aber an dem neuen Haushalt, wie er zu Ungerstein geregelt worden, vermochte sie nicht zu rütteln. Eine mächtige und willensstarke Hand lag d'rauf, unter der auch die Gielsperger Junker sich verhehlten Ingrimms zusammenduckten. Denn der Graf stand in gutem Nachbar-Einvernehmen mit der Abtei Murbach, gebot über viel wehrhafte Leute, und es war kaum eines Tages Ritt von Rappoltsweiler zum Lauchthal.

So blieben die Gäste auf der Burg Ungerstein aus, es ward d'rin still, verlassen und langweilig. Zumal da der Winter mit grauem Nebel, Sturmgeheul und Schneegestöber einbrach. Der Wind stieß den Rauch des Kaminfeuers in das Gemach Kunigundes, darin sie frierend und verdrossen saß. Sie wußte nicht, womit sie die langen Stunden durchbringen solle, denn zu lesen verstand sie nicht, hätt's auch nicht gemocht, noch aus weiterem Grund nicht gekonnt, da das einzige Buch im Schloß eine lateinische Biblia vulgata aus der Druckanstalt des Johannes Gensfleisch, vulgo Gutenberg benannt, zu Mainz war. Den Tag über hauste sie deshalb zumeist mit Vrene Gaisweid, ihrer Jungfer, einer Bürgerstochter von Gebweiler zusammen. Die Verona zählte um ein paar Jahre mehr als ihre Herrin, war ein schwarzhaarig-frechäugiges Geschöpf, wohl von altem Kelten- oder Römerblut herstammend, und beschlagen in Volksmären, Abenteuern fahrender Leute und verwunderlich heimlichen Geschichten aus Stadt und Land. Damit unterhielt sie ihre junge Gebieterin und begleitete diese, wenn die frühzeitige Dämmerung kam, zum Thal hinunter. Denn da es keinen Festlärm auf der Burg mehr gab, ritt Kunigunde von Ungerstein allabendlich zu einem Gelag, meistens in der Stadt Gebweiler, nieder und kehrte erst in tiefer Nacht auf's Schloß zurück.

Drunten jedoch, wo sie allmal mit ihrem Vater und Bruder zusammentraf, handelte es sich nicht allein um Schmaus, Trunk und Tanz, sondern inmitten der lauten Lustbarkeit noch um Anderes, ein heimliches Betreiben, von dem der Mund nur raunend redete und mehr der Blick oft, als er. Die Gielsperger Junker hatten es zuerst in's Werk gesetzt, doch regen Eifers leistete Kunigunde Beihülfe dazu.

Es war etwas, das die Mitgenossenschaft vieler Köpfe erheischte und in Gebweiler bereites Gehör fand, zumal wenn die Zauberin von Ungerstein sich Einem zur Seit' setzte, um ihm in's Ohr zu flüstern. Dann

flammte es zwischen den Lidern nicht nur der Geschlechter- und Bürgerssöhne der Stadt, sondern gleichfalls der schon von grauem Haar Ueberscheitelten. Auch viel verwegen ausschauendes Jungvolk von den Straßen fand sich nach und nach in den guten Mauern Gebweilers ein, verblieb darin und nahm mit an den nächtlichen Unterhaltungen Theil. Bei diesen ging die Ehefrau des Ritters Wilhelm, der einsam droben im Schlaf lag, von Einem zum Andern, tanzte und tuschelte mit ihm, daß Jeglicher widerstandslos dem verfiel, was sie von ihm begehrte. Doch sah sie Keinen mit anderen Augen an, als Alle gleicherweise, ob edel oder unedel, schön oder garstig von Gesicht und Gestalt. Das fiel Vrene Gaisweid nicht begreiflich, die gar wohl nach solcher Hinsicht unterschied und manchmal, schwerlich „ehrlicher Weise", mit einem Tänzer geraume Weile aus der Runde verschwand. Auf dem Heimweg brachte sie einige Mal das Gerede darauf, wie jämmerlich es für ein junges Blut sei, einen alten, schwachen Ehgemahl zu haben, sodaß die Jugend freudlos drüber hindorre, wie eine Frühlingsblüthe in kaltem Frostwind. Da halte sie's mit einem kräftigen Arm, der keck und heißblütig den Blüthenast umfasse und sich einen köstlichen Kranz davon in's Haar raube, Beiden zu Lust, Leben und Liebestausch. Doch Kunigunde erwiderte: „Weiß nicht, was Du willst und verstehe Dein Gered' nicht."

Und Vrene gab zurück: „Ob zwar es in Eurem ehelichen Stand nicht glaubhaft scheint, Herrin, seid Ihr doch wohl noch zu jung, in Euch zu tragen, was ich meine."

Wie aber das neue Jahr gegen den Ausgang des Januarmondes vorgerückt war, kam's an den Tag, oder vielmehr an die Nacht, was heimlich im Dunkel zu Gebweiler von den Gielspergern, Vater, Sohn und Tochter geschmiedet worden. Tief lag der Schnee im Lauchthal, als über ihn in mitternächtiger Stille an dreihundert Gewaffnete mit Hebebaum und Steigleitern auszogen, die Fürstabtei Murbach im Schlaf zu überfallen, ihre Mauern zu erklettern oder ihr Thor einzurennen und gierig in den reich aufgespeicherten Schätzen dahinter zu wühlen. Doch der Murbacher Hund war wachsam, biß gar wüthig um sich, und klaffenden Schädels oder speerdurchlöchert röchelnd stürzten die Angreifer vom Mauerrand zurück. Ein Blutkranz umgürtete diesen, als es tagte; auch Rudolph und Werner Gielin lagen reglos weißen Gesichts darin, ohnmächtig und scheu zerstob der Rest des abgeschlagenen Schwarms, sich in der Stadt oder in Busch und Berg vor der Rachsucht des Klosters zu bergen.

Das gab ein großes Gelärm weitum, dem blutiges Strafgericht folgte, wohin die Zähne des Murbacher Hundes reichten; die Stadt Gebweiler mußte in Sack und Asche Buße thun und, was ihr noch übler gefiel, sich mit manchem Sühngulden ihr zeitliches und ewiges Heil von der drohenden Züchtigung des Krummstabes loskaufen. Es lag wohl gegründeter Argwohn auch auf der Frau Kunigunde von Ungerstein, daß sie

bei der Anstiftung ihre weiße Hand mit im Spiele gehabt habe, doch den Ritter selbst konnte keinerlei Verdacht betreffen, und er besaß gute Fürsprache in der Abtei, daß man um seines Alters willen, wie auch der Verwandtschaft mit dem Rappoltsteiner Grafen halber von einer Nachforschung der Umtriebe seiner Ehefrau Abstand nahm und sie unangefochten auf der Burg beließ. Eine Wiederholung solcher Planung stand nicht von ihr zu befürchten; ihre Blutssippe war bei dem mißglückten Ueberfall zu Grund gegangen und die Gebweiler hatten einstweilen genug, auch an Spott und Schimpf von ihren Weibern, daß sie so eitel Narren gewesen, sich durch das Brandhaar und die Kohlenaugen von droben zu solcher Schädigung ihrer Stadt anschüren zu lassen. So war's in dieser für Kunigunde gleichfalls mit Bankett, Reigen und Triumph vorbei, und sie saß auch den Abend lang allein mit ihrer Jungfer im Gemach. Der Südweststurm heulte, feucht und klamm drang der dicke Nebel, der lange Wochen das sonnenlose Oberrheinthal wie eine riesige Tarnkappe zudeckte, durch Fugen und Ritzen herein. Nicht viel anders war's als es vordem in den Wintern auf Gielsperg gewesen, nur daß Gundel Gielin keinen Hunger litt, sich in wärmerem Bett zwischen festen Mauern zum Schlaf legte und Vrene Gaisweib zum Zeitvertreib durch Erzählung abenteuerlicher Mären neben sich im Gemach hatte. Die wußte ein altes Lied von einem Ritter und Minnesänger „Der Tannhäuser", der zu einer „schoenen frowe" in einen Berg gegangen sein solle, um nimmer wieder daraus hervorzukehren. Davon sang sie oftmals eine Strophe:

„Dà stât viol unde klè,
sumerlaten, camaudré,
die werden zitelòsen,
ostergloien vant ich dà, die liljen und die ròsen:
dò wunschte ich, dàz ich sant miner vrouwen solte kòsen."

Und dann lachte Vrene, daß man, wie sie's vernommen, den alten Burgherrn, der drüben in seinem Armstuhl nickte, im Land den Ritter Tannhäuser benenne, da sie unter solchem sich einen gar anderen Edelherrn vorstelle, und sie sang weiter:

Dù diu tàvel runde was,
da wir dò schoene waren,
daz waz loap, dar under gras;
sie kunde wol gebaren.
dà was niht massenie mé,
wan wir zwei dort in einem klé:
si leiste, dàz si dà solde.
unt têt, daz ich dà wolde."

Wie aber so bei trübseligem Licht die Wochen, die Tage, selbst die Stunden langsam krochen, gerieth über das junge Weib etwas fremdartig Unbekanntes.

Sie wußte nicht, was es sei, noch woher es komme; wohl aus der Luft, dem dicken Nebel und grau eintönigen Gang der Zeit. Auch einen Namen konnte sie dem in ihr Entstandenen und mählich mehr und mehr Anwachsenden nicht geben, ein Spannen und Wallen war's, ein Druck und ein Drängen. Doch dann erkannte sie, aus der Winterluft floß es nicht. Denn als diese mild und freudig ward, die Sonne den Frühling brachte und die Berghänge wiederum mit buntem Blumenglanz überstickte, da nahm das fremde Treiben in ihrem Blut nur noch stärker zu, faßte ihr die Glieder mit Unrast und die Sinne mit Unmuth. Am Uebelsten, wenn sie sich allein befand; so trachtete sie nach Gesellschaft, nahm selbst mit der Unterhaltung des alten Kaplans vorlieb, der jetzt der Einzige war, den sie, wie zuvor Hunderte, unter ihrem Bann hielt. Er las ihr aus der Bibel, in's Deutsche übersetzend; doch die Evangelien, mit denen er begonnen, langweilten sie, so daß er davon ablassen mußte und zu den Büchern des alten Testamentes griff. Dann hörte sie öfter mit Begier zu, wenn von Schlachten und Wundern, Blutthaten und Buhlschaften die Rede war; besonders weiteten ihre Augen sich bei der Geschichte des Holofernes und der Judith auf. Die verlangte sie nochmals zu hören, und er willfahrte ihr bereit. Ihn rührte kein Gedanke an, daß er zuweilen Absonderliches für ein junges Weib lese; ihm war's die heilige Schrift, mit jeglichem Wort dem Menschen zum Heil gegeben, und außerdem konnte er sich nicht weigern, zu thun, was sie verlangte. Manchmal berichtete er ihr auch von Dingen der Vergangenheit im Elsaß, denen er nachgespürt, und eines Tages erzählte er, daß die Burg und das Geschlecht auf ihr vor Zeiten anderen Namensklang besaßen, als heut', da sie noch um ein Jahrhundert früher in Urkunden nicht Ungerstein, sondern Hungerstein benannt worden. Das bedeute vermuthlich einen Fels, auf dem zuerst die Hungarn oder Hunnen sich einen festen Sitz erbaut hatten.

Doch wie er so sprach, zerschwand es plötzlich vor der Erkenntniß Kunigundes, wie ein dichter Nebel vor dem Blick abfällt: Sie sitze auf dem Hungerstein, und was in ihr walle und dränge und brenne, sei Hunger. Nicht der, welcher auf Gielsperg in ihr genagt, doch ein anderer, der ihre Lippen noch lechzender mache, als jener. Und vom Scheitel zur Sohle rüttelte es sie, ihn zu stillen, doch sie wußte nicht, womit.

Aber in den Burgmauern, die nichts in sich schlossen, als die drei Greisenalter des Ritters, des Kaplans, des Schaffners Lachmann und ein paar schlechte Knechte, litt sie's nicht mehr, sondern trieb sie hinaus, der Unrast ihrer Glieder zu fröhnen. Es war Mai geworden, der „vil wunnenliche," wie Herr Brunwart von Augheim und vor ihm der Sänger Tannhäuser ihn beschrieben. Viole und Klee blühten, Gamander und Osterakelei, die Lilien und Rosen schwollen in Knospen. Wie vor einem Jahr Gundel Gielin, strich Kunigunde von Ungerstein allein, nur von dem neuen Hunger begleitet, über Berg und Thal.

Auf heißer Blüthenhalde ging sie so am dritten Tag um die Mittagsstunde. Da tauchte auf schmalem Weg unter ihr ein breitbefedertes Barett in den Sonnenglanz, eine lange Raufklinge klirrte durch die Stille über's Gestein. Der Wanderer hielt den Fuß, neben seiner Habichtsnase schauten zwei blaue, blitzende Augen nach Kunigunde empor, und sie blickte auf Diepold von Zellenberg nieder. Dann stand er neben ihr und fragte:

„Hast Du noch immer Hunger, Gundel Gielin?"

Sie sah ihn an und versetzte: „Bist Du wiedergekommen? Redest Du so zu mir, thu' ich's auch. Ich bin nicht mehr Gundel Gielin, sondern heiße Kunigunde von Ungerstein, aber mich hungert's noch mehr. Weißt Du heut' Vorrath dafür?"

Die schwarzen Kohlenaugen und die brennenden blauen flimmerten und glimmerten sich eine Weile lautlos an, warfen sprühende Funken hin und her. Dann lachte Diepold von Zellenberg:

„Bist klüger worden, Kunigund von Ungerstein? Weiß nicht, was Dein Hunger begehrt, aber ich weiß ein Lied vom Tannhäuser, drin heißt's:

Sor ie, sô saelic si min Künigunt!
Solt ich sie küssen tûsent stunt
an ir vil rôse varwen munt,
sô waere ich iemer mé gesunt —

Das Lied geht noch weiter; magst Du's hören, weiß ich einen guten Platz, Dir's zu singen. Willst Du heut' mit mir gehn?"

„Wohin?"

Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin, wo die Taube girrt."

Sie fragte nicht wie damals: „Wozu?" sondern schlang rasch ihren Arm in den seinigen. So schritten sie davon, und der Wald warf sein grünes Laub über das Geflamm ihres Nackengelocks. Die Dämmerung brach ein, eh' sie in die Burg zurückkehrte, doch trotz dem Zwitterlicht fragte bei ihrem Eintritt Brene Gaisweib: „Seid Ihr einer Wunschfrau begegnet, Herrin? Ihr seht heut' schöner aus, denn je."

Diepold von Zellenberg führte seine umschweifenden Wege nicht fort, sondern nahm Unterkunft in Gebweiler. Doch nur für die Nacht; mit der Frühsonne stieg er jeden Morgen pfeifend zum Bergwald hinan. Dort scholl in heimlichem Dickicht über moosigem Grund das Girren der Taube, bis der Abend herannahte. Wenn es aber möglich fiel, so erhöhte sich die Zauberschöne Kunigunde von Ungersteins noch von Tag zu Tag. Ihre Stirn blieb wohl den weißen Lilien gleich, doch ihre Lippen wurden wie dunkelfarbige Rosen, und sich höher aufhebend, engte ihre Brust das Gewand. Ihr Hunger dagegen war nicht gesättigt, sondern wuchs in jeder Nacht heißer dem Aufgang der Sonne zu. Schlaflos lag sie oft lange Stunden, bis sie in einen Halbtraum fiel, d'rin ihre Hand tastend um sich griff und ihr Mund murmelte: „Warum bist Du nicht hier? Ich warte

auf Dich! Komm!“ Dann erwachte sie, Mondlicht hellte ihr Schlafgemach, und reglos Gedanken verfolgend, sah sie mit den schwarzen Augen in den weißen Nachtglanz.

Auf dem Schloß aber empfanden im Fortgang der nächsten Tage alle Bewohner ein zum Besseren umgewandeltes Verhalten der jungen Burgherrin gegen sie. War sie bisher dem Gesinde außer Brene, nur mit kränkender Hoffart begegnet, so wandte sie jetzt freundliches Grußwort, an den alten Lachmann und die beiden Knechte, leistete zu Gunsten der letzteren sogar auf einen Theil des ihr selbst für den Tagesbedarf zugemessenen Weines Verzicht. Bedachtsam legte sie Eifer an den Tag, Sorgfalt für die Bequemlichkeit ihres Gatten zu tragen, ging öfter in die Küche und bereitete ihm eine Lieblingsspeise mit eigener Hand. Und am Abend zog sie sich nicht mit Brene Gaisweid in ihr Gemach zurück, sondern saß neben ihm und strich dann und wann mit ihrer weichen Hand über sein graues Haar, daß ihm, wie's wohl dem Alter ergeht, Freudenthränen in die Augen traten und er den Tag pries, an dem er sie zum Weibe gewählt. Was ihm an Bösem von ihrem Vater und Bruder widerfahren, hatte er mit der Gedächtnißschwäche seiner hohen Jahre fast vergessen oder hielt dafür, alles Unwesen auf der Burg, sowie seine Ausplünderung an Gut und Geld sei lediglich von jenen beiden in's Werk gesetzt worden, und er bat weichen Muths Kunigunde um Verzeihung, wenn er je einmal an ihrer Güte und Liebe für ihn Zweifel gehegt habe. Als Antwort darauf sprach sie, ihr würd' es schon Glück genug sein, wenn sie nicht seine Frau wäre, sondern nur als Magd für ihn sorgen könne. Dazu küßte sie demuthsvoll seine Hand, und er fühlte ihre Lippen wie glühend brennen, daß es ihm von der Stelle, die sie berührt, heiß in die Adern hineinrann.

Schwüle Luft lag über dem Oberrheinthal und wie eines Nachmittags der Ritter vergeblich nach Kühlung suchte, verhalf die Bedachtnahme seines jungen Weibes ihm auch dazu. Sie bereitete und brachte ihm einen ‚lûtertranc‘, vielfältig gewürzten und im Brunnenwasser gekälteten Wein nach Art des Moraß. Den führte er zur Erquickung an den Mund, doch setzte ihn wieder ab und sprach: „Du hast eine Würze von fremder Art dreingethan, es schmeckt sonderlich bitter.“ Sichtlich mundete es ihm nicht, so daß er vom Weitertrinken abstehen wollte; aber sie erwiderte: „Das wirkt dem Trunk seine beste Kraft, leer ihn aus, er wird Dir wundersame Kühlung bereiten.“ Dabei legte sie ihm die Hand auf den Scheitel und blickte ihn an, und ob es ihm Mißgeschmack erzeugte, er konnte sich nicht weigern, zu thun, was sie ihn hieß, und leerte den bitteren Lutertrank bis zum Letzten aus.

Dann saß sie redend bei ihm, doch ihm war's verwunderlich, als komme ihre Stimme wie durch einen Nebel aus der Weite zu ihm. Die Sehringe seiner Augen drehten sich mehr und mehr auseinander, und auch seine Gedanken übernebelten und verwirrten sich. Und nun schob Kunigunde

ein Papierblatt vor ihn hin, reichte ihm eine Feder, die sie in die Tinte getaucht, und hieß ihn damit schreiben. Das wollte er nicht, aber ihre schwarzen Augen zwangen ihn mit unwiderstehlicher Blicksgewalt, daß er willenlos mußte. Sie sprach ihm vor, und mit zitternder Hand schrieb er noch, ohne daß ihm klar verständlich ward, was. Danach fügte er eine Aufschrift hinzu an den Grafen Wilhelm von Rappoltstein.

Doch beim letzten Wort fiel die Feder ihm aus den Fingern, er sah und hörte nichts mehr. Von Bewußtlosigkeit angefaßt, sank er in den Armsessel zurück, sein Gesicht färbte sich scharlachroth; dumpf betäubten Gehirns lag er, angstvoll mit den Händen nach dem Hals greifend, der sich ihm zusammenschnürte und den Athemzug erstickte. Ohne eine Regung stand seine Frau neben ihm, ihn aufmerksam mit pfeilscharfem Blick betrachtend. Zucken durchfuhr seinen Körper, und man gewahrte, daß eine Hälfte desselben von Lähmung befallen ward. Langsam verann etwa eine Stunde; der Athem Wilhelms von Ungerstein wurde mühsam röchelnd, seine Gesichtsfarbe nun bläulich und weiß. Wie eine herabgebrannt verflackernde Wachskerze losch sein Leben aus. Nach einer Weile faßte sein Ehegemahl ihm die Hand und hob sie in die Höh; sie begann kalt zu werden und fiel todt herunter.

Da schürzte Kunigunde von Ungerstein die Lippen über den weißen Zahnglanz herauf, und zum ersten Mal kam ihr dazu auch ein lauter Klang des Lachens vom Mund. Hinterdrein sprach sie: „Ich verhieß Dir, Du würdest kühl nach dem Trunk werden.“

Nun zog sie ihm den Wappenring vom Finger, suchte ein Wachssiegel, das sie unter das Schriftstück befestigte, und drückte den Ring drauf. Ihre Hand zitterte nicht dabei; sie that Alles so ruhig, als fertige sie etwas an einem Gewandstück in ihrem Gemach. Und so auch wartete sie manche Stunden lang in der verriegelten Stube, bis die Nacht tief eingebrochen und Alles auf der Burg in Schlaf lag. Dann begab sie sich in das Gewölbe, darin die beiden Knechte nächteten; trotz der späten Stunde wachten diese noch und saßen angekleidet auf den Betten. Ein Schreck rüttelte sie, als die Burgherrin zu ihnen trat, und sie starrten im bleichen Mondlicht mit entsetzten Augen. Kunigunde sprach gleichmüthig: „Obwohl Ihr feig geworden und Eure Zusage mich im Stich gelassen, daß ich's allein vollbringen gemußt, will ich Euch den gleichen verheißenen Lohn für die Beihülfe zahlen, deren ich noch von Euch bedarf. Sein Leib weist dunkle Flecken von dem Trunk auf, die Argwohn regen möchten; wir müssen ihn in den Wald bringen und verbergen.“

Sie nahm zwei Hände voll Goldes hervor, die sie den Knechten darreichte. Aber diese, obwohl sie gewußt, was geschehen solle, waren von Angst und Grausen übermannt und weigerten ihre Handhülfe. Einen Augenblick schwieg Kunigunde, darauf sprach sie: „So verheiß' ich Euch

anderen Lohn dazu, wenn Ihr es fertig gebracht, den nicht die Hand, sondern mein Mund Euch zahlt."

Aus den Worten durchbrauste es beide Hörer mit übermächtigem Aufsturm des Blutes. Sie sprangen empor: „Schwört's uns Herrin, daß Ihr's thut!"

Sie lachte: „Mich macht's nicht ärmer, ich gebe nur, was ich behalte. Und wollt' ich's Euch wehren, hättet Ihr Kraft, es zu nehmen."

Um kurze Minuten danach sah die Mondnacht die beiden Knechte, wie sie geräuschlos den todten Ritter aus dem Burgthor davontrugen; hinter ihnen schritt seine Wittib, das nächtliche Himmelsgestirn warf Silberfunken in ihr Goldhaar. Die Last des Alten drückte nicht schwer; sie stiegen mit ihm zur Bergwand hinan, dort in einer Dickichtsschlucht wählte Kunigunde verborgenen Platz aus, hieß eine Grube scharren und die Leiche hineinlegen. Dann rafften die Knechte Moos und Reisig drüber; ihre Hände schlotterten bei der Arbeit, doch nicht vom grausigen Thun, sondern von der Erwartung des zugesagten Lohnes wie im Fieber geschüttelt. Nun war die Grust fertig gestellt, dicht und dunkel wölbten Busch und Baumwipfel sich drüber; durch die Finsterniß schimmerte einzig, dem Antlitz eines Marmorstandbildes gleich, das Gesicht des jungen Weibes. Nur leis summender Nachtwind kam durch die Todtenstille, und jetzt die gleichgültige Frage: „Wer von Euch beiden will der erste sein?" Doch zugleich mit dem Wort schlang die Sprecherin ihren Arm um den Hals des zunächst neben ihr harrenden Knechtes. Der Lohn, den sie zahlte, bekümmerte sie nicht; sie behielt, was sie hingab. Und auch Widerwillen flößte es ihr nicht ein.

Reglos lag der Todte in seinem Bett daneben unter der Moosdecke. — „Et hocmodo veneno acinorum ultimus stirpis, Wilhelmus Eques d. 25. Maiji 1487, a conjuge sua, Cunigunda de Gielsperg, occisus est," schreibt der Chronist.

* * *

Der Kaplan und Diebold Lochmann waren hoch erstaunt, als sich am anderen Morgen auf dem Tisch von der Hand des Ritters ein Brief vorfand, der als Inhalt kundgab: „Daß er seiner in der Jugend begangenen Sünden halber heimlich zur Nacht eine Wallfahrt in's heilige Land vorgenommen und also seinen Abschied von Allen genommen haben wollte, mit Bitte, sie wollten seiner Frauen ersprießliche Hilfe und Dienste bis zu seiner Wiederkunft erzeigen und mit ihrem Gebet ihn sich lassen befohlen sein."

Bevor man hiervon durch das hinterlassene Schreiben Kundschaft erhalten, hatte Kunigunde von Ungerstein sich, da ihr Gemahl nirgendwo aufzufinden gewesen, „Anfangs leidig gestellt und nachgefragt, wo ihr Herr hingekommen wäre; den Brief nachmals eröffnet und ihn dann, so nach

demselbigen fragten, zu lesen gegeben." Danach ließ sie das Schriftstück durch einen Boten gen Rappoltstein überbringen.

Auf der Burg jedoch begann mit dem Tage oder mit der Nacht, die ihm folgte, ein anderes Leben. Die Becher klirrten wiederum wie vormals in der Halle, junges Volk aus Gebweiler saß zu Gast und die beiden ungersteinischen Knechte dazwischen in Kleidern des Burgherrn. Zwar die Frau nahm nicht lang an dem Bankettiren theil, sondern begab sich frühzeitig zum Schlaf; doch beim Morgengrauen war's dem alten Schaffner, der bekümmert umherging, als höre er den Thürriegel an der Kammer der Schloßherrin aufknirschen . . Und um Einiges nachher gewahrte er noch im halb zwitternden Licht einen fremden Junker im Gang entlangschreiten, den er am Abend nicht wahrgenommen, der aber, weil das Thor nach dem Abzug der Gäste verschlossen worden, zuvor in die Burg hereingekommen und die Nacht über darin verblieben sein mußte. Auch den Mittag setzte derselbe sich mit an den Tisch, und Lochmann erfuhr nunmehr, er heiße Diepold von Zellenberg, sei ein Freund des vor Murbach erschlagenen Werner Gielin gewesen, und des letzteren Schwester habe ihn deshalb zu sich geladen, während der Abwesenheit ihres Gemahls auf der Burg zu hausen, damit sie einen sicheren Beistand und Trost an ihm zur Seite habe. Am Abend begann wieder Saus und Braus in der Halle, und die Knechte führten lautes Wort. Doch die Burgfrau und der fremde Junker hielten sich nur kurz mit bei dem Gelage, dann waren sie verschwunden und Vrene Gaisweid schlug ein Lachen auf zu der Frage, warum ihre Herrin schon davongegangen sei.

Weil es indeß Tag und Nacht stets in gleicher Weise so geschehen, „ist die Sache ganz argwöhnisch worden."

Und eines Morgens, eh' noch das Frühroth über den Schwarzwald heraufkam, war der Graf Wilhelm von Rappoltstein die Nacht hindurchgeritten und hielt mit mehreren vom Adel und vielen Gewappneten, Einlaß begehrend, vor dem Thore von Ungerstein. Dieses ward auch sogleich geöffnet, denn der Schaffner hatte die Ankommenden erwartet. Der Graf blickte noch ernster und strenger drein, denn sonst: vor Kurzem erst war seine Ehefrau zusammt einer seiner Töchter ihm von der Pestilenz hinweggerafft worden, der Gram darüber bedeckte sein Gesicht mit tiefem Schatten. Er gebot, daß Niemand über die Zugbrücke davongelassen werde, tauschte rasche Zwiesprache mit dem alten Lochmann und schritt danach zu einer Durchsuchung der Burg, pochte zunächst an das verriegelte Gemach der Schloßfrau. Doch so behutsam die Reiter den Berg heraufgekommen, hatten dennoch wach aufhorchende Ohren das Hufgedröhn auf dem Felsgrund und Eisengeklirr vernommen. Wie schlaftrunken fragte Kunigunde von drinnen, was sei; sie schien zu glauben, ihre Jungfer klopfe, denn sie öffnete alsbald die Thür, obwohl sie nur eine Felldecke ihres Bettes um sich geschlagen hielt, aus der ihre Arme und Füße entblößt hervor-

sahen. Nun fragte sie verwundert: „Ihr seid's, gestrenger Herr? Was wünschet Ihr von mir, da es noch Nacht ist?"

Der Graf schrak kurz vor ihrem Anblick im ersten grauen Lichtschimmer zusammen, dann winkte er den Edelherren hinter ihm, zurückzubleiben, und erwiderte die Brauen runzelnd: „Legt Euch wieder auf Eure Lagerstatt und bergt Euch unter der Decke!" Er drehte sich ab, bis sie's vollbracht; sein Gebot klang so streng, daß sie wortlos gehorchte. Nun durchforschte er ihr Gemach, doch nichts Ungehöriges fand sich darin. Aber dessen eingedenk, was der Schaffner ihm gesprochen, bog er den Kopf durch die Fensteröffnung hinaus. Da hing vor ihm an der hohen Steinwand eine aus Stricken geknüpfte Leiter bis in den Burggraben hinab; die zog er zu sich herauf und verließ mit ihr ohne den Blick nach dem Bett zu richten, die Schlafkammer. Die Thür desselben befahl er, mit einem Balken zu verriegeln und stellte Wachtknechte davor.

Danach beschied er die beiden ungersteinischen Knechte, die in Gewändern des verschwundenen Ritters gingen, vor sich und stellte ein Verhör mit ihnen an, ob sie weitere Kundschaft von dem Verbleib des Burgherrn besäßen. Und wie beide ihm nichts darüber aussagen zu können behaupteten, gebot er nach Brauch der Zeit, zunächst den einen peinlich auf der Folter zu befragen. So ward dieser auf einer Leiter ausgereckt und bekannte unter Stöhnen und Wehklagen, was geschehen sei. Daß die Frau des Ritters sie beide für reichen Lohn gedungen gehabt, ihren Gemahl mit einem Strange zu erwürgen, aber nachdem sie dreingewilligt, sei ihnen der Muth dazu entfallen. Da habe jene selber ihn mit einem Trunk, dem sie giftigen Saft von Walkerbeeren beigemischt — so hieß man aus alter Vorzeit am Rhein die Tollkirschen, weil jeder, der von ihnen aß, den Walkyren anheimfiel — zu Tode gebracht. Und gleichfalls über alles Weitere legte der Gepeinigte volles Einverständniß ab.

„Darauf man alsobald den ermordete Herrn von Ungerstein durch die Bannhirten ausgraben, denselbigen verhüten und nachmals durch die Räthe von Ensisheim, so zu Gundelsheim waren, besichtigen und nach solchem ehrlich zu Gebweiler führen und begraben lassen. Zum Gedächtniß solcher abscheulichen Mordthat ließ man auch zwei Kreuze, eines da derselbige ermordet, das andere zu der Grube, in welche er geworfen worden, setzen und aufrichten."

Ensisheim lag, als die Hauptstadt der österreichischen Vorderlande im Elsaß, nur drei Stunden abwärts von Gebweiler im Rheinthal. Dorthin ward Kunigunde von Ungerstein in festes Verwahrsam gebracht und von den habsburgischen Richtern das Urtheil über sie gesprochen, daß sie im Rheinfluß ertränkt werden solle, wie es einem unehrlichen Weibe zukomme, gleich einer Katze, die man in's Wasser werfe. Als dieser Spruch ihr verkündigt wurde, lachte sie nur, daß die Richter sich nichts daraus zu machen wußten und ihren furchtlosen Gleichmuth dem Tode gegenüber

nicht begriffen. Doch es sollte ihnen bald ein Verständniß dafür aufgehen, denn wie jene nun vor einer großen versammelten Volsmenge aus dem Gefängniß heraustrat, um an den Fluß hingebracht zu werden, und ihren Blick in die Gesichter der Harrenden wandte, da erhob sich ringsum ein Gemurre unter allen männlichen Zuschauern, von den kaum erst flaumwangigen Jünglingen bis zu den Greisen, und sie weigerten sich, die Bahn frei zu machen, daß die Verurtheilte zum Tode geführt werde. Und der Nachrichter, der sie jetzt zum ersten Male gewahrte, wich bestürzt zurück, um Alles könne er nicht Hand an sie legen. Hochaufgerichtet, ruhig stand das junge Weib, welches mit gebundenen Händen, aber machtvoller, als alle Waffen, mit der Uebergewalt ihrer Schönheit bezwingend. Im Hintergrund ihrer schwarzen Augen funkelte ein grüner Lichtblitz des Triumphs.

Dann jedoch befiel eine Blässe ihr Gesicht, denn rufende Stimmen der mit gegenwärtigen Frauen und Mädchen klangen auf, wenn die Männer sich widersetzten, so wollten sie den Spruch vollstrecken, und Kunigunde fühlte, daß sie verloren sei, da Neid und Eifersucht sich zum Büttel für sie antrage. Die Richter beriethen und kamen in ihrer Verlegenheit bald zu einem beipflichtenden Entscheid, um so mehr, als sich nun ein Mann bei ihnen meldete, daß er willfährig sei, für guten Lohn die Henkersarbeit zu versehen. Die Verurtheilte war in's Haus zurückgebracht worden, man zog rasch einen Sack über sie, daß sich nichts mehr von ihr erblicken ließ, und übergab sie dergestalt den ungeduldig harrenden Weibern. Diese führten sie unter Gejauchz, Schmähreden und Verwünschungen davon bis an den zur Richtstatt ausersehenen Platz, dem an einer kurzen Strecke buschlos freien Rand eines tiefen Altwassers des Rheins. Hier schlossen sie einen dichten Kreis umher, so daß kein Mann hindurch gelangen konnte; denn der bereitwillige Nachrichter zog der zum Tode Geführten die Sackhülle nun vom Kopf und fesselte ihr mit dickem Tauwerk Hände und Füße zusammen. Doch lief ein Zittern ihm durch alle Gliedmaßen, und ihm wollt's nicht gelingen, so daß er sie hieß, sich niederbücken, damit er die Stricke besser anziehen könne. Das that sie, denn seitdem sie sich wieder in den Händen eines Mannes befand, war sie ganz gleichmüthig geworden, und wie bei der Bewegung ihr Ohr seinem Munde nahe kam, raunte er ihr etwas zu, worauf sie flüsternd zwei Worte erwiderte. Dann ließ sie sich ruhig binden, stand noch einen Augenblick in ihrer Pracht am Uferrand und ward halb durch einen Stoß des Henkers, halb durch eigenes Zuthun hinabgestürzt. Das Wasser klatschte auf, und die Frauen von Ensisheim stießen lauten Beifallsruf der Befriedigung in die Luft. Durch sie hin aber brach, wie jählings von Sinnverrückung über seine That angepackt, der Vollstrecker des Urtheils und verschwand im dichten Weidengestrüpp am Flußsaum, Verwünschung der Männer scholl ihm nach.

Das fluthende Wasser zog Kunigunde von Ungerstein abwärts, doch

sie spannte die Hände und Füße an, und die Taue, die bis auf ein Geringes durchschnitten gewesen, zerrissen mit leichter Mühe. So trieb sie fort; sie verstand nicht, zu schwimmen, hielt indeß ein Weilchen mit Regung der Arme und Beine, wie's ihr anbefohlen worden, den Mund zum Athemzug fähig über dem Wasser. Dann freilich sank ihr Kopf unter, daß nur noch sein Haar auf den Wellen schwamm, und das Bewußtsein dämmerte ihr aus. Aber jetzt schoß gleich einem Pfeil ein Kahn auf sie zu, den der willfährige Henker im Dickicht am Ufer verborgen gehabt, das funkelnde Haar deutete ihm die Stelle, wo sie unterging, er erreichte sie und hob die Besinnungslose herauf. Ein Grimmschrei der Frauen erscholl bei dem Anblick, doch sie konnten nicht hinübergelangen, und von den Männern, die zu schwimmen vermocht hätten, regte sich Keiner.

So mußten sie mit ohnmächtig knirschenden Zähnen dreinsehen, wie der Kahn drüben anlandete, ein Junker aus den Weiden herzutrat und die von der Hand des Nachenführers empor Gehaltene, in ihrem Gewand gleichsam Nachfließende in Empfang nahm. Triefend, odemlos lag sie nun da, aber kundig hoben und senkten die Beiden ihr Arme und Brust, so daß ihr der Athem wiederkehrte. Bald auch die Besinnung; und jetzt brach ein ungeheures Getöse der Wuth von allen Weiberlippen, denn vor ihren Augen schlang Kunigunde den Arm um den betrügerischen Henker und entrichtete ihm den Lohn, den er raunend für ihre Rettung gefordert und den sie ihm flüsternd zugesagt.

Abgewendet trat derweil Diepold von Zellenberg, der jenen gedungen, in's Ufergebüsch hinein.

Dann bestiegen sie zubritt den Nachen, fuhren das Altwasser hinab, bis es in den Rhein einmündete, und kreuzten über diesen dem Schwarzwald zu. Am jenseitigen Flußrand standen Pferde bereit, darauf ritten sie hurtig in's Schweizerland von dannen.

* * *

„Wie ein solches Herr Wilhelm zu Rappoltstein, der Landvogt, erfahren, daß sie mit dem Leben, zusammt ihrem Buhlen oder mehreren davon gekommen, wurde er sehr betrübt, daß solcher Mord nicht sollte nach verdienen gestraft werden, derhalben er an die Schweizer und andere Obrigkeiten, weil sie von einem Orte in den andern geführt worden, geschrieben, daß man solche Mörderin nicht auf freyem Fuß setzen, unangesehn sie ihre Strafe ausgestanden, sondern andern zum abscheulichen Exempel in ewigem Gefängniß halten soll."

* * *

Im eidgenössischen Land, wechselnd bald auf dieser, bald auf jener Burg saß Kunigunde von Ungerstein, und wo sie vor ein Thor hinanritt,

entzündete sie im Nu, gleich wie eine rothe Blitzschlange, das Blut jedes Ritters, Junkers und Knappen, daß sie Aufnahme und Sicherung, Gold und Gut fand, so viel sie begehrte.

Die Zeit war wild und bös, falsch und treulos; Schwertklang hallte aller Enden, Brandfackeln loderten, und im Dunkeln schlich Verrath. So geschah's, daß drei Jahre vergingen, ehe der Brief des Grafen Wilhelm, auf vielfacher Irrfahrt umwandernd, an die Behörde in's Schweizerland gelangte.

In dem großen, blutigen Getöse von Ueberfall und Kampf, Raub und Treubruch allumher verklang aber das Gerede von einer einzelnen Missethat und das Gedenken an ihre Urheberin. Es ist wenig genauere Kunde über den Aufenthalt und die Lebensführung Kunigundes von Ungerstein in den schweizerischen Landen erhalten; nur daß sie einmal eines Kindes genesen, welches sie alsbald nach der Geburt nächtlicher Weile von der Burg, auf der sie es zur Welt gebracht, in einen Abgrund hinuntergeworfen. Denn da es ihr lästig fiel, war's ihr selbstverständlich, sich desselben auf solche Art zu entledigen.

Nach dreien Jahren jedoch gerieth das Schreiben des Grafen von Rappoltstein noch an seine Bestimmung und, wie's erscheint, in die Hände eines ihm besonders anhängenden oder ausnehmend pflicht- und rechtbeflissenen Amtmanns. Jedenfalls nahm er sich des ihm so spät noch zugegangenen Auftrags mit verdoppeltem Eifer an, kundschaftete den Aufenthaltsort der Gattenmörderin aus und wußte einen Anschlag in's Werk zu setzen, durch den er sie in seine Gewalt brachte.

Da er aus dem Brief vernommen, daß sie, einer Hexe gleich, Jeglichen durch ihren Anblick verzaubere, ließ er mit kluger Maßnahme sie von seinen Häschern im Schlaf bei nächtlichem Dunkel ergreifen, überwältigen, fesseln und völlig in eine bereit gehaltene Gugel einnähen, die aus unzerreißbarem Stoff gefertigt, nur ein paar kleine Oeffnungen für die nöthige Luftzufuhr besaß. So ward sie, ohne daß Jemand sie mit Augen gewahrt hatte, auf ein Maulthier gebunden und dem Grafen Wilhelm zugeführt, als demjenigen, welcher sie sonder Zweifel am festesten und sichersten in dem ewigen Gefängnißverwahrsam halten werde. Im Innersten befriedigt, daß er ihrer habhaft geworden, war er darauf auch sorgsam bedacht, ließ sie in seiner mittleren Schloßburg Groß-Rappoltstein, die seit Neuerem auch St. Ulrichsburg genannt wurde, hoch droben in ein enges Gelaß des mächtigen Bergfried einschließen und setzte ihr als Wächter einen auserlesenen Schloßknecht, des Namens Philipp von Bacharach, gleichwie einen Erzengel mit flammendem Schwert vor dem Thor des Paradieses. Dem gebot er, niemals die Thür der Gefangenen aufzuschließen, ihr nur durch eine kleine Oeffnung derselben täglich den kargen Lebensunterhalt hinzuschieben, ohne daß er einen Blick durch den engen Spalt mit hineinwerfe; das mußte er bei dem ewigen Heil seiner Seele zuschwören. Doch

bedurfte es solcher Ermahnung und Eidesablegung nicht für ihn, denn er war schweren Gemüths, weil seine Braut ihn treubrüchig hintergangen, und trug seitdem tödtlichen Haß und Abscheu wider alle Weiber in sich, daß er stets, wo ihm eins entgegenkam, umwendete, oder die Lider zudrückte, bis es vorüber war. Deshalb hatte der Graf ihn wohlbedacht zum Verließwächter für Kunigunde von Ungerstein auserwählt.

Getreulich kam er auch seiner Pflicht nach, und die sicher Eingesperrte gerieth weder ihm noch sonst irgendwem in der Burg zu Gesicht. Das Fenster ihres Thurmgemachs, hoch oben liegend, war mit Eisenstangen vergittert, so daß sie sich nicht draus vorzubeugen, niederzuschauen und durch ihren Anblick zu berücken vermochte. Solche Vorsicht fiel besonders um der beiden übrig gebliebenen Söhne des Burgherrn willen nöthig, da dieselben jetzt zum Jünglingsalter heraufwuchsen.

Der Chronist schreibt: „Aber man hatte gute Sorge zu ihr (der Gefangenen) und ließ man die jungen Herren von Rappoltstein nicht hinaufkommen zu ihrem Gefängniß, die auch von ihren Schwestern vor solchem Schlangengift und Blick gewarnet und abgemahnet worden sind."

Doch wie eines Tags Philipp von Bacharach ihr durch die Thürklappe die Schüssel zuschob, fühlte er dabei seine Hand gefaßt und einen Finger derselben rasch von etwas Weichem umwickelt. Als er auf dies niedersah, war's goldrothes Haar, fein, gleich Fäden von Seide und so fest umgeschlungen, daß er die Hand nicht zurückziehen und davon frei machen konnte. Zornig gebot er der drinnen hinter der Thür Stehenden, die Fessel abzulösen, allein nur ein lachender Ton antwortete ihm, so daß er aufgebracht ein scharfes Messer aus dem Gurt zog und kurzen Thuns das ihn festhaltende Haar durchschnitt. Dann warf er's achtlos auf den Boden hin.

In der Nacht aber, die darauf folgte, drückte ihn der Alb, daß er sich unruhig auf dem Lager hin und wieder wendete. Und am Morgen klopfte ihm das Herz eigen wider die Brustwandung bis in seinen Gehörgang hinauf. Verschwommen entsann er sich, im Traume habe sich ihm etwas, den Athem nehmend, auf die Brust gelegt; er wußte nicht, was, nur daß ein Glanz, gleich einem glühenden Morgenroth, davon ausgegangen.

Wie er danach die Thurmstufen hinanstieg, um seinen Wächterdienst zu versehen, leuchtete ihm droben aus verschattetem Winkel etwas entgegen, ließ ihn unwillkürlich sich bücken, um es aufzuheben. Da war's die abgeschnittene rothe Locke, die er gestern von sich geworfen, und ihm kam's plötzlich, die nämliche Farbe sei's gewesen, die ihm des Nachts auf der Brust geflammt. Und zugleich befiel's ihn schreckhaft, er könne mit seinem Messer auch die Hand, welche ihm das Haar um den Finger geflochten, getroffen und verwundet haben.

Hinter der Thür regte sich kein Laut, es war, als gehe selbst kein

Athemzug drinnen. Nur, als er jetzt anklopfte, scholl's ihm leise, wie ein erstickter Schmerzenston in's Ohr. Das durchfuhr ihn mit einer heftigen Unruhe, er habe der seiner Obhut Vertrauten in Uebereilung Schlimmes zugefügt, und fast unbewußt öffnete er geräuschlos die Klappe der Thür und blickte hindurch.

Da saß Kunigunde von Ungerstein grad' so, daß er sie ganz gewahren konnte, in der Morgensonne auf ihrem Bettrand, ringelte sich ihr feurig gleißendes Haar auf die bloßen Schultern nieder und schaute mit den schwarzen Augen gegen die Thür hin.

Von dieser Stunde an schlief Philipp von Bacharach nicht mehr, sondern that die Nächte hindurch Geheimes in seiner Thurmbehausung. Das Herz hämmerte ihm lautstürmend in der Brust, und behutsam gedämpft hämmerte seine Hand die Sprossen einer langen Leiter zusammen. Er hatte einen Eid geschworen, niemals die Thür seiner Gefangenen zu öffnen und mühevoll befestigte er bei nächtiger Zeit die fertig gestellte Leiter an dem Thurm, kletterte zum Fenster des Gefängnisses hinan, durchsägte mit einer Feile die Gitterstäbe und brachte die auf ihre Befreiung Harrende am Gemäuer herab. Doch zuvor hatte er sich zu ihr hineingeschwungen und, zumal nach den langwierigen Vorkehrungen, die er treffen gemußt, sich verspätet. Das Morgengrau war gekommen und die Flüchtenden gelangten nicht mehr über die Außenmauer der Burg, sondern wurden entdeckt und gefaßt.

Mit finstrem Zorn nahm der rappoltsteinische Graf den treubrüchigen Wächter in's Verhör, und der Letztere leugnete nichts, gestand seine Schuld reumüthig ein. Doch auf den Vorhalt, daß er, auch ohne die Thür zu öffnen, meineidig geworden, entgegnete er, ihm sei's nicht anders möglich gefallen. Er habe in Sinnlosigkeit gehandelt, seitdem die rothe Locke ihn behext, daß er sich gebückt, um die Gefangene anzuschauen. Und ob er seines Lebens darum verlustig gehe, er müßte es doch ebenso wieder thun, wenn er sie auf's Neue sehe. Streng sprach der erbitterte Burgherr ihm das Urtheil, doch er ließ sich bereden, daß es ein zu hartes für den von einer Uebermächtigkeit kraftlos Bewältigten sei — „und ist der Knecht, dem das Haupt sollte abgeschlagen werden, auf Fürnehmen von Adel Fürbitte des Landes verwiesen worden."

Drunten, im hohen, fürstlichen Rittersaal, dessen romanische Fensterbogen weit in's Rheinthal hinabschauten, hielt aber der Graf Wilhelm Rathschlag, was er fürder mit der Mörderin seines vergifteten Anverwandten beginnen solle. Der gelehrte Schloßkaplan sprach, es lasse ihm keinen Zweifel, sie sei die sidonische Baalstochter Astaroth, die im zweiten Buche der Könige Astaroth, der Gräuel von Zidon, benannt werde, wie der König Josia auf das Gebot Gottes ihren Götzenaltar zertrümmere. Nachmals habe sie bei den alten Völkern der Griechen und Römer unter den Namen Aphrodite und Venus Diejenigen, welche am Fleische schwach

gewesen, in ihre Netze zu lästerlicher Sünde verlockt, und so wandere sie auch jetzt noch da und dort als buhlsüchtige Versucherin um, wie man vom Tannhäuser wisse, daß er durch ihre Unzüchtigkeit im Hörselberge seines ewigen Heiles verlustig und vom Papst Urban verflucht worden sei.

Deshalb mahnte der Kaplan, sie als Zauberin und Hexe nach der Vorschrift des heiligen Vaters Innocenz des Achten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Doch dazu konnte der Graf sich nicht entschließen, da sie seit ihrer Haftnahme kein neues todeswürdiges Verbrechen begangen, sondern er wolle sie nur in sicherer Gefangenschaft halten, daß sie nicht davonkommen und kein Unheil mehr über Jemanden bringen könne. Viel ward von den Versammelten hin und wieder geredet; zuletzt rieth der Kaplan, wenn sie nicht als Zauberin gerichtet werden solle, so möge man ihr das Haar vom Kopf abscheeren, denn wie es erscheine, beruhe darin, wie beim Simson die Leibesstärke, ihre Verführungsgewalt über alle Männer, die sie gewahrten.

Dem pflichtete der Burgherr bei, ließ Weiber in den Thurm hinaufgehen und ihr bis auf den letzten Rest das Haar abschneiden, das sofort verbrannt wurde.

Auch setzte er ihr keinen Mann mehr zum Wächter, sondern eine alte Frau von noch kräftiger Rüstigkeit nahm hinfort das Amt Philipps von Bacharach ein.

So ward Kunigunde von Ungerstein das Entrinnen unmöglich gemacht, denn sie befand sich hinter unzerbrechlichem Gemäuer und Gitterwerk, in der Hut eines Weibes, kahlhäuptig, ein lächerlicher Anblick, auch wenn Jemand sie mit Augen zu sehen vermocht hätte. Fest beschlossen saß sie dergestalt für ihre noch lange Lebenszeit, bis der Tod zu ihr käme, sie aus dem Thurm in die Erde zu noch engerer Haft zu legen, und sonder Hoffnung mehr sah sie draußen am Berghang Sommer und Winter grün und weiß vor ihrem Fenster vorüberwechseln. Denn sie gewahrte aus diesem nur den Himmel und ein Stück des Felswaldes, über dem auf der Bergspitze die oberste Burg Hochrappoltstein sich aufhob. Nun wußte sie, weshalb die Rappolsteiner Burgen ihr immer aus der Weite gleich Fackelruthen gedroht hatten.

Und mehr als zwei Jahre waren verflossen, als von Hochrappoltstein eines Morgens der jüngere Sohn des Grafen zur Ulrichsburg hinunterstieg. Ein fremder Vogel hatte ihn mit buntem Federwerk vom Weg abgelockt, so daß er demselben nachging und sich im Waldbusch verstrickte. Dann gerieth er auf eine freie Felsplatte hinaus, d'rauf er zu seiner Ueberraschung über schmale Tiefschlucht hin dicht dem Bergfried der Ulrichsburg gegenüberstand. Die Frühsonne bestrahlte den Thurm, und plötzlich nahm er hinter dem Eisengitter des Fensters ein Menschenantlitz gewahr. Das mußte die Gefangene sein, deren man sonst von nirgendwo

ansichtig werden konnte, von der er schon als Knabe dann und wann heimlich horchenden Ohr's Absonderliches vernommen, und neugierig hielt Schmasmann von Rappoltstein den Blick hinübergerichtet.

Es war aber, als komme durch das Sonnengeflimmer zwischen dem Fenstergitter um eine weiße Marmorstirn die Morgenröthe herauf, denn ohne daß man darauf geachtet, da Niemand das Gefängniß betrat, war Kunigunde von Ungerstein das Haar wieder nachgewachsen, fiel ihr auf Nacken und Schultern, und dazwischen sahen ihre Augen, nah genug, ihr dunkles Geleucht erkennen zu lassen, dem Junker in's Gesicht.

Was dieser sonst noch erblickt haben mag, wissen nur die Tannenwipfel des Bergs und die Wolke, die über sie hinzog. Doch Schmasmann kam erst am Mittag heim und schaute seine Schwestern zu ihrem fröhlichen Gerede verstört an. Und um die Spätnachmittagsstunde des nächsten Tages lag die alte Wächterin, von einem Schlaftrunk berauscht, am Boden, und die Thür des Thurmverließes krachte aufgebrochen in den Angeln.

Um Einiges später aber vernahm der von draußen heimkehrende Graf von einem Knechte, daß der junge Herr in den Bergfried hinaufgestiegen sei und man Gepolter droben gehört habe. Hastig, vom Schreck befallen, eilte der Burgherr nach; da sah er durch die zertrümmerte Thür seinen Sohn in den Armen der Missethäterin liegen, von ihrem Goldgeflut überflossen. Nun fuhr Schmasmann von Rappoltstein auf, starrte entsetzt in das zorndrohende Gesicht seines strengen Vaters und schoß im nächsten Augenblick blitzesschnell an ihm vorbei. Seine Züge bedeckte Todesbläße, ein irrer Ausdruck flackerte in ihnen, es war, als hätten die Lippen der Zauberin ihm im Kuß Geistesherrschaft und Seele ausgetrunken. Er lief auf einen dicht benachbarten offenen Söllervorsprung des Bergfrieds hinaus, und ob aus Absicht, um Schmach und Strafe zu entrinnen, oder in Blindheit und völliger Besinnungslosigkeit, stürzte er sich jählings über die niedrige Brüstung zerschmetternd in die Tiefe hinunter.

Bei diesem Anblick und plötzlichem Geschehen verlor aber auch Herr Wilhelm von Rappoltstein die Herrschaft über seine Sinne. Das Schwert von der Hüfte reißend, eilte er, düster flammenden Blicks in das Thurmgelaß zurück und stieß aus: „Das ist Deine letzte Schandthat, Weib! Jetzt bin ich selbst Dein Henker und sicherer, als der erste. Willst Du noch beten, so thu's, Du hast nur für drei Worte noch Lebenszeit!"

Er hob die Klinge gegen sie, doch ein Lachen flog von ihrem Mund, ruhig stand sie vor ihm, ihn mit den schwarzen Tollkirschensternen ihrer Augen anblickend und erwidernd: „Ich danke Euch, zu beten hab' ich nichts. Aber ich will's Euch leichter machen, Herr Ritter, daß Ihr mich gut treffen könnt."

Und dazu zog sie mit den Händen das Gewand hurtig von den Schultern, daß ihre voll enthüllte Brust weiß gleich der eines Marmorbildes durch das Abendlicht aufleuchtete.

Und ein paar irr jagende Herzschläge lang starrte der rappoltsteiner Graf wie reglos gelähmt auf sie hin, dann rang sich ihm stöhnend von den Lippen: „Du bist der Teufel!"

Sein gehobener Arm fiel nieder und das Schwert klirrend zu Boden; er selbst wandte sich, stürzte taumelnd die Treppe hinab und über den Burghof fort in sein Gemach, das er mit bebender Hand hinter sich verriegelte. Und der fast weiß Behaarte sprach später: Wenn er sich nicht mit der letzten Kraft losgerissen, sondern noch einen Augenblick vor ihr gestanden, wäre er ihr zu Füßen gefallen und hätte sie zum Weibe begehrt.

Die Gefängnißthür war unverschlossen geblieben, und kurz nach dem Grafen Wilhelm trat Kunigunde von Ungerstein daraus hervor und schritt über den Burghof. Mehrere Knechte gewahrten sie, doch lächelnd schaute sie denselben in's Gesicht, und keiner regte die Hand, sie zu erfassen. Von niemandem gehalten, ging sie zum Thor hinaus und verschwand in dämmerndem Walde.

* * *

Der Chronist schreibt:

„Wann aber die Frau von Ungerstein verstorben, habe ich noch keinen Bericht davon bekommen mögen. Sie war von einer ausbündigen Schöne und von Natur dahin geneigt, daß sie schier jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe reizte."

Doch der Kaplan auf der St. Ulrichsburg sagte aus und bestand fest auf seiner Augen Wahrnehmung: Er habe, als das Dunkel des Tages vollnächtlich hereingebrochen, vom Gipfel des Tännichels her, des spitzen Bergkegels noch über dem Hochrappoltstein, eine rothe Feuergarbe in die düstre Felskluft hinunterschießen gesehen. Das sei die Astaroth gewesen, die, nachdem sie ihre Opfer auf Erden zeitlich und ewig verderbt, in die Hölle zurückgefahren.

Wilhelm Riefstahl.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Am 15. August 1827 wurde Wilhelm Riefstahl zu Neu-Strelitz geboren, in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen und in einer Umgebung, welche für künstlerische Entwickelung sich kaum ungünstiger denken läßt. Die kleine mecklenburgische Residenz liegt zwar anmuthig genug am Zierker See, in einer hügeligen Waldlandschaft, bietet aber weder in alten Denkmälern, noch in Kunstsammlungen dem ästhetischen Sinn irgend eine Anregung. Es ist eben eine ganz junge Schöpfung fürstlicher Laune, während benachbarte Orte wie Neu-Brandenburg und Malchin durch ihre herrlichen Backsteinbauten aus dem Mittelalter reiche Anschauungen gewähren. Dennoch fehlte es selbst in dem unscheinbaren Neu-Strelitz nicht an Gelegenheit, den tief in der Natur des Knaben gelegenen Trieb zur Kunst zu wecken und zu fördern.

Der Vater unseres Künstlers, Fritz Riefstahl, war ein sehr tüchtiger viel beschäftigter Schneidermeister, und seine Frau Maria stand ihm helfend zur Seite, da sie sich als Mädchen ihr Brot mit Schneidern verdient hatte. Sie war wegen ihrer Hübschheit, Sauberkeit, Geschicklichkeit, aber auch wegen ihrer Herzensgüte und Intelligenz, und besonders wegen eines gewissen poetischen Zaubers, der ihr eigen war, allgemein beliebt. In allen Häusern, wo sie beschäftigt wurde, trug man sie auf Händen und that ihr Alles zu Gefallen. Ihr Vater war als tüchtiger kunstreicher Steinmetzmeister geschätzt. Von der Mutter hat Wilhelm Riefstahl Poesie

und Phantasie geerbt, und es wiederholt sich also, was uns in den Biographien so vieler bedeutender Männer entgegentritt. Der Vater hielt mehrere Gesellen, in deren Mitte man den großen, stattlichen Mann, der immer ein schneeweißes Halstuch trug, emsig nähend auf dem Schneidertisch in der kleinen Werkstatt sitzen sah. Seine Frau mußte dabei helfen, daneben ihre Wirthschaft besorgen, und die beiden hübschen begabten Knaben erziehen, die ihren ganzen Stolz und ihre Freude ausmachten. Ihre Häuslichkeit war stets strahlend vor Sauberkeit und dabei auffallend hübsch und behaglich, worin sich der feine Sinn der Hausfrau bekundete. Unter den Gesellen war ein Böhme Namens Schoni, der sich besonders freundlich der Knaben annahm und als phantasievoller Mensch ihnen allerlei erzählte, besonders von dem vornehmen Leben der großen Maler in Wien, die er dem früh für die Kunst empfänglichen Wilhelm als Vorbilder hinstellte.

Unter diesen Eindrücken wuchs der Knabe heran und zeigte sich früh sehr geschickt und talentvoll. Mit seinen Kameraden zimmerte er ganze Puppentheater, worauf sie dann Aufführungen veranstalteten. Durch eine Schwester seines Vaters, die bei einem Justizrath von Schulz als Haushälterin stand, kam er in dies wohlhabende und vornehme Haus, und der intelligente Knabe mit den langen blonden Locken wurde Spielkamerad des gleichaltrigen Sohnes und täglicher Gast der Familie. Die Hausfrau malte mit großem Eifer, das ganze Haus hing voll von Werken ihrer Hand, die ohne Zweifel auf den empfänglichen Sinn des jungen Riefstahl Eindruck machten. Eine andere Quelle künstlerischer Anschauung eröffnete sich ihm durch den Hofbuchhändler Gottlieb Barnewitz, der auch mit Kupferstichen handelte, welche er mit Leidenschaft sammelte. Bei ihm, der die erste künstlerische Entwickelung Riefstahls mit Rath und That gefördert hat, sahen die Kinder manches Schöne. Auch einzelne plastische Werke verirrten sich bisweilen, obschon nur in Gypsabgüssen, nach Neu-Strelitz und weckten eine Ahnung künstlerischer Schönheit. Mit heiliger Scheu traten die Kinder im Schloßgarten an den kleinen Tempel, in welchem eine Nachbildung des Denkmals der Königin Louise von Rauch aufgestellt war. Besser stand es indeß mit dem Theater und der Musik. Ersteres hatte unter Görner's Leitung einen hohen Grad von Vollendung erreicht, und Musik wurde sehr viel und sehr gute gemacht, da der verstorbene Großherzog diese Kunst leidenschaftlich liebte. So hörte man dort manche große Künstler, namentlich Henriette Sonntag, die als Gräfin Rossi ständiger Sommergast des Großherzogs war und die ganze Stadt durch ihre Anmuth, ihre süße Stimme und die vollendete Kunst ihres Gesanges bezauberte. Sein Leben lang ist Riefstahl dem Einfluß dieser edlen Kunst offen gewesen, ja seine schönsten Compositionen entstanden in seinem Geist oft beim Anhören von Musik.

Der begabte Knabe besuchte die Realschule, wenn auch nicht mit großer Lust; doch wurden seine deutschen Aufsätze immer sehr gelobt. Seine künstlerische Anlage, die sich bereits in der Elementarschule, bei dem

ersten Zeichnenunterricht des „alten Schneider" zu erkennen gegeben hatte, erhielt durch den als Botaniker wohlbekannten Realschullehrer Langmann weitere Förderung. Wie dankbar Riefstahl diesem Manne war, bewies er nachmals, als er zum Jubiläum desselben ein Oelgemälde aus der Schweiz übersandte, welches einen Theil des Vierwaldstädtersee's darstellte. Um seinem Drange zur Kunst, der immer mehr erwachte, zu genügen, gab der Vater ihn einem Stubenmaler in die Lehre, bei welchem er ein halbes Jahr arbeitete. Was ein Kunstjünger bei einem Stubenmaler von Neu-Strelitz lernen konnte, läßt sich leicht denken. Lange vermochte er dies Schreckliche nicht zu ertragen. So willigte denn der Vater endlich ein, ihn nach Berlin ziehen zu lassen. Aber woher die Mittel nehmen? Trotz des äußersten Fleißes war bei den ärmlichen Verhältnissen der Stadt die Familie völlig mittellos. Der Großherzog konnte sich nicht entschließen, für sein Landeskind etwas zu thun. So versuchte denn der angehende Künstler sich selber zu helfen. Er zeichnete und aquarellirte die Stadt vom Kirchthurm aus. Auf dem Markt spazierten stadtbekannte Persönlichkeiten, die sofort erkannt wurden. Begreiflicherweise fand eine so unerhörte Kunstleistung allgemeinen Anklang; das Blatt wurde lithographirt, und der Ertrag mag das erste Reisegeld abgegeben haben.*)

Auf seine geistige Entwickelung hat wohl der jüngste Bruder seines Vaters, der nur zwölf Jahre älter war als er, am meisten eingewirkt. Dieser zärtlich geliebte Onkel hatte ebenfalls dem Handwerk verfallen sollen, aber ein Gedicht, das er zum Geburtstag des Staatsministers geliefert hatte, rettete ihn. Er wurde auf ein Seminar geschickt und erhielt dann eine Stelle als Dorfschulmeister. Doch bald erregte seine schöne Stimme Aufsehen, so daß er schon nach einem Jahre nach Neu-Strelitz an die Töchterschule versetzt wurde, wo neben seiner Lehrthätigkeit Musik sein Dasein ausfüllte. Nicht blos in jedem Kirchenconcert, sondern auch bei Hofe mußte er singen, auch dichtete und componirte er und durch die Ruhe und Feinheit seines Wesens wurde er bald der Liebling der ganzen Stadt. Von diesem Onkel war der junge Riefstahl unzertrennlich. Mit ihm besprach er seine Pläne, seine Ideen. Sie stellten sogar lebende Bilder und zu Weihnachten wurde eine Krippe gebaut, zu der der junge Künstler die Figuren gemalt und ausgeschnitten hatte. Durch diesen Umgang und durch unablässiges Lesen suchte der angehende Kunstjünger sich weiter zu bilden. Nachmals hat er sich allmählich eine hübsche Bibliothek gesammelt; mit Vorliebe studirte er die griechischen und lateini-

*) Man erinnert sich, daß auch Friedrich Preller zuerst durch eine Darstellung der Hof- und Staatsgesellschaft von Weimar beim Schlittschuhlaufen sich bemerklich machte. Aber er fand einen Goethe als Förderer und einen Karl August als Gönner, der den talentvollen Kunstjünger dann selbst mit nach Antwerpen nahm und dort auf der Akademie unterbrachte.

schen Classiker, die er großentheils in Uebersetzungen besaß. Wie intensiv genoß er jedes gute Buch! Von Immermanns Münchhausen schrieb er einmal: „So will ich malen; romantisch aber mit vollem Realismus gesättigt.“ Unter den französischen Malern war Breton sein Liebling und Vorbild und im ersten Anfang seiner Laufbahn hat das Bild von Landseer „the chiefs return from hunt“ tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er kaufte sich den Stich, der lange der Hauptschmuck seiner Wohnung blieb.

Als er nun mit sechzehn Jahren nach Berlin kam, hoffte er zunächst in der Decorationsmalerei am leichtesten sich eine Existenz schaffen zu können. Zu seinem Glück, darf man sagen, mußte er aber darauf verzichten, da er in der einzigen derartigen größeren Werkstatt von Gropius und Gerst keine Aufnahme fand. Er wandte sich nun an die Akademie, wo man ihn aber ebenfalls abwies, indem er gänzlich mittellos war und man aus den vorgelegten Zeichnungen kein hervorragendes Talent zu erkennen glaubte. Man gab ihm einfach den Rath, ein Handwerk zu lernen. Diese Abweisung war hart für den strebsamen jungen Mann, aber sicher nicht hart gemeint, da es ohne Zweifel richtig ist, mittellosen jungen Leuten, wenn sie nicht ein ungewöhnliches Talent bekunden, den Weg zur Kunst eher zu erschweren, als zu erleichtern. Da er dann doch aufgenommen wurde, wird sein Vater wohl das nöthige Geld beschafft haben. Es folgten nun einige recht kümmerliche Jahre, aber mit der ihm eigenen Zähigkeit rang er sich durch. Auf der Akademie erwarb er sich bald die Anerkennung seiner Lehrer, doch besuchte er sie nicht lange und mit großen Unterbrechungen, da er immer für seinen Unterhalt arbeiten mußte. Seine Eltern kämpften stets mit schweren Sorgen, die öfter seine Zukunft wieder in Frage stellten. So mußte er 1848 für längere Zeit heimkehren, weil sein Bruder ein ganzes Jahr lang schwer am Typhus darnieder lag und die Eltern die Pflege nicht mehr allein durchführen konnten.

An der Akademie genoß er den Vorzug in Wilhelm Schirmer, dem geistvoll poetischen Landschafter, einen trefflichen Lehrer zu finden. Dieser besonders durch seine antiken Landschaften im Neuen Museum bekannt geworden, war ein Künstler von hohem Ernst, der in einer mit Rottmann verwandten Richtung das plastisch lineare Element südlicher Landschaft mit einer durchaus malerischen, auf Farbe, Duft und Ton gerichteten Auffassung im Geiste Claude Lorrains zu verbinden wußte.

Die erste Studienreise führte den jungen Künstler 1846 nach Rügen, dessen gewaltige nordische Natur einen mächtigen Eindruck auf ihn übte. Sein erstes selbständiges Gemälde, in welchem jedoch begreiflicherweise die Auffassung seines Meisters stark mitspricht „Der Sonnenaufgang über der Haide“ verdankte den dortigen Eindrücken seine Entstehung. Da es aber dem wesentlich auf Selbsthülfe angewiesenen jungen Kunstschüler darauf ankommen mußte eine lohnende Thätigkeit zu gewinnen, so nahm er den Auftrag an, für die von Franz Kugler begründeten, von E. Guhl

fortgeführten und später von W. Lübke weiter entwickelten „Denkmäler der Kunst" sämmtliche architektonische Tafeln für den Stich zu zeichnen. In den ersten Auflagen des Werkes findet man überall unter den architektonischen Tafeln den Namen Riefstahl, der leider in den neueren Auflagen sammt den übrigen Künstlerunterschriften durch die Verlagshandlung beseitigt worden ist. Gleich bei dieser umfangreichen und schwierigen Aufgabe zeigte sich der Ernst und man darf sagen die Innigkeit Riefstahls in dem Fleiß, der Hingebung und der liebevollen Sorgfalt der Ausführung. Der Kupferstecher Caspar, Bibliothekar der Akademie, hatte das Material zu beschaffen, und nach diesen Vorlagen mußte Riefstahl die Zeichnungen für den Stich in einen sehr kleinen Maßstab übertragen. Er that dies mit einer Feinheit und Präcision, die bewunderungswürdig sind, und den Tafeln dieses vornehmsten kunstgeschichtlichen Denkmälerwerkes bis auf den heutigen Tag einen hohen Rang und eine unübertroffene Geltung verbürgen. Kein Architekt hätte diese Dinge besser ausführen können. Nicht wie ein Lohnarbeiter, der einen lästigen Auftrag vollzieht, sondern mit dem Herzensinteresse des echten Künstlers gab sich Riefstahl dieser großen Arbeit hin, und indem er die architektonischen Schöpfungen aller Epochen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart darstellte, drang er tief in ihre Formenwelt ein und war schließlich im Griechischen und Römischen, im Byzantinischen, Romanischen und Gothischen ebenso vollständig zu Hause, wie in der Renaissance, dem Barockstil, dem Rococo und den Schöpfungen der neueren Zeiten. Diese tiefe Kenntniß sollte ihm später, als er auf der Höhe künstlerischer Meisterschaft stand, trefflich zu Statten kommen, und seinen Werken auch nach dieser Seite die gediegenste Durchbildung verbürgen.

Zugleich warf er sich, wie manche Künstler jener Zeit, namentlich vorher schon Adolph Menzel gethan, auf die damals sehr in Blüthe stehende Lithographie, in der er bald eine künstlerische Feinheit erreichte, die diesen Blättern noch jetzt einen hohen Reiz verleihen. Für die Verlagshandlung von Velhagen und Klasing zeichnete er nach eigenen Aufnahmen Darstellungen von Bielefeld und Dortmund, für die Actiengesellschaft der Spinnerei zu Ravensberg sogar ein Bild ihres Fabrikgebäudes. Diese Beziehungen, die ihn mit den malerischen Schönheiten Westphalens, namentlich den lieblichen burgengeschmückten Thälern der Ruhr, Lenne und Sieg bekannt machten, führten dann zu dem viel dankbareren Auftrage für die Verlagshandlung von R. L. Friederichs ein Prachtwerk über Westphalen, zu welchem Scheuren das Titelblatt zeichnete, mit Illustrationen zu schmücken (1860). Hier ist er noch ganz Landschafter, der jedoch stets durch die Feinheit der künstlerischen Auffassung fesselt. Es sind zwanzig farbige Steinzeichnungen von zartem malerischem Reiz.

Solche Arbeiten waren es, deren Ertrag ihm die Möglichkeit weiterer Studienreisen verschaffte. So durchwanderte er seit 1852 Süddeutschland,

besuchte Heidelberg, lernte die romantischen Gegenden des Rheines und der Mosel kennen, um dann 1858 noch einmal nach Rügen zurückzukehren. Beim Studium der dortigen Dünen und Strandscenen hatte er Gelegenheit eine jener unter freiem Himmel am Strand abgehaltenen Predigten zu beobachten und diese interessante Scene in einem größeren Bilde (1860) zu schildern. Der Kunstverein kaufte dieses Bild, das dann durch Verlosung in den Besitz der Familie von Humboldt kam und durch Erbschaft später einem Major von Loën zu Theil wurde. Riefstahl wiederholte nochmals, wie er es oft that, das Thema und gab demselben eine geschlossenere Composition. Hier zum ersten Male betritt er jene Bahn, auf der er seine eigentlichste Bedeutung finden sollte, und schlägt jene Richtung ein, welche er später in zahlreichen Schöpfungen zu hoher Vollendung ausbildete: Die Verschmelzung des Landschaftlichen mit dem Figürlichen, wobei letzteres nicht als ein willkürlicher Zusatz erscheint, sondern mit der umgebenden Natur in innigster Wechselbeziehung, in organischer Verbindung steht. Denn der an die Scholle gebannte Mensch gehört gleichsam als ein wesentlicher Bestandtheil zu dem Erdreich, das er bewohnt und bebaut, und so stellte sich Riefstahl immer mehr fortan die Aufgabe, die Gegenden, wo noch ein ungebrochenes Volksthum waltet, aufzusuchen, und Volk und Land in seiner intimsten Zusammengehörigkeit darzustellen. In der großen Zahl unsrer Volksschilderer und Dorfgeschichtenmaler nahm er bald einen ganz besonderen bedeutsamen Platz ein. Schilderten Andere das Volk bei der Arbeit oder bei seinen Ergötzlichkeiten, so geht Riefstahl ihm zumeist in seinen religiösen Gebräuchen nach, und so kommt in alle diese Darstellungen der Zug einer ernsten feierlichen Stimmung, mit welcher er dann die umgebende Natur in harmonischen Einklang zu setzen weiß.

Bei einem um dieselbe Zeit ausgeführten Besuch in seiner Heimat entwarf er eine Darstellung des durch das Andenken an die Königin Louise geweihten Schlößchens Hohenzieritz, das er am Todestage der erlauchten Fürstin vorführte. Kaiser Wilhelm erwarb dieses Bild als werthes Erinnerungsmal an seine unvergeßliche Mutter. Die herrlichen parkartigen Waldungen seiner mecklenburgischen Heimat boten ihm dann auch das Motiv zu der Landschaft „Parkausgang im Spätherbst" vom Jahre 1862, in welcher noch einmal die romantische Poesie der Schirmer'schen Auffassung zu Worte kommt.

Inzwischen hatte Riefstahl 1860 in froher Zuversicht auf seine künstlerische Kraft sich vermählt und einen eigenen Hausstand gegründet, in welchem die ganze Wärme seines Familiensinnes sich in treuer Gemeinschaft des Fühlens und Denkens offenbarte. Es war eine Cousine, die Tochter jenes oben erwähnten Onkels, ihm von der Kinderzeit her lieb und vertraut, mit der er einen Bund schloß, der ihn bis an sein nur zu frühes Lebensende begleiten sollte. Die innigste Sympathie verband beide und sie brachte ihm in ihrer Musik ein Element, in welchem er sich künstlerisch

stets angeregt fühlte. Wie oft, wenn er etwas „Katholisches“ malte, mußte sie ihm das „Averte“ von Lotti singen, das Beide durch das ganze Leben begleitete! In dem Freundeskreise, der sich schon früher ihm in Berlin verbunden hatte, finden wir Jonis Jacoby, Wisniewski, Otto Brandt, Oscar Begas; und ein Freund, Moritz Cahnheim, der für die jungen Künstler immer offenes Haus, Hand und Herz hatte, war es auch, der ihnen in seinem Hause am Schiffbauerdamm Wohnung und Werkstätten bereitete.

Um dieselbe Zeit vollzog sich jener Umschwung in seinem künstlerischen Schaffen, zu welchem die Strandpredigt auf Rügen den ersten Vorboten gebildet hatte. Den Ausschlag gab 1861 eine Wanderung in dem Kanton Appenzell, Inner-Rhoden, wo er in der großartigen Gebirgswelt und ihren Bewohnern ein unvergleichliches Thema für seine auf das Hohe und Ernste gerichtete Anschauung fand. Wer aus den bewegten vom modernen Verkehrs- und Fabrikleben durchbrausten Gegenden des schweizerischen Gewerbetreibens zu diesen Höhen hinaufsteigt, findet eine „noch nicht zu Schanden gereiste“ Alpenwelt von erhabener Einsamkeit und von jener mächtigen Größe, die durch die wilden Massen des Säntis mit seinen frischen Hochmatten und seinen dräuenden Felsschroffen beherrscht wird. Hier haust ein kerniger urwüchsiger von der Cultur der neueren Zeit noch nicht berührter Volksstamm, ein „rauhes, starkes, fromm und schlichtes Volk“ wie vor Zeiten Merian berichtet, das unentwegt festhält an seinen uralten Gebräuchen und Sitten, seiner Religion, seinen Gesetzen und Gerechtsamen. Nicht minder an seiner höchst malerischen Tracht, die bei den Männern aus schwarzer Hose, rothem Brustlatz, kurzen Hembärmeln und rothem Käppchen besteht. So leben sie, Viehzucht und Milchwirthschaft betreibend, auf ihren einsamen Almen und Matten mit ihren prächtigen Heerden, umgeben von den erhabenen Wundern und Schrecknissen des Hochgebirges, ernst und schlicht, dabei aber auch zu mancherlei Kurzweil in Schwingeten und Schützenfesten aufgelegt. Riefstahl wurde in seiner innersten künstlerischen Empfindung so angeregt durch diese sich ihm als ganz neu darbietende Welt, daß er fortan mit Vorliebe hier seine Sommerrast nahm und mit Eifer sich dem Studium dieser Menschenwelt und ihrer Naturumgebung widmete. In Bleistift und Kreide, in Oel und Aquarell entwarf er die charaktervollen Typen, die scharf markirten Physiognomieen, die malerischen Trachten, welche sich seinem Blick entfalteten und sein Künstlerauge entzückten. Als erstes Ergebniß entstand 1862 die „Trauerversammlung in einem Hochthal des Säntis“, ein Gemälde, welches als etwas ganz Neues allgemeines Aufsehen erregte und sofort von einem Berliner Liebhaber erworben wurde. Demselben Anschauungskreise entsprang dann später (1873) das herrliche große Bild in der Karlsruher Galerie, welches abermals ein Begräbniß in einem Hochthal des Säntis schildert. Es ist eine reifere Ausführung und Umbildung jenes ersten Motivs, wie denn Riefstahl mehrmals in dem

nimmer rastenden Ernst seines künstlerischen Strebens zu früheren Arbeiten zurückkehrte, um in ihrer höheren Durchbildung seine gereifte künstlerische Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Gruppirung ist hier freier und reicher, dabei klarer, das Landschaftliche von edelster Entfaltung der Linien, das plastische Leben durchgebildeter und die malerische Ausführung voll Glanz und Kraft.

In den folgenden Jahren finden wir ihn im Passeierthal, wo er seinen Sitz in dem malerischen St. Leonhard nahm, dessen prächtige Volkstypen ihn besonders fesselten. Als Ergebniß dieser Studien entstand „die Feldandacht von Tiroler Hirten", welche 1864 auf der Berliner Kunstausstellung einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß der Staat sie für die Nationalgalerie ankaufte, wobei ihm die kleine goldene Medaille, der Preis der Seydlitz-Stiftung und die Mitgliedschaft der Akademie zu Theil wurde. Darauf folgte eine „Procession bei St. Leonhard" und ein „Begräbniß", Werke voll edler Stimmung. Im ersteren ist auf lebendige Weise geschildert, wie die Procession mit ihren Fahnen und dem voranschreitenden Priester, dem ein Fahnenträger voraufgeht, eben auf steil ansteigendem Wege einen Hügel erreicht, den sie nicht ohne Anstrengung, (namentlich bei dem Träger der großen mächtigen Fahne) zu ersteigen im Begriff ist. Eins der zahlreichen Motive, durch welche Riesstahls Bilder stets so interessant wirken. In den nächsten Jahren malte er einen „Hochzeitszug im Passeierthale", diesmal also ein heiteres Thema, das noch an die Art der liebenswürdigen Bilder von Eduard Meyerheim anklingt, und sonst bei Riesstahl nicht wieder vorkommt. Denn seine Weltanschauung war immer eine ernste, feierliche, die sich auch in der schlichten Größe der Landschaft zu erkennen giebt. Im Jahre 1865 finden wir ihn wieder in Appenzell, wo er eine „Frühmesse vor der Kirche" und eine „Taufe" malte. Ersteres Bild entstand im Auftrage des Herrn Paul Mendelssohn, in dessen Familie es sich noch befindet. Als er dann 1867 sich in Vorarlberg aufhielt und bis in den Spätherbst hinein blieb, hatte er Gelegenheit die Studien zu einem seiner ergreifendsten Bilder, dem in der Berliner National-Galerie befindlichen „Allerseelentag" zu machen. In nebelgrauer Morgenfrühe sieht man die Landleute zu dem hochgelegenen Friedhof in Bregenz sich begeben, um mit ihren geweihten Kerzen die Gräber ihrer Todten zu besuchen und mit Zeichen der Liebe zu schmücken. Das Bild ist reich an fein beobachteten Zügen, in welchen der Vorgang sich nach allen Seiten stimmungsvoll ausspricht.

Hatte sich bis dahin Riesstahl die Schilderung nordischer Gebirgsnatur mit ihren Bewohnern zur Aufgabe gestellt, und die Scenen sich unter freiem Himmel abspielen lassen, so machte er um diese Zeit den Uebergang zu einer anderen Gattung von Schilderungen, in denen er nicht minder bedeutend werden sollte. Sein tiefes architektonisches Verständniß führte ihn zur Darstellung interessanter Innenräume, namentlich klösterlicher

Anlagen, die er mit einer Staffage von Mönchen zu beleben wußte. Das erste Bild dieser Art vom Jahre 1868 stellt eine „Procession der Mönche im Chor der Kapuzinerkirche zu Meran" dar. Wenn andere moderne Künstler das Klosterleben von seiner humoristischen Seite schildern und dabei sich gelegentlich selbst bis zur Caricatur versteigen, so bleibt auch hier Riefstahl seiner ernsten würdevollen Auffassung treu und zeigt uns die Klostergeistlichkeit innerhalb der geweihten Räume in ernster Sammlung und voll Mannigfaltigkeit der Charakteristik. Dies Meisterwerk großartiger Auffassung und freiester malerischer Durchbildung trug dem Meister die große goldene Medaille ein. Diese Richtung sollte sich noch vertiefen, als er im folgenden Jahre eine Reise nach Italien antrat und einen längeren Aufenthalt in Rom nahm. Die damals noch nicht durch die schäbigen Producte modernster Bauwuth und die damit verbundenen wüsten Zerstörungen entweihte ewige Stadt bot dem Auge des Künstlers die noch unberührten Monumente, Plätze und Straßen in ihrer ganzen architektonischen Großartigkeit und malerischen Schönheit. Nicht minderr reizte ihn die Belebung derselben durch die verschiedenen geistlichen Orden und Brüderschaften, die für die Hintergründe eine Staffage gewährten, welche sich nicht interessanter und stimmungsvoller denken ließ. So entstand eine seiner mächtigsten Schöpfungen, „das Pantheon des Agrippa" (1871) welches jetzt die Dresdener Galerie besitzt.

Der Künstler hat den Moment gewählt, wo ein Leichenzug sich über den Platz bewegt. Voran schreitet ein Chorknabe mit dem Crucifix; ihm folgen Geistliche, Mönche und die vermummten Mitglieder der Misericordia, brennende Kerzen in den Händen tragend. Einen wirksamen Gegensatz zu diesem ernsten Gefolge bilden die Volksgruppen mit ihren bunten Costümen, welche in dichtem Gedränge den Platz füllen. In Großartigkeit der Auffassung, in Kraft und Tiefe, Reichthum und Harmonie des Colorits nimmt dies Werk unter den Schöpfungen des Künstlers einen hervorragenden Platz ein. Nicht minder meisterhaft und von tiefstem Verständniß ist die Behandlung des bedeutsamen architektonischen Hintergrundes, der in der ganzen Majestät altrömischer Architektur hervortritt. Und mit gleicher Meisterschaft ist die Barockfontaine mit ihrem Obelisk behandelt. Eine kleinere Darstellung desselben Gegenstandes, 1873 gemalt, befindet sich im Besitze der Frau von Harder.

Die Anerkennung des Künstlers war inzwischen so allgemein geworden, daß er 1870 als Professor an die Kunstschule zu Karlsruhe berufen wurde, wo er neben Lessing, Gude und Schroedter als Lehrer wirkte. Aber nach drei Jahren gab er diese Stellung auf, um sich wieder ausschließlich seiner künstlerischen Thätigkeit zu widmen. In jene Zeit fällt, wie oben erwähnt, eine Neubearbeitung des „Begräbnisses im Appenzeller Hochgebirge", welche für die Kunsthalle in Karlsruhe erworben wurde, und durch reifere Durchbildung und freiere Belebung, sowie größere

Kraft malerischer Behandlung sich auszeichnet. Um dieselbe Zeit (1873) entstand eines seiner schönsten Bilder aus dem Mönchsleben „das Refectorium zu Maulbronn", welches er mit einer würdigen Versammlung der beim Mahl vereinten Mönche ausstattete. Kloster Maulbronn, nicht fern von Bruchsal in einem stillen Waldgrund gelegen, ist nicht blos eine der großartigsten Schöpfungen klösterlicher Baukunst des Mittelalters, sondern auch in seinem ganzen Umfang, sogar mit Einschluß der Befestigungsmauern sammt ihren Thürmen so wohl erhalten, daß die Phantasie des Besuchers unwillkürlich veranlaßt wird, die Räume mit den Gestalten vergangener Zeit zu beleben. Das hat Riefstahl hier mit der vollen Kraft künstlerischer Phantasie gethan. Diese ernsten markigen Gestalten in dem herrlichen Raume erscheinen nicht wie eine moderne Erfindung, sondern wie eine visionäre Wiedergabe einer Scene aus längst verflossenen Tagen. Dabei geben die drei im Vordergrunde rechts mit dem Mischen und Prüfen der „Bowle" beschäftigten Mönche ein Bild gemüthlichen Behagens. Und mit welch tiefem Verständniß hat der Künstler auch hier wieder die edlen Formen romanischer Blüthezeit gegeben, nicht minder meisterhaft, als er im Pantheonsbilde die antike Architektur darzustellen wußte. Das von Herrn Reichenheim in Berlin bestellte Bild gehört zu den reichsten und großartigsten Werken des Meisters.

Ein anderes treffliches Bild aus dem Klosterleben „Kloster am Inn" aus dem Jahre 1875 zeigt uns hart am Ufer des mächtigen Stromes den stattlichen Barockbau des Klosters Volders, aus dessen Portal eben einige Mönche heraustreten. Sodann 1880 entstand die „Bauerndeputation" die im Kreuzgange vom Abt und seinen Mönchen empfangen wird: wieder ein Meisterstück feinster Beobachtung. Demselben Stoffgebiet gehören noch zwei köstliche Bilder aus etwas früherer Zeit, beide 1872 entstanden. Das „Tischgebet im Kloster" schildert acht Mönche, vor Beginn des Mahles sich zum Tischgebet erhebend; das zweite Bild „Mahlzeit im Kloster", führt dieselbe Anzahl von Mönchen in dem Momente vor, wo der Abt die Suppe austheilt, die ein dienender Bruder herumreicht. Welch trauliche Stimmung liegt auf diesen Scenen! Wie fein hat der Künstler auch hier wieder die interessantesten Charakterfiguren aufgefaßt! Wie weiß er überhaupt in solchen Aufgaben die verschiedenen Typen zu zeichnen: ernste Würde, fromme Einfalt, geistlichen Hochmuth, feurigen Fanatismus, dann wieder Wohlwollen und gemüthliches Behagen. Eben deshalb und wegen seiner charaktervoll malerischen Erscheinung mußte ihm das Mönchsthum dankbare Stoffe bieten. Dieselbe Kraft malerischer Auffassung bekundet ein 1871 gemaltes Bild „Landsgemeinde in Appenzell".

Scenen dieser Art, wo ein uraltes Volksthum in den Formen einer längst vergangenen Zeit als treuer Hüter schlicht demokratischer Institutionen sich offenbart, sind von hohem malerischen Reiz, und wer z. B. die

Landsgemeinde nach dem großen Brand in Glarus 1860 mit erlebt hat, weiß davon zu sagen und versteht die Wahrheit dieser Schilderung.

Nachdem er im Frühling des Jahres 1874 sein Lehramt niedergelegt hatte, zog es ihn abermals nach Rom, wo er sich mit erneutem Eifer seinen Lieblingsstudien hingab; aber im folgenden Jahre wurde er als Director der Kunstschule abermals nach Karlsruhe berufen. Mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit widmete er sich den mit dieser Stellung verbundenen Amtsgeschäften, um jedoch schon nach drei Jahren auch dieses Amt niederzulegen, weil er sich dadurch in seiner künstlerischen Arbeit zu sehr gehemmt fühlte. Auch mochte eine solche Stellung seiner ganzen Natur wenig zusagen. Abermals begab er sich 1877 nach Rom, und hier entstand nun wieder eines seiner bedeutendsten Bilder, das „Forum romanum", durch welches eine Procession von Kapuzinern hinschreitet. Diese markigen fast urweltlichen Gestalten, mit ihren ausdrucksvollen Köpfen und gewaltigen Bärten in den schweren braunen Kutten, welche zu den wirksamsten Staffagefiguren der ewigen Stadt gehören, verleihen auch diesem Bilde das Gepräge feierlichen Ernstes, bei welchem die ehrwürdigen Monumente des klassischen Alterthums wesentlich mitwirken. An seinen römischen Bildern sieht man, mit welch tief poetischem Sinn sich Riefstahl in Geist und Charakter dieser großen geschichtlichen Scenerie versenkt hat. Das Bild ist nach Rußland in Privatbesitz gekommen.

Das Jahr 1878 brachte eine Wendung im äußern Leben des Meisters mit sich, indem dieser nunmehr sich in München niederließ, wo ihm noch zehn Jahre in reicher künstlerischer Thätigkeit beschieden waren. Die sommerlichen Studienzeiten verbrachte er in den ihm lieb gewordenen alten Gebieten, fügte dazu aber bald das großartige Gebirgsthal von Montavon, in den rhätischen Alpen, wo er die Studien zu der „Segnung der Alpen" (1879) gewann. Auf einem hohen Felsenplateau, überragt von den zerrissenen Kuppen des Hochgebirges, sieht man einen Priester einer Gruppe von Landleuten Feuer, Wasser und Salz weihen. Der schlichte Ernst der Handlung, die reiche Abstufung in den Charakteren und dem Ausdruck der einfachen Gebirgsbewohner und der Hauch von erhabener Einsamkeit, der auf der Scene ruht, verleihen auch diesem Bilde das Gepräge weihevoller Stimmung. Das Bild kam nach Cincinnati; aber 1881 entstand eine wesentlich umgestaltete und bedeutendere Wiederholung, welche nach Riga verkauft wurde. Eine dritte Variante sieht man in der Galerie zu Mannheim. In einem andern um dieselbe Zeit (1879) entstandenen Werke, den „Glaubensboten in den rhätischen Alpen", jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin, greift der Künstler einmal in längst vergangene Zeiten zurück, und schildert uns, wie eine heidnische Gemeinde im Begriff steht, auf einer mächtigen Felsplatte ein Opfer darzubringen, in dem entscheidenden Augenblick aber durch das Heranstürmen der ersten christlichen Glaubensboten daran verhindert wird. Offenbar hat der riesige

Stein, den die Sage als Opferplatz grauer, heidnischer Vorzeit bezeichnet, den ersten Anstoß zu diesem Bilde gegeben, welches eine sonst bei Riefstahl nicht vorkommende leidenschaftlich dramatische Stimmung athmet. Ein Brief vom 12. Juli 1878 an seine Frau giebt anziehenden Bericht über die Art, wie solche Schöpfung in ihm entstand und reifte. Er war nach dem Aufgeben seiner Karlsruher Stellung nach Montavon gegangen, nach Gaschnie, dem letzten Dorf des Thales. Hier suchte er die unliebsamen Aufregungen der letzten Zeit zu vergessen, hier trauerte er um den Abschied von dem geliebten Großherzog. Als dann die Voralpen bezogen wurden, ging er mit hinauf auf eine Alpe und wohnte hier wochenlang mit den Sennen ganz allein in einer Hütte, die der Wirthin unten gehörte. Auf einer Wanderung durch ein noch höher gelegenes Thal fand er eines Tages die Scenerie zu dem Bilde „Glaubensboten in den rhätischen Alpen," die ihn gleich fesselte und die er sofort zu malen beschloß. Als er Abends von den Sennen hörte, daß auf dem großen Felsblock im Mittelgrund des Bildes in alten Zeiten bei wichtigen Gelegenheiten Versammlungen abgehalten worden seien, entspann sich ihm nach und nach die Idee zu dem Bilde. Und nun schreibt er:

„Es gilt jetzt sich im neuen Lebenskreise Stellung zu machen durch das, was ich leiste und ich hoffe, diese Zeit der stillen Sammlung und Uebung wird der erste Schritt dazu gewesen sein, wenn ich sehe, wie meine Phantasie sich neu belebt hat, auf neue Fährten gekommen ist. Auf Letzteres lege ich besonderes Gewicht, denn offen gestanden habe ich auf andere doch immer mehr durch eigenthümlichen dichterischen Gehalt als durch die Qualität der malerischen Darstellung gewirkt, in welcher den Entwickelungen und Fortschritten, die sie glücklicherweise in Deutschland gemacht, zu folgen mir weder durch Lehre noch Anlage möglich ist: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Und so müssen wir hoffen, daß die vorhandenen Mittel ausreichen neuen und guten Gedanken klaren und günstigen, ja wenn das Glück uns hold ist, schönen Ausdruck zu geben. Wie gern hätte ich Dir eine Zeichnung oder Skizze von meiner neuesten Arbeit geschickt, damit Du selbst urtheilen kannst, ob ich nicht zu kühn mich an ein neues Gebiet gewagt; aber gerade weil es etwas Neues ist, konnte ich mich nicht entschließen Dir die Idee in fragmentarischer Fassung vorzulegen. Dafür wirst Du sie, wenn Du hier eintriffst, klar ausgesprochen finden und ich hoffe, jetzt habe ich es getroffen. Denke Dir ein schönes wildes Thal mit Schneebergen im Hintergrunde; vorn auf geneigter Fläche um und auf einem mächtigen Felsblock eine reich gegliederte Gruppe von Männern und Knaben der Urbewohner, alter Rhätier, die um ein Feuer lagern und stehen und mit Trunk und Opfer ein Fest begehen; vorn der Häuptling oder Priester ist im Begriff den Widder zu tödten, da tritt eben, aus der Tiefe des Thales kommend, ein Glaubensbote mit dem Kreuz hoch in der Hand herzu, um sein Bekehrungswerk zu

beginnen, weiter unten seine Begleiter, die die Wirkung dieser Scene beobachten; auf einem Hügel in der Nähe sind die Weiber und Kinder versammelt, denen zwei Priesterinnen den Trunk aus dem Braukessel zutragen. Sonnenschein, Föhn in der Luft. — Du mußt es Dir also zunächst selbst ausmalen, ich stecke noch mitten drin, hoffe aber, so lange ich hier oben bin, mit den nothwendigsten Studien dazu fertig zu werden. Du kannst Dir denken, daß mancherlei dabei vermacht ist, aber in der Hauptsache bin ich klar, Eintheilung, Wirkung, Gruppirung und Stellung, Ausdruck der Figuren. Costüm macht mir wenig Noth, das wird reconstruirt aus der heutigen Tracht, die nebst den spärlichen Ueberlieferungen die Uranfänge unschwer erkennen läßt. Nicht wahr? Das ist ein Schritt vorwärts und dennoch glaube ich damit nicht über die Grenze meines Könnens hinausgegangen zu sein, wie denn auch das Schema: Landschaft und Figuren zusammenwirkend eingehalten und, ich meine, glücklich getroffen ist. Damit Du heute aber auch etwas schönes zum Ansehen hast, findest Du eins meiner Lieblingsbilder in Bologna, den heiligen Antonius und Katharina. Bringe es aber wieder mit, es ist mein Brevier, das ich zur Stärkung jeden Tag ansehe, ist es nicht wunderbar einfach, groß und schön? Ach welchen Apparat setzt unser einer dagegen in Bewegung und wirkt doch lange, lange nicht so tief und nachhaltig."

Zu seiner gewohnten Art kehrte dagegen der Künstler in der oben bereits erwähnten „Segnung der Alpen bei Ungewitter" (1881) zurück. Von tiefster Poesie sodann ist ein 1879 entstandenes Bild, welches drei Frauen in der Trauertracht des Bregenzer Waldes in einer tief in Nebel versenkten Landschaft ergreifend darstellt. Das Bild blieb unverkauft, und der Künstler nahm es zurück, um es für sich zu behalten. Unter diesem edlen Werke ist er gestorben. Der alte Spitzweg sagte, als er das Gemälde sah: „Auf dem Bilde ist immer Sonntag, wenn's auch regnet."

In einer andern bedeutenden Arbeit, dem „anatomischen Theater zu Bologna" vom Jahre 1883, jetzt in der Galerie zu Dresden, legt er wieder sein erstaunliches Verständniß der architektonischen Formenwelt dar, denn offenbar wurde ihm dieses Bild durch die Schönheit jenes herrlichen Raumes eingegeben. Dieser bietet mit seiner tiefbraunen Täfelung und seinen amphitheatralisch ansteigenden Bankreihen einen kräftig stimmungsvollen Hintergrund für die Staffage, mit welcher er in bedeutsamer Weise den Raum belebt hat. Auf dem Secirtisch liegt die mit einem Leintuch verhüllte Leiche eines jungen Mädchens, welche Gegenstand der Obduction sein soll. Zwei junge Aerzte sind links am Kopfende der Leiche beschäftigt. Der Professor in der Tracht vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, rechts zu ihren Füßen stehend, hat seinen Hut auf einen Stuhl gelegt und zieht sich die Handschuh aus; daneben ein paar Zuhörer und ein Diener. Auch dieser von seinen gewohnten Gestalten so sehr verschiedene Lebenskreis

ist vortrefflich geschildert, und das Bild ohne Frage eins der fesselndsten unter seinen Schöpfungen. Nochmals kehrte er zu demselben Thema zurück und schuf jene größere „Anatomie", welche in das Leipziger Museum übergegangen ist: reicher in der Composition aber dadurch weniger stimmungsvoll als das erste Bild. Dagegen zollte Riefstahl 1884 dem Klosterleben wieder einen Tribut in dem „Kreuzgang zu Brixen", wo die architektonische Schönheit des Raumes mit seinen energischen Rippengewölben und den halb zerstörten Fresken die erste Rolle spielt, und nur ein einsam im Gebet knieender Mönch die Staffage bildet. Aber noch ein paar Mal hat er diesen poetischen Raum verwendet, indem er ihm eine reichere Staffage durch charaktervolle Mönchsgestalten verleiht: 1879 „Andachtsstätte im Kreuzgang" mit knieenden Mönchen, unter denen ein stehender das Weihrauchgefäß vor einer Kapelle schwingt. Ein anderes Bild desselben Kreuzgangs kam nach Hamburg in die Kunsthalle; 1886 „ein Kreuzgang", mit betenden Mönchen, während ein Sakristan das ewige Licht in der herabhängenden Ampel anzündet.

Zu den ergreifendsten seiner Werke gehört wieder das im Jahre 1886 entstandene „Kinderbegräbniß zu St. Martin in Passeier", jetzt in der Karlsruher Galerie. Er hatte denselben Gegenstand früher schon einmal behandelt, kehrte aber jetzt noch einmal dazu zurück, um ihn mit reiferer Kunst zu erweitern und zu vertiefen. Fast keine Figur ist unberührt geblieben, nur wenige hat der Künstler beibehalten, so namentlich den Vater, der mit dem Sarge seines Kindes auf der zum Kirchhof hinauf führenden Treppe kniet, auf welcher der Priester mit seinen Ministranten erscheint, um die Leiche zu segnen. Stille Andacht, wohl auch von einem gleichgültigeren Ausdruck unterbrochen, wie es bei solchen Anlässen zu geschehen pflegt, beherrscht die in der engen Dorfgasse theils knieenden, theils stehenden Theilnehmer, welche brennende Kerzen in den Händen halten. Die Abstufung des Ausdrucks und der Charaktere zeugt vom feinsten Lebensgefühl, und beweist wieder, wie völlig der Künstler mit Land und Leuten vertraut war. Und wie prächtig hat er auch hier die Architektur wiedergegeben, besonders die Bauernhäuser mit ihren kleinen Erkern und den weit vortretenden Holzdächern, welche diesen Tiroler Dörfern einen so anheimelnden Reiz verleihen. Zu den prägnantesten Figuren in dieser neuen Version des Bildes gehört die Gestalt des wohlbeleibten Wirths, der im Hintergrunde steht, und weiter vorn die alte Frau, welche sich auf der steinernen Brüstung niedergelassen hat und mühsam mit ausdrucksvoller Bewegung sich auf ihren Stock stützt.

Die Farbe des Bildes hat jene Tiefe eines kräftigen braunen Localtones, wie Riefstahl ihn in seinen vollendetsten Bildern anschlägt. In einem andern 1887 entstandenen Werke „Theologisches Examen", das nach Dresden in Privatbesitz kam, führt uns der Künstler, wie es scheint, in die Räume eines clericalen Seminars, in eine Versammlung geistlicher

Herren, welche einen Examinanden zu prüfen haben. Hier zeigt er sich wieder als Meister feinster psychologischer Charakteristik und als tiefster Seelenkenner der Lebenskreise, welchen er so oft seine Kunst gewidmet hat. Milde und Strenge erfüllt wechselnd die Köpfe der Examinatoren, und wie bezeichnend ist die Haltung des armen Klosterjünglings, der eben an der Reihe ist, geprüft zu werden; wie kostbar endlich der ergebene Ausdruck des auf der Bank sitzenden wartenden Gefährten! Das letzte seiner Bilder schildert die „Feuerweihe", welche überall von der katholischen Kirche am Charsamstag vorgenommen wird. Denn wie am Charfreitag mit der Bestattung des Crucifixus im heiligen Grabe das Glockengeläut in der Kirche verstummt, so werden auch sämmtliche Lichter ausgelöscht, und erst am Charsamstage in der Morgenfrühe entzündet der Priester mit Schwamm und Zunder an einigen Holzscheiten das Feuer, an welchem dann nach priesterlicher Weihe die Kirchenkerzen wieder angezündet werden, worauf die Dorfbewohner die brennenden Scheite auf ihre Felder tragen, um die Aecker am Segen theilnehmen zu lassen. Es ist der Friedhof zu Sluß im Passeierthale, wo diese Scene vor sich geht. Die ernste Feierlichkeit des Vorganges, das tiefsinnig Poetische einer solchen symbolischen Handlung ist in den ausdrucksvollen Gruppen der Composition unübertrefflich zur Erscheinung gebracht, und die rings hineinschauenden, vom Winterschnee bedeckten Gebirgshäupter geben dem Ganzen einen ergreifenden Abschluß.

Dies Bild war der Schwanengesang des Künstlers. Er hatte sich mit Behagen in München eingelebt und war in den dortigen Künstlerkreisen bald zu allgemeinem Ansehen gelangt. Sein edler Charakter, seine männliche Festigkeit, Klarheit und Bestimmtheit war für Jeden, der mit ihm in Berührung kam, erquickend und fesselnd. Streng gegen sich selbst, unablässig an seiner Fortbildung arbeitend, war er mild gegen Andere. Wiederholt als Jury-Mitglied bei den großen Ausstellungen gewählt, waltete er dieses anstrengenden, undankbaren Amtes mit ebensoviel Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie mit Gerechtigkeit und Wohlwollen. Selbst noch bei der Jubiläumsausstellung von 1888 gab er sich, obwohl bereits leidend, dieser Mühewaltung mit treuem Eifer hin. In der Gesellschaft der „Zwanglosen" war er ein gerngesehenes Mitglied, und trug durch manche poetische Gabe, auch in seinem heimischen Plattdeutsch, zur Erhöhung edler Geselligkeit bei. In den schönen Strophen, welche er dort dem Andenken an Friedrich Voltz gewidmet hat, zeigt er sich auch in dieser Form als Bewunderer der von ihm so heiß geliebten Alpenwelt.

„Das alte Wunder hat sich neu vollzogen;
Aus mattem Dämmerscheine angefacht,
Erglühet an des Horizontes Bogen
Ein Meer von Licht; das dunkle Reich der Nacht
Ward überfluthet von den goldnen Wogen:

Ein Sommermorgen strahlt in voller Pracht.
Ihn festlich zu empfangen Wald und Weide
Sich schmücken mit des Thaues Brautgeschmeide.

Und alle Creatur erwacht. Es schreitet
Zum Weidegrund auf wohlbekanntem Pfad
Die Heerde von dem Hirten sanft geleitet,
Und wie sie sich dem Bach im Walde naht,
Da wo er sich zum dunklen Spiegel weitet,
Hält zögernd an sie in dem kühlen Bad,
Und thut den Morgentrunk aus seinen Fluthen,
Eh sie hinaus tritt in des Tages Gluthen.

Im Isarthale über Flur und Wiesen
Des Sommers glühend heißer Athem weht,
Doch auf den Almen seiner Bergesriesen
Die frische Lebensluft der Höhen geht.
O, herrlich Bild, das nie genug gepriesen;
Der Matten Grün in Duft und Blüthe steht
Und ruhig wandelnd grast die bunte Heerde,
Der Reichthum und der Stolz der Hochlandserde.

So schmücket Dich in wechselreichen Falten
Bavaria! dein heitres Prachtgewand,
Heil wer den Schatz von Farben und Gestalten
Zu heben wußt' mit kunstgeübter Hand,
Dem es vergönnt begeistert fest zu halten,
Was Aug' und Herz in flücht'gem Reiz empfand
Und diese Welt in anmuthsvollen Bildern
Mit hoher Meisterschaft verstand zu schildern."

Diese schönen Strophen, die dem Andenken eines andern Künstlers geweiht, lassen sich voll und ganz auch auf ihn selbst beziehen. Vor Allem sprechen sie mit poetischer Wärme seine begeisterte Liebe zur erhabenen Alpenwelt aus. In ihren reinen Lüften hoch über der dumpfen Atmosphäre und dem lauten Treiben der geräuschvollen Menschenwelt hat er jene Eindrücke in sich aufgenommen, die er mit unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit in zahlreichen Bildern wiedergab. Eine andere Heimat erwuchs ihm daneben in Rom, auf dessen erhabenen Trümmern ihn mit nicht minderer Kraft der Hauch der Ewigkeit, der ernste Weiheruf der Geschichte traf. So sind seine Werke der Spiegel einer durchaus im Erhabenen, Reinen und Hohen wurzelnden Gesinnung. Das Wesen des Mannes hat einer seiner Genossen bei den Zwanglosen, Georg Scherer, in schlichten Worten gezeichnet:

„Vor Allem sei von Herzen uns gegrüßt
Der Mann, gegossen wie aus Stahl und Erz,
Dem doch so warm das Herz im Busen schlug,

Die Stirn so frei, so klar das treue Aug',
Den feinen Mund umspielt ein sonnig Lächeln,
Dort war sein Platz, von dort erhob er sich
Oftmals mit stolzem Haupte, um in Strophen
Von Wohllaut und Empfindung überströmend
Der Freunde zu gedenken, die zuletzt
Aus unserm Kreise still hinweggegangen."

Auch für Riefstahl kam der Tag, der ihn unvermuthet rasch und jäh aus dem Kreise der Seinen, seiner Kunstgenossen und Freunde abberufen sollte. Er hatte gegen ein immer bedrohlicher auftretendes, anfangs vielleicht nicht genügend beachtetes Leiden in seinem geliebten Meran Heilung gesucht. Vergeblich; am 11. October 1888, nachdem er fast zwei Monate vorher das einundsechzigste Jahr vollendet hatte, entriß der Tod ihn einem künstlerischen Wirken, welches noch keine Abnahme der Kräfte verrathen hatte. Man kann von ihm sagen, daß er bis an's Ende stetig fortgeschritten war, in Größe und Schlichtheit der Behandlung, in freier Meisterschaft immer höher steigend. Am besten erkennt man dies, wenn man Bilder, bei denen er dasselbe Thema wiederholt behandelt hat, mit einander vergleicht. Da wird man stets finden, daß die zweite Redaction der ersten an Durchbildnng und Geschlossenheit überlegen ist.

Prüft man die einzelnen Motive, so erhält man einen Blick in Geist und Seele des Künstlers, der unablässig sich fortzubilden strebte. Welch scharfer Blick für die Eigenart von Land und Volk, welch' tiefes Verständniß des organischen Zusammenhangs von Beiden, welcher Ernst der Gesinnung, welcher Respect vor der Natur! Aber bei dieser treuen Hingabe an die Welt der Erscheinungen bekommt man doch sofort den Eindruck, daß seine Compositionen nicht einer realistischen Zufälligkeit ihr Dasein verdanken, sondern der tiefsten künstlerischen Einsicht, welche jeder Einzelgestalt gerade die Stelle im Ganzen anweist, die ihr gebührt. Und wie ist nicht bloß in den Typen der Köpfe, sondern auch in den leisesten Motiven der Geberde und der Bewegung das individuelle Leben wunderbar scharf erfaßt. Dazu gesellt sich in der Durchbildung eine Gewissenhaftigkeit, welche ohne je in's Kleinliche zu fallen, die Gestalten so plastisch zu runden und malerisch so lebenswarm durchzubilden weiß, daß sie mit überzeugender Wahrheit vor uns hintreten. Ein tiefer warmbrauner Grundaccord, in welchem die Vorliebe für die Mönchskutte mitspielt, erfüllt seine Gestalten. Wo er sie in's Freie stellt, in die vom Himmelslicht verklärte Atmosphäre der Hochgebirgswelt, da weiß er den feinen Ton dieser Lüfte meisterlich zu beherrschen. Daß ein so gediegener, auf eigenen Füßen feststehender Künstler der neuesten Richtung, welche in lüderlicher Verwahrlosung des Details, in skizzenhafter Halbfertigkeit und in einem öden, schmutzigen Grau das Heil der Kunst zu erblicken glaubt, sich gründlich fern hielt, versteht sich von selbst. Vor Allem aber hat er seinen Werken etwas Ewiggültiges mitgegeben, indem

er in die unwandelbaren Formen der Natur und der Architektur eine ebenso allem Zeitgeschmack mit seinen unablässigen Wandlungen entrückte Figurenwelt hineinsetzte, denn sowohl seine Bauern wie seine Mönche in ihren typischen Erscheinungen sind unveränderlich wie die Natur selbst. Daher haben seine Werke ein hohes monumentales Gepräge, und dies immer bestimmter und zielbewußter herauszuarbeiten, war sein unablässiges Bestreben. Herrscht in den früheren Arbeiten noch jener leichte anmuthige Ton vor, wie ihn schon mancher Schilderer bäuerlichen Lebens angeschlagen hatte, so erhebt er sich in Schöpfungen wie das Refectorium zu Maulbronn, das Pantheon des Agrippa, die Prozession im Forum und mancher anderen zu einer Größe des Stils, einer Einfachheit, Macht und Würde, welche diesen Werken die unvergängliche Bedeutung von klassischen Meisterschöpfungen verleihen.

So bleibt seine Gestalt von dauerndem Werthe in der Geschichte der modernen Kunst und er wird als Schilderer sowohl des Volkslebens der deutschen Alpenwelt, wie als Darsteller römischen Volksthums einen der ersten Plätze in unserer Kunst behaupten. Und in einem ganz besonderen Zweige seines Schaffens, wo er den Priesterstand und das Mönchsthum schildert, wird man ihn ganz besonders wegen der schlichten Einfachheit und Wahrheit bewundern, welche sich eben so fern von Satire, wie von weichlicher Sentimentalität hält. Aus solchen Bildern weht uns ein Gottesfrieden an, der uns nur den Wunsch übrig läßt, daß wir ihn so auch im wirklichen Leben finden möchten.

Die Bermudas-Inseln.

Eine Erinnerung von der Plankton-Expedition.

Von

Otto Krümmel.

— Kiel. —

> But, bless the little fairy isle,
> How sweetly, after all our ills
> We saw the dewy morning smile
> Serenely o'er its fragrant hills!
> And felt the pure elastic flow
> Of airs, that round this Eden blow,
> With honey freshness, caught by stealth
> Warm from the very lips of health.
> Thomas Moore, Bermuda Jan. 1804.

Nach langer Seefahrt wird die Nachricht, daß demnächst Land in Sicht kommen werde, ihre Wirkung an Bord niemals verfehlen. So war es auch bei uns, als am 6. August 1889 der Kapitän auf Grund der eben um Mittag genommenen Sonnenhöhen ankündigte, daß wir in einer Stunde unser erstes Reiseziel, die Bermudas-Inseln sehen und noch am Nachmittag im Hafen sein würden. 22 Tage ununterbrochener Fahrt lagen hinter uns; seit dem 19. Juli hatten wir kein Land mehr gesehen. Unsere Hoffnungen, einen Blick auf die Südspitze Grönlands, das Cap Farewell, zu gewinnen, hatten Nebel und Sturm im Treibeis vereitelt, tagelang andauernder Nebel hatte auch jede Annäherung an Neufundland verwehrt. So sollte denn der erste feste Boden, den wir seit der Abfahrt von Kiel betreten durften, die einsamen Koralleninseln sein, welche nach ihrem Entdecker, dem Spanier Juan Bermudez benannt sind und seit zwei Jahrhunderten eine wichtige englische Militärcolonie bilden.

Während das Schiffsvolk schon seit Mittag damit beschäftigt war, das Schiff in Hafentoilette zu versetzen, das Ankergeschirr für demnächstigen

Gebrauch klar zu machen und die große Luke frei zu legen, um zu unseren im Vorderraum lagernden Kohlenvorräthen zu gelangen, waren wir auf der Commandobrücke eifrig bemüht, mit Fernrohr und Feldstecher den Horizont vor uns zu durchmustern. Das scharfe und geübte Auge unseres Kapitäns aber erkannte eher als wir den Leuchtthurm von St. Davids. Wir richteten unsere Gläser, und in der That, da schaute etwas wie ein dünner, schwarzer Stift über den Horizont. Wenige Minuten später wurde auch das Haus des Leuchtthurmwärters sichtbar, bald folgte der sanftgewölbte Berg der St. Davids-Insel und gleichzeitig rechts davon die Insel St. Georges mit ihren hochgelegenen weißen Häusern und Militärbaracken. Zwei verschlagene Schwalben, welche arg zerzaust und todtmüde am Morgen auf unserem Schiff Unterkunft gesucht hatten, verschwanden mit lustigem Gezwitscher nach dem Lande zu. Noch ging es eine Stunde durch die krystallklare, kobaltblaue Fluth zwischen langgestreckten, orangefarbenen Streifen des Sargassokrauts hindurch mit Südwestcurs weiter, bis unser Flaggensignal das Lootsenboot herbeigerufen hatte. Es war ein schmales, langes, aber stark gebautes Fahrzeug, von fünf Schwarzen gerudert; der Lootse, ebenfalls ein Farbiger, und ein weißer Begleiter, der Typus eines echten Yankee, schwangen sich das Fallreep hinaufsteigend an Bord, das Boot wurde in's Schlepptau genommen und, nachdem festgestellt war, daß für unseren Dampfer genügende Fahrwassertiefe vorhanden, auf den nächsten Hafen der Inseln, den von St. Georges, zu gehalten. Aengstlich war es, den schnellen Wechsel von grünem (flachem) und blauem (tiefem) Wasser dicht neben dem Schiff zu sehen: ein unweit von unserem Curse auf dem Außenriff festsitzendes anscheinend noch frisches Wrack eines Segelschiffs zeigte, wie ernste Gefahren dem einsegelnden Fremdling hier drohen, doch unser Lootse gab mit so imponirender Ruhe seine Commandos, unser Dampfer gehorchte so prompt dem Ruder und nahm eine scharfe Wendung zwischen den weißen, das enge Fahrwasser bezeichnenden Tonnen so sicher, daß wir einen Theil unserer Aufmerksamkeit den grünen Hügeln mit formidablen Befestigungen zuwenden konnten, auf welche wir gerade lossteuerten und hinter denen der gesuchte Hafen liegen sollte. Noch eine Wendung, da öffnete sich eine schmale Einfahrt: zwischen kleinen, schärenartigen, dicht bewaldeten cederndustigen Inselchen hin ging es durch milchig grünes Wasser dem amphitheatralisch vom Ufer aufsteigenden Städtchen St. Georges zu. Auf der Signalstation hoch oben hinter den Baracken war unsere Ankunft schon gemeldet, vor einer schönen Villa mit prächtigem Garten wehte die deutsche Kriegsflagge am Flaggenmast, es war die Wohnung unseres Consuls — da rasselte der Anker nieder, zahlreiche Boote mit überwiegend dunkelfarbigen Insassen umschwärmten das Schiff, die Gesundheitsvisite wurde schnell überstanden, Schiffshändler erschienen an Bord, und auch der Vertreter unseres Consuls meldete sich bei dem Leiter der Expedition, die Nachricht bringend, daß der Consul selbst in dringenden Geschäften nach

Philadelphia verreist sei. Bei unserem Mittagsmahl hatten wir zum Dessert bereits frische Bananen, Weintrauben, Apfelsinen und die stark nach Terpentin schmeckenden Mangos als erste Beweise der Nähe der Tropen.

Unser Aufenthalt sollte nur so lange währen, als nöthig war, um die Kohlenbunker aus unseren Vorräthen wieder aufzufüllen und die Maschine zu reinigen; aus den zwei Tagen, in denen der Kapitän dies zu bewirken hoffte, wurden aber fast vier.

Es verstand sich von selbst, daß wir nach dem Mittagsmahl die Abendstunden sofort zu einem Besuche an Land verwendeten. Es ist bekannt, wie nach so langem Aufenthalt an Bord des schwankenden Schiffs das Ausschreiten und Wandeln auf festem Grunde zuerst wieder gelernt sein will, indeß gab sich das nach der ersten Viertelstunde und verkürzte uns in keiner Weise den Genuß und die Freude dieser ersten Festlandspromenade seit drei Wochen.

Das Städtchen, welches 2500 Einwohner zählt, bietet nichts characteristisches; die Gärten vor den Thoren dagegen fesselten uns durch eine Reihe fremdartiger Pflanzengestalten, wie der Bananen, der Papaya, der Kokospalmen, der in herrlichstem Blüthenflor überall die Gärten in hohen Hecken umrahmenden Oleander, an die heimische Fliederpracht im Mai erinnernd, aber durch Farbenfrische sie überbietend. Ein steiniger Fahrweg führte von der chaussirten Landstraße den Berg hinauf und brachte uns durch ein niedriges Gehölz struppiger Cedern über schattenlose mit ginsterartiger Lantana besetzte Flächen in alte Steinbrüche. Von dem Rande des höchst gelegenen hatten wir den ersten Ueberblick über die ganze St. Georgs-Insel und ihre kleinen, schärenartigen Trabanten bis hinüber zur Hauptinsel und deren höchste Erhebung, den Leuchtthurm von Gibbs Hill, dessen Licht eine Höhe von 110 Meter über dem Meeresspiegel erreicht. Weiterhin nach Süden erkannte man am fernen Horizont noch die kleine ganz von Marineanlagen besetzte Ireland-Insel und neben dieser das colossale Schwimmdock „Bermuda", das größte der Welt, fähig auch die riesigen 10000-Ton-Schiffe der Engländer zu Reparaturen aufzunehmen. Im Sommer 1869 haben es zwei paar sich ablösende Panzerschiffe am Schlepptau über Madeira durch die ruhige Sargassosee in 35 tägiger Fahrt von London hierher gebracht. Schief, wie einen dicken, rothen Halbmond sahen wir das Ungethüm auf dem Wasser liegen. Während so der Blick des Umschau haltenden gefesselt wurde durch das grüne Land mit seinen weißen darüber hingestreuten Einzelhöfen, die mehr und mehr in den langen Schatten der schon tief stehenden Sonne versanken, schweifte das Auge nach Westen und Nordwesten über die leicht gekräuselte, blaue Fluth der Binnenlagune. Den westlichen Außenrand der letzteren mit seinen unnahbaren Brechern über den Riffen, vermochten wir nicht zu erkennen. Weit im Süden hinter St. Davids Feuerthurm aber ballten sich schwere Gewitterwolken zusammen. Dies wie die untergehende Sonne mahnte zur Heimkehr. Die herrschende

Hitze — seit drei Wochen hatte es hier nicht geregnet — zwang uns die Veranda eines am Hafenplatz gelegenen etwas primitiven Hotels aufzusuchen und den Versuch mit einer landläufigen Limonade zu machen, die indeß hauptsächlich aus Ginger-beer, dem in englischen Kolonien anscheinend unvermeidlichen Sodawasser mit Ingweressenz, bestand, eine Mischung, an deren aromatische Schärfe man sich erst gewöhnen muß.

Die Nacht brachte einen colossalen Gewitterregen, der unsere Schiffsboote zur Hälfte füllte, einzelne Schauer folgten noch in den Frühstunden, uns nicht unerwünscht, da die für diesen zweiten Tag beabsichtigte Wagenfahrt nach Hamilton, der Hauptstadt der Inselgruppe, sonst auf allzu staubiger Landstraße hätte erfolgen müssen. Der Leiter der Expedition wollte dem Gouverneur seine Aufwartung machen, und wir andern hatten, in dem wir uns anschlossen, die beste Gelegenheit den größten Theil der Inselgruppe und ihre Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Daß man sich auf englischem Boden befand, zeigte sofort der vorzügliche Zustand der Landstraße. Den Hafen im Westen umgehend führt sie über eine Drehbrücke nach der Long Bird Insel und von dieser über einen 2915 Meter langen Brückendamm (the causeway) hinüber zur Hauptinsel. Dieser Damm trennt den westlichen, flacheren von dem tieferen und größeren Theil der runden Bucht Castle Harbour, dem an kleinen Inselchen und Klippen reichsten Gebiet der Bermudas, voll der malerischsten Ausblicke nach rechts und links. Nicht mit Unrecht sind die Insulaner stolz auf ihr Bauwerk, das in über vierjähriger Bauzeit (1867—71) einen Kostenaufwand von 650000 Mark verursachte. Eine in der Mitte eingeschaltete Drehbrücke gestattet auch hier kleineren Fahrzeugen den Durchpaß. Nun ging es auf der Hauptinsel weiter bergauf, bergab, zur Rechten die schönsten Ausblicke auf die Binnenlagune, welche bei herrlichem Sonnenschein das Blau des Himmels gedunkelt reflectirte, an der Straße bald kahles Gemäuer mit stachligen Opuntien darauf, bald parkartige größere Gartenanlagen um blendend weiß getünchte Villen inmitten reichen Bambus-, Oleander- und Granatengebüsches, bald ärmliche Häuschen, deren dunkelfarbige Insassen in der Thür stehend unsere Kutscher über die Bedeutung dieser Picknickfahrt, wie sie meinten, flugs auszukundschaften versuchten. Kleine Gehölze der hier einheimischen Bermuda-Ceder (Juniperus bermudiana) boten angenehmen Schatten, hier und da fesselte eine riesige Agave (am Mittelmeer als Aloe bekannt) oder eine struppige, alte Fächerpalme (Sabal Blackburniana) das Auge, die Luft war erfüllt von dem Geschnarr der Cikaden, welche in Schaaren auf den Zweigen am Wege ihr Conzert aufführten.

So gelangten wir wieder an eine kleine Brücke, welche den schmalen Zugang des runden Harringtonbusens von der Binnenlagune her überspannte, rauschend entführte unter ihr hindurch der Ebbestrom das Wasser mit der Geschwindigkeit eines Mühlengerinnes. Harington Sound ist

ohne Frage der Glanzpunkt aller landschaftlichen Schönheiten auf Bermudas. Rings von anmuthigen Hügeln in wechselvollsten Formen und in 25 bis 60 Meter Erhebung umgeben, die Gehänge meist mit üppigster Vegetation freundlich bezogen oder in malerischen Klippen vorspringend, hier und da genügend Raum für einzelne Villen frei lassend, die Wasserfläche selbst von herrlich klarem Grün und glatt wie ein Spiegel, eine kleine Gruppe bewaldeter Inselchen und ganz in der Ferne das dreieckige weiße Segel eines Bermudakutters ihre einzige Unterbrechung — so lag die Bucht vor uns in paradiesischer Weltabgeschiedenheit. Im strengsten Contrast zu diesem friedlichen Bilde stand der öde, gezackte Klippenstrand der Binnenlagune, auch hier durch ein altes Wrack, das sein geschwärztes Riesengerippe aus dem Wasser streckte, bezeugend, daß nicht immer die Elemente in solchem Frieden verharrten wie heute.

Noch gings eine halbe Stunde Fahrt durch die Mitte des Landes, dann einen Hügel hinauf, bis wir die Gartenhäuser von Hamilton unter und vor uns sahen, dahinter das malerisch sich aufbauende Städtchen und den Hafen. Hier war es, wo uns Kokospalmen mit grünen Früchten, und einmal eine Reihe von sechs stolzen Königspalmen gewaltig imponirten; beide sollten wir freilich später auf brasilischem Boden unvergleichlich stolzer noch sehen. In wenigen Minuten waren wir in der Stadt, erst ging es noch die Hafenstraße entlang, wo sich um den die Abfahrt nach New-York vorbereitenden Postdampfer ein jahrmarktartiges Getümmel verbreitete, dann wieder eine heiße breite Straße hinauf zu unserem Absteigequartier.

Obwohl Hamilton an Einwohnerzahl hinter St. Georges ein wenig zurücksteht, ist es doch der ungleich verkehrsreichere und wohlhabendere Ort. Die Bauart der Häuser, die Ausstattung und große Zahl der Läden, freilich mit amerikanischen Preisen, die schönen schattigen Alleen und gut gepflegten Gärten, zeigen das auf den ersten Blick. Im Hafen lagen mehrere Segelschiffe, amerikanische Dreimastschuner von großen Dimensionen, außer dem Postdampfer noch zwei kleinere, mehrere Fischerkutter durchfurchten unter Segel in eleganter Neigung die hellgrüne Fluth — aber auch hier die beängstigend große Zahl von gestrandeten Schiffen und alten Wracks auf den unsichtbaren Korallenriffen, wir zählten sechs auf einen Blick! Der Hafen ist nur von der Binnenlagune her zugänglich, und zwar für Seeschiffe schon von mittlerer Größe selbst bei Hochwasser nur eine sehr complicirte Einfahrt darbietend. Aber die Nähe der Marineanlagen von Grassy Bai sowohl wie die Fruchtbarkeit des gerade hier geräumigsten und volkreichsten Theils der Insel machten Hamilton mit Recht geeignet zur Hauptstadt. Die glühende Mittagssonne, von den weißen chaussirten Fahrdämmen und den hellgetünchten Häusern unangenehm reflectirt, hinderte uns nicht, die Stadt zu besichtigen, und verschiedenen Läden Besuche abzustatten: aber es gelang nicht, außer

einigen aus den Blattfasern der Fächerpalme geflochtenen Hüten etwas Originelles von einheimischer Arbeit aufzutreiben. Aus Cedernholz hergestellte Schnitz- und Drechslerarbeiten, die von einer deutschen Firma feil gehalten und von den amerikanischen Touristen als Andenken viel gekauft werden, sind in Wernigerode am Harz gearbeitet; uns erschienen sie unerhört theuer.

Von weiteren Sehenswürdigkeiten fanden wir bemerkenswerth die berühmte Cedernallee, wo es wirklich gelungen schien, den sonst knorrig und struppig wachsenden Baum zu etwas strafferer Haltung zu erziehen, ferner in den Gärten viele tropische Fremdlinge, namentlich zahlreiche Palmen, außer den schon genannten die Dattel, Grugru (Astrocaryum aureum), die Kohlpalme (Oreodoxa oleracea), ferner Ficusbäume, so groß und so schattig wie bei uns die Eichen, und endlich den Kalebassenbaum (Crescentia cujete), der hier indeß weniger mit parasitischen Gewächsen besetzt war, als wir später in Brasilien sahen. Sehr verbreitet war dann ein schöner eschenartiger Zierbaum, der hier den volltönenden Namen „Indiens Stolz" trägt (Pride of India, Melia Azedarach), aber in Italien und Griechenland sehr häufig ist, durch sein mehrfach gefiedertes Blatt in der That auffallend, im Frühjahr aber durch die Pracht seiner zarten, lila gefärbten Blütenbüschel vielleicht noch schöner, wenn auch weniger schattig, da er im Winter sein Laub abwirft.

Das Luncheon im American Hotel, von einer schwarzen Kellnerin servirt, machte uns mit einigen einheimischen Gerichten, wie Brei von gestampftem Mais, und Kokosnußtorte, bekannt, besser erschienen uns freilich die Bananen und die riesigen Wassermelonen zum Dessert.

Ein plötzlicher Regenschauer hatte den Staub wiederum gelöscht, als wir nach Absolvirung der geplanten Besuche und Einkäufe die Heimfahrt antraten. Diesmal führte uns der Weg näher an der östlichen Meeresküste entlang, durch anscheinend tiefer liegendes, feuchteres, aber auch vor den Winden besser geschütztes Gelände. So üppige und hohe Bestände der Ceder, so wahrhaft schattige Waldwinkel hatten wir vorher noch nicht getroffen, stellenweise verriethen aber auch Sumpfflächen ihre Brackwassernatur dadurch, daß sie nur von den stelzbeinig bewurzelten, sonst ganz weidenartigen Mangroven umrahmt waren. Aber auch hier in dem offenbar fruchtbarsten Gebiet der Insel bemerkten wir nirgends große Ackerflächen, nur gartenartige, vorsichtig gegen die Stürme durch Oleanderhecken geschützte kleine Felder rother Erde, die neben Bataten nur Pfeilwurz (Maranta arundinacea) und Manioc (Jatropha manihot) trugen, wo sie nicht gerade von einigen Schwarzen mit der Hacke für die eigentliche Winterfrucht, die Kartoffel, vorbereitet wurden. Den zweirädrigen Karren, welche Sargassotang als Dünger herbeifuhren, begegneten wir öfter.

Wieder entzückte uns gerade der Blick auf den Harringtonsee, als

die Wagen vor einer eisenbeschlagenen schweren Thür mit der Aufschrift Entrance 1 shilling each, hielten und hinter einer hohen, oben mit Glasscherben besteckten Mauer uns eine Sehenswürdigkeit der Insel ahnen ließen. Es dauerte einige Zeit, bis der Schließer von seiner Arbeit vom Felde herbeigeholt war und uns den Zutritt zur „Neptunsgrotte“ oder „Teufelshöhle“, wie sie gewöhnlich genannt wird, eröffnete. Eine dunkle, kühle Grotte, von üppigem Gesträuch überhängt, beschattete ein mit Wasser vom nahen Harringtonsee unterirdisch gespeistes Becken, in welchem ein Dutzend meterlanger rothbrauner Fische ihre Mäuler schnappend uns entgegenstreckten. Die Gefräßigkeit dieser Burschen erschien in der That unerhört, wie die uns vorgeführte Fütterung mit Weizenbrot bewies. Wenn sie sehr lange gefastet haben, versicherte uns der Schließer, würden sie selbst einen zufällig in's Wasser gefallenen Menschen in Stücke zerreißen. Neben diesen teuflischen Gesellen birgt die Grotte aber auch einige offenbar des Gegensatzes halber hierher verbannte Engelsfische, von denen man in Lady Brasseys „Familienreise von 14 000 Meilen“ eine idealisirte Abbildung findet; sie sind wundervoll blau und grün gefärbt und haben im Profil und Auge einen unleugbar menschenähnlichen Zug, auch durch die milde Grazie ihrer Bewegung unterscheiden sie sich angenehm von den stürmisch durch das Wasser schießenden und planschenden Räuberfischen. Noch eine andere Art schwarzgelb getigerter großer Fische und einige kleine Schildkröten vervollständigten diese gemischte Gesellschaft des Höllenkessels.

Am Ostufer des Harringtonbeckens weiter fahrend bogen wir in einen Seitenweg ein und besuchten auf schattigem Pfade durch den Wald und über üppige Wiesen, auf denen einige wirklich schöne, jugendliche Fächerpalmen standen, nun der Reihe nach die drei berühmten Tropfsteinhöhlen von Walsingham und Joyces Dock. Die ersteren sind entschieden die schönsten, und durch Thomas Moores Kalebassenbaum an ihrem Eingange auch berühmtesten. Der genannte Dichter verweilte im Jahre 1804 einige Monate als Beamter der Admiralität auf der Insel, während welcher Zeit er eine Reihe der schönsten Lieder, Oden und poetischen Episteln verfaßt hat. Unter diesem Baume sitzend hat er auch ein stimmungsvolles, offenbar Bermuda verherrlichendes Lied gedichtet, auf das die Insulaner nicht wenig stolz sind*). Die Schönheiten der Höhlen bestehen weniger in malerischen Tropfsteinbildungen, als vielmehr in den unterirdischen Salzwasserteichen, welche beim rothen Glanz des zur Beleuchtung benützten brennenden Cederngezweigs die von der Decke herabhängenden Stalaktiten malerisch wiederspiegeln. Leider sind die von Natur milchweißen Kalkabscheidungen, die das Innere der Höhle bekleiden, durch diese primitive Art der Beleuchtung schon stellenweise arg verräuchert. Auch sonst ist die

*) Oh! had we some bright little Isle of our own,
In a blue summer ocean, far off and alone etc.

Betretbarkeit der Höhlen durch wackelige Leitern und zerbrechliche Lattengeländer an schlüpfrigen Stellen nicht gerade auf der Höhe berechtigter Wünsche. Und doch werden namentlich im Winter die Höhlen viel von den amerikanischen Touristen besucht. Uns boten sie durch ihre schattige Kühle, die weiter im Innern sogar den Athemhauch sichtbar machte, eine angenehme Erfrischung gegenüber der Brühhitze des tropisch heißen Nachmittags draußen, obwohl wir unsererseits nicht so unter dieser litten wie die Eingeborenen nach ihren eigenen Aussagen.

Die Weiterfahrt führte uns am Nordrande des Harringtonsees entlang an Oleanderhecken, Gärten mit Feigen und Zuckerrohr, Orangen und Myrthen, und an lichten Cederngehölzen vorüber, in denen das Blaukehlchen (blue robin, Sialia Wilsoni) mit seinem metallisch hellblau schimmernden Gefieder und der rothe Cardinal (Guarica cardinalis), beides beliebte Sänger, aber nur ungern geduldete Gartenräuber, häufiger als sonst sichtbar wurden. Bald rollten die Wagen zum Becken von Castle Harbour herunter auf den großen Brückendamm und eine halbe Stunde später waren wir wieder an Bord, kurz bevor die Sonne unterging.

Hier waren noch ein Dutzend Schwarze mit viel Halloh aber wenig Wirkung mit dem Umstauen der Kohlen beschäftigt, das Schiff in Wolken schwarzen Staubs gehüllt, alle Thüren und Fenster so dicht es möglich war, geschlossen, das Achterdeck durch doppelte Gardinen von Segeltuch gegen den Kohlenstaub, doch nur mangelhaft versichert, so daß dieser auch durch das undichte Oberlicht in Bibliothekraum und Kabinen eindrang und alles mit einem feinen, aber nachhaltig schwarzen Ueberzug bedeckte: ein schauderhafter Zustand! Nach einem heftigen Gewitterregen, auf welchen Wetterleuchten die ganze Nacht hindurch folgte, wurde es etwas besser, zumal die Schwarzen über Nacht das Schiff verlassen hatten.

Der nächste Tag sollte, nachdem der Leiter der Expedition vom Gouverneur die Erlaubniß in liebenswürdigster Form erhalten hatte, zu fischen und zu sammeln, wo und was uns beliebte, zur Untersuchung der Korallenriffe dienen. Ein landesüblicher Fischerkutter und ein Schiffsboot waren schon in der Frühe fertig gestellt, ein drittes Boot mit dem uns vom Gouverneur zur Assistenz zugesellten Capitän T. von der Königlichen Artillerie, einem sehr liebenswürdigen mit Deutschland durch mehrfache Anwesenheit bei Kaisermanövern wohlbekannten Herrn, schloß sich für einige Zeit an. Hauptsächlich war das durchsichtige Wasser von Castle Harbour der Schauplatz dieser für unsere Zoologen höchst interessanten Fischerei. Die Ausbeute an Korallen der schönsten Formen, Schwämmen, Muscheln und ekelhaften Holothurien (Sea pudding nannte sie der einheimische Fischer) gab eine beträchtliche Bereicherung der Sammlungen, bevölkerte freilich unser Schiff, da die meisten Objecte in der Sonne auf Deck trocknen mußten, für die Folge mit ungezählten Schaaren von Fliegen.

An diesen Ausflügen, die an dem folgenden Tage in ähnlicher Weise

wiederholt wurden, habe ich mich selbst nicht betheiligt, vielmehr vorgezogen, mit unserem Marinemaler E. die Insel St. Georges und am anderen Tage auch St. Davids zum Studium von Natur und Volk des Längeren zu durchstreifen. Ich verzichte darauf, die Wege, welche wir so über Land und Hafen miteinander machten, hier im Einzelnen zu schildern. Einiges an auffälligen Beobachtungen dürfte im Folgenden, wo wir einen allgemeineren Ueberblick zu gewinnen uns bemühen werden, noch in's Licht treten.

An landschaftlichen Reizen kann weder St. Georges noch St. Davids sich mit der Hauptinsel messen. Als das Lohnendste ergab sich für unseren Maler ein Blick über Stadt und Hafen von den Militärbaracken aus, was ihn denn auch zu einer ausführlichen Farbenstudie animirte.

Während dem unterzog ich das interessante Gestein, aus dem diese Insel wie die ganze Gruppe besteht, einer genaueren Besichtigung. Wie aus früheren Untersuchungen schon feststand, so ergaben die abgeschlagenen Handstücke durchweg die gleiche Zusammensetzung aus kleinen sandkornartig abgerollten Stückchen von weißen oder rothen Korallenskeletten, durch ein kalkiges Cement nur locker zusammengehalten, das Ganze sehr porös im Kleinen, spalten- und höhlenreich im Großen. Die Entstehung dieses Korallensandsteins ist eine ganz eigenartige, ließ sich aber in den von uns besuchten Gebieten der Inselgruppe nicht so schön feststellen, wie in den Strandgebieten südlich von Hamilton, welche die Challenger-Expedition des Genaueren untersucht hat. Das Gestein entsteht lediglich durch Verfestigung von Dünen, die der Wind aus den am flachen Strande angesammelten, von den lebenden Korallenklippen durch die Wellen abgerissenen und stetig zerkleinerten Trümmern und Geröllen zusammenweht. In den kleinen Steinbrüchen, die überall auf Schritt und Tritt zu finden sind, wie an Wege-Einschnitten, ist diese Entstehung aus Sandwehen oder wie der Geologe sagt, auf „äolischem“ Wege, mehr oder minder deutlich an der rasch wechselnden Schichtung wahrzunehmen.

Das Gestein ist leicht mit der Säge zu bearbeiten, und da es die vortheilhafte Eigenschaft besitzt, sich an der Luft schnell zu verhärten, so liefert es das durchaus herrschende Baumaterial der Insel. Alle Häuser sind ausnahmslos aus solchen Quadern gebaut, die mit Portlandcement verbunden und abgeputzt, dann weiß gekalkt, ein sehr gesundes Wohnen ermöglichen. Sogar die Dächer sind mit dünnen Platten desselben Materials gedeckt, auch sie werden weiß gekalkt, so daß die grelle Sonne diese so behandelten Gebäude weithin sichtbar werden läßt. Grün gestrichene Thüren, Fensterläden und Holzveranden sorgen indeß dafür, daß das leicht geblendete Auge Ruhepunkte gewinnt.

Die Porosität des Gesteins bewirkt aber auch, daß der Regen schnell einsickert, und da der ganze Inselkörper aus dem gleich durchlässigen Material besteht, so giebt es in Bermudas keine Quellen, keine Süßwasser-

teiche, höchstens Ansammlungen von brackigem Wasser, wo sich einmal das atmosphärische mit dem ozeanischen Naß reichlicher vermengt. Alles Trinkwasser für Mensch und Thier auf diesen Inseln ist darum in Cisternen gesammeltes Regenwasser; kein Wohnhaus darf ohne solchen „tank“ gebaut werden, der ausreichenden Vorrath für die Bewohner und etwaiges Vieh liefert. Die gleichmäßige Vertheilung der Regenfälle durch das ganze Jahr hin (zehnjährige meteorologische Beobachtungen in Paget bei Hamilton ergaben für alle Monate im Jahre durchweg über 80 Millimeter), läßt diese Art der Wasserversorgung auch als eine ganz gesicherte erscheinen. Nur der Ausdehnung der Viehzucht ist solche Abwesenheit von Quellen und Bächen natürlich nicht gerade förderlich. Aber andererseits ist die Besiedelbarkeit des Landes dadurch eine um so erweiterte; wo sonst günstige Verhältnisse die Errichtung eines Hauses erforderlich machen, wird ganz nahe am Bauplatz das Gestein mit einem großen Bohrer geöffnet, dann mit der Säge das Ausschneiden der nöthigen Quadern besorgt und endlich sogar die Anlage der Cisterne in der so gewonnenen Vertiefung ermöglicht. Aehnlich summarisch sahen wir in Hamilton den Abbruch eines Hauses erfolgen: es wurde von oben nach unten einfach auseinandergesägt.

Dieser „äolische“ Korallensandstein der Bermudas steht in der Welt ziemlich vereinzelt da, während man Höhlenbildungen auch sonst von Koralleninseln der Südsee kennt. Die ganze Bermudasgruppe, der nördlichste Korallenbau der Welt ($32^1/_2{}^0$ Nördl. Breite), kann als ein großes, ringförmiges Atoll betrachtet werden, von ovaler Form, die große Axe von Südwest nach Nordost 35 Kilometer, die Breite 15 messend. Nur der südöstliche Rand ragt über Wasser und trägt außer der großen J-förmigen Bermudainsel noch eine Anzahl in ihrer Verlängerung liegende kleinere; der nordwestliche Rand des Atolls aber ragt nur mit einzelnen Klippen gerade in die Wasserlinie. Die Binnenlagune ist für Seeschiffe aller Größen nur an einer einzigen Stelle zugänglich, nördlich um die Insel St. Georges herum, und auch hier nur durch intrikate Korallenpässe, die sogenannten „Engen“ (the Narrows) unter kundiger Lootsenführung; Nachts sind die Inseln unnahbar, da nur bei Tageslicht die verborgenen Riffe erkennbar werden, indem sie neben dem blauen tiefen Wasser als hellgrüne Flecke erscheinen. Die nur für die einheimischen Fischerkutter noch möglichen drei anderen Zufahrten kommen für den auswärtigen Verkehr in keiner Weise in Betracht. Die formidabeln Befestigungen auf der Insel St. Georges beherrschen auch bei Tage den Zugang zu den „Engen“, und da im Uebrigen auch das trockene Inselland gegen die offene See hin durch einen genau parallel dem Strande verlaufenden unterseeischen Korallenwall, über dem auch bei ruhiger See noch die Wogen schäumend sich brechen, gegen jede Annäherung gedeckt ist, so kann man die Bermudas als eine fast uneinnehmbare Seefestung allerersten Ranges bezeichnen. Als solche wird sie von den Engländern auch vollkommen gewürdigt. Eine starke Garnison

von rund 1500 Mann bewacht die Befestigungen von St. Georges und die Werft von Grassy Bai; im Frühling jeden Jahres weilt hier das Panzergeschwader der nordamerikanischen Station einige Monate, während es im Sommer Halifax und andere nördliche canadische Häfen aufsucht und die Herbst- und Wintermonate in Westindien zubringt. Drei bis vier Dampftage trennen Bermudas sowohl von Halifax wie von St. Thomas oder auch von Philadelphia und Neu-York; diese Thatsache allein verdeutlicht am Besten die unvergleichliche strategische Stellung, welche diese Inselfestung inmitten des westlichen Atlantischen Oceans einnimmt. Schon im Jahre 1610 wurden die Inseln britische Colonie, seit 1681 Militär- und Flottenstation, aber erst seit 1824 in der größeren Ausdehnung, wie sie heute noch mit Recht festgehalten wird.

Die Colonisten bedienten sich von Anfang an zur Bodenbearbeitung der Hülfe von Negersklaven, doch ist ihnen immer nachgerühmt worden, daß sie ein mildes, patriarchalisches Regiment über dieselben führten. Seit 1834 sind hier wie überall in den britischen Colonien die Sklaven befreit. Sir Wyville Thomson, der Leiter der Challenger-Expedition, berichtet, daß im Anfange der Besiedelung dieser bei der Entdeckung unbewohnten Inseln, auch nordamerikanische Indianer von Virginia her als Arbeiter importirt worden seien und man die Adlernase und andere Gesichtsmerkmale der amerikanischen Rasse in der farbigen Bevölkerung der Bermudas noch heutigen Tages hier und da wieder erkennen könne. Für uns überwog der Negertypus alle andern in der Mischung erkennbaren Componenten. Afrikanische Züge zeigt auch der Körperbau der Männer, die breiten Schultern, die gut gebaute Brust über schmalen Hüften. Die Jugend mit ihren schwarzen Krausköpfen, runden Gesichtern und vollen Lippen kann sogar allerliebst aussehen, wenn wir auch hier nicht die graziöse Pose und prächtige Haltung fanden, wie später bei dem jungen schwarzen Volk der Kapverden. Dagegen waren hier wie dort alte Männer und erst gar alte Weiber (mit der Thonpfeife im Mund!) um so häßlicher anzuschauen. Alt und jung, auch vor der ärmsten Hütte, war immer vollständig, wenn gleich nicht jedesmal auch sauber, gekleidet; in der Stadt trafen wir so manche hoch aufgedonnerte dunkle Schönheit, die allerdings für ihre Toilette ein viele Jahre altes Modenjournal benutzt zu haben schien. Wer noch der alten Theorie Glauben schenken sollte, daß Mischrassen sich nicht zu erhalten vermögen, kann sich auf Bermudas eines Bessern belehren: der Kindersegen dieses Mulattenvolks aller Schattirungen läßt nichts zu wünschen übrig. Zur Zeit der Sklavenemancipation betrug die Zahl der Neger 4200 unter einer Gesammtbevölkerung von 10240 Seelen; beim letzten Census im Jahre 1881 war die Kopfzahl aller Farbigen 8574, der Weißen 5750, also zusammen 14134. Hieraus ist jedenfalls für dieses halbe Jahrhundert eine erheblich stärkere Zunahme des farbigen Elements im Vergleich zum weißen zu folgern.

Hier wie drüben auf dem amerikanischen Festland ist das Verhältniß

der Farbigen zu den Weißen ein entschieden gespanntes. Die ersteren sind politisch äußerst rege, vier Vertreter haben sie bereits im Parlament der Colonie, ihre Bildung auf Grund zahlreicher Schulen ist eine beträchtliche, oft sahen wir die coloured gentlemen vor ihrem kleinen weißen Häuschen sitzen in das Studium der Zeitung vertieft, und unsere Führer waren gleich zur Hand, Orts- und Pflanzennamen, die wir nicht sofort verstanden, uns vorzubuchstabiren oder aufzuschreiben. Die Intelligenz der Farbigen ist also nicht zu verachten. Uns gegenüber waren sie stets von liebenswürdigster Freundlichkeit, und doch wurde uns übereinstimmend mehrfach versichert, daß wenn heute die englischen Garnisonen die Inseln verließen, schon morgen eine blutige Empörung der Farbigen gegen die Weißen ausbrechen werde. Nun, die Gefahr ist nicht groß, die Briten werden diese schönen und stark befestigten Inseln sicherlich nicht freiwillig räumen.

Im Uebrigen schienen uns manche Anzeichen dafür zu sprechen, daß gerade das Verhältniß der Garnison zu den Farbigen kein irgendwie unfreundliches sei. Als am zweiten Abend unseres Aufenthaltes der noch immer in Wolken aufsteigende Kohlenstaub uns wieder von Bord vertrieben hatte, klangen uns gleich am Landungsplatze die lustigen Weisen einer Musik-Kapelle entgegen. In einem Saale nahe am Hafen fand, wie man uns sagte, eine musikalische Unterhaltung mit Basar zu irgend einem wohlthätigen Zwecke statt. Auf der Treppe, an der Kasse, lauter farbige Gesichter, im Saal aber neben zahlreichen, ausschließlich farbigen Honoratioren, ein Dutzend englischer Soldaten, außer uns die einzigen Vertreter der weißen Hautfarbe.

Obwohl die Farbigen von Bermudas entschieden etwas arbeitsamer sind, als die dunkle Mischbevölkeruug von Haïti oder Jamaica (auch unser Kapitän fand seine Kohlenarbeiter hier anspruchsloser, als er sie von Westindien her gewohnt war), so ist doch für den aufmerksamen Beobachter keine Frage, daß die Inseln ausgedehnter cultivirt sein könnten, als es der Fall ist. Die auffällige Kleinheit der Aecker ist schon erwähnt worden; nach der officiellen Statistik sollen 20 Procent der ganzen trockenen Fläche unter Cultur stehen, was der Augenschein uns aber als zu hoch ergab. Dagegen ist die Ertragsfähigkeit dieser Bermudasäcker, in dem milden Winter und tropisch warmen Sommer, eine ganz erstaunliche; giebt doch das Land stellenweise dreifache Ernte. Im Winter reift die berühmte Bermudaskartoffel, welche schon im Februar auf den Gemüsemärkten der Vereinigten Staaten erscheint und dort hochgeschätzt wird. Vereinzelte Riesenknollen gelangen dann von New-York aus auch wohl als Sehenswürdigkeit gelegentlich nach Bremen oder Hamburg. Im Frühling folgen dann die noch werthvolleren Zwiebeln, im Sommer Tomaten, Arrowroot und Mais. Unsere Getreidearten dagegen sollen hier nicht mehr gedeihen und schnell degeneriren.

Es gab eine Zeit, wo Bermudas auch Apfelsinen in großen Mengen

erzeugte. Aber hier hat, ebenso wie auf den Azoren, ein Parasit die Bäume fast ganz vernichtet, sodaß wir nur noch in den Gärten hier und da einzelne von grünen Früchten bedeckte Exemplare bemerkten. An den Häusern waren Weinreben als Laubenbedachungen sehr beliebt; die Trauben erinnerten durch erdbeerartigen Beigeschmack an gewisse süditalische Sorten. Für die Gesammtproduction sind aber auch die Reben von keiner Bedeutung.

Die werthvollste Frucht, die Zwiebel, erlangte in den letzten Jahren einen Exportwerth von einer Million Mark, die Kartoffel meist mehr als eine halbe Million; die Gesammtausfuhr an Landbauprodukten erhob sich öfter nahe an zwei Millionen Mark. Für ein Inselgebiet, dessen Gesammtfläche nur 54 Quadratkilometer, dessen beackertes Areal nach officiellen Angaben nur 2229 acres oder fast genau 900 Hektaren beträgt, eine erstaunliche Leistung! Aber ebenso unzweifelhaft war es für uns, daß es noch geschützte Plätze genug gab, wo sich Kartoffel- und Zwiebelfelder ebenso gut hätten anlegen lassen, wo jetzt nur die Lantane zwischen einzelnen Cedern und Fächerpalmen die Flächen überzog. Von Viehzucht ist nicht viel zu hoffen; Rinder und Schafe giebt es nur sehr wenige, Pferde und Maulthiere soviel wie nöthig sind, nur die Schweine gedeihen, ohne daß aber ihre Zucht viel Beachtung fände. Die Volkszahl von 14134 Köpfen, auf 54 Quadratkilometer Fläche vertheilt, ergiebt eine Dichtigkeit der Bevölkerung von 261 auf den Quadratkilometer, wie sie in Mitteleuropa nur in den Industriegegenden erreicht, auf tropischen Inseln, wie in Westindien z. B. auf Barbados, aber noch erheblich überschritten wird. Auch auf den Bermudas ist noch Platz und Nahrung für gewiß 10000 Seelen mehr. Und wie angenehme Bedingungen der Existenz findet der Farmer und Fischer hier! Es ist danach zu verwundern, daß die englische Auswanderung nicht mehr Zuwachs des weißen Elements liefert. Ungünstig mag darauf vielleicht auch hier wie anderwärts die üble Gepflogenheit der Engländer, in den Colonien Sträflinge in Masse zu Regierungsarbeiten zu verwenden, eingewirkt haben, obwohl seit 1863 die Zuchthäuser von Boaz J. bei Grassy Bai von ihren Insassen entleert sind. Die Regierung begünstigte einmal die Ansiedelung von Portugiesen auf der Insel St. Davids; aber dieses neue Bevölkerungselement bewährte sich gar nicht. Die hitzköpfigen Südländer vertrugen sich nur schlecht mit den weißen und farbigen Farmern und haben, wie man uns klagte, durch Lieferung von unreifen und minderwerthigen Producten zu Schleuderpreisen den guten Ruf der Solidität aller Bermudaserzeugnisse auf dem amerikanischen Markt geradezu geschädigt. So bleibt die Verstärkung, welche das weiße Element von außen her erfährt, eine unbedeutende und zufällige; sei es daß ein Offizier oder Verwaltungsbeamter auch nach Ablauf seiner bedungenen Dienstzeit sich entschließt, auf seiner weltabgeschiedenen Villa in idyllischem Phäakenleben hier das Ende seiner Tage zu erwarten, oder

daß ein alter Soldat, durch die Glutaugen einer dunklen Schönheit gefesselt, sich eine kleine Farm oder einen Fischerkutter kauft, statt mit den ausgedienten Kameraden nach Alt-England heimzuschiffen. Dazu kommen die hier wie sonst in amerikanischen Häfen mit Vorliebe desertirenden Matrosen. In früheren Jahrzehnten, als der Walfischfang in den atlantischen Gewässern noch ergiebiger war als heute, fanden sich die „Whaler" reichlich in den gastlichen Häfen der Bermudas ein, um von ihrem anstrengenden Berufe auszuruhen und das Schiff neu auszurüsten. Da aber gerade ihre Mannschaften hier massenhaft zu entweichen pflegten und Ersatz gar nicht oder nur ungenügend zu beschaffen war, haben die Walfänger diese verführerischen Inseln zu meiden begonnen; sie gehen nun nach den Azoren.

Wie der milde Winter die Hauptfruchtzeit der Insulaner ist, so blühen auch im Winter zwei andere Haupterwerbsquellen: eine alte, die man kurzweg „den Segen des Strandes" nennen könnte, und eine ganz neue, bestehend in den Wintergästen aus den Vereinigten Staaten. Der Winter von Bermudas ist ebenso milde wie der von Madeira*); aber die unmittelbare Nähe des Golfstroms, dieses „Sturmbrüters" bewirkt es, daß er auch unvergleichlich unruhiger ist. Diese Stürme, in See oft zu orkanartiger Heftigkeit anwachsend, knicken manchen Mast, brechen manche Raa, schlagen die Wasserfässer von Deck, und auch seeerprobte, tüchtige Kapitäne können es nicht hindern, daß ihr Schiff im wüthenden Seegang leck springt oder gar die Schraubenwelle bricht. Für die meisten dieser „Havaristen" ist dann der Hafen von St. Georges der nächste Zufluchtsort, wo sie repariren und sich neu ausrüsten können. Als ebensolcher, im Golfstrom von einem bösen Norder übel zugerichteter Flüchtling ist auch im Januar 1884 S. M. S. „Olga", an Bord Prinz Heinrich von Preußen, nach Bermudas gekommen, um in Grassy Bai die Takelung auszubessern. Nicht immer geht solche Reparatur schnell von statten, bisweilen müssen größere Theile, namentlich von der Maschine, aus der Heimat erst verschrieben werden, aber immer sind die Kosten empfindlich hoch, denn an geübten Arbeitern ist kein Ueberfluß und jeder neue Sturm vermehrt die Zahl der Hülfesuchenden. Dann ist's lebendig in St. Georges, und die Schiffshändler, welche Proviant, Wasser, Kohlen u. s. w. zu liefern haben, machen gute Geschäfte. Dann kommt es auch wohl vor, daß nach glücklich beendeter Reparatur beim Auslaufen aus dem Hafen das Schiff noch auf irgend ein Riff stößt und ganz verloren geht, d. h. für die Versicherungsgesellschaften, denn Rheder und Befrachter halten sich immer an diese. Böse Zungen behaupten, daß solche Strandungen dann und wann nicht

*) Januartemperatur in Bermudas 16,5°, Madeira 15.9°, dagegen August bezw. 26,7° und 22,8° Grad der hunderttheiligen Skala. Der wärmste Monat in Kiel ist fast genau gleich dem kältesten auf Bermudas.

ganz unversehens vorkämen. Jedenfalls ist die Zahl großer Wracks in den Fahrstraßen und Häfen der Inseln, wie oben bereits mehrfach vermerkt werden mußte, eine beängstigende. Dann werden die frischen Wracks mit sammt der Ladung verauktionirt und viele reiche Händler hier sollen sich gut darauf verstehen, in solchen Fällen ihr Schäfchen zu scheeren. Ein Ereigniß, das kurz vor unserer Ankunft sich zugetragen, war recht geeignet uns die schwierige Lage der Versicherungsgesellschaften in so abgelegenen Häfen deutlich zu machen. Ein großes amerikanisches Segelschiff von 1500 Tons hatte in einem Sturm seine Wasserfässer von Deck verloren, läßt sich einschleppen und geräth am Abend, bevor es wieder aussegeln wollte, durch Unvorsichtigkeit eines Matrosen in Brand; es hatte im Vorderraum einige Stückfässer Spiritus geladen, welche explodirten. Es wird ein Leck von außen in's Schiff geschlagen, dieses selbst schnell in flaches Wasser geschleppt, wo es alsbald versinkt. Der Assecuradeur verauktionirt das Schiff so wie es da liegt und eine Firma in St. Georges kauft das Wrack für 17000 Mark, und die Ladung zu 75 Procent des versicherten Werthes. Es gelang dem Käufer, das Schiff zu heben und nach Philadelphia zu schleppen, wo er das Schiff sammt der Ladung, welche gar nicht gelitten hatte und hauptsächlich aus Eisenbahnschienen bestand, mit enormem Vortheil verkaufte. Früher muß dieser „Segen des Strandes" noch größer gewesen sein als heute, wo die Zahl der Segler so sehr abnimmt.

Mehr als reichlichen Ersatz hierfür bringen die Wintercurgäste aus den Vereinigten Staaten, welche namentlich Hamilton und seine liebliche Umgebung mit jedem Jahr in steigenden Mengen bevölkern.

Die Winter der Vereinigten Staaten sind bekanntlich sehr rauh, und der stetige schnelle Wechsel lauer Frühlingsluft mit eisigen Nordwinden und scharfem Frost ist angegriffenen Lungen sehr gefährlich. Der wärmste Theil der Vereinigten Staaten, die Halbinsel Florida, ist aber noch sehr wenig comfortabel und die eigentlich tropischen Gebiete in der Nähe, wie Kuba, sehr theuer und auch sonst schwächlichen Personen nicht zuträglich. So pflegen dann Lungenkranke in den ersten Stadien ihres Leidens neuerdings mit großem Vortheil sich nach Bermudas zu begeben, wo man sich mit amerikanischer Geschwindigkeit auf die Aufnahme der Gäste eingerichtet hat. Riesige Hotels sind in Hamilton entstanden, die aber nur im Winter benutzt werden. Zu den Kränklichen und Schwachen gesellen sich dann noch die der Erholung Bedürftigen.

So mancher überarbeitete Kaufherr aus Philadelphia oder New-York hat sich durch einen Winteraufenthalt auf einem weltabgeschiedenen Landsitz bei Hamilton eine wohlthätige Erfrischung des Nervensystems gesichert, kein Telegraph erreicht ihn dort, und die Post, die den Inseln nur über New-York zugeht, belästigt ihn im Winter nur jeden Sonntag, im Sommer nur alle zwei Wochen.

Doch sind im heißen Sommer nur wenig Fremde auf Bermudas,

insbesondere steht der September in schlechtem Ruf, weil alsdann die Luftbewegung zu oft gänzlich fehlt. Doch gilt auch der Sommer als durchaus gesund. — Gelegentlich ist allerdings in der heißen Jahreszeit das gelbe Fieber aus Westindien eingeschleppt worden, (viermal in den letzten vierzig Jahren), aber abgesehen hiervon ist die Sterblichkeit der weißen Bevölkerung im Allgemeinen dieselbe wie in England.

Immerhin wurde uns von Persönlichkeiten, die seit Jahrzehnten auf den Inseln ansäßig waren, versichert, daß auf die Dauer das Klima, natürlich wegen der sommerlichen Hitze, doch sehr angreifend wirke.

Die Monate April und Mai gelten als die schönsten und angenehmsten, am nächsten kommt ihnen der November, während im eigentlichen Winter (Januar bis März) Stürme und Regenfälle mit ruhigen, sonnigen Tagen abwechseln. Doch gewähren auch in Zeiten schlechten Wetters die zahlreich an Wegen und Pfaden zerstreut liegenden Häuser dem Fußgänger schnellen Unterschlupf und der poröse Erdboden gestattet unmittelbar, nachdem der Regenschauer nachgelassen hat, schon wieder das Betreten der Landstraße. Die laue Luft und das tropisch warme, krystallklare Wasser ermöglichen Seebäder das ganze Jahr hindurch, zumal in der Binnenlagune und den damit verbundenen Buchten, welche gegen die Winde geschützt und von den Haifischen durchaus gemieden sind. Es fehlt nicht an Theater und Concerten; auch bildende Vorträge, ohne die der Yankee nun einmal nicht leben kann, werden ihm in Hamilton geboten. Der Sportsman findet reichlich Gelegenheit zum Reiten, Fahren, Rudern oder Segeln, und großartige Regatten finden namentlich im Frühjahr statt, nachdem der englische Admiral mit seinem Geschwader von Westindien angekommen ist, was dann überhaupt den Höhepunkt für alle Geselligkeit auf den Inseln bildet.

In dieser Hinsicht hatten wir also die todte Saison getroffen. Aber auch uns, die wir die Inseln im glühenden Sonnenbrand und nur vier Tage sahen, werden sie immer mit ihrer von Cederndust und Cikadengeschwirr erfüllten Luft, ihren weißen Häusern inmitten blüthenbedeckter Oleanderhecken auf den grünen Hügelflächen, als eine anmuthige Unterbrechung unserer allgemach etwas eintönig gewordenen Planktonfahrt in bester Erinnerung bleiben.

Giosué Carducci.

(Aus den terze odi barbare.)

Deutsch von

Paul Heyse.

— München. —

I.

Bei der Urne von Percy Bysshe Shelley.

Wohl, o Lalage, kenn' ich den Traum, der das Herz dir erschüttert,
All das verlorene Glück, das mit dem Blicke du suchst.

Nichtig ist immer das Jetzt; es führt nur den Schlag und entschwindet.
Schönes ist einzig im Einst, Wahrheit im Tod nur allein.

Auf den Berg der Jahrhunderte tritt mit dem mächtigen Fuße
Klio feurig und schwingt singend und stolz sich empor.

Unter ihr, wie sie entschwebt, enthüllt und erhellt sich der weite
Friedhof der Welt; ins Gesicht lacht ihr des neuen Geschlechts

Sonne. So schwebt denn ihr, o Strophen, Gedanken aus meiner
Jugend, ruhig zu dem, was ich vor Zeiten geliebt.

Durch die Himmel entschwebt, die heiteren Himmel, zur Insel,
Die aus der Phantasie Fluthen sich strahlend erhebt.

Dort, auf die Lanzen gestützt, mit Siegfried wandelt Achilles
Hoch und blond mit Gesang längs dem erbrausenden Meer.

Dem giebt Blumen Ophelia, dem bleichen Geliebten entflohen
Diesem, vom Opfer zurück, naht Iphigenia sich.

Unter der grünen Eiche mit Hektor plaudert Orlando;
Durendala erblitzt sonnig von Gold und Gestein.

Während am blühenden Busen Andromache birgt ihr Knäblein,
Alda, die Schöne, sie schaut starr auf den wilden Gemahl.

König Lear, weißhaarig, dem Oedipus klagt er sein Schicksal;
Oedipus' irrender Blick sucht noch umher nach der Sphinx.

Und die fromme Cordelia ruft: O Antigone, komm doch,
Griechische Schwester! Zur Ruh' singe die Väter mit mir!

Helena geht mit Isolden verträumt im Schatten der Myrten.
Sieh, wie das Abendroth lacht auf ihr goldnes Gelock!

Helena blickt in die Wellen. Isolden öffnet die Arme
Marke. Ihr blondes Haupt sinkt an den wallenden Bart.

Neben der schottischen Königin steht am Ufer im Mondlicht
Klytämnestra. Ins Meer tauchen sie Beide den Arm;

Und von dem heißen Blute geschwellt rückschaudert die Meerfluth.
An den Klippen verhallt bang der Unseligen Ruf.

O wie fernab liegst du den Wegen der ringenden Menschen,
Insel, wo herrliche Frau'n gehn mit Heroen gepaart,

Insel der Dichter! Es schimmert umher weißschäumend die Meerfluth,
Seltsame Vögel ziehn hoch durch das purpurne Blau.

Ueber die Lorbeern hin braus't tönend das ungeheure
Epos, wie Maiensturm über das wogende Feld.

Oder wie wenn Wagner ergießt in die tönenden Erze
Tausend Seelen; das Herz bebt in der sterblichen Brust.

Doch so hoch nicht hob sich irgend ein neuerer Dichter;
Du nur etwa allein, Shelley, titanischer Geist

In jungfräulicher Hülle. Aus Thetis' göttlichen Armen
Trug zu der Helden Schaar Sophokles hoch dich im Flug.

O cor cordium! Ueber der Urne, die kalt dich umschließet,
Duftet und brütet und glänzt herrlich in Blüthen der Lenz.

O cor cordium! Sol, der himmlische Vater, umleuchtet,
Armes verstummtes Herz, dich mit der liebenden Gluth.

Frisch erschauern die Fichten in Roms weitathmenden Lüften.
Ach, wo weilst du, Poet einer befreieten Welt?

Hörst du mich nicht? Weit über den Aurelianischen Ringwall
Schweift mein thränender Blick über das todte Gefild.

II.

Auf Monte Mario.

Auf Monte Mario stehn im stillen Glanze
Des Aethers ernst aufragend die Cypressen
Und schaun hinab, wo stumm durch graue Fluren
Fluthet der Tiber.

Und sehn dort unten Rom in Schweigen weithin
Sich strecken und, so wie ein ries'ger Hirte
Bewacht die große Heerde, sich Sanct Peter
Drüber erheben.

Hier auf des sonn'gen Hügels Gipfel mischet
Den blonden Wein, ihr Freunde. Laßt die Sonne
Davon erfunkeln. Lacht, ihr Schönen! Morgen
Werden wir sterben.

Laß unberührt im duft'gen Wald, Geliebte,
Den Lorbeer grünen, der sich ewig wähnet,
Oder in deinen braunen Locken mög' er
Schlichter erglänzen.

Doch mir, indeß mein Vers nachdenklich hinschwebt,
Mir bringt den heitren Becher und die sanfte
Blüthe der Rose, die den flücht'gen Winter
Tröstet — und hinwelkt.

Wir sterben morgen, so wie gestern starben,
Die wir geliebt, entrückt dem Angedenken,
Entrückt der Liebe, dünne, leichte Schatten,
Soll'n wir entschweben.

Wir werden sterben. Aber mühsam immer
Wird um die Sonne sich die Erde wälzen,
Aussprüh'nd in jedem Augenblicke tausend
Leben, wie Funken;

Leben, durchbebt von neuen Liebesgluthen,
Leben, durchbebt von neuen Kampfestrieben,
Und neuen Göttern tönen dann die frommen
Hymnen der Zukunft.

Ihr Ungebor'nen, deren Hand die Fackel
Ergreifen wird, die uns entsank, auch ihr einst
Verschwindet, all ihr strahlenden Geschlechter,
Ins Grenzenlose.

Fahr wohl, du Erde, meines kurzbegrenzten
Gedankens Mutter, meines flücht'gen Geistes!
Wie vielen Ruhm und Schmerz noch wirst du wälzen
Rings um die Sonne!

Bis eingeschrumpft, dem fliehenden Sturme folgend,
In des Aequators kargen Schutz sich flüchtend,
Ein einzig Weib, ein einz'ger Mann von aller
Menschheit noch übrig,

Die aufrechtstehend unter Bergestrümmern
Und todten Wäldern, fahl, verglas'ten Blickes
Sehn, wie du hinter grauser Eiseswüste,
Sonne, hinabsinkst.

III.

Festgesang.

Mit goldnen Ketten mögen ihren Sängern
Die Brust die Kön'ge schmücken, ihren Gauklern
Mit heiserem Beifallsruf und Händeklatschen
Lohnen die Menge.

Als Lohn des Liedes, das begeistert hinschwebt
Von alter Zeit zu künft'ger, fordr' ich einzig
Den vollen Becher von den Freunden und das
Lächeln der Schönheit.

Wie die Erinnrung eines Maienmorgens,
So rein und lieblich ist der Schönen Lächeln,
Wenn rasch enteilend schon die Zeit uns abschließt
Das neunte Lustrum;

Und um die Becher, die uns Freundschaft kränzet,
Mit heitren Zügen schwebt das Bild des Todes,
So wie um Dich an des Ilissus Ufern,
Göttlicher Plato.

IV.

Egle.

Auf der traurigen Appia stehn die verfallenen Gräber
Auch in der Winterszeit epheu= und lorbeerumrankt.

Unter dem blauen Himmel, noch leise tropfend vom Regen
Zieht das weiße Gewölk schimmernd der Sonne vorbei.

Egle, das Haupt empor zu der heiteren Frühlingsverheißung
Hebend, betrachtet still Wolken und sonnigen Glanz

Und es lachen die Wolken, im Flug hoch über den Gräbern,
Mehr von der lieblichen Stirn als von der Sonne erhellt.

V.

Frühlingsanfang.

O sieh, des trägen Winters Arm entwindet sich
Und zittert noch im scharfen Lufthauch nackt und bloß
Der Frühling, und die Sonne lächelt klar herab
Durch seine Thränen, Lalage.

Die Blumen, in den schneeigen Wiegen aufgewacht,
Ins Blau neugierig schlagen sie die Augen auf.
Noch lebt in ihren Blicken eines Morgentraums
Schwankender Hauch, o Lalage.

Im langen Winterschlummer unter reinlicher
Schneedecke von den Frühlingsmorgen träumten sie,
Den thaubesprühten, von dem glänzenden Sonnenlicht
Und Deinem Antlitz, Lalage.

Im schlummertrunknen Geiste — wovon träumen nur
Meine Gedanken? Warum unter Thränen lacht
Der junge Frühling Deine klare Schönheit an
So schwermuthsvoll, o Lalage?

VI.

Toscanische Hügel.

Ihr toscanischen Hügel, Olivenhaine, in deren
Ruhigen Schatten so oft liebeversunken ich stand,
Du toscanischer Herbst, der du aus purpurnen Trauben
Mit frohem Brausen schäumst im goldnen Sonnenlicht,

O meiner Jugend Sonne, begrüße lächelnd das holde
Kind, das die Liebe mir raubt, tuscischem Himmel vermählt.
Lächelt ihr zu und haucht, was stets das Geschick mir versagte,
Ins junge Herz ihr friedlicher Gefühle Glück.

Schweigt, ihr Hügel, und ihr, o säuselt nicht, ihr Oliven!
Sag ihr, Sonne, noch nicht, allüberschauende du,
Daß dort hinter den Höh'n, auf sie wohl wartend, die Meinen
Gebettet ruhn nach hartem Leben, bitterm Tod.

Staunend blickt sie zum Gipfel und fühlt im Herzen das Leben
Zittern, indeß ihr Haar spielend ein Lüftchen umkos't,
Und, da schon die Sonne versinkt, der schauernde Bergwind
Ums junge Haupt den weißen Schleier flattern läßt.

Der große Mann und seine Zeitgenossen.

Eine psychologische Studie.

Von

Wilhelm Kellß.

— Berlin. —

Auf mittelalterlichen Bildern pflegen die Menschen gern in Abstufungen dargestellt zu werden. Da ist Einer, ersichtlich mit besonderer Vorliebe ausgemalt, der einen breiten Raum einnimmt, geschmückte Kleider trägt und schon durch die Größe aller seiner Maßverhältnisse den Ausruf entlockt: welch' ein Mann! Quale quantumque animal, wie der schalkhafte Römer es wendet. Daneben ein Anderer, klein von Gestalt, flüchtig überpinselt, unbedeutend im Ausdruck, genau so als ob er dem Beschauer den Unterschied zwischen sich und seinem Nachbar deutlich vor Augen führen wollte. Diese alte Uebung ist erst zu den Zeiten der französischen Revolution mit Bewußtsein aufgegeben worden. Von da ab besitzen wir Gemälde, auf denen gerade die Figuren der gesellschaftlich am niedrigsten Stehenden mit auffälliger Sorgfalt behandelt sind, damit nur ja die allgemeinen Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit, nicht verletzt würden.

Wie im Bilde, so im Leben. Die bedeutungsschwere Frage: ob Aristokratie oder Demokratie, durchzieht die gesammte Entwickelung unserer geistigen und gesellschaftlichen Ordnung, und sie spitzt sich naturgemäß da zusammen, wo der eine oder der andere Faktor eine besonders markante Form angenommen hat. Gegenüber dem Genie sind die consequenten Demokraten in einer sehr schwierigen Lage, ebenso wie umgekehrt die Aristokraten gegenüber den Einrichtungen des allgemeinen Wahlrechtes und

der unbeschränkten Wehrpflicht. Denn, um auf den ersten Punkt einzugehen, die Anhänger des Massenprinzips wollen nicht nur die Standes- und Geburtsunterschiede aus der Welt schaffen, sonder auch die Leistungen aller Individuen auf ein möglichst gleiches Niveau bringen. Nun kann es aber keinem Zweifel unterliegen, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Veranlagung einem solchen extremen Vorhaben unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt. Das wird recht deutlich, sobald man sich einen Ueberblick über die Verschiedenheiten der Menschennatur verschafft und damit nachweist, welche Gruppen in einen gegebenen Zeitpunkt zum Gesellschaftsorganismus vereinigt sind. Die übliche Eintheilung nach Klassen oder Kasten bleibt freilich ganz auf der Oberfläche haften und nicht viel besser steht es mit den nach sogenannten angeborenen Talenten geordneten Rubriken. Aber neuerdings hat die Wissenschaft der vergleichenden Psychologie erwähnenswerthe Versuche gemacht, so seitens Lombrosos und Benedikts. Sehen wir uns daher einmal Benedikts Schema an.

Zuunterst in der Reihe steht der homo criminalis, der Gewohnheitsverbrecher, der gemäß seiner ererbten Anlage seine Lust am Verbrechen findet. Für ihn reicht das heutige Strafverfahren deswegen nicht aus, weil es ihn für kleinere Vergehen mit kurzer Haft bestraft, dann wieder entläßt und erst nach erneuter Frevelthat wieder einsperrt, anstatt ihn ein für alle Mal unschädlich zu machen. Uebrigens sollte bei ihm nie von „Schuld", sondern stets nur von „erwiesener Gemeingefährlichkeit", nie von „Strafe", sondern nur von „Verfahren" die Rede sein, um den hier unangebrachten Moralbegriff aus der Handhabung des Gesetzes zu entfernen. Was die Erkennungsmerkmale des homo criminalis betrifft, so seien bloß zwei sehr bezeichnende erwähnt, nämlich Stumpfheit gegen Schmerzempfindungen und verminderte Verwundbarkeit. Aus ihnen leitet sich die Grausamkeit der Gewalthätigkeitsverbrechen ab: solche Menschen weiden sich an den Qualen ihrer Opfer, indem sie ihr eigenes Deficit an Empfindlichkeit als heroische Ueberlegenheit deuten.

Eine Stufe höher steht der homo vitiosus. Seine Handlungen bewegen sich nicht ausschließlich in der Sphäre des gemeinen Verbrechens, sind nicht lediglich durch den Blutdurst bestimmt. Indessen auch er ist moralisch durch und durch verdorben. Seine ganze Art des Seins unterscheidet ihn von dem normal organisirten Menschen und macht es ihm unmöglich Verlockungen zu widerstehen oder eine nützliche Thätigkeit durchzuführen. Diese Gruppe stellt das größte Contingent der Sittlichkeitsverbrecher und zwar deshalb, weil solche Leute die zu den legitimen Freuden der Liebe nöthige Action, die Eroberung eines Herzens und die Erhaltung der Zuneigung, nicht aufzubringen vermögen. — Eine Spielart des lasterhaften Menschen bildet der intellectuell besser entwickelte homo canaille. Er sündigt nicht weniger, aber er versteht es, der Justiz zu entgehen. Das Gesetz ist für ihn keine Falle, sondern eine Handhabe.

Nun folgt der homo typicus, der Durchschnittsmensch, der Dutzendphilister. Man darf eigentlich nicht sagen, daß er frei sei von den Merkmalen der bisher geschilderten Klassen. Hand auf's Herz — wer von uns hat nicht schon im Geiste einen Diebstahl begangen oder an einen Mord gedacht? Nur haben wir es immer verstanden. solche Regungen niederzukämpfen dadurch, daß wir Gegenvorstellungen wachriefen und durch ihre Wucht den aufsprießenden Keim erdrückten. Anderseits treten solche hemmende Bilder auch auf, wenn es sich um kühne Thaten seltener Art handelt, und so erhebt sich der typische Mensch nie zum wahrhaft Großen, Genialen; er meidet die Grenze, bei der seinem Edelsinn die Märtyrerkrone droht, ebenso wie er jene untere Grenze der Ethik nicht überschreitet, an welcher das Gesetz strenge Wache hält.

An der Spitze der ganzen Reihe steht der homo nobilis, der große Mann. Ihn zu charakterisiren, hält ungemein schwer, denn nicht nur bietet die psychologische Zergliederung der bleibenden seelischen Organisation eine Fülle von unauflösbaren Problemen, sondern auch der Maßstab in der Beurtheilung der Bedeutung seiner Persönlichkeit wechselt mit den Zeiten und den Völkern. Das Genie besitzt wie jeder andere Mensch eine doppelte Umgebung, einmal den engeren Kreis der Familie, alsdann den weiteren Kreis der nationalen Zeitgenossen. Was nun die Familientradition als genial bezeichnet, braucht noch keineswegs dem Volke als großartig zu erscheinen, und was der Gegenwart ein Wunder dünkt, kann schon für das nächste Geschlecht bis zur Unkenntlichkeit verblassen. Wir Modernen können uns schlechterdings keine Vorstellung davon machen, durch welche Eigenschaften Herakles zum Heros der Griechen befähigt wurde; eine späte Zukunft wird vielleicht nicht begreifen können, weshalb Napoleon I., der Millionen Menschen in den Tod gehetzt hat, den Beinamen des „Großen" erhielt.

Indessen, trotz aller Veränderlichkeit in Zeit und Raum, muß doch wohl ein bleibender Stempel der Genialität existiren. Dieser Stempel ist selbstverständlich nicht Allem aufgedrückt, was ein großer Mann thut. Nach einem bekannten Wort schwindet vor dem Kammerdiener jegliche menschliche Größe, und nach einem Ausspruche Pascals hat auch der Genialste, wiewohl sein Haupt hoch über alle Anderen emporragen mag, die Füße ebenso tief wie die Kleinsten unter uns, wie die Kinder, wie die Thiere. Immerhin, obgleich das Genie sich nicht zu jeder Zeit und in jeder Handlung äußert, — etwas Besonderes muß es in sich bergen. Man hat dies Besondere wohl „Inspiration" genannt. Gewiß, in dem plötzlichen Erfassen halbbewußter Pläne und Ideen liegt ein Kennzeichen des homo nobilis. Vornehmlich an Künstlern kann man beobachten, daß sie selten durch logische Schlußketten zu ihren Ergebnissen — dem dichterischen Vorwurf, dem musikalischen Thema u. s. w., — gelangen. Friedrich Hebbel vergleicht deshalb geradezu das künstlerische Genie mit dem Thiere: „Das

Thier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt, und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der anderen aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus demselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze durften nicht klarer in seinen Gesichtskreis fallen, wie die organischen in den des Thieres, und dennoch kann er keines seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurückzugehen. Warum sollte nun die Natur nicht für ihn thun, was sie für das Thier thut?" (An Sigmund Engländer, 1. Mai 1863.) Und bei einer anderen Gelegenheit (Tagebücher II, 565), als er von einem bei Pfister gelesenen Criminalfall berichtet, sagt Hebbel von einer Kindesmörderin: „Sie giebt sich an, weil sie Geister sieht und Stimmen hört, hat aber Ruhe vor der unsichtbaren Welt, sobald sie zu essen anfängt; ein merkwürdiger Zug, der an die psychologischen Erfahrungen des Dichters erinnert, denn dieser braucht nur ein Stückchen Brot zu sich zu nehmen, so ist er auf der Stelle der Traumsphäre der Production entrückt und wieder in die gemeine Wirklichkeit versetzt."

Unzweifelhaft also, und danach war auch die schematische Eintheilung eingerichtet, enthält das Seelenleben des Genies Momente, die nicht-normal genannt werden müssen, übernormal bezw. unternormal genannt werden können. Solche Momente entstehen nicht von selbst, sondern verdanken ihren Ursprung jener vorpersönlichen Verlegenheit, die jedes Individuum noch vor der Geburt in der Geschichte seiner Ahnen durchlebt. Was im Genie sich entfaltet, ist das Resultat einer langsamen Anhäufung von Fähigkeiten, deren Taufzeugniß manchmal Jahrhunderte zurückdatirt. Gewöhnlich ist dann die durch Zuchtwahl im Genie erreichte Vervollkommnung damit zugleich auf den Gipfel gelangt: die Privilegirten werden zu den Mördern ihrer eigenen Race, deren Lebensfähigkeit sie in einer einzigen Existenz überreizen und erschöpfen.

Wenn der große Mann von der Entwickelung seiner Familie abhängt, so noch mehr von der Vergangenheit seines Volkes. „Der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann flammen sie auf," sagt Carlyle von seinem Helden-Propheten Mohamed. In den entscheidendsten Geschichtsepochen, wo der gährende Zeitgeist nach dem Stichwort einer neuen Einheit sucht, geschieht es leicht, daß alle bewegenden Interessen und Forschungen um die Person eines geliebten Lehrers ankrystallisiren, dessen melancholisches Geschick gerade durch seine Tragik vielleicht einen um so tieferen Eindruck auf das Gemüth gemacht hat. So sammelte Ananda Sakyamunis Sutras, so ordnete Plato nach Sokrates Tode dessen Lehren in ein System*).

---

*) Vgl. Bastian, Der Mensch in der Natur. Bd. II., S. 69.

Oft freilich geht es dem in die Welt hinausgesandten Worte wie dem Samen, den der Wind von einer Zone zur andern trägt: er fliegt hin über das Meer und keimt fern von dem Baume, der ihn erzeugt hat. Aber dieser Baum wurzelt in einem Erdreich, das die verflossenen Jahrzehnte fruchtbar gemacht hat. Ebenso wurzelt das Genie in seiner Umgebung.

Beim Auftreten des Genies herrschen meist zwei entgegengesetzte Strömungen, die beide die Zukunft für sich in Beschlag nehmen wollen. Der Auserwählte setzt sich an die Spitze einer der zeitgenössischen Parteien, disciplinirt sie und führt sie zum Siege, indem er sie allmählich ihrer Einseitigkeit entkleidet und mit eigenen Schöpfungen bereichert. Wenn beispielsweise eine neue Culturlage ein verändertes Kunstideal emporzuführen im Begriffe steht, so giebt es ein Dutzend Talente, die der öffentlichen Stimmung zur Hälfte Ausdruck verleihen, in dem Umkreis des Einen, der es ganz und gar vermag. Calderons und Lopes de Vega Zeitgenossen sind Männer wie Guilhelm de Castro, Pérès de Montalvan, Tirso de Molina, Ruys de Alarcon, Augustin Moreto; Rubens ist umgeben von Crayer, van Dyk, van Oost, Rombourt, van Thulden, Houtwoort; Shakespeare von Marlowe, Massinger, Webster, Baumont, Fletcher, Ben Johnson. Auch unter unseren jünsten „Realisten“ Gerhard Hauptmann, Arno Holz, Johannes Schlaf, Hermann Bahr dürfte sich vielleicht Einer befinden, der dem gesunden Kern der in's Lächerliche übertriebenen Bewegung zum Recht verhilft und aus der Apotheose des Abklatsches zur modernen Wahrheitsdichtung vordringt. Mit einem Wort: sobald der Zeitgeist an der Hervorbringung einer überlegenen Natur arbeitet, schafft er auch die dieser zum Leben nöthige Athmosphäre, er bereitet z. B. die ganze Renaissance vor in demselben Augenblick, wo er an einem bestimmten Punkt einen Raphael vorbereitet. Nur dem historisch ungeschulten Beobachter erscheint das Genie als ein vom Himmel gefallenes Wunder, gleichwie dem minder Naturkundigen eine exotische Blume von seltenem Duft oder ein phosphorescirendes Tiefseegeschöpf gar überraschend vorkommen.

Während der großen Krisen in Wirthschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst sind Ungezählte thätig, aber nur Einer gewinnt das große Loos. Jedoch nicht genau in dem Sinn wie bei einer Lotterie, wo ja die Mehrzahl denselben Loosantheil besitzt, sondern weil jener Eine eine höhere Summe von Eigenschaften in sich vereinigt, als jeder Einzelne von den Uebrigen. Das blinde Ungefähr waltet hier in beschränkterem Maße als dort. Der Zufall giebt selbst bei den sogenannten Entdeckungen blos den Anstoß, denn daß ein Apfel vom Baume fällt oder eine Kirchenampel hin- und herschwankt, dies und Aehnliches gewinnt erst dann den Charakter eines glücklichen Zufalls, wann ein besonders gestimmter Geist darauf reagirt. Nicht durch den Zufall, sondern ganz im Gegentheil durch eine organische Nothwendigkeit sind Newtons und Galileis Entdeckungen ver-

ursacht worden. Die That der Entdeckung Amerikas hat weder ihren Grund in einer Laune noch in einer fixen Idee Colons; zur Laune gehört etwas Sprunghaftes, Wechselndes, zur fixen Idee eine peinigende Hartnäckigkeit, die niemals Befriedigung findet und zu den unsinnigsten Handlungen führt.

Eine fernere Beziehung des Genies zu seinen Zeitgenossen besteht darin, daß es die Entfaltung anderer hervorragender Kräfte zu hindern pflegt. Ein Bismarck duldete keinen Nebenbuhler neben sich. Ein Bismarck aber schafft eine Schule, d. h. ein Schema, innerhalb dessen die Talente sich mit einem gewissen Erfolge bewegen können. Erst nachdem diese Tradition ihren Glanz eingebüßt hat, wird Platz für originelle Köpfe — und ist denn Bismarck nicht eben zu jener Zeit in die Höhe gekommen, wo die Gaunerkünste der alten Diplomatie gründlich abgewirthschaftet hatten? In solchen Augenblicken gilt es schaffen, gründen, organisiren. In solchen Augenblicken finden die Gläubigen ihren Apostel, die Rhapsoden ihren Homer, die Genieleute ihren Goethe, die Revolutionsgenerale ihren Bonaparte. Und je mehr sich die Culturbedingungen verändern, desto schneller folgen sich die großen Männer. Während bei der langsamen Entwickelung des Mittelalters die eine Gruppe der hervorragenden Mathematiker vom Ende des XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts in fast allen Ländern Europas dominirt, wechselt in unserer Zeit die Vorherrschaft eines Bezirkes mit der eines andern erstaunlich rasch. Denselben Gang müssen natürlich die Einrichtungen selber innehalten. Militärische Systeme sollen, nach einer von Jung berichteten Behauptung des ersten Napoleon, alle zehn Jahre verbessert werden, damit sie sich den inzwischen veränderten Hülfsquellen und Gefahren möglichst anpassen; daß es unter Umständen noch weit öfter geschehen muß, erfahren wir — dem Himmel sei's geklagt! — jetzt zur Genüge.

Doch um zurückzugreifen: der Satz von der Originalität des Genies darf nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob es sich dabei ausnahmslos um ein Zerstören des Alten und ein vom Grunde beginnendes Aufbauen des Neuen handele. Die Thätigkeit kann vielmehr darin bestehen, daß neuer Wein in die alten Schläuche gegossen wird. Ein oft gebrauchter, unbeachteter Gegenstand erhält in den rechten Händen einen ungeahnten Werth. Friedrich der Große hat nicht die Elemente der preußischen Armee geschaffen, sondern von seinem Vater, dem Soldatenkönig, in vortrefflicher Beschaffenheit übernommen, aber er hat mehr gethan, er hat das Heer zu einer siegreichen Macht umgewandelt. Es sind nicht die Racine, die Molière, die Lafontaine, welche die Arbeit der Vaugelas und Boileau, nicht die Schiller und Goethe, welche die Arbeit der Opitz und Gottsched geleistet haben. Ein Ramler schliff das Schwert, das ein Lessing führte. Ueberall können wir den Vorgang verfolgen, daß die älteren Zeitgenossen dem Genius seine Waffen schmieden. Auch aus einem

andern Grunde kann er der Unterstützung seiner Mitmenschen nicht entbehren. Große Pläne, zumal in Volkswirthschaft und Politik, lassen sich nicht durch die Thatkraft eines Einzelnen, sei es selbst des Bedeutendsten, verwirklichen. Daher besteht gerade ein Kennzeichen des Genies in seiner Gabe, Andere an sich anzuziehen und an den ihnen gebührenden Platz zu stellen. Jedermann kennt die Dienste, welche dem ersten Napoleon geleistet wurden durch Desaix bei Marengo, Massena bei Rivoli, Ney an der Moskwa, durch Murats Eingreifen bei Eylau, durch Macdonalds Central-Angriff und Drouts Artillerie-Manöuver bei Wagram — Jedermann kennt sie, ohne darin eine Abschwächung des Bonapartischen Ruhmes zu erblicken. Desgleichen weiß alle Welt, wie sehr Lothar Bucher und Moritz Busch dem Fürsten Bismarck behülflich gewesen sind, und kein Verständiger wird daran Anstoß nehmen. Höchstens werden ein paar überweise Exemplare aus dem altklugen Nachwuchs unser Tage das Wort Ben Akibas in den Bart murmeln. Aber wie spricht doch Schopenhauer von der Wahrheit? Ihr sei nur ein kurzes Siegesfest beschieden „zwischen den langen Zeiträumen, wo sie als parador verbannt und als trivial gering geschätzt wird."

Eine letzte Beziehung zwischen dem großen Mann und seiner Mitwelt bedarf endlich einer näheren Betrachtung. Der homo nobilis, so sahen wir, erfüllt ein Bedürfniß seiner Zeit, das der homo typicus zwar dumpf empfindet, aber nicht befriedigen kann. Dies Bedürfniß ist nicht etwas Negatives, sondern von einer gewissen positiven Kraft, denn es schafft ja die Sphäre des Genies und das Genie selber; erst als die Menschheit Sehnsucht nach der plastischen Schönheit fühlte, ward sie fähig, ein Bildwerk zu produciren. Die Thatsache, daß eine so oder so beschaffene Civilisation Raum für einen großen Mann hatte, enthält zugleich ein Lob dieser Civilisation und zwar deshalb, weil sie eine Spielweite der Individualität voraussetzt, die ohne einen hohen Grad der Cultur nicht gedacht werden kann. So wachsen Einzelwesen und Gesellschaftskörper in directem Verhältniß zu einander. Im socialen Leben ist es die freie Arbeitstheilung, welche die Entwickelung des nationalen Reichthums und der öffentlichen Macht ermöglicht, welche Jedem die Initiative erleichtert und die verschiedensten Anlagen befördert. Ebenso unbestreitbar ist es, daß eine isolirte Kraft fruchtlos bleibt und ein Organ um so mehr Aussichten, stärker zu werden, besitzt, je vielseitiger seine Beziehungen zu anderen Organen und zum ganzen Körper sind*). Daß ein Herr von Bismarck-Schönhausen zum Herzog von Lauenburg emporsteigen konnte, gereicht dem deutschen Volk zum Ruhme.

Aber gerade aus dem letzten Beispiel lernen wir auch, mit welchen

*) Vgl. Joly, Psychologie des grands hommes. Revue philosophique XIII 365. Paris, 1882.

Schwierigkeiten das Genie auf seiner Laufbahn zu kämpfen hat. Abgesehen von thätlichen Angriffen aus der Reihe der Verbrecher und von niederträchtigen Feindseligkeiten aus der Gruppe der Canaillen, leistet gerade der Durchschnittsmensch dem Genie den hartnäckigsten Widerstand. Der Philister gleicht einer nachgehenden Uhr: er ist immer in der Zeit zurück. Der Philister steckt voll von den Vorurtheilen seiner Epoche: er hängt sich wie ein Schwergewicht an den aufsteigenden Culturträger, er beharrt bei dem, was sein Vater und sein Großvater gethan haben, und weshalb? eben weil es sein Vater und sein Großvater gethan haben. Der Philister denkt fast niemals selbständig: er trägt keinen Kopf, sondern ein Frisirmodell zwischen den Schultern. Und trotzdem bilden die Philister eine gewaltige Macht, denn sie sind in der Ueberzahl und als staatserhaltende Factoren von großer Bedeutung. Ihren engen Horizont überschreitet nun das Genie.

Emerson sagt: „Die großen Männer schützen uns durch ihre Treue gegenüber den ewigen Ideen vor unseren Zeitgenossen." Sehr schön kennzeichnet Schiller in gleicher Absicht den idealen Beruf des Genies:

„Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch Wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort."

Oder wie Hebbel es ausdrückt:

„Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt."

So bedeutet der große Mann im geistig-gesellschaftlichen Leben den speciell aristokratischen Factor. Die Gegenwart aber steuert im demokratischen Fahrwasser. In den höheren Ständen macht sich der demokratische Zug durch die Schablonisirung geltend, die den Einzelnen an einen bestimmten Platz setzt und als Rechenpfennig behandelt. Alle unsere Einrichtungen nehmen immer mehr den Charakter des Beamtenwesens an und Beamtenwesen ist demokratisch, weil nicht-individuell; die Rangstufen wollen nichts besagen, da sie weniger auf dem inneren Grunde der Aristokratie, als auf dem äußeren Grunde der Anciennität beruhen. Es ist kein Zufall, daß wir jetzt so viele Juristen besitzen. Die moderne Rechtspflege gleicht einem Handwerk; Ihering rühmt von dem römischen Recht, es sei „ein äußerer Mechanismus, den Jeder handhaben kann, der die Construction desselben kennt."

Noch wichtiger als diese Vorgänge innerhalb der oberen Gesellschaftsschichten erscheinen vom völkerpsychologischen Standpunkt aus die von unten her ausgelösten Processe, die man als sociale Reform bezeichnet. Das Gedankengewebe der socialdemokratischen Grundsätze spinnt sich fort von einem Gleichheitscultus aller Einzelmenschen zu einer in's Ungeheuerliche ausgedehnten Verselbständigung allgemein begrifflicher Momente. Der „Naturtrieb des Capitals", das „eherne Lohngesetz", die „Macht der

Arbeit" werden über alle Leistung des Individuums weit hinausgehoben und in Hegel'scher Manier substanziirt. Daneben schwindet die Bedeutung des Einzelnen völlig. Noch Marx hatte die „capitalistische Aera" die „erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigenthums" genannt, indessen seine Gefolgschaft will nichts mehr von der persönlichen, d. h. nach Inhalt und Umfang verschiedenen Arbeitsleistung wissen. Der Eine wie der Andere sollen den gleichen Antheil am Gemeingut erhalten, mag jener ein Genie, dieser ein Trottel sein. Die einzige Quelle der Cultur soll sein „das gemeinsame Bewußtsein des ganzen Volkes, der allgemeine Geist." Eduard Bellamy, der auf solche Vorstellungscomplexe eine interessante Utopie gegründet hat, schildert, welche niedrigen Dienste Jeder in dem Zukunftsstaate auf sich nehmen muß; aber, frage ich, würden es sich die Goethe, Kant, Bismarck gefallen lassen, irgend einen beliebigen stumpfsinnigen Ackerbürger als Kellner zu bedienen?

Nein, wir können die persönlichen Unterschiede niemals vertilgen. Wir können des Genies ebenso wenig entbehren wie es unserer entbehren kann. Das Genie gleicht dem Gehirn, das dem ganzen Körper die Impulse zu Handlungen ertheilt und aus ihm die Kraft zur eigenen Existenz zieht. Alle Anstrengung der Zeitgenossen vermag nicht, den großen Mann entbehrlich zu machen. Lassen wir der Individualität ihre Freiheit, soweit es ohne Schädigung des Gesammtwohles möglich ist, und erstreben wir ein Culturideal, in dem der große Mann und seine Zeitgenossen durch gegenseitige Rücksicht auf einander zu gemeinschaftlicher Arbeit treu verbunden sind. Die Verwirklichung eines socialdemokratischen Radikalismus würde sich bitter rächen. Denn die Tyrannei der Mittelmäßigkeit ist mehr zu fürchten, als die Suprematie des Genies.

Natur und Kunst.

Von

Moriz Carriere.

— München. —

Wenn der heutige Naturalismus die treue Wiedergabe der Wirklichkeit in Bild und Wort auf seine Fahne geschrieben hat, so darf er von einer veralteten Aesthetik reden, sofern er an den Idealismus von Hegel denkt, dem Vischer sich angeschlossen. Denn so vortreffliche, weder veraltete, noch je veraltende Bestimmungen Hegel im Anschluß an Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller über das Wesen der Kunst, der Künste und einzelner Kunstwerke entwickelt und begründet hat, das Naturschöne ließ er außer Acht, die Natur berücksichtigte er nur insoweit er die Mängel der unmittelbaren Wirklichkeit aufwies; ja er sah im Gegensatz zur logischen Idee in der Natur den unaufgelösten Widerspruch, und das Leben in ihr schien ihm der Unvernunft der Aeußerlichkeit anheimgefallen; das Spiel der Form habe die freie, zügellose Zufälligkeit, und die Gestalten entbehren des Begriffs ihrer selbst. So gewährte denn auch Vischer der Natur nur eine unmittelbare einseitige mangelhafte Existenz des Schönen, dessen wahre und ganze Wirklichkeit erst in der Kunst entstehe: „Das Naturschöne darf man nur näher ansehen, um sich zu überzeugen, daß es nicht wahrhaft schön ist," — so lehrte er, — und sah die Natur sich an mit dem schönheitsfreudigen Auge, das ihm verliehen war, und sprach von Blumen und Bäumen, von Löwen und Rossen, vom Bau des menschlichen Leibes und dem seelenvollen Antlitz auf bewunderns-werthe Art; — wie er denn oft in den Anmerkungen, gegenüber den

gewaltsamen und verschrobenen Begriffsdeductionen der Paragraphen in gothischen Lettern, die feinsinnigsten und klarsten Bemerkungen über das Thatsächliche machen konnte. Er hat das ja selber eingesehen, aber in seiner Selbstkritik löste er den Widerspruch dadurch, daß er das Naturschöne aus der Aesthetik hinauswarf.

Kraft derselben speculativen Dialektik, der er in seinen früheren Werken huldigte, kam Weiße zu der Behauptung, daß die Naturschönheit höher stehe als die Kunstschönheit; jene sei als das Werk Gottes Vorbild, Muster und Endziel der Kunst. Die Naturschönheit sei stets neu und der Genuß ihrer Anschauung continuirlich, während das Kunstwerk wegen seiner beschränkten Individualität den Beschauer in kurzer Zeit ersättige.

Da wäre ja Weiße der Aesthetiker der modernen Naturalisten, wenn nur sie nicht die Losung hätten: Wahrheit, nicht Schönheit, und wenn nur er nicht doch in der Betrachtung der Kunst einem edlen, ja religiösen Idealismus huldigte! Aber wozu die Kunst, wenn sie die Natur nur nachahmt ohne sie zu erreichen, da wir das Naturschöne ja haben, und dazu in den wirklichen Apfel beißen, die wirkliche Kuh melken, das wirkliche Mädchen küssen können?

Halten wir uns unbefangen an das Thatsächliche, an die Erscheinungen der Natur und an die Werke der Kunst, so haben wir hier und dort eigenthümlichen Genuß und eigenthümliche Schönheit.

In der Natur erfreut uns die Fülle des Mannigfaltigen. Der Typus der Pflanze, des Thieres, des Menschen, wie verschieden er schon nach Ordnungen und Gattungen ist, trägt durch Symmetrie und Proportionalität die Bedingungen formaler Schönheit zur Schau, aber jedes Individuum erfüllt dieselben mit originaler Triebkraft auf eine ihm eigenthümliche Weise; so ist die Natur immer neu; und was dem Einen an besonderem Reize abgeht, das ersetzt es durch den Vorzug dessen, was in ihm zu vorzüglicher Entfaltung kommt. Wir selbst ergänzen die Einzelerscheinungen dieser Fülle durch einander. Die Kunst kann mit diesem unermeßlichen Reichthum des Lebens nicht wetteifern; dafür hebt sie einzelne Gestalten hervor, in welcher sie die allgemeinen Bildungsgesetze mit besonderer Klarheit zur Anschauung bringt, indem sie dem im Geiste gewonnenen Gesammtausdruck der Adler oder Rosen, der deutschen Männer oder italienischen Frauen ein Bild erschafft, das ihn zum sinnenfälligen Ausdruck bringt.

In der Natur erfreut uns das werdende Leben; im Wechsel seiner Zustände wird auch die Form als Gepräge der inneren Bildungskraft eine leise sich ändernde unter Bewahrung der Grundgestalt. Dies stoffwechselnde Leben vermag die Kunst nicht wiederzugeben. Ihr Werk ist stets ein bleibendes. Sie entreißt dafür der Vergänglichkeit die einzelnen Augenblicke, die sie festhält und verewigt; sie liebt deshalb die Höhenpunkte, die Blüthenmomente, die charakterischen Fügungen, Stellungen, Haltungen, welche das innen sich entwickelnde Wesen besonders deutlich

werden lassen. Der Vorzug des Naturgebildes ist, daß es lebt, der Vorzug des Kunstgebildes, daß es besteht. Doch wie der Mensch nach Dauer und Wechsel zugleich verlangt, so tritt in der Kunstgeschichte die Entwickelung der Stilformen ein, hervorgerufen durch den Drang Neues zu schaffen, wie durch das Verlangen Neues zu hören und zu sehen.

Die Werke der Natur sind um ihrer selbst willen da; es ist eine Gunst des Geschicks, wenn wir zur Stunde der Blüthe herankommen, die Vollentfaltung der Kraft gewahren, die rechte Beleuchtung einer Landschaft erblicken. Das Werk der Kunst ist um der Schönheit willen da, uns zu erquicken, zu erheben sammelt es die zerstreuten wohlgefälligen Züge der Wirklichkeit und macht sie zum Ausdrucke einer Seelenstimmung, einer Idee, so daß das in sich vollendete Sein als der Einklang von Sinnlichkeit und Vernunft empfunden und genossen wird. Ueberwiegt in der Natur das Sinnerfreuende, auch bei dem Gang in's Freie, wo zu den Formen und Farben auch der Balsamhauch frischer Luft, auch der Duft der Blumen und Kräuter, das Rauschen des Quells und die Sonnenwärme wie die Schattenkühle hinzukommen, so ist es der Widerschein einer Gemüthsstimmung, der aus dem Gemälde der Landschaft uns anspricht; die Empfindung des schaffenden Künstlers ist wie ein verklärender Schimmer über dasselbe ergossen. Die Persönlichkeit des Künstlers und mit ihr der geistige Gehalt ist es, wodurch das Kunstwerk sich auszeichnet und den Preis gewinnt.

Sind diese Sätze richtig, so ergiebt sich daraus, daß das Wesen der Kunst nicht Nachahmung der Natur sein kann, weil sie diese doch nie erreicht, und eine hinter der Aufgabe zurückbleibende Mühe vergeblich, eine ungenügende Wiederholung des Seienden ganz überflüssig, ja vom Uebel ist.

Auch zeigen Architektur und Instrumentalmusik in voller Deutlichkeit, daß die Kunst schöpferisch ist, eine neue Offenbarung des Geistes innerhalb und mittels der Gesetze und Kräfte der Natur. Der Naturalist, der eine Blume, einen Mädchenkopf abbildet, kann die einzelnen Blätter, die einzelnen Haare gar nicht nachzeichnen, er muß sich an den Gesammteindruck in seiner Seele halten, diese innere Anschauung nachbilden. Der Erzähler oder dramatische Darsteller einer Begebenheit, einer Handlung, die ein paar Wochen zur Verwirklichung bedurfte, wäre unsäglich langweilig, wenn er diese ganze Zeit mit allem Detail auch für den Leser, den Zuschauer ausfüllen wollte, alles und jedes Ding auf dem Weg seiner Personen nach all seinen Beziehungen schildern wollte, wie es thatsächlich besteht. „Die vollständige Nachgestaltung des Seins", diese Forderung der naturalistischen Aesthetik ist eine baare Unmöglichkeit.

Wenn heute vielfach eine größere Betonung des Naturwahren, Charakteristischen und Besonderen gefordert wird, so ist das nichts Neues; vielmehr lehrt die Geschichte, daß auf Perioden des Idealismus und der formalen Schönheit wieder Zeiten des Realismus folgen, der das Indi-

viduelle, Eigenartige betont, auch vor dem Häßlichen nicht zurückschrickt, sobald es zur Sache gehört, den Ausdruck wahr macht und durch den Reichthum des Mannigfaltigen anregend wirkt. Ueberall wo die Kunst in Bild, Wort und Ton sich in leere Eleganz verliert, herkömmliche gefällige Formen wiederholt und beliebigen Inhalt damit verziert, wird der gesunde Sinn den Ruf nach Natur erheben, wird eine reformatorische oder revolutionäre Jugend in Sturm und Drang oder mit keckem Trotz gegen die als Autorität sich geberdende Ueberlieferung ankämpfen; wir sind gewohnt, daß die Menschheit durch Gegensätze voranschreitet. Uebertreibung, Irrthum, Unrecht aber beginnt, sobald es heißt: Wahrheit, nicht Schönheit! Denn die schöne Wahrheit ist die wahre Schönheit und sie kann auch das Häßliche aufnehmen, indem sie es überwindet, so wie das Böse als Contrast zur Erkenntniß des Guten dient, sowie die Dissonnanz das noch Werdende, nach Versöhnung Ringende bezeichnet, aber in Harmonie sich auflöst. Aber Wahrheit, nicht Schönheit — da wird das Schöne ausgeschlossen, da wird das Häßliche, Gemeine, Wüste als das Wahre ausgerufen und als das Lock- und Reizmittel der Kunst ausgegeben. Kunst und Wissenschaft wollen die Wahrheit des Seienden darstellen, das Wesenhafte, Bleibende, Gesetzliche im Spiel und Fluß wie in der Fülle der Erscheinungen erkennen lassen; ja Philosophie und Kunst sind nicht blos auf das Seiende, sondern auch auf das Seinsollende gerichtet, die Kunst stellt es als seiend dar.

Der heutige Naturalismus, wie er in Rußland wie in Italien, in Schweden wie in Frankreich und auch in Deutschland — sollen wir sagen: in's Kraut geschossen ist oder in Blüthe steht? — trägt doch nicht ganz das gleiche Gepräge, namentlich hat er in Rußland eine starke ausgesprochene ethische Tendenz und sein größter Meister, Leo Tolstoi, ist ja ein schwärmerisch begeisterter Christ, der sofort auch die praktischen Folgerungen seiner Lehre zieht; er trägt ein Ideal des Wahren und Guten in seiner Seele und möchte sein Volk dazu erheben, es aus der Knechtschaft der Sünde wie des Despotismus erretten. Der künstlerische Naturalismus ist aber keine vereinzelte Erscheinung, sondern eine Lebensäußerung neben anderen verwandter Art. Zola, der berühmte Praktiker und eingehendste Theoretiker hat selbst gesagt: „Der Naturalismus ist nicht meine Erfindung, er ist die Erfindung des Jahrhunderts, er wirkt in der Gesellschaft, in der Wissenschaft, in der Literatur und Kunst, im politischen Leben." In der That: im politischen Leben ist ein harter Realismus statt idealistischer Träume oder behaglicher Stille eingetreten, seit Bismarck das Wort von Blut und Eisen gesprochen und zur That gemacht; die Wirklichkeit fordert ihr Recht, die glänzende Phrase verliert ihre Macht; aber auch ein Streberthum macht sich bereit, das nüchternen Sinns seinen Vortheil sucht; „weß Brot ich esse, deß Lied ich singe". Die Statistik, die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, der nationale

Egoismus, der sich als Patriotismus brüstet, das Alles stellt sich neben das Humanitätsideal, neben das Gemüth, neben die Philosophie, die sich zu fragen erlaubt, ob denn das positive Recht auch gerecht ist?

Die Philosophie strebt nach dem Ganzen einer in sich harmonischen Weltanschauung; sie hat solche aus einzelnen Begriffen construirt, in denen sie das Wahre der Dinge erfaßt zu haben glaubte, sie hat von dem klar und sicher Erkannten ihre Schlüsse auf das Unbekannte gemacht, die kleine Curve, die ihr vor Augen lag, mit phantasievollem Denken so ausgeführt, daß Anfang und Ende sich zusammenfügten. Da aber haben sich die Einzelforschungen erhoben, sie haben da und dort durch Beobachtung, Experiment, Kritik neue Thatsachen festgestellt, neue Gesetze gefunden, neue Begriffe gebildet und die Philosophie selbst erkennt nun ihre Aufgabe darin: überall die empirische Forschung, die Ergebnisse der besonderen Wissenschaften nicht meistern zu wollen, sondern sich derselben zu bemeistern, sie als Glieder eines Organismus zu betrachten und Grund, Ziel, Zusammenhang des Lebens so zu denken, daß das Princip der Dinge sowohl der Nothwendigkeit des Naturmechanismus, wie der Freiheit des Geistes gerecht werden kann. Aber die Menge der Gebildeten schätzt die Philosophie gering, hält sich an die Bruchstücke, sieht nur im Besonderen die echte Wissenschaft und fragt nicht nach dem Einen und Ganzen.

In der Geschichte werden immer neue und neue Documente aus den Archiven hervorgezogen und unter Anderem die Acten der deutschen Reichstage, die Berichte der Abgeordneten auch kleinerer Städte mit einer Genauigkeit abgedruckt, als ob es sich um ein Lied Sapphos oder einen Dialog Platons handelte; ich weiß nicht, ob für unser Culturleben, für das Verständniß der Vergangenheit zum Heile der Zukunft etwas dabei herauskommt; aber wer als Historiker zu Ansehen gelangen will, der mag sich einen Wittelsbacher Fürsten oder eine schwäbische Stadt erwählen und seine Aufgabe darin suchen, Alles zu sammeln und zu wissen, was von ihm oder von ihr je bekannt geworden ist. Daß man Athen, Sparta, Rom besser versteht, wenn man auch Recht und Volkswirthschaft des Mittelalters und der Neuzeit, auch Florenz, Paris und Rom kennt, daß es überhaupt darauf ankommt, alles Besondere im Zusammenhang der Culturentwickelung zu betrachten und die unendliche Menge der Einzelheiten zu Typen und Begriffen zu verdichten; daß es darauf ankommt die leitenden Ideen zu finden, welche das Zielsetzende und Maßgebende für die besonderen Epochen unserer irdischen Entwickelung sind und waren, wer möchte das heute behaupten, ohne sich bei den Fachmännern den geringschätzigen Namen des Dilettanten zu verdienen?

Die größeren Erfolge hatten die Naturwissenschaften, und die Anwendung dessen, was die Mechanik in Verbindung mit der Lehre vom Dampf und der Elektricität geleistet, die Verwerthungen dessen, was die Chemie erforschte, hat am meisten dazu beigetragen die Lebensverhältnisse

zu verändern. Kein Wunder, daß man die Methode der Naturwissenschaft nun überall anwenden wollte, daß man auch die Geschichte wie einen bloßen Naturproceß ansah, statt die Naturbedingungen neben die geistigen Factoren in's Licht zu stellen, daß man die Schönheit eines Gemäldes, einer Statue, eines Bauwerkes nach den Muskelgefühlen in der Bewegung des Auges bemessen und im Springen, Singen, Schreien den Rhythmus einer Symphonie oder den Quell der Poesie zu finden gedachte. Das Materielle, Aeußere, Sinnesempfindliche spielt ja mit, ist aber doch nicht das Wesen der Sache, in der Sixtinischen Madonna oder dem Apoll vom Belvedère so wenig wie im Hamlet, Faust oder der Eroika. In der Natur aber das wahrhaft und allein Wirkliche, in Beobachtung und Experiment das Mittel der Erforschung zu sehen, das ist der Naturalismus, den auch in der Kunst Zola und seine Jünger bekennen. Er giebt seinem Roman den Namen des experimentellen; er nimmt sich die wissenschaftliche Arbeit des Physiologen Claude Bernard zum Vorbild; wie dieser will er die Einwirkung der Gesellschaft auf den Menschen untersuchen, im Denken, Wollen, Fühlen, in Haß und Liebe das Physiologische betonen; wie seinem Lehrer Taine sind auch ihm Tugend und Laster Naturproducte wie Zucker und Vitriol. Der Mensch ist das Product seiner Eltern, seiner Umgebung; seine Handlungen folgen aus seinen Trieben und den Einflüssen der Außenwelt; die Selbstbestimmung, der freie Wille sind ein Traum, wo nicht eine Lüge der Idealisten, die das Wirkliche mit ihrer Phantasie schmücken und verbilden. So nehmen denn in Zola's Romanen die Außendinge einen großen Raum ein, das was die Franzosen das milieu nennen, und die Waschküche wie die Kirche, das Bergwerk, das Künstleratelier, die Säle des Confectionsgeschäftes werden mit einer Breite geschildert, die allerdings zeigt, wie der Verfasser sich gründliche Kenntnisse auch durch eigene Beobachtung von diesen Dingen erworben hat; aber er ist als Dichter sogleich auch hier größer als seine Theorien, er besitzt eine geheimnißvolle Kraft der Phantasie, welche das Todte, Aeußerliche beseelt, welche es zum Symbol von Seelenzuständen macht und es sympathisch mitwirkend in die Handlung eingreifen läßt — ermüdende Breite als Folge der Theorie, Stimmung, Thätigkeit, idealistische Anschauung des Seienden als des Ergebnisses empfindender Kräfte, als Folge des künstlerischen Vermögens, und damit wieder Poesie als Folge der eminenten Begabung!

Hier der Mensch mit seinen ererbten Anlagen, dort der Gesellschaftskreis in dem er steht; — nun soll der Romanschreiber studiren, was das für Ergebnisse haben mag, nicht erfinden, sondern experimentiren; der Sinn für das Reale soll an die Stelle der Phantasie treten. Und nun ist Zola nicht bloß ein scharfer Beobachter, sondern er studirt auch die wissenschaftlichen Bücher über Prostitution und Mordmanie, über Trunksucht und ihre Folgen, über Bergbau und Kircheneinrichtungen, und gewinnt somit ein

reiches Material von Notizen — das ihm wenig helfen würde zu seinen Werken, wenn nicht eine lebendige und kunstverständige Phantasie hinzukäme, die nun doch die besondere Handlung erfindet, die nun doch den einheitlichen Kern der Charaktere schafft, den er nun mit den beobachteten oder einstudirten Zügen ausstattet, die er nun in Bewegung setzt und mit großer Virtuosität in einander einwirken läßt. Er ist nicht bloß Meister in der packenden Schilderung ergreifender Situationen, die er so einst in der Umgebung erlebte, die er soeben zusammengedichtet hat, er weiß auch die mannigfaltigen Gestalten zur rechten Zeit auftreten, sich uns expliciren zu lassen, ein Ganzes, ein in sich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen; er ist ein spannender Erzähler, er ist ein organisirender Künstler, ich bewundere die Phantasie, die er leugnet. Und so ist es auch mit dem Willen, mit der sittlichen Weltordnung, die er leugnet. So stark er das Nothwendige betont, das wir nicht ändern können, die Mitgift der Natur im Naturell und die Umgebung, in die wir hineingeboren sind, er schildert auch, wie seine Gestalten mit den Naturtrieben ringen, wie sie den Anreizen der Welt widerstehen, — kraft des Willens; er schildert, wie sie erwägen und beschließen, was sie thun wollen, so mächtig er auch die Gewalt der Leidenschaft und die übermannenden Affecte darstellt. Und er führt seine Gestalten in das gerechte Gericht: seine Nana ist die Pestfliege, die das Gift in die vornehme Gesellschaft trägt, der sie ihre Verderbniß verdankt, und es ist staunenswerth, wie sein Jacques Lantier der Mordmanie, der er mehrmals mit Selbstbeherrschung entronnen ist, erst da unterliegt, wo er dem Weibe, das mit ihm die Ehe bricht und des Gatten Tod sinnt, das verhängnißvolle Messer in die buhlerische Brust stößt. Sähe man nicht auf diese Weise eine sittliche Weltordnung, wenn auch wider oder ohne Willen des Dichters, in seinen Werken walten wie bei Dostojewski und Tolstoi, man würde ganz anders abgestoßen sein von dem vielen Gräßlichen, Niedrigen, Schmutzigen, das seine Bücher im Uebermaß bieten. Dadurch wird er nicht gemein, was seine Nachsündiger werden, wenn sie im Koth wie Schweine wühlen, als ob das die Bestimmung des Menschen sei.

Das scheint mir das Ausgezeichnete der russischen Naturalisten, eines Leo Tolstoi, eines Dostojewski, daß sie bei aller Schärfe, mit welcher sie die Schäden, ja Scheuslichkeiten der heimatlichen Zustände bloß legen, doch den Glauben an die sittliche Weltordnung aufrecht halten. So steht ein edler großartiger Idealismus im Hintergrunde der dunklen Bilder, die sie entwerfen, und reformatorisch wollen sie wirken. Das wird auch von dem berühmten Norweger Niemand leugnen. Ibsen geht mit allem Scheinsamen, Verlogenen, äußerlich Respectablen und innerlich Hohlen streng ins Gericht, man wird die sittliche Tendenz anerkennen, auch wo er, wie er in der „Wildente" und in den „Gespenstern" nur krüppelhafte, angefaulte Leute, nur schwüle, modrige Zustände schildert, und uns ohne den

erheiternden Sonnenblick des Guten und Lebensfrischen läßt. Und wie ergreifend läßt Zola die Arbeiterfrau, die Mann und Kind verloren hat, am Schluß des „Germinal" sagen: „Die Gerechtigkeit wird doch siegen, die Soldaten werden nächstens auf die Herren schießen, wie sie jüngst auf die Arbeiter geschossen haben, und wenn der alte Gott nicht mehr lebt, dann wird ein neuer entstehen, um die Unglücklichen zu rächen." So geht der Dichter über seine graue Theorie des bloßen Naturmechanismus hinaus, und läßt die Wahrheit unmittelbar aus der Volksseele hervorbrechen.

Balzac, Zola's Vorgänger, hat in der Vorrede zur „Comédie humaine" geschrieben: „Ich will das Inventar der Leidenschaften, Tugenden und Laster der Gesellschaft aufstellen, durch das Zusammendrängen gleichartiger Charaktere Typen geben, und mit Mühe und Ausdauer über das Frankreich des 19. Jahrhunderts das Buch schreiben, welches uns Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien nicht hinterlassen haben." So will uns Zola die Sittengeschichte des zweiten Kaiserreiches geben, leider aber hält er sich mehr an die Schatten- als an die Lichtseiten, und indem auch er die Individuen, die er zeichnet, wie Balzac zu Typen idealisirt, sie mehr ins Häßliche, Krüppelhafte, Ausgewachsene als ins Schöne idealisirt, erweckt er doch die falsche Vorstellung, als ob die niederen Stände versoffen, die mittleren liederlich und gemein, die oberen in Lüsternheit und Selbstsucht ganz verkommen seien. Wer mit den Novellen seiner Nachahmer in der Hand sagen wollte: so sind die Münchener, so sind die Berliner! der würde irren. Es wird zusammengestellt, was in der Wirklichkeit vereinzelt vorkommt, es wird übertrieben, und es entsteht der falsche Schein, als ob es das Alltägliche, als ob das Abnorme das Normale wäre. Auch Zola's Helden sind meist mit einem Fehler belastet, der sie unfrei macht, der das normal Menschliche, das doch das eigentliche Gebiet der Kunst ist, in ihnen beeinträchtigt. Sie, nicht die Menschen als solche, stehen unter dem Zwang und Bann einer zerrütteten Natur. Der Naturalismus, der die Wahrheit auf seine Fahne schreibt, wird dadurch geradezu unwahr. Was vielleicht im Laufe eines Jahres in einem schlesischen Dorfe geschehen mag in Trunksucht, Ehebruch und Schufterei, Hauptmann drängt es in eine halbe Stunde „vor Sonnenaufgang" zusammen. Es giebt ja Pfützen, aber gottlob, es giebt auch frische reine Quellen, wer mir die Wahrheit des Lebens zeigen will, der wird mich doch zu diesen hinführen, und wenn er statt den Acker mit Mistjauche zu düngen sie mir zum Tranke bietet, so werde ich ihn stehen lassen, und mir von Cervantes oder Homer, von Goethe oder Schiller edlen Wein einschenken lassen.

Die Natur, sagen die Naturalisten, kennt so wenig etwas Widerwärtiges, Ekelhaftes, wie die Wissenschaft; so soll auch die Poesie nicht davor zurückschrecken. Gewiß nicht, sobald das Häßliche zur Sache gehört. Ein Dichter schildert uns den Campanella, wie derselbe als Märtyrer seines Weltbeglückungsplanes, seiner volksbefreienden Anschläge aus einem

Gefängniß Neapels ins andere geschleppt wird, wo er in nasser unterirdischer Tiefe mit seinen eigenen Excrementen im Schlamm zusammenhaust, oder wie er schauerlich gefoltert wird, und wir werden auch vor dem Ekelhaften und Gräßlichen nicht zurückschrecken und dem Künstler die satten Farben der Realität gestatten. Denn um so größer und edler erhebt sich aus Moder und Gestank der Dichterphilosoph, der seine Ideen, um sie in der Einsamkeit treu zu bewahren, in Sonette formt und daran sich aufrecht erhält. Aber Koth und Blut zu malen aus Lust an Koth und Blut, das ist vom Uebel. Uebereinstimmend mit uns sagt Renan: „Die Schilderung eines Düngerhaufens kann gerechtfertigt sein, wofern eine holde Blume auf ihm gedeiht, sonst ist der Düngerhaufen nur anwidernd. Der rauhen Wirklichkeit begegnet man leider auf Schritt und Tritt; es ist nicht nöthig, daß man sie erst urkundlich beweise, man kennt sie."

Die Wirklichkeit der Welt ist immer ein zusammenhängendes Ganzes, und wer sie wahrhaft darstellen will, der darf uns also keinen Ausschnitt aus derselben geben, was nur ein Bruchstück und Stückwerk liefert, sondern auch er soll uns ein Ganzes bieten, wo dann neben den Kneipen, Lusthäusern und Spielhöllen auch die Wohnstuben sittenreiner Familien und auch der grüne Wald mit frischer Luft, und zwar in größerer Ausdehnung als jene vorhanden sind. Eine Cordelia, eine Desdemona, eine Porzia spenden uns, sagte ich, den Trost der Poesie, daß es nicht blos Gonerils und Regans, Jagos und Shylocks in der Welt giebt. Bei unseren Naturalisten fragen wir vergebens nach diesen reinen, herzerquickenden Lichtgestalten — aber manchmal flammt auch im Wilden und Ungeheuerlichen doch der Adel der menschlichen Seele plötzlich empor. Warum verschmähen die Dichter solche versöhnende Contrastfiguren, da sie das Leben ja doch bietet?

Es ist etwas ganz Aehnliches, wenn neuere Maler den Unterschied zwischen Studie und Bild vergessen und einfach ihre Studien ausführen. Da geben sie nur Ausschnitte aus der Landschaft. Aber im Freien sehen wir das Ganze. Darum verlangen wir um der Wahrheit willen ein Bild, ein in sich zusammenhängendes, abgerundetes Ganzes, einheitlich in Stimmung und Beleuchtung. Die Malerfarbe kommt dem hellen Glanz des Sonnenscheins nicht gleich, will ihn der Künstler uns doch vor's Auge zaubern, so muß er dunkle, schattige Partieen auf seinem Gemälde bieten, dunkler als sie in der Natur sind, damit durch den Contrast der Stimmung die Empfindung des warmen Lichtes in uns erweckt wird. Unsere Freilichtmaler, die das unterlassen, die einfach das Helle wie in der Natur malen wollen, malen dafür einen recht nebliggrauen Sonnenschein, die Dinge in seinem Schimmer sehen aus, als ob sie mit unreinem Mehl gepudert wären. Der Illusionist sagt: er sehe die Züge der Menschen bei einiger Entfernung im Freien so verschwommen, und setzt sich damit über die plastische Formenbestimmtheit, wie über den Seelenausdruck hinaus.

Aber Beides ist die Aufgabe der Kunst. Der echte Künstler wird in solchem Fall Beides nicht aus dem Gesammteindruck, aus dem Ton des Ganzen hervorspringen lassen, aber er wird es geben, sodaß wie in der Natur den Nähertretenden, Näherbetrachtenden es offenbar wird. Auf der Weste des Goldschmidts Moret im Dresdener Bilde hat Holbein die Knopflöcher ganz deutlich bis auf die einzelnen Nadelstiche gezeichnet, aber gar nicht aufdringlich, gar nicht störend; die Hauptsache ist das Gesicht des Mannes, ist seine Gestalt, und nnr wenn wir vom Manne auch auf das Kleid blicken, dann sehen wir auch hier das sorgsame Werk des Realisten.

Nicht die Wirklichkeit der Dinge, wie sie ohne uns außer uns vorhanden ist, sondern die Welt, wie sie in unserer fühlenden Innerlichkeit im Zusammenwirken der Kräfte außer uns mit der Kraft in uns sich erzeugt, diese seine innere Welt also stellt der Künstler dar, sein Ich klingt in sein Werkbild hinein, er läßt uns die Dinge mit seinen Augen sehen. „Ein Stück Natur, aufgefaßt durch ein Temperament“, hat Zola einmal die Kunst genannt, so tritt aus ihrem Werk die Lebensansicht, die Persönlichkeit des Künstlers hervor, und er wird hervorheben, was ihm zusagt oder was seinen Zwecken dient, denn er hat von Voltaire gelernt: Alles zu sagen, das ist das Geheimniß langweilig zu werden. Wir fordern Glaubhaftigkeit, das heißt Uebereinstimmung des Kunstwerkes mit dem Gesetze des Seelenlebens und der Natur, mit unseren inneren Erlebnissen und äußeren Erfahrungen. Dies wird der Dichter nur erreichen, wenn er aus eigenem Gemüth die dargestellte Welt frisch und voll wie ein Selbsterlebtes, nicht wie ein Zusammengesuchtes, Zusammengeleimtes hervorgehen läßt; dann wird aus der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit das Gebilde der Phantasie frei hervorwachsen.

Worauf es in der Kunst ankommt, was uns besonders erfaßt und erfreut, das ist ja doch die Erfindung, die productive Kraft des Künstlers; wie er auch den Stoff vom Leben oder von der Ueberlieferung empfangen mag, im Wie der Gestaltung hat er sich zu bewähren, das Eigenthümliche, das er hier bringt, ist nicht blos Beobachtung, nicht blos Sinn für die erfahrungsmäßige Wirklichkeit, sondern etwas Neues, und schon der alte Homer hat es gewußt, daß die Menschen nach neuen Gesängen verlangen.

Das Neue im Naturalismus ist nicht die Betonung der scharfen und treuen Wiedergabe der Wirklichkeit, nicht das muthige Erfassen der Probleme, die unsere Gegenwart bewegen, nicht der Muth der Wahrheit gegen das Scheinsame und Hohle so mancher Zeiterscheinung; denn das ist stets von echten Dichtern gefordert und geübt worden, und neben den gefälligen Unterhaltern hat es immer auch solche gegeben, welche fest und unbeirrt erleuchtend, befreiend wirken wollten, und man wird nicht leugnen: viele der Neuesten wühlen sich mehr pessimistisch ein in das Rohe, Verlogene, Wüste, Furchtbare, als daß sie linderndes Oel in die Wunden des Lebens

zu gießen wüßten. Aber sie haben das Verdienst, neben so manchen formenglatten, ausgeklügelten, überfeinerten dichterischen Werken eine größere Naturderbheit, ein breiteres Stoffgebiet neben der Salonfähigkeit geltend zu machen, der „satten Tugend und zahlungsfähigen Moral“ das Elend der Armen und Bedrückten und die dadurch mitbedingten blutigen Verbrechen und erschreckenden Laster gegenüberzustellen. Seltsam! Einem Heyse hat man aus dem Kreise der Jüngstdeutschen den Vorwurf gemacht, daß die Geschlechtsliebe in seinen Novellen zu viel Raum einnehme gegenüber den mannigfaltigen Lebensinteressen der Menschheit; und sie selber schwelgen förmlich in sinnlicher Liebeslust, freilich mit dem Unterschied von ihm, daß sie nicht verhüllen, was auch im Leben die Nacht mit ihrem Schleier zu decken pflegt, sondern das Alles mit verwegener Offenheit zur Schau stellen, mit besonders ausmalender Deutlichkeit hervorheben. Und es ist nicht der geheimnißvolle Zauber, wie die Seelen sich ineinander einleben, es ist das Physiologische der Liebe, die Gewalt und der Rausch der Sinnlichkeit, der oft von Seelen- und Herzensgemeinschaft gelösten, und damit rein thierischen Brunst, worin sie wohl ihre Stärke suchen. Wer möchte behaupten, daß sie diese Dinge schreiben, um den Kitzel der Lust zu erwecken, um dadurch Leser anzuziehen und Geld zu verdienen? Mit Zorn wenden sie sich ja selbst gegen solche Vorwürfe und verweisen darauf, daß auch solche Scenen ja vorkommen und daß durch die Schilderung des Lasters, zumal mit seinen zerrüttenden Folgen, die Jugend eher vor demselben abgeschreckt als dazu verleitet werde. Aber ob nicht doch solche brennende Wollustgemälde zündende und verheerende Funken in warme Herzen werfen? Der Philosoph Volkelt hat in einer Studie, die von Naturalisten selbst als eine keineswegs feindselig ungünstige belobt wurde, doch ernst und offen ausgesprochen: „Diese Dichter halten Alles, was aus unklarer Kraft stammt für groß und das möglichst rücksichtslose Verletzen unseres natürlichen und sittlichen Reinlichkeitsbedürfnisses für ein Zeichen von Geistesfreiheit . . . Wenn Sünde und Schande ohne jeden idealen Hintergrund mit einer nichts erlassenden Genauigkeit oder gar mit fühlbarem Behagen beschrieben werden, dann wird keine sittliche, reformatorische Wirkung erzielt. Es giebt für unsere Phantasie schlechthin ekelhafte Gegenstände und gegen die hat sie ein Recht, sich zu wehren; es giebt auch für den weisen Mann etwas wie Scham, und diese setzt der Schilderung des Gemeineren bestimmte Grenzen, besonders so weit es sich um die Kunst, dieses öffentlichen und höchsten Zwecken geweihte Gebiet handelt.“ Und Paul Lindau, der Zolas große Begabung bewundert, („es giebt und gab vielleicht nie einen Schriftsteller, der so gut zu schildern weiß“ —) hat doch ein strafendes Wort dafür, daß ihm die garstigsten und am meisten cynischen Ausdrücke die willkommensten sind; es sei nichts Lüsternes, Schlüpfriges, aber es sei die brutale Nacktheit, daran schuld, daß in Frankreich und Deutschland der Sinn für das Anständige in der Literatur abnehme, daß man das

Anständige für geschniegelt oder schwach halte und nur das Derbsinnliche für echt und kräftig. Und das Publicum gewöhne sich an das Widerwärtige, Ekelhafte, Wüste wie an verdorbene Luft und üble Gerüche. Es scheint mir die Sache ernster Kritik dagegen anzukämpfen. Der Einzelne kann sich ja in's Freie retten, zu den großen Künstlern aller Zeiten wenden, und wie in der Natur an Cloaken, so an ihrer Darstellung in der Kunst rasch vorübergehen mit verhaltenem Athem; er wird auch nicht nach der Polizei rufen, wohl aber die besseren Kräfte, auch unter der Jugend, deren Geschmack noch nicht überreizt, deren Geruch noch nicht abgestumpft ist, auffordern, sich von den Ausschreitungen selber fern zu halten und sie als unanständige Rohheiten zu brandmarken. Es liegt eine Gefahr darin, wenn die Kunst die gemeine Dürftigkeit des Daseins, Empfindens und Denkens für ihre Sphäre nimmt, statt ihr das Ernste, Edle, Erhabene gegenüber zu stellen. Das Volksgemüth wird herabgezogen, während es emporgehoben werden sollte, und es ist geradezu frevelhaft, nur das Peinliche, Freudlose als das Interessante und Giltige zu betonen.

Gerne schließe ich solchen verwerflichen unreinlichen Auswüchsen gegenüber mit einem Worte der Anerkennung für die wissenschaftlichen Wahrheiten, mit welchen der Meister der Schule die Natur wie das Seelenleben aufzufassen trachtet. Die Wissenschaft ist eine tonangebende Macht in unserer Zeit, und will die Kunst auf der Höhe der Gegenwart stehen, so muß die Weltanschauung der Dichter, wie die Darstellung der Welt das Gepräge der unverbrüchlichen Gesetzlichkeit tragen, wie diese in der Naturordnung, in der sittlichen Weltordnung uns zum Bewußtsein gekommen ist. Die Wunder gehören in das Gebiet der Phantasie, aber in dem vielfältigen Getriebe der wirkenden Kräfte und in ihrer Wechselbeziehung offenbart sich die allwaltende Einheit, und in der aufsteigenden Entwickelung des Lebens, der Verwirklichung idealer Zwecke, innerhalb des Naturmechanismus ein Reich der Freiheit, des Guten, Wahren, Schönen. Unser Freiheitsgefühl, Freiheitsbewußtsein ist aber so gut eine Thatsache der Erfahrung wie der Mechanismus der Natur und seine Nothwendigkeit, ja wir würden von dieser schwerlich eine Vorstellung haben, wenn wir sie nicht von der inneren Erfahrung unserer Selbstbestimmung als dem Ersten unterscheiden; aber unsere Freiheit ist fortwährend Befreiungsthat, Erhebung aus dem Naturzustande und seiner Nothwendigkeit zum Selbst, zur Erfassung des eigenen Wesens im Unterschiede von der Welt, fortwährende arbeitende Selbstbehauptung auch gegen ein Eindringen der Außenwelt, wie gegen die eigenen Triebe, denen gegenüber der Wille sich als die wissende Macht der reinen und ganzen Wesenheit bewährt, indem er durch sie und in ihnen sich selbst bestimmt und seiner Selbstherrlichkeit inne wird. Der französische, skandinavische Materialismus bleibt bei der anfänglichen Naturgebundenheit stehen, stellt die Einflüsse der Außenwelt wie die den Willen übermannenden Affecte in den Vordergrund, und macht dann nicht sowohl

das Gesunde, Normale, sondern das Pathologische, Kranke, erblich Belastete zum Stoff seiner Darstellung. Warum begeben sich Deutsche unter die Fremdherrschaft, wie auch deutsche Denker im Felde der Ethik sich dem Utilitarismus der Engländer unterwerfen, statt mit Kant und Fichte unter dem Banner deutscher Geistesfreiheit zu fechten, das Gute in der Gesinnung und im Willen, in der Verwirklichung unseres Lebensideals statt in dem Nutzen zu suchen, den die Handlungen bringen? Der Wissenschaft ist unser Selbst das ursprünglich und unleugbar Gewisse, — unser Bewußtseinsinhalt, von dem aus wir die Natur als Grundlage und Bedingung desselben erkennen; wir gehören zur Natur, aber sind kein wesenloses Phänomen oder Anhängsel desselben, sondern erst in uns werden die Bewegungen der objectiven Außenwelt in Empfindungen ausgelöst und somit wahrgenommen, genossen, gedacht; ohne die fühlende denkende Subjectivität wären sie so gut wie gar nicht da. Der Materialismus macht das Zweite, die Materie, das von uns erst Erschlossene, das Phänomen der Kraft, zum Ersten, und meint die Realität des Ersten, des Denkens und Wollens leugnen zu dürfen; die materialistisch naturalistische Kunst bleibt beim Menschen als Sinnenwesen stehen, sie hält sich nur an die thierische Natur; die idealistische Kunst lebt in der Freiheit des Geistes, und geräth damit in Gefahr, die Natur und ihre Gesetze als die nothwendige Bedingung des geistigen Lebens zu vergessen, zu überfliegen; die wahre reelle Kunst der großen Meister alter und neuer Zeit erfaßt die ganzen Menschen, erfaßt das Ganze der Wirklichkeit, und ihr Ziel ist nicht Aufregung und Verbitterung, sondern Versöhnung und Freude, denn sie stellt die Harmonie des Sinnlichen und Geistigen dar, die wir ja auch fortwährend erleben und bethätigen.

Schliemanns Troja und seine Vertheidiger.

Von

Ernst Boetticher.

— Berlin. —

Ein Aufsatz von Dr. Moriz Hörnes, Amanuensis am K. Naturhistorischen Hofmuseum zu Wien, im Juniheft von „Nord und Süd", betitelt „Schliemanns Troja und sein Angreifer", ist in der unverkennbaren Ueberschätzung geschrieben, daß der Verfasser über den Parteien stehe. Seine Darstellung ist obendrein auf nachweisbar unrichtige Angaben gestützt und ganz geeignet, alle der Sache ferner Stehenden zu täuschen. Das allein legt mir die Pflicht einer thatsächlichen Berichtigung in dieser hochangesehenen Zeitschrift auf. Ueber subjective Anschauungen mit dem Herrn Verfasser zu rechten, liegt mir natürlich unendlich fern, erblicke er immerhin in mir, „eine typische Erscheinung in dem gesteigerten Geistesleben unserer Tage" und „einen jener unglücklichen Entdecker, über welche eine (sc. fixe) Idee furchtbare, sie in's Verderben stürzende Gewalt gewonnen." Andere mögen auf die Frage antworten, ob der jugendliche Doctor, der aus „Kreisen" die, ihm zu glauben, ausschließlich „zur Wahrung und Mehrung (!) der menschlichen Erkenntnisse berufen sind", herabschaut auf „die breitere Schichte, welche im Besitze allgemeiner Bildung und regen Geistes das Richteramt in wissenschaftlichen Fragen unbefugt (!) ausübt", eine typische Erscheinung im Sinne engherzigen Zunftgeistes sei. Wenn derselbe sich aber schließlich gar bemüßigt fühlt, mir an Stelle von Streitschriften und Sendschreiben „ehrliche wissenschaftliche Arbeit" anzurathen, so brauche ich wohl nur beiläufig auf meine zahlreichen seit 1883

in wissenschaftlichen Organen veröffentlichten kunst- und culturgeschichtlichen bezw. archäologischen Abhandlungen hinzuweisen, die es, soweit sie sich mit Troja-Hissarlik beschäftigen, schließlich zu Wege gebracht haben, daß die gemäß Schliemanns früherer Erklärung (siehe „Troja“ S. 316) „für immer beendete“ Ausgrabung jetzt wieder aufgenommen worden ist. Schliemann wich dem Gewicht, welches die Wissenschaft meinen Arbeiten beilegte. Den Ausschlag gab der Pariser Congrès d'Anthropologie et d'Archéologie préhistorique 1889. Dort war die Frage von Hissarlik-Troja auf die Tagesordnung gesetzt, und das Secretariat forderte mich auf, d'y venir faire une communication sur un sujet qui vous est particulièrement familier.“ Ich legte darauf dem Congreß ein umfangreiches noch unedirtes Manuscript vor, die Frucht vieljähriger Museenstudien, das ausgestattet mit sehr zahlreichen und meist von mir in den Museen gezeichneten Abbildungen von allerlei Geräth die These vertritt „Schliemanns Funde von Hissarlik sind eine Hinterlassenschaft des Todten- und Ahnenkultus.“ Welche Beurtheilung dasselbe gefunden hat, und wie vergeblich der persönlich anwesende Dr. Schliemann diese abzuschwächen suchte, ist aus dem um die Jahreswende zu erwartenden Procès-Verbal du Congrès, der überdies einen ausführlichen illustrirten Auszug daraus bringt, zu ersehen. Mein Erfolg rief unmittelbar Schliemanns Entschluß hervor, durch Wiederaufnahme der Ausgrabungen einen letzten Versuch zu machen, mich zu widerlegen.

Bekanntlich hat Schliemann zwei Gutachten veranlaßt. Das erste gaben zwei Zeugen ab, die auf seine Einladung meinen Untersuchungen vom 1.—6. December v. J. beiwohnten, das andere acht Zeugen, die ebenfalls persönlich eingeladen seine neuen Ausgrabungen Ende März l. J. besuchten, Professor Virchow an der Spitze, ein Zeuge, dessen bekannte Haltung gegen mich seine Objectivität ausschließt. Auf das erstere Gutachten stützt sich Herr Dr. Hörnes, um eine bekanntlich noch offene Frage „definitiv erledigt und gegen mich entschieden“ zu erklären. Er nennt jene Zeugen „Vertrauensmänner“ der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Wien, was im Grunde dasselbe sagen will wie jene von Dr. Dörpfeld unterzeichnete Erklärung vom November v. J. in der Neuen Fr. Presse und Kölnischen Zeitung, des Wortlautes „Professor Niemann ist als unparteiischer Zeuge ‚gewählt‘ von der Akademie der Wissenschaften in Wien, Major Steffen als solcher ‚anerkannt‘ von vielen Mitgliedern der Wissenschaften in Berlin.“ Der Urheber dieser Erklärung, der auch in Zuschriften an mich seltsamerweise früher und besser wußte, was die Akademien thun würden, als diese selbst, hat dieselbe nie widerrufen, und so bewirkte sie, daß die Presse von jenen Zeugen stets als „Experten der Akademien der Wissenschaften“ und „Schiedsrichtern“ sprach Die Folge davon war, daß die Veröffentlichungen derselben wie Urtheile von „Vertretern wissenschaftlicher Behörden“ Beachtung fanden. Dr. Hörnes

selbst giebt dafür ein Beispiel. Thatsache ist aber, daß die Berliner Akademie trotz Virchows Bemühungen, die Wahl des Major Steffen herbeizuführen, Herrn Dr. Schliemann erklären ließ „es sei nicht ihre Sache, sich in schwebende Controversen einzumischen", und daß die Wiener Akademie den Professor Niemann ebenfalls nicht gewählt, sondern nur „dem Herrn Dr. Schliemann als unparteiischen Zeugen neben anderen auf Ersuchen namhaft gemacht hat."*) Unter Hinweis auf diese nur von Professor Virchow und Dr. Schliemann gewählten „Vertrauensmänner" sagt nun Herr Dr. Hörnes „und Bötticher sah sich gezwungen, die gegen Dörpfeld erhobene Beschuldigung der mala fides in aller Form zurückzunehmen. Seine Feuernekropolentheorie gab er nicht auf, aber die einzige Stütze, die sie zu besitzen schien, hat er ihr selbst entziehen müssen." Diese Darstellung verkehrt den Sachverhalt ganz und gar. Jeder weiß, und die Erneuerung der Ausgrabungen bestätigt es, daß meine „Theorie" keineswegs auf jene nachträglich von den Gegnern künstlich aufgebauschte „Beschuldigung" gestützt ist, und ebenso mißbräuchlich ist der Ausdruck, „Bötticher sah sich gezwungen" letztere zurückzunehmen. Dies that ich pflichtgemäß und gern, nachdem ich in mehrtägigen, gemeinsam mit den Zeugen angestellten Untersuchungen folgendes erkannt hatte: Schliemann setzte den Spaten an, wo schon Maclaren (1820) und Eckenbrecher (1842) Troja gesucht, wo Frank Calvert schon vor ihm gegraben und Gemäuer entdeckt, wo Landleute einen Schatz von 1200 Silber-Statern des Antiochus III. gefunden hatten. Ihn beherrschte von Anbeginn der Gedanke und der Wunsch, Troja zu finden. Dies ließ ihn Dinge nicht wahrnehmen oder würdigen, die der Stätte erst ihr eigentliches Gepräge gaben, und Vieles zerstören, was erhalten bleiben oder doch vorher photographirt werden mußte. Das änderte sich auch unter der Mitarbeit Dörpfelds, eines seit Ende der siebziger Jahre in Olympia thätig gewesenen Eisenbahn-Bauführers i. J. 1882 zunächst nicht wesentlich. Es wurde damals, infolge der von der Wissenschaft gegen das Troja von 1879 erhobenen Bedenken, tabula rasa gemacht, d. h. das Gemäuer, das die Stadt Troja sein sollte, wurde bis auf wenige Reste beseitigt, die nun in eigenartiger Verquickung mit dem Gemäuer der nächst tieferen Schicht zu Baulichkeiten der Burg Troja „reconstruirt" wurden. Das hat vor mir schon E. Brentano († 1883 Frankfurt a. M) und viel schärfer als ich angegriffen**): Aber so planlos die Ausgrabungen, so willkürlich die auswählende Wegnahme von Gemäuer und so verfrüht und unsicher Dörpfelds Reconstructionen genannt werden müssen, eine absichtliche, planmäßige Entstellung ließ sich nicht nachweisen. Dem entsprechend gab ich meine Erklärung zu Protokoll. Warum aber stellte man

*) Die mit „" versehenen Sätze geben den Wortlaut der Antwort der Akademien auf meine Anfrage.

**) E. Brentano, Troja und Neu-Ilion (Heilbronn 1882).

mir darnach am 6. December das Ansinnen, auch noch zu erklären, die Herren Schliemann und Dörpfeld „verläumdet" (also wider besseres Wissen beschuldigt) zu haben? Nun, welcher böse Geist dies Wort auch dictirt haben mag, es klärte mich auf über die Situation, in welche man mich hineindrängen wollte.

Eine ausführliche Darlegung meiner „Theorie" verbietet mir leider der Raum. Ich beschränke mich auf wenige Punkte. Unrichtig ist Dr. Hörnes' Angabe, ich ginge von der (allerdings!) falschen Voraussetzung aus, „daß alle primitiven Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit, die in prähistorischen Culturschichten gefunden werden, aus Gräbern stammen, und daß alle in Gräbern gefundenen Beigaben Erzeugnisse einer eigenen für den Todtencult arbeitenden Industrie seien." Das für „alle" vorauszusetzen, wäre natürlich nonsens. Wohl aber behaupte ich dies mit gutem Grunde für einen großen Theil jener Funde und zeige an unanfechtbaren Beispielen (wie Aexten u. a. Werkzeugen aus Thon, durchlässigen Thongefäßen, nur markirten Nietlöchern und anderen Beweisen des Halbfertigen), daß kritiklose Auffassung aller als wirkliche Gebrauchsgegenstände ganz falsche Culturbilder schafft. Die Erkennung einer Todtencult-Industrie, die Unterscheidung ihrer naturgemäß minderwerthigen Erzeugnisse von denen, in welchen sich wirklich die Leistungsfähigkeit der jeweiligen Culturepoche ausspricht, das ist meine „Theorie." Sie mag Manchem unbequem sein, wird aber nicht, „verwirrend" sondern klärend in der anthropologischen Märchenwelt wirken. Der Hügel von Hissarlik ist nun sozusagen ein Museum aller der Dinge, auf denen die anthropologischen Systeme und Systemchen aufgebaut sind. Deßhalb — und das ist des Pudels Kern — sollen die Trümmer von Hissarlik, wenn nicht Troja, so doch jedenfalls Ansiedlungen, aber nimmermehr eine Nekropole bedeuten. So wollen es die Anthropologen. Es ist das Widerstreben überlebter Systematik gegen neue Erkenntniß. Mit Troja ist es freilich vorbei. Nach Hörnes müßte man zwar glauben, „die Frage nach der Bedeutung des Hügels von Hissarlik sei definitiv erledigt" und der „glückliche Schliemann" habe gesiegt. Thatsächlich ist aber aus den Protokollen vom Dezember und März ersichtlich, daß nicht einmal die Zeugen Schliemanns Troja anerkannt haben, denn sie vermeiden jede Aeußerung darüber. Einer derselben, Dr. Waldstein, erklärte obendrein in einem am 24. Mai l. J. in der Royal Institution zu London gehaltenen Vortrage „It still remains not proven whether Hissarlik is the Ilium of Homer or no." Anderseits wird sogar von ehemaligen Gegnern anerkannt: „Hissarlik ist faktisch und unbestreitbar eine Zeitlang eine Nekropole gewesen" und mir das Verdienst zugebilligt, zu einer schärferen Problemstellung und genaueren Erforschung des merkwürdigen Hügels auch meinerseits ehrlich beigetragen zu haben." (Berl. Philolog. Wochenschrift von 25. Januar l. J. Nr. 4). Die Meinungen meiner Gegner sind also getheilt, die einen betrachten den ganzen Hügel, die anderen nur

die unteren Schichten als Ansiedlungsreste. Ich will nun zum Schluß mit drei Strichen das Bild dieses Hügels zeichnen, natürlich unter Berücksichtigung der neuesten Ausgrabungsergebnisse.

Auf dem nordwestlichen Abhang eines Höhenzuges, der etwa 100 Fuß hoch von Ost nach West gegen den Skamander streicht, erhebt sich ein kleiner Terrassenbau. Die Höhe der westlichen und südwestlichen Terrassenmauer (nach Schl. „Unterbau der Burgmauern") ist nun auf 8 ½ m festgestellt. In ihren 3—4 m breiten und 2,70 m vorspringenden Strebepfeilern wie sie ägyptischen, babylonischen und assyrischen Bauten jeder Art eigen sind, sieht Schliemann „riesige Thürme", die gleich den Mauern, ein „kolossales höchst imposantes Aussehen gewährt haben," und auf der von dieser Futtermauer getragenen Terrasse, die hinten (östlich), wo der Berg ansteigt, nur 1 m hohe Futtermauern hat, dabei nur 117 m von W. u. O. und 90 m von N. und S. breit ist, erblickt Schliemann „die heilige Pergamos mit ihren großartigen Bauanlagen," während ich dort nur Brandhöfe einer Nekropole erkenne. Den dort ungewöhnlich massenhaft gefundenen Brandschutt und die höchst merkwürdigen Brandspuren schreibt Schliemann dem Umstande zu, daß alle jene Ansiedlungen (bis jetzt eilf) durch Feuersbrünste zu Grunde gegangen seien, „Troja" sogar dreimal (!), aber erfahrene Architekten sagen mit mir, daß die dort so häufig [z. B. auch im „Palast (Megaron)" alias „Tempel" A] angetroffene grünliche Verglasung des Lehmbodens nicht von Feuersbrünsten (und nun gar so ärmlicher Hütten), sondern nur durch stetig wiederholte planmäßige Brände, deren Herde jene Böden waren, hervorgerufen sein kann. Entsprechend solchen ewigen Bränden ist die 4 m starke nach babylonischer Art mit Luftlöchern versehene Lehmziegelmauer, welche die Plattform wie eine Ofenwand umschloß, von Innen her fast durch und durch rothbraun verglüht, außen aber d. h. auf der dieser Brandstätte abgekehrten Seite unversehrt. Auch sie ist durch Strebepfeiler verstärkt (gleich babylon., assyr. und ägypt. Ziegelbauten jeder Art). Es sind bis jetzt fünf sogenannte „Thore" und eine kleine Pforte aufgedeckt,*) ein durch keine anderweitige Akropolisanlage zu stützender embarras de richesse. Nüchterne Betrachtung unterscheidet deutlich zwei Kategorien: 1) „Thore" zu denen man auf steilen Rampen hinaufgelangt (Südwest-Südost-Nordost) und 2) „Thore", die bis mitten in die Terrasse eingeschnitten sind und allmälig und bequem (nach Art von Poternen) auf die Plattform geleiten (West- und Süd). Offenbar sind

*) Die Aufdeckung dieser „2 m hohen und 1,20 m breiten, ‚Ausfallpforte'" (!), durch welche man auf schmalem Wege im Innern der Burgmauer hinaufsteigen konnte," was also einen Corridor kundgiebt, ferner die Aufdeckung eines zweiten radial bis mitten in den Platz führenden „Thores" und der Baulichkeiten außerhalb der „Burgmauern" bestätigen meine Voraussage in meinem Buche La Troie de Schliemann (K. W. Hiersemann Leipzig) S. 22, 23, Pl. 4 und 5. Was Schl. für die Anschlußmauer B C der Unterstadt hielt, ist als eine dritte Rampe erkannt worden.

letztere die eigentlichen, vor Rauch und Gluth geschützten Eingänge, die Rampen aber dienten nur zum Abschieben der Brandmassen der Nekropole, darum ihre Steilheit und daher die Verglühung ihrer Steinplatten (siehe Ilios S. 301). Die hinter den Rampen gelegenen vermeintlichen Thorbauten haben denselben Grundriß wie der sogenannte „Palast (Megaron),“ nämlich den des Tempels von Rhamnos, und waren ebenfalls nur Brandhöfe, aus denen der Brandschutt, den Schliemann unten gefunden hat, direct die Rampe hinabgeschoben worden ist. Da die Brandhöfe geheiligtem Zwecke dienten, so haben sie Tempelgestalt erhalten. Die Verbrennungshöfe (ustrina) der römischen Kaiser zeigen dies auch, der der Antonine z. B. den Grundplan des babylonischen Tempels. Hier hat der geehrte Leser in großen Zügen das reale Bild der vermeinten „heiligen Pergamos“, der Fundstätte aller der unzähligen Dinge, die wie die Pithoi, Gesichts- und anderen Aschenurnen, wie die 22000 Wirtel und die Phallus (beides im ägyptischen und asiatischen Cultus Symbole der geschlechtlichen Fruchtbarkeit und darum des Fortlebens, der Wiedergeburt) und wie das archäologische „Kinderspielzeug“ (einfach verkleinerte Mitgaben für Kindergräber) deutlich kund thun, daß ihre Fundstätte eine Nekropole ist, wie das auch auf dem Pariser Congreß (siehe oben) als ein sehr starker Beweisgrund anerkannt wurde.

Im Uebrigen bitte ich auf meine neueste Schrift „Hissarlik wie es ist“, 115 S. mit 14 Plänen und zahlreichen Abbildungen (Berlin 1890, T. Trautwein'sche Buchhandlung) verweisen zu dürfen.

Der hippokratische Eid.

Novelle.

Von

Rudolf Schmidt*).

— Kopenhagen. —

Die Kammerherrin hatte den Professor glücklich um die Ecke bugsirt. Dort zwischen der dunkelrothen, faltenreichen, seidenen Gardine und dem kokett geschnitzten Ebenholz-Bücherschrank, in welchem einzelne solide Werke in großem Format mit altmodischen, dabei aber funkelnagelneuen Ledereinbänden wie absichtlich neben den schlechtgebundenen, auf Rücken und Vorderseite mit phantastischem Gold- und Farbendruck geschmückten Shirtingsbänden gestellt waren, welche Gedichtsammlungen und Novellen mit dem Namen solcher Verfasser enthielten, die auszustellen die gnädige Frau für zeitgemäß und passend erachtete.

Der Professor war ein stattlicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, gesund und kräftig trotz seines bereits völlig ergrauten Haarwuchses und mit jenem sicher prüfenden, ausgeprägt gebietenden Ausdruck der Züge, welcher stets auf den ersten Blick den Arzt verräth, der sich seiner Autorität und Tüchtigkeit bewußt ist.

Die Kammerherrin war trotz ihrer Fülle noch eine schöne Dame; sie stammte aus einer adeligen Familie, und in ihren feingeschnittenen Zügen lag ein gewisses Etwas, welches darauf hindeutete, daß auch sie sich ihrer Autorität und der Fähigkeit, die Männer nach ihrem Willen zu lenken, vollig bewußt war.

---

*) Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

„Meine gnädigste Frau," unterbrach der Professor sie, „Dora Kranz ist ein schönes Mädchen, ein mit vielen Talenten ausgestattetes, ein reiches Mädchen, — das habe ich Alles schon lange gewußt, ehe Sie so liebenswürdig waren, mich darauf aufmerksam zu machen; leider ist dies Alles jedoch kein Hinderniß gewesen —"

„Lieber Herr Professor," entgegnete die Gnädige, ihn scherzend in derselben Weise unterbrechend, „ein gewisser, hervorragender Arzt aus unserem gemeinsamen Bekanntenkreis ist ein berühmter Mann, ein vortrefflicher, mit Fug und Recht hochgeachteter Mann; leider ist dies Alles jedoch kein Hinderniß gewesen, daß er Junggeselle geblieben und dadurch in mehr als einer Hinsicht gehindert ist, diejenige Geltung und Wirksamkeit zu erlangen, zu der er berechtigt ist. Sie erwähnten vorhin selber, daß Dora Kranz ein reiches Mädchen ist! Geld spielt nun einmal eine Rolle in dieser Welt, lieber Herr Professor. Denken Sie an das neue Institut, das Sie so gern errichten wollen, und das Sie doch am liebsten ihr Eigen nennen würden; bedenken Sie Ihre ganze Stellung — —"

„Meine Stellung!" fiel ihr der Professor abermals mit ruhiger Ironie in die Rede. „Erst vor drei Monaten übernahm der Herr Kammerherr das Amt, kraft dessen uns Kopenhagenern seine administrativen Talente zu Gute kommen sollen. Ein kurzes Vierteljahr ist für die gnädige Frau hinreichend gewesen, um am Himmel des geselligen Lebens gleich einem Stern voller Geist und Originalität zu strahlen. In diesem Falle ist die gnädige Frau jedoch — ich bedaure, es sagen zu müssen, — keineswegs original gewesen!"

Eine leichte Röthe ergoß sich über die Wangen der Kammerherrin. Sie war im Geheimen nicht wenig stolz über den raschen, selbständigen Griff, mit dem sie Alles anzufassen pflegte, und merkte jetzt, daß der Doctor ihr diese Kunst abgelauert hatte. Aber in völlig ungezwungenem Tone, in den sich ein wenig Neugierde mischte, fragte sie:

„Was in aller Welt können Sie nur damit sagen wollen, Herr Professor?"

„Ich will damit sagen, daß, falls Sie es für einen originellen Einfall halten, mich mit einer Frau zu versorgen, Sie den weiblichen Bestandtheil unseres gemeinsamen Umgangskreises viel zu niedrig anschlagen. Das ist eine alte Geschichte, meine gnädige Frau, so alt, daß sie beinahe abgedroschen erscheint! Ich kann Ihnen nicht mit Sicherheit angeben, welche Summen die kleine Anweisung, die Sie mir da vorhin gaben, in der Reihe derer einnimmt, die man mir in den letzten fünfzehn Jahren hat zu Theil werden lassen. Sie kommen zu spät, gnädige Frau, viel zu spät für eine Dame von Ihrem Genie und Ihrer Empfindungsgabe. Ich bedauere es sehr, aber Sie hätten Probestückchen mit einem Anderen anstellen sollen!"

Tiefere Röthe färbte die Wangen der Kammerherrin. Ihr Probe-

stückchen! Ja, freilich hatte sie während einer Reihe von Jahren als Alleinherrscherin die kleine jütländische Kreisstadt regiert, aus der sie kam; freilich sollte die Verbindung, die sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, zwischen dem Professor und Dora Kranz zu Stande zu bringen, den Grundwall zu einer entsprechenden kleinen Machtstellung in der Hauptstadt bilden. Wenn aber diese beiden ruhigen Augen, die sie eben mit so höflichen und doch so bestimmtem Blick ansahen, sie auch in diesem Punkt wirklich durchschaut hatten, dann galt es für sie erst recht, ihren Willen durchzuführen, und zu zeigen, daß sie ihren Einfluß nicht vergebens eingesetzt hatte.

„Bester Herr Professor," sagte sie mit einem gewissen Nachdruck, „wie oft in Ihrem Leben sind Sie wohl einem Mädchen, wie Dora Kranz, begegnet?"

„Nicht allzu oft — das gebe ich zu," erwiderte der Professor. „Aber trotz alledem, gnädige Frau — geben Sie den Gedanken nur auf! — Sie müssen nämlich wissen," fügte er mit einem eigenartigen, schelmischen und dabei doch ernsten Blick hinzu, „ich habe den hippokratischen Eid abgelegt?"

„Den hippokratischen Eid? Was hat es denn mit dem auf sich, Herr Professor?" ertönte eine muntere Stimme hinter ihnen.

Es war eine stattliche Blondine von untadelhafter, wenn auch nicht mehr ganz jugendfrischer Schönheit, die im Vorübergehen diese Frage gethan. Jetzt stand sie lächelnd da, ihre weißen, ohne Zweifel echten Vorderzähne zeigend, und wartete auf die Antwort.

Das Kleid aus blaßlila Seide hob ihre üppige Figur auf das Vortheilhafteste hervor. Ueber ihrer ganzen Erscheinung lag ein fast etwas zu weit gehendes Selbstbewußtsein. Hinter ihr stand ein älterer Herr in schwarzem Frack mit weißer Battist-Halsbinde, die um den aufrechtstehenden Kragen geschlungen war. Seine weichen aufgedunsenen Züge trugen in diesem Augenblick einen verhaltenen feindlichen Ausdruck; er konnte offenbar den Professor nicht leiden.

Dieser blickte die Blondine fest an und antwortete kühl und kurz:

„Der hippokratische Eid, mein gnädiges Fräulein, erheischt, daß man sich niemals verheirathet!"

Dora Kranz hatte keine Ahnung von dem gehabt, was soeben zwischen der Gnädigen und dem Kammerherrn verhandelt worden war; aber der Ton, in dem die Worte vorgebracht wurden, ließ sie so deutlich die Absichtlichkeit derselben erkennen, daß sie, vielleicht von einem geheimen Instinct belehrt, plötzlich glühend roth wurde und nicht im Stande war, Etwas darauf zu erwidern.

Auch die Kammerherrin besaß nicht Geistesgegenwart genug, um einige gleichgültige Worte zu äußern; sie biß sich ärgerlich in die schwellende Unterlippe. Es entstand eine ungemüthliche Pause, während welcher der Herr mit der weißen Halsbinde seine Augen in unbestimmter Anklage zu

den gewundenen Stuckverzierungen der Decke erhob, worauf er seine Lippen zusammenpreßte, wie Jemand, der wohl etwas sagen könnte, wenn er nur wollte.

Glücklicherweise kam in demselben Augenblick der Kammerherr, athemlos und voll administrativen Eifers selbst mitten in den Zerstreuungen des geselligen Lebens und zog den Professor mit sich fort in eine Fensternische, um seine Ansicht über eine kürzlich zur Sprache gekommene communale Frage, die auch hygienische Interessen berührte, zu hören. Aber selbst als der Arzt frei war, wich die Verlegenheit nicht gleich.

Der ältere Herr hatte eines der ersten ledergebundenen Bücher aus dem geöffneten Bücherschrank genommen und fing an, in demselben zu blättern.

„Wonach suchen Ehrwürden?" fragte die Gnädige, froh, diesen kleinen Ableiter zu finden.

„Ich meinte nur," erwiderte er, „die gnädige Frau haben hier ja so eine Art historisches Wörterbuch. Wir wollen doch einmal sehen! — Ja, hier stehen wirklich einige Zeilen über den vorhin erwähnten Eid. Derselbe soll aus den Mysterien des griechischen Alterthums stammen, er verlangte von jedem echten Sohne Aesculaps ein Versprechen, ‚sein Leben in Keuschheit und Frömmigkeit zu führen und seine Kunst zu pflegen'. In Keuschheit nur und Frömmigkeit! Ja so, hm!"

Dora Kranz verstand, daß der hochehrwürdige Herr vor Begierde brannte, Etwas zu erzählen, was er nicht wohl in ihrer Nähe sagen konnte. Nun, sie würde es späterhin schon erfahren! Mit Geistesgegenwart betrachtete sie die goldenen Lyren und Hippogryphen auf den rothen, herausfordernden Einbänden einiger Gedichtsammlungen und während der Geistliche stehen blieb und auf's Neue die Stelle durchlas, die sein Bedenken erweckt hatte, verschwand sie lautlos durch die Portière in das anstoßende Zimmer.

Sobald sie fort war, fragte die Kammerherrin gerade heraus:

„Hat der Herr Professor wirklich ein so ausschweifendes Leben geführt?"

Hochehrwürden setzte das Buch wieder an seinen Platz und antwortete:

„Ausschweifendes Leben ist wohl nicht eigentlich die rechte Bezeichnung, gnädige Frau. Ein Mensch kann sich in jungen Jahren Vieles und Mancherlei gestatten, was, wenngleich an und für sich tadelnswerth, doch der persönlichen Natur förderlich ist. Etwas ganz Anderes dagegen ist das, was gleich einem Gift, einem Verderben in das Dasein eines anderen Menschen eingreift und seinen bleibenden Stempel auf dasselbe drückt, bei dem Betreffenden selbst aber nicht das geringste Gefühl von Verantwortlichkeit oder von Reue hinterläßt."

Der Geistliche preßte die Lippen aufeinander und senkte das Haupt. Die Kammerherrin verstand, daß er weiter ausgefragt werden wollte.

„Ist da denn in dem früheren Leben des Professors so Etwas von einem — einem Roman gewesen?“ fragte sie.

Das war hinreichend.

„Ein Roman, gnädige Frau? Sagen wir lieber eine Tragödie mit den blutigsten Folgen für den am wenigsten schuldigen Theil!“

Und jetzt erzählte er mit gedämpfter, seidenglatter Stimme und einem gewissen singenden Vortrag jene alte Geschichte, über welche im Laufe der Zeit in dem Grabe Gras gewachsen war, daß auch nicht die entfernteste Andeutung darüber an das Ohr der Kammerherrin gedrungen war, daß der Professor als Districtarzt in einer kleinen Stadt mit einer verheiratheten Frau fortgelaufen sei; daß diese, obwohl fast augenblicklich zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, doch durch diese momentane Verirrung einen dauernden Stachel in ihrer Seele behalten habe und nun als Wittwe Sühne und Erlösung bei ihm suche, ohne daß sein Trost jedoch die erwünschte Wirkung erzielen könne. Und während so ein nagender Kummer an ihrem Leben zehre, wandere der Urheber des ganzen Unheils selbstbewußt und guter Dinge in den geselligen Kreisen einher, folge allen seinen Launen und nehme die Huldigungen, die man ihm erweise, als schuldigen Tribut hin!

„Sind die gnädige Frau etwa der Ansicht, daß ein solcher Mensch ein Recht hat, von einem abgelegten Keuschheits- und Frömmigkeitseid zu sprechen?“ schloß er.

Im Innersten ihres Herzens fand die Kammerherrin, daß dies bischen Entführung im Grunde kein Hinderniß für den Professor sei, sich mit Dora Kranz zu verheirathen. Sittliche Empörung lag ihr nun einmal ziemlich fern. Es war eigentlich nur seine, zwar nur auf Umwegen, aber doch höchst bestimmt ausgesprochene Abneigung gegen ihre Pläne, die ihren hellen Zorn entfachte. Ehe sie aber noch eine passende Antwort fand, stand der Professor unerwartet wieder neben ihnen.

Aus der Fensternische am anderen Ende des Saales hatte er sie die ganze Zeit mit den Augen verfolgt, und nachdem er den Kammerherrn losgeworden, stand er nun da mit jenem eigenthümlichen Blick, der so ganz den Eindruck machte, als könne er die Leute wie Glas durchschauen.

Die Kammerherrin ängstigte sich förmlich vor einer spöttischen Bemerkung, und ihr fiel ein Stein vom Herzen, als der Professor sich mit wenigen Worten empfahl: er stand des Morgens stets sehr früh auf und begab sich deswegen am Abend gern zeitig zur Ruhe. Als sie aber schon hoffte, die Gefahr sei glücklich vorübergegangen, blieb er plötzlich vor dem geöffneten Bücherschranke stehen, öffnete mit einem eigenartigen Lächeln das historische Wörterbuch, das der Propst etwas unachtsam hineingestellt hatte, sorgfältig wieder an seinen früheren Platz und begann dann, wie Fräulein Dora es vorhin gethan, die vergoldeten Rücken der Gedichtsammlungen zu mustern, wobei noch immer dasselbe eigenthümliche Lächeln seine Lippen umschwebte.

„Nein, Oehlenschläger ist hier wohl nicht!“ sagte er endlich, „Oehlenschläger findet man niemals in so wohl assortirten Büchersammlungen. Das ist schade! Ich hätte so gern eine Stelle im „Stärkodder“ nachgeschlagen.“

Sowohl die Kammerherrin als auch Hochehrwürden wußten, daß es jetzt kommen würde. Instinktmäßig schwiegen Beide.

Aber es kam trotzdem.

„Ew. Hochehrwürden müssen nämlich wissen, daß im „Stärkodder“ ein Geistlicher vorkommt, welcher zu der Erkenntniß gelangt, daß er mehr aus einer Sache gemacht hat als sein Gott. Das geschieht sehr selten im täglichen Leben! — Gute Nacht, meine gnädige Frau!“

Der Propst schnappte nach Luft, als würde ihm die weiße Battistbinde plötzlich zu eng. Ihm wollte keine Antwort einfallen, aber der Blick, den er der hohen, davonschreitenden Gestalt nachsandte, drückte zugleich persönlichen Haß und hochkirchliche Entrüstung aus.

Nachdem ihm der Diener im Vorzimmer seinen Pelz angelegt hatte, wanderte der Professor mit kurzen, schnellen Schritten die Straße hinab. Er schlug nicht den nächsten Weg nach seiner Wohnung ein.

Das Gezischel des hochehrwürdigen Herrn hatte eine schmerzliche Stelle in seinem Innern wie mit einem spitzen Stachel berührt, und trotz seines siegreichen Rückzuges lag eine stille, feierliche Wehmut auf seiner Stirn.

Diesen Ausbruch hatten seine Züge noch nicht verloren, als er mit einem Patentschlüssel seine Thür öffnete. Die alte Haushälterin, die wie gewöhnlich aufgeblieben war, um ihn zu erwarten, kannte diesen Ausdruck nur zu gut und wußte im voraus, daß heute Abend keine Rede von dem gewöhnlichen Plauderstündchen sein könne. Schweigend folgte sie ihm in sein Arbeitszimmer, schraubte die Lampe, die auf dem Schreibtisch brannte, ein wenig höher und zündete die auf den Consolen und Etageren angebrachten Lichter an — ihr Herr mochte, wenn er des Abends zu Hause war, gern viel Licht haben! Dann schürte sie das Feuer, das in dem großen Majolika-Ofen brannte, und verschwand lautlos wie ein Schatten.

Der Professor setzte sich an den Schreibtisch, entnahm einer Schublade ein kleines, in rosenrothes Papier gebundenes Notizbuch, auf dessen erstes Blatt er mit seiner festen, deutlichen Hand das Wort „Propositiones“ geschrieben hatte, und ließ die Augen langsam über die numerirten, in Abkürzungen und Andeutungen niedergeschriebenen Posten gleiten, die das Buch enthielt. Dann ergriff er eine Feder und zeichnete folgende, in derselben mystischen Weise abgefaßte Linie auf!

„April 188 — Kensin V. — Fol. D. K. 300000.“

„Nr. 27, — das erste Viertel des dritten Dutzends!“ murmelte er mit einem schwachen Anklang von dem Lächeln, das seine Patientinnen aus der vornehmen Damenwelt so sehr fürchteten.

Noch eine Zeit lang umspielte ein Nachklang jenes Lächelns seine Lippen, während er in Gedanken die Vielen Revue passiren ließ, die, seit er berühmt geworden und mit einer bedeutenden Chiffre in der Steuerliste verzeichnet war, sich bereit gezeigt hatten, — so unverblümt, ja oft aufdringlich bereit, ihm sein einsames Leben zu versüßen; schmachtende Fräulein, die beinahe selber geworben hatten, Mütter und Tanten, welche die Vollmacht der Nichten besaßen, eifrige Menschheitsbeglücker, wie noch eben die Kammerherrin, die gern ihre Hand mit im Spiel haben mochte, und die möglicherweise auch bevollmächtigt war. Eines nach dem anderen glitten an seiner Erinnerung die vielen „Angebote" vorüber, die fast alle mit soviel Geld und Gut ausgestattet waren, daß sie reichlich die angesehene Stellung aufwogen, deren Erlangung das ersehnte Ziel der Betreffenden war; viele der früheren Posten bildeten ein Seitenstück zu den 300000 Kronen, die er bei den Anfangsbuchstaben zu dem Namen von Dora Kranz verzeichnet hatte.

Dann verschwand das Lächeln plötzlich. Ein bitterer, tödtlicher Ernst lag jetzt über den feinen Zügen.

Er gedachte der langen Jahre harten Kampfes, in denen er, verleugnet von früheren Bekannten, vermieden wie ein Mensch, dessen bloße Nähe ansteckend wirkte, in seiner elenden Wohnung am Amagerwalle gelegen hatte, meistens nur von den Bewohnern der armseligen Nachbarschaft aufgesucht. Und jetzt? Er wußte, was Ruhm, Gunst und weibliches Verlangen werth waren, denn er wußte, welchem Umstande er dies Alles zu verdanken hatte!

Er legte das kleine Heft wieder an seinen alten Platz, lehnte sich in den Stuhl zurück und versank in Grübeln, wie das seine Gewohnheit war, wenn er nicht studirte oder schrieb.

Es war immer und ewig dasselbe, um das sich seine Gedanken drehten, das Abenteuer, das er im ersten Mannesalter erlebt hatte, und das ihn immer wieder mit namenlosen Staunen darüber erfüllte, was ein Menschenherz Alles in sich bergen kann, ohne es selber zu ahnen; es war der Kampf, das Einlösen, das siegreich errungene Verständniß, welches abermals in einer Reihe von lichten Bildern an seinem geistigen Auge vorüberzog.

Es stammte aus den letzten Knabenjahren, von dem Wissensdurst und dem brutal einseitigen Drang nach Auszeichnung, das wußte er! Unter dem Drang nach „allseitiger Tüchtigkeit" trachtete er nach einem Abiturientenexamen mit Auszeichnung in allen Fächern; als sein Ziel erreicht war, empfand er nicht einmal Stolz darüber, dazu hatte ihn die ganze Geschichte, Alles in Allem zu wenig Mühe gekostet. Dagegen war es ihm klar gewesen, daß jetzt der erste Schritt auf der Bahn zurückgelegt sei, und daß, wenn auch freilich diese Bahn eine lange war, es für ein vernünftig denkendes Wesen nur die eine gab.

Deswegen hatte es ihn auch so über alle Maßen erbost, als der Poet,

der alte verabschiedete dänische Lehrer ihm auf dem Walle begegnet war und im Vorübergehen zu ihm gesagt hatte: „Dreizehn Auszeichnungen, das ist ja geradezu widerwärtig, mein lieber B. Nur dem Packesel ist jeder Sack gleich gut!“ Daß so ein älterer Mann, der doch auch studirt hatte, die „allseitige“ Tüchtigkeit so ganz verkennen konnte: „Packesel!“ Nun, der Mann war ja ein Poet, ein Lyriker, der den Gedanken jedem gesunden Menschenverstand zuwider in Reim und Vers einengte; und dann wußte er außerdem aus alten Zeiten, daß er nie zu seinen Bevorzugten gehört hatte.

Wenn er jetzt zurückdachte, aus welchem eigenartig scharfsinnigen Instinct war nicht der Widerwille des dänischen Lehrers gegen ihn entsprungen! Aber erst im späteren Alter hatte er Achtung vor Instincten bekommen. Und gerade deswegen gehörte auch jene Begegnung mit zu den Ereignissen, über die er in einsamen Sunden zu grübeln pflegte; bei der Gelegenheit war es ihm ja zum ersten Male gerade in's Gesicht gesagt, daß ihm Etwas fehle, und dabei war seiner Ansicht nach der Andere derjenige, dem Etwas abging! — —

So völlig war er noch auf seinem alten Schüler-Standpunkt geblieben, daß er in seinem Fuchsjahr Vorlesungen in allen möglichen Fächern hörte und eigentlich eine geheime Lust verspürte, in ihnen allen ein Examen abzulegen. Die Medicin, zu deren Studium er sich schon als Knabe entschlossen, bot ihm jedoch bald Nebenfächer genug, um die eisernen Kammern seines Gedächtnisses mit wissenschaftlichem Stoff der verschiedensten Art zu füllen.

In seine Studentenzeit fiel gerade jener öffentliche Wortstreit zwischen den zwei ärztlichen Autoritäten, der ein ungeheures Aufsehen in der medicinischen Welt erregte. War die Medicin im Wesentlichen eine Kunst oder eine Wissenschaft? War es das Genie, das Talent zu errathen, der ahnungsvolle Blick in die dunkle Werkstadt des menschlichen Organismus, der in der letzten Instanz den Ausschlag gab? Oder trug die gesetzmäßige Erkenntniß mit den sicheren Methoden und den allgemein gültigen Resultaten den Sieg davon? Seinem ganzen Naturel nach mußte er sich nothwendigerweise auf die Seite der zweiten Auffassung stellen, und er ereiferte sich denn auch in dem Maße für dieselbe, daß einige seiner Bekannten, nur um ihn zu necken, die Partei der „Kunst“ ergriffen. Bei einem gemüthlichem Gelage, zu welchem zu seinem Aerger einige Verse geschrieben waren, erinnerte ihn sogar ein munterer, von Wein glühender Bursche daß der Dichtergott Apoll auch der Gott aller braven Mediciner sei. Er nahm darauf Veranlassung eine Rede zu halten, in welchem er mit beißendem Spott diesem Gotte zu Leibe ging, der in einem Phaëton mit blanken Sonnenpferden am Himmel dahinfuhr und dabei doch den Ehrgeiz besaß, der Gott einer Wissenschaft sein zu wollen, die zu ihren besten

Waffen den Thermometer und das Mikroskop zählt. Was sollte überhaupt ihr stolzes, klares Studium mit einem Gotte?

Hatte er sich in seinen Schuljahren nichts aus Poesie gemacht, so verschloß er sich derselben jetzt aus Trotz vollständig. Er las niemals einen Roman und legte bei jeder Gelegenheit ein freudiges, unerschrockenes Bekenntniß seiner Abgestumpftheit ab, die in seinen Augen das Kennzeichen eines männlichen Sinnes war. Er nannte sich selber „normal".

Da war noch ein anderes Mitglied der antiken Götterwelt, mit dem er auf gespanntem Fuße lebte. Seine Kameraden waren ein Völkchen lustiger Mediciner der gewöhnlichen Art. Sie machten die einst dem Meeresschaume entstiegene Göttin in der niedrigen Gestalt, in welcher sie entehrt aus dem Pfuhl der Menschheit steigt, zum Gegenstand ihres Cultus und huldigten ihr bei kleinen Festlichkeiten auf den Candidatenstuben in mancher ausgelassenen Libation.

Auch an ihn trat die Versuchung heran, genau so wie an die Anderen. Aber die Schaustellung unbekleideter Leiber, welche das Hospitalleben mit sich führte, wirkte auf ihn nur ekelerregend und abstoßend.

Er sprach beim Becher Wein diese Ansicht mit großer Offenheit aus, was zur Folge hatte, daß man ihn gutmüthig auslachte und ihm dann sagte, daß er davon gar nicht mitreden könne.

Ueber diese Worte sann er lange nach. Gerade um dieselbe Zeit hatte er eine Abhandlung über Farbenblindheit gelesen. Wie eine flüchtige Möglichkeit ging ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er wohl im Grunde in geistiger Hinsicht farbenblind sei, so daß er den Reiz der Farbe niemals erfaßte, obgleich sein Auge doch sonst klar und scharf war. Aber einen Mangel, der sich nicht fühlbar macht, sieht man im Allgemeinen nicht als Mangel an. Er wies jenen flüchtigen Einfall mit Verachtung von sich, nannte sich auch in diesem Punkte „normal" und fand, daß seine Entwickelung, so wie sie war, gut sei.

Das Studium war sein Ein und Alles geworden. Er betrieb es mit glühendem Eifer und unermüdlichem Fleiß, was seine Kameraden veranlaßte, ihm den Beinamen „Schrubbhobel" zu geben, — eine Benennung, die ihm außerordentlich zusagte. Der knorrige, widerspenstige Stoff, den die Erfahrung bot, sollte ja gerade überwunden und von dem gewaffneten Gedanken umgestaltet werden.

Am Abend nach dem glanzvoll bestandenen Staats-Examen nahm ein Verwandter ihn mit in's Theater. Er war seit seiner Kindheit nicht dort gewesen und hatte keine Ahnung mehr, welchen Eindruck eine solche Vorstellung damals auf ihn gemacht hatte. Mit großer Spannung sah er den Vorhang aufgehen. Auf der Bühne stand die Schauspielerin, der er seit vielen Jahren täglich gelb und verblüht an ungefähr derselben Straßenecke begegnet war; — jetzt stand sie da mit geschminkten Wangen, gepuderter

Perrücke und einem kurzen, geblümten Kleide mit abstehenden Pocken: das Stück spielte im vorigen Jahrhundert.

Zu seiner nicht geringen Verwunderung gewahrte er, wie die Theaterbesucher beiderlei Geschlechts ringsumher auf den Bänken sich den scenischen Illusionen hingaben; und doch saßen sie dort ja ebenso nahe am Orchester wie er, und konnten selbst ohne Opernglas sehen, daß die Dame sich nicht nur dicke rothe Schminke auf die Wangen gelegt, sondern auch einen breiten, scharfen Kohlenstrich unter beide Augen gezogen hatte. Ohne daß er sich recht über den Grund klar wurde, berührte dieser Umstand ihn ganz eigenartig, und während das Haus das wohlgelungene Spiel mit donnerndem Applaus belohnte, war es ihm unmöglich, die Sache von einer anderen Seite zu sehen, als daß dies die ihm wohlbekannte Frau A. war, welche dort in einem aparten Costüm vor den Lampen stand und sich zierte.

Der brillante Ausfall des Examens verschaffte ihm ein Reisestipendium, und er begab sich nach Paris, hier sollte ein einziges Erlebniß gleichsam sein ganzes frühere Leben besiegeln.

Als er eines Abens in den Champs Elysées umherschlenderte, erblickte er in einer Seitenallee über dem Eingange zu einem mit hellem Gasflammen erleuchteten Garten die Worte: „Bal mabille.“ Aus Neugier ging er hinein, um doch einmal das vielbesprochene Etablissement in Augenschein zu nehmen.

Hier wanderten dieselben „Versuchungen,“ denen die Kameraden als ganz selbstverständlich nachgegeben hatten, in großer Anzahl umher, — an und für sich wohl nicht schöner, wohl aber in kostbarerern Kleidern mit seidenen Zwickelstrümpfen, die in Lackschuhen mit hohen Absätzen und von einer, — das mußte er zugeben, — höchst pfiffigen Form verschwanden. Der Anblick dieser Ausstellung amüsirte ihn aber gleichzeitig mit unendlichem Erstaunen.

Er hatte sich die Sache indessen noch nicht lange angeschaut, als eine der „Versuchungen,“ die wiederholt ganz nahe an ihm vorübergegangen war, ihre beiden Hände über seinen, rechten Arm faltete, ihm in die Augen schaute und ihn mit ihrem bezauberndsten Lächeln fragte:

„Où souperons-nous?“

Die einzig klare Empfindung, die er in diesem Augenblick hatte, war, daß die Dame ebenso wie die Schauspielerin an jenem Abend einen schwarzen Strich unter jedem Auge hatte, und daß sie wie diese eine Rolle spielte. Ein leises Grauen überfiel ihn, aber mit der größten Ruhe antwortete er, indem er sich ihrer Berührung entzog:

„Je ne soupe jamais, madame!“

Die Dame trat ein Paar Schritte zurück: ihre schwarzen Augen nahmen einen zornigen Ausdruck an. Da er aber ruhig stehen blieb, wie Jemand, dem es Ernst mit seinen Worten ist, machte die Verbitterung einem sonderbar ironischen Staunen Platz. Sie zuckte die Achseln und

sagte mit einem leisen Anflug von Mitleid, indem sie sich auf ihren spitzigen Absätzen umdrehte:

„Pauvre Garçon!“

Drei Minuten später kam sie wieder an ihm vorüber, dies Mal jedoch am Arme eines langen, steifen Engländers mit unbeweglichem Broncegesicht und langweiligem vier Zoll langen Backenbart. Er mußte sich unwillkürlich die Frage stellen, wie es eigentlich zugehe, daß dieser Sohn Albions trotz seines kalten Aeußeren so offenbar unter dem Einflusse all' dieser Schminke und all' dieser Toilettenkünste stehe, von denen er selber sich nur unangenehm berührt und abgestoßen fühlte. Das lustige Gelächter der Kameraden von Kopenhagen die in solchen Fällen wohl von einem „griechischen Traume“ gesprochen hatten, tönte ihm in den Ohren. Also auch der Engländer, der dort am Ausgange verschwand, träumte? — Er selber gehörte nun einmal zu den Wachen, Klarsehenden!

Gleich nach seiner Rückkehr aus Paris wurde er Kreisarzt in Fladkjöping mit bedeutender Praxis in Stadt und in der Umgegend. Trotz angestrengter Thätigkeit fand er doch Zeit, seine eigenartigen Anschauungen in medicinischen Zeitschriften zu verfechten, und er that dies stets in scharfer, trockener, aber ungewöhnlich klarer Sprache, die nur hin und wieder durch schneidenden glanzlosen Witz belebt wurde. Bei jeder Gelegenheit eiferte er für die Medicin als rationelle, praktische Wissenschaft, deren Resultate unumstößlich seien wie die ewigen Gesetze selber.

Es erregte sein unverhohlenes Erstaunen, als eine Dame, die er längere Zeit hindurch ohne Erfolg wegen Kardialgie behandelt hatte, ihm von einem Ausflug aus Kopenhagen heimkehrend, lachend erzählte, daß sie sich von dem Augenblicke an erholt habe, als sie, seinem ausdrücklichen Verbot zuwider, Schwarzbrot gegessen. Und er war sich doch bewußt, bei seinen Verordnungen Rücksicht auf Alles genommen zu haben!

Nicht aus professionellem Neide, sondern allein in Folge seiner Ueberzeugung war er eifrig bemüht, die Quacksalber zu verfolgen, deren es in jener Gegend eine Menge gab. Eigentliche Betrüger waren diese Leute im Grunde niemals, sondern nur fest überzeugt von Meinungen die er von seinem Standpunkt aus ganz vernunftwidrig nennen mußte; und während es fast nie vorkam, daß Einer unter ihnen durch seine Verordnungen Schaden anrichtete, fügte der Zufall es so lächerlich, daß Viele genasen, was natürlich sehr zu der Erhöhung ihres Selbstvertrauens beitrug. Und der Schmied von Vilsbäck, sah ihn, als er vor Gericht mit ihm confrontirt wurde, so eigenartig treuherzig an und sagte in seinem breiten Dialekt: „Ich hab' nun einmal den Blick, Herr Doctor!“

Jener Proceß gegen den Schmied war eigentlich die erste Veranlassung, daß er mit dem Bürgermeister von Fladkjöping in Berührung kam, einem Bureaukraten aus der richtigen goldenen Studentenzeit, dem Vetter eines der leitenden Politiker des Landes, der in Folge dessen merkwürdig geneigt

war, jedes an ihm begangene Versehen als eine Versündigung gegen „die Idee" zu betrachten.

Da er nun aber drei unverheirathete Töchter hatte, wurde der Doctor vermittelst der Idee in's Haus gezogen.

Wie deutlich erinnerte er sich noch, daß er sie gleich beim ersten Anblick alle drei häßlich, grobknochig und abstoßend fand, und daß er eigentlich niemals anderer Ansicht geworden; wie klar sah er es im Hohlspiegel der Erinnerung, mit welch sinnreichen Fangnetzen man ihn trotzdem umsponnen, so daß er, der Anweisung der Mutter folgend, mit großer Befangenheit um die Aelteste freite, die mit beiden Händen zugriff; wie stieg es von Neuem in ihm auf, das resignirte Gefühl, daß ein Kreisarzt nun einmal verheirathet sein müsse und daß dies ja die passendste Partie in ganz Fladkjöping für ihn sei! Wie fühlte er noch heute ein schwaches Nachwehen jener Angst die ihn bei den eifrigen Vorbereitungen zur Hochzeit, zu welcher der politische Vetter des Bürgermeisters sein Kommen in Aussicht gestellt hatte.

Und dann trat der Wendepunkt ein, der Bruch, die Umwälzung, der Strudel in den alle seine früheren Grundsätze und Ansichten wie in einen Trichter hineingesogen wurden, um nie wieder an die Oberfläche zu kommen! So stellte es sich Alles zu einem getreuen Spiegelbilde zusammen, überwältigend, betäubend mit demselben Gepräge absoluter Unfaßbarkeit wie damals! —

Es kam eine Schauspielertruppe in die Stadt. Trotz seiner offen ausgesprochenen Abneigung wünschte die Schwiegermutter durchaus, daß er mit in's Theater kommen solle; hocherfreut war er deswegen, als ein Bauer ihn, gerade, als man sich in's Theater begeben wollte, mehrere Meilen über Land zu holen kam.

Vom Komödienspiel hatte er ein für alle Mal genug bekommen, und daß die erste Liebhaberin eine Dame aus guter Familie war, die in Folge heftiger Neigung einen reisenden Komödianten geheirathet hatte, was ging ihn das an? Ueber diesen Punkt hatte er seiner Schwiegermutter mit solchem Nachdruck die Wahrheit gesagt, daß er sich aus dem Grunde freute, fortzukommen.

Aber kurz nach seiner Heimkehr, gegen elf Uhr Abends wurde heftig an seiner Glocke geschellt. Eine Schauspielerin von der Truppe hatte einen Nervenanfall bekommen. In dem besten Zimmer des Gasthofes fand er eine bereits etwas verblühte, aber noch immer gut aussehende Dame in weißem spitzenbesetzten Nachtkleide, die einem jüngeren Manne mit langem Schnurrbart in sehr bestimmtem Tone befahl, sich zu entfernen, worauf sie ohne weiteren Uebergang mit matter Stimme anfing, ihm ihren Zustand zu beschreiben.

Sie war wirklich leidend.

Als verhätscheltes Kind reicher Eltern aufgewachsen, hatte sie schon

frühe ihre Neigung der dramatischen Kunst zugewandt, war aber von allen drei Theatern Kopenhagens höflich aber auf das Bestimmteste abgewiesen worden. Schließlich hatte der Zufall den Besitzer des langen Schnurrbarts in ihren Weg geführt. Er war ein höchst unbedeutender Schauspieler aus der Provinz und stand in socialer Hinsicht weit unter ihr; sie aber hatte ihn so eifrig ermuntert, daß er bald ihren Wunsch begriff, er möge um sie werben, was er denn auch that. Die Familie stand der vollendeten Thatsache starr gegenüber. Um keinen Skandal hervorzurufen, willigte man ein, und die Trauung fand so schnell wie möglich statt. Ihr mütterliches Erbe wurde ihr ausgezahlt, und jetzt begann ihr künstlerisches Wanderleben, während dessen sie von einer Provinz-Bühne zur anderen flatterte, für kurze Zeit die unternehmungslustigen Besitzer der betreffenden Thespiskarren durch ihren vornehmen Mädchennamen wie ihren von Hause mitgebrachten Schmuck blendend, wobei sie nicht verfehlte, ihnen gebührend unter die Nase zu reiben, daß sie „genug zu leben habe," ein Glück, dessen die Herren Theaterdirectoren sich nicht rühmen konnten. In jeder kleinen Stadt, in die sie kam, wartete sie auf den großen, durchschlagenden Erfolg, der ihr den Zutritt zu dem Theater der Hauptstadt bahnen sollte, und wenn dann die Enttäuschung kam, traten regelmäßig ihre Nervenanfälle ein.

Auch in Fladkjöping war die Enttäuschung nicht ausgeblieben, und jetzt lag sie da.

Dies Alles konnte der neugebackene Kreisarzt nicht ahnen. Ein unverkennbares Gepräge von Bildung, das über ihrer ganzen Persönlichkeit ruhte, erweckte sein Mitleid, und kaum ward sie des Eindrucks gewahr, den sie hervorrief, als sie ihren schmerzlichen Selbstbetrug, die traurige Geschichte ihrer Ehe, den grenzenlosen Irrthum, dem sie sich in Bezug auf ihren Mann hingegeben, vor seinen lauschenden Ohren auskramte. — Das Ganze war eine Komödie, die sich in jeder Stadt wiederholte, eine kleine Uebung außerhalb der Bühne, aber das konnte er ja nicht ahnen! Auf ihn wirkte dieselbe kraft seiner eigenen ehrlichen, aufrichtigen Natur mit der Macht der Wahrheit. Er war gerührt über ihr unglückliches verfehltes Leben und war viel zu treuherzig, um es ihr zu verbergen.

Die Künstlerin beschloß im Geheimen, die Wirkungen ihres Anfalles über das gewöhnliche Maß zu verlängern. Sie gab sich, und zwar nicht ohne Erfolg, den Schein, als klammere sie sich an ihn, als suche sie bei ihm Hülfe und Stütze; und er stand schon dermaßen unter einem ihm völlig neuen, bis dahin ganz unbekannten Einflusse, daß die Lächerlichkeit der Situation ihm keineswegs klar wurde. Als er endlich ging, preßte sie seine Hand krampfhaft und nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich am nächsten Morgen wieder nach ihr umsehen wolle.

Als er nach Hause ging, fühlte er ihre Finger wie ein stetes Feuer auf seiner Hand. Er befand sich in einer nervösen Erregung, wie er sie

nie zuvor gekannt hatte, und der Gedanke an die wenigen gedämpften, kühlen Zärtlichkeitsbegegnungen, die gleichsam aus Schuldigkeit zwischen ihm und seiner Braut ausgetauscht waren, erfüllte ihn plötzlich mit eisigem Schaudern.

Als er sich am nächsten Morgen wieder im Gasthofe einstellte, fand er die Künstlerin noch immer im Bette liegend. Sie trug ein frisch geplättetes, blendend weißes Nachtkleid uad hatte alle die kleinen, geheimniß-vollen Künste einer eleganten Krankentoilette angewendet. Ein eigenartig feines Parfüm, das sich schon beim Eintreten wie ein leichter Rausch auf seine Sinne gelegt hatte, ging von ihrer Persönlichkeit aus. Der Mann zeigte sich an jenem Tage garnicht — er war auf der Probe.

Sobald er sich an ihr Bett gesetzt hatte, ergriff sie mit krampfhaftem Eifer seine Hand und begann da, wo sie am vorhergehenden Abend stehen geblieben war. Unwillkürlich bemerkte er, daß sich unter ihren schwimmenden Augen Reste jener Kohlenstriche befanden, die früher so abstoßend auf ihn gewirkt hatten. Aber wie sie so dalag und mit katzenhaft einschmeichelnder Stimme sprach, merkte er voller Verwunderung, daß jenes grobe Kunst-mittel scenischer Illusion ihm hier im grellen Tageslicht anziehend erschien, ohne daß er sich selber darüber Rechenschaft zu geben vermochte.

Die Sache war die, daß er schon völlig befangen war von einer Illusion, die von innen herauskam und ihre eigene Beleuchtung mitbrachte. Die Frage, wie diese jähe Umwandlung vor sich gegangen war, trat nicht an ihn heran. Mit der Intelligenz eines reifen Mannes verband er eines Knaben absoluten Mangel an innerer Erfahrung; was sich in ihm rührte, dem gab er sich blindlings hin ohne Ueberlegung und Nachdenken.

Die Dame im Bette merkte, daß sie ihn in seiner Gewalt hatte. Dies veranlaßte sie, sich noch ein gutes Stück über den gewöhnlichen Kreis ihrer Klagen hinaus zu wagen. Sie stellte sich ihm als eine sowohl in Folge eigener Fehler als auch durch die Macht der Verhältnisse mißhandelte Seele dar. Ihre Sehnsucht nach der Bühne sei nur ein unverstandener Ausdruck für ihr Verlangen nach einem wahren, reineren Leben gewesen.

All dies Gewäsch wirkte auf ihn wie eine edle, nie zuvor gehörte Musik. Es war, als antworte ein Tönen und Klingen aus einem heimlichen Raum in ihm selber. Als sich ein weißer Arm während der bewegten Rede plötzlich aus dem Spitzenärmel hob und sich um seinen Hals schlang, da beugte er sich überwältigt herab und preßte Kuß auf Kuß auf ihre glühenden Lippen. Die schwarzen Kohlenstriche waren seinen Augen ganz nahe, das vermehrte nur den Reiz.

Endlich ging er, weil sie ihn sanft daran erinnerte, daß es sein müsse. Als er den Bürgermeister in der Entfernung erblickte, machte er einen Umweg und bog in eine Gasse mit holperigem, spitzigem Pflaster ein, in der er nicht das Geringste zu thun hatte. Auch zum Frühstück, das er gewöhnlich im Hause des Schwiegervaters einzunehmen pflegte, fand er sich heute nicht

ein. Er fühlte, daß es ihm fortan eine Unmöglichkeit sein würde, jene Schwelle je wieder zu betreten.

Der Verabredung gemäß fand er sich gegen Abend wieder bei der Künstlerin ein. Die Vorstellung sollte gerade beginnen — der Mann war auch jetzt nicht anwesend.

Gleich einer summenden Bremse war im Laufe des Tages durch der guten Dame eitles Haupt der Gedanke geschwirrt, daß der Doctor der Mann sei, mit dessen Hülfe es ihr gelingen müsse, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Er war völlig von ihr hingerissen, und sie phantasirte sich in einen Zustand hinein, der sie schließlich glauben machte, daß auch sie ihrerseits ebenso von ihm eingenommen sei. Jetzt erst sollte sie die läuternde Macht einer großen Leidenschaft kennen lernen. Die Rolle der Pathenia gehörte zu den vielen, die sie einstmals aus ihrer Theatertollheit auswendig gelernt hatte. „Zwei Herzen und ein Schlag," — hier war das Dichterwort zur Wirklichkeit geworden!

Und er, der Thor mit dem scharfen Verstande, er ging auf diese mageren Theaterkünste mit all' ihrem Flitter und den abgedroschenen Redensarten ein; — für ihn war dies Alles neu, groß, funkelnd von der Herrlichkeit der Leidenschaft. Nur noch eine Unterredung mit den dazugehörigen Umarmungen — und er war mit Haut und Haar gefangen. Ein geheimes Verhältniß war seinem offenen Charakter zuwider. Er schlug eine Flucht in das Ausland als das unter den obwaltenden Verhältnissen Zunächstliegende, Natürlichste vor.

Sie hörte ihn überrascht an, selbst erstaunt, daß sie einen Mann soweit gebracht habe, ging aber augenblicklich, ohne das geringste Bedenken darauf ein. Ihr Mann war für sie eine solche Nebenperson, daß sie seine Existenz völlig vergaß. Ohne daran zu denken, daß sie noch vor Kurzem erklärt hatte, sie sehne sich fort von der Bühne, sie fühle das Bedürfniß nach einem höheren, edleren Leben, malte sie sich jetzt in ihrem Papageienhirn den Gedanken aus, daß es nun nur darauf ankäme, deutsch zu lernen, um als große Künstlerin in Deutschland ihr Glück zu machen. Fühlte sie sich doch plötzlich durch die Bande des Blutes unwiderstehlich zu jenem Lande hingezogen; war doch ihre Urgroßmutter in Eutin geboren!

Höchst verwundert war der Postmeister des Städtchens, als spät am Abend ein Bote vom Doctor kam mit einem geschriebenen Zettel, auf welchem dieser für den nächsten Morgen, präcise fünf Uhr, einen Wagen bestellte, der ihn nach der 6 Meilen entfernten Station bringen sollte. Nicht weniger verwundert waren der Bürgermeister und die beiden anderen Honoratioren, die ihre Partie L'hombre beim Postmeister spielten, als dieser hereinkam und ihnen die Neuigkeit brühwarm mittheilte. Als nun der Mann der Künstlerin am anderen Morgen mit tragischer Miene in der Gaststube erzählte, daß seine Frau auf unerklärliche Weise und ohne auch nur ein Wort zu hinterlassen, verschwunden sei, da fehlte es ja natürlich

nicht an Leuten, die sofort Verdacht schöpften; aber sie schwiegen natürlich ganz kleinlaut, als der Bürgermeister mit seiner strengsten Miene erklärte, daß ein solches Benehmen von Seiten des Doctors ihm gegenüber völlig unmöglich sei. Als jedoch der Kutscher am Nachmittage mit dem Fuhrwerk zurückkam und berichtete, daß eine tief verschleierte Dame bei dem Durchgange des Färbers in den Wagen gestiegen sei, da verstand Fladkjöping es nur zu wohl, sich einen Reim aus der Sache zu machen, und der Scandal war unvermeidlich.

Schon während der Fahrt, als sie in der grauen Morgendämmerung so wohleingepackt in Shawls und Plaids neben einander saßen, bemächtigte sich der beiden Fliehenden eine eigenartige Verlegenheit, sie lehnten sich, nachdem einige kühle Worte gewechselt waren, Jeder in seine Ecke und gaben sich den Schein, als schliefen sie. Als sie die Eisenbahn erreicht hatten, empfanden sie es gleichsam als Erleichterung, daß ihnen der Schaffner einen Platz in einem ziemlich gefüllten Coupé anwies. An Bord des Kieler Dampfers hielt die Künstlerin es jedoch für ihre Pflicht, wieder eine verliebte Miene anzunehmen. Sie hing sich an seinen Arm und begann schmachtend auf Deck auf und ab zu wandern. Es war indessen starker Seegang, der nach nicht gar langer Zeit höchst genirend wurde und sie zwang, die Kajüte aufzusuchen. Seekrankheit und Erotik passen nicht gut zu einander — das fühlte sie und nahm deswegen ihre Zuflucht zu der gemeinsamen Damencajüte, was ihm abermals eine unerklärliche Erleichterung verschaffte.

Am nächsten Morgen langten sie in Hamburg an. Sie waren noch angegriffen und erschöpft, deshalb hielten sie es für das Gerathenste, in ein Hôtel einzukehren. Außerdem hatten sie keinen im Voraus überlegten Reiseplan — sie hatten überall nicht an das Ueberlegen gedacht!

Als der Kellner das Fremdenbuch brachte und die Herrschaften ersuchte, sich einzuzeichnen, überkam den desertirten Kreisarzt erst das Bewußtsein des Schrittes, auf den er sich eingelassen. Es war eine dringende Nothwendigkeit, sie als seine Gattin in das Buch einzutragen, — das erkannte er völlig klar; aber eine Macht, die stärker war als er, führte seine Hand, und nachdem er seinen eigenen Namen verzeichnet hatte, schrieb er den der Künstlerin in die Rubriken unter denselben. Sobald der Kellner die verschiedenen Namen gewahr wurde, äußerte er mit gerunzelter Stirn, daß die Herrschaften vermuthlich Jeder sein eigenes Zimmer zu haben wünschten.

Dies bejahten Beide mit fieberhafter Hast. Sobald der Kellner ihr ein Zimmer angewiesen, erklärte sie mit sichtlicher Befangenheit, daß sie sich zurückziehen wolle, um ein wenig Toilette zu machen. In nicht viel beherzterem Tone machte er dann seinerseits den Vorschlag, sobald sie fertig sei, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde erschien sie wieder, geputzt und in

einem anderen Kleide, das zusammengerollt zu unterst in der Reisetasche gelegen hatte. Er wunderte sich im Geheimen darüber, daß er sie im Négligée so schön gefunden; sie sah ja alt und verblüht aus. Die eben überstandene Seekrankheit hatte auch ihr Theil dazu gethan; und dann, was für ein Costüm war dies! Geschmacklos, auffallend, anspruchsvoll! Als sie sich abermals an seinen Arm hängte, durchzuckte es ihn krampfhaft — er konnte nicht dagegen ankämpfen. Er fühlte das und ließ deswegen, sobald sie auf die Straße kamen, ihren Arm fahren.

So wanderten sie denn von dannen, um die kürzlich errichtete Gemäldesammlung am Alster-Bassin zu besehen; und von dort fuhren sie in einer Droschke nach dem Zoologischen Garten. Die Kunst hielt sie für ihr specielles Departement und glaubte deshalb, sie sei es sich selber schuldig, eine hysterische Bewunderung an den Tag zu legen, was ihn ungeheuer langweilte. Nur mit Mühe brachte er hin und wieder eine einsilbige Bemerkung über die Lippen und war herzlich froh, als sie die Sammlung absolvirt hatten.

Im Zoologischen Garten vertauschten sie die Rollen. Er war, was die fremdartigen Thiergattungen anbetraf, wohl orientirt und erging sich mit einem Interesse über die Lebensweise der Thiere und ihre Verwandtschaft zu einander, das sie von ihrem Standpunkt aus äußerst prosaisch fand. Als sie in die Vogelabtheilung kamen, brachte er sie vollständig zur Verzweiflung; für sie waren alle diese hüpfenden Geschöpfe mit den vielsilbigen Namen Eins so gut wie das Andere; und als er sich schließlich ganz warm sprach, indem er ihr den Unterschied zwischen einem Zwergpapagei und einem Gesellschaftsvogel auseinandersetzte, kam die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihren Mann zu behandeln pflegte, unwillkürlich zum Vorschein und mit nackten Worten erklärte sie ihm, daß sie die Sache jetzt satt habe.

Er schwieg verlegen und ohne ein Wort zu wechseln, legten sie den Weg zum Hotel zurück. Der Kellner stand am Eingange. Wie selbstverständlich öffnete er ihnen die Thür zum Restaurationssalon und bediente sie während der nun folgenden Mahlzeit mit einer Gravität, welche die Ungemüthlichkeit sehr vermehrte.

Es war inzwischen Abend geworden. Sie hatten Beide keine Lust, wieder auszugehen und eine Unterhaltung wollte nicht in Gang kommen. Eingeschüchtert von den strengen Mentoraugen des Kellners, sagte sie ihm in kühlem Tone „Gute Nacht" und ließ sich auf ihr Zimmer leuchten.

Er trank den Rest des von der Mahlzeit übrig gebliebenen Weines, guckte in die Abendnummer einer Hamburger Zeitung, ohne von dem, was er las, einen Begriff zu haben und sagte unaufhörlich zu sich selber, daß der ersehnte Augenblick jetzt da sei, jetzt endlich! Sie waren ja miteinander entflohen, er sollte und mußte ja von der Gluth der Leidenschaft entflammt sein und er war es auch; noch ein Glas Wein! Was stand

doch in dem dummen Blatt von der im Geheimen geschwächten Macht des französischen Kaiserreiches? Jetzt hatte er fünf Mal von vorne angefangen und doch war ihm der Sinn des Artikels nicht klar geworden. Aber natürlich! Er mußte ja auch in einer solchen Stimmung sein, daß ihm der Sinn aller Zeitungsartikel unverständlich blieb. Er war ja verliebt, zum ersten Male in seinem Leben, hatte ja die Liebe Macht über ihn gewonnen! So also war Einem zu Muthe, wenn man liebte, wenn man mit ganzer Seele, unwiderstehlich liebte! Noch ein Glas Wein? Die Flasche war leer.

Unwillkürlich stand er auf. Beim Schlüsselbrett stand der Kellner, stramm und correct, den Schlüssel zu seinem Zimmer in der Hand und folgte ihm verbindlich aber kühl mit einem brennenden Licht die Treppe hinauf.

Als die Thür sich hinter der schwarzgekleideten Gestalt geschlossen hatte, blieb er eine volle Viertelstunde aufrecht und unbeweglich wie eine Statue am Tische stehen. Es kam ihm wie etwas Unvermeidliches vor, daß er sich leise zu ihrer Thür hinschleichen und anklopfen müsse; es schien ihm seine Schuldigkeit zu sein. Ja, jetzt war der Moment gekommen! Es mußte ihn ja förmlich treiben, ihn mit aller Macht zu sich heranziehen. Er meinte so bestimmt, daß das dazu gehöre! Aber die Beine versagten ihm ihren Dienst — sie wollten sich nicht von der Stelle rühren.

Dann schenkte er sich ein großes Glas Wasser ein, das er mit einem Zug hinunterstürzte und dann war er plötzlich fest entschlossen, zu Bette zu gehen. Gerade als er seinen Rock ablegte, hörte er die elektrische Klingel aus einem benachbarten Zimmer ertönen, worauf der feierliche Schritt des Kellners draußen auf der Treppe erklang. Aber er achtete nicht weiter darauf. Zwei Nächte hindurch war ihm kein Schlaf in die Augen gekommen. Jetzt überkam ihn die Müdigkeit mit unwiderstehlicher Macht; sobald sein Kopf die Kissen berührte, schlief er auch schon.

Er schlief volle zehn Stunden. Tief beschämt, daß es so spät geworden, sprang er aus dem Bette und klingelte halb angekleidet nach Kaffee. Als ihm der Kellner denselben brachte, bemerkte derselbe mit einem schadenfrohen Blick in seinen, jetzt nicht mehr strengen Augen, daß die Dame, welche gestern zusammen mit dem Herrn Doctor angekommen, heut Morgen mit dem 6 Uhr-Zuge nordwärts gereist sei.

Und so verhielt es sich denn auch in der That. Nachdem die Künstlerin einige Stunden auf ihrem Zimmer gesessen, vertieft in Betrachtungen ähnlicher Art, wie die, welche ihn bei seiner Zeitung erfüllt hatten, war sie plötzlich von einer rasenden Wuth über sein kühles Verhalten ergriffen worden. Als sie dann schließlich hörte, wie er sich auf sein Zimmer begab, hatte sie freilich einen Augenblick lang eine heillose Angst befallen — sie war von Natur durch und durch Dame; als aber der Laut der gemessenen, sich entfernenden Schritte auf der Treppe verhallten,

ohne daß er sich als schmachtender Schäfer vor ihrer Thür eingefunden hätte, da stieg die Erbitterung wieder mit einer Heftigkeit in ihr auf, daß sie glaubte, ersticken zu müssen. Abermals drehte sich Alles in ihrem Papageienhirn und ihre verletzte Eitelkeit schuf in aller Eile das vorliegende Abenteuer zu einem ganz neuen um. Sie war durch schändliche List von der Seite ihres Gatten gelockt; wohl hatte sie sich einen Augenblick bethören lassen, aber als echte Tochter der im ganzen Lande geachteten Familie hatte sie der Versuchung im entscheidenden Augenblick widerstanden und sich aus den bestrickenden Netzen befreit! Jetzt bedurfte sie nur der Vergebung ihres Gatten und der Menschheit, dann würde die Gemüthserschütterung — deren war sie fest überzeugt — es bewirken, daß ihr Genius die Puppe sprengte und die bis dahin gebundenen Psycheschwingungen entfaltete. Schnell ein Telegramm! Auf dem kleinen Schreibtisch am Fenster lagen Blanquets. In aller Eile warf sie einige, an „Schauspieler P. in Fladkjöping, Dänemark“ adressirte Worte auf das Papier, klingelte dann noch dem Kellner und trug ihm auf, das Telegramm noch in der Nacht befördern zu lassen. In demselben benachrichtigte sie ihren Gatten, daß sie früh am andern Morgen aufbrechen würde und bat ihn, ihr bis Fredericia entgegenzureisen. Da die Verwaltung der Kasse stets ihr Amt gewesen, war sie reichlich mit barem Gelde versehen von Hause gereist. Es ward ihr ein Leichtes, ihre Rechnung zu begleichen und ein Billet zu lösen, ohne dem Prosaiker da drinnen ein Wort zu sagen. Einen Augenblick überkam sie doch ein Gefühl der Neugierde, in das sich ein klein wenig Rührung mischte. Ob er nun wohl einsam und sehnsuchtsvoll in seinem Zimmer saß und mit sich selber kämpfte? Sie öffnete ihre Thür ganz leise und schlich auf den Zehenspitzen hinaus auf den Corridor, wo vor Kurzem das Gas gelöscht war. Was für ein regelmäßiger, durchdringender Laut war es doch, den sie da gerade in der Richtung seines Zimmers vernahm? Du großer Gott! Ja, es unterlag keinem Zweifel! Das Ungeheuer schnarchte!

Der Besitzer des langen Schnurrbartes stellte sich pünktlich in Fredericia ein. Da er im Wesentlichen von dem Gelde seiner Frau lebte, so ging er bereitwillig auf die erhoffte Versöhnung ein, im Stillen fest entschlossen, den größtmöglichsten Vortheil aus dieser Sache zu ziehen. Hierin hatte er sich auch nicht getäuscht. Fladkjöping besiegelte den Sieg der Tugend über die Verirrung, indem das kleine Theater dreimal hinter einander ausverkauft wurde und man die beiden Gatten mit stürmischem Applaus begrüßte. Dann reiste die Gesellschaft nach einem andern, nahegelegenen Kjöping weiter, wo sie jedoch nicht mit derselben Begeisterung aufgenommen wurde.

Wenn dagegen das Auszischen eines Kreisarztes überhaupt möglich gewesen wäre, so würde e r sicher ausgezischt worden sein. Er konnte es nicht vermeiden, nach Fladkjöping zurückzukehren, um seine Angelegenheiten

zu ordnen, und selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, würden ihn die Reue und die Scham, die ihn plötzlich überkamen, dazu getrieben haben, diese selbst auferlegte Buße zu erdulden.

Fladkjöping that Nichts, um ihm die Sache zu erleichtern. Durch ihren hohen Leiter, den Bürgermeister, erhielt die sittliche Entrüstung officiellen Ausdruck. In feierlicher Amtstracht stellte er sich bei ihm ein, um von ihm ein Gesuch um Entlassung aus der Kreisarztstellung zu fordern, — „ganz kurz, nur der Form wegen. Der Abschied sei ihm sicher!" Als Privatmann gab er ihm darauf den Verlobungsring der Tochter zurück und verlangte mit eisiger Würde den Ring, welchen die Tochter ihm gegeben. Als Privatmann ertheilte er ihm ferner den guten Rath, sich für einige Zait auf eine Irrenanstalt zurückzuziehen; als Arzt müsse es ihm ja ein Leichtes sein, sich ein Attest über momentane Geistesstörung zu verschaffen, was sehr dazu beitragen würde, den Scandal zu dämpfen.

Dann setzte er seine Mütze mit der Goldschnur wieder auf und ging, ohne zu grüßen. — von dannen.

Der einsame Mann blieb unbeweglich in seinem Stuhle sitzen und saß noch dort, lange nachdem die Dämmerung schon angebrochen war. Seine Kehle war ihm wie zusammengeschnürt; seine Zunge hatte einen bitteren Geschmack, als habe er Galle hinuntergeschluckt; unablässig bohrten sich die Worte des Bürgermeisters in seine Ohren gleich einem glühenden Stift. Dahin war es also in wenigen Tagen mit ihm gekommen! Wagte man es wirklich, ihm diesen blutigen Hohn zu bieten? Für wahnsinnig sollte er sich erklären lassen? Freilich, — hier brach er in ein gellendes Gelächter aus, über das er selbst erschrak, — freilich, warum denn nicht? Er war ja wahnsinnig gewesen! — —

Wie war denn das Alles eigentlich gekommen? Er, der so stolz war auf seinen klaren Verstand, er, der da meinte, geprüft, geforscht, Erfahrungen gesammelt zu haben — er war in einem Augenblick durch etwas überrumpelt worden, das im Verborgenen in ihm gelebt haben mußte, das sich wie ein verstecktes Feuer auf Schleichwegen weiter verbreitet hatte, und dessen Vorhandensein Niemand geahnt, das dann, als diese Frau ihn so sinnlich schmachtend mit den schwarzen Strichen unter den Augen angeschaut hatte, in hellen Flammen aufgelodert war. — — Ja, so hatte sich die Sache zugetragen!

Bis zu welchem Grade seine Existenz vernichtet war, das sollte er erfahren, als er nach Kopenhagen kam. Der politische Vetter war natürlich von dem Bürgermeister über die der „Idee" zugefügte Kränkung in Kenntniß gesetzt worden und war sofort der Ansicht, daß es sich hier um ein Vergehen handele, von welchem er und seine Partei nothwendigerweise Notiz nehmen mußten. Hatte er doch nicht allein ausdrücklich versprochen, zur Hochzeit zu kommen, sondern auch mit Interesse diese Verbindung auf einem politischen Zweckessen besprochen und bei Gelegenheit sogar dem

Minister gegenüber bestätigt. Er war nun natürlich gezwungen, unangenehme Erklärungen zu geben; in seiner Person war Alles, was es an Edelmuth und Tugend in Dänemark gab, mit Hohn und Geringachtung behandelt! Wie das Verbrechen unerhört und unfaßlich war, sollte auch die Strafe nachdrücklich und vernichtend sein!

Und ein so fester Zusammenhang war zu jenen Zeiten in dem Kreise, der das Land beherrschte, daß der frühere Kreisarzt den Einfluß desselben bei jeder Berührung, selbst bei dem geringsten Zufall wahrnahm. Er merkte ihn an den Blicken auf der Straße, an hingeworfenen Aeußerungen in den Cafés; merkte ihn bei Allem, was er vornahm, wie ein absichtlich durchgeführtes Herausdrängen. Es war eine Gesellschaft in Waffen, die er gegen sich hatte; aller Widerstand war fruchtlos, nirgends eine Stütze zu finden.

Da wurde er denn schließlich nach jenem einsamen Hause am Amagerwall verschlagen; seine Praxis bestand aus den armseligen Bewohnern der benachbarten Straßen. Er lebte von dem geringen Vermögen, das er besaß, unternahm einsame Spaziergänge auf dem öden Felde, zeigte sich niemals in der eigentlichen Stadt, und brachte es endlich so weit, daß sein Dasein völlig der Vergessenheit anheim fiel.

So lebte er in Armuth und Einsamkeit, über das Geschehene grübelnd und das anfänglich Unverstandene wieder und wieder zu immer klarerem Verständniß analysirend, voller Scham nicht so sehr über die Verirrung selber, als darüber, daß ihn dieselbe so weit hatte fortreißen, daß er sie so plötzlich hatte begehen können.

Hier war etwas Versäumtes nachzuholen, das fühlte er. Im Uebrigen betrachtete er sein Leben als abgeschlossen, hielt er sich für einen lebensmüden Greis. Die Frauen, denen er in seiner Praxis begegnete, waren nicht gerade verführerisch; und daß es draußen in der Welt andere gäbe, auf den Gedanken kam er gar nicht einmal.

Da brachte ihm ein Trödler aus der Prinzenstraße, dessen Frau er während einer schweren Lungenentzündung behandelt hatte, eines Abends einen Stapel Bücher zum Geschenk. Dieselben rochen nach Schimmel und mochten wohl schon zehn Jahre in dem Schaufenster des Mannes gestanden haben. Er begriff, daß dies so eine Art von Honorar sei, durch welches ihm der Trödler seine Dankbarkeit zu erkennen geben wollte; und da in den meisten Fällen Honorar wie Dankbarkeit völlig ausblieben, so dankte er dem biederen Händler für seine gute Absicht und ergriff, sobald er allein war, auf's Gerathewohl eines der Bücher.

Es war ein Band von Goethes Werken — seine „Sprüche in Reim und Prosa". Seit der Schulzeit hatte er keinen Reim gelesen. Mit einer gewissen Neugier begann er nun; es waren ja lauter kurze Bruchstücke, er konnte aufhören, wann er nur wollte.

Aber er hörte für's Erste nicht auf.

Er fand in diesen Sprüchen nicht allein eine Menge Gedankenstoff, der ihn selber früher schon durch den Kopf gegangen, und zwar in so frischer, origineller Fassung, daß er fortwährend ganz neue, bis dahin unbeachtete Seiten daran entdeckte, — sondern auch die metrische Form wirkte in dem Maße angenehm und anregend auf ihn, daß er dieselbe nur zu gern mit in den Kauf nahm.

Spät in der Nacht griff er nach einem andern Bande; das war „Wahrheit und Dichtung“, jene berühmte Selbstbiographie Goethes, in welcher alle die kleinen Unebenheiten des wirklich Erlebten geschickt verdeckt sind, aus welcher aber die große Selbsterkenntniß eines großen Menschen uns wie aus einem mit höchster Kunstfertigkeit geschliffenen Spiegel entgegenstrahlt. In drei Abenden verschlang er das Buch von Anfang bis zu Ende.

Verständniß! Das war ja das, wonach er strebte, und was er jetzt gefunden zu haben glaubte. Durch die Klarheit des Verständnisses ließ er sich zur fortgesetzten Lectüre verleiten, zu einer Lectüre auch dessen, was sich ausdrücklich als Gedicht zu erkennen gab. Und das Verständniß, das breite, unfaßbare sichere Verständniß, das dem Spiegelbilde der Sonne auf dem stillen Meer an Tiefe und Klarheit glich, überstieg, — das fühlte er, — sein eigenes Verständniß so himmelhoch, es sprach wie nirgends sonst aus den gereimten Linien des „Faust“ zu ihm, und der Verslaut schmeichelte nicht nur seinem Ohr, es verlieh auch, — das mußte er zugeben, — dem Gesagten eine eigenartig vermehrte Klarheit und Beweiskraft. Und er, der es bis vor Kurzem beinahe für einen Tollhäuslereinfall gehalten, daß Jemand seine Gedanken in Reime brachte! Aber dies war nicht seine einzige Versündigung. Auch hier war er einhergegangen wie Jemand, dem ein Sinn fehlte, und der dann dessen Vorhandensein bei Anderen für einen Fehler gehalten.

Hätte er, statt nur von Zellen, Knochen, Sehnen und Fibern zu lesen auch entsprechende Aufmerksamkeit auf das verwendet, was in dem geschlossenen Raum hinter der Gehirnschale vor sich ging, hätte er, statt ausschließlich Thermometer und Mikroskop anzuwenden, auch einen forschenden Blick in das innere seelische Leben gethan, so hätte die Ueberrumpelung ihm niemals in dem Maße eine Nase drehen, ihn derartig vor sich selber und vor der Welt zum Narren machen können. Er war aber stumpfsinnig gewesen, verschlossen, dümmer als er selbst bis vor Kurzem geahnt hatte. Pauvre Garçon! ja allerdings, er war ein Bedauernswerther!

Zwischen den Büchern, die ihm der Trödler gebracht, befanden sich auch einige Romane von Balzac. Zur Abwechslung fing er einen derselben an, war aber in Folge der langgezogenen Umständlichkeit im Anfange nahe daran, das Buch bei Seite zu legen. Die unerwarteten sprachlichen Hindernisse reizten ihn jedoch. Er hatte ja geglaubt, französisch vollkommen zu verstehen, und sah sich nun genöthigt, oft Zeile für Zeile

Vocabeln nachzuschlagen; dann faßte er das Ganze wie eine Sprachübung auf und fuhr mit der Lectüre fort.

Es währte nicht lange, so merkte er voller Verwunderung, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter war, der ein solches Talent besaß, Anderen seine Beobachtungen mitzutheilen, daß die kleine Stadt in der Bretagne mit ihrem aus uralten Zeiten stammenden Baustil und ihren eigenartigen, terassenförmig längs dem Flusse angelegten Gärten, sowie die ihm wildfremden und keineswegs besonders interessanten Personen sich seinem Vorstellungskreise mit der ganzen Kraft des Selbsterlebten einprägten, so daß er auf den weiteren Verlauf der Begebenheiten gespannt wurde, weil er Alles so vollständig verstand. Und dies war die Frucht der Beobachtungsgabe! Aber das Verständniß, das sich hier entwickelte, war ein verzweigtes, zusammengesetztes, es war verwirrt wie ein in Unordnung gerathenes Knäuel Garn, dessen Knoten doch allmählich Alle mit gleichsam liebevoller Behutsamkeit gelöst werden, und trotz der oft unleidlichen Breite einer mangelhaften Kunst hielt ihn die Ueberlegenheit dieses Entwirrens in steter Spannung.

Das war die richtige Speise für ihn! Die ganze Methode des Verfassers stimmte so eigenartig mit derjenigen überein, nach welcher er selber nun einmal von Natur und in Folge seines Studiums angelegt war. Als die Bände, welche sich in dem Bücherstapel vorgefunden, durchgelesen waren, kaufte er wieder und wieder andere. Aber während des Lesens nahm er sich selber immer wieder vor, wurde er sein eigener Balzac; er revidirte den Prozeß seiner Verirrungen durch alle Akte, bemächtigte sich desselben kraft der Erkenntniß Punkt für Punkt und freute sich, die Herrschaft über das erlangt zu haben, was ihn vorher gleich einem Geheimniß, von dessen Existenz er selber nichts geahnt, überrumpelt hatte, und das ihn mit Entsetzen vor dem Räthsel erfüllt hatte, welches ihn mit Gorgonenaugen anstarrend vor seinem geistigen Blicke stand. Er sagte sich selber, daß die Phantasterei in Folge der Mißhandlung, welche der Phantasie zu Theil geworden, in helle Flammen ausgeschlagen sei; es war dies eine Selbstentzündung, gleich derjenigen, welche entsteht, wenn Waarenballen in einem Schiffsraum zu eng verstaut sind.

Aber er war ja auf dem besten Wege der Genesung! Plötzlich wurde der Franzose ihm denn doch zu verwickelt und trocken, er verspürte auf einmal Lust, etwas Dänisches zu lesen; da waren ihm denn einige von Oehlenschlägers Jugenddichtungen in die Hände gefallen. Der starke Eindruck von Verstocktheit und Engherzigkeit, der noch wie ein Alp auf ihm ruhte, war hauptsächlich daran Schuld, daß diese üppig wuchernde, unerschöpflich reiche Poesie auf ihn ebenso wirkte, wie auf jene Zeit, aus welcher sie stammte, und ihn mit demselben Gefühl von Gesundheit und Glück erfüllte. Es war für ihn gleichsam ein stärkendes Bad in grünen, schaukelnden Salzwasserwogen. Bei jeder neuen Dichtung, die er durchlas,

fühlte er, wie die seelischen Kräfte in ihm mit einer Lebhaftigkeit und Gleichmäßigkeit circulirten wie nie zuvor in seinem Leben; der geistige Funke in ihm wurde erst jetzt zur hellen Flamme entfacht; es war, als nähme er durch jenen einzig dastehenden dichterischen Durchbruch sich selber mit seiner Sprache von Neuem in Besitz. —

Soweit war der Professor in seinem Rückblick gekommen. Jetzt sprang er plötzlich auf, strich mit der Hand über die Stirn, trat dann an die kleine Bücherborte, welche an der Wand hing und in der seine Lieblingsschriftsteller einen Platz gefunden hatten, und entnahm derselben einen dünnen Band, der kostbar in weißem Pergament gebunden und mit goldenen Lettern und blutrothem Schnitt verziert war. Es war dies Oehlenschlägers „Stärkodder" in der Originalausgabe aus dem Jahre 1812 mit dem schlechten Druck und dem feinen Titelblatt in Stahlstich, — das gewaltige Gedicht der Aussöhnung, welches das kritische Gewürm mit seinem Geifer besudelt hatte. Schon allein durch seine breite, mannigfaltige Menschenschilderung hatte ihn die Tragödie gepackt, seine Lieblingsdichtung war dieselbe jedoch kraft ihres Grundgedankens geworden. Auch er hatte Buße gethan wie ein Held, das wußte er! Sinnend glitt sein Blick über die Seiten.

Plötzlich zeigte sich ein Lächeln auf seinem ernsten Antlitz: Thors Gode, strahlend in Kraft und Stolz, und dann dieser kleine Propst Eilersen! Er hatte dem geistlichen Herrn mit den gemeinen Verleumdungen zuviel Ehre erwiesen! Jetzt erst wurde es ihm klar, in wiefern es seine wohlbegründete Bedeutung hatte, daß ihn das Schicksal nach Verlauf vieler Jahre im geselligen Leben aufs Neue mit diesem Streiter der Kirche zusammenführte. Sr. Hochehrwürden, der längst seinen „griechischen Traum" in eine echt christliche Entwickelung umgearbeitet hatte, war in den letzten Jahren der wohlbesoldete Seelsorger der verwittweten Frau P. geworden, — so hieß nämlich die Künstlerin jetzt. Nach vielen bitteren Enttäuschungen hatte sie vor einer Reihe von Jahren, nachdem ihr eine bedeutende Erbschaft zugefallen war, endgültig Abschied von der Bühne genommen und war mit dem Besitzer des langen Schnurrbarts in das Privatleben zurückgekehrt. So lange sie den Mann zu pantoffeln hatte, war ihr die Zeit nicht sonderlich lang geworden; aber nach seinem Tode in ihrem Wittwenstande hatte sie sich zum Zeitvertreib auf einen neuen Kunstzweig, den der religiösen Anfechtungen geworfen, und kraft des Gesetzes, das verwandte Seelen stets zusammenführt, wurde Sr. Hochehrwürden ihr Seelsorger. Es war ihr eine Erleichterung gewesen, ihm den Professor als einen Sohn Belials mit der hinterlistigen Ueberredungskunst der biblischen Schlange ausgerüstet, hinzustellen; und da der wachsende Ruhm seines alten Kameraden aus der Studentenzeit dem neidischen Manne längst ein Dorn im Auge gewesen, so war er mit großem Eifer auf diese Auffassung eingegangen. Seine Mittheilungen

waren Schuld daran, daß die alte längst vergessene Geschichte aufs Neue in allen Winkeln und Ecken besprochen wurde, ohne jedoch einen besonderen Eindruck hervorzurufen. Auch der Professor wußte nur zu gut, daß er dies Alles ihm zu verdanken habe. Daß aber jetzt, wo er auf der Höhe seines Ruhmes stand und bis in sein innerstes Mark hinein ein Anderer geworden war, die alte Verfolgung in einem schwachen Abklatsch wieder auflebte, — das war für ihn nur ein neuer Grund, das alte, wohlbekannte Thema niemals zu vergessen, sondern dasselbe stets wieder von vorn an zu beginnen. Ja, so war es, und so sollte es sein!

Der Professor stellte das kleine Buch an seinen Platz zurück und setzte sich abermals in seinen Stuhl.

Ja, wie eigenthümlich war das Alles doch gekommen! Gerade zu jeder Zeit, als es ihm so klar einzuleuchten schien, daß er sich selber jetzt durch angestrengte Arbeit völlig umgewandelt habe, — gerade in jener Zeit änderten sich in demselben Maße, in dem seine Lebensstellung eine andere wurde, auch seine früheren Anschauungen.

Die kleine Tochter des Fettwaarenhändlers, der wenige Häuser von ihm entfernt wohnte, war an einer Unterleibsentzündung erkrankt, und ehe die Krankheit noch in die Krisis getreten war, stellte es sich heraus, daß die eine Lunge des Kindes sehr angegriffen war. Wenn er hier die gewöhnliche Behandlungsweise anwandte, so mußten die Heilmittel, welche erforderlich waren, um die eine Krankheit zu bekämpfen, unfehlbar das andere Leiden verschlimmern. Da fuhr ihm gleich einem Blitzstrahl der Gedanke durch den Kopf, eine kleine Lehmhütte um die Wiege zu bauen und innerhalb dieses engen Raumes unaufhörlich Essig auf rothglühende Plättbolzen verdampfen zu lassen. Durch Einathmungen konnte die schwache Lunge geheilt werden, ohne daß die andere Krankheit Nahrung fand. Die ganze Idee verdankte er einer augenblicklichen Eingebung. — Wie er so allein im Zimmer stand, und in dem kleinen bleichen Antlitz die ersten sicheren Zeichen von dem Siege des Lebens über den Tod entdeckte, da erinnerte er sich jenes Ausspruches, welcher in seiner Studentenzeit seinen höchsten Unwillen erregt hatte, — daß die Poeten und Aerzte denselben Gott haben sollten. Es war ihm, als sähe er den goldgelockten Apollo in seiner weißen Toga, die blanke Lyra in der Hand sich oben auf der Zinne des Olympes mit göttlich milder Ironie stehen; es sauste ihm in den Ohren wie tönender Saitenklang, — erst jetzt verstand er den tiefen Gedanken, der den Worten der Mythe zu Grunde lag. Demüthig kniete er an der Wiege des Kindes nieder, erkannte dem weißgekleideten Gott als seine Gottheit an und that ihm unter strömenden Thränen Abbitte.

Und jetzt stand der innerste leitende Gedanke seiner Lebensaufgabe vor ihm. Freilich kam es auf Forschungen, Methoden und Gesetze an: aber die Anwendung, der Gebrauch, die Aenderungen, welche die einzelnen Fälle erheischten, beruhten einzig und allein auf dem „Blick", wie damals

der Schmied mit beleidigender Unverschämtheit behauptet hatte. Und der „Blick"? der beruhte wiederum auf einer plötzlichen Eingebung, derselbe kam aus dem tiefsten Inneren, er stand nicht unter wissenschaftlichem Commando, er stammte aus einem Trunk aus der Quelle der Musen, jenem ewigen Born des gedankenbefruchtenden Errathens, — demselben, aus welchem die Kunst und die Dichtung schöpften. Seine Thätigkeit war in ihrem innersten Wesen eine Kunst, — jetzt erkannte er das klar, — auch die Dichtung erforderte ein Erforschen, Beobachten und Anwenden des sicher aufgefaßen Gesetzes.

Aber von dem Augenblicke an, wo er der momentanen Eingebung ihr Recht einräumte, stand ihm dieselbe auch bei, gleich einer geheimnißvollen, magischen Kraft. Denn erst jetzt begannen die genialen „Kuren", vermittels derer er so schnell in die Reihe der in seinem Fache anerkannten Größen trat, und die stets auf überraschenden Richtsteigen an's Ziel führten, wenngleich die Wahl seiner Mittel seine Kollegen nicht selten mit Zweifel und Verwunderung erfüllte.

Welches Aufsehen erregte es in dem selbstbewußten, aber trotzdem vom Auslande stets sklavisch abhängigen Kopenhagen, als eine in Frankreich erscheinende, medicinische Zeitschrift die Abhandlung, welche das einheimische wissenschaftliche Organ ihm unter nichtssagendem Vorwande zurückgeschickt hatte, nicht allein in französischer Uebersetzung brachte, sondern dieselbe sogar mit einer schmeichelhaften Nachschrift begleitete und dadurch Anstoß zu einer Verhandlung gab, zu welcher sich Autoritäten in Deutschland, England und Frankreich betheiligten. Der unbekannte Armenarzt wurde plötzlich ein vielbegehrter Mann, und die Kur an dem schwedischen Prinzen, zu welcher er ausdrücklich verschrieben war, setzte dem Werke die Krone auf. Die Welt lächelte ihm zu, tagtäglich wurde er mit so vielen Einladungen überschwemmt, daß er sie weder annehmen konnte noch mochte, und als jene große, ärztliche Commission gebildet wurde, wurde er einstimmung zum Vorsitzenden derselben erwählt.

Die Härte der Zeit hatte er ihrerseits als wohlverschuldete Strafe hingenommen; ihr Vergessen hatte er geduldig ertragen in Hinsicht auf das Viele, was kraft derselben in einer erstarkenden Einsamkeit in seiner Seele ersproßt war. Die Freundlichkeit aber, welche sie ihm jetzt plötzlich erzeigte, erfüllte ihn mit Ekel, berührte ihn wie etwas Widerwärtiges, dessen schamlose Selbstentblössung er kaum fassen konnte.

Seine jähe Verirrung, der Skandal, dessen Urheber er gewesen, waren keineswegs vergessen. Nur hatte man plötzlich angefangen, das Alles mit anderen Augen anzusehen. Es wurde vertuscht, belächelt, für eine nichtssagende Bagatelle erklärt oder gar als ein Beweis excentrischer Genialität angeführt. Der politische Vetter drückte ihm auf einer Soirée sehr herzlich die Hand und nahm ihn bei Seite, nur um ihm seine Freude auszudrücken, daß er zum Vorsitzenden der Commission gewählt sei: er sei „eine Kraft",

auf die man zum Glück für die Menschheit endlich aufmerksam geworden und von der in Zukunft noch unendlich Vieles zu hoffen sei.

Er verstand nur zu gut, daß dies ein Handgeld war, womit man ihn für die „Partei" zu werben gedachte, denn diese beherrschte das Land nicht mehr so ausschließlich wie vor sechs Jahren, und man mußte sich nach neuen vielversprechenden Recruten umsehen. Und ehe er sich noch von seiner Verwunderung über die Naivetät dieses Köderns erholt hatte, langte ein an ihn adressirter Brief mit dem Poststempel Fladkjöping an. Er erkannte die Handschrift des Bürgermeisters, der inzwischen auf Grund seines intimen Verhältnisses zu der „Idee" Etatsrath und Ritter geworden war. Mit bureaukratischer Liebenswürdigkeit lud er ihn ein, doch einmal die kleine Stadt zu besuchen, „in welcher er eine später so ehrenvolle Laufbahn begonnen habe;" das Fremdenstübchen im Giebel, — er erinnerte sich desselben wohl noch: mit der Aussicht über den Fjord? — würde zu jeder Zeit zu seiner Verfügung stehen. — Die grobknochigen Töchter waren alle drei noch unbegeben, das wußte er auch — — — —

Er ergriff das Schreiben seines früheren Schwiegervaters mit einer Feuerzange und steckte es in den Ofen.

Aber dies Alles war nur die Einleitung. Von jetzt an nahm die Freundlichkeit der Welt consequent die eigenthümliche Form an, ihn mit aller Gewalt verheirathen zu wollen!

Gerade um diese Zeit war er in einer historischen Quellschrift auf einen Bericht über jenen merkwürdigen Eid gestoßen, an welchen begeisterte Jünger den Namen des großen Arztes des Alterthums geknüpft hatten — ein Mönchsgelübde, bevor es noch Mönche oder ein Mittelalter gab, ein heldenmüthiges Gelübde der Geduld und Selbstaufopferung. Er hatte sich seltsam ergriffen gefühlt von den Forderungen, welche hier von einem dunklen Instinkt zusammengefaßt an die Pfleger seiner „Kunst" — so nannte er seine Beschäftigung ausdrücklich — gestellt waren, und er war noch von diesem Eindruck befangen, als er ungefähr acht Tage später in einer wenig bekannten Erzählung Balzac's, dessen zahlreiche Werke er noch immer in seinen Erholungsstunden mit Vorliebe las, auf eine Bemerkung stieß, welche diesen Eindruck wieder auffrischte und die ausdrücklich an ihn gerichtet zu sein schien. Der bizarre Menschenkenner sprach dort ja in seiner eigenartigen Sprache die Ansicht aus, daß wenn der, dessen Leben ein keusches gewesen, Raum zur ernsten und würdigen Anwendung seiner Kräfte findet, sich Stahl in seinen Muskeln und geistige Klarheit in seinem Gehirn zeigt, und daß gleichzeitig sein Wille übernatürliche Stärke erhält, erfüllt mit dämonischer Kraft.

Die schneidende Stimme der Jetztzeit warf ein Licht auf die dunkle Sage des Alterthums. Es war ihm, als sei eine Erkenntniß, die gefesselt in ihm gelegen, bei dieser Uebereinstimmung plötzlich in Worte gekleidet worden. Es stand jetzt so klar und deutlich vor ihm: wenn er im Stande

war, das aufreibende Leben, welches er lebte, zu leben: zu studiren, zu schreiben, die ungeheure, sich fast über die Grenzen des Möglichen erstreckende Praxis zu bewältigen und gleichzeitig überall, wo er es für wünschenswerth hielt, einzugreifen — wenn er im Stande war, diese Herkuleslast zu tragen, und zwar mit dem stets wachsenden Gefühl von Kraft und Gesundheit, so verdankte er das jener sonderbaren Erziehung, die er durch die Macht der Umstände in Einsamkeit und Enthaltsamkeit sich selber hatte zu Theil werden lassen. Und wenn er bei seiner Berührung mit der Welt so ziemlich Alles durchsetzte, was er wollte und mit leiser Ironie, gleichsam mit eisernem Finger im seidenen Handschuh, als unumschränkter Herrscher leitete und regierte, so wies auch dies auf die Richtung zurück, welche sein Leben durch das Verhängniß und aus freier Wahl nun einmal eingeschlagen hatte. Da gelobte er sich denn auf das Feierlichste, derselbe zu bleiben, der er war niemals in eine andere Form sein Wesen umschmelzen zu lassen, sondern einsam gleich einem Adler auf dem Felsengipfel zu leben; sich in's Leben hinabzubegeben und Gutes zu thun, wo er nur konnte, sich an den Lichtblicken echter Menschlichkeit, welche dasselbe bot, zu erquicken, an Nichts Anstoß zu nehmen, unablässig zu forschen und zu beobachten und sich dann mit der errungenen Beute auf sich selbst zurückzuziehen!

Das war es, was die Welt und namentlich die guten Damen seiner wohlhabenden Praxis nicht verstehen konnten! Beständig betasteten sie mit blinder Gewalt gerade das Reinste und Edelste in ihm, hielten sie es für ihre Pflicht, ihm eine Frau zu verschaffen. — Dora Kranz — das kleine Heft war doch sorgfältig wieder verwahrt? — war in der Reihe der Angebote als Nr. 27 verzeichnet. —

Der Professor lächelte wehmüthig und drehte den Schlüssel zu dem Schubfache noch einmal um, ehe er denselben wieder in die Tasche steckte.

Im selben Augenblick erschien seine alte Haushälterin und meldete, daß „Ludovika" draußen im Entrée stehe und den Herrn Professor gerne sprechen wolle. Es war die Tochter des Kellerbewohners im gegenüberliegenden Hause; er hatte sie im Frühling von einer gefährlichen Knochenhautentzündung im Hüftbecken kurirt. Das Mädchen war heute confirmirt worden, das fiel ihm erst jetzt wieder ein. Nachdem sie den ganzen Abend spähende Blicke zu seinem Fenster hinüber gesandt, hatte Ludovika endlich entdeckt, daß Licht in seinem Zimmer war, und da war sie denn gekommen und hatte um eine Unterredung mit dem Professor gebeten.

„Lassen Sie das Mädchen hereinkommen," sagte er, und seine Züge klärten sich auf. Er betrachtete Ludovika offenbar als einer jener „Lichtblicke".

Mit struppiger, rothblonder Mähne und treuherzigem Blick in den runden blauen Augen trat die Confirmandin ein, in der Hand ein Präsentirbrett auf welchem sich ein Glas Punsch und ein geradezu überwältigend großes Stück hellgelben Apfelkuchens befanden. Ihren Eltern und anderen Menschen

gegenüber hatte sich Ludovika stets gerühmt, daß sie gar nicht bange vor dem Herrn Professor sei, und die Miene, mit welcher sie ihm den Apfelkuchen präsentirte, verrieth auch die felsenfeste Zuversicht, daß ihr Einfall gut aufgenommen werden würde.

Und das war auch wirklich der Fall. Und noch mehr, der Professor fragte sie umständlich aus, wie es ihr jetzt gehe und was für eine Stellung sie nun antreten wolle, und dann nahm er ihr das Versprechen ab, daß sie ihn einmal wieder besuchen würde. Schließlich gratulirte er ihr und steckte ihr ein blankes Zwanzigkronenstück in die kleine blaurothe Pfote, die sie ihm vertrauensvoll entgegenstreckte.

Für diejenigen, welche sich darüber wunderten, daß der berühmte Arzt trotz seiner bedeutenden Einnahmen kein eigentliches Vermögen hatte, würde dieser kleine Zug vielleicht einen aufklärenden Wink enthalten haben.

Als sich die Thür hinter dem Mädchen schloß, nahm der Professor einen Mund voll von dem Punsch und schnitt eine Grimasse. Dann trennte er mit dem Löffel vorsichtig eine kleine Ecke von dem klebrigen Apfelkuchen ab, probirte ihn und schnitt abermals eine Grimasse.

„Ja, herunter muß es nun einmal,“ sagte er mit seinem eigenthümlichen Lächeln.

Aber ehe er sich setzte, um ernstlich an die Arbeit zu gehen, glitt plötzlich ein verklärter Zug über sein Antlitz; seine ernsten Augen hatten einen feuchten Glanz.

Festen Schrittes trat er an ein kleines, aufrechtstehendes Pult, auf welchem, beleuchtet von zwei Wachslichtern in ciselirten Bronceleuchtern, ein aufgeschlagenes griechisches Buch lag, dessen Blätter ein quer über demselben angebrachtes eisernes Lineal am Umschlagen verhinderte. Auf der einen Seite, mit rother Tinte wie mit rothem Blut unterstrichen, stand jenes Gelübde, in Keuschheit und Frömmigkeit zu leben, und seine Kunst zu pflegen — der hippokratische Eid.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Das malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit Texten von G. A. Alden, Wilh. Berg, C. J. Bergmann, C. E. Bergstrand, Aug. Bondeson, Aug. Cajanus, G Djurklou, Anders Flodmann, Wilh. Koesner, John Neander, Johan Nordlander, Magnus Nordström, B. Schlegel, Albr. Segerstedt, Th. Strömberg, Joh. S. Sundblad, C. O. Widmark und Eva Wigström und 160 Illustrationen von O. Arborelius, D. v. Essen, A. T. Gellerstedt, Rob. Haglund, C. F. Hernlund, P. D. Holm, C. W. Jaensson, John Kindborg, Severin Nilsson, Gustav Rydberg, T. Tallberg, J. Tirén und G. T. Wallén. Uebersetzt von Dr. Otto Hoppe. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst= und Verlags=Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Es ist merkwürdig, welch' geringes Interesse der so kosmopolitische Deutsche in Bezug auf die ihm stammverwandten nordischen Völker bisher an den Tag gelegt hat, welche unglaublich geringe Kenntniß von Land und Leuten in Deutschland verbreitet ist. Der germanische Wandertrieb, die Sucht, fremde Gegenden und Menschen kennen zu lernen, war lange fast ausschließlich nach Süden hin gerichtet; Italien, das gelobte Land der Dichter, Künstler, Naturfreunde, absorbirte fast allein den ganzen Strom der Vergnügungsbummler und Kunstpilger, der sich alljährlich aus Deutschland ergoß. So erklärlich und natürlich diese Anziehungskraft des „Gartens Europas" war, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch in diesem Italienfieber, wie überall, die Mode einen großen Antheil hatte, und daß diese einseitige Verhimmelung des schönen Südens eine Vernachlässigung und Geringschätzung der Gaben, welche die nördlichen Länder Europas besitzen, verschuldet hat. Das beginnt nun anders zu werden; dieser Umschwung mag nun ebenfalls zunächst durch die Mode herbeigeführt worden sein; die Reisen des deutschen Kaisers, welcher für die Naturschönheiten der nordischen Gebiete besonders empfänglich zu sein scheint, haben unstreitig sehr viel dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken und einen im Steigen befindlichen Fremdenverkehr nach dorthin in's Leben zu rufen; aber was zunächst noch Modesache sein mag, wird gewiß in Kurzem Herzenssache geworden sein, wenn die Kenntniß und das Gefühl für die eigenartigen Reize jener Gegenden geweckt und verbreitet sein wird.

beleuchtete; denn mit dem Luneviller Frieden vom 2. Januar 1801 nur deshalb zu beginnen weil er das 19. Jahrhundert einführte, ist für das Verständniß der ganzen Revolutionszeit gar zu ungeeignet. Die von Napoleon beabsichtigte Wirkung des Reichsdeputationshauptschlusses; Plus d'empereur d'Allemagne! trois empereurs en Allemagne: France, Autriche et Prusse hätte weit mehr hervorgehoben werden müssen. Der „Rheinbund" Ludwigs XIV. mußte schon Seite 37 Erwähnung finden, die Aufhebung, des Prinzen von Enghien (S. 44) eingehender behandelt werden. Der Zustand Preußens vor 1806 wird nicht recht klar; aber vielleicht hat sich der Verfasser die Schilderung dieser Zeit für die zweite Abtheilung vorbehalten. Jedenfalls sind wir auf die Fortsetzungen gespannt, und das gereicht dem Verfasser zum Lobe und zur Empfehlung. hj.

Edouard de Morsier.

Romanciers allemands contemporains. — Paris, Librairie académique Didier.

Augenscheinlich das Werk eines jüngeren, sehr belesenen, sprachkundigen, begeisterten Franzosen von einer seltenen Vorurtheilslosigkeit und einer bewundernswerthen Fähigkeit sich in eine fremde Volksseele zu versenken. Morsier behandelt nur vier unserer bedeutendsten lebenden Erzähler: Spielhagen, Heyse, Freytag, Raabe; aber in manchen Abschweifungen und Anmerkungen zeigt er, daß er die neuere deutsche Literatur — und nicht bloß die erzählende — gründlich kennt. Das Urtheil eines belesenen und feinsinnigen Fremden über unsere Literatur hat einen besonderen Reiz; es ergänzt, berichtet oder befestigt unser eigenes Urtheil. Morsier hat vor den deutschen Kritikern den Vorsprung, daß er seine Urtheile fast immer vergleichend schöpft, und oft überrascht er den Leser durch die Kaltblütigkeit mit der er den Franzosen die Lücken in ihrer Poesieseele nachweist. Das Buch ist von jenem Geiste erfüllt, der in der Frau Staël Werk über Deutschland athmet, und einem deutschen Kritiker stände es übel an, wollte er unserem französischen Beurtheiler vorhalten, was er vielleicht etwas zu rosenfarben gesehen hat. Das Buch verdient, in Deutschland gelesen zu werden als tüchtige kritische Leistung auf einem von uns selbst nicht sehr fleißig gepflegten Felde und ganz besonders als schöner Beweis für die hocherfreuliche Thatsache, daß auch bei den Franzosen völlig unbefangene, großherzige, begeisterte Auffassung deutscher geistiger Ruhmesthaten möglich ist. Solchem Buche gegenüber verschweigt die Kritik gern die kleinen „Menschlichkeiten," die in ihm vorkommen, aber gewiß auch in keinem deutschen Buche über französische Literatur fehlen, oder wenn sie lächelnd anführt, daß der Verfasser die „rothe Erde" Westfalens zwischen München und Nürnberg sucht, so meint sie es nicht böse. — Alles in allem eine der herzgewinnendsten Arbeiten des jungen Frankreichs über deutsches Geisteswesen. E. E.

Bibliographische Notizen.

Quellenbuch zur Geschichte der Neuzeit von Schilling. Zweite verbesserte Auflage. Berlin. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder).

Schon seit einer Reihe von Jahren bemühen sich ernste Schulmänner, den Geschichtsunterricht auf eine neue Grundlage zu stellen durch Einführung der Schüler in die Quellen selbst. Man kann sich nicht verhehlen, daß auch der lebendigste Vortrag nicht im Stande ist, Personen oder Ereignisse so unmittelbar zur Anschauung zu bringen, noch weniger zu eigenem Denken und Urtheilen zu führen, wie es die einfache Lectüre des originalen Berichtes bewirkt. Häufig konnte man die Wahrnehmung machen, daß der Unterricht in der alten Geschichte dadurch nutzbringender wurde, daß bei der Lectüre der klassischen Autoren der Schüler mit eigenen Augen einen Blick in die Vergangenheit thut. „Er erarbeitet sich den intellectuellen Genuß — sagt der bekannte Pädagoge und Historiker O. Jäger — während er dem Geschichtsvortrage blos folgen kann, gelangweilt, wenn er langweilig, neugierig, wenn er anziehend ist; aber in jedem Falle

ohne jede intensive Freude, welche die ernste, productive Arbeit gegenüber der blos receptiven begleitet“. Es kommt also vor Allem darauf an, auch für das Mittelalter und die neuere Zeit dem Schüler die Quellen zugänglich zu machen. Schilling hat sich ein Verdienst erworben, indem er sich der Aufgabe unterzog, aus dem ungeheuren Material für die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte die wichtigsten Stücke auszuwählen und selbst aus diesen noch das auszuscheiden, was ohne Störung des Zusammenhanges fortbleiben konnte Nur die vollkommene Beherrschung des Quellenstoffes und ein feines Tactverständniß für das Wesentliche ermöglichte es dem Autor, alle bedeutsamen Ereignisse und Persönlichkeiten der neueren Zeit in einem oder mehreren Documenten vorzuführen, ohne die Sammlung allzu umfangreich zu machen. Das Buch, zunächst für Schulzwecke bestimmt, wird seinen Weg auch bald in die Kreise der Studenten finden, wo ein derartiges Hilfsmittel seit Langem vermißt wird. Aber auch außerhalb der „Schule“ wünschen wir dem Buche zahlreiche Leser. Auf jeder Seite spürt man den frischen Hauch der Vergangenheit und wo man's packt, da ist's interessant. Pr.

Die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesammtausgabe. Unter Leitung von W. Wattenbach. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.

Seitdem wir vor zwei Jahren über die neue Gesammtausgabe der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit berichtet haben, sind in regelmäßiger Folge zehn kleinere Bände erschienen, die zweite Hälfte des neunten und den Anfang des zehnten Jahrhunderts umfassend. Wir hoben damals schon hervor, daß in den Berichten der mittelalterlichen Historiker ein wahrer Schatz verborgen liegt, der noch lange nicht genug gekannt und gewürdigt ist; denn unter den gangbaren Literaturgeschichten nimmt keine von diesen Erzeugnissen Notiz, weil sie allesammt in lateinischer Sprache abgefaßt sind; aber der Geist darin ist deutsch, ebenso wie das Empfinden und deutsch ist Alles, wovon erzählt wird. Aber nachdem die fremde Form durch die einheimische ersetzt ist, werden jene Schriften hoffentlich in weitere Kreise eindringen und durch Erschließung der Vergangenheit zur Kräftigung des nationalen Sinnes das Ihrige beitragen. Es enthält Bd. 20: Nithards Vier Bücher Geschichten; Bd. 21: Die Uebertragung des heiligen Alexander; Bd. 22: Leben der Erzbischöfe Ansgar und Rimbert; Bd. 23: Die Jahrbücher von Fulda und Xanten; Bd. 24: Die Annalen von St. Bertin und St. Vaast; Bd. 25: Leben des Abts Eigil von Fulda; Bd. 26: Der Mönch von St. Gallen über die Thaten Karls des Großen; Bd. 27: Die Chronik des Abtes Regino von Prüm; Bd. 28: Die Fortsetzung des Regino. L.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zum Einbruche der Barbaren von Victor Duruy. Uebersetzt von Professor Dr Gustav Hertzberg. Mit circa 2000 Illustrationen. 5 Bände. Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig.

Die Geschichte des römischen Kaiserreichs von Victor Duruy, dem einstigen Unterrichtsminister Napoleons III., liegt jetzt in der deutschen Uebersetzung vollendet vor. Wir haben gleich nach dem Erscheinen des Werkes darauf hingewiesen, daß es in unserer historischen Literatur eine wesentliche Lücke ausfülle, daß der Einzige, der im Stande wäre, eine Darstellung der römischen Kaiserzeit zu geben, welche den höchsten Anforderungen genügte, vorläufig nur das Verhältniß Roms zu den Provinzen dargestellt hat. Das französische Werk hat in Gustav Herzberg einen mit dem Gegenstande völlig vertrauten und feinsinnigen Uebersetzer gefunden und die Verlagsbuchhandlung hat durch eine elegante typographische Ausstattung und die Auswahl der Bilder ein wahres Prachtwerk geschaffen. Wenn auch die Ansichten Duruys vielfach nicht von den deutschen Gelehrten getheilt werden, so hat Hertzberg dennoch Recht daran gethan, keine Bearbeitung, keine Aenderung wissenschaftlicher Art vorzunehmen; die Kürzungen, die er sich gestattet hat, sind mehr räumlicher Natur; sie betreffen z. B. Beziehungen auf Einzelheiten der altfranzösischen Geschichte, die für die meisten deutschen Leser kaum verständlich sein werden, oder Erörterungen über die geologischen Urzustände des Mittelmeergebiets, die mit dem Gegenstande nur sehr äußerlich zusammenhängen, oder einige gelehrte Excurse, die dem Original angehängt sind. Duruy selbst hat sein Interesse für die deutsche Ausgabe bekundet, indem er dem Uebersetzer eine Reihe werthvoller Verbesserungen und Nachträge zur Verfügung stellte. Wo man das Buch aufschlägt, da fesselt es

durch seine Schilderungen oder die sachgemäßen Illustrationen. In den Lehrer- und Schülerbibliotheken der Gymnasien sollte das Werk nirgends fehlen.

hm.

Römische Geschichte von Wilhelm Ihne. 6.—8. Band. Leipzig, W. Engelmann.

Als Ihne vor mehr als zwanzig Jahren den ersten Band seines großen Werkes herausgab, glaubte er, die Geschichte Roms bis zur Umwandlung der Republik in die Monarchie in drei Bänden darstellen zu können. Wie Niebuhr und Mommsen, so schwebte auch ihm als ein weiteres Ziel die Behandlung der Kaiserzeit bis zu dem Punkte vor, wo das berühmte Werk des Engländers Gibbon einsetzt, also bis zum Zeitalter der Antonine. Aus den ursprünglichen drei Bänden sind acht geworden und an eine Fortsetzung über die ersten Anfänge der Monarchie hinaus ist schon darum nicht zu denken, weil die Hälfte des siebenten nnd der ganze achte Band im Wesentlichen auf einem Manuscript beruhen, welches der im J. 1877 gestorbene A. W. Zumpt „ziemlich ausgearbeitet" hinterlassen hatte. Es behandelte die römische Geschichte von Cäsars Tode bis zur Alleinherrschaft des Augustus; und da Ihne fand, daß Zumpt in der Art und Weise der Erzählung, in der Auffassung und Beurtheilung von Personen und Ereignissen mit ihm übereinstimmte, so bedurfte es nur einiger, allerdings nicht immer leichter Aenderungen, um seine und seines Freundes Arbeiten mit einander zu verschmelzen.

Ihnes Werk hatte seit seinem Erscheinen einen ausnahmsweise schwierigen Stand. Mommsen hatte kurz vorher die Kreise der Gelehrten sowohl wie der Gebildeten durch seine geniale Behandlung des gleichen Gegenstandes erobert; und Ihne stellte sich in einen ausgesprochenen Gegensatz dazu; er nahm Anstoß daran, daß Mommsen nur die Ergebnisse seiner Forschung vorlegte, während es nothwendig sei, dem Leser überall klar zu machen, auf welchem Wege man dazu gelangt sei. Ihne hatte dadurch selbst den Vergleich mit seinem großen Vorgänger provocirt und er durfte sich nicht wundern, wenn die Kritik in herber Art es aussprach, daß der Vergeich durchaus zu seinen Ungunsten ausfalle. Es fehlte ihm in der That die juristische, nationalökonomische und philologische Bildung, die Mommsen in so hohem Maße besaß; es fehlte ihm auch jene wunderbare Gabe des Stils, durch welche sein Gegner die Leser förmlich bestrickte. Ihne hat sich durch den Mißerfolg seiner beiden ersten Bände nicht von der Fortsetzung des Werkes abhalten lassen. Die Kritik erkannte an, daß er mit der Größe jener Aufgabe gewachsen sei; sie hob auch die unleugbaren Vorzüge des Buches hervor: die Ruhe und Selbständigkeit des Urtheils, den Scharfsinn der Untersuchungen, die in Form von Excursen die Darstellung begleiten, die zutreffende Auffassung gewisser Erscheinungen, so daß es im Großen und Ganzen als eine Förderung unserer Kenntniß der römischen Zustände bezeichnet werden kann.

In den vorliegenden Bänden bildet Julius Cäsar's Thätigkeit den Gipfelpunkt der Darstellung. Wie einst Carl Wilhelm Nitzsch gegen Mommsen's übertriebene Verherrlichung Cäsar's aufgetreten war, so bildet auch Ihne's Auffassung eine Art Protest gegen den Cultus des Genies. Eine Analyse der verschiedenen Ansichten würde den einer Anzeige zugewiesenen Raum weit überschreiten; aber es sei gestattet, die Worte anzuführen, in denen Ihne sein Urtheil über Cäsar, als über „ein Werkzeug in der Hand der geschichtlichen Nothwendigkeit" kurz zusammenfaßt (VII. 198): „Es ist unmöglich, in den verschiedenen Anordnungen Cäsar's einen einheitlichen Plan zu erkennen, oder den Versuch, Rom eine neue Verfassung zu geben. Cäsar verfuhr nicht anders als seine Vorgänger in der Gesetzgebung. Er suchte für Abstellung anerkannter Schäden zweckdienliche Mittel, wie sie sich darboten, und wich in dem Urtheile über deren Zweckdienlichkeit nicht von der hergebrachten Anschauung ab. Ein neues Princip ist nirgendwo zu erkennen; und daher sind seine Reformen nichts anderes als eine organische Weiterentwickelung des Vorhergegangenen. . . . Unbewußt der historischen Nothwendigkeit gehorchend, führte er die republikanische Verfassung in die Monarchie hinüber, ohne mehr zu ändern, als was zu diesem Zwecke nothwendig war." Dem Genie Cäsar's wird aber auch Ihne vollkommen gerecht.

h. m.

Eine Maienfahrt durch Griechenland. Von Georg Behrmann. Hamburg (Lucas Gräfe).

Ein Stück griechischer Culturgeschichte liefert die Darstellung dieser Reise, welche

der Verfasser mit drei Gefährten im Mai 1889 durch Griechenland von der Westküste der Peloponnesos aus über Olympia, Phigalia, Ithome, Sparta, durch Arkadien und über Argos zu den prähistorischen Königspalästen von Tiryns und Mykenä, nach Epidauros, von hier zur See nach Athen, nach Besichtigung des attischen Landes und nach einem Abstecher zu den Kykladen über Theben und Delphi zurück nach Corinth machte; von hier führte ihn der Weg über Constantinopel in die Heimat (Hamburg). Gut bewandert in der Geschichte, Literatur und Kunst des alten Hellenenvolkes benutzt der Verfasser jede sich bietende Gelegenheit, im Anschluß an die beschriebenen Oertlichkeiten aus dem reichen Schatze seines Wissens zu spenden und an allbekannte Thatsachen zu erinnern. Zwischen die Hinweise auf das alte Griechenland sind Schilderungen der heutigen localen, socialen und literarischen Verhältnisse eingeschoben, wobei ansprechende Uebersetzungen neugriechischer Erzählungen und Dichtungen die Aufmerksamkeit fesseln. Hieran reihen sich anziehende Berichte eigener Erlebnisse, ohne daß dabei die Persönlichkeit des Verfassers allzusehr in den Vordergrund tritt; dieselbe macht sich nur in den öfters beliebten Bemerkungen über die Beziehungen zwischen Griechen und Juden kenntlich. Im Einzelnen sind manche Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen dem Erzähler unbekannt geblieben. Infolge der reichen Abwechselung in der Vertheilung des Stoffes wird das Buch, namentlich auf den humanistisch gebildeten Leser seine Wirkung nicht verfehlen. P. H.

Geschichte des Spanischen Nationaldramas von Adolf Schaeffer. Leipzig. F. A. Brockhaus. 2 Bde.

„Eine neue ausführlichere Geschichte des spanischen Nationaldramas, ein Buch, welches neben seinem schönwissenschaftlichen Hauptzweck auch denjenigen eines Referenzzweckes für Fachmann und Laien erfüllt, erscheint nach dem heutigen Stande der literarischen Forschung dringend geboten. Gerade das unendlich ausgedehnte poetische Labyrinth der altspanischen Komödie, ein Gegenstand des Staunens und der Bewunderung aller Zeiten, ermangelt immer noch des Ariadnefadens, welcher den wißbegierigen Literaturfreund methodisch auch in dessen verborgene Winkel geleitet." Diesen Zweck soll nach des Verfassers Vorrede das vorliegende Buch erfüllen und es erfüllt ihn in hohem Grade. Niemand wird die an sich trefflichen Werke über denselben Gegenstand des Grafen Adolf Schack, des Dichters Klein in seiner Geschichte des Dramas, Ticknors in seiner Geschichte der Spanischen Literatur u. a. unterschätzen, wenn er gleichwohl zu der Ansicht sich bekennt, daß sie einerseits nicht mehr den Forderungen der modernen Wissenschaft gerecht werden, andrerseits den Gegenstand keineswegs erschöpfen. Das vorliegende Werk, die Frucht zehnjähriger eingehender Studien, enthält bei größter Uebersichtlichkeit einen Reichthum des Materials, der Staunen und Bewunderung erregt. Nicht nur die großen Dichter werden uns in ihrem Lebensgange und ihren Werken vorgeführt, sondern auch die dii minorum gentium, wobei von jedem bedeutenderen Drama eine genaue Inhaltsangabe geboten wird. Ueberall fußt der Verfasser auf eigenen Forschungen, was seinem Urtheil eine wohlthuende Selbständigkeit und Sicherheit verleiht. Das Werk entspricht somit nicht nur den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen, sondern wird auch jedem gebildeten Laien eine Fundgrube der Anregung und Belehrung sein. Die äußere Ausstattung ist ganz vortrefflich.

— e.

Paul Güßfeldt und das humanistische Gymnasium. Von Dr. Dirichlet. Königsberg, Koch.

Daß Güßfeldts Buch nicht ohne Entgegnung bleiben würde, war vorauszusehen. Dirichlets Schriftchen enthält nichts, was nicht schon oft von Vertheidigern des Gymnasiums angeführt worden wäre, und schießt auch weit über das Ziel hinaus, da es an Güßfeldt nichts Gutes läßt. Wenn Dirichlet am Schlusse ziemlich spöttisch bemerkt, daß Güßfeldt keinem Leser weh gethan hat, so dürfte auch Güßfeldt sich durch dieses Buch nicht allzu schmerzlich berührt fühlen. R. J.

Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte. Von Dr. W. Wetz, Privatdocenten a. d. Univ. Straßburg. Erster Band: die Menschen in Shakespeares Dramen. Worms, P. Reiß.

Das Buch — dessen gesammten Inhalt eingehend zu besprechen unser Raum nicht gestattet — enthält feine und fruchtbare Gedanken. Beispielsweise erwähne ich die Ausführung (S. 47 ff.), daß so viele Shakespearesche Gestalten den Naturmenschen nahe stehen, d. h. daß sie handeln nicht etwa wie die

idealen Naturkinder Rousseaus und seiner Anhänger, sondern so, wie vorurtheilslose Beobachtung die Menschen ohne höhere Cultur in der That handelnd zeigt; jedem Impulse schnell und oft mit raschem Wechsel folgend, ohne vernünftiges Abwägen und ohne starkes Bewußtsein von sittlichen Pflichten. Sehr zutreffend ist daher auch des Verfassers Bemerkung — die aber an ganz anderer Stelle ausgesprochen wird, S. 245 — daß ein seelisches Leiden, welches durch den Conflict verschiedener Pflichten hervorgerufen wäre (wie z. B. das des Schiller'schen Max Piccolomini) in allen Tragödien Shakespeares überhaupt nicht vorkommt. Auch sonst finden sich recht hübsche, nur manchmal allzubreit ausgeführte Erörterungen; bisweilen jedoch hindert die Neigung, aus den einzelnen Beobachtungen allgemeine „Gesetze" zu gewinnen, die Erkenntniß und richtige Würdigung der individuellen Züge in den Charakteren. Was soll die Vergleichung zwischen Othello und Goethes Tasso S. 380 ff.? Die Anordnung des Stoffes ist sehr mangelhaft; die einzelnen Capitel schließen sich nach ihrem Inhalt gegenseitig nicht streng aus, und die deshalb vielfach vorkommenden Berührungen und Beziehungen zwischen dem an verschiedenen Stellen Vorgetragenen sind nirgends hervorgehoben oder zusammenfassend verwerthet. Es macht fast den Eindruck, als ob der Verfasser eine strenge und einheitlich gegliederte Einleitung seines Stoffes für eine seiner unwürdige Pedanterei gehalten hat. Ebenso gering scheint er von der philologischen Thätigkeit zu denken, welcher er für die Literaturgeschichte, und zumal für die „vergleichende" fast jeden Werth abspricht (S. 21 ff.) Wie viel gerade für die Erkenntniß und richtige Würdigung Shakespeares durch strenge und gewissenhafte philologische Arbeit (ich erinnere hier nur an Alexander Schmidt!) gewonnen ist, scheint der Herr Verfasser beim Hinschreiben solcher Sätze nicht erwogen zu haben.

Es kann nicht ausbleiben, daß diese zuletzt angedeuteten Mängel den Werth und die Wirkung des Buches verringern, welches sonst — wie wir wiederholt bemerken — auch recht gute und treffliche Partien enthält.

Für den zweiten Band wird auf S. XIII. der Vorrede eine Vergleichung der Menschen Shakespeares mit denen Corneilles in Aussicht gestellt.

dr.

Ein ästhetischer Commentar zu Homers Ilias von Professor Dr. Ed. Kammer, Gymnasialdirector in Lyk. Paderborn, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

Aus einer Betrachtung der Ilias nach ästhetischen Rücksichten gewinnt der Verfasser die Ueberzeugung, daß ein ursprüngliches, von Homer verfaßtes Epos im Laufe der Zeit in Folge der langen mündlichen Ueberlieferung durch Sänger und Rhapsoden eine große Menge von Zusätzen erhalten hat und dadurch um das Doppelte seines Umfanges erweitert worden ist und will diese Zudichtungen im Einzelnen feststellen. Wir können dem Ergebnisse des Verfassers nicht beipflichten und erachten überhaupt die Zeit als noch nicht gekommen, die homerische Frage einem größeren Publikum — denn an ein solches, zunächst an die Lehrerwelt und an die Jugend, wendet sich das vorliegende Buch — zu unterbreiten, so lange noch nicht einmal für die grundlegendsten Ideen über die Entstehung der homerischen Gedichte eine leidlich gesicherte, in den maßgebenden Kreisen anerkannte Anschauung erreicht ist. Trotzdem bildet Kammers Werk auch für den Gegner des in ihm vertretenen Standpunktes eine empfehlenswerthe Lectüre; denn mit liebevoller Begeisterung führt Kammer die Schönheiten der ältesten Ilias in der Erfindung und in der Durchführung des Planes, in den Charakteren der Persönlichkeiten und in der Sprache dem Leser vor Augen. Einen besonderen Genuß gewährt der zweite Abschnitt des ersten Theiles, woselbst die homerischen Menschen der ursprünglichen Ilias in ihrer Stellung den Naturmächten und der Thierwelt gegenüber, in ihren Beschäftigungen und ihren psychischen Eigenschaften auf's Prächtigste geschildert werden.

s. b.

Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer. Berlin, Gebrüder Paetel.

Die entsagungsreiche Liebesgeschichte des verewigten Kaisers und der eben so schönen, als geistig hochstehenden Prinzeß Elise Radziwill, über welche dem Publikum aus Zeitungen und biographischen Veröffentlichungen bereits viele Bruchstücke bekannt sind, erscheint hier zum ersten Male von ihrem Entstehen bis zum Ende in übersichtlicher Darstellung und durch briefliche

Documente beglaubigt. Sie lehrt uns, daß auch das Leben der Mächtigsten dieser Erde oft thränenreich genug ist und erfüllt von schweren Seelenkämpfen; wie diese von den beiden Betheiligten getragen werden, erweckt unsere ganze Sympathie für sie, männlich und würdig und doch im Innersten erschüttert, zeigt sich uns Prinz Wilhelm, still und ergeben die junge Prinzessin; aber während das Schicksal dem Prinzen für den versagten Liebestraum unsterbliches Heldenthum gewährte, welkt die junge Mädchenblume, deren Leben nur noch dem Wohlthun Anderer gewidmet ist, langsam dahin, bis der Tod sie von einem für sie freudlos gewordenen Dasein erlöst. mz.

Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen. Herausgegeben von E. Pierson. Mit Vorwort von W. Kirchbach. Dresden, E. Pierson.

Ein Mitglied des „jungen Deutschland," als Besitzer der Zeitschrift Europa (1846—1851) und als Schriftsteller in lebhaftem Verkehr mit Th. Mundt, Gutzkow, Fanny Tornow, eine Zeitlang auch mit Berthold Auerbach, tritt hier in Briefen und schriftstellerischem Nachlaß der Nachwelt, welche von den literarischen Bewegungen jener Zeit Kenntniß nehmen will, neubelebt entgegen. P.

Windelband, Fichtes Idee des deutschen Staates. Freiburg i. B., Mohr.

Verfasser weist nach, wie Fichte, dessen große Bedeutung für die Erweckung unseres Nationalgefühls allgemein bekannt ist, sich doch noch zuweilen in das Weltlingerthum verlor, wenn er den Staat. den Gegenstand seines Gefühls, durch Begriff zu bestimmen suchte. Uebrigens ist es überraschend, wie oft Fichtes Ausführungen auf die heutigen Zustände passen. R. J.

Schwarz, weiß, roth! Eine Ethik des Patriotismus. Von Th. Brecht. Halle a. S., Strien.

Ein warmer Mahnruf an alle Deutschen, sich nach den Erfolgen der letzten Kriege nicht dem Gefühl der Sicherheit hinzugeben, sondern strenge Anforderungen an sich zu stellen und nicht über den kirchlichen und politischen Parteien das Vaterland zu vergessen. Das Werk, welches mit vielen Tagesmeinungen in's Gericht geht, ist sehr zu empfehlen. R. J.

Duellstrafen von Breslauer. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Das Buch, welches merkwürdigerweise auf Militair- und Studentenduelle nicht eingeht, stellt fest, daß durch Strafen die Duelle nicht aus der Welt zu schaffen sind, und erwartet eine Aenderung nur von der Erziehung. R. J.

Emile Zola, Alphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs von Emil Burger, Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1889.

Eine knappe Darlegung über Werden, Wesen und Ziele des französischen Naturalismus wäre eine verdienstvolle Arbeit. Man erwartet das von dem vorliegenden Büchlein aber vergebens. Die hier und da eingestreuten Bemerkungen darüber sind zu dürftig und unzureichend. Der Verfasser giebt zunächst eine Analyse von Zolas L'oeuvre und charakterisirt den Dichter in verständiger, maßvoller, wenn auch allzusehr aphoristischer Weise. Alsdann folgen zwei kleine Aufsätze über Alphonse Daudet als Humorist und „Dreißig Jahre in Paris". In ersterem analysirt der Verfasser „Tartarin von Tarascon", „Die Könige im Exil", „Fromont jun. und Risler sen.", „Jack"; der flüchtige Vergleich mit Cervantes und der mit Zola sind reich an treffenden und feinen Bemerkungen. Ein vierter Aufsatz behandelt die literarischen Producte des Chauvinismus, anknüpfend an Jules Legoux's „Pro Patria". Den Schluß des Büchleins bilden vier novellistische Skizzen, welche anmuthig und reizvoll sind. Das Büchlein ist eine anregende Lectüre und nützlich für die, welche sich in der modernen französischen Literatur umthun wollen. Es kann daher warm empfohlen werden. s. s.

P. K. Roseggers Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In ca. 115 Lieferungen, Lexikon Octav à 50 Pf. Wien, A. Hartleben.

Vor Weihnachten 1889 zeigten wir den Abschluß der zuerst in Aussicht genommenen vier Bände dieser Prachtausgabe an. Die Verlagshandlung läßt jetzt noch eine in gleicher Weise vorzüglich illustrierte auf zwei Bände berechnete Fortsetzung folgen, welche die neuesten Werke Roseggers enthält. Die uns vorliegenden zehn Lieferungen 75—86 enthalten die Er-

zählung „Jacob der Letzte," eine ernste und tiefergreifende Darstellung aus dem Ankämpfen des alten Gebirgsbauernlebens gegen die vordringende Cultur der Großgrundbesitzer und Jagdherren; sodann den größten Theil des uns früher noch nicht bekannt gewordenen Werkes „Martin der Mann". In dieser höchst eigenartigen Dichtung werden die Verehrer Roseggers seine Muse auf ganz neuen Wegen wandeln sehen. In der Einkleidung fast märchenhaft gehalten, und in eine weit abliegende Vergangenheit versetzt, berührt diese Erzählung die tiefsten socialen und politischen Fragen aller Zeiten, die in dem brieflichen und mündlichen Gedankenaustausche einer aus ländlichem Stillleben plötzlich auf den Thron berufenen Fürstin mit ihrer Jugendfreundin, der Förstersfrau, anschaulich hervortreten. O.

Im Kampf mit Vorurtheilen. Novelle von Hans Wittenberg. Danzig, Carl Hinstorff.

Im Rahmen einer Novelle behandelt der Verfasser die Duellfrage und den Conflict, in welchen ein Mitglied aristokratischer Kreise der Gesellschaft gegenüber geräth, wenn er seine prinzipielle Gegnerschaft gegen das Duell im praktischen Leben bewahrheitet und den Zweikampf ablehnt. Ohne grade neue Gesichtspunkte in dem Widerstreit der Meinungen in dieser augenblicklich so sehr actuellen Frage zu entwickeln, zeigt der Verfasser, wie der Einzelne nur mit Gefährdung seiner socialen Existenz sich dem fest eingewurzelten Vorurtheil entgegenzusetzen vermag. Schließlich bleibt er zwar Sieger, aber erst nachdem er aus den alten Verhältnissen sich vollkommen losgelöst. — Es ist schade, daß der Verfasser in der Erfindung der Fabel bisweilen „romanhaft" im übeln Sinne wird, es beeinträchtigt dies recht sehr den Genuß an der sonst gut geschriebenen Novelle. mz.

Neue Novellen von Margarethe von Bülow. Berlin, Walher & Apolant.

Aus zwei dieser Novellensammlung vorangeschickten biographischen Skizzen, die eine von Freihern von Münchhausen, einem Onkel der Verfasserin, die andere von Fritz Mauthner, können wir uns über die genealogischen Verhältnisse der Familie, über den Werdegang und den leider so früh erfolgten tragischen Tod Margarethe von Bülow's unterrichten; sie starb im Alter von 24 Jahren, als sie einem Knaben das Leben rettete, den sie beim Schlittschuhlaufen im Eise einbrechen sah. Indem wir diese nachgelassenen Novellen einer so frühzeitig dem Leben Entrissenen lesen, werden wir von tiefer Wehmuth ergriffen, daß es einer so ungewöhnlichen Begabung nicht vergönnt war, zu voller Reife zu gelangen; was wir vor uns haben, sind Talentproben, die an sich beachtenswerth genug, mehr noch aber das Bedauern wachrufen, daß ein Menschenleben die Vollendung nicht erreichte, welches zu den höchsten Aufgaben berufen schien. Es ist erstaunlich wie ein so junges Geschöpf die Nachtseiten des menschlichen Lebens mit solchem Verständniß zu erfassen und dichterisch darzustellen vermochte. Allerdings geben einzelne der uns vorliegenden Skizzen mit ihrem herzbeklemmenden Pessimismus, mit ihren noch unfertigen, unklaren Charakterzeichnungen Zeugniß davon, daß die Verfasserin den Ungestüm der Sturm- und Drang-Periode noch nicht überwunden hatte; — die überschäumende Jugendkraft hatte noch nicht gelernt Maß zu halten; leider nahm ihr der Tod die Feder aus der Hand, noch ehe sie uns ihre reifsten Früchte hinterlassen konnte. mz.

Aus der schönen wilden Lieutenantszeit. Roman aus dem österreichischen Cavallerieleben von Baron Carl Torresani. 3 Bde. II. Aufl. Dresden, E. Piersons Verlag.

Wie ein solcher Roman eine zweite Auflage erleben konnte, ist uns unverständlich. Wir haben es voraussichtlich nur mit einer Titelausgabe zu thun, denn banaleres Geschwätz über einen uninteressanten Stoff ist uns kaum vorgekommen. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß selbst Leser, die in ihren Ansprüchen bescheiden sind schon nach den ersten Capiteln uns beistimmen werden. Der Humor in dem Buche ist durchaus gesucht und die Sprache häufig mehr als geschmacklos. ps.

Um Belt. Roman in 2 Bänden von Gregor Samarow. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Samarow bietet uns hier einen Familienroman mit geschichtlichem Hintergrund und versetzt uns in die Zeit des Kampfes der Deutschen zur Befreiung der Herzogthümer Schleswig-Holstein vom dänischen Joche. Mit vielem Glück hat

der Verfasser die historischen Vorgänge in die Handlung zu verweben gewußt und mit dem Geschick einer der der ersten Adelsfamilien Schleswigs verknüpft. Interessant schildert er uns die Spaltungen unter den einzelnen Mitgliedern derselben, von denen ein Theil dieser, der andere jener Macht zujubelt. Auch die Gestalten König Friedrich VII. sowie seines Nachfolgers Christian IX. läßt er scharf hervortreten und erwägt ohne doctrinair zu werden in fesselnd erzählender Form die politische Lage und die Ursachen des Krieges. Ganz besonders wirkungsvoll und mit besonderer Sorgfalt durchgearbeitet sind die Seelenkämpfe, welche die beiden Liebespaare des Romans zu bestehen haben.

ps.

Im Kampf um die Ueberzeugung. Roman in drei Bänden v. K. Rinhart (Katharina Zitelmann), Dresden, E. Pierson's Verlag.

Im Kampf um die Ueberzeug trennen sich zwei Herzen, die einander aus Liebe einst gefunden. Die verschiedene Auffassung von Religion ist es, die diesen Kampf hervorruft.

Die Verfasserin hat nicht ohne Geschick das Problem, das der ganzen Erzählung zu Grunde liegt, gelöst. Etwas weniger Häufung von Personen, die der eigentlichen Handlung fern liegen und dadurch Vermeidung ermüdender Längen wären erwünscht gewesen und auch hie und da eine etwas sorgfältigere Behandlung der Sprache.

Immerhin zeigt dies Werk von unverkennbarer Begabung und richtiger Auffassung von Verhältnissen und Menschen. Recht geschickt führt uns die Verfasserin die gerade bei Geistlichen nicht selten zu findende Heuchelei vor. Als ein Beispiel hierfür gilt der Prediger Laufen, der von der ganzen Aristokratie vergötterte Seelsorger der Reichshauptstadt, der sich nicht entblödet der jungen schönen Cornelia, der Frau seines intimsten Freundes gegenüber Verführungsgedanken zu hegen und sie dem Herzen ihres Mannes zu entfremden. Cornelia bildet gleichzeitig die Hauptperson des Romans, die im Kampf um ihre Ueberzeugung fast ihr ganzes Leben vertrauert und doch um derselben Willen Alles erträgt.

Auch die Durchführung des Charakters dieser edlen Frau ist der Verfasserin sehr wohlgelungen. Wir haben es also hier mit einem Werk zu thun, das einer freundlichen Aufnahme aller denkenden Leser gewiß ist.

ps.

Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel.

Bei der erschreckenden Ueberhandnahme des Dilettantismus grade auf dem Gebiet novellistischer Production, ist es eine wahre Erquickung in der Verfasserin der Hamburger Novellen ein eben so eigenartiges als starkes Talent kennen zu lernen. Hier ist nichts Gesuchtes oder Gekünsteltes, ihre Motive sind die einfachsten und alltäglichsten, aber wo sie anklopft, springt der Quell echter und wahrer Poesie.

Auf wenigen Seiten entwirft Ilse Frapan ein Stimmungsbild, mit welchem sie unser Gemüth gefangen nimmt, wenn sie einen Vorgang von der Straße schildert, oder das Schicksal der kleinen fünfjährigen Schauspielerin, die im selben Augenblick, in welchem ihre Mutter daheim elend und verlassen stirbt, ihr Dasein im bunten Schmetterlingskleid, durch einen Fall vom Schnürboden endet. Neben diesen Skizzen sind die kleinen Erzählungen „Altmodische Leute" „Thedche Bolzen" 2c. wahre Cabinetsstücke der Kleinmalerei mit glücklichster Benutzung des Hamburger Localcolorits.

Das Buch verdient unsere wärmste Empfehlung.

mz.

Die Prätendentin. Historischer Roman aus der Regierungszeit Katharina II. von Alexander Olinda, Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Die Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. mit ihrem blutigen Intriguenspiel bietet dem Romanschriftsteller ein noch immer nicht erschöpftes Stoffgebiet, obgleich der Geschmack des gebildeten Lesepublikums an dem sogenannten historischen Roman, in welchem die geschichtlichen Thatsachen in freier Erfindung behandelt werden, sich durchaus nicht mehr in demselben Grade erfreut, wie in einer hinter uns liegenden Zeit.

In dem uns vorliegenden Werke schildert der Verfasser das Schicksal eines jungen Mädchens, deren eigene Wünsche und Neigungen allen ehrgeizigen Plänen abhold waren, dann aber von anderen, selbstsüchtige Zwecke verfolgenden Intriguanten, das Loos einer Thronprätendentin aufgezwungen wurde und die dadurch aus einer grausamen Situation in die andere geräth. Das in Rede stehende junge Mädchen ist eine im Geheimen erzogene Tochter der Kaiserin Elisabeth, aus deren Ehe mit dem Oberhofjägermeister Razu-

moffsky, bekannt unter dem Namen Fürstin Tarrakanoff.

Die Phantasie des Lesers wird förmlich auf die Folter gespannt durch die Verwickelungen, von welchen eine immer grausamer und unnatürlicher ist, als die andere, in die die junge Fürstin geräth, bis der Tod sie und den Leser von den erlittenen Qualen erlöst. Das Buch ist unleugbar gut geschrieben; da aber der Verfasser es sich entgehen läßt dem Einzelschicksal einen großen zeitgeschichtlichen Hintergrund zu geben, so ist es ein Sensationsroman, der nur dem Unterhaltungsbedürfniß dient. mz.

Fräulein Ludingtons Schwester von Edward Bellamy. Roman über die Unsterblichkeit. Deutsch von Clara Steinitz. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Eine liebenswürdige Satire auf den Spiritismus und — wenn man will — auch auf den Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Der Verfasser, bekannt durch seinen Rückblick aus dem Jahre 2000, ist ein außerordentlich kluger, feiner und geistreicher Kopf, der sein Thema gründlich anfaßt und es auch erschöpfend behandelt, aber — er ist kein Dichter. Den uns vorgeführten Personen — es sind ihrer nur sehr wenige — mangelt es an Fleisch und Blut, es sind nur Schemen, und den dargestellten Situationen fehlt Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. Eine gewisse Trockenheit, die an Chroniken erinnert, durchzieht das ganze Buch und macht es mitunter, trotz des interessanten Grundthemas, langweilig. Immerhin gehört es aber zu den Büchern, die zu denken geben, und da die meisten Menschen um das Fortbestehen ihres Seelchens nach dem Tode sehr besorgt sind, so wird es gewiß unzählige Leser finden. kj.

Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Mit Freuden begrüßten wir die zweite Auflage dieser Gedichte, welche sehr bald die wohlverdiente Theilnahme gefunden haben. Die Verfasserin hat im Einzelnen Manches an den Gedichten der ersten Ausgabe gebessert und vervollkommnet; sie hat aber auch neue Gaben hinzugefügt, die sowohl wegen der sinnig-ernsten Betrachtung der Natur und des menschlichen Lebens mit seinen Aufgaben und Zielen als auch wegen der edlen und schönen Form das lebhafte Interesse besonders unserer Leserinnen erwecken werden. Auch die äußere Ausstattung des Büchleins ist höchst geschmackvoll und gediegen. O.

Berliner Neudrucke. II. Serie Bd. III. Berliner Gedichte 1863—1806. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Pätel.

Die Gedichte, welche dieser Band enthält, dürften den meisten Lesern völlig unbekannt sein, denn Geiger hat sich auf solche Gedichte beschränkt, welche seit ihrem ersten Erscheinen nicht mehr gedruckt worden sind. Das Buch will in erster Linie nicht ästhetischen Genuß bereiten, sondern will den Geschichtsfreunden die Möglichkeit geben, sich das Bild jener verhängnißvollen Zeit lebendig vor die Seele zu rufen. Diesen Zweck erreicht das Buch vollständig. Es enthält Gedichte an die Könige, welche während dieser Zeit in Preußen regierten, ferner Lieder, welche die Zeitereignisse, wie den amerikanischen Freiheitskrieg und die französische Revolution, besingen. Wir begleiten auch einen Dichter in den Thiergarten, „den heiligen Hain", nehmen an der Eröffnung des neuen Schauspielhauses theil, lernen die berliner Hofgesellschaft, die Prediger und Freimaurer kennen und gedenken berühmter und unberühmter Männer, die in jenen Jahren von der Erde schieden. Das Buch wird viele Leser finden. R. J.

Am Vierwaldstätter See. Malerische Ansichten von Berg, Thal und See. Mit begleitendem Text von Alfred Brennwald, unter Mitwirkung von Dr. W. Grothe. Herausgegeben von F. Schleicher (Luzern, J. Fr. Schleicher & Co.).

Ein Reisebegleiter reizendster und originellster Art. Wunderschöne Landschaftsbilder in ganz ausgezeichneten Reproductionen und begleitet von einem sachlich unterrichtenden, manchmal schwungvoll schildernden Text. Für Besucher der Schweiz, die mehr als den flüchtigen Eindruck des Augenblicks haben wollen, wird dieses Büchlein eine schöne Erinnerung sein. Die Bilder — 32 Aquarellen nach Originalaufnahmen namhafter Künstler — haben einen selbständigen künstlerischen Werth, indem sie die schönsten Punkt aus der Umgegend des Vierwaldstätter Sees in glücklicher Auffassung wiedergeben. Die Ausstattung des Buches in Albumformat entspricht seinem Zwecke außerordentlich. rl.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Band, R., Wie wird man reich? Ein Buch für Jedermann. Bukarest, A. Degenmann.

Ballestrem, E. Gräfin (Frau von Adlersfeld). Um eine Königskrone und andere Novellen. Wiesbaden, R. Bechtold & Co.

Bellamy, E., Fräulein Ludington's Schwester. Roman über die Unsterblichkeit. Deutsch von C. Steinitz. Berlin, S. Fischer.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausg. von C. Falkenhorst. Lieferung 7—9. Stuttgart, Union. Dtsch. Verlagsgesellschaft.

Biedermann, K., 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congress bis zum Thronwechsel in Preussen. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „30 Jahren deutscher Geschichte, 1840—1870." Zweiter Band. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottlaender.

Brehm, A. E., Vom Nordpol zum Aequator. Populäre Vorträge. Mit Illustr. Liefe. 5. 6. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellsch.

Bucholtz, F., Aus dem Oldenburger Lande. Bilder u. Skizzen. Oldenburg, G. Stalling.

Carette, A., Erinnerungen an die Tuilerien. Aus d. Französ. frei übertragen von Eufemia von Adlersfeld geb. Gräfin Ballestrem. Erster Band. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Ely, R. T., The labor movement in America. London, W. Heinemann.

Finck, H. T., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Deutsch von Udo Brachvogel. Zweiter Band. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Freudenthal, Fr., In de Fierabendstied. En plattdütsch Geschichtenbook. Oldenburg, G. Stalling.

Friedensburg, W., Zur Arbeiterfrage. Eine volkswirthschaftliche Studie. Zweite Auflage. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Gunter, A. C. W., Potter aus Texas. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Englischen (Engelhorn's allgem. Romanbibl. VI. Jahrg. B. 24, 25. Stuttgart, J. Engelhorn.

Harrisse, H., Christophe Colomb. Les Corses et le gouvernement français. Paris, H. Welter.

Hertzka, Th., Freiland. Ein sociales Zukunftsbild. Dritte Auflage. Dresden, R. Pierson's Verlag.

Hindersin, Fr. v., Julius Cäsar. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. G. Naumann.

Homer's Odyssee für das Deutsche Haus von E. Engelmann. Mit Illustr. Lieferung 1. 2. Stuttgart, P. Neff.

Jacobowski, L., Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwickelungsgeschichte der Poesie. Dresden, E. Pierson.

Jenssen, Ch., Praktischer Leitfaden durch das Invaliditäts- u. Alters-Versicherungs-Gesetz vom 22. Juni 1889. Hannover, C. Meyer.

Jungmann, E., Sinkende Zeiten. Erzählung a. d. letzten Hansakriege. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender.

Keber, A., Zur Philosophie der Kindersprache. Gereimtes und Ungereimtes. Zweite Aufl. Leipzig, Th. Grieben.

Kirchhoff, A., Stanley und Emin nach Stanley's eigenem Werke. Mit Emin's Portrait. Halle, O. Hendel.

Krüger und Delius, Vademecum aus Luthers Schriften. Zweite Aufl. Gotha, Fr. A. Perthes.

Lindemann, M., Helgoland. Zeichnungen nach der Natur. Hamburg, G. W. Seitz Nachf. Gebr. Besthorn.

Litzmann, B., Friedrich Ludwig Schroeder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Erster Theil. Leipzig, L. Voss.

Michael, W., Englands Stellung zur ersten Theilung Polens. Habilitationsschrift. Leipzig, L. Voss.

Mollweide, R., Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französ. Unterhaltungslitter. mit deutschen Anmerkungen. I. Bändchen. Strassburg, Strassb. Druckerei und Verlagsanstalt vorm. Schultz & Co.

Müller, C., Gundelbauer's Lore. Volksstück in fünf Acten. Leipzig, A. Baumann.

Münchener Jahres-Ausstellung von Kunstwerken aller Nationen. II. Jahrg. II. Theil. München, Münchener Kunst- u. Verlags-Anstalt. E. Albert & Co.

Murray, D. Ch. u. H. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von N. Rümelin. (Engelhorn's allgem. Romanbibl. 6. Jahrg. B. 26.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Peter, Fr., Das Priestererbe. Roman. Zugleich ein Beitrag zur neuesten Geschichte der Wiederkatholisirung Deutschlands. Leipzig, Selbstverlag.

Rosegger's P. K. Ausgewählte Werke. Mit Illustr. von A. Greil u. A. Schmidhammer Lieferung 86—94. Wien, A. Hartleben.

Sacher-Masoch, Jüdisches Leben in Wort und Bild. Mit Original-Illustr. in 28 Vollbildern in Heliogr. u. Text-Illustrationen. Lief. 1. 2. Mannheim, J. Bensheim.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Mit Illustr. Lieferung 18—20. Wien, Volkswirthsch. Verlag von A. Dorn.

Selenka, E., Ein Streifzug durch Indien. Mit 29 Abbildungen. Wiesbaden, C. W. Kreidel.

Siegfried, W., Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Zwei Theile in einem Bande. Jena, H. Costenoble.

Siems, A., Ein Circusmädchen. Roman. Breslau. Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Sorger, H., Der Weltbrand und wie er gelöscht wird. Eine Betrachtung für Jedermann. Bremerhaven, Chr. G. Tienken.

Watterich, Die Psalmen aus dem Hebräischen, metrisch in's Deutsche übersetzt und erläutert. Baden-Baden, E. Sommermeyer.

Wellenstein, F. v, Lasst mich schwimmen! Lieder aus dem Reiche Poseidon's. Mit Illustr. von C. Ernesti. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Wichert, R. v., Die ewigen Räthsel. Populärphilos. Vorträge. Zweite Serie. Halle a. S., C. E. M. Pfeffer.

Wilbrandt, A., Adams Söhne. Roman. Zweite Auflage. Berlin, W. Hertz. (Besser'sche Buchhandlung.)

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 25. Band. 3. Heft. Berlin, D. Reimer.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausg. von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von R. Falckenberg. N. F. 27. Band. Heft 1. 2. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 55. — Heft 164.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

November 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Albert Traeger.
Radirung von Ludwig Kühn in Nürnberg.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottlænder in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LV. Band. — November 1890. — Heft 164.

(Mit einem Portrait in Radirung: Albert Traeger.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Paraskewula.

Eine Novelle aus Griechenland.

Von

Eduard Engel.

— Berlin. —

I.

Meinen wackeren Agogiaten Jraklis aus Delphi hatte ich am Fuß der Gipfelwand des Parnaß beim weidenden Maulthier gelassen und war allein zur Spitze hinaufgeklettert. Ueber rieselndes Geröll ging der Weg steil in den blauen, völlig dunstlosen Aether des Oktobertages hinauf, und ich mußte scharf Acht geben, um auf den rundlich gebogenen Sohlen der griechischen Bergschuhe in dem steinernen Gerinnsel fest zu fußen. Eine ziemliche Weile hörte ich noch durch die wunderklare Luft hinter mir des Jraklis schwermüthige, ein wenig näselnde Singstimme, mit der er seit unserem Aufbruch aus Delphi im erbleichenden Mondenschein bis jetzt zur flimmernden Mittagsstunde fast unaufhörlich sich und mir den beschwerlichen Weg verkürzt hatte. Kaum daß er sich unterweilen Zeit gelassen, seinem Maulthier einen kräftigen Fluch zuzuschreien, wenn es gemächlich stehen blieb und eine vertrocknete Königskerze, ein Büschel längst abgeblühter Assodelen oder eine hochstielige Bergdistel abrupfte.

Jch mußte ihn wohlversorgt in dem duftigen Thymian, drein er sich gebettet, mit dem leeren Rucksack unter dem Kopf, und hatte keinen Anlaß, von meinem steilen Kletterweg auf ihn zurückzublicken. Jndessen ich meine poetische Erklimmung des Musenberges vollendete, holte er wohl drunten in guter Ruhe den zu früh unterbrochenen Schlaf der vergangenen Nacht behaglich prosaisch nach.

Ein lindes Lüftchen umflatterte den höchsten Berggipfel, auf dessen felsigem Thron ich mir's im Anschauen der unsagbaren Pracht ringsum ohne jede Sorge um den mir noch bevorstehenden langen Tagesmarsch gut sein ließ. Fast mit einem Rundblick konnte das Auge hier alles einsaugen, was in alter und neuer hellenischer Geschichte hochgeheiligten Namen trägt. Hier saß ich auf dem erhabensten Sitz zwischen Delphi und Thermopylä und nur eine halbe Kopfwendung brauchte ich gen Norden zu machen, so schimmerte fern an der thessalisch-türkischen Grenze das Schneehaupt des Olympos zu mir herüber, thürmte sich daneben die Riesenpyramide der Ossa mit ihren steilen und darum schneefreien dunklen Wänden empor. Ein Blick niederwärts zeigte mir die Stelle am Malischen Meerbusen, wo zweimal im Zeitraum von 22 Jahrhunderten die tapfersten Griechenherzen an den Schwefelquellen von Thermopylä gegen die eindringenden übermächtigen Barbaren verblutet waren.

Erst als die sich mählich nach Westen neigende Sonne mich zum Aufbruch mahnte, warf ich einen Blick hinunter nach der Richtung, aus der ich gekommen, nach dem Korinthischen Golf und über ihn hinweg auf die rebenbekränzten Uferberge von Achaja. Und dann betrachtete ich schaudernd den garstigen Geröllweg, auf dem ich zum Gipfel gelangt war, und verfolgte ihn Stück für Stück hinab in das Paßkesselthal, in dem ich meinen getreuen Iraklis sammt seinem Mulari zurückgelassen, und endlich trieb mich die Neugier, das Fernglas anzusetzen, um mich des Wohlbefindens von Mensch und Thier von hier aus zu vergewissern.

Richtig, er lag noch deutlich erkennbar im leuchtenden Sonnenschein neben dem Felsblock, auf dem wir gefrühstückt hatten und um dessen eine scharf vorspringende Kante der Leitstrick vielfach verschlungen und verknotet war, um das eigensinnige Mulari an seinen abenteuerlichen Gelüsten nach Seitensprüngen zu hindern. Ringsum kein anderes lebendes Wesen, nicht drunten an der Schulter des Berges, nicht oben in Lüften. Kein Ton aus bewohnten Stätten stieg bis zu dieser Höhe. Zuweilen, wann ich gespannt hinunterlauschte, vermeinte ich wohl aus der Tiefe von mehr als tausend Fuß ein feines Gebimmel von des Mulari Halsglöckchen zu vernehmen; doch war das nur eine Täuschung des Ohres, an dem die große Einsamkeit dieser Gipfelwelt leise klingend vorüberzog.

Aber was ich jetzt durch mein altes gutes Glas sah, war keine Täuschung. Eine weiße Gestalt kam dort unten aus schwindelnder Tiefe in derselben Richtung den Paß herauf, aus der ich vor mehr als zwei Stunden zur Höhe geritten. Zu Fuß, mit gleichförmigem, etwas schleppendem Schritt kam sie daher auf dem ziemlich ebenen Wege, der an dem letzten Kegel des Parnaß unten vorbeiführte. Von hier aus gesehen war es wie ein geisterhaftes Schweben. Konnte das auch einer der schlanken Pferdehirten mit seinem weißvließigen Mantel sein, wie ich deren heute zwischen der Korykischen Höhle oberhalb Delphis und dem Paß schon so viele

angetroffen, Tabak und Wein mit ihnen getheilt und Rede und Gegenrede getauscht hatte? Ganz gewiß, wer sonst sollte so allein bis zu dieser Höhe dringen? Aber hatten mir nicht gerade die Hirten unterwegs gesagt, daß sie ihre Thiere, die berühmten Schimmel des Parnaß, nur selten so weit hinauf weiden ließen, weil es in trockener Jahreszeit hier arg an Wasser gebräche?

Jetzt stand die wandelnde weiße Gestalt drunten still, und ich konnte deutlich beobachten, wie sie sich umschaute, als hätte sie den Weg verfehlt und wüßte nicht mehr aus und ein. Aber dann wieder schwebte sie entschlossen vorwärts, kam näher und näher jenem grünen Fleckchen in der Steinwüste, wo mein Mann und sein Thier ruhten, und jetzt hatte sie den Schlafenden erblickt und war stehen geblieben. Aber nun sah ich sie auch deutlicher als vorher, dicht unter mir und wurde gewahr, wie ihr langes, loses schwarzes Haar bis zum Gürtel niederfluthete, vom Winde, der über den Paß wehte, leicht hin und her getrieben. Ich unterschied das kniebelange Uebergewand der griechischen Frauen von dem kurzen Hirtenmantel und wußte, daß ein Weib dort unten seinen einsamen, wilden Weg ging.

Als sie ein paar Schritt vor dem Schlummerplätzchen meines Führers angelangt war und ihn offenbar bemerkt hatte, blieb sie wieder stehen; dann that sie noch einen Schritt vorwärts: vielleicht wollte sie ihn wecken. Endlich kauerte sie sich nieder, zog ein weißes Kopftuch übers Haar und verharrte regungslos im brütenden Sonnenschein.

Beim Niedergleiten über das rieselnde Gestein hatte ich mit mir selber genug zu schaffen und konnte nicht nach dem fremden Menschenkind in der Tiefe ausschauen. Erst nach einer halben Stunde anstrengenden Springens und Rutschens und Stapfens kam ich so nahe, daß ich nun auch mit bloßen Augen die beiden Menschen und das Thier unterschied, und dann stand ich endlich so dicht über ihnen, daß ich sah, das fremde Geschöpf war ein ganz junges Weib, wohl noch ein Mädchen, ein halbes Kind.

Iraklis war längst wach, denn ich hörte ihn wieder singen. Vielleicht hatte er sich inzwischen mit der Fremden ausgeplaudert; wenigstens saßen sie auf demselben flachen, niedrigen Felsblock, wenn auch durch eine schickliche Entfernung von einander getrennt. Das Maulthier stand gesattelt und gezäumt für mich wieder bereit, unser bischen Gepäck war aufgeladen und festgeschnallt, und ich hätte ohne Weiteres aufsitzen und weiterreiten können. Die Fremde hatte mir kaum das Gesicht entgegengewandt, als ich auf sie zutrat und sie mit dem Landesgruß: „Gesundheit Dir!“ begrüßte; doch erwiderte sie den gleichen Gruß, wiewohl mit tonloser Stimme — der Stimme einer Sterbensmüden, so dünkte mir. Und doch sah diese kindliche Frau nicht aus wie eine Schwerkranke. Freilich ein feines blasses Gesichtchen, aber griechische Mädchen haben selten geröthete Wangen. Die Blässe schien wohl auch stärker, als sie wirklich war, durch die überreiche Fülle des rabenschwarzen Haares, welches ihr Gesicht so breit umrahmte,

daß von den Ohren nichts und von den Wangen nur ein schmaler Streifen zu sehen war. Und als sie ihre Augen mir langsam zukehrte, da wußte ich, warum sie mir den Eindruck einer Todkranken gemacht hatte: nie im Leben hatten mich so große hoffnungslose Augen mit einem so todessehnsüchtigen, abwesenden Blick angeschaut. Ein unaussprechliches Leid, ein tragisches Grauen lauerten darin und sahen mich so todttraurig an, daß ich ganz vergaß, ja kaum ein Weib vor mir zu haben, nur ein erwachsenes Kind.

Und doch, seltsam: wie ich sie so mit einem Blick überflog, indessen sie wieder gleichgiltig an mir vorüber ins Leere starrte, konnte mir ein gewisser Widerspruch unjugendlicher, entstellender Fülle in ihrer Gestalt nicht entgehen, so zartgliedrig und kindlich sie im Uebrigen erschien. Ein reifes Weib mußte sie sein; jedenfalls ein Weib und kein Mädchen, denn sie war unverkennbar gesegneten Leibes. —

Während ich den Sattelgurt und die hänfenen Steigbügel vorsichtig prüfte für den mir als recht gefährlich geschilderten Niederritt zu den Thermopylen, stand Jene immer noch regungslos an den Felsblock gelehnt mit schlaff niederhängenden Armen. Iraklis war ein unermüdlicher Sänger, aber das Reden war nicht seine Sache, und das ungefragte Reden nun gar nicht: so ließ er mich denn ruhig gewähren und wirbelte seine dicke Cigarette aus einem Mundwinkel in den andern. Nur als ihm meine Vorsicht ein wenig übertrieben vorkam, sagte er ein kurzes, beruhigendes: „Gut ist's!" und dann frug er: „Gehen wir?" — „Gehen wir!" erwiderte ich und schwang mich in den Sattel, und dann zu Iraklis: „Und diese Frau?"

„Die geht mit uns hinunter."

Es mußte also wohl so seine Ordnung haben, und da ich nichts dagegen einwenden konnte, daß sie bei uns blieb, so frug ich nicht weiter, rief dem Thier das ermunternde „Embrós" (vorwärts) zu und begann den Abstieg.

Ich war lange genug in diesem Theil Griechenlands hin und wieder gewandert, um auf der Stelle die Fremdartigkeit auch in der Kleidung dieser Frau zu bemerken. Daß sie nicht aus Phokis stammte, war mir klar: der schilfgrüne Mäandersaum ihres langen Uebergewandes unterschied sie deutlich von der Frauentracht Mittelgriechenlands. Jetzt ging sie mit muthigen Schritten in kurzer Entfernung vor mir her, und ich konnte sie unauffällig nach Belieben betrachten. Wie sie in ihrem Zustand es nur aushielt, so rüstig auszuschreiten! Und in welcher Haltung! Nicht rechts, nicht links wandte sie das Gesicht; immer geradeaus, als sähe sie irgendwo in blauen Fernen ein winkendes Ziel, dem sie zustrebte. Keinen Blick warf sie auf die bunte Pracht der Schmetterlinge, die uns in erstaunlichem Gewimmel umflatterten. Die Bergcyclamen dufteten in solcher Fülle um uns, daß alle Gehänge wie märchenhafte hellviolettene Teppiche leuchteten. Iraklis pflückte mir ganze Arme voll der reizenden Blumen; aber die Fremde bückte sich nicht ein einziges Mal, um eine zu brechen und sich

ins Haar zu stecken, wie es sonst griechische Frauensitte ist. Sie trug nichts in ihren Händen, nicht das kleinste Bündel, nicht Stock noch Stecken. Ihre rothledernen Zaruchia (Bergschuhe) waren zerfetzt und glichen lose um die Füße hängenden Sandalen. Und darin ging sie, ohne sich um die Steine und Schründe dieser ungeheuerlichen Felsentreppe sonderlich zu kümmern, mit der Sicherheit einer Schlafwandlerin vorauf, und mein kräftig ausschreitendes Mulari überholte sie nicht.

Absichtlich hielt ich mein Thier ein wenig zurück, um ihr einen kleinen Vorsprung zu lassen und, von ihr nicht gehört, nun doch meinen Iraklis auszufragen. Sie war kein gewöhnliches Menschenkind und kein gewöhnliches Menschenschicksal trug sie mit sich an Leib und Seele. Schon ehe ich eine Ahnung dessen hatte, was hinter ihr lag, was vor ihr drohte, quoll in meinem Herzen ein tiefes Mitleid auf mit dem armen stolzen Wesen, das da vor mir den Berg hinabschritt, umflossen vom Adel eines großen Unglücks.

„Woher kam sie?" frug ich den Agogiaten.

„Von Arachowa."

Arachowa liegt am östlichen Abhange des Parnaß und mindestens acht Wegstunden von der Paßhöhe, an der ich mit ihr zusammengetroffen.

„Dort ist sie aber nicht zu Hause?" frug ich weiter.

„Nein, Herr, sie hat dort nur die letzte Nacht geschlafen."

So hatte sie also den weiten Weg in einem Zuge zu Fuß gemacht, fast einen weiteren, wenn auch weniger beschwerlichen, als den ich in gleicher Zeit von Delphi reitend zurückgelegt!

„Und woher stammt sie?"

„Das sagt sie nicht."

„Hast Du sie gefragt?"

„Ja, aber sie sagt es nicht; sie sagt gar nichts."

„Und wohin will sie?"

„Das sagt sie auch nicht. Hinunter, meint sie nur, ans Meer, weiter nichts." Und dann nach einer Pause: „Ich glaube, Herrchen, sie ist verrückt." Er sah mich bei diesen Worten forschend an, ob ich nicht auch dächte, das seltsame Geschöpf sei verrückt; doch ich zuckte nur die Schultern und erwiderte nichts.

Jäher und jäher wurde der Abstieg, der Stunde um Stunde durch dichten Edeltannenwald hinabführte. Kurz vor Agorjani, dem noch hoch am Parnaß klebenden Oberdorf dieses Namens, war es, als bei einer scharfen Wegewendung zuerst das purpurblaue Meer zwischen den Thermopylen und dem Othrys im abendlichen Sonnenglanz heraufleuchtete. Ich hatte meine Karte ausgebreitet und ließ das Maulthier rasten, um behaglich Umschau zu halten über das neue Landschaftsbild, und spähte nach dem nördlichen Ufer des Malischen Meerbusens aus, wo der Karte zufolge das Hafenstädtchen Stylida, mein Reiseziel für einen der nächsten Tage, liegen

mußte. Da hörte ich aus der Tiefe des Weges dicht unter mir ein leises Aufschreien und dann ein Weinen wie von einem kranken Kinde, „O, mein Gott, o mein Gott!“ stöhnte es herzbrechend —: dem armen Weibe mußte ein Leid geschehen sein. In wenigen Augenblicken hatten wir sie erreicht, ich war vom Thier gesprungen und nun sah ich sie wieder. Sie hatte sich unter einen hohen Myrthenbusch der Länge nach niedergeworfen und blickte mit dürstendem Auge in die Richtung, aus welcher der schmale blaue Meeresstreif zwischen den hier besonders hochstämmigen Lorberbäumen aufblitzte.

„Bist Du krank, Schwester?“ frug ich sie.

Sie hob nach griechischer Art zur Verneinung den Kopf in den Nacken, sah mich aber nicht an.

„Warum weinst Du aber und jammerst zu Gott? Bist Du krank, so sag's und laß uns Dir helfen.“

Statt der Antwort wies sie mit der Rechten, einer schmalen, dünnen Leidenshand, hinüber auf die weiß schimmernden Pünktchen am Nordufer des Meeres und frug: „Wie heißt der Ort drüben? Ist das schon Wolos?“

„Nein, das ist Stylida.“

„Und Wolos, sieht man es nicht?“

„Nein, Schwester, das können wir von hier noch nicht sehen, das liegt am Fuße jenes Berges.“ Und ich zeigte auf den lang hingestreckten Rücken des Pelion, der fast den ganzen nördlichen Horizont abschloß.

Sie stöhnte dumpf auf, ließ den Kopf in die Hände fallen und rührte sich nicht mehr. Ein Zittern aber durchflog ihren Körper, und mir war's, als unterdrückte sie mit Heldenmuth ein immer wieder ausbrechendes leidenschaftliches Schluchzen. Sie hier liegen zu lassen, während der kühle Abendwind von den Berggipfeln niederschnob, wäre unmenschlich gewesen. Augenscheinlich war sie für heute am Ende ihrer Kräfte, und ihr Weinen war vielleicht nur die Folge übermenschlicher körperlicher Anstrengung. Das Mindeste, aber auch das Einzige, was ich für sie thun konnte, war, ihr für den Rest des Tagemarsches bis nach dem Unterdorf Agorjani mein Thier anzubieten; dort gab es Menschen, hilfreiche Frauen, vielleicht sogar so etwas wie einen Arzt, — man konnte weiter sehen.

Ich kniete neben ihr in das Myrthengebüsch und rührte ihr sanft die Schulter: „Du bist sehr müde, Schwester?“

Sie nickte leicht.

„Aber hier kannst Du nicht bleiben, die Nacht sinkt nieder und es wird kalt werden. Steig auf mein Mulari und sei guten Muths.“

Sie hob den Kopf, sah mich voll an und wollte etwas erwidern. Ihre blassen Lippen zitterten, und große klare Thränen flossen über ihre verhärmten Wangen. Dann hob sie sich mit dem Oberkörper vollends in die Höhe, streckte mir die Rechte entgegen, und ehe ich mich dessen erwehren

konnte, hatte sie meine Hände ergriffen und wild geküßt. „Charistó“ (ich danke), hauchte sie, „Du bist gut.“

Iraklis stand verlegen lauschend neben uns und beguckte bald sie bald mich aus verwunderten Augen. Endlich frug er mich: „Was machen wir mit ihr, Herr?“ — Er hielt sie noch immer für verrückt.

„Aufs Mulari helfen wir ihr, Bruder, und meinen Mantel kannst Du nur auch gleich losbinden, denn sie wird ihn nöthig haben, bis wir hinunterkommen.“

Und so thaten wir. Sie ließ sich jetzt wie ein fügsames schwaches Kind in den Sattel heben, nahm auch den wärmenden Mantel hin, und so zogen wir zu Dreien durch die schon dämmernde Schlucht, vorüber an manchem gespenstig in den Abendhimmel ragenden verbrannten Fichtenbaum, unter mächtigem Platanenlaub, durch Lorberhaine und Myrthenbüsche, tiefer und tiefer zum Fuße des Berges hinab.

Ich ging neben dem Maulthier, um die Fremde vor den überhängenden Baumzweigen zu warnen, unter denen der Weg entlang führte, denn sie achtete mit halbgeschlossenen schweren Lidern nicht auf den Weg vor ihr, noch auf die Menschen und Dinge um sie. Nur so oft ich ihr einfach „bück' Dich!“ rechtzeitig zurief, folgte sie mechanisch meinem Ruf; endlich frug ich sie, um sie ein wenig aus ihrem Brüten zu wecken: „Kennst Du Leute in Agorjani?“

Wieder erhob sie verneinend das Haupt.

„Aber Du mußt dort übernachten. Weiter können wir heute nicht reiten.“

Sie seufzte und machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte. Aber erst nach einiger Anstrengung überwand sie wirklich ihre Scheu und flüsterte, indem sie sich seitwärts zu mir niederbeugte: „Wenn ich ein wenig geruht habe — —“

„Nun, was dann, Schwester?“

„Dann möchte ich weiter.“

„In der Nacht?“

„In der Nacht! Der Mond kommt bald.“

Beinahe hätt' ich jetzt laut dasselbe gesagt, was Iraklis offenbar dachte, denn er blinzelte mich verschmitzt an: sie ist doch verrückt. — In ihrer Stimme aber bebte etwas, was nicht nach Wahnsinn klang oder doch nur nach dem Wahnsinn eines unheimlichen, zielbewußten Entschlusses.

„Du findest den Weg nicht, Schwester; mein Führer hier hat mir gesagt, der Weg von Agorjani über die Berge drüben nach den Thermopylen ist zu schwer zu finden. Bleibe bei uns, morgen ziehen wir weiter.“

„Ich will nicht nach den Thermopylen, Herr, ich will nach Wolos.“

Armes Närrchen, dachte ich, mit Deiner griechischen Geographie ist es schwach bestellt; wie kannst Du anders als durch die Thermopylen nach Thessalien gelangen? Aber mir klangen noch ihre letzten Worte in den

Ohren nach; ich wiederholte sie stillschweigend und frug mich, wo ich diesen Tonfall und manche fremdartige, weichere Wortform wohl schon gehört haben mochte. Es klang mir ungewohnt, und doch hatte ich es in meinem Leben schon einmal genau so gehört. Wo war das nur gewesen? — Das wachsende Dunkel zwang mich, des Weges zu achten, und riß mich aus meinem Nachsinnen.

Es war mittlerweile wärmer geworden, und wir waren in eine der schützenden Falten am Fuße des Parnaß auf der Nordseite gekommen, in der kein Lüftchen ging. Der Weg senkte sich in großen Kehren zu Thal. Schon zeigten sich vereinzelt Oelbäume mit ihrem silbergrauen Laub und ihren wunderlich zerspaltenen Stämmen. Auch Weinfelder mit reifen, schwarzen Trauben zogen sich zu beiden Seiten des Weges die Hänge hinab, und mein Iraklis brach nach schöner Landesart vor den offenen Augen der auf freiem Felde beim Keltern beschäftigten Winzer gemüthlich die größten Trauben für sich, seinen Fremden und dessen Schützling. Rauchwolken kräuselten sich vor offenen Kochfeuern über die Felder hin. Hier und da blaffte uns ein spitzzahniger Hund an und mußte durch einen drohend aufgehobenen Stein zur Ruhe gescheucht werden. Freundliche Abendgrüße schollen herüber und hinüber. Das Ziel des Marschtages konnte nicht mehr fern sein.

Ich sagte das der Reiterin; da bemerkte ich zu meiner Ueberraschung, daß sie von einem mäßigen Laib groben schwarzen Bauernbrotes, das sie in der Gürteltasche getragen haben mußte, mit einem der buntstieligen plumpen peloponnesischen Messer sich ein Stückchen abschnitt und davon aß. Ich hatte mich den Weg entlang so in den Gedanken hineingelebt, ein ganz außerordentliches Wesen neben mir reiten zu sehen, daß ich mir nicht beikommen ließ, sie möchte am Ende eines so langen Marsches Hunger empfinden wie ein anderer Mensch. Und als das Mulari gerade in diesem Augenblick durch einen flinken, gurgelnden Bergbach trappelte, bat sie mich sogar, es anzuhalten, sie wolle absteigen und trinken. Ich hieß sie ruhig im Sattel bleiben und reichte ihr von dem klaren Bachwasser zur Genüge in meinem Reisebecher. Als ich ihr aber eine der pfundschweren Trauben mit den großen süßen Beeren hinaufreichte, wies sie die mit einer so entschiedenen Handbewegung zurück, daß ich wohl ein geärgertes Gesicht machte, denn sie fügte gleich darauf mit entschuldigender Betonung hinzu: „Ich esse nur Brot."

„Und Du trinkst nur Wasser?" frug ich ein wenig spöttisch.

„Ich trinke nur Wasser, Herr," erwiderte sie mit ernstem Gesicht.

„Hast Du ein Gelübde gethan, nur Brot und Wasser zu genießen, Schwester?"

„Kein Gelübde, Herr, aber seitdem ich unterwegs bin — —" Sie stockte und ließ dann wieder den Kopf auf die Brust sinken.

Iraklis war aus seinem Entsetzen über die verrückte Reisegefährtin

allmählich wieder zu sich gekommen. Die süßen Trauben und die Nähe des Nachtquartiers hoben seinen Muth, und so fing er denn wieder seinen Singsang an, zunächst allerlei ernste und lustige Zweizeiler, die lustigen nach der Art des griechischen Bauernvolkes in ebensolchem Leichenbitterton wie die ernsten.

Die Reiterin verzog keine Miene, verrieth durch keine Bewegung ihre Theilnahme. Wie sie so vornüber gebeugt im Sattel saß, umrahmten die langen Strähnen schwarzen Haares gleich einem Trauerschleier das bleiche Gesicht und hingen über das weißwollene Oberkleid nach allen Seiten fast bis zum Sattel nieder.

Jetzt begann Iraklis ein neues Lied, das in ganz Griechenland wohlbekannte furchtbare „Tragudi" von der armen Konstantina. Durch die linde Abendluft klangen die schluchzenden Verse wie ein Todtenklagelied und brachen sich an den Felswänden der Bergesfalte, in der wir einherzogen. Und also sang er:

„Nicht du bist schuld, o Kostena, nicht du, unselige Arme, —
Die hündische Schwiegermutter nur, die dich ins Bett getrieben.
Bereite, liebe Schwieger, dir, bereite dir das Lager,
Denn heut noch kehrt dein Kostas heim zu süßem Liebeskosen."

Beim ersten Verse schon hatte die Reiterin sich im Sattel zurecht gesetzt und dem Sänger einen scheuen Blick zugeworfen. Ihre Unruhe steigerte sich bis zum Entsetzen, als Iraklis, ohne ihrer zu achten, mit Singen fortfuhr, indem er von Zeit zu Zeit eine Weinbeere in den Mund schob —:

„Und dort, im frühsten Morgengraun, zwei Stunden vor der Sonne,
Verspürte sie auf ihrer Brust den Druck der Silberknöpfe
Und wußte, Kostas war das nicht, es war der — —"

„Siopa!" (schweig), schrie auf einmal die Reiterin dem Führer zu, so laut und zornig und traurig zugleich, daß er mit offenem Munde stehen blieb, keinen Ton mehr vorbrachte und das Weib ängstlich anstarrte, als werde sie im nächsten Augenblick nach Art böser Geister ihm ein Leid anthun. Dann aber sich besinnend schüttelte er seinen gutmüthigen Lockenkopf, sah mich sanft lächelnd an und sagte nur: „Hab ich nicht Recht gehabt, Herrchen?"

Jedoch die Unterbrechung hatte ihre Wirkung gethan: er wagte nicht einmal, das Lied, welches die Reiterin so furchtbar erregt hatte, bis zu Ende zu singen. Und so rückte unsere kleine Karawane bald nach der siebenten Abendstunde in dem Unterdorf Agorjani ein, eben als hinter den Höhen von Euböa die Vollmondscheibe in den schwarzblauen Himmel schwebte.

II.

Bei einem Gevatter meines Jraklis, dem reichsten Bauern des armen braunen Hüttendorfes Agorjani, dem Panagiotis Purnaras, fanden wir freundliche Aufnahme nach gastlicher Landessitte. Trotzdem weigerte sich die fremde Frau, über die Schwelle zu treten, vielmehr kauerte sie sich auf dem hohen Treppensöller vor der Thür zum oberen Geschoß nieder. Der Panagiotis mit seiner behenden, neugierigen kleinen Frau, der Marigo, hörte mit allen Zeichen des Schreckens des Jraklis Erzählung von der Art, wie Jene sich plötzlich zu ihm gesellt und wie sie sich unterwegs gegen uns benommen. Furchtsam segnete und bekreuzte die junge Mutter ihre drei auf dem Estrich spielenden Kinderchen vor dem gespenstigen Wesen draußen an der Schwelle. Doch wagte sie nicht, es hinwegzuweisen.

„In der Mittagstunde ist sie zu Dir gekommen?“ frug mit scheuem Blick Panagiotis meinen Führer.

„Ja, es war so um die Mittagsstunde, — nicht wahr, Afendi?“

Ich bestätigte, daß ich das Weib plötzlich um die Mittagstunde hätte über den Paß kommen sehen.

Da stand der Bauer auf, schloß behutsam die Thür, nachdem er der draußen Sitzenden überhöflich zugerufen: „Zum Guten!“, um ihren etwaigen unheimlichen Absichten freundlich zu begegnen, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie ist eine Neraïde.“

„Du meinst?“

„Ja gewiß, Afendi; bedenke: um die Mittagstunde, wann alle Geister umgehen! Sei froh, Jrakli, daß sie Dir nicht einen Schlag gegeben, wie das die Neraïden mit den Schläfern um die Mittagszeit thun, sonst lägest du noch mit zerbrochenen Gliedern oben am Parnaß.

„Vielleicht ist sie doch keine Neraïde,“ wandte Jraklis sinnend ein. „Sie aß Brot und trank Wasser, und sie weinte, und das thut keine Neraïde; auch glänzen ihre Kleider nicht wie die von Neraïden, sie sind zerrissen und schmutzig. Sie wird nur irgend so ein Luftphantasma sein; was meinst du, Afendi?“

„Ich meine, sie ist ein armes, unglückliches Weib und überdies schwangeren Leibes; wir müssen sie hereinholen und betten, denn morgen will sie weiter nach Wolos.“

Die beiden Männer und die Bauernfrau schwiegen und blickten einander verlegen an. Keines wagte, zu der Fremden hinauszutreten und sie anzureden. Es war nicht Hartherzigkeit; insonderheit leuchtete der jungen Wirthin bei meinem Hinweis auf den hilfebedürftigen Zustand des fremden Geschöpfes das Mitleid aus den schwarzen Augen, wie sie zur Thür blickte. Dennoch war ihr Grauen vor der unheimlichen „Welt da draußen“ noch größer, wie der heutige Grieche alle jene unfaßbaren Wesen bezeichnet, von denen das Christenthum ihm nichts sagt und an die er doch

ebenso fest glaubt, wie seine heidnischen Vorfahren es gethan haben. Und nun saß draußen vor ihrer eigenen Schwelle im schimmernden Mondenlicht solch ein Wesen, und noch dazu eines, von dem man nicht einmal wußte, welcher Gattung es angehören mochte.

„Herrchen, Herrchen!“ rief Iraklis mir warnend zu, als ich selbst zur Thür schritt und den breiten Eisenriegel zurückschob.

„Laßt mich allein mit ihr, mir thut sie nichts,“ sagte ich und trat hinaus auf den Söller.

Sie saß noch regungslos da, wie wir sie verlassen hatten, aber eingeschlafen war sie nicht, denn beim Biegen und Knarren der dünnen Holzbretter des luftigen Söllers hob sie den Kopf und versuchte zu lächeln, als sie mich wiedererkannte. Sie schien in mich ein wenig mehr Zutrauen zu setzen als in ihre eigenen Landsleute.

Es war ganz still im Dorf geworden; die müden Winzer waren zur Ruhe gegangen. Nur mein Mulari ließ beim willkommenen Abendfutter aus wohlgefüllter Krippe drunten im Vorhof zuweilen sein Halsglöckchen ertönen.

Im blendenden Mondesglanze leuchteten alle Bergspitzen rundum, und gen Norden, wo das Meer tief ins Land hinein spülte, blitzte ein langer Streifen flüssigen Silberlichts auf. Große kalte Sterne glitzerten erbarmungslos aus weltfernen Höhen auf dieses einsame Weib. Der schnelle Bergbach murmelte sein eintönig Lied, heimelig rauschten die vielen Röhrenbrunnen im Dorf, sonst lag die Welt im Schlummer.

„Du mußt zu uns ins Haus kommen, Schwester,“ sagte ich ihr leise, gab aber meiner Stimme einen gewissen Ton der Strenge.

„Ich kann nicht, Herr.“

„Ei was, warum sollst Du nicht können?“

„Ich kann nicht bei den Menschen sein.“

„Es sind gute Menschen, komm!“

„Ich weiß, Herr, aber ich kann nicht.“

„Weißt Du, was sie von Dir denken?“

„Nichts ärgeres, als was ich bin.“

„Sie halten Dich für ein Gespenst, für eine Neraïde.“

Sie mußte doch lächeln. Dann schwieg sie eine Weile und blickte zu den Felsenhöhen hinauf, von denen wir heute herabgestiegen. Endlich sagte sie mit einem schnellen Entschluß: „Weißt Du denn, wer ich bin?“

„Wie soll ich das wissen? Ich bin ja ein Fremder.“

„Woher bist Du? Aus England?“

„Nein, aus Deutschland.“

„Aus Deutschland — ja, das kenne ich auch! unser Lehrer hat uns auch von Deutschland gesagt. Das ist das Land, woher die Königstochter, unsere Sofia, kommen wird, nicht wahr?“

„Ja, das ist es.“

„Dann wirst Du von mir schon gehört haben, sie kennen mich überall: ich bin die Paraskewula!"

In ihrer Stimme bebte ein Ton, der mich durchschauerte. Es war so wunderlich, so tragisch-lächerlich, aber ich konnte mir nicht helfen, es machte mir denselben Eindruck wie jener Vers furchtbarer Offenbarung: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" Nur hatte sie keinerlei Geberde nach der Art einer Theaterheldin dabei gemacht, sondern sie hatte sich nur still von dem Söller aufgerichtet, war dicht vor mich hingetreten und sah mir ins Gesicht, als wollte sie mir daraus meine Gedanken über sie saugen. Dann wiederholte sie leise: „Die Paraskewula, weißt du, die aus Siderókastro in der Mani —"

Aus der Mani war sie also! Darum hatte ich auch gleich den fremden und mir doch bekannten Klang ihrer Sprache gemerkt; mein Ohr hatte in den drei Jahren, seitdem ich die Mani durchzogen, doch nicht Alles vergessen. Aus der Mani, im fernsten Süden des Peloponnes, war sie und wohl gar den ganzen Weg bis hierher —. Ich setzte meine Gedanken laut fort und frug: „Du kommst jetzt geraden Weges aus der Mani?"

„Geraden Weges, Herr."

„Und wohl gar zu Fuß?"

„Wie sollte ich anders? Ich ging weg, wie ich war, nur ein Brot und ein Messer nahm ich mit. Später haben sie mir unterwegs ein Stück Brot geschenkt, wann ich drum bat. Ich ging gleich, als ich seinen Brief bekam."

„Wessen Brief denn, Paraskewula, Aermste?"

„Wessen? Das weißt Du nicht? Hat es denn nicht in allen Zeitungen gestanden?"

„Was weiß ich hier unterwegs von Zeitungen!"

„Dann kennst Du auch ihn nicht?" frug sie mit großen erstaunten Augen.

„Wen denn?"

„Meinen Kostas!"

„Nein, den kenne ich nicht. Wie heißt er denn weiter?"

„Du kennst den Kostas nicht?!"

„Ich sagte Dir: nein, Schwester; wie sollte ich?"

„Kostas Papadopulos kennst Du nicht?" sagte sie mit ungläubigem Staunen.

Scherzend antwortete ich: „Er ist wohl Dein Gatte?" Doch übel bekam mir mein Scherz, denn fassungslos aufschluchzend sank das unselige schöne Geschöpf zu meinen Füßen in die Kniee und wimmerte: „Nein, er ist es nicht, — nein, er wird es niemals sein! — O Kostas, mein Armer, — o Kostas, mein Geliebter, — wo bist Du, mein Augenlicht, mein Seelchen, mein Held?!"

Ich war mit meiner Männerweisheit zu Ende. Wollte sie mir von

selbst nichts weiter sagen, — abfragen mochte ich nichts, denn noch tiefer als ihre Verzweiflung war ihre Scham, und Männer sind in solchen Fällen nichts nütze.

„Soll ich die Frau, die Marigo, zu Dir herausrufen? Sie ist gut. Sag ihr, was Du mir nicht sagen willst."

„O nein, Afendiko, lieber Dir, Du bist gut zu mir gewesen den bösen Weg hierher."

„Gut, so sag mir, was Du zu sagen hast, und kann ich Dir helfen, so helf' ich."

„Mir kann niemand helfen, Herr!" Sie sagte das ganz ruhig, ohne die Stimme zu erheben.

„Gott kann Dir helfen, Schwester."

„Auch Gott nicht, Herr."

Es durchrieselte mich kalt bei ihren Worten: eine Griechin, die in ihrer Noth nicht auf Gott hofft!

„Glauben sie bei Euch in Germania auch an unsern Gott?"

„Gewiß, Schwester, an den nämlichen."

„Und wenn sie zu ihm beten, so hilft er ihnen?"

„Ja, wenn die Menschen es verdienen."

„Bei uns hilft er nicht, Herr! — Nein, bei uns nicht. Ich habe gebetet; o Herr, wie habe ich gebetet! Jeden Tag und jede Nacht, seitdem das Unglück geschah. Und Kostas hat mir geschrieben, — sie holte aus den Falten ihres Oberkleides ein ganz zerknittertes Stück Papier —, wie auch er gebetet hat; aber Alles hat nicht geholfen. Wollt Ihr es wissen? Euch möcht' ich es sagen." — Ihr Athem ging hastig, es trieb sie zum Sprechen, sich einer mitfühlenden Menschenseele anzuvertrauen. „Ja, ich muß es einem Menschen sagen, sonst ersticke ich. — Nein, helfen könnt Ihr mir auch nicht, nicht einmal der König kann mir helfen. Ich habe ihm geschrieben, aber er hat sagen lassen, er will nicht helfen. Aber sagen muß ich es Jemandem. Kommt hinunter, hier könnten sie uns hören — dort hinunter."

Ich nahm sie bei der Hand und stieg mit ihr die schwankende Stiege hinab in den Hof, wo die große Kufe hoch mit Trauben gefüllt für den werdenden Most dastand. Ein feiner Weingeruch durchdüftete die weiche Abendluft, und ein leises perlendes Schäumen stieg aus den gährenden Trauben zum Rande empor. Neben dem Faß bis zur Hofmauer schimmerten die auf grober Zeltleinwand zum Trocknen ausgebreiteten, schneeigen Flöckchen der Baumwollblüthen. Eine lange plumpe Mulde lag umgestülpt am Boden, hart an der Treppe, und bot uns Beiden einen engen Sitz neben einander.

„Ich wollte lieber hier erzählen," sagte Paraskewula, „oben ist es so hell," und sie zog ihr Mandili (Kopftuch) über die schwarzen glänzenden

Haarwellen, so daß ich, halb abgewandt wie sie saß, kaum etwas von ihrem Gesicht erblickte. —

„Ja, Herr, seit zwölf Tagen bin ich jetzt unterwegs," begann sie; „es kann aber auch ein Tag mehr sein oder einer weniger, denn ich bin schwach im Kopf geworden und kann nicht mehr gut zählen. Am Tage immer die Sonne und Nachts wenig Schlaf, da verlernt man das Zählen."

Dann unterbrach sie sich: „Hast Du — hast Du eine Schwester?"

Ich bejahte. Sie athmete erleichtert auf: „Dann kann ich erzählen, und Du kannst es verstehen. — Er hat keine Schwester gehabt."

„Du meinst den Kostas?"

„Den Kostas? Nein. Freilich, der hat auch keine, aber der hat ja mich gehabt. — Ich meine den Andern."

„Welchen Andern?"

„Den kennst Du auch nicht? Nun ja, wie solltest Du? Wassilis hat er geheißen!" — Sie spie bei dem Namen aus. „Der Hund! Der Wärwolf! In fremder Erde wird er verfaulen! — Nein, nicht verfaulen, die Erde wird ihn nicht verzehren, ein Wärwolf wird er werden!" Sie zitterte vor Haß und Zorn am ganzen Leibe. „Ja, das wird er! Ich habe es ihm am Kreuzweg zugeflucht, und das wenigstens haben Die da draußen erhört. — Ja so, ich wollte Dir erzählen. Es ist besser, daß Du es jetzt weißt, als daß Du es später erfährst, und falsch dazu. Und Du nimmst mich morgen wieder mit Dir?"

„Das thu' ich, und wenn Du es so eilig hast, schaffe ich ein Thier für Dich und wir reiten Beide."

„Das willst Du für mich thun, Herr?! O ja, thu' es. — Eilig? — O, ich wollte, ich wäre gleich dort, in diesem Augenblick! Vielleicht ist es schon zu spät, heut' ist noch Zeit, morgen vielleicht schon zu spät! O mein Gott! O mein Christus! O allerheiligste Jungfrau!" —

„Und wenn Du mir Alles erzählt hast, so thust Du nach meinem Wunsch und legst Dich bei der guten Marigo zur Ruhe, damit Du morgen gesund weiter kannst?"

„Ja, Herr, das verspreche ich Dir." Sie reichte mir ihre kalten, zitternden Hände.

„Dich friert, Paraskewula, Du solltest ein wenig Wein trinken und Dich stärken."

Ich wollte mich erheben.

„Bleib sitzen, Herrchen, ich bin stark genug, ich muß nur ein wenig ruhen. Ich brauche keinen Wein, Kostas hat auch keinen. Sie geben ihm nichts als Brot und Wasser, warum sollte ich da wohl Wein trinken? Bei uns in der Mani trinken wir selten Wein; die Mani ist kein Land für Wein, Herr."

„Ich weiß, Paraskewula; aber Pallikaren giebt es dort in Menge."

„Weißt Du das?" Und ihre Augen blitzten. „Ja, die giebt es

genug, und Kostas war der beste Pallikare. — Aber woher kennst Du die Mani?"

„Närrchen, woher man sie eben kennt. Ich bin dort gewesen."

„Auch in Siderókastro?"

„Nein, leider nicht, aber in Pyrgos, in Kulumia, in Kitta — —"

„O, auch in Kitta!" Und ein Freudenglanz überhuschte ihre Züge. „Von Kitta war ja auch mein Kostas, aber er konnte dort nicht bleiben, sie waren dort zu arm, und so kam er nach Siderókastro und baute sich eine Schmiede. Ja, ein Schmied war der Kostas. Welch ein guter Schmied! Er machte Messer und machte Sensen und Hacken und Sägen und Spaten, und einmal hat er einen ganz neuen Pflug geschmiedet, besser als die fränkischen Pflüge, und Reifen um die Räder und um die Eimer, und was machte er nicht! Und die Schmiede war gerade unserem Hause gegenüber, dem Hause des Papás (Priesters), meines Vaters, weißt Du. Aber eigentlich war ich nicht sein Kind, sondern nur sein Seelenkind."

„Sein Seelenkind?"

„Nun ja, Du weißt, wenn Jemand ein fremdes Kind zu Eigen nimmt, so heißt es bei uns sein Seelenkind. Ich bin ein Unglückskind gewesen vom ersten Tage meines Lebens. Mein Vater starb vor meiner Geburt, in Kalymnos beim Schwammfischen, ertrunken; meine Mutter starb zwei Tage nach meiner Geburt, und nur ich blieb leben, ich Unglückselige! Da erbarmte sich die Papadiá (Priesterfrau) und nahm mich zu sich, denn sie hatte keine eigenen Kinder. Zu mir sind aber keine Miren (Schicksalsgöttinnen) gekommen, um mich zu segnen, denn es war Niemand da, um sie zu bewirthen, und so sind sie gar nicht gekommen; Du weißt wohl, Herr, ohne das kommen sie nicht, oder sie segnen nicht.

Nun, also das mit dem Kostas! Ich war schon 15 Jahre alt, als er nach Siderókastro kam, und gleich den ersten Tag sah ich ihn, als er den Papás besuchte, der ein Halbvetter seines Vaters war. Er war ein wunderschöner Mensch, der Kostas; aber das war kein Wunder: sein Großvater war der Sohn einer Neraïde gewesen. Manche glauben nicht dran, Manche sagen, es giebt gar keine Neraïden; ich aber weiß es besser: es giebt Neraïden.

Der Kostas war groß wie ein alter Hellene, wie ein Gigandas, und stark, Herr, stark wie ein Löwe; ein Eisenmensch, sag ich Dir. Und dabei so gut, so gut, keinem Menschen hat er je was zu Leide gethan. Für Jeden hatte er einen Scherz, und nun gar für die Kinder! Für die machte er tausend Teufeleien aus Blech und Holz in seiner Schmiede. Gerade die Kinder mocht' er so gern, und darum sage ich, es ist gelogen, was sie von ihm sagen, erfunden und gelogen, und er schreibt es ja auch selbst, daß es gelogen ist. Hier in seinem Brief steht es, daß er unschuldig ist an des kleinen Jannaki Tode.

Wer der Jannakis ist? Du wirst es schon erfahren, Herr, laß mich nur erzählen.

Ich hörte also den Kostas alle Tage der Woche in der Schmiede hämmern und sah ihn am Sonntag in der Kirche, und er sah mich auch. Und wenn es zum Tanze kam draußen auf der Tenne, so wußte er es immer so einzurichten, daß wir Beide zuerst das Taschentuch faßten*) und so den Tanz anführten. Und er war der beste Tänzer im Dorf, aber auch der beste Ballwerfer und der klügste Jäger, und weil er ein Fremder war, ärgerten sich manche Bursche; die meisten aber mochten ihn doch gern, denn Kostas besserte ihnen die Flinten aus, wenn sie entzweigingen, und die Pistolen und die Messerklingen.

Am meisten aber haßte ihn der Wassilis, weil er merkte, ich tanzte am liebsten mit dem Kostas, und früher hatte immer der Wassilis mit mir getanzt. Er war der Sohn des Antoniadis, des Reichen, des Dimarchen, und darum glaubte er, das Seelenkind des armen Papás müßte überglücklich sein, daß er Augen auf mich machte. Ich aber kümmerte mich nicht so viel um ihn, wie ein Kürbiskern, denn Du mußt wissen, — —" sie stockte und spielte verlegen mit den Fingern — „Kostas hatte mir schon gesagt, daß er mich heiraten wollte, sobald er sich ein Haus neben der Schmiede gebaut. Sonst aber wußte Niemand davon, nicht einmal die Papadiá, obwohl die sich etwas dachte. Er hatte es mir gesagt, als ich einen Melkeimer holen ging, um den er einen neuen Reifen gelegt hatte. Und als er mir den Eimer gab und ich frug, wieviel der Reifen koste, da sagte er mir, daß er gar nichts koste, wenn ich einen andern Reifen von ihm annehmen wolle, und damit gab er mir diesen hier, den er selbst geschmiedet; ist er nicht schön, Herr?"

Sie zeigte mir einen breiten, dünnen Stahlreifen an ihrem rechten Mittelfinger mit allerlei gar nicht übel eingeritzten Figürchen, einem Herzen, einem Pfeil und einem lodernden Feuer.

„Das war nun gut, und eine schöne Zeit fing an. Im März war es, und gleich darauf begann Kostas sein Haus zu bauen, ein ganz hohes mit einer steinernen Treppe davor, und oben drüber sollte ein Thurm stehen, und ein Zimmer sollte sogar in dem Thurm sein, ganz so wie die Häuser in Kitta sind, sagte er, wo alle Pallikaren solche Thurmhäuser haben. Die Leute wußten nicht recht, warum er zu bauen anfange, denn für ihn allein war in der Schmiede Platz genug. Der Wassilis aber dachte sich, wie es war, und als ich mit Kostas am ersten Ostertag wieder auf der Tenne getanzt hatte, lachte Wassilis höhnisch und sagte abseits, so daß nur ich es hören konnte: „Bettler und Bettlerin tanzen zusammen."

*) Das griechische Landvolk kennt keinen Paaretanz, sondern nur Reigentänze, bei denen ein Vortänzer die erste Tänzerin an einem von Beiden gehaltenen Taschentuch führt.

Als er jedoch sah, daß ich böse wurde und vom Tanzplatz gehen wollte, kam er mir nach und gab mir gute Worte und bat und beschwor mich, ihn zum Manne zu nehmen, denn er könne ohne mich nicht leben. Und wenn ich es nicht thäte, so gäbe es ein Unglück. Was sollte ich ihm antworten? Ich sagte, er solle nie wieder so etwas reden, sonst werde ich es dem Kostas sagen. O, hätte ich nur das nicht gethan! Aber im Mai sollte ja schon die Hochzeit sein oder im Juni, und warum sollte der Wassilis es da nicht auch wissen? Damals wußte es auch schon der Papás und die Papadiá und waren es zufrieden. Wenn man einen Menschen lieb hat und er hat einen wieder lieb, kann es da nicht die ganze Welt wissen?

Der Wassilis aber lachte höhnisch auf, spie aus und sagte dann: der Kostas kriegt Dich nicht, der Bettler! Ich werde Dich kriegen! — Da wurde ich aber zornig und stieß ihn mit der Faust vor die Brust und rief: Kein Anderer soll mir je die Fingerspitzen berühren als Kostas allein! — O, Herr, was für ein Gesicht machte Wassilis da! Wie ein Wärwolf, sag ich Dir. Ganz weiße Augen, und die Zähne spitzten sich nur so hinter den offenen Lippen. Aber feige war er wie ein Hund, wie ein verfluchter Türke, denn nun bat er mich, ich sollte dem Kostas nichts verrathen, er wollte auch nie wieder die Augen zu mir erheben, nur dem Kostas sollte ich es verschweigen; verriethe ich ihn, so ginge es dem Kostas schlecht, und wenn er ihn von hinten erschießen sollte! Wie ich den feigen Schuft sah und hörte, ekelte er mich so, daß ich ihm Alles versprach, nur um ihn loszuwerden. Ich sagte aber auch dem Kostas nichts davon. Zehnmal nahm ich es mir vor und zehnmal unterließ ich es. Was willst Du, Herr: der Wassilis war eben der Sohn des Dimarchen, und wenn Kostas sich mit jenem etwas zu schaffen machte, so konnte ihm der Vater das Leben in Siderókastro böse und bitter machen, und das Haus war schon halb fertig, — also ich schwieg. Der Wassilis aber that auch so, als ob er mich nicht mehr kennte und seine Gedanken von mir abgewandt hätte, so daß ich wieder ganz froh wurde. Und dann auf einmal kam das Unglück über mich und den Kostas! — —“

Sie saß mit weit aufgerissenen Augen da und starrte in die Mondesscheibe. Ich wagte ihr nichts zu sagen.

„In der Nacht vor dem heiligen Irenentage hatte ich von Mäusen geträumt, und die Papadiá sagte gleich, das bedeute ein Unglück. Kostas jedoch, dem ich es erzählte, lachte mich aus: in Kitta glaube man an so etwas nicht, da bedeute das Träumen von Mäusen, daß man viele Kinder bekommen werde. Und er lachte und neckte mich so, daß ich mich schämte, denn bis zu unserer Hochzeit waren noch zwei Wochen; sie sollte am ersten Junitag, am Freitag, einem Glückstag, sein, — und ich gab ihm einen Klaps auf die Hand. — O, Herr, und das war das Letzte, was ich Kostas

angethan: geschlagen hab ich ihn! Und seitdem haben meine Augen ihn nicht wieder gesehen! —

Kostakis rief mir noch nach: „Viele, viele!“ und lachte. — Er war immer ein lustiger Bursche gewesen, und das war das Letzte von seiner Stimme, was ich vor dem Unglück gehört, denn gleich darauf stieg ich zum „Eisenberg“ hinan, wo der Papás sein kümmerliches Gerstenäckerchen hatte, um dort die reifen Halme zu schneiden. Sie sagen aber nur so: „Eisenberg“, denn es wächst dort kein Eisen, nur weil sie mal vor langen Zeiten, vor 30 und 40 Jahren, alte eiserne Schwerter und Lanzen dort in der Erde aufgefunden, nennen sie ihn den Eisenberg.

Gut, wie ich so auf dem Felde bin und schneide und schneide und noch an meinen Traum denke und an Kostakis lustige Worte und so vor mich hin lache, höre ich hinter mir etwas übers Feld schleichen. Ich drehe mich um, doch seh ich nichts, und weiter hinaus war der Blick durch die blühenden Rosenlorbern verdeckt. Denk' ich, es wird ein Hase gewesen sein oder ein Bergfuchs, und schneide weiter. Da, wieder das Schleichen, dann ein Sprung, und eh ich mich umdrehen kann, hat mich Einer von hinten um den Leib gepackt und mich zur Erde niedergeworfen und mich geküßt, daß ich nicht schreien konnte, und mir vor Schmach und Ekel beinahe die Sinne vergingen. Der Wassilis war es, der mich einsam hatte hinaufgehen sehen, und in dessen Hände ich nun gegeben war. Sein Gesicht war wie ein Hahnenkamm so roth, und seine Augen blitzten wie Schlangenaugen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Aber da kam die Wuth über ihn, noch stärker als zuvor, und er brüllte mich an: „Haben will ich Dich oder ich tödte Dich!“ und dabei wollte er mich packen und mich bezwingen — —“

Sie schwieg vor Scham und Abscheu. Oben ging die Hausthür mit leisem Knarren: die Bäuerin hatte sich ein Herz gefaßt, wie sie unten hatte sprechen hören, und durch ein Späitchen hinausgeblickt. Ich rief ihr zu: „Wir kommen bald, beruhige Dich, mir geschieht nichts.“

Paraskewula fuhr fort: „Er bezwang mich nicht, denn damals war ich noch stark und ich hielt seine Hände und biß hinein, daß er vor Schmerz und Wuth aufheulte. Endlich gelang es ihm, mich von sich zu schlenkern, und dann griff er meine Hände mit seinen Fäusten und schleppte mich hinter sich drein übers Feld den Eisenberg hinan, immer höher, bis mir die Sinne schwanden. Er trug sein Gewehr über den Rücken, dasselbe, das Kostas ihm erst vor wenigen Tagen wieder in Ordnung gebracht, dem Hunde! Ich habe um Hülfe geschrien und die allheilige Jungfrau angerufen; aber das Feld ist über eine Stunde vom Dorf hoch am Berge gelegen, — wie sollte mich da jemand hören? Und als er merkte, daß ich von Sinnen sei und mich nicht mehr wehrte, schleppte er mich bis nahe zur Spitze des Eisenberges und dann über den Kamm nach der anderen

Seite hinüber, wo es wieder zum Meer hinabging. Dort wußte er Bescheid, denn er hatte dort oft gejagt, und endlich schleppte er mich in eine tiefe, niedrige Höhle, wie deren am Eisenberg und in der Mani überall so viele sind. Es war aber so finster darin wie in einem Sack. Er warf mich zur Erde und drückte mich mit aufgestemmten Knie nieder, daß ich vermeinte, mir bliebe der Athem weg und ich müßte gleich sterben. Dann band er mir mit seinem Flintenriemen die Füße zusammen, daß ich nicht weglaufen konnte, ganz wie einem Lamm, das man zu Ostern schlachten will. — Du weißt, Herr, es kommt bei uns in der Mani vor, daß ein Bursch ein Mädchen raubt und in die Berge schleppt; aber nur, wenn ihre Eltern nicht zugeben wollen, daß er sie heirathe. Nachher geben sie es bald zu, und dem Burschen geschieht nichts. Warum auch? Wenn die Beiden unter sich einig sind, warum soll er sie nicht wegschleppen, wenn er sie mit guten Worten von den Eltern nicht kriegen kann? Aber nie hat einer in der Mani gethan, was jener Teufel an mir gethan, nie und zu keiner Zeit.

Was in Siderókastro inzwischen und nachher geschehen, das habe ich erst später erfahren, erst als ich vor das Gericht nach Sparta gerufen wurde, um Zeugniß abzulegen über den Wassilis und den Kostas. — Als dieser am Abend hörte, ich sei vom Eisenberg nicht zurückgekommen, suchte er mich zwei Nächte und zwei Tage lang. Er kannte aber die Höhlen am Eisenberg noch nicht so gut, wie die Anderen. Einmal war er mir so nahe, daß ich seinen Ruf hören konnte; aber der Wassilis hielt mir den Mund mit seinem Gürtel zu, daß ich nicht antworten konnte und meinte, ich müßte ersticken.

Dann ging Kostas zum Dimarchen, um sich mit dem zu besprechen, was zu geschehen habe, und daß er ihm helfen solle, mich aufzusuchen. Damals dachte Kostas noch nicht an den Wassilis, aber im Hause des Dimarchen merkte er bald, wie die Sache stand. Der Wassilis hatte von seiner hündischen Absicht zu dem zweiten Bruder, dem Nikolaos, der allein zu Hause war, kein Hehl gemacht, und dieser freche Hund — sie waren Alle eine hündische Familie, Herr — sagte dem Kostaki ins Gesicht: „Die Paraskewula wird wohl ihre Hochzeit mit dem Wassilis in den Bergen halten; die hat es fein angestellt; hättest Dich beeilen sollen." Als Kostas diese Worte vernahm, hat er den Niko bei den Schultern gepackt und gegen die Wand geworfen, daß sie beinahe geborsten ist, und hat ihm zugeschrien: „Sterben mußt Du, und Ihr Alle müßt sterben, wenn es so ist. Willst Du mir sagen, wohin Dein Hund von einem Bruder die Paraskewula geschleppt hat?" Der Niko hat entweder nichts von dem Versteck gewußt, oder er hat nichts sagen wollen, und wie er schwieg, hat Kostas ihn um die Kehle gepackt und gewürgt, bis er blau im Gesicht wurde und dann schwarz und dann todt umfiel. Darauf hat Kostas seine Flinte genommen und ist wieder zu dem Eisenberg hinaufgezogen. Ich habe ihn wieder rufen hören und auch dem Wassilis hat er zugerufen: „Komm her, Du Hund, Du Gottverfluchter,

daß ich Dich erwürge wie Deinen Bruder!" Und er hat seine Doppelflinte drei Mal abgefeuert, um mir ein Zeichen zu geben; aber wieder hat mir der Wassilis den Mund zugehalten, daß ich nicht rufen noch mich rühren konnte.

In der Nacht aber nach diesem Tage, als ich vor Kummer und Elend fest eingeschlafen war, da — da hat er mich bezwungen und hat mich in dieses Unglück gebracht, worin Du mich jetzt siehst." Sie hatte sich von mir noch weiter abgewandt, als sie mir dieses Gräßlichste erzählte, und nur mit Mühe vernahm ich die Worte, die sie sprach.

„Und jetzt, Herr, weißt Du, warum ich ging und ging und mich nicht sorgte um das Gewürm, das ich in meinem Schooß trage; — warum ich mich verfluche und was in mir ist, und nicht wünsche, die Stunde zu erleben, wann ich das Kind jenes Teufels ans Licht gebären muß." —

„Aermste!"

„Noch nicht, Herr, noch nicht! Höre nur, was alsdann geschah."

„Mit Kostas?"

„Ja, mit Kostas! O, der Pallikare, der Löwenherzige! Das Erste, was er that, als er verzweifelt vom Eisenberg ins Dorf zurückkam, war, daß er dem Dimarchen begegnete. Der lauerte schon auf ihn mit seinen beiden Söhnen Lukas und Dimitri und noch drei Anverwandten, um ihn zu fangen und ihn vors Gericht nach Sparta zu schleppen. Als ob Kostas sich nur so fangen und schleppen ließe! Noch ehe der Dimarch ihn gesehen, hatte Kostas schon seine Flinte angelegt und ihn mitten durch die Brust geschossen. Dann schlug er den Dimitri, den dritten Bruder, mit dem Flintenkolben nieder, das ihm das Hirn herausdrang, und fort war er. Von den Kugeln, welche die Anderen ihm nachschossen, traf ihn keine, Gott ließ das nicht zu.

Dann hat er Tag für Tag auf der Lauer gestanden; aber die Hunde wagten sich nicht mehr vor die Thür. Jedoch was thut Kostas, Herr? Neben dem Hause des Dimarchen hat ein hoher, hoher Wallnußbaum gestanden mit langen, dicken Aesten, die sich bis über das Dach hinbreiteten. In der Nacht, wie es ganz dunkel ist, schleicht Kostas sich unter den Baum, die Hofhunde fahren auf ihn los und bellen, bis das Haus innen lebendig wird, so viele überhaupt noch von den Teufelssöhnen lebendig waren: noch zwei und außerdem der kleinste, Jannakis; aber der war erst sieben Jahre alt und hatte noch kein Böses gethan. Kostas läßt die Hunde bellen und klettert auf den Wallnußbaum und von dort aufs Dach, und wie der Lukas und der andere Sohn, der Spiro, mit den Gewehren vor die Thür treten, sehen sie Niemand. Die Hunde aber bellten wie toll zu dem Baum hinauf. Da fingen sie an, in das Geäste hineinzuschießen, denn sehen konnten sie nichts, weil es rabenfinster war. Und sie riefen den kleinen Jannakis und sagten ihm, er solle ihnen mit Fichtenspähnen leuchten, daß sie den Kostas vom Baum herunterschössen. Indessen aber ist Kostas aufs Dach gestiegen, hat die Schindeln abgerissen, ist in den

Bodenraum gesprungen und dann hat er sich in den unteren Flur geschlichen, und wie der Jannakis mit den brennenden Fichtenspähnen draußen leuchtet, hat er den Lukas und den Spiro aus ihrem eigenen Hause heraus durch den Rücken geschossen. Er hat auch den Jannakis gesehen, wie der sich hinter die steinerne Treppe verkroch; dem Kinde aber wollte er nichts zu Leide thun, nachdem er die Männer alle erschossen. Seht, Herr, darum sage ich, er ist unschuldig an dem Tode des kleinen Jannakis, denn wenn er auch den hätte tödten wollen, hätte er ihn nicht gleich getödtet?"

„Aber Jannakis ist doch getödtet worden?" wandte ich ein.

„Nein, nicht getödtet worden, — hier lies, was Kostas mir geschrieben hat und was er den Richtern in Wolos gesagt hat, aber sie haben es ihm nicht glauben wollen, und doch hat Kostas in allem die Wahrheit gesagt."

Sie zog aus ihrem Oberkleid denselben zerknitterten Brief, den ich schon einmal gesehen, zeigte mir die Stelle, und ich las, mich ins Mondlicht vorbeugend, die von ihren Thränen und von den mannigfachen Falten im Papier halb vernichteten Sätze in sehr unorthographischem, aber kernigem Mainoten-Griechisch:

„Was sie davon erzählen, daß ich den Jannakis, den Kleinen, auch getödtet habe, das glaube Du nicht, meine Paraskewula, denn es ist gelogen. Ich habe es den Geschworenen und den Richtern erzählt und wieder erzählt, wie es war, aber sie haben es mir nicht geglaubt. Gott weiß es besser. Wäre er größer gewesen und älter, so hätt, ich es gethan, aber ich habe nur die Männer getödtet, nicht einen Knaben, dessen Herz noch nichts Böses wußte. Und wenn ich jetzt zu Dir lüge, Paraskewula, so soll die Erde mich nicht verzehren! — Mit des Jannaki Tode ist es aber so zugegangen. Ich schlich nach jener Nacht, da ich die beiden letzten Hunde erschossen, immer Abends im Zwielicht ums Dorf, um zu erspähen, ob sie Dich gefunden oder ob der Wassilis zurückgekehrt sei. Einmal hab' ich auch Deinen Vater, den Papás, draußen bei den Oliven angetroffen und ihn befragt; das kann er Dir nur bestätigen. Und wie ich eines Abends, es war ein paar Tage nach dem Begräbniß der Beiden, so heranschleiche und mich hinter der Kirche verberge, denn hinein getraute ich mich nicht, da sehe ich den Jannaki auf der obersten Kirchtreppenstufe stehen, und er springt im Spiel die Stufen herunter und wieder hinauf, wie es Kinder ja in der Art haben. Ich bleibe eine Weile verborgen hinter dem Feigenbaum an der Kirche, und wie ich denke, der Jannaki sieht mich nicht, will ich mich davon machen. Da erblickt er mich plötzlich, wie er eben herabspringen will, erschrickt und schreit auf und fliegt die Stufen hinunter und überschlägt sich dabei und fällt mit dem Kopf vornüber gerade auf die Kante der untersten Stufe und bleibt auch gleich todt liegen: und in dem Augenblick sehe ich eine große schwarze Schwalbe über das Kirchdach fliegen, dann war sie verschwunden. Du

siehst also, daß es der Charos selber war, der den Jannaki getödtet hat, und nicht ich; denn der Charos kommt manchmal über die Menschen wie ein Adler, manchmal aber auch wie eine Schwalbe, und ich denke, bei den kleinen Kindern wird er wohl als Schwalbe kommen. Du weißt ja auch, was der Charos zu seiner Mutter sagt, und was sie bei uns singen:

„Find' ich wo drei, so nehm' ich zwei, und find' ich zwei, — den einen,
Und find' ich einen ganz allein, so nehm' ich diesen einen."

Und so ist es mit Jannaki gegangen und nicht anders, und darauf will ich sterben, wenn es dem Könige so gefällt." — —

„Ich glaube, was Kostas schreibt," und ich sagte ihr damit keine Unwahrheit.

„Sei gesegnet, Du und Deine Mutter und Schwester! Die Richter und die Herren in Athen und der König haben es nicht geglaubt.

Zwei Tage noch und zwei Nächte hielt mich das Unthier gefangen in der Höhle, aber er hat nicht mehr gewagt, mich anzurühren. Ich hatte ihm, als ich in jener Nacht erwachte und die Knöpfe seiner Jacke auf meiner Brust fühlte, einen Ohrlappen abgebissen. Er hatte mir die Füße binden können und auch die Hände, aber meinen Zähnen konnte er nicht Gewalt anthun. Am dritten Tage ging er weg und ließ mich gebunden halbtodt liegen. Ich hatte seit zwei Tagen nichts getrunken und nichts gegessen; ich wollte mich verhungern lassen, nachdem mir solche Schande angethan. Als ich aber Stimmen vernahm, Hirten, die über den Berg kamen und unwissentlich an dem Eingang zur Höhle vorübergingen, da erwachte in mir die Lust zu leben und mein Dorf wiederzusehen und meinen Kostas, und ich schrie, bis sie mich suchten und fanden. Und dann erfuhr ich Alles in Siderókastro, nur von Kostas und Wassilis wußte Niemand zu sagen, wo sie geblieben waren. Hätte ich nicht immer noch gehofft, Kostas werde zurückkommen, obgleich sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, fünfhundert Drachmen, — nicht einen Tag länger hätte ich gelebt. So aber wartete ich, ob ich nicht etwas von Kostas hören möchte. Der aber war verschwunden, als hätten ihn die Tartara der Erde verschluckt, und auch von dem Hund, dem Wassilis, hörten wir nichts. Es kamen aber Richter und Oberrichter und alle solche Leute nach Siderókastro, und ich mußte selber bis nach Sparta hinabgehen und dort Zeugniß ablegen. Nur das, was mit mir in der Höhle am Eisenberg geschehen war, sagte ich ihnen nicht. Und als zwei Monate vergangen waren, da kam eines Tages der Steuereinnehmer von Gythion ins Dorf und der erzählte, was vor einer Woche geschehen war und was sie nach Athen und in die anderen Städte geschrieben hatten mit dem Telegraphen: der Wassilis war entflohen vor der Rache des Kostas, als er erfahren, was mit seinem Vater und seinen sämmtlichen Brüdern geschehen war. Und er war immer weiter nach Norden geflohen, nach Korinth und noch weiter, und endlich war er nach Thessalien gekommen, wo früher die Türken wohnten, und

da glaubte er in Sicherheit zu sein. Jedoch der Kostas war ihm auf der Spur; er hatte erfahren, aus den Zeitungen, — denn er kann lesen, mein Kostas —, was ich vor den Richtern erzählt und daß ich dem Wassilis das Ohrläppchen abgebissen, und viele Leute hatten unterwegs solch einen Verwundeten gesehen, und so ging Kostas immer dem Gerede der Leute nach. Und endlich in Wolos am Hafendamm, wo sie die Eisenbahn entlang gezogen haben, da sah Kostas den Wassilis, wie er, um sich Brot zu verdienen, an den eisernen Wagen schob, und sprang auf ihn los und stieß ihm sein Messer in den Nacken, daß es vorn am Hals herauskam, und der Hund fiel nieder unter die eisernen Wagen, und die rollenden Räder gingen über ihn weg und schnitten ihm den Kopf ab. — Das erzählte der Steuereinnehmer in Siderókastro beim Papás. Ich stand dabei und that einen lauten Freudenschrei, — und in dem Augenblick fühlte ich zum ersten Mal, wie das Kind jenes todten Hundes sich in meinem Schoß regte!" —

Die besorgte Bäuerin erschien mit einem brennenden Kienspahn oben auf dem Söller und leuchtete nach uns.

„Gleich, Schwester," rief ich ihr zu, aber mir war die Kehle wie zugeschnürt, daß sie mich kaum verstand. Sie blieb oben stehen und leuchtete sorgend weiter.

Ich erhob mich und nahm Paraskewula bei der Hand, so daß auch sie aufstand.

„Du frägst mich nicht, was mit Kostas geschah, Herr?" sagte sie mit hinsterbender Stimme.

„Was soll ich noch fragen, Schwester, Aermste?"

„Ich muß Dir's aber sagen, damit Du wissest, warum ich gehe und gehe. Sie haben Kostas gerichtet und haben ihn zum Tode verurtheilt, und das Schiff mit dem Halsbeil darauf und mit dem Henker und den Soldaten holt ihn ab von Wolos, wo er im Gefängniß sitzt, und es wird ihn nach Gythion führen, und dort schneiden sie ihm den Kopf ab, bloß weil er den Jannaki getödtet habe, und doch ist er ganz unschuldig daran. Das mit dem Vater und den anderen Hunden wollten ihm die Oberrichter und der König verzeihen und sie hätten ihm das Leben gelassen und ihm nur die Freiheit genommen; nun aber nehmen sie einem Unschuldigen das Leben! Vor zwei Wochen aber oder so bekam ich einen Brief von ihm, diesen hier, darin bittet er mich, ich möchte nach Wolos kommen, er wolle mich noch einmal im Leben sehen. Und wie ich den Brief bekommen habe, bin ich aufgestanden und bin fortgegangen, immer nach Norden, und habe nach Wolos gefragt, und nun, wenn ich hinkomme, wer weiß — —"

„Morgen reiten wir, so schnell uns die Thiere tragen können, und nun komm und ruh Dich, damit Du morgen bei Kräften seiest."

Ich faßte ihre Hand; sie ließ sich führen ohne Widerstand, und so stiegen wir zu der doch ein wenig furchtsam zurückweichenden Bäuerin die

Treppe hinauf und fanden ein Jedes unsere Lagerstätte bereitet, so gut die bunten Teppiche und Decken über harten Brettern solche lieferten.

III.

Vor Thau und Tage saßen wir auf, diesmal auf zwei Maulthieren, denn es war meinem findigen Iraklis noch zu später Abendstunde gelungen, in dem Bergdörfchen beim Schänkwirth ein Reitthier für Paraskewula aufzutreiben. Ich hatte ihm und meinen bäuerlichen Gastfreunden nur mitgetheilt, daß sie nach Wolos eile, um einen sterbenden Anverwandten zum letzten Mal zu sehen, und daß sie im übrigen keine Neraïde, sondern ein ganz gewöhnliches, nur sehr unglückliches Menschenkind sei. Als ich sie beim erblassenden Schein des Mondes am Brunnen, dran sie sich gewaschen, unten im Hofe begrüßte, sagte sie mir, zum ersten Mal, seit sie auf dieser Wanderschaft sei, habe sie geschlafen wie früher. als Kind, bevor das Unglück über sie hereingebrochen: „Ich habe mein Herz erleichtert, indem ich Dir Alles erzählt habe, darum habe ich geschlafen.“

Ich zwang sie, ein winziges Täßchen der schwarzen, duftenden Brühe zu trinken, die man in Griechenland, mit mehr Recht als sonstwo, Kaffee nennt; mein Hinweis auf die Unmöglichkeit, sonst bei guten Kräften schnell vorwärts zu kommen, genügte, um sie zu Allem gefügig zu machen. Nur Wein rührte sie unterwegs nicht an, und ich drang nicht in sie. Als wir zum Meere hinunterstiegen, an den Abhängen des Kalidromos entlang durch die Thermopylen ritten, und sie die blauen Wellen nahe zur Rechten schimmern sah, wurde sie hoffnungsvoller: „Wolos liegt am Meere,“ sagte sie. Sie hatte es sich wie etwas Selbstverständliches gefallen lassen, daß ich ihr das Maulthier stellte, und sie dankte mir nur noch durch ein liebliches Neigen des Kopfes, als ich ihr sagte, in Stylida sollte das Reiten aufhören, dort würde ich sie auf ein Schiff bringen und die Ueberfahrt nach Wolos für sie bezahlen. Sie nahm jetzt von mir einen jeden Gefallen mit jener feinen, stillen Anmuth hin, die dem freudigen Geber das lästige Entgegennehmen lauten Dankes reich ersetzt.

Müde kamen wir zu noch späterer Stunde als Tags zuvor nach 15-stündigem Ritt, nur unterbrochen durch eine kurze Mittagsrast in den Thermopylen, in Lamia, der Hauptstadt der Doppelprovinz Phokis-Phthiotis, an. Ich brachte Paraskewula in dem ganz ordentlichen kleinen Gasthof des Nestes unter und ließ ihr ein herrschaftliches Zimmer geben zum Staunen des Wirthes, der große Augen machte, als er die zerrissenen Schuhe und die abgenutzten Kleider der Fremden sah. Doch hütete ich mich, ihm zu sagen, wer sie sei, sprach nur von einer armen unterwegs getroffenen Frau aus dem Peloponnes, die zu ihrem Manne nach Wolos wolle und die ich unter meinen Schutz genommen, weil sie in ihrem Zustand unmöglich länger zu Fuße wandern könne.

Ich hatte sehr wohl daran gethan, denn wie ich mich Abends mit

einigen Offizieren im Speisezimmer des Gasthauses unterhielt, vernahm ich eine Nachricht, die Paraskewula, wenn sie davon erfahren, sogleich aufgescheucht und noch bei Nacht und Nebel hinausgetrieben hätte. Es war das Stadtgespräch des schläfrigen Nestes, wie es zur Stunde wohl das Stadtgespräch in jedem griechischen Orte war, wo es eine Telegraphenanstalt gab: Kostas, der fünffache Mörder, war aus dem Gefängniß in Wolos ausgebrochen, war eine Woche verschollen gewesen und gestern Mittag in Stylida wieder ergriffen worden, also etwa zur selben Stunde, als ich Paraskewula auf dem Abhang am Parnaß zum ersten Mal erblickt hatte. Jetzt war er wieder doppelt gefesselt auf dem Regierungsdampfer, der auf telegraphischen Befehl sofort von Wolos eingetroffen war, und morgen Mittag sollte die traurige Fahrt auf dem Henkerschiff südwärts gehen, der Küste der Mani zu und dann nach Gythion. Das griechische Gesetz schreibt nämlich vor, daß jeder Mörder an der Stätte, oder doch in der Nähe, wo er seine Blutthat verübte, sie auch büßen muß, und so giebt es denn nach Zwischenräumen einiger Jahre in Griechenland das entsetzliche Schauspiel des wandernden Fallbeils, welches sammt dem Henker und den Verurtheilten auf einem Kriegsschiff von Hafen zu Hafen gefahren wird.

Ich war mit einer allgemeinen Empfehlung des leitenden Ministers an alle ihm unterstellten Behörden ausgerüstet und zum ersten Mal auf dieser Reise machte ich davon Gebrauch. Noch am späten Abend telegraphirte ich an den Kapitän des Dampfers, der den lieblichen Namen „Die Nachtigall" führte, ich würde am Vormittag des nächsten Tages mit der Paraskewula, die ich zufällig unterwegs angetroffen, in Stylida anlangen und bäte ihn, mir und meinem Schützling den Besuch des Schiffes und seines Hauptpassagiers zu gestatten. Ich berief mich auf die Empfehlung des Ministers, die ich mitbrächte, und bat um sofortige Antwort. Kaum eine Stunde drauf kam auf meine dringende Anfrage die höfliche Gewährung und die Bitte, vor 12 Uhr Mittags in Stylida zu sein.

Und so geschah's. Paraskewula hatte bis in den hellen Morgen hinein geschlafen und ihre Blicke leuchteten, als sie ein gut bespanntes Wäglein vor dem Gasthaus stehen sah zur eiligeren Fahrt nach Stylida, denn dorthin gab es schon eine gute Fahrstraße. Leider war das Amtsgeheimniß von dem Telegraphisten nicht gewahrt worden, denn als wir in den Wagen stiegen, hörte Paraskewula aus der neugierig umstehenden Menge mitleidige Rufe: „Das ist die Paraskewula, die Aermste! Gott erbarme sich ihrer!" — Aber bald waren wir den Hügel, auf dem Lamia liegt, hinunter und rollten, von einer dichten weißen Staubwolke gefolgt, auf das schon von hier sichtbare Stylida los. Und jetzt erzählte ich ihr vorsichtig und schonend, was ich wußte, wie der Zufall es glücklich gefügt, daß sie schon in wenig mehr als einer Stunde ihren Kostas sehen werde. Ich hatte mich auf einen stürmischen Ausbruch schmerzvoller Freude gefaßt gemacht, auf Thränen und Geschrei und Heiligenbeschwörungen. Sie wurde

aber ganz still, schloß vor dem deutlich herüberschimmernden Stylida die Augen, und alle Zeichen tödtlichen Grauens standen auf ihrem stummen Gesicht.

„Du freust Dich gar nicht, Deinen Kostas wiederzusehen, Paraskewula?"

„Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht," und sie schlang in rathloser Aufregung die Finger ineinander.

„Zwei Wochen bist Du gewandert über die Berge und durch die Schluchten, und jetzt weißt Du nicht, ob Du Dich freuen sollst?"

„O Herr, ich kann mich nicht freuen, — ich fürchte mich so?"

„Vor dem Schicksal, das den Kostas erwartet?"

„Nein," flüsterte sie, „nicht davor, das habe ich ja längst gewußt."

„Was hast Du sonst zu fürchten?"

„Den Kostas!" sagte sie nur, ohne das Haupt von der Brust zu erheben.

„Wie kannst Du ihn fürchten? Was kann er Dir vorwerfen? Bist Du nicht unschuldiger und unglücklicher als er?"

„Er weiß noch nicht das Aergste, Herr! Ich habe es keinem gesagt als Dir, und wenn er mich nun sieht — —"

„Du mußt ihm Alles sagen, Paraskewula, wie Du es mir gesagt hast."

„Werden sie mich denn mit ihm sprechen lassen?"

„Sie werden, laß mich dafür sorgen!"

„Ach, ich weiß nicht, ob ich es ihm sagen kann, wie Dir, Herr."

„Wenn er so ist, wie Du mir erzählt hast, so wird er Dir glauben; Du mußt ihm, der zum Tode geht, die volle Wahrheit sagen."

„Ich werde ihm erzählen, was Du gehört hast, denn das ist die volle Wahrheit."

* * *

Der Anker der „Nachtigall" war schon aufgenommen, als wir am Uferdamm in Stylida anlangten. Gleich nachdem wir das Verdeck des Henkerschiffes betreten hatten, erscholl das Commando: „Volle Fahrt vorwärts!" und der kleine Schraubendampfer schoß durch die aufrauschenden Wellen. Meiner harrte noch eine kleine Ueberraschung, deren Ursache meinem Schützling zu Gute kam. Der Kapitän der „Nachtigall" war Herr Kondojannis, mein lieber Gastfreund von einer früheren Hellasreise, unter dessen Commando ich auf einem mir seiner Zeit zur Verfügung gestellten Regierungsdampfer manche Lustfahrt in griechischen Gewässern gemacht hatte. So kostete es mir nur einige bittende Worte, um ihn zu bewegen, dem Kostas und der Paraskewula auf dieser letzten traurigen Fahrt jede Erleichterung zu gönnen, die er mit seinem Amte vereinigen konnte. Paraskewula hatte ihren Verlobten noch nicht zu Gesicht bekommen; sie stand zitternd neben mir auf dem Hinterdeck und wärmte gedankenlos ihre klammen Hände an der großen in der Sonne funkelnden Revolver-

kanone, welche des kleinen Kriegsfahrzeuges einzige Waffenrüstung bildete. Sie wagte nicht, auf dem Schiff umherzublicken, sondern starrte wie von einer geheimen Gewalt hingezogen auf einen Haufen seltsamer Geräthe, die von einer schwarzgetheerten Segeltuchhülle nur halb verborgen neben dem Steuerrad lagen: zwei lange Holzbalken mit einer vertieften Rinne auf je einer Seite, dann mehrere kleinere Hölzer, Querbalken, ein paar hänfene Seile, ganz neue, und in der Mittagssonne des strahlenden Oktobertages blitzend ein seltsam geformtes Eisen, dreieckig, dick und plump an der einen Seite und scharf wie ein Messer an der anderen, scharf wie ein Beil, — und da wußte ich auch, was ich sah, zum ersten Mal im Leben: das Fallbeil der irdischen Gerechtigkeit. Ich ergriff Paraskewula an der Hand und wollte sie abkehren, damit sie das Schauderhafte nicht sähe; sie hatte es aber schon errathen wie ich und hatte laut aufgeschrieen. Ein einziger gellender Schrei: „Mein Gott, erbarme Dich!" — und dann nichts mehr. Leichenblaß lehnte sie gegen das gelbe Kanonenrohr, ihre Zähne schlugen im Frost aufeinander, ihre bläulichen Lippen bebten, aber sie blieb stumm.

Da kam ein Offizier der Bewachungsmannschaft vom Vorderdeck auf den Kapitän zu und meldete ihm: der Gefangene wisse, wer an Bord sei, und habe den Schrei gehört; er lasse den Kapitän bitten, die Paraskewula zu ihm zu bringen. Er verspreche, ganz ruhig zu sein, man brauche ihm die Fesseln gar nicht abzunehmen; er sei schon zufrieden, wenn er sie nur sehen und sprechen könne.

Paraskewula hatte die leise Meldung gehört, und nun hafteten ihre Augen an den Lippen des Kapitäns.

„Willst Du zu ihm?" fragte dieser.

Sie nickte nur.

„Und Du versprichst mir, ganz ruhig mit ihm zu sein?"

Sie nickte wieder.

„So komm, ich führe Dich selbst zu ihm; aber Du rührst ihn nicht an, hörst Du!"

„Wie Du beliebst, Herr Kapitän."

Sie ging mit wankenden kleinen Schritten zwischen mir und dem Kapitän dem Vorderdeck zu. Das laute Schnauben und Stampfen der nie zuvor gesehenen Maschine mittschiffs erschreckte sie so, daß sie sich bekreuzte. Und nun sahen sich die beiden jammervollen Geschöpfe Auge in Auge. Sie blieb ein paar Schritte von ihm stehen und holte tief Athem, aber ihre Lippen öffneten sich nicht.

Kostas saß mit hochaufgerecktem Oberkörper, die mächtige Brust halb entblößt, auf einem zusammengerollten Tauknäuel ganz vorn am Bugspriet. Mit allen Kräften strebte er jetzt empor, daß ihm die Adern am Halse und an den Schläfen dick aufschwollen. Eine schwere Kette fesselte ihm beide Füße über den Knöchelgelenken, und auch um seine Hände wanden

sich die Ringe eines starken Strickes. Man hatte ihm die Kleider gelassen, in denen er aus Siderókastro entwichen war; sie hingen in Lumpen an seinem riesenhaften Leibe. Die seit Monaten nicht gekürzten Haare baumelten ihm in wirren Locken bis zum Halse nieder und gaben ihm auf den ersten Blick etwas abschreckend Wildes. Als er jedoch Paraskewula auf sich zukommen sah, löste sich die Spannung seines ganzen Wesens mehr und mehr, und sein Ausdruck änderte sich wie unter einer Zauberhand, bis aus dem Rahmen des dunklen Lockengestrüpps ein weiches, zärtliches Jünglingsgesicht blickte. Das war er, wie ihn seine Braut geschildert, der löwenherzige Junge von 21 Jahren, der keinem Kinde ein Leid thun konnte und der nun dem Henkerbeil verfallen war, weil er einer ganzen Familie bis auf den letzten Sprossen den Tod bereitet hatte.

Er hob die gebundenen Arme zu Paraskewula empor, aber sie zögerte noch, sich ihm ganz zu nähern.

„Fürchte Dich nicht vor mir, mein Augenlicht!“ sagte er mit einer merkwürdig sanften Stimme.

„Ich fürchte mich nicht, Kostaki.“

„Setz Dich zu mir, wenn es der Herr Kapitän erlaubt.“

Der Kapitän nickte, aber Paraskewula blieb regungslos stehen und faltete ihre Hände über ihrem Leibe.

„Bist Du den weiten Weg hierher gekommen und willst nun nicht neben mir sitzen?“

„O mein Kostaki!“ schrie sie auf; dann stürzte sie auf ihn zu, umschlang seinen Hals und küßte sein verfehmtes Haupt. —

Der Kapitän und ich traten zurück, so weit, daß sie mit einander sprechen konnten, ohne von uns gehört zu werden. Und nun begannen sie zu reden, anfangs wirr und hastig, mit flüsternder Stimme. Dann erzählte Paraskewula, leise, immer leiser, so daß Kostas sich zu ihrem Munde niederbeugen mußte. Zuweilen drang es wie ein brüllendes Stöhnen aus seiner breiten Brust; dann wieder sagte er ihr tröstende, liebkosende Worte, wie eine Mutter ein weinendes Kind beschwichtigt. Nach einer Weile entstand eine große Stille zwischen den Beiden, während welcher des Gefangenen Augen des Mädchens Gestalt langsam und scheu überflogen. Mit stockender Stimme frug er sie nach etwas, das nur sie vernahm; doch sie schwieg und rückte ein wenig von ihm ab. Er frug wieder, und sie schwieg wieder. Da wußte er das Furchtbarste, und nun begann dieser starke Mensch, der Eiserne, zu weinen, daß es den wetterharten Kapitän und mich zwang, uns abzuwenden und einander nicht in die Augen zu sehen.

„Ich wollte, sie hätten ein anderes Schiff zu diesem gräßlichen Geschäft abgeschickt,“ sagte Kapitän Kondojannis nach einer Weile. „Aber was kann man den beiden armen Geschöpfen thun?“

„Lassen Sie dem Kostas wenigstens die Hände entfesseln, Kapitän — was?“

„Ja, das kann man wohl thun; ich habe nur den strengen Befehl, eine nochmalige Flucht zu verhindern, und dazu reicht die Kette um die Füße aus."

Dem Kostas wurde der Strick von den Handgelenken gelöst, und er rief dem Kapitän zu: „Ich danke — Gott vergelte es Dir!" Dann reichte er Paraskewula die Hände und so saßen sie Beide wohl eine Viertelstunde still da, und man hörte nichts als den klingenden Wind im Tauwerk und das Aechzen der Maschine und das Aufschäumen der Bugwelle.

Dann begann Kostas zu erzählen, leidenschaftlich, halblaut, so daß wir vereinzelte Worte hörten, wilde Zornesworte, erbarmungslose. Und nun wieder ein Schweigen; die Beiden hatten einander nichts mehr zu sagen.

Wir fuhren eben an dem schmalen Meeresarm vorüber, der sich auf die nördlichen Sporaden zu aufthut, und Herr Kondojannis zeigte mir in der dämmernden Ferne den steilen Felsenklotz der Insel Skiathos. Ich hatte, halb abgewandt, gerade bemerkt, wie Paraskewula dem Kostas etwas ins Ohr flüsterte, so leise, daß kein Laut zu uns drang, worauf er mit erschrecktem Staunen den Kopf geschüttelt und die Hände abwehrend gegen sie ausgestreckt hatte. Der Kapitän sprach auf mich ein von den Inseln Skiathos und Skopelos, wohin sie vor fünf Tagen gefahren waren, um dort eine Hinrichtung vollstrecken zu lassen, von dem österreichischen Kriegsschiff in jenen Gewässern während der letzten Blokade und von der Politik des Herrn Trikupis, — und so achtete er nicht auf das, was jetzt zwischen den beiden Menschen vorn am Bug geschah. Ich aber sah es und sehe es noch heute. Paraskewula dringt mit flehenden Worten in den noch widerstrebenden Kostas; dann giebt dieser nach. Nun reicht sie ihm verstohlen, hastig, aus ihrem Gürtel etwas, was ich nicht gleich erkenne. Kostas macht sich mit beiden Händen dran zu schaffen und sucht es vor meinen aufmerksamer werdenden Blicken zu verbergen. Ich höre noch, wie sie ihm zuruft: „Küsse mich, mein Kostaki!" und sehe, wie er ihren Kopf mit beiden Händen ergreift und sie auf Stirn und Mund küßt. Dann macht er das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, sie breitet die Arme weit vom Leibe, seine Rechte holt zum Stoße aus, ein Blutstrom schießt über ihr weißes Oberkleid und leuchtet purpurn in der Sonne, — und dann ein Stoß auf seine eigene Brust und noch ein Stoß, und nun sinkt er zurück wie sie und rührt sich nicht mehr. —

„Paraskewula!" rufe ich und springe auf das Mädchen zu. Da liegt ihr Haupt schwer in meinen Händen; sie will die Augen noch einmal öffnen und kann es nicht, will die Lippen öffnen, um mir ein Wort zu sagen. „Charistó!" hatte sie sagen wollen, aber sie hauchte nur: „Charis—" Ich ließ sie langsam auf die harten Dielen des Verdecks nieder und hielt ihre Hände, bis ich fühlte, wie im warmen Sonnenschein die Grabeskälte sie durchdrang.

Am Meer.

Von

Albert Traeger.

Nordhausen.

1.

Hinter mir des Tages Schwüle,
All des Lebens Lärm und Streit,
Morgenfrische Meereskühle,
Wunderbare Einsamkeit.

Sanftes Wehen, dumpfes Rauschen,
Töne, sehnsuchtsvoll und bang,
Freudig glaubt das Herz zu lauschen
Seiner Jugend fernem Sang.

An den duft'gen Wolkensäumen
Stille weiße Segel zieh'n,
Und mit längst versunk'nen Träumen
Will die Seele weiter flieh'n.

Gottesfriede, Himmelssegen
Auf den lichten Wassern ruht —
Da beginnt ein leises Regen,
Zitternd ringelt sich die Fluth;

Näher immer kommt's gezogen,
Tändelnd, wie ein blendend Spiel,
Ueberall ein wallend Wogen
Wandert nach dem gleichen Ziel.

Und die schaumgekrönten Wellen
Treibt ein mächt'ger Drang zum Land,
Bis verendend sie zerschellen
Auf der Düne ödem Sand.

2.

Die Sonne verlischt in der kühlen Fluth,
Es flüstern die Wellen leise,
Mir wird so still und fromm zu Muth',
Ich höre die alte Weise . . .

Herein bricht die Nacht, am Himmel sind
Die Sternlein schon aufgegangen,
Die Mutter hält das müde Kind
In ihrem Schooß umfangen.

Rings tiefe Ruhe, nichts regt sich mehr,
Ein heil'ger Friede waltet,
Ich halte vom Abendsprüchlein her
Die Hände noch fromm gefaltet.

Und lieblich durch meine Träume geht
Ein seltsam flüsterndes Klingen,
Ist es ein Lied, ist's ein Gebet,
Was ihre Lippen singen?

Empor aus des Herzens tieffstem Schacht,
Die himmlischen Töne steigen,
Das ist ein Sang, dem in der Nacht
Die Engel lauschend sich neigen.

Ich habe den Klang, wie verlor'nes Glück,
Gesucht durch mein ganzes Leben,
Mitleidig hat das Meer zurück
Das alte Lied mir gegeben.

Und von der Fluth zu dem Träumer am Strand
Weht grüßend ein Hauch hernieder —
Ich fühle der Mutter segnende Hand
Auf meinem Haupte wieder.

3.

Prächt'ger Reize üpp'ge Fülle
Quillt empor und taucht hernieder,
Blendend aus der leichten Hülle
Drängen fessellose Glieder,
Wiegen sich auf feuchtem Pfühle,
Locken tändelnd rings umher,
Schwüle Luft verscheucht die Kühle,
Flammend blitzet auf das Meer.

Vollerblühte Sommerrosen,
Die der Wind in's Wasser streute,
Wild im Kampf die Wellen tosen
Um die heißbegehrte Beute,
Von berauschendem Verlangen
Beben zitternd Land und Luft —
Sehnend meine Blicke hangen
An der Ferne blauem Duft.

Dort am lichten Himmelssaume
Kräuselnd seh' ich's leise wallen,
Zu dem weißen Wogenschaume
Scheint ein Stern herabgefallen;
Schimmernd hebt aus sanften Gluthen
Sich der blüthengleiche Leib,
Friedlich glätten sich die Fluthen
Um das mädchenhafte Weib.

Stolze Schönheit, nie geschaute,
Ladet zur andächt'gen Feier,
Holde Anmuth, lang vertraute,
Lächelt grüßend aus dem Schleier:
Nicht verweilend darf sie bleiben,
Wo die Stürme rauh und wild,
Weiter muß sie, weiter treiben,
Ein verschwimmend Märchenbild.

Tief im Herzen fühl' ich's brennen,
Mächtig sich die Sehnsucht heben,
Ja, ich glaube, Dich zu kennen:
Dir verfiel mein ganzes Leben;
Bis der Gram das Haupt mir bleichte
Sucht' ich Dich mit bangem Weh',
Niegefundne, Unerreichte —
Meiner Träume blonde Fee!

4.

Im Meeresgrunde schlafen
Verborgne Schläfer viel,
Die nicht erreicht den Hafen,
Gescheitert fern vom Ziel;

Der Kampf ist ausgerungen,
Die Wogen zieh'n vorbei,
Die Brandung hat verschlungen
Des Lebens letzten Schrei.

Wenn sich die Schatten senken,
Heimliches Leben wacht,
Alter Liebe gedenken
Die Todten in der Nacht;
Die Wellen flüsternd nennen,
Was bang das Herz verlor,
Sehnende Schmerzen brennen
Mit wildem Drang empor.

Viel Thränen sind vergossen
In's Meer voll heißer Gluth
Und suchen unverdrossen,
Was in der Tiefe ruht,
Ertrunken und versunken,
Verstoßen aus dem Licht;
Die ruhelosen Funken
Finden das Liebste nicht.

Nach oben will sich's heben,
Nach unten will es zieh'n,
Die sich zu einen streben,
Müssen sich ewig flieh'n,
Nie treffen sie zusammen,
Irren getrennt einher —
Lodernd in Liebesflammen
Leuchtet nächtig das Meer.

5.

Andächtige Weihestunde —
Aus dem dämmernden Grunde
Aufsteigt ein milder Glanz,
Sanft verrinnendes Wallen,
Schimmernde Tropfen fallen
Wie Perlen vom Rosenkranz.

Verhallende Glockenklänge,
Hinzitternde Gesänge,
Weihrauch duftet von fern,
Die Kniee fromm sich beugen,
Dir Ehrfurcht zu bezeugen,
Des Meeres leuchtendem Stern.

Hernieder den Frieden bring'st Du,
Zu stiller Ruhe zwing'st Du
Der Wellen wilde Jagd;
Wenn rauh die Stürme wehen,
Bleibst unterm Kreuz Du stehen,
Des Herrn demüthige Magd.

Der Schiffer im Drang der Wogen
Vom Strudel fortgezogen,
Befiehlt Dir Seel' und Leib;
Du betest mit den Kleinen,
An Deinem Herzen weinen
Darf das verlass'ne Weib.

Kein Kummer ist Dir verborgen,
Du trägst der Menschen Sorgen
Empor zu Gottes Thron,
In tödtlicher Beschwerde
Hast Du den Schmerz der Erde
Gelitten um Deinen Sohn.

Streu' aus die himmlischen Rosen,
Segne die Schlummerlosen,
Beschütze unsern Traum.
Der Tag will sich verbluten,
Breite über die Fluthen
Des Mantels blauen Saum!

Schulreformen im Auslande und ihre Bedeutung für uns.

Von

W. Wetekamp.

— Breslau. —

Ein alter und wahrer Satz sagt, daß wir für das Leben und nicht für die Schule lernen; daraus ergiebt sich mit Nothwendigkeit, daß die Schule sich den veränderten Lebens- und Culturverhältnissen anpassen muß, wenn sie anders ihren Zweck erfüllen soll, und daß eine Schuleinrichtung, sei sie auch zu einer gegebenen Zeit die denkbar beste, doch im Laufe der Zeit veralten muß. Immer mehr bricht sich auch bei uns die Ueberzeugung Bahn, daß die höhere Schule nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit entspricht, und daß eine gründliche Reform derselben noththut. Es ist natürlich, daß eine derartige umfassende Reform auf um so größere Schwierigkeiten stoßen muß, je größer das Staatswesen ist, in welchem sie vollzogen werden soll, und es darf uns daher nicht wundern, wenn wir sehen, daß viele kleinere Staaten die Reform des höheren Schulwesens in modernem Sinne schon seit längerer Zeit ins Werk gesetzt haben. Es ist dies für uns keineswegs ein Unglück, es kann uns im Gegentheile diese Thatsache nur von großem Vortheile sein, wenn wir uns nur vor Augen halten, daß jene kleineren Staaten für uns gewissermaßen die Versuchsfelder abgeben. Es ist uns so ermöglicht in eine große umfassende Reform einzutreten, ohne daß wir genöthigt wären selbst erst Schritt für Schritt den Weg ausfindig zu machen, welcher zu betreten ist. Wir brauchen nur das dort als gut Erkannte für uns zu verwerthen, das als schlecht Erkannte auszumerzen, um auch für unseren

Staat ein den Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Schulwesen zu erhalten. Gerade jetzt, wo wir vor der Einberufung einer Enquête-Commission stehen für die Durchberathung einer Schulreform, ist es von größter Wichtigkeit, daß die Kenntniß von den Reformen in außerdeutschen Ländern weit mehr an Verbreitung unter den Gebildeten der Nation gewinnt, als es thatsächlich der Fall ist.

Zuerst waren es die nordischen germanischen Staaten: Norwegen, Dänemark, Schweden, welche umfassende Schulreformen durchführten, sodann schlossen sich die Schweizerischen Cantone Bern und Genf mit gründlichen Reformen an und neuerdings treten auch noch einige andere Staaten in gleiche Bestrebungen ein. Wir wollen nun im Folgenden zunächst die Lehrpläne einiger derselben genauer betrachten, um aus diesen dann die für uns wichtigen Ergebnisse abzuleiten:

1. Norwegen: Die jetzige Ordnung des Schulwesens wurde eingeführt durch Gesetz vom 17. Juni 1869. Die höhere Schule zerfällt in eine sechsklassige Mittelschule und ein dreiklassiges Gymnasium, welches sich in eine Lateinlinie und eine Reallinie gabelt. „Die Mittelschule ist die Vorschule für das Gymnasium, zugleich soll sie aber den Schülern, welche aus ihr in das Leben übertreten, eine abgeschlossene und auf ihre Bedürfnisse berechnete Bildung geben. Die Gymnasien haben durch einen Lehrgang, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, die Vorbereitung für die Universität und für die höheren Fachschulen zu übernehmen." (An die Mittelschule kann sich auch eine practische Realklasse anschließen.) In der untersten Klasse der Mittelschule, also unserer VI — ich werde im Folgenden stets unsere Klassenbezeichnungen wählen, da ein Vergleich mit unseren Verhältnissen dadurch erleichtert wird und uns diese Bezeichnungen auch geläufiger sind — liegt das Hauptgewicht auf der Muttersprache, welche acht wöchentliche Stunden erhält. Von diesen werden im zweiten Halbjahre einige abgegeben zur Einübung der Elemente des Deutschen, welches in V als erste Fremdsprache mit 6 Stunden eintritt. In IV kommt keine neue Sprache hinzu, sondern erst in III b, wo sich die Gabelung in zwei Linien anbahnt, indem die Schüler, welche später in die Lateinlinie eintreten wollen, das Lateinische, diejenigen, welche in die Reallinie eintreten wollen, das Englische beginnen. Alle übrigen Fächer sind nach wie vor gemeinsam. In III a und II b treten 2 Stunden Französisch hinzu, welche aber wahlfrei sind. Beim Abgange aus der Mittelschule wird eine Prüfung abgelegt als Abschluß für die, welche in das practische Leben übergehen, und als Vorbedingung für die Aufnahme in das Gymnasium. An diese Prüfung knüpfen sich außerdem noch gewisse Berechtigungen. In dem Gymnasium findet gemeinsamer Unterricht für die beiden Linien nur in der Religion, im Norwegischen und Altnorwegischen statt. Das Hauptgewicht in der Lateinlinie liegt auf den

alten Sprachen, in der Reallinie auf Englisch, Mathematik und Naturwissenschaften; letztere fallen in der Lateinlinie vollständig fort.

Den Abschluß des gesammten Unterrichts bildet das examen artium, welches also unserer Abiturientenprüfung entspricht. Das Reifezeugniß der Lateinlinie berechtigt zu allen Studien ohne Nachprüfung; für den Besuch der Kriegsakademie ist aber eine solche erforderlich in Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen. Die Abiturienten der Reallinie werden ohne Weiteres zugelassen zum Studium der Naturwissenschaften, der Rechtswissenschaften und der technischen Fächer und zur Kriegsakademie; für das Studium der Medicin ist eine lateinische, für das der Philologie und Theologie eine lateinische und griechische Nachprüfung nöthig. Diese Nachprüfung ist nur eine mündliche; im Lateinischen werden für dieselbe die Anforderungen gestellt, welche für die Lateinschüler nach Abschluß der IIb vorgeschrieben sind, nicht die für die Reifeprüfung der Lateinlinie.

2. Dänemark: Die Reformen fanden ihren vorläufigen Abschluß durch das Gesetz vom 1. April 1871. Die höhere Schule ist sechsklassig, es fehlen ihr die unserer VI, V und Ia entsprechenden Klassen. Zur Aufnahme in die unserer IV entsprechende unterste Klasse muß der Schüler sich einer Prüfung in Deutsch, Französisch und den Realien (Rechnen, Naturgeschichte, Geschichte, Geographie) unterziehen, er muß also vorher eine Privatschule besucht haben. Der sechsjährige Cursus zerfällt in eine untere Abtheilung von 4 und eine obere von 2 Klassen; letztere theilt sich in eine sprachlich-historische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche Linie. In den beiden untersten Klassen (IV und IIIb) ist der Unterricht vollständig für alle Schüler gemeinschaftlich, auch noch fast vollständig in IIIa und IIb; nur treiben diejenigen, welche später zur altsprachlichen Abtheilung übergehen wollen, von IIIa ab Griechisch, die übrigen in gleicher Stundenzahl Dänisch, Mathematik und Naturlehre. Das Lateinische beginnt in der untersten Klasse (IV), doch ist nochmals hervorzuheben, daß die Schüler schon in der Aufnahmeprüfung Kenntnisse im Deutschen und Französischen nachzuweisen haben.

Nach dem Besuche der IIb findet eine Prüfung statt, mit welcher für die altsprachliche Linie der Unterricht in Mathematik und Geographie, für die mathematisch-naturwissenschaftliche der Unterricht im Lateinischen und der Geographie abschließt. Die erstere der beiden Abtheilungen der Oberstufe legt das Hauptgewicht auf Lateinisch und Griechisch, die letztere auf Mathematik, Naturlehre und Zeichnen. In den übrigen Stunden, also etwa in der Hälfte aller Unterrichtsstunden ist auch hier der Unterricht gemeinsam. Statt des Deutschen kann in den beiden oberen Klassen auch Englisch getrieben werden.

Durch Verfügung vom Jahre 1882 ist für die mathematisch naturwissenschaftliche Abtheilung eine Stunde wöchentlich angesetzt zur Lectüre

griechischer Schriftsteller, die aber natürlich nicht im Original, sondern in dänischer Uebersetzung gelesen werden. Durch dieselbe Verfügung ist auch die Zahl der Turnstunden für jede Klasse von 3 auf 4 erhöht.

Die sich an die Reifeprüfung knüpfenden Berechtigungen sind für beide Abtheilungen einigermaßen gleich; nur müssen die Abiturienten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Linie sich für das Studium der Theologie und der Rechtswissenschaften einer verhältnißmäßig leichten Nachprüfung unterwerfen und zwar für ersteres Fach im Lateinischen und Griechischen, für letzteres nur im Lateinischen.

3. Schweden: Wie wohl in keinem anderen Lande ist man in Schweden bemüht gewesen, die höhere Schule stets mit den veränderten Lebensbedingungen in Einklang zu halten. Die letzte größere Reform wurde abgeschlossen durch das Gesetz vom 1. November 1878. Wie in Norwegen bilden auch hier die drei untersten Klassen eine vollständig einheitliche Grundlage für den gesammten höheren Unterricht. Der Lehrplan dieser Klassen steht dem der Volksschulen sehr nahe: 67 von den zusammen 87 wöchentlichen Stunden derselben sind der Religion, der Muttersprache, den Realien und den technischen Fächern gewidmet und nur 20 entfallen auf die einzige auf dieser Stufe gelehrte Fremdsprache, die auch hier wiederum nicht das völlig fremde Lateinisch, sondern das stammverwandte Deutsch ist. In IIIb bereitet sich die in den obersten Klassen des neunjährigen Cursus mit Entschiedenheit durchgeführte Trennung in mehrere Linien vor, indem die Schüler vor die Wahl gestellt werden entweder am lateinischen Unterrichte theilzunehmen oder sich für Englisch und Zeichnen zu entscheiden. Im Uebrigen ist der Unterricht für alle Schüler der Unter-III und Ober-III gemeinsam, also in 7 Fächern mit 22 von den 30—32 wöchentlichen Stunden. In Ober-III beginnt der französische Unterricht. Von Unter-II ab wird die Trennung zwischen den Lateinschülern und den Realschülern völlig durchgeführt und zwar gabelt sich von hier ab die Anstalt in 2 „Lateinlinien": „A" und „B" und eine „Reallinie". Diese Linien entsprechen etwa unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Für die Lateinlinie A schmilzt der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht auf 5 Stunden wöchentlich zusammen, dagegen sind für den sprachlichen Unterricht 22 Stunden angesetzt, von denen das Lateinische und das in Unter-II neu hinzutretende Griechisch den bei weitem größten Theil (14—15 Stunden) beanspruchen. In der Lateinlinie B fällt das Griechische weg, dafür tritt Englisch und Zeichnen und verstärkter Unterricht in Mathematik ein. In der Reallinie, welche von Sprachen nur Englisch, Deutsch und Französisch treibt, liegt das Hauptgewicht auf den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, welche 13 Stunden wöchentlich in Anspruch nehmen. Das Zeichnen hat in dieser Linie 3 Stunden wöchentlich für jede Klasse.

Was die Berechtigungen anbetrifft, so giebt das Reifezeugniß der Lateinlinie A Zutritt zu allen Studien, das der Lateinlinie B ebenfalls zu

allen, außer dem der Theologie und Philologie, das der Reallinie zum Eintritt in die technische Hochschule und die Bergakademie. Die Abiturienten der beiden Lateinlinien müssen sich zum Studium an letzteren beiden Anstalten einer Nachprüfung in Mathematik, Physik und Chemie unterziehen, in welcher dieselben Anforderungen gestellt werden wie an die Realabiturienten. Zur Aufnahme in die Kriegsakademie müssen sie eine Nachprüfung in der Mathematik bestehen. Das Griechische hat auf die Berechtigungen also fast gar keinen Einfluß; eine Folge davon ist, daß die Schülerzahl in den oberen Klassen der Lateinlinie A sich seit 1869, in welchem Jahre das Griechische für wahlfrei erklärt wurde, stetig vermindert, während die der Lateinlinie B und der Reallinie zunimmt. Im Jahre 1873 betrug die Zahl der Griechisch lernenden Schüler der 4 oberen Klassen noch 63,8%, dagegen war sie schon im Jahre 1883 auf 32,7% also auf nahezu die Hälfte gesunken; ein wichtiger Fingerzeig dafür, wie sehr die Schülerzahl einer Schule abhängig ist von den Berechtigungen, welche der Besuch der Schule bietet!

Wir wollen das schwedische Schulwesen nicht verlassen, ohne der außerordentlichen Sorge und Aufmerksamkeit kurz zu gedenken, welche man der Körperpflege der Schuljugend widmet. Niemals dürfen mehr als 2, oder in den oberen Klassen 3 durch Pausen von je 5—10 Minuten von einander getrennte Schulstunden aufeinander folgen, es müssen dann bis zum Beginn der folgenden Stunde 2 Stunden schulfrei sein; der Unterricht fällt demgemäß auf die Stunden von 7—9 und von 11—2, unter Umständen noch von 4—5. Turnunterricht haben die Schüler täglich in einer halben Stunde, daneben bestehen vielfach Schulturnvereine. Spiele, Baden, Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen werden eifrig gepflegt, für letztere beiden Uebungen wird öfters ein halber oder ganzer Tag frei gegeben. Oeffentliche Wettläufe sind sehr beliebt. Die Schüler der Ober-III erhalten ferner wöchentlich eine Stunde Gewehrexerciren, die der Secunda und Prima eine bis zwei Stunden Bajonnett-, Säbel- und Florettfechten. Die Schüler der Secunda und Prima nehmen außerdem an den sogenannten „erweiterten Militärübungen" theil, welche am Ende des Frühjahrs- und Anfang des Herbsttermins stattfinden und ungefähr 8—10 Wochen insgesammt dauern. Die diesen Uebungen gewidmete Zeit beläuft sich auf täglich eine Stunde. Die betheiligten Klassen werden für diese Zeit vom Turnunterricht und unter Umständen auch von einzelnen wissenschaftlichen Stunden befreit. — Die Ferien haben eine sehr große Ausdehnung, man kann ruhig sagen eine zu große; so sind die Monate Juni-August völlig schulfrei, zu Weihnachten sind vier Wochen Ferien. Die großen Sommerferien können von nicht versetzten Schülern benutzt werden, um sich für eine nachträgliche Versetzungsprüfung vorzubereiten; eine Vergünstigung, von welcher in ausgedehntem Maße Gebrauch gemacht wird.

Zum Schluß wollen wir noch erwähnen, daß für jede Anstalt ein

Schularzt vorgeschrieben ist, welcher unter anderem sämmtliche Schüler zweimal jährlich zu untersuchen und bei dieser Gelegenheit festzustellen hat, wer vom Turnen und den Waffenübungen zu dispensiren ist. Aermere Schüler werden von ihm unentgeltlich behandelt*).

4. Kanton Bern: Die Neuregelung des höheren Schulwesens im Canton Bern wurde schon im Jahre 1885 angeregt und im Jahre 1889 abgeschlossen. Sie ist wesentlich das Werk des Erziehungsdirectors Dr. Gobat, welcher die ihn leitenden Grundsätze in einem 58 Seiten starken Vortrage an die Regierung des Cantons ausführlich darlegte. Es sind dies im wesentlichen dieselben Gründe, von denen man auch in den übrigen Staaten geleitet wurde, und auf welche wir noch im Weiteren zurückkommen werden**).

Die höhere Schule des Kantons Bern zerfällt in ein Progymnasium von 2 Jahrgängen und ein Obergymnasium mit 3 Jahrgängen. Die Aufnahme in die unterste Klasse geschieht nach vollendetem 10. Lebensjahre; diese Klasse würde also unserer Quinta entsprechen. In den 3 ersten Jahren wird auch hier nur eine einzige Sprache gelehrt und zwar wiederum eine neuere, das Französische; erst vom vierten Jahre ab tritt eine zweite Sprache hinzu: für die späteren Gymnasiasten das Lateinische, für die späteren Realschüler das Englische (alte Sprachen werden in der Reallinie überhaupt nicht getrieben, dagegen Naturwissenschaften, Mathematik und Zeichnen stärker betont). Im fünften Schuljahre beginnt für die Gymnasiasten das Griechische, doch ist dieses wahlfrei; auf Antrag ihrer Eltern können die Schüler von diesem Fache befreit werden, wenn sie dafür in gleicher Stundenzahl bestimmte andere Fächer nehmen. Statt des Englischen kann in der Reallinie auch Italienisch getrieben werden.

Bezüglich der Berechtigungen ist zunächst hervorzuheben, daß das Griechische auf dieselben gar keinen Einfluß hat. Die Zöglinge der Gymnasial-Abtheilung haben Zutritt zu allen Studienfächern, mögen sie am griechischen Unterricht theilgenommen haben oder nicht; für den Eintritt in die technische Hochschule zu Zürich müssen sie sich einer Nachprüfung in Mathematik unterziehen. Das Reifezeugniß der Realabtheilung berechtigt zu allen Studien, außer Theologie und Medicin; für das Studium

*) Wer sich eingehender über das schwedische höhere Schulwesen und seine Entwicklung unterrichten will, dem empfehlen wir das Studium von Klinkhardt: Das höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform im modernen Sinne. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1887.

**) Die Eingabe Gobat's ist auszugsweise mitgetheilt von Director Dr. Krumme in einem Aufsatze über das außerordentliche Schulwesen in Nr. 5 der „Mittheilungen des Vereins für Schulreform“ herausgegeben von Dr. F. Lange. Die Arbeit Krumme's ist neuerdings unter dem Titel: „Die Aenderungen im höheren Schulwesen einiger außerdeutscher Staaten Europas während der letzten zwanzig Jahre“ bei Otto Salle in Braunschweig erschienen. In der Arbeit sind auch die wichtigsten Schulreformdebatten mehrerer Länder mitgetheilt.

der letzteren, welches Bundesangelegenheit ist, wird eine Nachprüfung im Lateinischen verlangt, die darthun soll, daß der Prüfling Livius, Cicero, Vergil und schon gelesene Abschnitte aus Horaz und Plautus in das Deutsche übersetzen kann. Auch in der Reifeprüfung der Gymnasialabtheilung wird eine Uebersetzung in das Lateinische (Griechische) nicht verlangt, noch weniger ein lateinischer Aufsatz, sondern nur eine solche aus dem Lateinischen (Griechischen) in das Deutsche. Diese Einrichtung ist getroffen worden, um dem Ueberwuchern des grammatischen Unterrichts Einhalt zu thun und die Lectüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu setzen.

In den größeren Orten des Cantons bestehen lateinlose, sogenannte Secundarschulen, welche wie die Progymnasien ihre Schüler mit vollendetem 10. Lebensjahre aufnehmen. Schüler dieser Anstalten können ohne Schwierigkeit, wenn sie später ein Fach, für welches Lateinisch erforderlich ist, studiren wollen, sich soviel Latein durch Privatunterricht aneignen, daß sie in das Obergymnasium eintreten können. Damit fällt für diese Schulen der Grund für eine Umwandlung in Progymnasien und vielleicht gar Erweiterung zu Obergymnasien vollständig weg.

5. Genf: Durch die letzte Regelung des Schulwesens im Jahre 1888 sind Volksschule und höhere Schule in engsten Zusammenhang gebracht. Die Volksschule nimmt die Kinder mit vollendetem 7. Lebensjahre auf, wenn sie vorher die Kleinkinderschule besucht haben oder die verlangten Kenntnisse in einer Prüfung nachweisen. An den 5. Jahrgang der Volksschule schließt sich sodann die höhere Schule, welche demnach die Kinder mit vollendetem 12. Lebensjahre aufnimmt. Sie besteht aus einer unteren Abtheilung von 3 Klassen und einer oberen von 4 Klassen; letztere gabelt sich in eine klassische Abtheilung, eine Realabtheilung, eine technische und eine pädagogische Abtheilung. Die erste Fremdsprache, mit welcher die Kinder bekannt werden, ist das Deutsche, welches vom 4. Jahrgange der Volksschule an betrieben wird. Die zweite Fremdsprache, das Lateinische, beginnt in der untersten Klasse der höheren Schule. Zum Eintritt in den Obercursus sind einmal die Schüler berechtigt, welche den Untercursus mit Erfolg absolvirt haben, sodann für die technische und pädagogische Abtheilung auch diejenigen, welche ein Abgangszeugniß einer „Fachschule" aufweisen können. Es sind dies Schulen, welche sich mit zweijährigem Cursus an die 6. Klasse der Volksschule anschließen und für solche bestimmt sind, welche sich dem Handel oder dem Gewerbe widmen wollen.

Die klassische Abtheilung treibt das Lateinische in verstärktem Maaße und beginnt das Griechische, welches auch hier wahlfrei ist. Die Realabtheilung setzt das Lateinische mit 4 Stunden wöchentlich fort; in der untersten Klasse derselben wird das grammatische Pensum abgeschlossen und wiederholt, in den folgenden Klassen und ebenso bei der Reifeprüfung allen die Uebersetzungen aus der Muttersprache, hier also aus dem

Französischen in das Lateinische völlig fort. — Die Reifeprüfung im Lateinischen ist in der Realabtheilung nur eine mündliche; es werden Stellen aus Vergil, Cicero, Livius, Sallust und — schon gelesene — aus Horaz und Plautus vorgelegt. — Außer dem Lateinischen und Deutschen wird in der Realabtheilung noch Englisch gelehrt. In der technischen Abtheilung werden von Fremdsprachen nur Englisch und Deutsch, in der pädagogischen nur Deutsch betrieben.

Wie in Bern hat auch in Genf das Griechische auf die Berechtigungen gar keinen Einfluß. Das Reifezeugniß der klassischen sowohl, wie der Realabtheilung berechtigt zu sämmtlichen Universitätsstudien. Zum Eintritt in die philosophische Facultät berechtigt das Reifezeugniß aller 4 Abtheilungen, zum Studium an der Züricher technischen Hochschule werden ohne weiteres die Abiturienten der Real- und der technischen Abtheilung zugelassen, die der klassischen Abtheilung müssen sich vorher einer Aufnahmeprüfung unterziehen.

6. Ungarn: In Ungarn besteht seit 1880 ein achtklassiges Gymnasium und eine achtklassige Realschule. Im Gymnasium beginnt das Lateinische in der untersten Klasse, Deutsch in IV und Griechisch in Ober-III; die Realschule treibt von Fremdsprachen nur Deutsch und Französisch. Für die letzten 3 Jahre ist wahlfreier Unterricht im Lateinischen angesetzt. Das Reifezeugniß des Gymnasiums berechtigt zu allen Studien an der Universität und der technischen Hochschule, das der Realschule zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, zum Eintritt in die technische Hochschule, die Akademieen für Forst- und Landwirthschaft, die Bergakademie und das Mittelschullehrerseminar. Durch eine Nachprüfung im Lateinischen erwirkt sich der Abiturient die Berechtigung zum Studium der Medicin und der Rechte; durch eine solche im Lateinischen und Griechischen wird das Reifezeugniß der Realschule dem des Gymnasiums gleichwerthig. Eine im letzten Jahre vom Unterrichtsminister Czaki eingesetzte Commission beschloß zu beantragen, daß künftighin nur eine höhere Schule bestehen solle, in welcher in den unteren 4 Klassen völlig gemeinschaftlicher Unterricht sein, in den oberen 4 Klassen aber in wöchentlich 4 Stunden Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen gegeben werden solle.

Dieser Antrag fand nicht volle Zustimmung im ungarischen Landtage, es wurde aber beschlossen, das Griechische künftighin nur noch von Theologen, Historikern, Philosophen und Philologen zu verlangen, aber nicht mehr von Aerzten und Juristen. Das Studium der letzteren beiden Fächer ist demnach den Realschülern wesentlich erleichtert. Das Griechische ist demzufolge auch nicht für alle Gymnasiasten verbindlich; beim Eintritt der Schüler in die Ober-III haben deren Eltern zu erklären, ob erstere am griechischen Unterricht theilnehmen sollen oder nicht. Der Uebergang von der „griechischen" zur „nichtgriechischen" Abtheilung ist nur bei Beginn

eines Schuljahres auf Grund einer besonderen Prüfung möglich. Die „Nichtgriechen" erhalten erweiterten Unterricht in der ungarischen Litteratur und lesen im Zusammenhang damit die griechischen Klassiker in ungarischer Uebersetzung unter gleichzeitigem Studium der wichtigsten Momente aus dem griechischen Culturleben. Außerdem soll durch eifrige Pflege des Zeichenunterrichts auf die Bildung des ästhetischen Sinnes und auf Empfänglichkeit für die Schöpfungen der bildenden Künste hingewirkt werden. Der Cultusminister verfehlte übrigens nicht auszusprechen, daß er diese Reformen als Vorarbeit für die spätere Schaffung einer einheitlichen Schule mit Gabelung in den oberen Klassen ansehe.

Wir wollen hiermit die Betrachtung der in anderen Ländern durchgeführten Reformen abschließen und uns nun zunächst klarzumachen suchen, worin der Fortschritt in den Schulverhältnissen jener Länder gegen die unsrigen besteht, und worin sich diese hauptsächlich von jenen unterscheiden.

Um hierin zu einem klaren Ergebniß zu gelangen, wird es sich empfehlen, zunächst einen kurzen Rückblick auf die Entwickelung des höheren Schulwesens zu werfen, wie sie sich ziemlich gleichartig in allen europäischen Culturstaaten vollzogen hat. Die Grundlage des höheren Schulwesens war überall die Gelehrtenschule; d. h. eine Lateinschule. Zu einer Zeit, in welcher der Wissenschaftsbetrieb an den Universitäten fast ausschließlich in der Erklärung und Aneignung der in lateinischen Uebersetzungen gelesenen griechischen Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Mediciner bestand, in der alle wissenschaftlichen Werke in lateinischer Sprache geschrieben, alle Collegien in derselben Sprache gelesen wurden, in welcher das Lateinische gewissermaßen zum zweiten Male eine lebende Sprache geworden war, mußte der Unterricht in erster Linie auf Sicherheit und Gewandtheit in dieser Sprache hinzielen. Die Zahl der Fächer in diesen Gelehrtenschulen, welche später Gymnasien genannt wurden, war ursprünglich eine geringe: Religion, Lateinisch, Mathematik und zum Theil Griechisch waren die hauptsächlichsten. Mit der zunehmenden Cultur, mit der Ausbreitung des Verkehrs der Völker untereinander, mit dem Emporblühen der modernen Wissenschaften stellte sich das Bedürfniß heraus, immer mehr Fächer im Unterrichte zu berücksichtigen: die Muttersprache, Geschichte, Geographie, neuere Sprachen, Naturwissenschaften u. s. w. verlangten Einlaß. Man bequemte sich den neuen Forderungen so viel als möglich an, sah aber bald ein, daß es nicht möglich sei, alle diese Fächer in den Rahmen des Alten einzufügen, ohne durch ein Uebermaß von Lehrstoff eine heillose Zersplitterung der Kräfte herbeizuführen. Man versuchte sodann, den neuen Bedürfnissen dadurch gerecht zu werden, daß man neben den altsprachlichen Gymnasien andere Schulen, Realschulen, errichtete, welche einen vorwiegend modernen Charakter trugen und somit mehr den Bedürfnissen derjenigen entgegenkamen, welche sich eine höhere geistige Bildung erwerben

wollten, die zugleich den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt war. Nun baute aber der Lehrplan der Universitäten auf dem Unterricht der Gymnasien auf, der Besuch des Gymnasiums war also unerläßliches Erforderniß für jegliches Universitätsstudium und damit für den Zugang zu allen höheren Beamtenstellen. Kein Wunder daher, daß die Realanstalten nur unter besonders günstigen äußeren Umständen, zur Zeit großen wirthschaftlichen Aufschwunges oder einer vollständigen Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten, zu einiger Blüthe gelangen konnten; und daß sie nur in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl in Industriegegenden oder in größeren Städten, in denen eine rasch anwachsende Bevölkerung den verschiedensten Schulen stets hinreichendes Schülermaterial zuführt, gegründet wurden. Für gewisse Berechtigungen, welche den Realanstalten später zuerkannt wurden, wurden diese auch wieder eines Theiles ihres realen Charakters beraubt; sie näherten sich in ihrer Anlage wieder mehr dem Gymnasium. Die Folge hiervon war die Gründung von Anstalten mit noch mehr ausgesprochen realem Charakter. Das Gymnasium andererseits konnte sich, da es wegen des fast vollständigen Berechtigungsmonopols die größte Mehrzahl der Schüler auszubilden hat, den Bedürfnissen des modernen Lebens auch nicht entziehen und mußte den Realien einen größeren Raum gewähren.

Dieser Weg führt also auf der einen Seite zu einer Ueberfüllung der Lehrpläne mit Unterrichtsgegenständen und damit zur geistigen Ueberbürdung*) der Schüler, auf der anderen Seite zu einer beklagenswerthen Vielgestaltigkeit der höheren Lehranstalten, welche fast ohne Zusammenhang miteinander stehen und wegen der ungleichartigen Vertheilung der Berechtigungen unter ganz verschiedenen Bedingungen zu kämpfen haben.

---

*) Wohl mag es richtig sein, daß die früher zu leistende häusliche Arbeitszeit vielleicht größer gewesen ist, als jetzt; aber damit ist noch nichts für oder gegen die Ueberbürdung bewiesen, denn die Ermüdung hängt nicht allein von der absoluten Arbeitsmenge ab, sondern auch von der Form in welcher, und den äußeren und inneren Verhältnissen, unter welchen sie geleistet wird. „Wenn man einem Gelehrten," sagt Paulsen (Geschichte des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885 S. 758), „welcher vielleicht 12—14 Stunden an einem Werk mit großer Anstrengung arbeitet, dieses Werk aus der Hand nähme und ihm dafür täglich vier Pensen leichter Arbeit, deren jedes in zwei Stunden bequem absolvirt werden könnte, zuwöge und die Leistung nach Ablauf von je zwei Stunden controlirte: würde ihm nicht solche Zuchthausarbeit erdrückend und tödtlich sein? Mir kommt nun vor, daß die Umformung, welche unser Gymnasialunterricht im Laufe dieses Jahrhunderts erhalten hat, in der Richtung sich geltend macht, daß zusammenhängende und freie Arbeitsleistung in zusammhangslose, aufgegebene Pensenarbeit umgewandelt worden ist" . . . „eine wirkliche Arbeitsleistung wurde von dem früheren Gymnasiasten nur in einem Fach, dem der alten Sprachen verlangt und auch hier wesentlich nur im Lateinischen. Jetzt dagegen werden wenig Schultage im Jahre sein, in welchen der gewissenhafte Schüler nicht wenigstens drei Pensa abarbeitete und nicht so gar selten wird die Zahl derselben sich auch verdoppeln."

**) Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1889.

Die vielfachen Mängel des jetzigen Systems: Ueberbürdung, Ueberfüllung der gelehrten Berufe, allzu frühe Entscheidung über die Art der zu besuchenden höheren Schule und damit über den späteren Beruf der Kinder u. s. w. sind in den letzten Jahren so oft dargestellt und drängen sich mit solcher Gewalt Jedem auf, der mit der Schule in Berührung kommt, daß es überflüssig sein möchte, darüber noch Worte zu verlieren; die Unzufriedenheit mit dem bestehenden System ist allgemein, sogar unter den Vertretern des Gymnasiums. „Die jetzigen Zustände," sagt Dr. H. Thiel, Geheimer Ober-Regierungsrath und vortragender Rath im Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, in seiner prächtigen Vorrede zu Director Matzat's Schrift **), „können doch nur dem als haltbar erscheinen, welcher den frivolen Muth hat, die verkrüppelte geistige Ausbildung der Mehrzahl der vorzeitig abgehenden Gymnasiasten für nothwendig zu erklären, nur damit die Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung und zu Gunsten der Minderzahl der bis zum Abiturientenexamen Durchdringenden von jener misera contribuens plebs materiell unterhalten werden können."

Die beiden von uns betrachteten Wege zu einer genügenden Berücksichtigung der modernen Bildungselemente führen also zu keinem erfreulichen Ziele. Weder das Miteinander der verschiedenen Fächer auf derselben Anstalt, noch das Nebeneinander auf verschiedenen Anstalten stellt sich als brauchbar heraus; es muß also ein anderer Weg gesucht werden.

Die Schüler, welche eine höhere Schule besuchen, scheiden sich ziemlich deutlich in 3 Gruppen. Die einen, bei denen sich schon in den unteren Klassen zeigt, daß sie den Anforderungen der Schule auf die Dauer nicht gewachsen sind, verlassen die Schule schon in den unteren Klassen, gewöhnlich in IV oder Unter-III nach erfolgter Confirmation. Eine zweite Gruppe bleibt dann noch 2—3 Jahre auf der Schule, um im Alter von 16 bis 17 Jahren in das praktische Leben überzutreten. Bei uns hat auf die Zahl dieser letzteren das Einjährig-Freiwilligen Zeugniß einen gewissen Einfluß.

Ist nun, wie bei uns, der Lehrplan der neunklassigen Schulen auf die Wenigen zugeschnitten, welche die ganze Schule absolviren, so verlassen die Uebrigen, die überwältigend größere Mehrzahl, etwa 4/5 aller Schüler, die Schule mit einer nach unseres Cultusministers eigenen Worten „verkümmerten und verkrüppelten" Bildung. Nun, ein Schulwesen, in welchem sich ein so großer Theil der heranwachsenden Jugend in einer derartig üblen Lage befindet, kann wohl kaum als ein gesundes angesehen werden.

In den von uns betrachteten Staaten, in denen sich früher ganz ähnliche Uebelstände gezeigt haben, hat man durch entsprechende Reformen verstanden, dem Uebel an der Wurzel beizukommen. Bei aller Verschiedenheit der Stundenpläne im Einzelnen zeigen sich überall gewisse grundlegende Principien mit auffallender Uebereinstimmung. Zunächst ist es der Aufbau

des höheren Schulunterrichts auf einer gemeinsamen Grundlage, einer einheitlichen Mittelschule, auf welcher alle Schüler denselben Unterricht genießen; so daß also die Väter nicht schon beim Eintritt ihrer Söhne in die höhere Schule, in einem Alter derselben, in welchem sich über ihre Anlagen und Neigungen noch gar kein wichtiges Urtheil fällen läßt, gezwungen sind, zwischen verschiedenen Anstalten zu wählen. Der Lehrplan dieser Unterstufe ist natürlich auf die Bedürfnisse derjenigen zugeschnitten, welche die höhere Schule nur wenige Jahre besuchen, um dann meist in's praktische Leben überzutreten. Demgemäß werden auf derselben vorwiegend die modernen Fächer berücksichtigt, während die klassischen Sprachen zurücktreten; wir sehen daher, daß in keinem der betrachteten Staaten*) der Beginn des lateinischen Unterrichts vor Beginn des vollendeten 12. oder 13. Lebensjahres der Schüler fällt. Durch diese Einrichtung werden ferner noch zwei weitere Vortheile erreicht; erstens beginnen die Schüler mit einer neueren Sprache den fremdsprachlichen Unterricht, sie schreiten also, wie dies allein pädagogisch richtig ist, vom Leichteren zum Schwereren, nicht wie bei uns in umgekehrter Richtung fort, und zweitens gewinnen die Schüler Zeit, sich erst mehrere Jahre in die eine Sprache einzuleben, ehe sie zu einer zweiten übergehen.

An die gemeinsame Unterstufe schließt sich in allen Staaten eine Oberstufe, welche sich in entschiedenster Weise in zwei oder mehrere Zweige gabelt, welche dann nach dem Princip der Arbeitstheilung in vollkommenster Weise die Vorbereitung für die verschiedenen Berufe übernehmen können. Gewöhnlich wird diese Gabelung auf einer mittleren Stufe vorbereitet, welche wiederum einen möglichst abgeschlossenen Unterrichtscursus hat. Wir sehen also, daß an die Stelle des Mit- oder Nebeneinander das Nacheinander getreten ist.

Wie das Lateinische so weicht natürlich auch das Griechische zu Gunsten der modernen Fächer zurück; in allen betrachteten Staaten wird es eine kürzere Zeit hindurch gelehrt als bei uns und es hat in einzelnen Staaten gar keinen, in anderen nur geringen Einfluß auf die Berechtigungen. Wie sehr sich unser Gymnasium bezüglich der den alten Sprachen gewidmeten Zeit von denen der betrachteten Staaten unterscheidet, ist aus folgenden Zahlen ersichtlich: Es werden auf die alten Sprachen verwandt: in Preußen 117 Stunden wöchentlich, in Schweden, Norwegen, Holland, Oesterreich, Italien 73—78, in Dänemark 66, in Frankreich 60, in Genf (obligatorisch) 43 und in Bern (obligatorisch) 30 Stunden. (Vergl. auch die beigefügte tabellarische Uebersicht).

Fassen wir nun noch einmal kurz die Wünsche zusammen, die sich nach den vorstehenden Betrachtungen auch für eine Reform unseres höheren

*) Ausgenommen Ungarn, welches durch seine neuerliche Reform erst demselben Ziele näher zu kommen versucht hat.

Schulwesens ergeben, so würden dies folgende sein: Der gesammte höhere Unterricht ruht auf einem sechsklassigen, mindestens bis zur IIIb lateinlosen, gemeinsamen Unterbau, welcher nach der IV und IIb einen gewissen Abschluß zeigt. In den drei untersten Klassen darf nur eine (neuere) Sprache gelehrt werden. Der Lehrplan des Unterbaues hätte sich ungefähr dem der höheren Bürgerschule gleich zu gestalten; etwa mit facultativem Latein von IIIb ab. Eine Abschlußprüfung in IIb würde die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu gewähren haben. An den gemeinsamen Unterbau schließt sich ein dreiklassiger Oberbau, welcher sich in mehrere Zweige gabelt, die etwa den drei oberen Klassen des früheren Gymnasiums, der früheren Realschule I. O. und der Oberrealschule entsprechen. Zu empfehlen möchte nach dem Muster des Cantons Genf auch noch eine 4. Abtheilung, die pädagogische, sein, welche an die Stelle der Volksschullehrerseminare zu treten hätte. Für die Volksschullehrer und ihre sociale Stellung könnte eine derartige Vorbildung nur von Nutzen sein. Für die obere Abtheilung möchte wünschenswerth sein, daß nur möglichst wenige Fächer als verbindliche in den Lehrplan aufgenommen, die übrigen dagegen als wahlfrei hingestellt würden. Dem Schüler der oberen Klasse müßte auch eine viel größere Gelegenheit gegeben werden, sich in selbständigem Arbeiten zu üben an Gegenständen, für welche er besondere Lust und Anlage hat; damit möchte die Abspannung und Ermüdung, über welche jetzt so einmüthig in Bezug auf die Schüler der Oberstufe geklagt wird, von selbst schwinden. „Der kleine Knabe,“ sagt Paulsen,*) „ist dankbar, wenn ihn jemand an die Hand nimmt und von Stunde zu Stunde beschäftigt; der Jüngling, der jene tief einschneidende Entwicklungsepoche des Uebergangs zur Pubertät hinter sich hat, lehnt instinctiv diese Form der Leitung ab. . . . Unser Gymnasium, so scheint mir, trägt dieser Thatsache nicht hinlänglich Rechnung; es regiert und beschäftigt im Grunde den zwanzigjährigen Primaner kaum viel anders, als den zehnjährigen Sextaner.“

Auf die Vortheile, welche eine derartige Einrichtung der höheren Schule mit sich bringt hier noch näher einzugehen, erübrigt sich wohl, da dieselben zu klar auf der Hand liegen; wir könnten vielleicht kurz sagen, sie liegen in der Vermeidung aller der Uebelstände, welche die jetzige Einrichtung unseres höheren Schulwesens mit sich bringt und die genugsam bekannt sein möchten.

Wir hatten oben aus den allgemeinen Klagen über unsere Schulen auf das Bedürfniß nach einer Umänderung derselben geschlossen: wie steht es denn nun in dieser Beziehung in den betrachteten Ländern; ist man dort mit dem eingeschlagenen Wege zufrieden? Die Antwort werden wir uns holen müssen in den Ländern, in welchen die einheitliche Mittelschule am längsten besteht, in den nordischen Staaten.

*) A. a. O, 758.

Am 20. März dieses Jahres sagte in dieser Beziehung im Abgeordnetenhause der Abgeordnete Dr. Graf-Elberfeld, daß man in jenen Ländern mit der Einheitsschule durchaus unzufrieden sei; sollte diese Angabe richtig sein, so würde es allerdings mit den gleichen Bestrebungen bei uns schlecht bestellt sein. Glücklicherweise ist diese Behauptung des Herrn Dr. Graf aber, wenn sie auch merkwürdigerweise unwidersprochen blieb, eine falsche: man ist in allen drei Ländern derartig mit dem eingeschlagenen Wege zufrieden, daß man augenblicklich bemüht ist, auf demselben weiter zu schreiten. (Daß es natürlich dort im Anfange, besonders unter den älteren Schulleuten, Unzufriedene gegeben hat und vereinzelt auch noch giebt, ist ja klar, ändert aber an der ganzen Sachlage nichts.)

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die in jenen Ländern vorgeschlagenen weiteren Reformen:

In Dänemark hat der Cultusminister Scavenius beantragt, das Griechische nur noch zwei Jahre auf dem Gymnasium zu treiben. Der Unterricht wäre dann in den untersten vier Klassen der sechsklassigen höheren Schule völlig gemeinsam, die letzten beiden Jahrescurse mit griechischem Unterricht würden zu einer Fachschule für künftige Philologen und Theologen werden. In Norwegen brachte der Gutsbesitzer Dr. jur. Konow im Storting einen Antrag ein: „Die Regierung wird gebeten, einen Ausschuß einzusetzen, der die Frage in Erwägung zieht, ob die den höheren Unterricht betreffenden Gesetze einer Revision zu unterwerfen sind auf der Grundlage, daß das Griechische aus der Reihe der Unterrichtsfächer ausscheidet, das Lateinische aber als wahlfreier Unterrichtsgegenstand in den oberen Klassen beibehalten wird." Von den 24 Rednern, welche zum Antrag sprachen, gehörten 9 zur conservativen Partei, 7 zur Regierungspartei (gemäßigte Linke) und 8 zur äußersten Linken, 15 von den Rednern waren akademisch gebildet. Von den sämmtlichrn Rednern traten nur zwei, der ehemalige Cultusminister Hertzberg und ein Oberlehrer Rygh zur Vertheidigung der jetzigen Stellung der klassischen Sprachen auf. Alle übrigen Redner sprachen entweder entschieden gegen die klassischen Sprachen (im ganzen 14), oder sie fanden die Form des Konow'schen Antrags zu straff und zogen den des Abgeordneten Dahl (Theologe) vor, welcher lautete: „Die Regierung wird gebeten, eine Revision unseres höheren Schulwesens in Erwägung zu nehmen; darunter auch die Frage der Stellung der klassischen Sprachen." Dieser Antrag bezweckte der Regierung freiere Hand zu lassen und der Sache eine allseitigere Prüfung zu sichern. Dahl selbst erklärte sich mit der Tendenz des Konow'schen Antrags völlig einverstanden. Unter den Herren, welche die klassische Schulbildung am heftigsten angriffen, waren 3 Altphilologen, 4 Theologen und 2 Juristen. Auch der Cultusminister Sverdrup meinte, „daß der Weg zur höheren Bildung für die meisten künftig durch die modernen Bildungselemente gehen werde." Bei der Abstimmung wurde der Konow'sche Antrag mit

64 gegen 47 Stimmen verworfen, während der Antrag Dahl mit 94 Stimmen angenommen wurde. (17 Abgeordnete stimmten gegen ihn, da sie seine Fassung zu unbestimmt fanden.) In Folge dieser Verhandlungen soll die Regierung beabsichtigen, demnächst Anträge zur Umgestaltung des höheren Schulwesens einzubringen.

In Schweden hat der Unterrichtsminister Wennerberg, ein Schulmann von Fach, in der zweiten Kammer des Reichstags eine Vorlage eingebracht, welche hauptsächlich das Verwaltungsgebiet, Aenderungen in den Besoldungsverhältnissen der Lehrer u. A. betrifft. In dieser Vorlage ist mit keinem Worte die Rede davon, daß die Einheitliche Mittelschule sich nicht bewährt habe; der Minister sagt im Gegenteil: „Weit entfernt die Verlegung des Anfangs des Lateinischen nach Untertertia als einen pädagogischen Fehler anzusehen, erkenne ich darin vielmehr eine der für unser höheres Schulwesen heilsamsten und von Billigkeit wie Gerechtigkeit am dringendsten geforderten Maßnahmen der Schulreform von 1873."

Sodann ordnet er, um dem Ueberwuchern des grammatischen Elements Einhalt zu thun, an, daß in der Reifeprüfung künftighin an Stelle der Uebersetzung in das Lateinische eine solche aus dem Lateinischen tritt. Diese Maßregel muß natürlich bewirken, daß auch in den voraufgehenden Unterrichtsjahren die Wiedergabe lateinischer Texte auf Schwedisch und zwar gutes Schwedisch zur Hauptaufgabe des Unterrichts wird.

Vielfach waren Klagen darüber laut geworden, daß, entgegen dem Geiste der Unterrichtsverfassung, der Unterricht der Unter- und Mittelstufe schon der Abgangsprüfung vorarbeite. Um diesem Uebelstande entgegen zu arbeiten, schlug der Minister vor, den drei untersten Klassen und den beiden mittleren Klassen bestimmt abschließende Unterrichtscurse zuzuweisen und an das Ende des dritten nnd fünften Jahres je eine Schulprüfung zu legen. Die zur Berathung eingesetzte Commission ging in Betreff des Lateinischen noch über die Vorschläge des Ministers hinaus, indem sie beantragte den Anfang des Lateinunterrichts von Unter-III nach Unter-II hinauf zu schieben, sodaß dann der völlig einheitliche Unterbau der höheren Schule die Klassen bis Ober-III einschließlich umfassen würde. Die zweite Kammer machte die Ansichten der Commission sich zu eigen und beschloß mit überwältigender Majorität den Hauptgegenstand der ministeriellen Vorlage, die Erhöhung der Lehrergehälter nur dann zu bewilligen, wenn der Anfang des lateinischen Unterrichts bis Unter-II hinaufgeschoben würde. Der Minister sagte eine dahingehende Vorlage zu. Die angeführten Thatsachen zeigen wohl klar genug, daß man in den nordischen Staaten nicht daran denkt, von dem in Bezug auf die Gestaltung des höheren Schulwesens eingeschlagenen Wege wieder zurückzutreten. Inzwischen sind nun die Behauptungen des Herrn Dr. Graf auch noch officiell widerlegt worden durch eine Denkschrift der schwedischen Schulbehörde, welche auf Nachsuchen der badischen Schulverwaltung vor

einiger Zeit in Karlsruhe eintraf; es ist in derselben mit keinem Worte erwähnt, daß man in Schweden mit der Schulreform schlechte Erfahrungen gemacht habe, oder an ein Rückwärtsrevidiren derselben denke.

Wie sehr die heutigen Culturbedingungen eine Entwickelung des höheren Schulwesens in der von uns angegebenen Richtung verlangen, zeigt sich auch darin, daß dieselben Bestrebungen sich in den verschiedensten Staaten bemerkbar machen. In Rußland hat eine unter dem Vorsitze des Fürsten Wolkowski, Adjuncten des Unterrichtsministers, einberufene Regierungscommission beschlossen, die Anzahl der Unterrichtsstunden für die klassischen Sprachen von 85 auf 69 Stunden wöchentlich herabzusetzen und die gewonnene Zeit den anderen Unterrichtsfächern, insbesondere der Naturgeschichte und dem Zeichnen zuzuwenden. Der Reichsrath hat nun zwar den neuen Plan zustimmend beurtheilt, derselbe wird aber doch wohl vorläufig nicht Gesetzeskraft erlangen, da man sich über die Verwendung der frei gewordenen Stunden nicht einigen kann.

In Frankreich hat sich ebenfalls kürzlich ein Verein für Schulreform gebildet, die „Association nationale pour l'enseignement secondaire,“ welcher fast genau dieselben Ziele verfolgt, wie der „Verein für Schulreform“ sie in Preußen und weiterhin in ganz Deutschland erstrebt. Der Aufruf zur Gründung betont zunächst, daß auch die einsichtigsten Körperschaften selten geneigt sind, aus eigenem Antriebe sich neuen Bedürfnissen anzupassen, daß sie vielmehr sich zu durchgreifenden Reformen gewöhnlich nur dann verstehen, wenn sie einen kräftigen Anstoß von außen erhalten. Der Verein will daher sich bestreben durch Einwirkung auf die Oeffentlichkeit eine nationale Bewegung hervorzurufen, welche stark genug ist alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen und über den Schlendrian zu triumphiren.

Nachdem der Aufruf sich sodann gegen das Vorwiegen des altsprachlichen Unterrichts gewendet hat, fährt er fort: „Allen diejenigen Studien aufzuzwingen, von welchen nur Wenige wirklichen Nutzen haben, heißt das geistige Kapital des Landes vergeuden, heißt die französische Jugend von der gewerblichen Thätigkeit, auf welcher allein die materielle Wohlfahrt der Nation beruht, ablenken und sie in viel zu großer Anzahl auf die öffentlichen Aemter und auf einige stets überfüllte Berufe hinweisen; es heißt endlich, die Zahl der Bewerber, der Unzufriedenen und derjenigen, die ihren Beruf verfehlt haben, in's Ungemessene vergrößern.“

Es seien allerdings Schulen ohne die alten Sprachen errichtet, diese siechten aber seit 20 Jahren dahin, da ihnen die Berechtigungen fehlen und ihr Unterricht daher gering geschätzt würde. Zudem befänden sich die Eltern in böser Verlegenheit, wenn sie für ihre kaum 11 Jahre alten Söhne zwischen zwei Schulen zu wählen hätten, die sich gegenseitig schaden! — Alles wie bei uns! nur daß bei uns die Eltern schon für ihre neunjährigen Söhne die Wahl der Schule vornehmen müssen. —

Die Mittel, welche der Verein zur Abhülfe vorschlägt, sind auch dieselben, wie wir sie aus den betrachteten Schuleinrichtungen abgeleitet haben und wie sie bei uns immer mehr Anhänger finden.

Der Verein schlägt nämlich um eine sichere Auswahl der Befähigten zu ermöglichen vor, dem Schulwesen folgende Einrichtung zu geben: Der höhere Unterricht soll zwei Stufen, eine für alle Schüler einheitliche Mittelschule und eine höhere Mittelschule mit Gabelung umfassen. Die einzelnen Abtheilungen der letzteren sollen für die Universität, die technische Hochschule u. s. w. vorbereiten. In einer oder mehreren Abtheilungen der höheren Mittelschule sollen dann auch die alten Sprachen eine Stelle finden, so daß dieselben nur für diejenigen Schüler bleiben, welche sie für ihren Beruf nöthig haben und also wirklichen Nutzen aus ihnen ziehen.

Den Vorsitz des Vereins führt der Abgeordnete Berger, Generaldirector der vorigjährigen Pariser Weltausstellung. Außerdem gehören dem Vorstande an: die Generalinspectoren des öffentlichen und des technischen Unterrichts, Foncin und Jacquemart, Salomé, Professor am Lyceum Charlemagne u. A. Zum Gönnerausschuß gehören u. a. die früheren Minister Flourens, Goblet, Lockroy und Sarrien.

In der Senatssitzung vom 17. Juni d. J. interpellirte der Abgeordnete Combes den Minister des öffentlichen Unterrichts über die Nothwendigkeit, ohne Verzögern größere Umänderungen im höheren Schulwesen im Sinne der Association nationale vorzunehmen. Die Verhandlungen, welche an die Pläne des Ministers zur Umänderung des Universitätswesens anknüpften, waren sehr eingehende und nahmen die Sitzungen vom 17. und 19. Juni in Anspruch. Auf die Verhandlungen genauer hier einzugehen verbietet der Raum, doch wollen wir wenigstens einige wichtige Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit fielen, nach der „Revue internationale de l'enseignement" Nr. 7 vom 15. Juli 1890 (Paris Colin & Cie.) anführen.

Der Minister lehnte in seiner Antwort auf die Interpellation von vornherein ein Eingehen auf Einzelheiten, insbesondere auch auf die Erörterung der von Combes vorgeschlagenen Bildung mehrerer abgeschlossener, aufeinander folgender Curse ab; er wolle nur im Allgemeinen seine Ansichten vorbringen. Nachdem er sich über die allmähliche Entwickelung des Realunterrichts (enseignement spéciale), wie sie sich unter der Gewalt der äußeren Verhältnisse vollzog, geäußert hat, fährt er fort:

„Wir haben diese Entwickelung zu beendigen und zu vollenden; wir müssen an die Seite unseres alten klassischen Unterrichts den modernen Unterricht als völlig gleichberechtigtes Glied hinstellen; einen Unterricht welcher dem ersteren nicht schaden, sondern vielmehr dazu dienen wird, ihn, zu entlasten und dadurch zu heben.

Wir werden so nebeneinander und jede für sich bestehend die drei nothwendigen Arten des Unterrichts erhalten: Den technischen Unterricht,

den modernen classischen Unterricht und den alten klassischen Unterricht. . . . . . Was ich genauer ausführen wollte, ist der Charakter, welchen die beiden Unterrichtsarten erhalten müssen und besonders jener des modernen Unterrichts.

Wir verlangen, daß er, kurz gesagt, ein klassischer Unterricht sein soll.

Was verstehen wir darunter? Wir nennen, und wie wir glauben mit Recht, klassischen Unterricht denjenigen, welcher dem Geiste nicht allein eine gewisse Menge Wissen giebt, sondern ihm vor Allem eine Methode verschafft. Wir nennen klassischen Unterricht denjenigen, welcher das Kind denken und infolge davon seine Gedanken gut aussprechen lehrt . . .

Der klassische Unterricht soll nicht für ein bestimmtes Fach vorbereiten, er soll die intellectuelle und sittliche Erziehung in ihrer Allgemeinheit und Reinheit übermitteln. Er muß den Schüler vertraut machen mit jenen allgemeinen Ideen, welche ein wesentlicher Theil jenes geistigen Erbes sind, das uns von der politischen und geistigen Freiheit Griechenlands geworden ist, und welches, übermittelt durch Rom, wiederbelebt in der Renaissance, bereichert durch die modernen Wissenschaften zur französischen Revolution geführt hat und den Geist des heutigen Frankreich kennzeichnet.

Diese allgemeinen Ideen, diese Fähigkeit zu denken und diese Methode sind es, welche der neue Unterricht ebenso gut geben muß, wie der alte.

Ich glaube auch, daß es möglich ist, wenn auch nicht dieselben Resultate zu erhalten, wie sie durch den altsprachlichen Unterricht erzielt wurden und erzielt werden, so doch wenigstens solche, welche wohl werth sind, unter anderen Gesichtspunkten mit jenen in Vergleich zu treten.

Ja, ich glaube, daß es möglich ist, mit einem modernen Unterricht, wie ich ihn eben geschildert habe und der von jenem Geiste erfüllt ist, junge Leute zu erziehen, welche im socialen Leben den aus dem altsprachlichen Unterricht hervorgegangenen gleichwerthig sind."

Für die alten Sprachen trat hauptsächlich Jules Simon ein, der eine glänzende Lobrede auf dieselben hielt. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satz: „Wenn es einen Vorwurf zu machen giebt, so ist es der, daß sie unter der Gewalt der äußeren Umstände nicht genug gelehrt werden. Und wenn ich etwas im Unterrichtswesen zu gebieten hätte, Herr Minister, so würde ich, anstatt mich darüber zu beklagen, daß die klassischen Wissenschaften zu stark betrieben würden, sagen: Nein, nein! wir lehren sie noch nicht genug, sie müssen noch mehr gelehrt werden."

Gegen Simon wandte sich hauptsächlich der berühmte Chemiker Berthelot, der seine Rede folgendermaßen begann: „Ich theile in Bezug auf die Werthschätzung der alten Sprachen ganz die Meinung meines berühmten Freundes Jules Simon und diejenige, welche unser College

Chalamet mit soviel Beredtsamkeit vertheidigt hat. Ich glaube, daß die alten Wissenschaften eine eigenthümliche erzieherische Kraft haben. Es giebt in der That viele philosophische Wahrheiten und Vieles, welches Kunst und Literatur betrifft, was von den Griechen und Römern zum ersten Male gesagt ist und zwar in einer Form, welche jemals weder übertroffen noch erreicht wird. Folglich glaube ich, daß ihr Studium niemals durch das der neueren Sprachen, auch nicht durch das des Französischen erreicht werden kann."

„Ich bin aber bei alledem ganz und gar kein Gegner des Studiums der neueren Sprachen; im Gegentheil, ich halte sie für unerläßlich. Ich glaube, daß sie in jeder Erziehung, sei sie eine sprachliche oder naturwissenschaftliche (soit littéraire, soit scientifique), heute mit die erste Rolle zu spielen haben; weil der ganze Charakter auf den unsere Civilisation hindrängt, ein Charakter der Einheit, der Allgemeinheit, des Ausdrucks von Wahrheiten und Formeln ist, welche allen Nationen und allen Rassen gemeinsam sind. Unter diesem Gesichtspunkt muß jede große Nation sich auf dem Laufenden erhalten über Alles, was bei den Nachbarnationen gesagt und geschrieben wird; muß jedes Volk auf dem Laufenden sein bezüglich der wissenschaftlichen Forschungen, der Kunst und der Literatur seiner Nachbarvölker. Die neueren Sprachen sind nach meiner Meinung für alle gleich nothwendig, ihre Kenntniß muß eine der ersten Rollen, sowohl in der naturwissenschaftlichen wie in der sprachlichen Erziehung spielen . . ." Im übrigen spricht sich Berthelot für volle Gleichberechtigung des altsprachlichen und des modernen Unterrichts aus.

Wenn die Interpellation Combes auch einen directen praktischen Erfolg nicht gehabt hat, so hat sich doch gezeigt, daß man auch in Frankreich in den maßgebenden Kreisen von der Wichtigkeit der modernen Unterrichtsfächer durchdrungen ist.

Wir sahen, daß jede grundlegende Reform des höheren Unterrichtswesens verbunden war mit einer Beschränkung der alten Sprachen und ohne eine solche überhaupt sich nicht ermöglichen läßt. Aber nicht allein die Betrachtung der Reformen in anderen Ländern, auch die der Entwickelung unseres eigenen Schulwesens führt zu demselben Schlusse, wie dies Paulsen im Schlußcapitel zu seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts ausführlich nachweist. Aber gerade diese Nothwendigkeit einer Beschränkung des altsprachlichen Unterrichts ist ein Haupthinderniß für ein kräftiges Fortschreiten der Schulreform. Die leitenden Kreise verdanken zum größten Theil ihre Bildung den humanistischen Gymnasien und zwar denen einer Zeit, in der ein naturwissenschaftlicher Unterricht auf denselben kaum bekannt war; es ist nicht zu verwundern, daß es ihnen schwer wird, sich in den Gedanken zu finden, daß man eine allgemeine Bildung auch auf anderem Wege soll erhalten können. Unter den eifrigsten Vertretern der humanistischen Bildung fehlt es auch nicht an solchen, welche einem weiteren Rückgang des klassischen Unterrichts

als gleichbedeutend mit einem Zurücksinken in die Barbarei ansehen. Nun, wir können uns damit trösten, daß uns diese Barbarei bei ähnlichen Gelegenheiten schon oft genug prophezeit ist, ohne daß man bis jetzt viel von dem Eintreffen dieser Prophezeiungen gemerkt hätte. Die ganze Culturbewegung der letzten Jahrhunderte kann man als die allmähliche Loslösung einer selbständigen modernen Cultur von der antiken bezeichnen; soll die Schule ihre Bestimmung nicht vollständig verfehlen, so wird sie nicht umhin können, dieser Bewegung zu folgen. Nicht dadurch wird das Interesse der Schule gewahrt, daß man sich dieser naturnothwendigen Entwickelung derselben entgegenstemmt — ein solches Verfahren hat immer noch schließlich zu einem plötzlichen Umsturz geführt —, sondern dadurch daß man versucht, die Schule in beständige Wechselwirkung zu bringen mit den veränderten Culturverhältnissen und den jeweiligen Anforderungen des allgemeinen praktischen Lebens. Diese Entwickelung des höheren Schulwesens ist aber nicht möglich ohne die beständige Mitwirkung aller Gebildeten der Nation. Wohl fehlt es nicht an Stimmen, welche denen die nicht Fachleute sind, d. h. nicht selbst als Lehrer thätig waren, jede Berechtigung absprechen, in Schulsachen mitzureden. Es kann nichts Falscheres geben als diese Behauptung! Mögen die Fachleute das Feld für sich in Anspruch nehmen, wenn es sich um das „Wie" handelt (wennschon sie auch hier nicht allein zuständig sein möchten), das „Was" ist in erster Linie Sache der Eltern, welche ihre Söhne der Schule anvertrauen, Sache eines jeden Gebildeten, dem das Wohl der Jugend und damit der Zukunft des Vaterlandes am Herzen liegt. Nicht aus theoretischem Tifteleien, sondern aus der Beobachtung des gesammten öffentlichen Lebens sind die Forderungen für die Gestaltung des höheren Schulwesens abzuleiten, und das ist, um es nochmals hervorzuheben, nur möglich unter Beihülfe der Gesammtheit der Gebildeten; es ist nicht allein ihr Recht, es ist ihre Pflicht, hier nach Kräften mitzuwirken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das thätige Interesse am Schulwesen im Laufe der letzten Jahre bedeutend an Ausdehnung gewonnen hat, aber gerade jetzt, wo durch den herrlichen Erlaß unseres Kaisers über den Unterricht an den Cadetten-Anstalten auch für unser bürgerliches Schulwesen der Anstoß gegeben ist zu einer kräftigen Fortentwickelung, gerade jetzt, wo eine Commission eingesetzt ist zur Berathung über eine Umgestaltung derselben, gerade jetzt heißt es auf dem Posten sein! Trage jeder soviel an ihm ist dazu bei, daß das große uns bevorstehende Werk einer Schulreform zu einem gedeihlichen Abschluß geführt werde, unserer Jugend zum Segen, dem Vaterlande zum Heile!

Uebersicht über die in den einzelnen Staaten den verschiedenen Fächern wöchentlich gewidmeten Stunden.

Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Procentsatz (auf Ganze abgerundet) der den einzelnen Fächern gewidmeten Stunden verglichen mit sämmtlichen Unterrichtsstunden (außer Turnen und Singen).

Für Dänemark und Genf erniedrigt sich der Procentsatz der den alten Sprachen gewidmeten Stunden und erhöht sich die absolute und die Procentzahl der übrigen Stunden, wenn man die hier fehlenden unteren Klassen zurechnet.

		Muttersprache	Alte Sprachen	Neuere Sprachen	Mathemat. Fächer und Zeichnen	Naturwissenschaften	Geschichte u. Geographie
Preußen.	Gymnasium	21 (8)	117 (44)	21 (8)	40 (15)	18 (7)	28 (11)
	Realgymnasium	27 (10)	54 (19)	54 (19)	62 (22)	30 (11)	30 (11)
	Oberrealschule	30 (11)	—	82 (30)	73 (27)	36 (13)	30 (11)
Dänemark.	Sprachlich-historische Abtheilung	17 (9)	68 (38)	28 (16)	21 (12)	14 (8)	23 (13)
	Mathematisch-naturwissenschaftl. Abtheilung	19 (11)	29 (16)	28 (16)	45 (25)	22 (12)	23 (13)
Norwegen.	Lateinlinie	35 (13)	70 (27)	30 (12)	42 (16)	11 (4)	42 (16)
	Reallinie	35 (13)	—	62 (24)	61 (24)	26 (10)	46 (18)
Schweden.	Lateinlinie A	32 (12)	74 (27)	46 (17)	42 (16)	18 (7)	35 (13)
	Lateinlinie B	32 (12)	48 (18)	60 (22)	54 (20)	18 (7)	35 (13)
	Reallinie	32 (12)	—	78 (28)	73 (26)	34 (12)	35 (13)
Genf.	Humanistische Abtheilung	28 (14)	43 (21)	24 (12)	32 (16)	18 (9)	30 (15)
	Real-Abtheilung	31 (15)	32 (16)	44 (22)	41 (20)	23 (11)	28 (14)
	Technische Abtheilung	27 (13)	16 (8)	42 (21)	68 (32)	23 (11)	27 (13)
Bern.	Literarabtheilung	37 (15)	30 (13)	36 (15)	53 (22)	22 (9)	31 (13)
	Realabtheilung	39 (16)	—	49 (20)	74 (31)	28 (12)	31 (13)

Helgoland.

Von

G. Diercks.

— Berlin-Gr. Lichterfelde. —

Ohne Kampf und Blutvergießen, selbst ohne langwierige diplomatische Unterhandlungen ist das kleine Felseneiland in der Nordsee in deutschen Besitz gelangt und auf solche Weise endlich mit dem Lande vereinigt worden, zu dem es seiner geographischen Lage, seiner Bevölkerung, ja selbst seinem Verkehr nach allein gehört. Die Mündungen mehrerer der größten und wichtigsten Flüsse Deutschlands beherrschend, war es in den gegenwärtigen Verhältnissen in fremdem Besitz und seinem jetzigen unbefestigten Zustande schon ein vorzüglicher Stützpunkt für etwaige Deutschland feindliche Flotten, in deutschem Besitz dagegen ist es eine unschätzbare Warte, von welcher aus die Nordsee mit Leichtigkeit beobachtet werden kann. Die kleine Insel erhöht die Wehrkraft des deutschen Reiches zur See um ein Beträchtliches und bildet in beinahe gleicher Entfernung von Wilhelmshafen und von dem am westlichen Ende des Nordostseekanals geplanten Kriegshafen von Brunsbüttel einen strategischen Punkt von höchster Bedeutung.

Daß diese unter anderen Gesichtspunkten mit Recht als Perle der Nordsee bezeichnete Insel uns auf friedlichem Wege im Austausch gegen einige allerdings ganz ungleich größere Besitzungen in Afrika überliefert worden, ist ein mittelbarer Triumph der unermüdlichen Bestrebungen der wahren Menschenfreunde, welche das allerdings utopische Ideal verfolgen, den Krieg aus der Welt zu schaffen. Die Art, wie dieser Besitzwechsel

sich vollzogen hat, beweist deutlich, daß auch auf dem Gebiete des politischen internationalen Verkehrs neue weitere Anschauungen, gesundere Grundsätze zur Geltung gelangen, als diejenigen waren, welche die Diplomatie früherer Zeiten großentheils beherrschten. Die englische Regierung und das englische Volk würden allerdings trotzdem nicht so leicht in die Abtretung der so vorzüglich gelegenen Insel gewilligt haben, wenn sie nicht nachgerade zu der Einsicht gelangt wären, daß dieselbe für sie von keinem Werth war, daß sie dafür Besitzungen erwerben konnten, welche ihnen ungleich größeren Nutzen gewährten.

Jedenfalls ist dadurch ein Wunsch erfüllt worden, den Deutschland hegte, seitdem es zum Bewußtsein seiner Macht gelangt, seitdem der Kleinstaaterei ein Ende gemacht, das deutsche Reich geschaffen, der Grund zu einer deutschen Flotte gelegt worden ist. Schon 1848, als die Einheitsidee so mächtig zum Ausdruck gelangte, wurde der lebhafte Wunsch rege, Helgoland müsse auf die eine oder die andere Weise für Deutschland erworben werden, denn wenn letzteres zur See wehrkräftig werden und sein wollte, so konnte es diese Insel nicht entbehren, deren Wichtigkeit sich während der Continentalsperre und sonst in der Geschichte der Kriege zwischen den nordischen germanischen Stämmen auf das Deutlichste bekundet hatte. Vierzig Jahre mußten vergehen, ehe das sagenumwobene Eiland in einer alle Welt überraschenden Weise auf Grund eines friedlichen Uebereinkommens durch Einverleibung in das deutsche Reich einer neuen Bestimmung entgegengeführt wurde. Daß dieser räumlich kaum nennenswerthe Zuwachs, den das Reich empfing, den offenen Feinden und den geheimen Gegnern nicht gleichgültig war und ist, begreift sich leicht, wenn man die strategische und nautische Bedeutung der Lage Helgolands in's Auge faßt, aber es sind dadurch auch noch andere Wünsche und Gelüste geweckt worden.

So sähe man es in Spanien gern, wenn England nun auch Gibraltar herausgäbe und es sind sogar in diesem Sinne von gewissen Kreisen Schritte gethan. Mit geringem Erfolge jedoch, denn die Verhältnisse liegen dort ganz anders als hier hinsichtlich Helgolands, und Spanien müßte im Stande sein, größere Opfer zu bringen, als es zu bringen vermag und als der Nationalstolz zu bringen gestatten würde, um England zu bewegen, jenen Felsen aufzugeben, der es zu einer der stärksten Festungen der Welt gemacht hat. Italien würde wahrscheinlich sehr gern Malta, Griechenland die Türkei und Rußland Cypern haben mögen, und andere Mächte würden sich freuen, die auf ihren Gebieten oder in ihrer Nähe befindlichen und organisch zu ihren Gebieten gehörenden fremden Enclaven und Besitzungen einzutauschen. Es ist sogar sehr möglich, daß wir in nächster Zukunft zahlreiche auf solchen Besitzwechsel abzielende internationale diplomatische Unterhandlungen angebahnt sehen werden.

Helgoland aber ist durch seine Hereinziehung in das Deutsche Reich

eigentlich erst seiner wahren Bestimmung in der Weltgeschichte entgegengeführt, gleichsam wie das Dornröschen des Märchens erst zu vollem Leben erweckt worden, obgleich es trotz seiner der Größe einer deutschen Kleinstadt gleichen räumlichen Ausdehnung eine lange und bewegte Geschichte aufzuweisen hat. Letztere ist sogar gewissermaßen ein kleines Spiegelbild der politischen und der Culturgeschichte der Völker und Stämme, welche die benachbarten Küsten der Nordsee bewohnten, denn Helgolands Geschicke waren meist mit denen der gegenübergelegenen Länder auf das Innigste verknüpft.

Ein flüchtiger Blick auf die interessante Geschichte der Insel wird das eben Gesagte bestätigen.

Die Sage, welche bei dem Mangel an zuverlässigen geschichtlichen Nachrichten über die ältesten Bewohner Helgolands und ihre Thaten ein breites Feld für ihre Bethätigung fand, hat, gestützt auf die vereinzelten Mittheilungen der alten griechischen und römischen Geographen und Geschichtschreiber, die Lücken auszufüllen gesucht, die die historische Forschung ergab und die Insel mit einem ganzen Kranz von Dichtungen umgeben, welcher das natürliche Interesse an diesem in jeder Beziehung eigenartigen Felseneiland auf das äußerste gesteigert hat. Die Behauptung mittelalterlicher und neuerer Gelehrten, daß Tacitus Helgoland gemeint hat, wenn er von einer Cultusstätte der Göttin Hertha sprach, war Veranlassung zu der Annahme, daß diese mitten in der stürmischen Nordsee gelegene, dem Kampfgetümmel des Festlandes entrückte, schwer zugängliche Insel einst schön bewaldet und die letzte Zufluchtsstätte der nordgermanischen Religion vor dem siegreich vordringenden Christenthum war. Und als sich gegen die Annahme, daß Helgoland jemals bewaldet sein und heilige Eichen- und Buchenhaine besitzen konnte, gegründete Bedenken erhoben, da mußte die Insel wenigstens herhalten, um als Cultstätte eines offenbar friesischen Gottes Fosethes zu gelten, der ein Enkel der Hertha sein sollte und dessen Tempel die britischen Missionaire und Apostel des siebenten Jahrhunderts zerstörten.

Helgoland erscheint somit in seiner ältesten Periode nicht nur innig verbunden mit den heidnischen Culten, welche bei den germanischen Stämmen der Küstengebiete der Ost- nnd Nordsee herrschten, sondern wurde sogar von der Sage und zum Theil selbst von der Geschichte zum Range der Cultstätte einer oder mehrerer der angesehensten germanischen Göttergestalten erhoben.

Die erste zuverlässige geschichtliche Nachricht zeigt es uns verwickelt in die für ganz Deutschland so ungemein bedeutungsvollen Kämpfe der Franken gegen die Sachsen und Friesen. Der Königssitz der letzteren wurde auf Helgoland verlegt, mindestens sollte der Friesenkönig Radbod dort, nachdem er von Pipin geschlagen, seine Zuflucht genommen haben, zum Christenthum bekehrt worden und gestorben sein. Wenngleich auch

davon das wenigste vor der heutigen geschichtlichen Kritik bestehen kann, so ist doch allerdings gewiß, daß König Radbod längere oder kürzere Zeit auf Helgoland residirt hat, welches somit jedenfalls durch jene epochemachenden Kämpfe verschiedener der mächtigsten germanischen Stämme in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Zu unbedingter Herrschaft gelangte das Christenthum auf Helgoland; jedoch erst gegen das Ende des 8. Jahrhunderts und dann verschwindet die Insel für längere Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts beinahe ganz aus dem Gesichtskreis der Geschichte. Nach Adam von Bremen, der um 1072 die erste durchaus zuverlässige Beschreibung der Insel gab, wurde dieselbe 1050 von dem Bischof Eilbert gewissermaßen neu entdeckt. In der dazwischen liegenden Zeit war es aber nicht nur das häufige Ziel der Wikingerfahrten gewesen, sondern seine ganz ausschließlich auf die Schifffahrt angewiesenen Bewohner betheiligten sich wahrscheinlich selbst sehr eifrig an diesen kühnen Fahrten. Daß die Normannen und andere Korsaren der Nordsee dort oft genug Zuflucht suchten und fanden, bestätigen manche spätere Nachrichten und Anzeichen, und sicherlich lebten auch die Helgoländer selbst zum Theil von Seeraub, da die Lage ihrer Insel hierfür auf das beste geeignet war. Trotzdem scheint es, daß selbst in jenen rauhen Zeiten Helgoland eine Art von geheiligter Cultstätte war, und daß es für ein großes Verbrechen galt, irgend welches Eigenthum der Insulaner zu entwenden, ein Verbrechen, das dem Aberglauben der Normannen gemäß immer mit dem baldigen Tod gesühnt werden mußte. „Es geht die Sage," berichtet Adam von Bremen, „daß Seeräuber, wenn sie auch nur die kleinste Beute von dort entführt, entweder bald durch Schiffbruch umgekommen oder von Jemand erschlagen worden; keiner sei unbeschädigt heimgekehrt. Weshalb die Seeräuber den dort lebenden Einsiedlern mit großer Ehrfurcht einen Beutezehnten darzubringen pflegen. Die Insel ist nämlich sehr fruchtbar an Feldfrüchteu, sehr reich an Geflügel und nährt Triftvieh; sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von rauhesten Felsen umschlossen, ist ohne Zugang außer einem, wo auch süßes Wasser, ein Ort allen Schiffern ehrwürdig, besonders aber den Seeräubern. Woher sie auch den Namen empfangen hat, daß sie Heiligland heißt."

Die damals Lebenden erklärten somit den an Stelle von Fosethsland allmählich getretenen Namen, der in den verschiedensten Formen als Haleglun, Haligland, Helgelund, Hildiglund, Heiligland u. A. erschien als Ausdruck der Heiligkeit dieses kleinen Eilands, während andere spätere und moderne Forscher ihn von einem mythischen König Helgo oder von dem Stamme Hal abzuleiten versucht haben. Was die Insel, die in heidnischer Zeit schon als Heiligthum betrachtet wurde, dann auch in christlicher Zeit zu einem solchen machte, ist schwer einzusehen, wenn nicht der von Adam von Bremen angegebene Grund des Vorhandenseins einer Süßwasserquelle dafür angenommen werden soll. Die Existenz einer solchen Quelle wird

aber von neueren Forschern und besonders von Geologen in Abrede gestellt, da die in moderner Zeit gefundenen natürlichen Quellen nur Brackwasser enthielten. Das schließt indessen nicht aus, daß früher nicht auch wirklich trinkbares Quellwasser vorhanden gewesen ist, um so mehr, als jüngere Chronisten des vorigen Jahrhunderts dies bestätigen. Jedenfalls bürgt das Zeugniß Adams von Bremen dafür, daß Helgoland, das auch als die Insel der heiligen Ursula und ihrer 11 000 Jungfrauen bezeichnet wurde, lange Zeit im Geruche der Heiligkeit stand.

Das hinderte jedoch nicht, daß gerade in dieser selben Zeit die nahegelegenen Hansastädte die Nordseeinsel für ein gefährliches Räubernest hielten und dieselbe unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchten. Dadurch geriethen sie jedoch mit den Dänen in Conflict, die Helgoland 1356 besetzten, es jedoch schon 60 Jahre später an Hamburg verpfändeten. Bis 1684 stritten sich nun die drei Mächte, welche überhaupt um die Herrschaft auf der Nordsee in stetem Kampfe lagen: der Hansabund, Dänemark und die Herzöge von Schleswig beständig um den Besitz der Insel, die bald dem Einen, bald dem Andern als Eigenthum zufiel, sich dabei jedoch immer eines hohen Grades von Unabhängigkeit erfreute und ihre alte demokratische friesische Verfassung unangetastet zu erhalten verstand.

Inzwischen hatten die Helgoländer ihre Haupteinnahmequelle verloren. Der Heringsfang, welcher um 1530 noch die starke Bevölkerung von 2000 Menschen ernährte, hörte etwa zwanzig Jahre später ganz auf, weil die Heringe damals ihren Lauf veränderten und nicht mehr nach Helgoland kamen, das dieselben doch in ihr Nationalwappen aufgenommen hatte. Hummer, Schellfische und andere Fische mußten nun Ersatz bieten für die vollständig aus jenen Gewässern verschwundenen Heringe. Die Erhöhung des Seeverkehrs steigerte aber zugleich auch auf zwiefache Weise die Einnahmen der Helgoländer: einmal durch das Strandgut, das die zahllosen in der Nachbarschaft der Insel scheiternden Schiffe ihnen gewährten, das dem damals herrschenden Strandrecht gemäß als Eigenthum der Inselbewohner betrachtet wurde und von dem auch die Landesherren und ihre Vögte sehr beträchtliche Procente erhielten; zweitens durch den Lootsendienst, den die Helgoländer in der Nordsee monopolisirt hatten. Man sagte jedoch vielfach den Helgoländer Lootsen nach, daß sie die von ihnen geleiteten Schiffe an den ihnen wohlbekannten Klippen in der Nähe der Insel zum Scheitern brachten und es wurde daher die Ausübung des Lootsendienstes von 1685 an von der Ablegung einer Prüfung abhängig gemacht, und außerdem bemühten sich die Bewohner der zahlreichen Fischerdörfer an den Elbufern, an der Wesermündung und an den Küsten Holsteins den Helgoländern das Privilegium des Lootsendienstes streitig zu machen. Der hieraus für die Helgoländer erwachsende Schaden wurde einigermaßen ausgeglichen durch den einträglichen Abbau des mit der Insel verbundenen Kreidefelsens, der unter dem Namen der weißen Klippe, Wittklipp, in den

älteren Beschreibungen der Insel erschien. Ohne es zu ahnen, fügten sich die Helgoländer dadurch jedoch neuen schweren Schaden zu. Die Wittklipp, welche den Kern der heutigen Düne bildete, die Verbindung der letztern mit der Insel sicherte und den Südhafen gegen die Stürme aus Norden schützte, wurde allmählich abgetragen und Wind und Wetter thaten das Ihrige, das Zerstörungswerk zu vollenden. Die vielen Sturmfluthen, welche um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die Felseninsel heimsuchten, spülten die Reste der Wittklipp fort und vernichteten am 31. December 1720 die Verbindung zwischen der Insel und der Düne vollständig. Die Entfernung beider von einander beträgt jetzt 1200 Meter.

1714 wurde Helgoland wieder dänisch, nachdem es seit 1689 im Besitz der Herzöge von Gottorp gewesen war und es blieb dänisch bis zum 5. September 1807, an welchem Tage es von den Befehlshabern einer englischen Flotte besetzt wurde, um bis zur Abtretung an Deutschland englisch zu bleiben.

Der Niedergang des Lootsenwesens, der geringe Ertrag des Fischfanges erzeugten zu Anfang dieses Jahrhunderts einen großen Nothstand, dem vorübergehend nur durch die Continentalsperre gesteuert wurde, welche Napoleon I. über die westeuropäischen Häfen verhängte. Helgoland wurde damals Stapelplatz für die ungeheuren Massen englischer und continentaler Waaren, die dort gegen einander ausgetauscht wurden. Hunderte von großen Kauffahrteischiffen aller Völker lagen 1809 beständig auf der offenen Rhede von Helgoland vor Anker und die Helgoländer verdienten große Reichthümer durch den Schmuggelhandel, den sie mit den für den Continent unentbehrlichen englischen Waaren trieben. Aber dieser Aufschwung war nur von sehr kurzer Dauer und die Noth, welche darauf folgte, war um so empfindlicher.

Unter diesen Umständen regte ein unternehmender Helgoländer Siemens mit Namen, den Gedanken an, ein Seebad auf der Insel zu eröffnen. Jahre vergingen jedoch, ehe er seine schwerfälligen friesischen Landsleute von der Einträglichkeit eines solchen Unternehmens überzeugen und das nöthige Geld zusammenbringen konnte, um 1826 die ersten vier Badebuden auf der Düne einzurichten. Der Erfolg war ein überraschend günstiger, Helgoland wurde ein beliebter Badeort, und der Umstand, daß daselbst eine Spielbank bis in die Zeiten hinein existirte, in denen diese Institute in den meisten Culturländern Europas bereits aufgehoben waren, bis 1871 nämlich, trug nicht wenig dazu bei, den Fremdenverkehr stetig zu steigern.

In neuester Zeit aber erregt die schnelle Verminderung der Düne, die einzig und allein für Badezwecke geeignet ist, die gerechten Besorgnisse der Helgoländer, die mit Verzweiflung dem Augenblick entgegensehen, in dem auch diese letzte ungemein bequeme und äußerst lucrative Erwerbsquelle versiegt, indem die Düne unter der Oberfläche der See verschwindet.

Für die Engländer erwies sich der Besitz Helgolands während der ganzen Dauer ihrer Herrschaft nur zwei Mal vorübergehend als nützlich, zur Zeit der Continentalsperre und zu der des Krimkrieges, während dessen die in Deutschland geworbenen Rekruten, ca. 4000 an Zahl, auf der Insel untergebracht und für den Kriegsdienst geschult wurden. Im Uebrigen war das Eiland für sie völlig werthlos und sie thaten auch nichts zu seiner Befestigung, zu seiner Umgestaltung in eine Festung oder einen sicheren Kriegshafen. Nur als Napoleon 1811 die Anlegung eines festen großen Kriegshafens an der Nordseeküste in's Auge faßte, wurde in England die Befestigung Helgolands in Betracht gezogen. Die ehemalige Wittklipp sollte durch einen festen Bau ersetzt, womöglich die Düne mit der Insel wieder wie früher durch eine Mole verbunden, jedenfalls die nördliche Durchfahrt derart verengt werden, daß der Südhafen einigen Schutz gegen die dort so häufigen Stürme gewährte — aber diese Pläne wurden aufgegeben, sobald Bonaparte und mit ihm seine weitreichenden Entwürfe fielen. In den Kriegen zwischen den Deutschen und Dänen blieb Helgoland neutral, in sofern wenigstens, als die Helgoländer nicht geradezu an den Kämpfen in ihrer Nähe Theil nahmen, wenngleich sie die Dänen mit ihren Lootsen versahen und ihnen eine Kohlenstation gewährten.

Ziehen wir aber nun die Summe, um den Werth zu bestimmen, den Helgoland bisher für alle seine Herren gehabt hat, so sehen wir, daß seine Rolle immer nur eine sehr untergeordnete war, daß sich keiner derselben die Mühe genommen hat, etwas Durchgreifendes für die Insel zu thun, ihre Bedeutung zu erhöhen, sie zu einem festen Stützpunkt für kriegerische Unternehmungen, zu einer Flottenstation, zu einem Kriegshafen, zu einer Festung zu machen. Das lag ja allerdings großentheils an den früheren Verhältnissen. Die entscheidenden Schlachten zwischen den Dänen, den Schleswigern und den Hanseaten wurden meist zu Lande geschlagen; die Verkehrsmittel, die Kampfmittel zur See waren ganz unvergleichlich dürftigere als heute; die Geschwindigkeit der Bewegung der Schiffe, die Tragweite der Geschütze waren sehr geringe. Unter solchen Umständen war Helgoland nur werthvoll, in soweit es durch seine Feuerbluse und den späteren Ersatz derselben, einen Leuchtthurm, den Seefahrern die Wege wies; in sofern es durch die rücksichtslose Ausübung des Strandrechts seinen Herren bedeutende Einnahmen sicherte; in sofern die jeweiligen Besitzer der Insel auf derselben Niederlagen ihrer Waaren einrichten und den Lootsendienst für sich allein in Anspruch nehmen konnten. Der Werth, den Helgoland für seine verschiedenen Beherrscher besaß, war somit nur ein äußerst geringer. Die Helgoländer selbst aber hatten von diesen ihren Herren auch keinen großen Vortheil. Sie sahen sich von ihnen weder kräftig beschützt und in ihren Interessen gefördert, noch nahmen sie von ihnen etwas ein. In Botmäßigkeit Dänemarks, Schleswigs, Englands verkehrten sie doch fast ganz ausschließlich mit den Bewohnern der gegenüberliegenden deutschen

Küsten, brachten dorthin im frühesten Mittelalter ihre Heringe, später ihre Hummern, Schellfische und sonstigen Ergebnisse des Fischfanges, dann nachher die Kreidemassen, welche sie auf der Wittklipp gewonnen und als Helgoland Badeort wurde, da waren seine Besucher fast ausschließlich Deutsche und nicht nur die Bewohner der nächstgelegenen Ortschaften, sondern Deutsche aus allen Theilen des Binnenlandes. Engländer aber betraten den Boden Helgolands als Badegäste fast nie, höchstens Dänen als flüchtige Touristen.

Die Beziehungen Helgolands zu England waren besonders merkwürdig. Der gesammte Verkehr zwischen der Insel und dem britischen Reiche mußte über Deutschland gehen. Deutsch waren die Münze und die Sprache der Insulaner. Außer der Familie des Gouverneurs, zwei oder drei Beamten und der kleinen Abtheilung englischer Küstenwächter waren keine Engländer auf der Insel und der Verkehr zwischen ihnen und den Eingeborenen mußte in sehr vielen Fällen, so z. B. bei Gerichtsverhandlungen mittelst eines Dolmetschers hergestellt werden.

Die Annahme, daß Helgoland somit erst durch Einverleibung in das Deutsche Reich seiner eigentlichen wahren Bestimmung entgegengeführt, und jetzt erst berufen sein wird, eine weltgeschichtlich bedeutende Rolle zu spielen, nicht mittelbar, sondern ganz unmittelbnr und direct durch sich selbst von Nutzen zu sein, bedarf somit nach dem Vorstehenden kaum der Erwähnung, wenn man die strategische und nautische Bedeutung der Insel für das Deutsche Reich unter den gegenwärtigen Verhältnissen gebührend würdigt.

Um Helgoland jedoch zu dem zu machen, was es für Deutschland werden kann, genügt es nun allerdings nicht, daß an Stelle der grün-weiß-rothen Flagge nunmehr die schwarz-weiß-rothe am Flaggenmast auf dem Oberlande weht und daß dort oben wieder ein paar Salutgeschütze aufgepflanzt werden. Es sind vielmehr andere viel größere und viel kostspieligere Aufgaben zu erfüllen, wenn Helgoland wirklich ein Stützpunkt für die deutsche Macht, die deutsche Flotte sein, vollends wenn es ein Kriegshafen und ein befestigter, weit vorgeschobener Vorposten werden soll. 1848 schon, als der Plan für die Herstellung einer deutschen Flotte entworfen, als der Besitz Helgolands für die Entwickelung derselben als unentbehrlich erachtet wurde, war man sich vollständig darüber klar, daß die Insel dann durch sehr umfassende Arbeiten widerstandsfähig gegen etwaige Feinde, aber auch gegen Wind und Wellen gemacht werden müsse. Die Deutsche Marinezeitung sagte damals, die ganze Insel müsse mit einem festen Damm umgeben werden, damit der Felsen dadurch vor weiterer Zersetzung bewahrt würde. Man erkannte damals die Nothwendigkeit der Herstellung eines Hafens und die oben erwähnten Pläne der Engländer, die Insel wieder mit der Düne zu verbinden, einen Ersatz für die Wittklipp zu schaffen, wurden von Neuem hervorgeholt.

Diese oder ähnliche denselben Zwecken dienende Arbeiten werden auch jetzt von deutscher Seite ausgeführt werden müssen, wenn Helgoland einen höheren Werth erlangen soll als der war, den es für England besaß. Und es ist kaum anzunehmen, daß die deutsche Regierung und die deutsche Volksvertretung vor den Kosten zurückschrecken werden, welche die Befestigungsbauten der Insel erfordern, um so weniger, wenn sie in Betracht ziehen was hätte geschehen müssen — falls Helgoland in englischen Händen blieb — um eine sichere Verbindung zwischen Wilhelmshafen und Brunsbüttel herzustellen. Ein Kanalbau, die Anlage eines neuen Kriegshafens in der Nähe der Elbmündung, ja selbst die bloße Befestigung Cuxhafens und die Herstellung eines großen Kriegshafens daselbst würden sehr viel größere Kosten verursacht haben, als erforderlich sein werden, um Helgoland zu umdämmen, und um entweder die Düne mit der Insel zu verbinden oder die erstere vor der völligen Vernichtung zu schützen. Technische Schwierigkeiten, die die moderne Ingenieurwissenschaft und die Wasserbaukunst nicht zu überwinden vermöchten, sind in Helgoland nicht vorhanden und man braucht nur zu sehen, was die in allen diesen Dingen gar nicht bewanderten Helgoländer selbst mit ihren primitiven Hülfsmitteln und angeschwemmten Schiffshölzern zum Schutze des Unterlandes geschaffen haben, um zu begreifen, daß beispielsweise die vollständige Umdämmung der 3978 Meter Umfang messenden Felseninsel keine großen Hindernisse bieten kann.

Es ist nun aber schon das Bedenken laut geworden, ob es denn überhaupt lohnt, irgend etwas auf Helgoland zu verwenden, das ja doch über kurz oder lang dem gänzlichen Verfall preisgegeben sein soll.

Es herrschen in dieser Beziehung höchst übertriebene Besorgnisse und da die Thatsache, daß die Insel in Folge der steten Einwirkung atmosphärischer Einflüsse so wie der durch Wind und Wellen erzeugten Abrasion allerdings stetig kleiner wird, aller Welt bekannt ist, so begreift es sich, wie in ungenügend unterrichteten Kreisen die falsche Vorstellung herrscht, daß das Kleinerwerden der Insel sehr rasch und in sehr bedeutendem Maße vor sich geht. Es ist davon in Wahrheit jedoch nicht die Rede und auf Grund genauer Messungen ist berechnet worden, daß wenn der Auflösungsproceß in gleicher Weise fortdauert wie in den letzten 50 Jahren allermindestens 700 bis 1000 Jahre vergehen werden, ehe das Gestein vollständig zerbröckelt sein und die Insel von der Seeoberfläche verschwinden wird. 700 bis 1000 Jahre bedeuten für das geschichtliche Leben der Menschheit schon recht viel; wir wissen, daß die Lebensdauer mancher der größten Culturvölker der Erde kaum eine solche Länge aufzuweisen gehabt hat. Wie anders können sich die Weltverhältnisse in dieser langen Zeit gestaltet haben! Für jetzt und für die nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte kann Helgoland jedenfalls für die Entwicklung Deutschlands als Seemacht, für die Entwicklung der deutschen Flotte von unberechenbarem Werth sein, und was hinter diesen Jahrhunderten liegt, darum brauchen wir uns nicht

zu kümmern. Und bei der Berechnung der Weiterexistenz Helgolands um 700 bis 1000 Jahre ist obendrein vorausgesetzt, daß Menschenhände nichts thun werden, um dem Zerstörungsproceß der Elemente entgegenzuwirken. Es kann in dieser Beziehung jedoch sehr viel geschehen und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß wir schon in kurzer Zeit Arbeiten in Angriff genommen sehen werden, die darauf abzielen, die Felseninsel wie die Düne gegen die Macht der Sturmfluthen zu schützen, Helgoland nicht nur seinen Ruf als Seebad zu sichern, sondern es auch zu einem festen Vorposten deutscher Macht, zu einem brauchbaren Hafenplatz zu machen.

Die große Sorge von dem raschen Verfall der Insel ist auch durch die Fabeln über frühere Größe, durch die bezüglichen Berichte leichtgläubiger Chronisten und durch die entsprechenden Elaborate phantasievoller Chartographen erhöht worden. Naturereignisse, die vor Zehntausenden, vielleicht Hunderttausenden von Jahren eingetreten, sind in den Bereich der historischen Zeit hineingezogen und dadurch ganz falsche Vorstellungen über die Entstehungsgeschichte der Insel und über ihre natürliche Fortentwicklung bei den Massen derer erzeugt worden, welche von der Naturgeschichte der Erde wenig oder nichts wissen. Bei der Stetigkeit der Natur des Bodens des nördlichen Deutschlands und der Nordsee ist es ausgeschlossen, daß Helgoland in historischer Zeit jemals mit den gegenüberliegenden deutschen oder mit den schleswig-holsteinischen Küsten verbunden gewesen, durch große Sturmfluthen von dem Festlande getrennt worden ist und im Jahre 800 n. Chr. die riesige Ausdehnung gehabt hat, die der königliche Mathematikus und Chartograph Johannes Meyer von Husum der Insel auf einer um 1640 entworfenen Karte gegeben hat, welche 1694 dem beschreibenden Werke des Dr. Kaspar Dankwerth über die Herzogthümer Schleswig und Holstein hinzugefügt ist. Helgoland erscheint auf dieser Sagenkarte als ein großes bewaldetes, mit vielen Flüssen, Häfen, Ortschaften versehenes und in eine große Zahl von Kirchsprengeln getheiltes Land.

Diese ungeheuerliche chartographische Leistung ist eigentlich nur in sofern interessant, als sie zeigt, wie kritiklos gelegentlich noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts bei der Herstellung von Landkarten verfahren wurde.

Der Charakter der Helgoländer Bevölkerung hat denen, welche nun einmal der Insel wegen ihrer räumlichen Kleinheit und aus Unwillen darüber, daß sie gegen angeblich viel versprechende Besitzungen in Afrika eingetauscht wurde, durchaus keine Bedeutung zugestehen wollen, auch Besorgnisse eingeflößt. Denn die Helgoländer stehen in dem Rufe, daß sie für ihre Herren niemals Liebe gehegt, sondern sich darauf beschränkt haben, geduldig das ihnen auferlegte fremde Joch zu tragen. Dieser Vorwurf entspricht ja allerdings den Erscheinungen, die das Leben des kleinen Inselvölkchens im Allgemeinen aufgewiesen hat. Der Indifferentismus der Helgoländer erklärt sich aber sehr leicht aus der Naturanlage wie aus der

politischen Geschichte derselben. Die Friesen zeigen überall, wo wir sie heute noch finden, einen bedeutenden Grad von Phlegma, der wohl hauptsächlich durch den Einfluß des Nordseeklimas, durch die Einwirkung des starken Salzgehaltes der Luft auf die Blutbereitung zu erklären ist. Der friesische Charakter hat sich aber vielleicht nirgends so rein erhalten als auf Helgoland, das durch eine im Allgemeinen stark bewegte See von dem Festlande getrennt, dem Einfluß des Seeklimas mehr als irgend ein anderes Friesisches Gebiet ausgesetzt gewesen ist und dessen Bevölkerung obendrein bis in neuere Zeiten streng auf Erhaltung des alten Stammcharakters gehalten hat. Heirathen von Helgoländerinnen mit Männern anderer deutscher Stämme oder mit Ausländern galten bis vor Kurzem als verwerflich und höchst unpatriotisch.

Das Phlegma der Friesen bedingt ihre Neigung zum Conservatismus, ihr starres Festhalten an dem Herkommen, an den Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen der Vorfahren, somit auch an ihrer uralten erzdemokratischen Verfassung, und ihren Gesetzen. Es ist daher sehr schwer, sie für Neuerungen zu begeistern, deren Einführung nicht einen unmittelbaren günstigen materiellen Erfolg für sie selbst gewährleistet. Erst die durch die modernen Verkehrsmittel und Verkehrsverhältnisse gesteigerte Berührung der weiblichen Einwohnerschaft Helgolands mit der Außenwelt — denn die Männer hatten von jeher die beste Gelegenheit fremde Länder, Völker und Sitten kennen zu lernen — hat viele alte Ueberlieferungen und Gebräuche, leider auch die hübsche helgoländer Tracht verschwinden lassen. Ihre alten Rechte sogar haben die Engländer 1868 einfach über den Haufen geworfen, indem sie dem Gouverneur der Insel völlig unumschränkte Gewalt übertrugen. Allerdings beeinträchtigte diese „Verfassungsreform" Helgolands die Freiheit der Helgoländer nicht im Geringsten, legte dem allen Friesen von Natur eigenen Freiheitsdrang keine Zügel an, ließ sie die Abhängigkeit von England so gut wie gar nicht empfinden, und es bot sich somit die interessante Erscheinung, daß sich der theoretische staatliche Absolutismus, eine völlig despotische Verfassungsform mit dem praktischen demokratischen Republikanismus der Einwohner völlig gut vertrug. Allerdings ging es den letzteren nah, daß ihre alten Rathskörperschaften und Verwaltungsbehörden mit einem Federstrich aufgehoben wurden und dem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn Besucher der Insel in dem Charakter ihrer Bewohner neuerdings so viel Verschlagenheit haben finden wollen. Sie haben sich indessen in dieser Beziehung wohl getäuscht, diese Verschlagenheit ist nämlich nichts anderes als die den Friesen wiederum von Natur eigene Verschlossenheit, Wortkargheit Fremden gegenüber und ihre große Ruhe. Verspricht der Helgoländer wirklich etwas, so erfüllt er sein Wort auch ohne Rückhalt und man kann sich sicher auf ihn verlassen. Sucht man indessen etwas wider seinen Willen und sein natürliches Empfinden zu erzwingen, und sieht er, daß er der Uebermacht weichen,

sich unterordnen muß, so ist es bei seiner Charakteranlage völlig begreiflich, daß er Ausflüchte sucht und verschlagen wird.

Im gewöhnlichen Leben äußerst phlegmatisch und gleichgültig, ist er in außergewöhnlichen Verhältnissen, wenn ihm, den Seinen oder selbst den ihm fern Stehenden Gefahren drohen, und sobald er sich auf seinem eigentlichen Lebenselement, dem Meere, befindet, muthig und selbst tollkühn, ohne indessen auch dann seine äußere Ruhe zu verlieren. Ein ungemein feiner und scharfer Beobachter sieht er Alles, was in den Bereich seiner Augen kommt, handelt rasch und entschlossen. Hat er einen Beschluß gefaßt, so weicht er von demselben nicht ab, so lange nicht gewichtige andere Umstände einen neuen der veränderten Sachlage entsprechenden Entschluß bedingen.

Der Helgoländer ist von einer rührenden Vaterlandsliebe; nichts geht ihm über sein kleines Eiland und wenn das Seeleben ihn selbst Jahrzehnte von demselben ferngehalten hat, so sucht er wenigstens dort begraben zu werden.

Daß er selbstsüchtig ist, kann man ihm nicht verdenken. Andere sind es in weniger offenkundiger aber viel schlimmerer Weise. Seine Erwerbsquellen sind naturgemäß äußerst eng begrenzt, und um zu existiren, muß er dieselben ausbeuten, so gut und so viel es geht.

Was nun sein Verhalten zu seinen vielen Herren betrifft, die er im Laufe des Jahrhunderts gehabt hat, so ist dasselbe allerdings im Allgemeinen wenig herzlich gewesen. Er hat während der ganzen geschichtlichen Zeit Helgolands immer die Erfahrung gemacht, daß die fremden Herrscher ihn und seine Insel nur für ihre Zwecke ausbeuteten, und nichts für ihn selbst, zu seiner Wohlfahrt, zur Erleichterung seines eignen Lebens thaten. Selbst was seitens der englischen Gouverneure geschah, wurde nicht zum Nutzen der Helgoländer sondern im Interesse der fremden Badegäste und der Schifffahrt gethan. Wo sollte da die Liebe für die dänischen, schleswigschen, hanseatischen, englischen Vögte, Gouverneure, Fürsten und Regierungen herkommen?

Auch der deutschen Herrschaft sahen die Insulaner nach Bekanntwerden der Absicht des Besitzwechsels ihrer Insel mit Gleichgültigkeit entgegen, denn sie sagten sich: „schlechter kann es nicht gut werden."

Schon jetzt dämmert jedoch die Hoffnung auf, daß es besser werden wird, daß Deutschland sich seiner neuen Landsleute nachdrücklicher annehmen, besser für sie sorgen wird als alle früheren Herren, nur wollen sie ihre persönliche Freiheit nicht beschränkt wissen.

Trotz der Kleinheit Helgolands bieten sich Deutschland daselbst somit viele wichtige bedeutende Aufgaben, und es ist wohl sicher, daß es verstehen wird, sich unter schonender Rücksichtnahme auf die berechtigte natürliche Eigenart der Helgoländer auch bald ihre Liebe zu gewinnen, sie auf dem Gebiete, auf welchem sie allein in hohem Grade leistungsfähig sein können, auf dem der Marine, zu eifrigen Förderern der Interessen Deutschlands zu machen.

Der Dichter der Sehnsucht.

Eine Studie über J. P. Jakobsen.

Von

Ola Hansson.

— St. Légier sur Vevey. —

I.

Wenn man im Sommer an einem sonnigen Tag auf dem Dampfboot sitzt, das die seeländische Küste zwischen Helsingör und Kopenhagen befährt, so kann Einem ein dänisches Wort ungewollt auf die Lippen kommen — das Wort „Ynde", (Anmuth, Lieblichkeit). Der blaue Sund ist voller weißer Segel, eine südländisch weiche Wärme erfüllt die Luft und den ganzen Bogen der Küste entlang liegen Wälder, wie der Kranz auf dem Haupt einer Braut. Jede halbe Stunde legt das Dampfboot an einer der weit in's Meer reichenden Holzbrücken an, hinter welchen eine Reihe Sommervillen in Grün gebettet liegen, so sicher und gut, wie die bunten Eier im Nest eines Vogels.

Ist man an einer dieser Holzbrücken abgestiegen, und sind die Villen bei einer Biegung des Waldweges Einem aus dem Gesicht entschwunden, und steht der Wald auch hinter Einem wie eine grüne Mauer, die den Sund verbirgt, so kann dasselbe Wort Einem wieder über die Lippen springen: „Ynde!" Die Felder liegen weitgestreckt da mit gelber Saat und grüner Saat und das Zittern der Sommerwärme in der Luft und das Getriller der Lerchen rinnt in einander wie die sachte, schwache Wellenbewegung auf einem Luftocean von Schweigen, und alle Dörfer schlafen friedlich, so daß man ihren gleichmäßigen Athemzug zu hören meint, und so tief, daß man ihr Schnarchen zu vernehmen glaubt. Und wieder umschließen Einen Baumgruppen, und wieder dehnt sich die Ebene

vor Einem aus, aber vom Pfade den Waldrain entlang winken idyllische Häuschen mit grünem Moos auf den Strohdächern und poetischen Inschriften über den Thüren, wie: „Waldluft", „Buchenruh", „Seefreude"; und drinnen in der Tiefe der Wälder, in den Thälern schimmern kleine, dunkle, blanke Seen, als wären sie die Augen der Landschaft, Augen wie die eines jungen, schwärmerischen Mädchens, das Tag und Nacht von seinem Herzliebsten träumt.

Und wie die Natur des Landes, so ist seine Sprache und so sind seine Frauen. Die dänische Sprache mit ihren weichen Endungen und weichen Consonanten ist lieblich wie die Buchenwälder in der Zeit des Blätterspringens, weich wie die lange Wellenlinie der Flachlandhügel — „det yndige Sprog", die liebliche Sprache. Der dänische Mädchentypus ist Kind, Ingénue, die himmelblaue Unschuld — natürlich, oder gespielt — klein und zart, mit Augen, als wären sie die geträumte blaue Blume und Bewegungen wie die eines kleinen hüpfenden Vogels im Bauer, — „den yndige Pige", das liebliche Mädchen.

Bei den großen Kulturvölkern, die ihr eigenthümliches Nationalitätsleben in der wehrhaften Ruhe des Machtbewußtseins verbringen, formt sich der Nationalcharakter in freier Stärke nach selbstgegebenem Typus und einem Ideal aus erster Hand, kräftig genug, um fremde Elemente in sich aufnehmen zu können, ohne daß dadurch sein eigenes originales Wesen beeinträchtigt würde, bildet er sie zu nährendem Most um und assimilirt sie mit seinem eigenen Blut, — wie ein großer Fluß durch das Land gleitet, dabei beständig neue Zuflüsse aufnimmt, die seine Wassermenge vermehren, und ruhig, breit und majestätisch durch die Jahrhunderte hinrollt. Aber es giebt auch Zwerge unter den Nationen, die durch Isolirung und ein unberührtes Leben fern von allen Eindrücken in ihrer eigenen Krystallform versteinern und auch noch als Fossilien ihren eigenthümlichen Typus bewahren. Dänemark ist ein kleines Land, das seinen Platz mitten im Kreuzungspunkt verschiedenartiger Kultureinflüsse erhalten, sein Nationalitätskern ist in der Gluth, die sich auf einem solchen Punkt entwickelt, in einen halbgeschmolzenen erweichten Zustand gerathen, in dem er sich formen, kneten uud drehen läßt von jeder beliebigen Hand, in alle möglichen Figuren. Das Allerstabilste, das einzig Unveränderliche, das eigentlich Charakteristische im dänischen Volkscharakter ist dieses geléeartige, wachsweiche Gemüth, das sich in den Nationaleigenschaften im Guten und Bösen verräth: in der Empfänglichkeit für neue Zeitgedanken und Kulturströmungen, im geschmeidigen Verständniß aller geistigen Erscheinungen, im unsicheren Schwanken, wenn es sich darum handelt das wirkliche Leben zu packen und sich ihm hinzugeben, in der Neigung alle Handlung in Reflexion aufzulösen, in der Vorliebe für die blassen Kopien des Traums dem farbenprunkenden Meisterbild des Lebens und der Leidenschaft gegenüber.

Alle diese nationalen Hauptlinien der Natur und des Volkes findet man tief eingegraben in J. P. Jakobsen's Dichtung wieder.

Das Jahr 1864 ist für Dänemark ein bedeutungsvolles Jahr, nicht blos politisch, sondern auch kulturhistorisch. Die Nation ging aus dem Kriege hervor, wie ein einzelner Mensch aus einer seelischen Krise, oder einer schweren Krankheit hervorgeht. Sie hatte so groß über sich selbst, ihre Kraft, ihre Aufgaben, ihre Zukunft geträumt und ihre höchstbetrauten Führer hatten unter dem Selbstvertrauen und dem Selbstenthusiasmus mit Phrasen eingeheizt. Die Träume sprangen in tausend Stücke wie eitel Glas, was sie waren, und hinter ihnen lag die nackte, häßliche Wirklichkeit; man begriff, daß man nun nicht länger vermeiden konnte mit ihr, als einem sehr bedeutsamen Factor zu rechnen. Gleichzeitig kam man auch dahinter, daß die bekannten Floskeln, die so lange hohen Kurs in Gedichten und Festreden gehabt, dürres Stroh waren, das wohl raschelte und knisterte, aber keine Wärme gab. Das Geschlecht, das nun emporwuchs, saß frierend und muthlos auf den abgebrannten Baustellen. Der Eine sah vor Allem den Humbug in der zusammenbrechenden Herrlichkeit und wurde ein harter, kalter Satiriker; der Andere sah vor Allem das Unglück und wurde Melancholiker. Es lag eine gewisse bittere Resignation in der Zeit — man mußte zusehen, wie man sich in das Unentrinnbare fand; zugleich erwachte ein zäher, mißtrauischer Scepticismus, ein Bedürfniß allen Dingen auf den Grund zu sehen; die Nation hatte sich ja einmal die Augen verbinden lassen und das hatte sie eins ihrer Beine gekostet; endlich war ein stilles Suchen nach den neuen Idealen vorhanden, welche allein das gebrochene Rückgrat der Nation heilen konnten.

Alle diese Züge der Zeit stehen in Relief in J. P. Jakobsen's Dichtung.

Jakobsen wurde in der kleinen jütländischen Stadt Thisted im Jahre 1847 geboren; er starb ebenda 1884. Er lebte ein skandinavisches Durchschnittsleben — ohne reiche Erlebnisse und starke Conflicte; ein Leben in grauer Einförmigkeit, das Stubenleben eines Forschers, das nach innen gekehrte Seelenleben eines Träumers. Er war Gelehrter, sein Studienfach war Botanik und darin war er Specialist: seine Debutarbeit war eine gelehrte Abhandlung über die dänischen Desmidiaceen. Er blieb Gelehrter in seinen Dichtungen, in seinen Seelenanalysen, in seinen Naturschilderungen, in der strengen Wahl seiner Ausdrücke, in der gründlichen Sichtung seines Materials. Die Sehnsucht des Einsamen und Kranken nach der Gesundheit und dem Leben, nach der Sonne und der Nacht der Leidenschaften, nach dem großen Glück und dem großen Kummer, nach Allem dem, was er doppelt entbehrte, weil er wußte, daß es niemals sein werden würde, all diese ungestillte Sehnsucht verlieh seinem melodischen Stil einen Geschmack von allzu großer Süße und hüllt die Welt, die seine Dichterphantasie schafft, in einen Flor, der aus allen

Nüancen von Roth gewebt war: aus dem Roth des Weines, dem Roth des Blutes, dem Roth der rothen Rosen.

II.

Als Novellist debutirte Jakobsen 1872 mit „Mogens“. Die kleine Novelle steht jetzt da als ein Portal zu der ganzen modern skandinavischen Literatur.

Zuerst und vor Allem kam in ihr eine Naturanschauung und Naturschwärmerei zu Worte, die scharf gegen die in Skandinavien übliche romantische contrastirte, welche ja auch ihre Schönheit hat, aber jene Schönheit, deren Farben verblichen und deren Relieflinien abgeschliffen sind, weil jeder ästhetisirende Hinz und reimende Kunz sie seit langen Jahren mit seinen Fingern betastet.

Mogens und Thora stehen eines Abends auf einem Hügel im Garten und betrachten den Sonnenuntergang. Es ist Spätsommer; „da waren tausenderlei leichte, helle, hunderterlei starke, strahlende Farben.“ Sie sprechen über die Natur und worin ihre Schönheit besteht; jedes von ihnen schildert auf welche Art es die Natur liebt.

Thora sagt:

„Aber was für ein Vergnügen haben Sie denn an einem Baum oder Strauch, wenn Sie sich nicht vorstellen können, daß lebendige Wesen in ihm wohnen, die die Blumen öffnen und schließen und die Blätter glätten. Wenn Sie einen See sehen, einen tiefen klaren See, lieben Sie ihn denn nicht deswegen, weil Sie sich denken, daß tief, tief unten in ihm Geschöpfe leben, die ihre Freuden und Sorgen, ihr eigenes wunderliches Leben mit wunderlichem Sehnen und Verlangen haben; und was ist denn z. B. an Bredbjerg Grönhöi Schönes, wenn Sie sich nicht vorstellen, daß es drinnen wimmelt und summt von ganz, ganz kleinen Gestalten, die seufzen, wenn die Sonne aufgeht und anfangen mit ihren schönen Schätzen zu tanzen und zu spielen, sobald der Abend kommt.“

Darauf antwortet Mogens:

„Ueber jedes Blatt, jeden Zweig, jeden Lichtstreifen und jeden Schatten kann ich mich freuen. Kein Hügel ist so kahl, keine Torfgrube so viereckig, keine Landstraße so langweilig, daß ich mich nicht einen Augenblick lang darin verlieben könnte. — Ja, ich kann das nicht erklären, aber es liegt in der Farbe, der Bewegung, der Form, die es hat, und in dem Leben, das es erfüllt, in den Säften, die in Bäume und Blumen emporsteigen, der Sonne, dem Regen, durch die sie wachsen; und der Sand, der zu Hügeln zusammengeweht wird und die Regengüsse, die die Abhänge furchen und spalten, ach! das kann man gar nicht verstehen, wenn ich es erklären soll. — Und ist das nun Alles Form und Farbe und Bewegung, so reizend, so leicht, und ist nun hinter dem Allen eine seltsame Welt, die lebt und jubelt und seufzt und sich sehnt und das Alles

singen und sagen kann, o dann fühle ich mich so verlassen, wenn man dieser Welt nicht nahe kommen kann — —"

Die älteren Dichter hatten die Natur anthropomorphisirt, ihren Erscheinungen eine religiöse Interpretation gegeben, oder sie als moralisches Symbol gebraucht, oder sie in patriotischem Entzücken als der einen oder anderen historischen Erinnerung in Verbindung geschildert; aber die Natur als solche, aus erster Hand, in ihrer eigenen Schönheit, ihrem eigenen Leben hatten sie noch nicht in's Auge gefaßt, nicht verstanden, nicht geliebt und besungen. Es ist ebenso so charakteristisch, wie natürlich, daß der erste Dichter dieser Naturauffassung im Norden derselbe Mann war, der Darwin in seiner Heimath bekannt machte.

Aus dieser neuen Auffassung der Natur in ihrem äußeren und inneren Leben — mit dem scharfen nuancirten Blick des Malers und dem intimen Verständniß des Forschers — folgte zunächst eine neue Art sie zu schildern, die damals, vor 18 Jahren, Alle in Verwunderung setzte, von den unvermeidlichen „Vielzuvielen" lächerlich gemacht und von einer ganz kleinen Elite bewundert wurde. Man war in der Dichtung an die traditionellen Bilder, die Gemeingut-Ausdrücke, die grauen Worte gewöhnt: die Abendröthe war roth, der Wald grün und die Vögel sangen. Bei dem neuen Dichter fand man nicht eine Farbe, sondern zahllose Nuancen einer Farbe, nicht einen grünen Wald recht und schlecht, sondern einen Wald, der eine wahre Probekarte aller Schattirungen von Grün war. All das Mannigfaltige, was in einem solchen Wald an lebendigem Leben, verborgenen Kräutern und unbekanntem Gekriech und Geflatter vorhanden ist, war hervorgezogen, um in dem brausenden, schwellenden Naturorchester mitzusingen. Alles erhielt Linien, denen man folgen konnte und die Einem nicht entglitten; Alles wurde zu Körpern, die man mit der Hand oder dem Gedanken berühren konnte ohne daß sie sich in Dunst auflösten. Der Dichter verweilte mit sichtbarem Wohlbehagen in seiner Naturbeschreibung; man fühlte es ihm an, daß er sich in ihr zu Hause wußte, als säße er in seiner eigenen Stube, jeden Gegenstand aus- und inwendig nach seinem Aussehen und seiner Geschichte kannte, und in einem langen und intimen Zusammenleben sie alle liebgewonnen hatte. Deshalb kam er heran mit beiden Armen voll von bezeichnenden und genauen Worten.

III.

Im Thema und der Titelperson dieser Novelle liegt Jakobsen's ganze spätere Production in nuce „Mogens" ist ein Naturkind, das in das moderne Leben tritt, ohne auch nur eins der vielen Kleider und Vorhänge der Civilisation zu haben, mit denen es seine Wildennacktheit decken könnte. Er ist aus einem feinen und reichen Heim hervorgegangen, aber als er zwanzig Jahre alt ist, hat er noch keine andere Welterfahrung als die, welche man zwischen den Knien seiner Mutter und in der Einsamkeit erlangt.

Er war nie in einer Stadt gewesen, er kennt keine anderen Bücher, als die Lieder und Sagen, „in diesem Jahr gedruckt“, die auf den Dorfjahrmärkten verkauft werden und die schöne Kunst der Malerei ist für ihn einsbedeutend mit Altarbildern. Er ist nicht blos der Ungebildete, der Unerzogene, ein Mensch, der keine Kenntniß und keinen Schliff erhalten; er ist eine Landschaft, die unbewußt von Licht in Schatten, von Schatten in Licht wechselt, eine Landschaft mit Sonne am Himmel und mit Sonne unter Wolken, mit plötzlichen Windstößen und der Stille der Sternennacht, so hypernaiv, so superlativisch unmittelbar, daß er in einer überreflectirten Zeit, wie die unsere, nur aus einem Gemüth geboren werden konnte, welches krankhaft in dem Verlangen schwillt, seine eigene, tiefste Sehnsucht zu einer Gestalt zu formen, in der gerade jenes Ideal von Lebensführung verwirklicht ist, das in Einem selbst nie zu mehr als einem Traum werden kann — der Gegensatz zu der Realität, die man selbst bezeichnet.

„Marie Grubbe“*) ist Mogens' geistige Zwillingsschwester. Der ganze Plan, das Muster in der bunten Mosaik, die den Roman „Frau Marie Grubbe“ bildet, ist von derselben volkspsychologisch und individuell bestimmten Dichterpersönlichkeit entworfen, die sich in „Mogens“ offenbarte. Das Grundinteresse, mit dem Marie Grubbe's Lebensschicksal Jakobsen anzog, und die Frage, die er in seiner Schilderung desselben stellen wollte, beruhen auf dem Gegensatz zwischen einem Leben in Traum und Sehnsucht und einem Leben in Leidenschaft und Wirklichkeit.

Marie Grubbe ist eine historische Persönlichkeit. Einige Actenstücke aus ihrem Leben haben sich erhalten u. A. ein Zusammentreffen mit Holberg. Sie gehörte dem höchsten Adel Dänemarks an, wurde mit einem Sohn des Königs verheirathet und endete doch als die Frau eines armen Fährmanns. Was den bedeutendsten Dichter des modernen Dänemarks zu dieser wunderlichen Lebensgeschichte hinzog, war das psychologische Räthsel, das sie darbot; er konnte nämlich sowohl eine wahrscheinliche Lösung desselben geben, wie Gelegenheit finden, was er selbst als Däne, als Kind seiner Zeit und als Individualität auf dem Herzen hatte, zu entwickeln und zu formuliren.

Diese Marie Grubbe, von der Jakobsen erzählt, ist geschaffen aus jenem gemischten Ton, der sowohl die gröbsten, wie die feinsten Stoffe der Menschennatur enthält. Zur Hälfte dickblütige Sinnlichkeit, zur Hälfte auserlesener Persönlichkeitsstolz; eine seltsame, verhängnißvolle Mischung von Gutem und Bösem mit fließenden Grenzen; eine chemisch unauflösliche Vereinigung der größten Gegensätze, Poesiehimmel und Prosaerde — das ist ihr Wesen. Die Seelenschwingung, die sie einem Knecht auf dem

*) J. P. Jakobsen's sämmtliche Werke in chronologischer Ordnung sind: „Mogens“ 1872, „Ein Schuß im Nebel“ 1875, „Marie Grubbe“ 1876, „Zwei Welten“ 1879, „Nils Lyhne“ 1880, „Da hätten Rosen sein sollen“, „Die Pest in Bergamo“ 1881, „Frau Fönß“ 1882. „Gedichte und Entwürfe“ erschienen nach seinem Tode.

Gute ihres Mannes in die Arme wirft, ist sehr trüb, sie ist dabei halb das Ideal eines Weibes, halb Dirne. Sie umspannt in sich alle Höhen der menschlichen Natur und, dadurch bedingt, auch alle ihre Tiefen, sie ist zugleich Aether und Erde. Sie ist einer jener spröden Organismen, in deren Lebensfunctionen der Mißlaut lauert, leicht schlummernd und leicht geweckt, wie in den hohen Violintönen. Sie wird heimgesucht von jenen unerklärlichen Gelüsten, jenen grundlosen, und in ihrer Grundlosigkeit und Unerklärlichkeit unwiderstehlichen Einfällen, von denen man nicht weiß, ob man sie als atavistische Rückfälle oder pathologische Erscheinungen charakterisiren soll, da sie ebensoviel von mystischem Naturgrund, wie von überfeinerter Nervenentwickelung an sich zu haben scheinen. So z. B. ergreift sie das Gelüst sich aus dem Fenster auf das Straßenpflaster zu werfen, oder sich selbst in die weiche Armbiegung zu beißen, oder ihrem Mann das Messer in die nackte Brust zu stoßen — warum?

Marie Grubbe läßt auf einer der Nachmittagspromenaden des Hofs folgende Worte gegen Sti Hög fallen:

„Sehet das Leben, die Welt, sie scheinen mir so unsäglich prächtig und schön; es müßte so stolz und über die Maßen lustig sein, mitzuthun; ob in Kummer oder Glück, das machte keinen Unterschied, blos daß ich richtiglich litte, oder mich freute, nicht zum Scherz wie in einem Mummenschanz, oder Fastnachtsspiel. Mich gelüstet, daß das Leben mich nähme und mich niederbeugte, oder erhöbe, so stark, daß mir kein Gedanke zu Sinne käme, außer dem, der mich erhöbe, oder mich niederbeugte; ich wollte zusammenschmelzen mit meiner Trübsal, oder brennen in meiner Freude. Ach, Ihr faßt das niemals! — Wäre ich auch wie einer der Feldherrn des römischen Reichs, der im Triumphwagen durch die Gassen geführt ward, so wollte ich es solchermaßen sein, daß ich der Sieg selber wäre und das Jubiliren und das Freudengeschrei des Volkes und der Ton der Posaunen und die Macht und Ehre, alles zusammen in einem gellenden Klang, so wollte ich sein, aber nicht wie der, welcher in elendiger Ehrsucht und kaltem Hochmuth, derweilen der Wagen dahinrollt, in seinem Herzen daran denkt, wie stolz er dem neidischen Haufen in die Augen steche und wie ohnmächtig die Wogen des Neides nach seinen Füßen lecken, während er mit Wohlbehagen den Purpur weich um seine Schultern fühlte und den Kranz kühl um seine Stirn. — Versteht Ihr, Sti Hög, das, glaube ich, ist leben, das Leben, danach ich dürste, aber ich wußte bei mir selber, solchermaßen würde es nie für mich werden, und so will mich dünken, als wäre ich selbst schuld daran auf die eine oder andere unbegreifliche Weise, als hätte ich mich gegen mich selbst versündigt, oder mich selbst in die Irre geführt, ich weiß nicht, aber es scheint mir, als flöße daraus all' meine bittere Bekümmerniß, daß ich an eine Saite gerührt, die nicht klingen sollte und da sie zu klingen anfing, zerriß etwas in mir, das nicht geheilt werden kann, so daß ich nie wieder die Rührigkeit erlange, daß

ich die Thüren des Lebens aufzwingen könnte, sondern draußen stehen muß und den Tönen des Festes lauschen, ungebeten und ungesucht, wie eine mißgeschaffene Dirne."

In diesen Worten hat die Heldin des Romans den Hauptzug ihres Charakters trefflich gezeichnet — den Zug, den der Verfasser durch die Schilderung ihres Lebens in Beleuchtung gestellt.

Der scharfe Gegensatz zwischen Traum und Leben zieht sich durch Marie Grubbes ganze Geschichte. Alle die Ereignisse und Conflicte, aus denen ihr Leben sich entwickelt, offenbaren immer dasselbe Streben, immer dasselbe Resultat: den immer eitlen, immer mißglückten Versuch dem Leben abzuzwingen, was der Traum vorspiegelt. In der ersten Scene sind alle folgenden vorgezeichnet. Die vierzehnjährige Marie saß und träumte in einem der Lusthäuser im Garten ihres Vaters auf einem jütländischen Edelhof. Den Tisch hatte sie bedeckt mit Rosenblättern und ihre nackten Arme in der kühlen Feuchte derselben gebadet, bis es seltsam zu kochen und zu brodeln anfing in ihrem jungen Blut. Mit glühenden Wangen und hastigen Schritten ging sie durch den Garten an die Fahrstraße; da war ein Heufuder umgeworfen und der Vogt prügelte den Kutscher mit einem dicken Stock. Was hier dunkel und unbewußt vor dem Kinde gleich zwei unvereinbaren Elementen stand wie Wasser und Oel, gleich zwei Melodien, die mißlautend gegen einanderschnarrten: die Poesie und die Prosa des Lebens, schlummernde Phantasie und brutale Wirklichkeit, das sollte später als immer schärfer geprägter Text der Jungfrau und dem Weibe wie ein schreckendes Mene Thekel entgegenflammen bei jeder Biegung ihres Lebensweges. Jedesmal wenn sie sich nackt in's Leben legen wollte, wie in ein Bad von Rosenblättern, wurde sie aufgeschreckt zur wachen Enttäuschung durch den Klang dieser Stockhiebe, die sie alsbald auf ihrer eigenen Haut brennen fühlte.

Ihr Verhältniß zu Ulrich Christian ist eine Enttäuschung. Jungfrau Marie hatte in Geschichtenbüchern und Liedern viele schöne und wunderbare Sachen über Helden gelesen, aber daß solch ein Held wirklich da sein, daß er Einem auf einer von Kopenhagens Straßen begegnen könnte, das hatte sie sich niemals vorgestellt. „Helden, das war etwas Vergangenes, etwas, das einmal gewesen war." Und da sieht sie Ulrich Christian, den Sohn des Königs, den heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt gegen die Schweden. Er wird nun für sie das Handgreifliche, ein Pfand dafür, daß es Anderes in der Welt giebt, als blos das Alltägliche. Sie liebt ihn, wie allein das junge Mädchen seinen Traum lieben kann; und da dieses junge Mädchen eine stolze Jungfrau ist, wie wenige, so ist ihr Traum gleich einer brausenden Fanfare und vielen starken Farben. Sie fühlt nichts Bestimmtes für diesen Helden ihrer Träume, der plötzlich an ihrem Fenster in körperlicher Wirklichkeit vorbeireitet; sie weiß nur, wenn er sagen wollte: Komm, so müßte sie kommen, und sagte er: geh!

so müßte sie sich entfernen. Sie sehnt sich nach ihm, wie der Schlaflose sich danach sehnt, daß es Tag werden möchte; und als ihre Liebe zu bewußtem Dasein erwacht, ist es ihr, als läge sie in brennendem Feuer. Aber darauf sieht sie ihn auf seinem Sterbebette als einen elenden Wurm, ein ekelhaftes Thier, den Gott, dem er immer getrotzt und den er immer verachtet, um Pardon anrufend, nachdem er vor dem Bilde der Höllenqualen selbst seinen Degen zerbrochen, ein überwundener Feind, der schmählich um Gnade bettelt. In einer kurzen Stunde war alle ihre Sehnsucht, ihr Glaube und jede ihrer Hoffnungen verwelkt, zusammengeschrumpft und weggeweht.

„O, wenn das das Ende war von aller Größe: ein knechtisches Winseln, ein lüsterner Wahnwitz und knieende Angst, o, so gab es keine Größe; der Held, den sie sich geträumt, er ritt durch die Pforten des Todes mit klirrendem Sporn und klingendem Zügel, entblößten Hauptes, mit gesenktem Degen, aber nicht mit Angst in stierenden Blicken, nicht mit Gnadengebeten auf zitternden Lippen. Es gab keine strahlenden Gestalten mehr, denen man in anbetender Liebe sich entgegensehnen konnte, keine Sonne, an der man sich lichtblind starren konnte, so daß Alles zu Strahlen und Glanz und Farben ward; — matt und grau — Alles; Alles matt und grau und öde, abgrundtiefe Alltäglichkeit, lauwarmes Werktagsleben, nichts weiter."

Ihr Verhältniß zu ihrem ersten Mann, Ulrich Friedrich Gyldenlöwe, ist gleichfalls eine Enttäuschung. Was sie an Ulrich Friedrich liebte, der in Allem ein Typus der jeunesse dorée jener Zeit war, das war nicht die Persönlichkeit, der wirkliche Mensch; sie liebte in ihm eigentlich blos den, der die Pforten zu der Herrlichkeit und Pracht des Lebens weit vor ihr aufschlagen konnte; sie liebte im Grunde den Königssohn und die Pracht. Er demaskirt sich indessen als eine sehr unechte Perle in der leuchtenden Einfassung und enthüllt sich immer mehr als der rohe Tölpel, der er ist; die strahlenden Träume, die Marie ihm umgehängt wie ein Festgewand, zerfallen zu Lumpen an seinem Körper, er kann keinen einzigen der Wechsel einlösen, die sie auf seinen fürstlichen Namen und Person gezogen; der Mensch, den Marie niemals geliebt, Ulrich Friedrich, und das Prachtleben, das sie mit seinem Namen identificirt, da es blos durch ihn zu einer Wirklichkeit für sie werden konnte, fallen auseinander, und was übrig bleibt von ihrem angetrauten Manne, ist gerade so viel, daß sie Ueberdruß und Verachtung für ihn empfinden kann. Er kroch aus der Hülse ihrer Träume hervor wie eine ekle Raupe, zu nichts nütze, als darauf zu treten.

Ihr Verhältniß zu Sti Hög, dem Mann ihrer Schwester schließlich, ist eine Enttäuschung. Sti Hög ist eine dunkle, zusammengesetzte Natur. Es giebt, sagt er zu Marie, hier im Leben eine geheime Gesellschaft, die man die Gesellschaft der Melancholischen nennen könnte. Sie besteht aus Leuten,

die von der Geburt eine andere Natur, als die gewöhnliche, erhalten, die nach mehr verlangen und stärker begehren, als Andere; deren Sinne besonders subtil sind, die die honigtriefenden Blumen des Lebens, aus denen sie ihre tägliche Nahrung saugen, an Stellen zu suchen vermögen, da keiner sie vorhanden glauben sollte; unter dunklen Blättern, auf dürren Zweigen, die die Wollust zu genießen vermögen, die in Kummer und Verzweiflung verborgen ist. Als Marie fragt, weshalb diese Menschen, die mehr aus dem Leben saugen können, als Andere, die Melancholischen genannt werden sollen, antwortete Sti Hög: „Also Ihr fragt, weshalb sie die Melancholischen genannt werden, wenn alle Wollust, die sie erfaßt, ihre Haut wechselt und Ueberdruß wird, wenn aller Jubel nur der Freudigkeit letzter qualvoller Athemzug ist, wenn alle Schönheit nur Schönheit ist, die schwindet, und alles Glück ein Glück, das zerbricht." Diese Menschen haben Augenblicke, in denen sie sich vom Leben und der Welt zurückziehen in dem vollen festen Glauben, daß die Einsamkeit ihr rechtes Element sei; aber sie haben sich kaum recht zur Ruhe gesetzt, so sehnen sie sich wieder nach dem Leben und was des Lebens ist, sehnen sich wie Brand und rothe Lohe, sehnen sich um Sinn und Verstand. Zu dieser geheimen Gesellschaft, deren Mitglieder über die ganze Welt verstreut sind, ohne ein anderes Ordenszeichen als die verborgene Bildung der Seele, gehört Sti Hög. Es ist etwas in seinem Wesen, was alle Frauen, die in seinen Weg kommen, gefangennimmt und was ihn selbst an alle diese Frauen festlöthet: es geht die Rede von ihm, sein Herz sei aus so glühender Materie gemacht, daß es in lohenden Brand geräth, sobald nur ein Rock ihm zufächelt. Es ist anfangs seine geistige Ueberlegenheit, die ihm Marie zuführt. Seine Rede ist immer neu und interessant, ungleich jeder anderen; es sah aus, als hätte er einen eigenen, nur ihm selbst bekannten Weg zum Verständniß von Menschen und Dingen, mit stolzem Hohn verkündigt er, daß das Thier im Menschen mächtig stark sei und mit kalter, leidenschaftlicher Beredtsamkeit entwickelt er vor ihr, wie wenig Zusammenhang im Wesen des Menschen vorhanden ist, wie ganz und gar er sich in der Macht des Zufalls befindet. Alles das bringt Marie, wie den anderen Frauen, den Glauben bei, daß er absonderlichere Gaben und mächtigere Kräfte besitze, als sonst in das Loos der Sterblichen fallen, „sie beugte sich in Bewunderung, ja fast in Anbetung vor der gewaltigen Macht, die sie ahnte". Als Sti Hög darauf einmal in einem heftigen Auftritt verräth, daß die Wildheit des Gemüths, die Marie aus allen Ritzen seines Temperaments hervorleuchten gesehen, wirklich in Flammen ausschlagen konnte, da giebt sie sich ganz und ohne Vorbehalt dem neuen Gott hin. Aber der neue Gott verliert bald seine Glorie: „Ach, Sti, Sti," ruft Marie aus, „warum bist Du die Bauernseele, die Du bist, der kriechende Madenwurm, der sich treten läßt und doch nicht sticht? Wenn Du wüßtest, wie groß ich Dich glaubte! Stolz und groß und stark, Dich, der so schwach ist! Aber daran waren Deine

klingenden Worte schuld, die von einer Macht logen, die Du nie besessen, die von einer Seele schrieen, die Alles war, was Deine nie war, oder werden kann. Sti, Sti, war es Recht, daß ich Kleinheit fand, statt Stärke, elenden Zweifel, statt kecker Hoffnung, und Stolz, Sti, wo ist Dein Stolz geblieben?" Marie hatte vergessen, daß Sti zur Gesellschaft der Melancholischen gehörte, deren zum Unglück verdammtes Naturell es ist, nicht an sich selbst, die eigene Macht, den eigenen Werth zu glauben, „des Lebens dunkles Haupt nicht zur Erde niederzwingen" zu können — und die das Leben für sich und die Anderen, die sie an sich knüpfen, verderben, „indem sie alles Zimmerholz des Lebens in Gedankenspähne zerspalten."

Jakobsen hat den Schlüssel zu dem verschlossenen Gemach, das Sti Hög's Persönlichkeit ist, nicht von sich gegeben; er hat ihn hingestellt mit einem dichten Schleier vor seinem Antlitz. Warum? Hat ihm der Muth gefehlt, die physiologische Unfertigkeit zu bezeichnen, die die Wurzel dieser ganzen monstruösen psychischen Vegetation sein könnte? Oder war er von dem natürlichen Schamgefühl beherrscht, das uns davon zurückhält, unsere eigenen heimlichen Gebrechen zu besprechen und zu entblößen? Das Letztere kann mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall sein; denn Sti Hög ist ein gut Stück Jakobsen selbst. Er ist im Allgemeinen ein typischer Däne, er ist besonders ein Däne nach 64 und er ist ganz im Besonderen Einer von der Generation, die in Dänemark nach Jakobsen's eigener emporwuchs und zu der der Dichter den Uebergang bildete, — eine Generation, deren Kennzeichen es war, mit sentimentalem Zerschmelzen oder ohnmächtigem Grinsen dem Leben gegenüberzustehen, in das sie nicht zu fassen vermochte, und die — wie Sti Hög — ihre Armuth in den bunten Prunk der großen starken Phrasen wickelte, oder Ueberlegenheit mit den abwehrenden Geberden des Hohns zu heucheln suchte. —

Marie's Verhältniß zu ihrem zweiten Mann, dem wohlgeborenen Herrn Palle Dyre war freilich gar keine Enttäuschung, aber blos aus dem Grunde, weil sie sich überhaupt keine Illusionen gemacht, als sie ihn heirathete; und daß sie sich schließlich als Frau des Färgmanns Sören wohlbefand, kam wohl daher, weil sie so oft und so stark desillusionirt worden, daß alle Flugfedern ihrer Sehnsucht ausgefallen waren. Wenn ein Mensch viele Tage lang gehungert, schmeckt ihm trockenes Brot gut, auch wenn es hart ist, und er vergißt zu träumen, wenn sein Haar anfängt grau zu werden.

IV.

„Mogens" war die Geschichte des phänomenalen Naturkindes, in dessen Aladdinsturban alle echten Früchte des Lebens, seine Freuden und seine Sorgen, von selbst fielen. „Frau Marie Grubbe" war die Geschichte eines Weibes, das unter dem starken Bestreben, seine Träume zu Leben

zu verwirklichen, fällt. „Nils Lyhne", Jakobsens zweiter großer Roman, ist die Geschichte eines Mannes, der das Leben nicht leben kann, da er alle seine beste Kraft in Träumen verbraucht hat.

Alle diese drei Typen wachsen aus derselben unterirdischen Wurzel. Sie führen zurück auf die Persönlichkeit des Verfassers, eine Persönlichkeit, vor der das Verhältniß zwischen Traum und Leben als eine Vordergrunds-frage stand. Sie bezeichnen gleichzeitig drei Stadien in der Entwickelung des Dichters, in denen sich die zunehmende Kränklichkeit verräth. „Mogens" ist der triumphirende Träumer, der Träumer, der kraft seiner Naivetät das Leben in seine Arme zwingen kann; „Marie Grubbe" ist die starke Träumerin, die alle Bedingungen, sich das Leben unterthänig zu machen, besitzt, aber untergeht in ihrem Zusammenstoß mit demselben, hauptsächlich deshalb, weil es sich als ein Gegner erweist, mit dem es sich nicht lohnt zu kämpfen, als ein Feind von so schlechter Art, daß jeder, der sich mit ihm einläßt, sich selbst dadurch erniedrigt und Gefahr läuft, ebenso erbärmlich zu werden. „Nils Lyhne" ist der ohnmächtige und verkrüppelte Träumer, ein armer Kerl ohne Willen, ein Weichthier ohne Knochen, der sich immer weiter vom Leben wegträumt, von dem Leben, das er nicht leben kann.

Nils Lyhne ist ein Buch über die Sehnsucht, — die Sehnsucht auf-gefaßt als ein farbenschimmernder Blutigel, der an der großen Hauptader der Menschheit saugt. Die Sehnsucht durch alle Lebensalter, die Sehnsucht zu allen Jahreszeiten, die Sehnsucht ohne Grund und ohne Ziel, die Sehn-sucht nach dem Leben, die Sehnsucht nach den Träumen, die Sehnsucht um die Sehnsucht nach der Sehnsucht selbst willen, die Sehnsucht nach Allem, was man nicht hat, Allem, was man nicht erhalten kann, die Sehnsucht nach Allem, was das Leben nicht besitzt, die Sehnsucht nach der Sonne, wenn der Schnee fällt und nach dem Gewitter, wenn die Seele Ruhe hat, die Sehnsucht nach dem Morgen und die Sehnsucht nach dem Gestern, die Sehnsucht bis in den Tod und über ihn hinaus.

Nils Lyhne's Mutter ist eine Träumerin, so eine stille Träumerin, wie die dänische Natur sie erzeugen kann. Als junges Mädchen betrachtete sie sich selbst, im Gegensatz zu ihrer sehr prosaischen Familie, als etwas Merkwürdiges, Einzigartiges, als eine Art tropischer Pflanze, die unter ungünstigem Himmelstrich emporgewachsen, kaum vermochte, ihre Blätter kümmerlich zu entfalten, während sie in einer wärmeren Luft, unter eiher mächtigeren Sonne schlanke Stengel mit einem wundervoll reichen und strahlenden Blumenflor getrieben hätte. Das, meinte sie, war ihr eigent-liches Wesen, das, wozu die rechten Umgebungen sie gemacht hätten und sie träumt tausend Träume von jenen sonnenhellen Gegenden und ver-zehrt sich in Sehnsucht nach ihrem echten, reichen Ich. Ihr ganzes Leben wird zu einer Reihe von Enttäuschungen, die blos von dem Einen zusammengebunden werden, was der Grund ihrer Persönlichkeit bildet: der Sehnsucht. Sie träumte von so vielen Herrlichkeiten des Lebens, die

sie locken und nach denen sie sich sehnt; aber sie braucht blos mitten unter ihnen zu stehen, so verlieren sie ihren Glanz und ihre Pracht. Dann fühlt sie sich betrogen — und fängt wieder an zu träumen und sich auf's Neue nach etwas Anderem zu sehnen. Da sie als gealterte kranke Frau nach dem Süden reist, sehnt sie sich ihm entgegen, als dem Land, wo alle ihre Sehnsucht sich endlich zu Ruhe legen soll, wie ein Vogel in seinem Nest. Aber die Farben, mit denen ihre Phantasie das Erwartete ausgestattet, waren auch diesmal, wie früher, zu grell gewesen, als daß ihr Traum nicht die Wirklichkeit hätte beschämen sollen. In nie befriedigter Sehnsucht reist sie von Ort zu Ort, überall suchend, ob sich denn nirgendwo ein Plätzchen fände, das sie wiedererkennen könnte als ein Stück von der geträumten Welt; aber sie findet es nicht. „Es kam ja denn auch Alles zusammen, Alles zusammen kam es, aber es erfüllte und bezauberte sie weder mit der Macht, noch der Innerlichkeit, die sie davon erwartet hatte. Ganz anders hatte sie sich das gedacht, aber ganz anders hatte sie sich auch selbst gedacht. In Träumen und Gedichten, da hatte es gewissermaßen immer auf der anderen Seite des See's gelegen, der Nebel der Entfernung hatte das unruhige Gewimmel der Einzelheiten ahnungsvoll verschleiert und die Formen zu großen Zügen in geschlossener Ganzheit gesammelt, und das Schweigen der Entfernung hatte seine Feststimmung darüber gebreitet und es war so leicht, es in Schönheit zu ergreifen: aber jetzt, wo sie mitten darin war und jeder kleine Zug für sich dastand und die vielen Stimmen der Wirklichkeit hatte und die Schönheit zerstreut war, wie das Licht des Prismas, jetzt konnte sie es nicht zusammenfassen, es nicht auf die andere Seite des See's bekommen und mit tiefem Mißmuth mußte sie sich selbst eingestehen, daß sie sich arm fühlte mitten in all' diesem Reichthum, mit dem sie nichts anzufangen wußte." Das war der letzte Traum, der sich in ihrem einsamen Winkel vor ihr offenbart hatte, der Traum von der Herrlichkeit des fernen Landes; als auch der zerspringt, träumt und sehnt sie sich nach dem einzigen, was noch übrig ist für eines sterbenden Menschen Traum und Sehnsucht: nach dem Tode, nach dem Lande jenseits des Grabes, nach dem Leben, das sich hinter dem Erdenleben in seiner Unendlichkeit ausbreitet; sie sehnt sich danach in dem Glauben, daß ihre Sehnsucht dort endlich gestillt werden soll.

Ein solches Blut trägt Nils Lyhne in seinen Adern. Das ist die eine der beiden Mächte, die um Nils Seele in seiner Kindheit kämpfen. Die andere Macht ist der Vater, und er soll das Princip der praktischen Prosa in der Erziehung des Sohnes vertreten; aber dieser Repräsentant für die erdgebundenen Interessen und die engen Perspectiven des Nutzens ist selbst eine träumerische Natur, so gut wie eine, und er kann stundenlang auf einem Grenzwall sitzen und über die Felder hinstarren in vegetativer Ruhe. Während seiner ganzen Kindheit lebt Nils zusammen mit seiner Mutter in der Welt der Feensagen, so intim und stark, daß es

gewissermaßen ein Leben war, das neben dem wirklichen Leben geführt wurde. Ja, damit nicht genug: dieses Leben in Traum, in Phantasie und Sehnsucht wurde das eigentliche Leben, das, welches Allem einen Sinn gab, Alles umfaßte. Der Knabe hörte soviele Geschichten, denen die sentimentale Empfindelei einer Frau einen glücklichen Ausgang gab, daß er sich daran gewöhnte, das ganze Leben mit all' seinem Kummer, Unglück und Leiden als etwas zu betrachten, dessen bitteren Stachel Jeder, der Lust dazu hätte, abbrechen könnte. Darum erhält sein Antlitz einen erschreckten Ausdruck und ein nervöses Zittern fährt durch seinen Körper, als er zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht der unbeweglichen Härte des wirklichen Lebens gegenüber gestellt wird und begreift, wenn man einmal verurtheilt ist zu leiden, so ist dieses Urtheil weder eine Dichtung, noch ein leerer Spuk, sondern man wird zur Folterbank geschleppt und man wird gefoltert, ohne daß im letzten Augenblick eine abenteuerliche Befreiung oder ein plötzliches Erwachen kommt, wie aus einem Traum.

Die Persönlichkeit, Refstrup, die seit den Kindheitsjahren und durch das Mannesalter hindurch die größte Macht über Nils ausübt, besitzt dies Vermögen aus dem Grunde, weil sie der Gegensatz des Träumers, weil sie ein Mann der That und Initiative ist, und in ihrem Wesen nicht einen Tropfen Träumerei, oder Phantasterei beherbergt. Als Knabe führt Refstrup solche Spiele ein, in denen es besonders auf körperliche Kraft und körperliche Ausdauer ankommt, als Mann ist er einer von denen, die das Leben resolut am Flügel fassen — in beider Hinsicht ist es der Mensch, den Nils von Allen am meisten bewundert, ganz instinctiv, wie er dazu durch die Anziehungskraft der Wesensgegensätze gezwungen wird.

Als Träumer war Nils durch seine Kinderjahre gewandert, als Träumer trat er durch die Pforte, die in das gefährliche Land des Jünglingsalters führt. Sein Leben ist Sehnsucht, nichts als Sehnsucht, subtile, verletzliche Sehnsucht. „Er sehnte sich nach tausend zitternden Träumen, nach Bildern von kühler Feinheit: — leichte Farben, flüchtiger Duft und feine Musik von ängstlich gespannten, zum Zerspringen gespannten Strömen silberner Saiten; — und dann Schweigen, bis in des Schweigens innerstes Herz, wohin die Wogen der Luft nie die Trümmer eines einzigen Tons getragen, wo Alles sich zu Tode ruht im stillen Glühen rother Farben und in der wartenden Wärme feurigen Wohlgeruchs." Für das wirkliche Leben, das kantige, sonnenklare Leben taugt er nicht viel. Er weiß das auch selbst, denn er ist ebenso überreflectirt, wie verträumt; er fühlt sein Unvermögen in ein intimes Verhältniß zum Leben zu treten bald als eine Feinheit der Seele, bald als ein geheimes Gebrechen; er sehnt sich danach zu leben, er schämt sich vor dieser Fremden, dieser Schönheit, die er nicht zu fassen wagt und der er es anfühlt, daß sie seiner Ohnmacht in die Augen sieht. Wie beneidete er sie nicht, diese selbstgewisse Unbesonnenheit, die so leicht

alle die Worte im Munde führt, die handeln und Folgen haben, Folgen, denen sie keine Gedanken schenkt, ehe sie ihr auf die Fersen treten. Die Menschen, die so waren, kamen ihm vor wie Centauren, Mann und Pferd aus einem Guß, Gedanke und Sprung eins, eins und dasselbe, während er in Reiter und Roß getheilt war, Gedanke eins, Sprung etwas ganz Anderes." Er legt sein eigenes Wesen vor sich auseinander und stellt die beiden Gegensätze fest: was er ist und was er sein möchte. Er sagt es laut zu sich selbst, daß er ein Träumer ist, der nicht wagt, was er im innersten Herzen will: leben. Ihm ekelt vor sich selbst, er höhnt sich selbst und geißelt sich selbst: „Er war seiner selbst müde, der kalten Gedanken und Hirngespinnste. Das Leben ein Gedicht! Nicht wenn man immer umherging und an seinem Leben dichtete, statt es zu leben. Wie war das inhaltslos, leer, leer, leer: dieses Jagdmachen auf sich selbst, seine eigene Spur listig beobachtend — in einem Kreis natürlicherweise, dieses zum Spaß-Sichhineinwerfen in den Strom des Lebens und zugleich dasitzen und nach sich selbst angeln und sich selbst auffischen in der einen oder anderen curiosen Vermummung! Wenn es nur über ihn kommen wollte — das Leben, Liebe, Leidenschaft, sodaß er nicht mehr damit dichten konnte, sondern daß es dichtete mit ihm. — Unwillkürlich machte er eine abwehrende Bewegung mit der Hand. Er war doch im Innersten bange vor dieser Macht, die man Leidenschaft nannte. Dieser Sturmwind, der mit all' dem Gesetzten, all' dem Autorisirten, all' dem Erworbenen im Menschen davonwirbelte, als wären es welke Blätter! Er mochte das nicht. Diese prasselnde Flamme, die sich verschwendet in ihrem eigenen Rauch — nein — er wollte langsam brennen. — Und doch, es war so jämmerlich, dieses Dahinleben mit halber Kraft, im stillen Wasser, mit der Küste in Sicht, o daß der Strom käme und Sturm" ... u. s. w. So geht es in einer Unendlichkeit von Schwankungen durch sein ganzes Leben.

Als er zum ersten Mal liebt, nicht in der Phantasie, sondern ein wirkliches Weib liebt und sich selber sagt, daß er liebt, ist ihm zu Muthe, als sei er einer Gefahr entronnen, oder als hätte er eine heroische That vollführt; er fühlte sich als eine bemerkenswerthe Person und geht umher mit einem Gefühl von Hochmuth. Zu gleicher Zeit häutet er sich; er tritt vor sich selbst hin als ein ganz verschiedener Mensch von dem, der er früher gewesen; es geht ihm jetzt erst auf, wie er aussieht und wer er ist, während er früher blos mit einem geträumten Nils Lyhne zu thun hatte; und er sieht zu seiner Ueberraschung, daß dieser Nils Lyhne, den er früher geneigt gewesen wie einen minder präsentablen Freund zu betrachten, mehr als genug den idealisirten Nicolaus seiner Träume aufwiegen kann.

So durch und durch ist Nils Lyhne ein melancholischer Träumer, daß seine Liebe für die Frauen das Gewand des Vermissens und der wehmüthigen Sehnsucht trägt. Von dieser Art ist seine Liebe für Frau Boye. „Erinnerst Du Dich, Tema, erinnerst Du Dich des Mondscheines im

vorigen Jahr? Magst Du ihn? O Du weißt nicht, wie grausam er sein kann. So eine mondscheinhelle Nacht, wenn die Luft in kühlem Licht erstarrt und die Schatten so lang sind — Tema, Blumen und Blätter halten ihren Duft so dicht um sich wie einen Reif von Duft, der über ihnen liegt, und alle Laute klingen so fern und schwinden so plötzlich hin, verweilen so gar nicht; — sie ist so unbarmherzig, so eine Nacht, denn die Sehnsucht wächst so seltsam stark in ihr, sie schweigt sie hervor aus jedem Winkel, den man in der Seele hat, saugt sie hervor mit harten Lippen, und es blinkt keine Hoffnung, schlummert kein Versprechen in all' der kalten starrenden Klarheit. Ach, ich weinte, Tema." Seine Liebe zu Fennimore, vor ihrer Befriedigung, in den ersten Anbetungstagen, ist wie ein Gefühl von Heimweh: „Wenn sie mit ihrem Nähzeug dasaß und mit dieser sanften ruhigen Stimme sprach, aufsah mit diesen klaren, treuen Augen, so wurde sein ganzes Wesen zu ihr hingezogen mit eines starken und stillen Heimwehs unwiderstehlicher Macht. Es verlangte ihn sich vor ihr zu demüthigen, die Knie zu beugen und sie heilig zu nennen. Immer hatte er so eine wunderliche Sehnsucht nach ihr hin, nicht blos, wie sie war, sondern nach ihrer Kindheit und nach alle den Tagen, da er sie nicht gekannt." Und seine Verliebtheit in Gerda, die achtzehnjährige, ländliche Unschuld, die seine Frau wird, als er selbst schon ein müder, resignirter, gealterter Mann ist, hat etwas Verwandtes mit der stillen Träumerei, der vegetativen Ruhe, mit der er, wie sein seliger Vater vor ihm, stundenlang auf einem Grenzwall sitzen und hinstarren kann über seine Felder. Diese seine letzte Liebe hat jenes Colorit von Sehnsucht, das über einer Herbstlandschaft liegt: der Sehnsucht, die rückwärts geht nach dem Verflossenen, der Sehnsucht, die eine Art Erinnerungswehmuth ist.

Aus demselben Jahr, als der Roman „Nils Lyhne" erschien (1881), datirt sich eine kleine Zeichnung „aus dem Skizzenbuch": „Da hätten Rosen sein sollen". Quer über eine Campagna zieht sich ein Weg, an dem eine Villa in einem Garten liegt. Ueber dessen Mauer hängt ein Ueberfluß von Rosen und der Weg erweitert sich draußen zu einem Rondel, in dessen Mitte ein Springstrahl leise in sein Porphyrbecken herabplätschert. In dieser Umgebung läßt der Verfasser zwei Pagen ein Proverb aufführen, der eine, der ältere ist in Gelb, der andere, der jüngere, in Blau gekleidet. Der Gelbe steht auf dem gebauchten Balkon der Mauer, der Blaue sitzt auf einer Bank am Springbrunnen. Das Thema des Proverbs: „die vage Jünglingsliebe, die niemals Ruhe findet, sondern rastlos durch die Länder aller Ahnungen und die Himmel aller Hoffnung flattert, krank vor Sehnsucht danach, in dem starken innerlichen Glühen eines großen gesammelten Gefühls gestillt zu werden."

„Nein, glaube mir," sagte der Gelbe zum Blauen, der Aeltere zum Jüngeren, „die Liebe, die Du findest, gebunden von zwei weißen Armen, mit zwei Augen vor Deinem nahen Himmel und zweier Lippen sichrer

Seligkeit, die ist zu nahe der Erde und dem Staube, die hat die freie Ewigkeit der Träume getauscht für ein Glück, das nach Stunden zu messen und in Stunden gealtert ist; denn wenn es sich auch ewig verjüngt, so verliert es doch jedesmal eine der Strahlen, die in einem Glorienkranz, der nicht verwelken kann, um die ewige Jugend der Träume flammen. Nein, Du bist glücklich."

„Nein, Du bist glücklich," antwortet der Blaue, „ich gäbe eine Welt darum, wenn ich wäre wie Du."

Und der Blaue erhebt sich und fängt den Weg nach der Campagna hinabzuwandern an und der Gelbe sieht ihm nach mit einem wehmüthigen Lächeln und sagt vor sich hin: „Nein, er ist glücklich."

Aber ganz unten am Wege kehrt der Blaue sich noch einmal nach dem Balkon um und ruft, während er das Barett lüftet: „Nein, Du bist glücklich!"

Ja, welcher von Beiden ist der Glückliche? der Gelbe? oder der Blaue? oder Keiner? Der Verfasser sagt nichts darüber; er wünscht blos, daß ein Windstoß kommen und einen Regen von Rosenblättern aus den blumenschweren Zweigen, die über der Gartenmauer hängen, herabschütten und dem weggehenden Pagen nachwirbeln möchte.

Denn der kranke Dichter, welcher die Sehnsucht geschildert wie kein Anderer in Skandinavien — die Sehnsucht als saugende Pein und die Sehnsucht als rosenrothe Ahnung, die Sehnsucht als schwerster Spleen und die Sehnsucht als beflügeltes Glück — er fühlte auch in seiner eigenen Seele die widerspruchsreiche Zusammensetzung der Sehnsucht aus Gut und Böse, aus Sterilem und Lebenzeugendem, und er war selbst ein Unterthan in ihrem Elfenland, in dasselbe gebannt wie durch Zauber:

„Du Blum' im Thau!
Du Blum' im Thau!
Raun' mir von den Träumen, den Deinen.
Ist nicht in ihnen dieselbe Luft,
Dieselbe seltsame Elfenlandluft,
Wie in meinen?
Und flüstert und seufzt und klagt es da nicht,
Durch sterbenden Duft und schlummerndes Licht,
Durch erwachenden Klang, durch keimenden Sang:
In Sehnsucht,
In Sehnsucht ich lebe."

V.

Was Einem zuerst in die Augen fällt, wenn man ein Buch von Jakobsen aufschlägt und liest, ist die Eigenart der Sprache. Jakobsen gehört zu den Schriftstellern, von denen man blos eine Periode zu lesen braucht, um gleich darauf schwören zu können, wer sie geschrieben hat. Er ist in seinem Stil absolut sein eigener Herr und Meister, unvergleich-

lich, unnachahmlich. Zu seiner Prosa giebt es kein Seitenstück in der ganzen Literatur des Nordens. Wie eine seltsame Pflanze, deren rechte Heimath die Tropen sind, die aber in der feuchten Wärme eines skandinavischen Treibhauses sich zu künstlicher Ueppigkeit entwickelt hat, weckt sie des Betrachters Erstaunen und Bewunderung durch ihre Riesenblätter und ihre farbenprunkenden Blüthen.

Dieser Stil hat sein Princip und seine raison-d'être in Jakobsens Methode. Man findet unter den lyrischen Gedichten, die nach seinem Tode herauskamen, ein kleines Bruchstück, das die Eigenthümlichkeit dieser Methode besonders anschaulich macht und ihren centralen Nerv entblößt. Es heißt: „die Stunde des Stelldicheins" und schildert die Seelenregungen eines jungen Mädchens, während es auf den Geliebten wartet. Das ist ein Thema, so alt wie Methusalem, ein Gemeinplatzthema, aber mir will es scheinen, als stände es durch seine Behandlung absolut einzigartig in der Weltliteratur da. Durch geheimnißvolle Mittel hat der Dichter vermocht in seiner Seele die millimeterkleinen Gefühlscentren zu vergrößern, um deren gesammelte Summe wir in täglicher Rede den groben Faden schlingen, den das Wort „Warten" bezeichnet; und für diese fast unsichtbaren, gewöhnlich ungreifbaren Seelenphänomene hat er darauf die genaue Aequivalente in Worten, im Rhythmus, im ganzen Drum und Dran gefunden. Er ist nicht bange vor der Scheidelinie, auf der bei einer solchen Methode das Sublime und das Parodische sich berühren; und so echt, so durchdacht und selbstsicher ist seine Kunst, daß er diese Grenze überschreiten kann, ohne daß das Wagstück sich an ihm rächt, während jeder Andere, den der Versuch gelockt hätte, unrettbar ausgeglitten wäre zum Gelächter Aller. Es ist natürlich, daß ein Dichter, der sich zur Aufgabe gemacht auf diese Weise das fast Unkörperliche, das im Auftauchen schon halb Verschwundene, die Nüance eines Halbtones, den Schatten des Schattens einer Gefühlsschwingung, den letzten hinsterbenden Ton vom Echo eines Seelenechos zu schildern — daß er neuen Erzadern der Sprache nachforschen und in ihrer Verarbeitung bisher unbekannte artistische Mittel anwenden mußte.

Das ist die eine Ursache von Jakobsen's fast unübersetzbarer, wunderbarer und bewunderungswürdiger Sprache, die andere hat man in seiner Kränklichkeit zu suchen. Die unheilbar Brustkranken haben ja in der Durchsichtigkeit der Gesichtsfarbe und im seltsamen Glanz der Augen etwas, was nicht von dieser Welt zu sein scheint; zugleich möchte man glauben, daß Jakobsen ein Ohr für Töne hatte, die wir Andern niemals hören, einen Blick für Farben, die wir Andern niemals sehen. Das Leben, das unter und hinter dem Alltags- und Durchschnittsleben liegt, behorcht er mit seinen geschärften Sinnen; aber selbst das wirkliche Leben, das Leben des Alltags und Durchschnitts, das rund um ihn herum lebt und klingt und sich regt, erhält durch seine kranken Sinne und die Farben

einer Schilderung etwas Blühenderes, als es in unseren Augen hat. Es ist in seiner Auffassung und Darstellung von Menschen und Natur etwas wie ein glühender Widerschein seiner eigenen heißen Sehnsucht nach ihnen, der heißen Sehnsucht des Kranken nach dem, wovon er weiß, daß es nie sein wird — ein Widerschein wie von Blut und Rosen. Man findet in „Marie Grubbe“ folgende Schilderung eines Weibes: „Wie war sie nicht schön! des Auges mächtige, saugende Nacht, aus dem der Tag hervorbrach in Strömen wimmelnden Lichtgefunkels, der Lippen schmerzlich schöner Bogen, der Wange stolze Lilienblässe, die langsam in rosiggoldener Röthe schwand, wie eine Wolke, die die Morgensonne bescheint, und dunkelgeadert wie zarte Blumenblätter die feinen Schläfen, die sich geheimnißvoll verloren im schwarzen Haar . . .“ Erinnert das nicht an die Visionen eines Haschischrauchers? Oder man lese diese Rosenschilderung: „Dieser Blumensammet, der sich in Licht und Schatten brach, von erröthendem Weiß zu bläulichem Roth, von feuchtem Rosa, das fast schwer ist, zu einem Lila, so leicht, daß es kommt und geht, als läge es in der Luft. Jedes einzelne, gerundete Blumenblatt reizend gewölbt, weich im Schatten, aber im Licht voller tausend kaum sichtbarer Funken und Blitze; mit all' seinem schönen Rosenblut in Adern gesammelt, in der Haut verbreitet . . . und dann der schwere süße Duft, der schwebende Hauch von dem rothen Nektar, der kocht in den Blumengefäßen.“ Ist nicht in der Art von Wollust, die man im Künstler hinter diesen Worten ahnt, etwas Nahverwandtes mit dem gierigen, raffinirten Genuß, den Menschen übercultivirter Zeiten fühlen bei einem Bad in warmem, rauchendem Stierblut?

Farbenreichthum, Uebersattheit an Säften wie bei einer Pflanze in allzustark gedüngter Erde; Ueberreife wie bei einer Frucht, die der Fäulniß nahe ist — das ist der eine Charakterzug an J. P. Jakobsens Stil. Die andere Eigenheit liegt im Rhythmus, dem Wellenschlag, der Kadenz. Die Musik in J. P. Jakobsens Stil ist Kunst, Natur zu Kunst geläutert, die meisterliche Wiedergabe des Lebensrhythmus einer individuellen Seele; sie giebt Botschaft von einer großen, stark ausgeprägten Persönlichkeit, aber vor Allem von einer kranken Persönlichkeit. Sie stimmt uns weich und traurig, zu Ueberdruß, zu Resignation, zu der ganzen Gefühlsscala, die durch diese Töne läuft. Sie führt uns in dunkle Gebiete, wo die Sorge still und unbeweglich sitzt, während die Abendröthe im Erlöschen ist. Sie ist monoton, wie die Sehnsucht, ausdörrend und beklemmend, wie sie. Aber auf diesem schwierigen Instrument ist Jakobsen Virtuos; selbst unter diesen empfindlichen, zitternden Tönen, die nur durch ein Nichts von einander verschieden sind, weiß er den rechten für jede, noch so unmerkliche Schwingung der Seele zu finden. Man lese als Beispiel davon „Frau Fönß' Briefe an ihre Kinder“: der Künstler hat hier im bloßen Tonfall das Aequivalent für die Gefühlswelle gefunden, die durch die Menschenseele geht in dem Augenblick, wo die Thränen hervorbrechen

wollen und schon unter den Augenlidern brennen; und so rein und stark ist dieser Tonfall geformt, daß es uns selbst dabei zu Muthe ist, als säßen wir vor einem Menschen, der im Begriff ist zu weinen. Jakobsen besitzt die Kunst, mit der ein Dichter eine Illusion durch den bloßen Rhythmus der Sprache hervorrufen kann.

Diese Krankhaftichkeit des Dichters, die seiner Sprache andere und buntere Farben, als die, welche das normale Leben besitzt, und den dunklen Timbre des Rhythmus gegeben, offenbart sich auch in der Art der Motive, die er behandelt. Wie sie ihn zu den starken Worten trieb, treibt sie ihn auch zu den starken Motiven. Er liebt die einen, wie die anderen, gerade darum, weil sie stark sind und gesättigt scheinen von der Gesundheit des Lebens. Aus diesem Grunde schildert er die starken Leidenschaften, die harten Conflicte, die bunten Gegensätze, — die gesucht starken Leidenschaften, die gekünstelt harten Conflicte, die arrangirt bunten Contraste. Und gleich wie seine Worte so übervoll waren vom Saft des Lebens, daß er über den Rand schwoll und nach allen Seiten niederfloß, so liebt er als Dichter Personen, die, wie Mogens, von Naturunmittelbarkeit schäumen, Leidenschaften, welche in ihrem Extrem abnorm, gespenstisch werden, wie in „Ein Schuß im Nebel", historische Ereignisse, die dazu auffordern die stärksten Worte der Sprache zu verschwenden, wie in der „Pest in Bergamo". Mit dem Wohlbehagen des Kranken, des Träumers, des Geschwächten schwelgt er in diesen allzu salzigen Wogen, ebenso wie er als Mensch sein eigenes Leben consequent damit schloß, um noch zwei Dinge genießen zu können: Blumen und — englische Damenromane.

Zur Geschichte der Inquisition im Languedoc im 13. und 14. Jahrhundert.*)

Von

Fridolin Hoffmann.

— Köln. —

I.

„Die Original-Protokolle sind zerstört oder zerstreut," sagte B. Hauréau in seinem Buche über Bernard Delicieux, betreffs der diesem zu Grunde liegenden Quellen. „Man findet die Copie davon in mehreren Bänden der Sammlung Doat in der National-Bibliothek." Der Meinung, daß nennenswerthe Reste von den ursprünglichen Geschäfts-Documenten der alten südfranzösischen Inquisitions-Gerichte nicht mehr vorhanden seien, waren so ziemlich alle Autoren, welche über die Ketzerverfolgungen im Languedoc oder die Geschicke der Dominicaner jener Zeit geschrieben haben. So sprach sich schon vor beiläufig 200 Jahren selbst ein Historiker des genannten Ordens aus, von dem man hätte annehmen können, er brauche, wenn noch etwas Derartiges zu finden sei, nur die Hand auszustrecken, um es zu greifen.

Charles Molinier belehrt uns nun eines Bessern.

Die Original-Handschrift des „Sentenzenbuchs der Toulousaner Inquisition", welches der holländische Remonstranten-Theologe Philipp a Limborch im Jahre 1692 zu Amsterdam veröffentlichte, ist und bleibt ver-

---

*) L' Inquisition dans le midi de la France au XIII et au IV. siècle. Etude sur les sources de son histoire. Par Charles Molinier. Paris 1880. 484 S. gr. 8. — Bernard Délicieux et l' Inquisition Albigeoise (1300—1320). Par B. Hauréau, Membre de l' Institut. Paris, 1877. 220 S. 12⁰.

schollen. Er selber verrieth nicht, wie sie in seine Hände gekommen war, und wo sie nach den vier Jahren seines Besitzes hingerieth, ist gleichfalls ein Räthsel. Dieser Documenten-Band enthielt, wie der Geschichtskundige weiß, die „Glaubens-Acte", welche der durch 630 Ketzerbrände berühmte, 1331 als Bischof von Lodève gestorbene Inquisitor Bernard Gui von 1308 bis 1323 eingeleitet und durchgeführt hat. Das war nur ein eng beschränktes Material, und so begreift es sich, daß Limborch in der seinem Documenten-Abdruck beigegebenen „Dissertation" es gar nicht versuchte, die alte Inquisition, welche zu Toulouse mit dem h. Dominicus und seinem Orden in's Leben trat, und von welcher die spanische nur ein auf dem ablebenden Stamme üppig gedeihender Zweig ist, geschichtlich darzustellen; es wäre ihm dies auch nicht möglich gewesen. Möglich wird es erst jetzt werden, nach und nach, in dem Maße, als B. Hauréau Nachfolger findet in der Bearbeitung einzelner Abschnitte jener Geschichte unter Benutzung der Quellen, welche Ch. Molinier endlich an's Licht gezogen hat; auf solchen Monographien kann sich dann die zusammenhängende Geschichte aufbauen.

Und gerade solche Quellen werden die lauterste Ausbeute liefern, welche, wie ein, vor Molinier wie es scheint, fast unberührtes Manuscript auf der Stadtbibliothek zu Clermont, sogar der Reinschrift der Inqisitoren selbst entgangen ist. Wir werden weiter unten sehen, daß auch eine solche für die Inquisitions-Bibliothek bestimmte Reinschrift der Protokolle die ursprünglichen Verhandlungen nicht mehr vollständig wiedergab. Die Beschreibung und Inhaltsangabe dieses Clermonter Manuscripts nimmt fast die Hälfte des Molinier'schen Buches in Anspruch. Es ist die „Kladde", das „Memorial" des Actuarius bei der inquisitorialen Justiz von Carcassonne und enthält die Protokolle von 221 Sitzungen aus den acht Jahren nach 1250. Das darin enthaltene Material ist reichhaltig genug, um uns die Züge zu einem vollständigen Bilde zu liefern von der Organisation, den Richtern und den Strafen der Inquisitions-Tribunale jener Zeit. Die zweite Hälfte des Molinier'schen Buches, worin dieses Bild entworfen wird, ist denn auch der einzige für weitere Kreise lesbare Theil derselben; von dem Uebrigen fürchtet der Verfasser selbst: er werde „singulièrement sec et aride" erscheinen, denn er sei in der That voll von „détails minutieux à l'excès". Wir begnügen uns, auf diese mehr zusammenhängende Darstellung der inquisitorialen Gerichtsbarkeit in den letzten Decennien des 13. Jahrhunderts aufmerksam gemacht zu haben und versuchen, um den Lesern einen Begriff von diesen Dingen zu geben, anstatt auf diese zweite Hälfte des Buches näher einzugehen, dafür lieber aus den Notizen der ersten und dem Buche B. Hauréaus in den folgenden Abschnitten unseres Essays die Erzählung eines Processes aus dem Beginne des 14. Saeculums, welcher mit seinen politischen Ausläufern geeignet ist, in den Culturkampf jener Tage tief einzuführen.

Das von Molinier beschriebene und ausgezogene, B. Hauréau unbekannt gebliebene Manuscript der Pariser National-Bibliothek, welches uns hierzu die des Letztern Buch ergänzenden Angaben liefert, giebt uns zugleich auch einen Begriff von einer Reinschrift der Inquisitions-Gerichte. Das Einschreibebuch des Actuarius, wie wir ein solches in dem Clermonter Manuscripte vor uns haben, lag immer offen, um von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, Alles in sich aufzunehmen, was immer bei dem betreffenden Tribunal vorging. Da fanden sich Aufzeichnungen der verschiedensten Natur bunt durcheinander, in abgekürzten Worten, sozusagen cursiv in der Fassung wie in den Schriftzeichen. Aus diesen unförmlichen Notizen, die bei Verhören z. B. den Aussagen des Angeklagten flüchtig folgten, wurden dann später die Sitzungs-Protokolle zur Aufbewahrung in den Inquisitions-Archiven stilgemäß redigirt und ausgeschrieben. An Klarheit und vor Allem an übersichtlicher Ordnung gewannen sie dabei natürlich immer, an Wahrhaftigkeit wohl niemals. Von dem Geiste, in welchem diese Reinschriften der Aussagen seitens der Zeugen und Angeklagten besorgt werden, giebt der schon genannte Inquisitor, in seiner „Practica", einen Leitfaden für die Amtsbrüder, nach Art des „Directorium inquisitorum" des aragonischen General-Inquisitors Eymeric; trotz der discreten Form in welche er die betreffende curiose Anweisung einkleidet, eine bezeichnende, nicht mißzuverkennende Probe. Hinter einem Schema zu einem Verhör albigensischer, — oder wie er sie nennt: manichäischer — Ketzer folgt eine „Instructio seu informatio quaedam generalis" und in diesem „gewissen allgemeinen Winke" heißt es: „Zu bemerken und zu beachten ist aber bei dem Vorstehenden, daß wie viele Verhöre zur Erforschung des Thatbestandes auch stattfinden mögen, nämlich gemäß der Zahl der Personen und der Handlungen, es dennoch nicht förderlich ist, sämmtliche Aussagen niederzuschreiben, sondern nur diejenigen, welche mehr mit der Substanz oder dem eigentlichen Charakter des Factums in Zusammenhang stehen und mehr die Wahrheit zu enthalten scheinen. Wenn nämlich in dem einen Protocoll sehr viele Aussagen, in dem andern aber weniger vorkommen, so könnte letzteres verstümmelt erscheinen; auch ist bei so vielen während des Processes gemachten Aufzeichnungen kaum eine Uebereinstimmung der Zeugen-Aussagen herauszufinden. Diese zwei Uebelstände sind sorgfältig zu vermeiden." Ch. Molinier widmet der in zwei handschriftlichen Exemplaren in der Stadtbibliothek zu Toulouse aufbewahrten „Practica" des Bernard Gui, aus deren Pars quinta er vorstehende Stelle lateinisch mittheilt, die Seiten 197—236.

Drei Thatsachen constatirt Ch. Molinier in seinem Werke unbestreitbar: 1. daß die Original-Documente, welche die alte Inquisition im Languedoc betreffen, heute naturgemäß verhältnißmäßig selten geworden sind; 2. daß die vorhandenen noch nicht ausgebeutet wurden, weil man von ihrer Existenz kaum etwas wußte, daß sie aber hinreichen, um auch die älteste Organi-

sation und Thätigkeit der Glaubens-Tribunale aufzuhellen; 3. daß also diese alte Geschichte der Inquisition noch zu schreiben bleibt.

Die Quellen, auf welche die französischen Forscher, und so auch B. Hauréau bisher sich ausschließlich beschränkten, war die Collection Doat in der Pariser National-Bibliothek. Der Ursprung dieser großartigen Sammlung, der interessantesten von allen, welche im 17. Jahrhundert veranstaltet wurden, ist bekannt. Im Jahre 1669 erhielt Jean de Doat, Rath des Königs, Präsident der Kammer von Navarra, den Auftrag, alle Urkunden zu sammeln, welche sich auf die Rechte der französischen Krone in der Provence und dem Languedoc bezogen und zur Geschichtskenntniß von diesen Ländern beitragen könnten. Im Auftrage de Doats wurden nun von sämmtlichen, unter diesen Gesichtspunkt fallenden Documenten in allen Archiven Südfrankreichs Abschriften angefertigt. Diese Copien, prachtvoll in schweres levantinisches Ziegenleder gebunden und geziert mit dem Wappen des Ministers Colbert, welcher der Ausführung des Doat'schen Unternehmens seine schützende und fördernde Hand geliehen hatte, bilden in der vorgenannten Bibliothek die stattliche Reihe von 258 Folio-Bänden. In siebenzehn derselben Copieen von mehr als 500 — XXI bis XXXVII — finden sich damals noch in den Archiven von Toulouse, Albi, Carcassonne und Narbonne vorhandenen Documenten der Inquisition. Man übersieht die mannigfachen Ungenauigkeiten und Fehler der von Doat benutzten Abschreiber gern in dem Gefühle, daß ohne ihre Arbeit der letzte große Sturm, der solche Dinge zur Verheerung sich ausersah: der Fanatismus der großen Revolution, die meisten der nun wenigstens der Hauptsache nach geretteten Actenstücke der Forschung völlig entzogen haben würde.

Gewiß haben wenige Archive so mannigfache Anläße zur Zerstörung geboten, wie die der Inquisitoren, besonders im mittägigen Frankreich. Im 13. und 14. Jahrhundert richtete sich der Haß der Bevölkerung, der auf den Glaubenstribunalen lastete, begreiflicherweise auch gegen deren Schriftstücke. Bei den großen Aufständen, wo die Autorität der mönchischen Richter vor dem unbändig aufflammenden Volkszorne zerstob wie Spreu vor dem Winde, wurden deren Bücher in Fetzen gerissen und haufenweise verbrannt. Aber auch in gewöhnlichen ruhigeren Zeiten waren sie nicht sicher. Es bildeten sich unablässig Complote, um sich dieser Symbole der Leibestortur und Seelenquälerei zu bemächtigen und durch ihre Zerstörung den verhaßten Officianten die Mittel zum Fortbetriebe ihrer unerträglichen Verfolgungen zu entziehen. In Bernard Guis „Practica“ findet sich ein Stück, betitelt: „Littera de hospitio inquisitorum Tholosae non exponendo“, aus welchem hervorgeht, daß die Inquisitoren fortwährend auf der Hut sein mußten, damit nicht der erste Beste sich unter irgend einem Vorwande bei ihnen einschleiche mit der geheimen Absicht, die in dem betreffenden Hause aufbewahrten Gerichtsacten zu ruiniren. Ganz besonders waren die Archive in Gefahr, wenn die Inquisitoren sich durch ihre Amts-

übung gezwungen sahen, von einer Stadt zur andern zu ziehen und dabei ihre Acten mitzuführen. An jeder dazu günstigen Wegesstelle war dann ein Hinterhalt zu fürchten, aus welchem Ketzer hervorbrechen konnten, begieriger auf die Beseitigung der Schriftstücke, welche vielleicht gegen sie oder ihre Freunde Schuldbeweise oder Denunciationen enthielten, als auf die Beseitigung der Richter selbst. Der Bd. XXXI und der Bd. XXVI der Sammlung Doat enthalten hierüber interessante Mittheilungen, besonders der an zweiter Stelle genannte. Hier werden über ein solches, im Jahre 1283 zu Carcassonne geschmiedetes Complot, an welchem eine Menge der angesehensten Bürger der Stadt betheiligt war, Aufschlüsse gegeben. Das Beachtenswertheste ist wohl, daß auch ein Geistlicher, der Erzdiacon Sanche Morlana dabei betheiligt war.

Im 14. Jahrhundert entschlossen sich die Inquisitoren, ihre Justizdocumente in einige wenige Städte, deren Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit ihnen für deren gesicherten Bestand Gewähr zu bieten versprach, zusammenzubringen. So anvertraute man z. B. das Archiv von Carcassonne der frommen Bürgerschaft von Montpellier.

Endlich kam der Tag, an welchem auch die Inquisitions-Tribunale von dem Loos alles „Schönen auf der Erde" ereilt wurden: der Tag, an welchem Niemand sie mehr haßte, weil sie in Ohnmacht und Vergessenheit versunken waren. Man sollte denken, nun hätten die Acten dieser fluchwürdigen Justiz unaufgestört in ihrem Staube der Wiederbelebung durch die künftigen Geschichtsforscher entgegenschlummern können, durch Nichts mehr bedroht, als durch den Zahn der Zeit und die Würmer. Es erwuchs ihnen aber noch ein gefährlicherer Feind: nachdem ihre Eigenthümer sie gegen ganze erboste Völkerschaften mit Erfolg geschützt hatten, wurden sie selbst gleichgültig gegen sie; man ließ sie verkommen. Daß die Prediger-Brüder unter Ludwig XIV. sich besonders gedrückt gefühlt hätten unter der Erinnerung an die blutigen Ernten ihrer Vorfahren von der Art eines Guillem Arnaud und Bernard Gui, dürfen wir nicht annehmen — für diese Unterstellung würden uns die Beweise fehlen. Dagegen sind unzweideutige Anzeichen dafür vorhanden, daß die Söhne des h. Dominicus sich gegenüber dem Ruhme ihrer alten Ordensgenossen als Domini canes gegen die Ketzer sehr frostig verhalten. So weit war man freilich auch noch nicht, daß, wie dies ein Jahrhundert später geschah, erleuchtete und freimüthige Mitglieder des Clerus selbst Worte des Tadels über die unbarmherzigen Grausamkeiten der Inquisitoren aus der Zeit Gregor's IX. in den Mund nahmen. Aber das steht fest: die Dominicaner des 17. Jahrhunderts können nicht anders als mit vollendeter Gleichgültigkeit auf die actenmäßigen Ruhmeszeugnisse ihrer alten Ordensgenossen im Languedoc niedergeblickt haben, sonst hätten sie nicht in demselben Augenblicke, wo die Collection Doat veranstaltet, also vor aller Welt die solchen Actenstücken innewohnende Wichtigkeit constatirt wurde, es dulden können,

daß die Inquisitions-Archive von Toulouse Stück um Stück in alle Winde zerstoben. In dem Archive der Haute-Garonne findet sich gegenwärtig ein Manuscript, dessen einzelne Blätter, Pergament-Reinschriften von Bekenntnissen, die zwischen 1254 und 1256 vor dem Inquisitions-Tribunale eben zu Toulouse aufgenommen sind, im Jahre 1674 als Einbanddecken von Steuer-Controll-Registern entdeckt worden waren. Auch nach dieser Zeit scheint der Verschleuderung nicht Einhalt gethan worden zu sein. Im Jahre 1781 fand der gelehrte Abbé Magi, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Toulouse in den Händen eines Schulbücher-Verkäufers zwölf Pergament-Blätter, welche aus einem Bande von Toulousaner Inquisitions-Sentenzen herausgerissen waren und Urtheile aus der Zeit von 1246 bis 1248 enthielten. Diese Blätter wurden durch Abbé Magi dem ihnen drohenden Verhängniß, zu Umschlägen für Abc-Bücher verwendet zu werden, entrissen und befinden sich jetzt als kostbarer Schatz in der Nationalbibliothek zu Paris.

Zuletzt, wie um ein seit zwei Jahrhunderten fortgesetztes Zerstörungswerk mit einem Schlage zu vollenden, kam die Revolution. Die Stadtarchive von Carcassonne wurden im Jahre 1793 verbrannt und mit ihnen wahrscheinlich die des dortigen Klosters der Dominicaner und des Inquisitions-Tribunals, wenn, was nicht constatirt werden kann, die letzterwähnten überhaupt aus ihrem Asyl zu Montpellier wieder zurückgebracht worden waren. Die Archive des Departements de l'Aude, wohin man sie bei einer allenfallsigen Rettung wohl gebracht haben müßte, enthalten sie nicht, wie sich dort denn auch nicht ein einziges von diesem doch so berühmten und thätigen Tribunal vorfindet. Alles was von ihm uns erhalten ist, sind die glücklicherweise zahlreichen Copieen der Sammlung Doat und einige zerstreute Fragmente. Von den Letzteren ist das mehrerwähnte Memoriale des Actuarius, welches, wie gesagt, über 221 Sitzungen aus den Jahren 1250—1258 berichtet, weitaus das bedeutendste. Wann und auf welchem Wege es in die Clermonter Stadtbibliothek gekommen ist, wer wüßte das zu sagen?!

In Anbetracht, daß es doch nur der blinde Zufall war, der das erhielt, was erhalten ist, kann der Forscher bei dem Studium von Ch. Moliniers Buch nur das Glück preisen; denn wenn besonnene Wahl die Stücke für die künftige Erhaltung auszuscheiden gehabt hätte — sie wäre sicher auch auf diejenigen gefallen, welche nun wirklich auf uns gekommen sind. Wir verweisen zur Begründung dieses Urtheils nur auf die wenigen Blätter, welche Abbé Magi 1781 aus den Händen des Schulbücherverschließers gerettet hat und welche eine Serie von Sentenzen gegen Häretiker der Diöcese Toulouse aus der Amtszeit der Dominicaner-Inquisitoren Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre, von 1246—1248, enthalten. Diese Urtheile wurden verhängt in feierlichen Versammlungen, an welchen Theil nahmen der hohe Clerus von Toulouse oder der Umgegend, die weltlichen

Dignitare, Mitglieder des Domcapitels, die Landrichter oder Oberrichter des Grafen Raimond VII., und zu welchen auch das Volk geladen war. Wir haben es also hier mit förmlichen „Autos de fé“, „Glaubensacten“ zu thun, denen man von geistlicher Seite auch den Namen „öffentliche Strafpredigten“ beizulegen liebte. Der erste dieser „Glaubensacte“ fand statt am 18. März 1246, der letzte am 14. Juni 1248. In dieser kurzen Zeit von zwei Jahren und drei Monaten wurden im Ganzen siebenunddreißig solcher öffentlichen Versammlungen abgehalten und ungefähr zweihundert Ketzer, darunter mehr als vierzig Frauen verurtheilt. Der Schauplatz dieser inquisitorialen Solennitäten war weitaus in den meisten Fällen das Kloster bei der Kirche Saint-Sernin (claustrum Sancti Saturnini) zu Toulouse; nur ausnahmsweise fanden sie statt in der genannten Kirche, in dem Hause des Abtes, im Stadthause, in der Kirche Saint-Etienne, einige Male auch außerhalb der Stadt, nämlich zu Cahors und Escalquens.

Was die Formel der Urtheilssentenz betrifft, so finden wir, daß auch schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts die nämliche gebräuchlich war, deren die Inquisition sich auch später immer und überall bediente. „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Amen. Im Jahre des Heils 1245, am XV. der Calenden des April, Wir, Brüder des Predigerordens Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre, durch die Apostolische Autorität abgeordnet zu Inquisitoren der Häretischen Bosheit in der Stadt Toulouse, In Anbetracht, daß —“ u. s. w.

Der Strafen, die uns hier begegnen, sind es hauptsächlich zwei: Gefängniß auf Lebensdauer und Confiscation. Von zeitweiliger Haft finden sich nur zwei Beispiele, eine zehn- und eine fünfzehnjährige. Die Confiscation wurde einzig verhängt gegen die den Forderungen des Gerichts Nichtfolgeleistenden, ohne Rücksicht auf die Schwere, der sonst gegen sie erhobenen Anklage, mochten sie nun auf die Vorladung gar nicht erschienen sein, oder vor dem Tribunal die Aussage verweigert haben. Außer den beiden vorgenannten Strafen kamen nur noch zwei und zwar in selteneren Fällen zur Anwendung: 1) Die Verpflichtung, Tuchkreuze von auffälliger Farbe auf den Kleidern aufgenäht zu tragen, und 2) Almosenspenden zu kirchlichen Zwecken.

Ihre besondere Wichtigkeit erhalten die in Rede stehenden Documente nicht nur dadurch, daß sie uns, was hier freilich nur kurz angedeutet werden kann, ein vollständiges Bild speciell von der eigentlichen inquisitionalen Rechtspraxis in deren erster Zeit darstellen, sondern, daß sie, zusammengehalten mit andern, innerlich verwandten, aus derselben Epoche, es ermöglichen, daß wir von der ganzen Glaubensrichterei der Dominicaner-Tribunale, in deren primitiver Gestalt eine ziemlich ausreichende Vorstellung gewinnen. Unter diese ergänzenden Documente rechnen wir vor Allem die in der Stadtbibliothek zu Toulouse bewahrten Bekenntnisse der Bewohner des Lauragais, welche in den Jahren 1245 und 1246 von den Autoren der

oben charakterisirten Sentenzen, den Toulousaner Inquisitoren Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre, gesammelt worden sind. Diese Bekenntnisse bilden gewissermaßen die Exposition des Dramas, zu welchem uns dann die Sentenzen der Nationalbibliothek die Lösung bieten und die Schlußscene vor Augen führen.

Das ist das Verdienst der mühevollen Arbeit Ch. Moliniers: Daß er den zerstreuten Actenresten aus dem ersten Jahrhundert der Inquisition nachgegangen ist, sie in ihrem Werthe aufweist und mit einander in Correlation setzt.

In der That: kaum zwölf Jahre sind verflossen, seit die Bulle Gregors IX. die Glaubenstribunale förmlich constituirte, indem sie die Prediger-Brüder mit den betreffenden Functionen betraute — und schon sehen wir sich Alles vereinigen, um das Institut in seiner Entwickelung zu hindern. Kaum hat es einigermaßen Wurzel geschlagen, noch ringen seine Practicanten danach, die nöthige Uebung und Routine zu gewinnen, da erheben sich sämmtliche Klassen der Gesellschaft, um ihm die Existenz streitig zu machen. Selbst vor dem Morde der Richter schreckt man nicht zurück. Die Fürsten hassen es als einen Eingriff in ihre weltlichen Rechte. Viele Bischöfe sehen in ihm eine Beschränkung ihrer ordnungsmäßigen canonischen Jurisdiction; diese wie jene verzweifeln nicht daran, mit ihm fertig zu werden, wenn sie es am guten Willen, es zu fördern, fehlen lassen werden. Gegen alle diese Angriffe und diese Mißgunst besitzt die Inquisition noch keine der Waffen, welche ihr schon fünfzig Jahre später zu Gebote stehen, und mit denen sie dann ihre Feinde zu Boden schlägt. Noch ist sie nicht einmal des Schutzes ihrer Gründer, der Päpste ganz sicher. Dann aber in den folgenden Jahrzehnten, häufen sich die Bullen der Stellvertreter Gottes: Innocenz IV., Alexanders IV., Clemens IV., Gregors X. Nicolaus IV., aus welchen sie ihre privilegirte Gesetzgebung schöpfen, eine furchtbare Rüstkammer, die ihnen nie eine Waffe versagt, wenn es gilt, sich dem bürgerlichen und canonischen Rechte entgegenzustellen. Siebenzig Jahre hindurch haben zehn Pontificate daran gearbeitet, das Arsenal der Dominicaner-Inquisition fest und unüberwindlich zu machen, so daß es, wenn es galt, denn auch den Päpsten selbst zu Zeiten Trotz bieten konnte.

II.

Um's Jahr 1300 sehen wir, etwa ein Menschenalter hindurch, die Dominicaner-Inquisition im mittägigen Frankreich auf der Höhe ihrer Macht; die Ueberwindung der bis dahin wider sie unternommenen Angriffe hat sie gewissermaßen übermüthig und trotzig werden lassen. Ihr willkürliches Gebahren ist zwar auch jetzt nicht unbestritten; im Gegentheil, der von Anfang an unausrottbare, sie verfolgende Haß wird nunmehr sogar geschürt von einem zornglühenden Redner des mit dem Zwillings-Orden der Prediger-Brüder rivalisirenden Franciscaner-Ordens auf förm-

lichen, zu diesem Behufe bewerkstelligten Rundreisen. Trotz zeitweiliger päpstlicher Reprimanden, trotz momentaner Ungunst des Landesfürsten: aus einem gemeinsamen Ansturme der mißhandelten Städte des Languedoc geht das Institut der Glaubensrichter, die Vorkämpfer seiner Gegner erbarmungslos niederwerfend, auf's Neue siegreich hervor. Es ist ein Proceß, unter allen, von denen uns Documente aufbehalten sind, einzig in seiner Art, welcher, im December 1299 begonnen und in seinen Ausläufen bis zum Jahre 1336 dauernd, diese Phase der südfranzösischen Inquisitionsgeschichte widerspiegelt. Aus den Mittheilungen, welche die sich gegenseitig ergänzenden Bücher von Ch. Molinier und B. Hauréau nach den in der Pariser National-Bibliothek, theils in Copieen, theils in Original-Handschriften bewahrten Documenten gemacht haben, lassen sich die äußeren Umrisse des Processes in ziemlichem Zusammenhange herstellen. Die Anklage wird erhoben wegen Ketzerei und daraufhin erfolgen auch schnell die Urtheile über die Mehrzahl der Incriminirten. Die in den Proceß verwickelten Männer sind aber größtentheils Verwandte und Freunde derjenigen, welche während der nächstfolgenden Jahre in den verschiedenen Städten, vor Allem zu Albi, gegen die Inquisition complottiren und revoltiren; gegen die Anstifter dieses Aufstandes wird dann gleichzeitig die Beschuldigung erhoben, daß sie die Herrschaft über das Languedoc, welche erst seit dem Jahre 1271 bei der Krone von Frankreich war, dem mit seinem Gebiete angrenzenden Hause von Aragon in die Hände zu spielen versucht hätten.

Der angeklagten Ketzer sind es im Ganzen fünfunddreißig. Davon gehören fünfundzwanzig nach Albi, sechs nach Réalmont, zwei nach Lescure, je einer nach Cortes und Lautrec. Ihrer Lebensstellung nach sind sechs Rechtspracticanden; einer davon, Meister Raimond Constans, ist Notar der bischöflichen Curie, ein Anderer, Raimond Calvière, ist königlicher Hof-Notar. Die Mehrzahl ist zudem reich; der Procurator der öffentlichen Einkünfte im Gerichtsbezirke von Carcassonne, Meister Arnaud Assallit, weiß davon zu erzählen: noch in den Jahren 1322 und 1323 figuriren in seinen Geschäftsberichten Auseinandersetzungen betreffs der confiscirten Güter von achtzehn der im Jahre 1300 Verurtheilten! Der Bischof von Albi, Bernard de Castanet, hat von diesen guten Vermögensverhältnissen jedenfalls auch Kenntniß gehabt, und wenn sie auch nicht Mitursache gewesen sein mögen, daß er auf die Einleitung des Processes drängte, so bildeten sie doch sicher einen Beweggrund, daß er ihn mit Eifer betrieb und möglichst schnell dem Ende zuzuführen suchte. Alle Immobilien nämlich, die „gesetzlich" den Antheil des Königs an den Confiscationen bildeten und nicht, in demselben Jahre, in welchem sie beschlagnahmt waren, verkauft wurden, fielen dem Bischof von Albi zu. Dieses Privilegium stammte von König Ludwig IX., dem „Heiligen" (1226 bis 1270) und wurde 30 Jahre später, unterm 17. August 1303,

von Philipp dem Schönen erneuert. Gerade dem Herrn Bernard de Castanet kamen diese Einkünfte sehr zu statten. Im Jahre 1282, also 34 Jahre nach der Grundsteinlegung zum Kölner Dome, hatte er den Bau einer Kathedrale zu Ehren der heiligen Cäcilie begonnen, und der riesenhafte Plan erforderte mehr als gewöhnliche Mittel: die Kirche sollte auch zur Festung dienen, wenn die rebellische Stadt wieder Gelüste bekommen sollte, ihrem Bischof zu Leibe zu gehen wie im Jahre 1277, kurz nach Bernard de Castanet's Inthronisation, als er kaum das Leben rettete, dann zusehen mußte, wie man sein Bischofshaus in Trümmer legte. An dem neuen Gotteshause sollte der Chor-Abschluß als eine undurchdringliche Mauer für ähnliche Fälle Widerstand und Schutz bieten. Wir wiederholen es: Der Bischof wird zur Förderung seiner Baupläne wohl Keinen verurtheilt haben, der in seinen Augen unschuldig war; ganz gewiß aber hat er sich gehütet, zu ihrem Nachtheile einem Angeklagten nachsichtiges Erbarmen zu erzeigen, den er schuldig fand. Aber wenden wir uns noch einmal kurz zu der Qualification der diesmaligen Angeklagten zurück: sieben derselben hatten im Jahre 1290 — und darunter figurirte einer, Pierre Rigaud, als regierende Magistratsperson von Albi — als Zeugen bei einem Todesurtheil seitens der Inquisition assistirt, was doch auch als nichts anderes als ein Zeichen ihres gesellschaftlichen Ansehens betrachtet werden kann.

Jetzt legt man ihnen zur Last, daß sie zusammen mit zahlreichen Bürgern aus Albi und der Umgegend seit Jahren eine Art häretischer Kirche gebildet hätten. Ihr Mittelpunkt, als ihre geistlichen Häupter seien zwei Priester, sogenannte „Vollkommene" der Secte gewesen, die schon im Jahre 1276 vor dem Inquisitionstribunal zu Carcassonne feierlich in contumaciam verurtheilten Albigenser Raimond del Boc und Guillem Didier. Diese Religionslehrer hätten für sie die kirchlichen Ceremonien verrichtet und ihnen Predigten gehalten; dafür seien ihnen von ihren Anhängern die leiblichen Bedürfnisse bestritten und für ihre Lebenssicherheit gesorgt worden. Nachts seien diese zwei Priester unterwegs gewesen, tagsüber hätten sie sich bald hier bald dort in dem alleingelegenen Landhause eines der Sectirer verborgen gehalten, und dort die von allen Seiten herbeigeschlichenen Angehörigen der Gemeinschaft, so viele ihrer rechtzeitig benachrichtigt werden konnten, in ihrem Widerstande gegen die heilige Kirche und deren Einrichtungen zur Reinheit des Glaubens bestärkt.

So große Einbuße die Häresie unter den gegen sie geführten Gewaltstreichen erlitten haben mochte — todt war sie, wie man hieraus sieht, noch lange nicht.

Im Adel hatte sie den früheren Halt und Hort freilich nicht mehr: gar manche der früheren kleinen Herren hatten bei der Annexion des Landes nach Norden wandern und auf ihren Schloßburgen alterprobten königlichen Vasallen Platz machen müssen; die übrigen waren niederge-

schlagen und durch die zur Erleichterung der Besitzergreifung provisorisch verhängten, aber vielfach nicht wieder aufgehobenen Confiscationen verarmt. Mit dem Bürgerthum jedoch stand es anders und besser. Wer nicht Handel trieb oder das sehr in Ehren stehende Rechtsstudium pflegte und practicirte, der sicherte sich durch die Bebauung seines Landbesitzes eine ehrenwerthe Unabhängigkeit. Vergessen wir nicht, daß die ehemals freien und mächtigen Städte Albi, Carcassonne, Cordes, Rodez, Narbonne, Toulouse, Limoux u. s. w. sich aus der Römerzeit einen hohen Culturstand bewahrt hatten. Ihre Blüthe hatte angehalten wenigstens bis zum Jahre 1229, d. h. bis zum Ausgange der mörderischen „Kreuzzüge", welche man gegen diese „Nester der Ketzerei" führte, um die Bewohner des Landes zur römischen „Rechtgläubigkeit" zurückzuzwingen. Nach dieser summarischen Papstgeißel that dann die regelrechte Inquisition das Ihrige, um die Bevölkerung und deren Wohlstand herunterzubringen — es war „dasselbe Garn, nur eine andere Nummer." Ch. Molinier beziffert die von dem berühmten Toulouser Inquisitor Bernard Gui zwischen 1307 und 1323 auf den Scheiterhaufen geführten Ketzer auf sechshundertunddreißig Stück. Aber es war eine noch immer behäbige, selbstbewußte, thätige und demzufolge mächtige Bevölkerung, mit der man es zu thun hatte. Wenn darum die romfeindlichen Ueberzeugungen einerseits auch nicht mehr auf das Schwert der Herren auf den Burgschlössern zu ihrer Vertheidigung zählen konnten, andererseits auch in die breiten Massen weniger tief eingedrungen waren, als man dies gemeinhin annimmt — von ihrem festen Boden in der Bürgerschaft aus gebot sie über zwei Dinge, welche sich noch immer in der Welt Geltung zu schaffen wußten; über die Intelligenz, die sich in Respect zu setzen vermag auch ohne Adelstitel und über den Reichthum.

Während des 13. Jahrhunderts war die Inquisition von den französischen Königen aus Rücksichten auf das fiscalische Interesse geduldet, um nicht zu sagen gepflegt worden; beim Ausgange dieses Saeculums war die Aufregung der Bevölkerung im ganzen Languedoc eine allgemeine. Man hatte darauf gerechnet, vom Norden her wohl auch geflissentlich die Hoffnung geweckt, daß die Könige das Land von seinen geistlichen Tyrannen erlösen werden; aber gleichviel, ob man sich diese Hoffnungen selber gemacht hatte oder hatte machen lassen — die Erfüllung der segensreichen Folgen des „glorreichen Anschlusses" an das Kronland ließ auf sich warten. Die Jüngeren hofften noch, die Aelteren jedoch redeten bereits unter mancherlei verdächtigen Anspielungen von der „guten alten Zeit unter den Grafen". Carcassonne hatte schon im Jahre 1295 seinen Aufstand gehabt; 1303 revoltirte er zum anderen Mal, nachdem Albi ihm 1302 damit voraufgegangen war. Daß mit den gegen die Inquisitoren erhitzten Köpfen nicht zu spaßen sei, hatte man schon 1242 erfahren, am 29. Mai, dem Himmelfahrtstage, wo zu Avignonet der Glaubensrichter Guillem Arnaud mit

sechs seiner Begleiter vom Toulouser Tribunal todtgeschlagen worden war. Unsere deutschen Altvordern haben es bei dem einen Konrad von Marburg belassen können, um sich vor der Glaubensrichterei des h. Officiums verhältnißmäßig Ruhe zu verschaffen; wie in Moliniers Buch verzeichnet ist, waren die Südfranzosen mit der siebenfachen Blutthat von Avignonet noch nicht gebessert und sie mußten noch im Jahre 1334 wieder einmal zu dieser Art Selbsthülfe greifen und der heiligen Sippe des Dominicus einen weiteren „Märtyrer" liefern. Im August 1301 schickte König Philipp der Schöne den Vicedom von Amiens Johann de Picquigny, und Richard Leneveu, Archidiacon an der Kathedrale von Lisieux in der Normandie, zwei erfahrene und seiner Sache ergebene Männer in's Languedoc, um den so laut beklagten Mißständen abzuhelfen, und wo dies sich nicht in kurzer Hand thun lasse, wenigstens die Beschwerden zu prüfen und das Resultat dieser Prüfung ihm zur Kenntniß zu bringen. Der Hauptwiderstand auf den hierbei auch diese Männer stießen, war, wie später kurz zu erzählen sein wird, die Inquisition, und so sehen wir denn im April 1304 den Hauptagitator gegen die Dominicaner, den Franciscaner Bernard Delicieux, nach Roussillon gehen, um mit einem der Söhne des Königs von Majorca über die Annahme der Krone des Languedoc zu verhandeln.

Die Wirren, auf deren Brennpunkt wir hiermit flüchtig hinwiesen, füllen fast zehn Jahre der Geschichte des Languedoc, aber auch so waren sie noch früher beigelegt als der Ketzerproceß zu Ende geführt, von dem wir zu ihnen abschweiften. Das Inquisitionsgericht zu Albi, vor welchem derselbe verhandelt wurde, war eine Dependenz des Tribunals zu Carcassonne. Somit führte denn auch der Inquisitor dieses letzteren Bezirks dabei den Vorsitz und zwar neben dem Bischofe von Albi, dem schon genannten Bernard de Castanet. Außer ihnen und zwar dann als delegirter Stellvertreter des Titular-Inquisitors, der zu Carcassonne die Hände voll hatte, fungirte auch der Prior des Dominicaner-Convents zu Albi Foulques de Saint-Georges, welcher übrigens schon im Jahre 1300 in Anerkennung seines Eifers den Titel eines Inquisitors von Toulouse erhielt. Foulques erwies sich für diese Beförderung dankbar: es verging keine Woche, ohne daß er einige Bürger aus den besten Gesellschaftsklassen durch den Stadtvogt in's Gefängniß hätte abführen lassen. Er kenne seine Leute, pflegte er zu sagen: ganz Albi sei ungläubig oder ketzerisch, der Eine wie der Andere entweder Verführer oder Verführter. Als Nachfolger des Nicolas d'Abbeville erscheint später Geoffroi d'Ablis, als Nachfolger des Foulques — und zwar mußte dieser dem Unwillen des Königs weichen — Guillem de Morières. Nicolas d'Abbeville war eine hochfahrende Natur, jeden Einspruch wies er trotzig zurück; wen er einmal als seinen Gegner erkannte, war in seinen Augen rechtlos; dennoch waren Foulques und Castanet die Schlimmeren. Zu dem Charakter des ersteren dieser Beiden

werden wir weiter unten einen bezeichnenden Zug zu verzeichnen haben. Der Bischof Castanet war voller feudalen Stolzes, wodurch die Herbigkeit seiner juristischen Strenge noch schroffer zu Tage trat. Aus dem Languedoc selbst gebürtig, war er im Jahre 1276 aus Rom, wo er als „Auditor des apostolischen Palastes“ behufs der Ketzerverfolgung eine gute Schule durchgemacht hatte, als Bischof nach Albi zurückgeschickt worden. Er selbst nannte sich mit Stolz „Vice-Inquisitor“; als „Interims-Foulques“ carrikirte man ihn im Volke. Für den in Rede stehenden Proceß wurden die Sitzungen fast sämmtlich im bischöflichen Palaste gehalten. Es waren ihrer im Ganzen achtundzwanzig. Bis auf die drei letzten fanden sie statt vom 2. December 1299 bis zum 30. März 1300 mit einer, wohl durch die in diese Zeit fallenden vielen Feiertage motivirten Pause vom 20. December bis zum 17. Januar. Und nun beachte man das Datum der drei, ein neues Moment durchaus nicht bietenden Schlußsitzungen: 17. Jannar und 6. August 1303 und — 5. März 1319! Die Inquisition anerkannte ja weder Verjährung noch eine sonstige Rechtsregel für ihre Procedur: daß dieses regellose und willkürliche Handeln hergebrachte Gepflogenheit der Inquisitoren war, dafür bringt Molinier manigfache Beispiele aus seinen Quellen bei. So wurde ohne irgend welchen Proceß eine häretische Frau verbrannt zu Toulouse durch den dortigen Bischof Raimond de Fauga, einen vormaligen Dominicaner, am Tage der Canonisation seines Ordensstifters und wohl zur Feier derselben. Eine in der Stadtbibliothek zu Clermont aufbewahrte Handschrift, die von dem Inquisitionstribunal zu Carcassonne herstammt, läßt Folgendes constatiren. Eine Frau aus Cornège, Ha-Fais genannt, wird zum ersten Male verhört am 16. März 1250. Dann findet sie sich nicht mehr erwähnt bis in den Aufzeichnungen von acht Jahren später. Wahrscheinlich war sie während dieser ganzen Zeit unter Schloß und Riegel gehalten worden; wenigstens lassen zwei beiläufige Bemerkungen bei ihrem Wiederauftreten, die eine, daß sie zu lebenslänglicher Haft verurtheilt worden, die andere, daß sie lange im Kerker zugebracht habe, kaum etwas Anderes annehmen. Im Jahre 1258 besteht sie dann vier weitere Verhöre: am 7. April, am 1. und 24. September, am 20. October. Hier zwei andere Beispiele aus denselben Acten: Alazaïs, Frau des Arnaud Raimond aus Lenne, die verurtheilt wurde, die Ketzerkreuze auf ihren Kleidern aufgenähet zu tragen, bestand ihr erstes Verhör am 14. März 1250, das zweite am 1. März 1254. Alamande Cat, Wittwe von Bernard d'Arzens, wurde zum ersten Male verhört 1251, ein zweites Mal am 1. September 1255. In vielen anderen Fällen hat dagegen nicht einmal ein erstes Verhör stattgefunden und die Richter sind ohne weitere Informationen als die Aussagen der Belastungszeugen mit dem Endurtheil vorgegangen.

In dem Processe zu Albi scheinen die beiden Willkürlichkeiten, Ueberstürzung und Verschleppung in einander gespielt zu haben. Fünfundzwanzig

Sitzungen in drei, noch dazu durch Kirchendienst stark in Anspruch genommenen Monaten und in diesen Sitzungen einundsechszig Einzelverhöre bei fünfunddreißig schwer Beschuldigten. — Das war doch schnelle Arbeit. Diese Hast scheint jedoch den Inquisitoren nicht einmal genug gewesen zu sein: sie warten es mit dem Urtheilsprechen gar nicht ab, bis sie die Schuld sämmtlicher Angeklagten, die doch eigentlich in ihren Augen eine gemeinsame, nach ihren Behauptungen gar solidarisch ist, festgestellt haben; sobald eine kleinere, oder größere Partie ihnen als überführt gilt, ergehen die Sentenzen. Am 28. Januar 1300 verurtheilten Nicolas d'Abbeville und Bertrand de Clermont, Titular-Inquisitor von Toulouse und Prior zu Narbonne, eine Gruppe von acht Köpfen, darunter Jean Constans und Raimond Calviere, beide aus Albi, zu lebenslänglichem Gefängnisse in seiner ganzen Strenge: — „ad perpetuum carcerem stricti muri, ubi panis doloris in cibum, et aqua tribulationis in potum, in vinculis et cathenis ferreis, solummodo ministrentur.“ Auch in der Strenge, mit der die Inquisition im Allgemeinen verfuhr, gab es noch Stufengrade; so hatte man auch zwei Arten von Haft: le mur large (murus largus) und le mur étroit (murus strictus). Die für Zeitlebens Eingesperrten waren nach dieser Bezeichnung die „Eingemauerten“ (emmurés). Die Kerker lagen zwischen fünf Fuß dicken Mauern; somit war das Tageslicht, welches selbst die über der Erde gelegenen durch kleine vergitterte Fensteröffnungen erhielten, noch spärlich genug. Zwei, um die besagte Mauerdicke von einander abstehende, Thüren bildeten doppelten Verschluß. In der inneren Thür war oben eine Oeffnung angebracht, durch welche man mit dem „Intrusus“ verkehrte, d. h. ihm die Nahrung und von Zeit zu Zeit ein frisches Hemd hineinreichte. Und welche Nahrung! Für den Unterhalt der Gefangenen — auch der provisorisch Inhaftirten, der capti — wurden dem Wächter pro Tag und Person acht Denare vergütet. Der Denare hatte ein Sou zehn, und von den letzteren wurden, wie heute, zwanzig auf eine Livre gerechnet. Man wird den Werth der damaligen Münze annähernd richtig schätzen, wenn man ihn auf mindestens das zwanzigfache des heutigen taxirt. Das in Rede stehende tägliche Kostgeld erhöht sich damit auf etwa eine halbe Mark nach den heutigen Nahrungsmittelpreisen. Und der Wärter wollte doch auch etwas daran verdienen! Wir thun der betreffenden Menschenklasse mit dieser Unterstellung nicht Unrecht. Ein Brief des Papstes Gregor IX. vom 16. März 1238 an die Amtleute und Oberlandrichter im Albigenserlande mahnt, auf die bis nach Rom gedrungenen Klagen hin, die Inquisitionshäftlinge nicht vor Hunger umkommen zu lassen. Auch der förmlichen Beraubungen ist hier zu gedenken, deren die Zellenhüter sich an den ihnen Anvertrauten schuldig machten; der Papst Clemens V. mußte noch im Jahre 1312 ausdrücklich verbieten, daß die Kerkermeister ihren Gefangenen wegnähmen, was denselben mit Erlaubniß der Inquisitoren von Verwandten, Freunden oder Wohlthätern zugebracht werde. Wir haben oben von der

„engen Haft" einen kleinen Begriff zu geben versucht. Von dem in seinen Resten noch vorhandenen „Thurme der Inquisition" zu Carcassonne sprechend, bemerkt Ch. Molinier: „Alle Beschreibung wird zu eitler Declamation, Angesichts der in diesen Mauern uns vor Augen tretenden Wirklichkeit. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob die Inquisitoren selbst eine solche Haft für eine gelindere Strafe erachten als den Tod in den Flammen. Hier also zehrten sich menschliche Wesen langsam auf, ohne Luft, ohne Licht, festgeschmiedet an die Mauer, die Füße beladen mit schweren Eisenketten, ohne andere Nahrung als das „Brot der Schmerzen" und als einzigen Trank das „Wasser der Aengsten", wie es in zahllosen Urtheilen heißt."

Eine so verwegene Justizverweigerung wäre kaum glaublich, wenn nicht ein unbestreitbarer Beweis dafür vorläge, in einem Schreiben des bekanntlich zu Avignon residirenden Papstes Clemens V. Zehn Eingekerkerte, darunter vier aus dem Processe von Albi, wurden seit acht Jahren und länger, theils in dem Gefängnisse zu Albi, theils in dem zu Carcassonne festgehalten, ohne jemals regelrecht verurtheilt worden zu sein. Sie mußten ihre Beschwerden und ihr Verlangen, endlich einmal endgültig verdammt oder losgelassen zu werden, auch zu den Ohren des Kirchenoberhauptes mehrfach wiederholen, ehe sie Gehör fanden; endlich aber ordnete der Papst in einem an Bertrand de Bordes, den Nachfolger des Bernard de Castanet auf dem Bischofsstuhle zu Albi, sowie an die Albigenser Inquisitoren gerichteten Briefe vom 8. Februar 1310 an, an das von den Betreffenden verlangte Urtheil heranzuschreiten.

Am folgenden 7. März 1300 verurtheilten die mehrgenannten Inquisitoren zu Albi von den fünfunddreißig Angeklagten, deren Vernehmung im Ganzen, wie wir wissen, noch immer nicht abgeschlossen war, weitere elf zu ewigem Gefängniß. Auch diesmal befanden sich drei Bürger von Albi darunter: Jean Baudier, Gaillard Fransa und Raimond Garsia, deren Verwandten uns, wie die Namen zeigen, bei den Aufständen von Albi in den nächstfolgenden Jahren begegnen werden. Was die übrigen sechszehn Angeklagten betrifft, so werden auch einige von ihnen noch, obgleich der Text einer ausdrücklichen Verurtheilung nicht auf uns gekommen ist, dieser wohlfeilen Formalität wohl gewürdigt worden sein; von einigen anderen aber ist es sicher, daß man ihnen selbst diesen Schein von Gerechtigkeit vorenthalten hat. Nichtsdestoweniger freilich wurden sie als denselben Strafen wie ihre Complicen, dem ewigen Kerker und der Vermögens-Confiscation, verfallen betrachtet.

Ob die Intervention Clemens V. irgend Etwas genützt hat, wissen wir nicht; zwei wenigstens von den vier Petenten aus dem Proceß zu Albi begegnen uns noch neun Jahre später als ihres Urtheils harrend, und da wurde es ihnen nur zu Theil in Folge des Drängens besonderer Umstände. Diese zwei waren Guillem Salavert aus Cordes und Isarn Colli. Der Erstgenannte wurde am 5. März 1319 aus seinem Kerker dem Bischof von

Albi, Bérand de Fargues und dem Inquisitor Jean de Beaune vorgeführt. Er war zum ersten Male verhört worden am 24. Februar 1300, zum zweiten, und, wie es scheint, letzten Male am 7. August 1303, hatte also neunzehn Jahre ohne Urtheil und Recht im Kerker zugebracht. Für ihn und Isarn Colli wenigstens war also auch das directe Eingreifen des Papstes im Jahre 1310 fruchtlos gewesen. Er kann auch jetzt im März 1319 nur aussagen, was er im Februar 1300 gesagt hat, und erhält nun, nach einem weiteren halben Jahre, am 30. September zu Toulouse von den Inquisitoren Bérnard Gui und Jean de Beaune sein Verdict dahin, daß er die Kreuze auf den Kleidern zu tragen und verschiedene Wallfahrten zu machen hat. Der am selben Tage denselben Richtern vorgeführte Isarn Colli dagegen widerruft die Geständnisse, welche seiner Zeit Bischof Bérnard de Castanet und der Nachfolger des Foulques, Guillem de Morières, ihm durch die Folter (vi tormentorum) entrissen hatten.

III.

In unserem vorigen Abschnitt ist dem Leser der Name Bernard Delicieux mehr als einmal begegnet. Dieser noch nicht vierzigjährige Franciscaner-Mönch war es, welcher in denselben Tagen, als die ihm gesinnungsverwandten Bürger von Albi, deren Schicksal wir erzählt, die Kerkerthüre hinter sich zufallen hörten, der Inquisition den Fehdehandschuh hinwarf und damit zwanzig Jahre lang ihre Gegner wie ihre Schützer in Athem hielt von Rom bis nach Paris. Um eines gewissen Chastel Fabri willen war Bernard Delicieux im Jahre 1300 mit dem Carcassonner Inquisitor Nicolas d'Abbeville an einander gerathen. Chastel Fabri hatte den Dominicanern als fluchwürdiger Ketzer, den Franciscanern zu Albi dagegen als achtungswerther Freund gegolten und bei seinem Tode auf deren Gottesacker eine ehrende Ruhestätte gefunden. Unzweifelhaft reizte gerade diese Inschutznahme des Bemakelten seitens des rivalisirenden Ordens die Dominicaner dazu an, ihm noch nachträglich den Proceß zu machen und damit gleichzeitig ihre Nebenbuhler zu treffen; denn einen Ketzer ehrlich begraben hieß nach den von der Inquisition vertretenen Kirchengesetzen sich selber der Ketzerei schuldig machen. Bernhard Delicieux hatte die Welt gesehen und das hierarchische Kirchenwesen von dem Evangelium Christi unterscheiden gelernt: den in Mailand mit Raimundus Lullus angeknüpften Verkehr setzte er anstandslos fort, auch als Jener seiner Lehre wegen von der päpstlichen Excommunication getroffen war. Als er den gefährlichen Kampf unternahm, war er sich keiner Hülfe bewußt, als der ihm eigenen Gabe der Rede und seiner uneigennützigen Absichten. Darüber hinaus bedachte er nur Eins: schon allzulange bedrängt die Inquisition diese arme Bevölkerung von Albi, Carcassonne und Toulouse, und das sind seine Landsleute, die Kinder seines Vaterlandes; für seine Volksgenossen zu leben, zu streiten, nöthigenfalls zu sterben ist aber die Pflicht

jedes rechtschaffenen Mannes. Gegen Chastel Fabri zwar setzten die Inquisitoren ihr Vorhaben durch: der Todte wurde verklagt, ohne langen Proceß verurtheilt, seine Güter in Folge dessen confiscirt, ein volles Menschenalter später, im Jahre 1328, auch noch Erhebungen angestellt über das Leben und die Ansichten seiner Gattin Rixende, ihre Gebeine ausgegraben und verbrannt.

Als im August 1301 die früher schon genannten königlichen Untersuchungs-Commissare Jean de Picquigny und Richard Leneveu in Toulouse anlangten, gerieth auf die Kunde hiervon das ganze Albigenserland in Aufregung: wenn diese beiden Männer redlichen Willens waren, so mußten sie, von den Beschwerden des Landes gehörig unterrichtet, denselben Abhülfe schaffen. Bernhard Delicieux reiste mit einem der Gemeinderäthe von Albi nach Toulouse. Sie machten sich anheischig, die Commissare über die Lage der Bevölkerung vollständig aufzuklären, wenn ihnen Sicherheits-Briefe ausgestellt wurden. Diese wurden ihnen gewährt. Nach Albi zurückgekehrt, hielten sie Versammlungen ab, um die unmittelbar durch die Inquisitions-Urtheile Betroffenen anzuregen, persönlich oder durch Deputationen ihre Klagen zu Toulouse vorzubringen. So erschienen denn vor Picquigny und Leneveu eine große Anzahl von Frauen aus Albi, um wegen der von ihrer Seite gerissenen Männer Gerechtigkeit zu heischen. Ebenso erschienen angesehene Bürger aus Carcassonne und den umliegenden Städten als Beschwerdeführer. Die königlichen Commissare hatten sich so bald davon überzeugt, daß die Aussagen und Absichten des Bernard Delicieux vertrauenswürdig seien, und sie stützten von da ab gern ihr Urtheil auf das seinige. Sie sehen ein, daß die Dinge so nicht weiter gehen können und erklären sich bereit, dem Könige von der kläglichen Lage der Bevölkerung Mittheilung zu machen; das ist aber auch Alles, was sie thun können. Sache des Königs wäre es dann, bei dem Kirchenoberhaupte gegen dieses Treiben eines religiösen Ordens in seinem Lande Protest zu erheben.

Als die Rückkehr der Commissare nach Paris bevorstand, beschlossen die angesehensten Einwohner von Carcassonne und Albi, eine Deputation mit ihnen zum Könige reisen zu lassen. Bernard Delicieux sollte der Anführer derselben sein. Aus Albi wurden weiter mitgeschickt, Guillem Fransa, einer aus dem Rath, Pierre de Castanet, aus einer alten Patricier-Familie, Verwandter des früher mehrgenannten, zelotischen Bischofs von Albi und dessen entschlossenster Gegner, Meister Arnould Garsia und Meister Pierre Pros, zwei vielgesuchte Anwälte, Freunde des Albigensischen Volkes und der Inquisition verhaßt wie diese ihnen. Der in dem eben geführten Processe zu lebenslänglichem Kerker verurtheilte Jean Baudier ist ein naher Verwandter des Pierre Pros. Für Carcassonne soll an erster Stelle das Wort führen Elie Patrice, den die Domicaner seines Ansehens im Volke wegen das „Königlein von Carcassonne" nennen. Auch ein Weib schließt sich der Deputation an, eine gewisse Navenias; sie trägt das Zeugniß,

das sie gegen den ehrwürdigen Bruder Foulques de Saint-Georges geltend machen will, unter dem Herzen. Die Stadträthe von Albi haben ihr zehn Livres Tourische Münze als Reisegeld und ein Reitpferd bewilligt, auf daß sie dem Könige sich vorweise, als lebendiges Document von der sittlichen Reinheit des Mannes, der seine Mitmenschen wegen vorgeblich mangelnder Rechtgläubigkeit so unnachsichtig verfolge.

Die Dominicaner hatten ihren Vorposten dicht am Ohre Philipps, denn einer ihres Ordens war Beichtvater des Königs, sie boten Alles auf, um den Angriff abzuschlagen; aber diesmal unterlagen sie doch der Wucht der gegen sie gehäuften Beweise. Der König überwies das von beiden Seiten Vorgebrachte zweien seiner Freunde, dem Erzbischofe von Narbonne, also dem Metropolitane der Bischöfe von Albi und Carcassonne und dem Connétable von Frankreich zur Prüfung. Der schon zwei Tage später erstattete Bericht ging dahin, daß das Verfahren der Inquisitoren nicht zu rechtfertigen sei. Des Königs Spruch legte dem Bischof von Albi, als Mahnung für die Zukunft, eine Geldbuße von 2000 Livres auf; betreffs des Foulques de Saint-Georges wandte Philipp sich an dessen Oberen mit dem Ersuchen, ihn von seinem Inquisitionsamte abzuberufen, da derselbe durch sein Verhalten Staat wie Kirche, ja selbst die eigene Ordensgemeinschaft schwer geschädigt habe. Ein zu Paris abgehaltenes General-Capitel des Ordens lehnte dieses Verlangen als einen Uebergriff in die kirchliche Gerechtsame rundweg ab. Der König ging einen Schritt weiter: er versprach, Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn man seiner billigen Forderung, die ihm von der Rücksichtnahme auf die Ruhe des Landes vorgeschrieben werde, nur halbwegs entgegenkomme. Der Orden verschwur sich nun um so hartnäckiger zu festem Widerstande. Erst jetzt erinnerte sich der König, daß er Herr im Lande sei: er schrieb an die königlichen Amtleute zu Toulouse, Carcassonne und Agen, die Inquisitionsgefangenen in ihren Verwahr zu übernehmen, dem Bruder Foulques jede neue Ketzerverfolgung zu verbieten und ihm sein Einkommen zurückzubehalten. Nun mußte man sich doch fügen, wenigstens äußerlich. B. Hauréau berichtet: „Foulques de Saint-Georges behielt seinen Titel bis über Ostern die folgenden Jahre hinaus. Erst am 29. Juni 1302 bekam er durch Beschluß eines zu Paris abgehaltenen Generalcapitels in Guillem de Morières, Prior des Dominicanerklosters zu Albi, einen Nachfolger. In den ersten Tagen des Juli schrieb der König an die betreffenden Amtleute einen neuen Brief mit der Weisung, den Guillem de Morières anzuerkennen und ihm die Verwaltung der Inquisitionskerker sowie das Amtseinkommen zurückzugeben." Hiernach hätte Philipp IV. seinen königlichen Willen und sein landesherrliches Recht also endlich durchgesetzt gehabt; nach den Notizen aber, welche Ch. Molinier aus den von ihm durchforschten Documenten des Processes zu Albi beibringt, war der König dennoch der Geprellte: „Am Dienstag, 17. Januar 1303 besteht Guillem de Maurian ein letztes

Verhör zu Albi im bischöflichen Palaste, vor Bernard de Castanet und den Inquisitoren Nicolas d'Abbeville und Fouques de Saint-Georges." Titel wie Function sind also dem Letztern — wenigstens bis dahin — erhalten geblieben, trotz dem Könige!

Im Uebrigen hielten sich die Inquisitoren doch eine Zeit lang in den Schranken früher nicht gekannter Mäßigung. Nach ihrer Niederlage im Geheimen Rathe des Königs fürchteten sie die Ueberwachung des Vicedoms, der seine reformatorische Thätigkeit zu Toulouse wieder aufgenommen hatte. Mit der Einleitung neuer Processe hielten sie inne; damit waren aber die Folgen der früheren nicht aufgehoben: die confiscirten Güter blieben in den Händen des Fiscus und des Bischofs, die Kerker gaben keinen der Eingesperrten ihren Angehörigen zurück. Der König wußte wohl, daß unter denselben mancher ungerecht Verurtheilte sich befand, aber er meinte, die Sentenzen eines Tribunals, das nicht von der königlichen Gewalt abhing, zu Recht bestehen lassen zu müssen. Wir haben freilich oben davon gesprochen, daß er über das Gehalt der Inquisitoren verfügte, aber die Auszahlung der Inquisitoren-Gehälter war eine Last, welche man der Krone zuschob als man ihr ein Mitanrecht an den Confiscationen zugestand. Der Grundsatz, daß alle Rechtspflege vom Könige ressortire, bezog sich, so hatten ja die geistlichen Herren die Fürsten gelehrt, nur auf die bürgerlichen Angelegenheiten.

Der verhaltene Ingrimm des Volkes machte sich denn auch Luft. Zuerst zu Albi. Schon längst mied man den Gottesdienst in der Kirche der Prediger-Brüder; Niemand nahm sie zu Begleitern bei Begräbnissen. Nun kamen öffentliche Beleidigungen hinzu; aus dem Hohngelächter, mit dem man sie auf der Straße empfing, wurde mehr als einmal der Ruf: „Schlagt die Hunde todt!" deutlich herausgehört. Am empfindlichsten aber fühlten die Söhne des heiligen Dominicus sich gekränkt, als der Magistrat die von ihnen über dem Stadtthore, welches dicht am Kloster lag, aufgerichtete Statue ihres Ordensstifters herunternehmen und dafür die Bildnisse mehrerer Inquisitions-Gegner: des Vicedoms, des Archidiacons, des Arnould Garsia und des Pierre Pros als der „Wohlthäter der Stadt" dort anbringen ließ.

Zu Caracassonne hatte unterdessen auch Nicolas d'Abeville einen Nachfolger erhalten. Es war Geoffroi d'Ablis aus dem Prediger-Kloster von Chartres. Auch er wußte sich in die „bösen Zeiten" zu schicken, ohne seinem Eifer für die Reinhaltung des Glaubens allzuviel Zwang anzuthun. Auf die persönlichen Vorstellungen des Bernard Delicieux i. J. 1301 zu Paris hatte Philipp der Schöne bestimmt, es sollten durch die königlichen Landvögte keine von den Inquisitoren verlangten Festnehmungen mehr ausgeführt werden, es habe denn vorher der Diöcesanbischof seine Zustimmung dazu gegeben. Nun ist es aber der einzige Erzbischof von Narbonne, Pierre de Montbrun, von dem gerühmt wird, er habe mit der Inquisition

nicht an einem Seile gezogen. Trotz des „streng gesetzlichen" Verfahrens des Geoffroi d'Ablis verging darum auch zu Carasscone kein Tag, an dem nicht Mütter, Weiber oder Söhne vor dem unheimlichen Tribunale erschienen, um die frisch erfolgte Verhaftung ihrer Ernährer zu beseufzen und dabei verdeckte Drohungen auszustoßen. Mit dem Einkerkern also fuhr man munter fort, aber mit dem Verbrennen war es einstweilen vorbei: für die Dauer seines Commissariats war der Vicedom die höchste richterliche Autorität in der Provinz, und der ließ Keinen hinrichten, so Viele auch von dem heiligen Officium dem weltlichen Arm überwiesen wurden.

Im Jahre 1303 sehen wir Bernard Delicieux im Lande umherreisen und predigen. Er liebt es, dabei ein Geschichtchen zu erzählen von Böcken, die man durch Quälereien zur Verzweiflung getrieben und die sich dann mittels ihrer Hörner selber Ruhe verschafft haben. Nach einer solchen Predigt in der Minoriten-Kirche zu Carcassonne begaben sich die frommen Zuhörer zu den Häusern einiger früheren Stadträthe, von denen man wußte, daß sie die Inquisition und deren Officianten begünstigten, und machten dieselben ein Stockwerk niedriger. Das Andenken an diese Gewaltthat erhielt sich lange, denn der Anblick der ruinirten Wohnungen frischte dasselbe immer wieder auf. Blut war dabei nicht vergossen worden, weil die betreffenden vormaligen Stadtväter: Bernard Isarn, Barthélemi Rey und Guy Sicredi, schon vor der Predigt sich zeitig aus dem Staube gemacht hatten, das offene Pulverfaß vor Augen sehend und den Funken fürchtend. Es trafen im Herbste aus verschiedenen Orten der Provinz zahlreiche Consular-Deputationen mit Protesten ganzer Gemeinden, sowie Advocaten zur Geltendmachung der Beschwerden einzelner Verurtheilter zu Carcassonne ein. Auf das Drängen des Mönches Bernard kamen endlich auch die Königs-Commissare dorthin. Schon bei ihrem Eintritte gab es einen fast blutig gewordenen Tumult, weil man einen bekannten Begünstiger der Inquisition, den Rechtspracticanten Guirald Gahlard an der Seite des Vicedoms sehen mußte. Man drängte die Reformatoren sofort zum Minoriten-Kloster, wo die angesehensten Bürger von Carcassonne mit den Abgesandten von Albi, Cordes und anderen Städten zu gemeinsamer Berathung versammelt sind. Das sind keine stürmenden Volksmassen, wie die draußen, sondern lauter besonnene lebenserfahrene Männer, aber auch diesen kocht es im Gemüthe. „Auf zu den Kerkern!" ist die Parole. „Wir nehmen die Gefangenen aus ihren Erdlöchern heraus und bringen sie auf die Stadtthürme! Freilassen dürfen wir sie nicht, denn sie sind nach leider zu Recht bestehenden Gesetzen verurtheilt, aber sie sollen menschenwürdige Gefängnisse haben!" Die königlichen Commissare sind in bedrängter Lage; da war es ebenso schwer, einen bestimmten Entschluß zu fassen, wie ihm auszuweichen. Man gedulde sich nur noch ein Kleines — sie werden zum Rechten sehen, so schnell wie möglich!

Einige Tage später wurde der Vicedom auf der Straße von einer

Schaar Frauen umringt, die ihm den Weg versperrten. Es sind die Frauen der „Eingemauerten" von Albi. Bernard Delicieux ist bei ihnen. Das sei die Folge, wenn die Uebung der Gerechtigkeit über Gebühr hinausgeschoben werde, rief er dem Vicedom zu, indem er sich bemühte, die Verzweifelnden wenigstens von Thätlichkeiten zurückzuhalten. Die Bewegung ergriff nun die ganze Stadt. Aus allen Häusern traten die Gegner der Inquisition heraus, um sich dem Kloster der Minoriten zuzuwenden zu einer allerletzten Berathung. Diese war bald zu Ende. „Wenn die Herren Commissare auch durch den Jammer der Weiber sich nicht zum Einschreiten bewegen lassen und noch heute am Tage die Kerker öffnen, so besorgen wir dies Geschäft, wir, die hier versammelten Bürger." Die Häupter dieses Unternehmens sind Pierre de Castanet und Guillem Fransa. Der in der Kirche versammelten Mitverschworenen sind es etwa achtzig, darunter manche Handwerksleute, die das Geräthe schon mitgebracht haben, um jeden bei der Befreiung ihrer Angehörigen, Freunde oder Landsleute sich ihnen entgegenstellenden Widerstand zu brechen. Da kommt die Nachricht: Der Vicedom habe dem Drängen nachgegeben und sei auf dem Wege zu den Kerkern. Der Dominicaner-Mönch Gahlard de Blumac ruft dem an der Spitze des Volkes Nahenden durch das der Pforte nächstgelegene vergitterte Fenster freilich zu: er möge die Grenze, welche die königliche Jurisdiction von der kirchlichen scheide, respectiren; er hat, die Dinge kommen sehend, diesen Protest bereits zu Papier gebracht und reicht ihn dem Vicedom durch die Treillien hindurch. Der Vicedom aber heißt die Kerkermeister unverzüglich öffnen und dringt, von Bernard Delicieux, Arnould Garsia und Pierre Pros gefolgt, in das Innere des Gebäudes; die Menge ihm auf dem Fuße nach. Die Kerker werden geleert, die Insassen in die Zellen der Stadtthürme geführt. Wie die letztere Thatsache zeigt, war weniger die Glaubens-Inquisition als solche, als die mißbräuchliche Ungebühr, welche die Diener des heiligen Officiums damit trieben, in der größeren Masse der Grund des Widerwillens: das Gefühl, daß der Mensch überhaupt das Recht habe, zu glauben oder nicht zu glauben, frei über religiöse Dinge zu reden oder nicht zu reden, je nach seinem Verstand oder Unverstand, dieses Gefühl, das man von manchen Seiten heute noch verleugnen möchte, lag damals eben noch unentdeckt in der Menschenseele.

Das war Mitte August. Die aus Albi Anwesenden kehrten heim und verkündeten, sie hätten Den gesehen und Den, und auch Den — im hellen Tageslicht — und Alle säßen jetzt in luftigen, gesunden Gefängnissen.

Es wäre zu verwundern, wenn die durch den Kerkersturm und das, was man dabei gesehen, aufgeregten Gemüther sich sofort wieder spiegelklar und eben gezeigt hätten. Auch predigte Bernard Delicieux weiter — was er bis jetzt erreicht hatte, war ja doch nur Stückwerk in Anbetracht seines hohen Zieles. Nach einer solchen Predigt gab es bedrohliche Zusammenrottungen vor dem Dominicaner-Kloster; das Portal der Kirche wurde

demolirt, sämmtliche Glasfenster entzwei geworfen. Die Inquisition zu Carcassonne erschien vogelfrei, aber sie ließ sich nicht einschüchtern. Nachdem Geoffroi d'Ablis sich mit seinen Amtsbrüdern in der Nachbarschaft darüber in's Einvernehmen gesetzt hatte, verhängte er über den Vicedom die Excommunication unter zwei Beschuldigungen: er habe beständig dem h. Officium den weltlichen Arm zur Bestrafung von Ketzern geweigert und habe mittels Einbruch in die Kerker der Kirche dieser ihre Gefangenen entzogen. Die Verkündigung dieser Sentenz in der Marien-Kirche zu Castres führte dort zu widrigen Auftritten. Der stellvertretende Landvogt von Albi, Pierre Nicolai, beschied den Priester, der sie vollzogen hatte, Jean de Recoles, vor sich und ließ ihn hart an, daß er sich zu dem Geschäfte habe brauchen lassen gegen den zeitweiligen Vertreter des Königs. Jean de Recoles berief sich auf den ihm von seinen Obern gewordenen Auftrag. Der Landvogtei-Verweser ließ ihn jedoch als Gefangenen in das Minoriten-Kloster abführen. Auf dem Wege dahin wurde der Priester von dem aufgeregten Volke thätlich mißhandelt, ohne daß dieser Unbill gewehrt worden wäre; er solle widerrufen, verlangte man von ihm. Auch die Minoriten suchten ihn hierzu zu überreden. So war jede Rechtsregel den Bethätigungen des Hasses gewichen. Dieser Haß gegen die Inquisitoren war gerechtfertigt, aber die Gesetze, auf Grund deren Jean de Recoles gehandelt hatte, waren, wenn auch vom Papste ausgegangen, doch vom Könige sanctionirt; ein königlicher Beamter durfte ihnen also nicht entgegenarbeiten. Einzig in der Hand des Königs lag es, die Provinz von ihren geistlichen Drängern zu befreien. Diesem fehlte jedoch die nöthige Einsicht, daß es Fälle giebt, in denen man durch halbe Maßregeln die Dinge nur schlimmer macht. Er hat sich früher halbwegs gegen die Inquisitoren erklärt, weil man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß die durch die Glaubens-Processe aufgeregte Provinz sich dann beruhigen werde. Nun mußte er von der einen Seite Vorwürfe hören: er habe die Ketzerei dadurch ermuthigt, so daß jetzt, wolle man sie überwinden, ein noch strengeres Einschreiten nöthig sei als früher, während andererseits in der That die Bevölkerung sich unruhiger zeigt, als je. Die Königin Jeanne de Navarre, welche einen Minoriten-Bruder zum Gewissensleiter hatte, erwies auch nach diesen Vorgängen den vor ihr klagenden Albingensern noch ihre volle Sympathie, vor dem Könige aber mußte selbst der Vicedom sich anstrengen zu dem Beweise, daß er wirklich Nichts gegen die Religion, Nichts für die Häresie gethan habe: von Paris aus ersuchte er — der noch erhaltene Brief datirt vom Dienstag vor Allerheiligen 1303 — die Gemeinde-Vorstände zu Carcassonne, Albi, Ponniers, Béziers u. s. w. um das Zeugniß, daß er, weit entfernt, als der „erbittertste Feind der Kirche und ihrer Diener, aufgetreten zu sein, nur den ebenso unmenschlichen wie unnützen, ja schädlichen Quälereien der Inquisition ein Ziel gesetzt habe. Auch eine neue Gesandtschaft der Bevölkerung von Carcassonne, Castres, Albi und Cordes,

als deren Sprecher wieder Bernard Delicieux und seine Mitstreiter Guillem Fransa, Pierre de Castanet, Arnauld Garsia und Elie Patrice auftraten, vermochte es nicht, den König zu einer entschiedenen Willensmeinung zu bewegen: Philipp nahm die Inquisition nicht geradezu in Schutz, gab aber auch den gegen sie Klagenden keinen andern Trost, als er werde zu Weihnachten selber nach Toulouse kommen, den Stand der Dinge zu prüfen; hoffe aber, fügte er nachdrücklich hinzu, bis dahin Nichts von neuen Tumulten hören zu müssen.

Ein Versuch der Inquisitoren Guillem de Morières zu Albi und Goeffroi d'Ablis zu Carcassonne, bei dem wirklich um die angesetzte Zeit erfolgten Eintreffen des Königs diesem ihren Hauptwidersacher aus dem Wege zu halten, mißlang; sie erklärten nämlich dem zur Begrüßung des Landesherrn nach Toulouse gekommenen Minoriten-Provincial von Aquitanien, Bernhard Delicieux sei ein Volksaufwiegler, der füglich unter Clausur zu halten sei; sie würden ohnedies nächsthin gegen ihn vorgehen müssen, weil er sie in der Ausübung des ihm vom apostolischen Stuhl übertragenen Amtes behindere. Sein Provincial scheint jedoch keine Schuld an Bernard gefunden zu haben, denn dieser blieb im Genusse freier Bewegung und nutzte sie, als der König den zu ihm abgesandten Deputationen von Albi und Carcassonne Audienz gab, auch aus; vorab, um den Dominicanerbruder Nicolas von seinem Vertrauensposten als Beichtvater des Königs herunterzustoßen. Er denuncirte ihn als einen Verräther, welcher was im Geheimen Rathe gegen die Flamänder geplant werde, diesen sofort hinterbringe. Die Denunciation muß nicht haltlos gewesen sein, denn bald darauf war Bruder Nicolas vom Hofe entlassen. Gleichzeitig wurde aber auch Bernard Delicieux vor den König gefordert, um sich vor diesem und dem um ihn versammelten Geheimen Rath als Urheber der Volksaufstände bezichtigen zu hören. Schon beim Einritte des Königs in Toulouse hatte sich ihm eine unzählige Schaar von Männern und Weibern in den Weg geworfen und nach „Gerechtigkeit" geschrieen. So hatte Bernard sie geheißen. Er machte aus seiner Agitation gegen die Inquisition vor dem Könige und dessen Räthe auch gar kein Hehl. Sie bedrücke und quäle sein Volk und darum sei er ihr geschworener Feind, suche er sie zu vernichten. Ja, er habe sich auch jetzt allerwärts heiser geschrieen, um die Leute aus den südlichen Städten in Toulouse zu versammeln, damit sie dem Könige gegenüber auf ihrem Rechte beständen. Das Resultat der Berathung waren wiederum Halbheiten. Die Competenz der kirchlichen Glaubenstribunale, meinte der König, ist vom Staate anerkannt. Die von denselben wegen Häresie Verurtheilten müßten an den Papst appelliren, nicht an den König. Er, Philipp, habe sich gewiß über mancherlei Eingriffe des Papstes zu beklagen — man erinnere sich, daß der eben gestorbene Papst Bonifaz VIII. war, der Autor der namentlich gegen Frankreich gerichteten Bulle „Unam panctam" — aber er werde sich nicht

durch Uebergriffe in die kirchlichen Gerechtsame entschädigen. Und so erneuerte denn Philipp, meinend das Richtige zu thun, in einer Ordonnanz vom 14. Januar 1304, dann in einer weiteren vom Juni 1305 alle Vorschriften, welche er oder seine Vorgänger zum Zweck eines geregelten Bestandes des hl. Officiums gegeben hatten. Hiernach sollten u. A. alle wegen Häresie Verurtheilten, sowie deren Söhne und Brudersöhne der von ihnen verwalteten öffentlichen Aemter entsetzt, jedwede Geldsammlung zu Gunsten der Gegner des hl. Officiums verboten sein. Die Inquisition müsse zur „Reinerhaltung des Glaubens" geschützt werden, so lange, bis der Papst selber sie aufhebe nach eigenem Gutbefinden. Freilich betonte der König gleichzeitig in den strafendsten Ausdrücken, daß das Verfahren ihrer Diener lange genug zum Aergerniß aller rechtlichen Leute gewesen sei und sich ändern müsse; aber das war doch nur, als wenn man dem Unkraut verböte, sich nicht allzubreit zu machen!

Bernard Delicieux und seine Mitstreiter gaben sich denn auch über die Lage keiner Täuschung hin. Auf seiner weiteren Rundreise nach dem festlich geschmückten Carcassonne gekommen, hatte der König bei dem Hinaufreiten auf's Schloß den Elie Patrice zur Seite. „König von Frankreich!" sagte dieser auf der Freitreppe, von welcher man die ganze Stadt vor sich liegen sah, mit nachdrücklicher Betonung des Schlußsatzes, „wendet Euch um und gönnt dieser armen Stadt einen Blick; sie gehört zu Euerm Reiche und wird sehr gedrückt." Der König hatte seiner Umgebung sofort einen Wink gegeben, diesen Mann fürder fern zuhalten. „Von dem König ist Nichts mehr zu hoffen" war der Zuruf Patrice's an die Freunde, als er durch die Stadt zurückritt. „Der König läßt uns im Stich und der neue Papst Benedict IX. wird uns als Dominicaner seinen Ordensbrüdern opfern." Am Sonntag „Quasimodo", dem ersten nach Ostern ließ Bernard Delicieux in einer zu Carcassonne gehaltenen Predigt das Wort fallen, daß der König durch übergroße Nachsicht seine Herrscherpflichten verletzte.

So gering die Aussichten waren, die beim Könige vergeblich verlangte Abhilfe von Rom zu erlangen — der Versuch mußte gemacht werden. Schon sofort nach der Excommunication des Vice-Dom hatte Bernard die einleitenden Schritte zu dessen Appellation in die Hand genommen und als er darauf hinwies, daß ein Ansuchen um Gerechtigkeit in Rom nicht nur Sporteln koste, sondern man auch die geistliche Justitia vorher durch Präsente in eine angenehme Stimmung versetzen müßte, hatten sich sämmtliche Städte zu angemessenen Geldbeträgen bereit erklärt. Daß man das für den Vicedom thue, sei nur schuldiger Dank, und zudem sollte ja, um die inquisitoriale Censur des Vicedoms in's rechte Licht zu setzen, gleichzeitig beim Papste eine Beschwerde der verfolgten Städte und Landschaften betrieben werden. Angesichts dieser Geldsammlungen waren begreiflicherweise die Inquisitoren schnell bei der Hand, die oben erwähnte Erneuerung des Verbotes solcher „unkirchlichen" Dinge zu erwirken.

Der Dominicaner-Mönch auf dem päpstlichen Stuhl, Benedix XI, hatte, trotzdem er nur vom einen zum andern Jahre regierte, doch Zeit gefunden, seinen Ordensgenossen in Südfrankreich einen großen Dienst zu leisten: unter dem 16. April 1304 ließ er dem Minoriten-Provincial den Auftrag zukommen, den Bruder Bernard Delicieux als hartnäckigen Widersacher des heiligen Officiums festnehmen und wohlbewahrt nach Rom führen zu lassen. Das genannte Ordens-Provincialat wurde eben von Pater Jean Rigaud in Stellvertretnng verwaltet. Jean Rigaud erklärte, als Bernard Delicieux sich weigerte, die Reise nach Rom anzutreten, diesen dem Banne verfallen. Diese Sentenz wurde jedoch nicht nur von Bernhard und seinen Freunden mißachtet, sondern auch, als der regelrechte Provincial die Amtsführung wieder selbst in die Hand genommen hatte, auf einem Ordens-Capitel zu Albi förmlich für nichtig und wirkungslos erklärt. Unterdessen war Benedict gestorben, Bernard schöpfte neue Hoffnung. Von der Kanzel rief er dem Volke von Languedoc zu: „Es heißt die Schurken der Inquisition und ein ihnen dienstbarer Bischof sind, um den guten Ausgang unserer Appellation zu hintertreiben, nach Rom gegangen. Immerhin! Sie werden dort einen neuen Papst und den Vicedom finden, der excommunicirt ist um euretwillen und sich seiner Haut zu wehren wissen wird. Aber Eines bleibt euch zu thun: bedenket, daß wer in Rom eine Sache zum guten Ende führen will, dieselbe mit Geld fördern muß. Verkauft also Alles, was ihr habt: euere Häuser und Weinberge und Gärten und schickt den Erlös nach Rom; denn wenn euer Bischof als Sieger von dort zurückkehren sollte, so seid ihr doch drum — er wird euch euere Habseligkeiten confisciren, eine nach der andern." Und als die Kunde kam, der Vicedom sei in Italien gestorben, und zwar ohne seine Lösung vom Banne noch erreicht zu haben, da hielten sie ihm trotzdem die kirchliche Leichenfeier und Bernard beklagte ihn von der Kanzel herab als einen Martyr: der Vicedom ist in unser Land gekommen, ohne es zu kennen; aber er sah, daß seine Bewohner ehrbar waren und gut, nur schwer bedrückt. Da eilte er zum Könige, um Zeugniß abzulegen für die Verfolgten gegen ihre Dränger. Und als der König dem Uebel abzuhelfen zögerte, trat unser Freund vor dem Papste klagend auf. Als er aber auch hier nicht fand, was er suchte, da ging er vor den Richterstuhl Gottes, um den Papst zu verklagen."

Während man zu Carcassonne, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Bernards, auf gute Meldungen aus Rom harrte, kamen böse aus Paris. Der Beichtvater der Königin, Bruder Durand, wie man sich erinnert ein Ordensgenosse Bernards, sowie der Sohn des Vicedoms, Guillem de Picquigny meldeten gleichzeitig, König Jacob II. von Majorca habe Philipp dem Schönen Enthüllungen gemacht über gewisse landesverrätherische Verhandlungen zwischen einigen Notabeln des Languedoc und seinem Sohne Fernand. Diese Behauptung entbehrte allerdings, wie wir wissen, nicht ganz der thatsächlichen Begründung. Jacob II., aus dem Hause

Aragon, König von Majorca, war seit dem Jahre 1292, als Herr von Montpellier, gleichzeitig unmittelbarer Kron-Vasall von Frankreich und als solcher hatte er bei der Rundfahrt Philipp's durch Languedoc sammt dem etwa vierundzwanzigjährigen Prinzen Ferdinand dem Könige in der genannten Stadt seine Huldigung dargebracht. Dem Könige dann bis Nîmes folgend, hatte dort, am Hoflager selbst, der Prinz den Minoriten Bernard angeredet und als die Inquisiton zur Sprache kam, bemerkt, ihm würde es zur Genugthuung gereichen, das in dieser Angelegenheit zu thun, was der König von Frankreich nicht thue. In Folge dieses Wortes hatte sich dann ein Verkehr zwischen den Mißvergnügten des Languedoc und dem Prinzen angesponnen, von dem Bernard sich sofort zurückgezogen haben wollte, sobald er sich zu einem Complot zu verfestigen schien. Thatsache ist, daß von einem gewissen Zeitpunkte ab Bernards thatendurstigere Freunde, wie Elie Patrice mehr und mehr ihre eigenen Wege gingen. Jacob glaubte jedoch einen starken Beweis für Bernards Mitschuld darin finden zu müssen, daß Letzterer bald nach der Unterredung zu Nîmes mit dem Prinzen auf dessen Schlosse im Roussillon gehabt habe. Bernhard wurde also von seinen Freunden zu Paris gemahnt, wenn er sich rechtfertigen könne, dies bald zu thun, da der König sehr erzürnt und, seinen Aeußerungen nach, Willens sei, prompte Justiz zu üben. Diese erfolgte denn auch: am Vorabend des St. Michelstages 1305 wurden zu Carcassonne fünfzehn der Angeschuldigten, an ihrer Spitze Elie Patrice, das „Königlein von Carcassonne", am 29. November dann noch vierzig Einwohner von Limoux an den Galgen gebracht. Wer's nicht wüßte, daß nur ihr Kampf gegen die Inquisition ihnen dieses Schicksal bereitet hat, der könnte es ersehen aus den Worten, mit denen der fromme Inquisitor Bernard Gui das Ereigniß aufzeichnete: „Und Diejenigen, welche vormals wie unsinnig mit ihren Rabenstimmen gegen die Prediger-Mönche gekrächzt hatten, denen drang nun das Gekrächze der Raben, denen sie zum Fraße dienten, in die eigenen Ohren; denn es wurden Raben gesehen, die ihnen unter großem Geschrei das Gehirn auspickten; das weiß ich von Augenzeugen."

Bernard Delicieux, der sich noch vor dieser Execution an der Spitze einer Deputation nach Paris begeben hatte, suchte sich vor dem Könige von der Beschuldigung an dem Complot zu entlasten, aber Philipp wollte von Nichts hören: er schrieb an den neuen Papst, Clemens X., der hauptsächlich ihm die Wahl verdankte — wie er ja auch der erste der Sieben war, die, das dem Papstthum aufsässige Rom meidend, ihren Sitz zu Avignon nahmen — er solle den als Kleriker der geistlichen Gerichtsbarkeit unterstehenden Minoriten-Mönch Bernard unverzüglich festnehmen lassen. Bernard wurde demzufolge in seiner Zelle in Paris inhaftirt.

Aber auch Clemens V. wurde der ewigen Klagen über die Inquisitoren endlich einmal müde. Er erhielt im Jahre 1305 einen Brief der

Domherren von Albi, der Domherren von Saint-Salvi, dem Abt und den Mönchen von Gaillac, welche sämmtlich dahin sich aussprachen, die Wirren im Albigenserlande seien einzig auf die mit Recht verabscheuten Inquisitions-Officianten zurückzuführen. Unterm 13. Mai ordnete Clemens V. eine Untersuchung in Carcassonne und Albi an und betraute mit derselben die zwei Cardinäle Berengar de Frédol, Cardinalpriester von S. S. Nereus und Achilleus und den Cardinal von San Vitale, Pierre de la Chapelle, sowie den berühmten Abt Arnoldo de Novelli: das Resultat dieser Untersuchung wurde in einem bis auf das eine der zwei angehängten Siegel noch vollständig erhaltenen Protocolle vom 15. April 1306 niedergelegt; es ist auf Geheiß der beiden Legaten von zwei Notaren ausgefertigt in Gegenwart mehrerer Zeugen und Beschwerdeführen. In den Kerkern von Carcassonne fanden die Cardinäle zweiundvierzig Gefangene. Siebenundzwanzig davon gehörten zu dem im Jahre 1299—1300 in Albi geführten Proceß; wir finden u. A. die Namen: Jean Baudier, Raimond Calvière, Guillem Fenassa, Pierre Rigaud, Raimond Garsia, Raimond Hugues, Guillem de Maurean. Bis auf zwei wurden sie nach Prüfung der gegen sie erhobenen Beschuldigungen wie der über sie verhängten Urtheile in Freiheit gesetzt. Von den zwei Zurückbehaltenen: Guillem Garric und Raimond Lemaistre verließ der Letztere das Gefängniß erst im Jahre 1322 und zwar um mit drei neu Verurtheilten gemeinsam den Scheiterhaufen zu besteigen. Die Kosten der Hinrichtung von allen Vieren machte nach der Rechnungsablage des königlichen Procurators Arnauld Assaillit summa summarum acht Livres, vierzehn Sous, sieben Heller. Das Vermögen auch der als ungerecht bestraft Freigelassenen blieb freilich dem Fiscus und dem Bischof verfallen und bei Einzelnen wenigstens war es beträchtlich. So bezog allein der König aus den Liegenschaften des obengenannten Guillem Fenassa im Jahre 1305 sechshundertsechs Livres, 13 Sous, zwei Heller; von da ab bis 1308: 1197 Livres, also zusammen mindestens 40—50 Tausend Francs heutigen Geldwerths.

Nachdem die Cardinalscommission die bisherigen Kerkermeister zu Carcassonne entlassen und denen, die an ihre Stellen kamen, neue Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, untersuchte sie einige Tage später die Gefängnisse des Bischofs zu Albi, wo sie in den engen Zellen ohne Luft und Licht Unglückliche angekettet fanden, die schon seit fünf Jahren und länger ihres Urtheils harrten. Die Ketten wurden gelöst, die unterirdischen Kerkerhöhlen geschlossen, das ganze Haftsystem auch hier geändert.

Bernard Delicieux war von Paris nach Lyon gebracht worden, wo Clemens sich pomphaft hatte krönen lassen und von dort, ohne zur Untersuchung gezogen zu werden, auf allen Reisen des Papstes mitgeführt, bis man ihn schließlich, ohne Urtheil wie ohne Freisprechung, hingehen ließ, wohin er zu gehen begehrte. Er hätte sich bei der Kunde von den Vorgängen zu Carcassonne und Albi befriedigt fühlen können, wenn ihn nicht

der Gedanke gequält hätte an das Loos derjenigen seiner ehemaligen Mitstreiter, die sich zu dem Verkehr mit dem fremden Fürsten hatten verleiten lassen. Und mit den halb Schuldigen sind ganz Unschuldige am Leben gestraft worden: Die Ehre dieser will er wenigstens retten! Was ihn zu dieser neuen Arbeit ermunterte, war eine hocherfreuliche Nachricht aus Avignon: unterm 13. Juli 1308 hatten dort die Cardinäle über die Appellation des im Banne gestorbenen Vicedoms Jean de Picquigny, endlich Beschluß gefaßt, den ganzen Proceß umgestoßen, der betreffenden Inquisitionssentenz jede Wirkung abgesprochen.

Bernhard Delicieux eilt nach Carcassonne, die alten Freunde wiederzusehen und sich, jetzt da ihre Sache endgültig gewonnen scheint, mit ihnen von den vergangenen zwar opferreichen aber nun ja doch auch ruhmreichen Tagen des Kampfes zu unterhalten — da erfährt er von einer unterm 27. Juli ergangenen päpstlichen Bulle, in welcher Clemens IV. die „Weichherzigkeit" der mit den Inquisitionsangelegenheiten betraut gewesenen Cardinäle tadelt, den Bischof von Albi betreffs der grausamen Härten rechtfertigt, und die Predigermönche, „diese um die Kirche so hoch verdienten, dennoch aber so arg verleumdeten Männer" seines Schutzes versichert. Die Inquisitoren in der Lombardei hatten ihm eben die in den Wahnsinn gehetzten Banden des Häretikers Dolcino in den Alpen vernichtet — dafür glaubte der charakterlose Mann der in unredlicher Politik alle seine Handlungen durch den augenblicklichen Vortheil bestimmen ließ, ihnen sich dankbar bezeugen zu müssen.

Mit dem Schwanken des Papstes Clemens war auch das Schwanken der inquisitorialen Macht vorbei; sie stand jetzt fester als je. Wer in Frieden leben wollte, mußte Bedacht nehmen, daß die Glaubensrichter ihn mit gnädigen Augen ansahen. Alle vormaligen Mitstreiter Bernards, soweit sie nicht schon gehenkt oder verbrannt oder noch eingekerkert waren, sahen sich auf's Neue nach Rettung um, dann, als diese nicht zu finden war, unterwarf sich der Eine nach dem Andern. Pierre Pros hatte sich anfänglich in die Gascogne geflüchtet, dann nach Lyon begeben, wo er Pierre de Castanet, Arnauld Garsia, Guillem Fransa, Guillem Borel, Raimond Baudier und andere hervorragende Bürger aus Carcassonne, Albi, Limoux u. s. w. treffen sollte, welche am Hofe des Papstes für ihre Sache zu wirken gedachten. Um zu diesem zu gelangen, mußte man die Cardinäle passiren; die Cardinäle hatten aber ihre Taxe für die guten Dienste, die man von ihnen verlangt. Die diesmaligen Petenten erklärten selber ihre Sache von besonderer Wichtigkeit, danach waren also auch die cardinalischen Trinkgelder zu bemessen. Es wurden bezahlt: dem Cardinal de Saint-Croix 2000 Livres; dem Pietro dei Coloma 500 Livres. Man multiplicire die Zahlen mit Zwanzig, wenn man sehen will, was diese Summe für heute bedeuten würden! Erreicht wurde trotzdem Nichts. Nun blieb den Gehetzten noch Eines übrig: „sich zu unterwerfen." Das thaten

denn auch, nach Hause zurückgekehrt, die oben Genannten alle — bis auf Einen, den Guillem Borel. — Dieser heute, Jener morgen; sie nahmen jede Buße und Pein auf sich, welche die Inquisitoren ihnen aufzuerlegen die Gnade hatten. Guillem Borel starb unbußfertig; dafür wurden im Jahre 1322 seine ketzerischen Gebeine wieder ausgegraben und mit denen des Pierre Borel und des Guillem Andreae, welche sämmtlich bei den Minoriten im Kloster zu Carcassonne bestattet waren, verbrannt. Die Kostenaufstellung für dieses geistliche Vergnügen ist uns in den Aufzeichnungen des königlichen Procurators Arnauld Assaillit erhalten.

„Vier Taglöhner, jedem 15 Heller . . . . 5 Sous
Item zwei Maurer, welche die Steingruft öffneten, jedem 2 Sous . . . . 4 Sous
Item für einen Sack und die Stricke, um die Gebeine durch Carcassonne zu schleifen bis zu dem Burggraben, wo sie verbrannt wurden . . . . 4 Sous 6 Denare
Item für die zwei Zugthiere, welche den Sack mit den Gebeinen vom Minoritenkloster durch die Stadt bis zum besagten Graben hinschleiften . . . . 4 Sous 5 Denare
Item den städtischen Beamten (sie sind in der Zahl von sechszehn namentlich aufgeführt), welche bei der Verbrennung zugegen waren, für ihre eigenen Auslagen . 31 Sous 6 Denare
Item carnasserio (?) für jede Person 20 Sous . . . . . 60 Sous

Im Jahre 1315 — Clemens V. und Philipp IV. waren beide todt — finden wir Bernard Delicieux als einfachen Klosterbruder, ohne Lehramt und Würde, im Hause seines Ordens zu Béziers. Er sucht Frieden im Vergessensein, denn was soll er noch in einer Welt erstreben, wo die Geister vom Widerstande erlahmt oder vom Schrecken gebannt sind und Jeder gute Gründe zu haben meint, vom Andern sich abzuschließen und den Nachbarn mißtrauisch zu meiden?! Und dennoch sollte er nicht als Verschollener sondern als Kämpfer sterben.

Der Geschichtskundige weiß: um diese Zeit begannen die Streitigkeiten im Franciscaner-Orden heftig zu werden um den eigentlichen Begriff der gelobten evangelischen Armuth. Bernard stand auf der Seite der „Spiritualen", derjenigen, welche ihn im engsten Sinne faßten, den Behauptungen der Päpste und Ordensobern entgegen. Die Spiritualen von Béziers und Narbonne, im Ganzen fünfundsechszig, einigten sich, gemeinsam zum Papste nach Avignon zu ziehen, um ihre Ansichten zu vertreten; sie verlangten von Bernard, daß er sie führe. Konnte er ablehnen? Es war Einer von Denen, die sich erst Ruhe gönnen im Tode. Es war ihm freilich jedes Unternehmen mißlungen und er hatte sich verschworen, nun Hand abzulegen von Allem. Aber jetzt sagte man ihm, daß seine Erfahrung, sein Rath, sein Wort Anderen förderlich sein könne — und sofort war er wieder mit ganzer glühender Seele dabei, um jedenfalls neuen Mühen, mit ziemlicher Gewißheit, neuen Enttäuschungen, vielleicht neuen Gefahren entgegenzugehen.

Papst Johann XXII. hatte Bernard Delicieux niemals gesehen, wohl auch noch nicht allzuviel von ihm gehört; als aber die Audienzstunde gekommen war — am 23. Mai 1318 — und Bernard für seine Brüder zu sprechen begonnen hatte, da unterbrach ihn alsbald ein in der Umgebung des Papstes stehender Ordensgenosse von der gegnerischen Partei mit den Worten: „Ei, das ist ja der Bruder Bernard, jener Fanatiker, der das Albigenserland so viele Jahre hindurch in der Verwirrung hielt.“ Bernard wurde ohne Weiteres festgenommen und ihm der Proceß gemacht. Erst im Juni des Jahres 1319 war die Voruntersuchung zu Ende. Bernard wurde darauf seinen geistlichen Richtern im Languedoc zugeführt, erst nach Toulouse, dann nach Castelnaudary, schließlich nach Carcassonne. Hier begann das Inquisitorium am 2. October. Daß er Alles aufgeboten habe, das h. Officium zu ruiniren, räumt er ohne Weiteres ein, das rechnet er sich zum Verdienst und bedauert nur, daß es ihm so schlecht gelungen ist. Betreffs der zweiten Anklage wegen versuchten Landesverraths ertrug er die Folterqualen in standhaftem Schweigen. Am andern Tage aber gesteht er aus freien Stücken, inwieweit er an der Verschwörung mit dem Prinzen Fernand von Majorca betheiligt war: er hat dieselbe weder angeregt noch gebilligt; seine Mitschuld gesteht er ein; doch habe er ja am königlichen Hofe wie vor dem Papste Clemens V. zu Avignon hierüber bereits Rede gestanden und sei stillschweigend ohne Strafe entlassen worden. Bernard wurde verurtheilt, einmal, weil er lange Jahre hindurch die Inquisition bekämpft, Städte und Dörfer gegen sie aufgewiegelt und so die Diener des h. Officiums in ihrer apostolischen Sendung behindert, dann weil er gegen den König von Frankreich mit dem Prinzen von Majorca conspirirt hat.“ Nach erfolgter Degradation von seiner priesterlichen Würde und schmähender Entreißung des Ordenskleides — die Excommunication war schon über ihn verhängt worden, als Bernard in der Voruntersuchung zu Avignon nicht Alles sagte, was man von ihm wissen wollte — wurde der im Kampfe unterlegene Held in den Kerker zu Carcassonne den unseren Lesern bekannten „Inquisitionsthüren“ am Ufer der Aude, abgeführt, an eiserne Ketten gelegt und der Gewalt des Inquisitors Jean de Beaune unterstellt, unter Beschränkung der ihm zu reichenden Nahrung auf Brot und Wasser. Zu Ostern 1320 war er den Leiden und Entbehrungen erlegen.

Ch. Molinier läßt sich bei seinen fast 500 große Seiten füllenden Mittheilungen nirgendwo zu einem erregten Worte verführen; Angesichts der Reste des „Inquisitionsthurmes“ zu Carcassonne und der von seinen Insassen erzählenden Handschriften aber kann er den Ausruf doch nicht unterdrücken: „Diese Steine wie diese Documente sprechen ein lautes Verdammungs-Urtheil über ein Tribunal, das nur zu oft gerichtet hat ohne Gerechtigkeit und ohne Erbarmen.“

Der Eumeniden Macht.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Es war an einem der ersten Tage des März, als die kleine oberschlesische Stadt N. durch die schier unglaubliche Nachricht überrascht wurde, der Hauptmann Warmuth, ein bei seinen Kameraden, wie bei der bürgerlichen Gesellschaft gleich beliebter Offizier, habe sich erschossen.

Niemand konnte sich in Anbetracht des heiteren Naturells, der gesellschaftlich und materiell durchaus gesicherten Lage und der glänzenden Aussichten des Abgeschiedenen ein Motiv für solch eine Verzweiflungsthat denken, zumal da auch kein Mensch, der ihn gekannt, an eine augenblickliche Geistesstörung glauben wollte. Man stand vor einem unlösbaren psychologischen Räthsel, und deshalb schüttelten in der ersten Stunde alle Leute, die von der Sache hörten, die Köpfe und meinten zuversichtlich, das Gerücht müsse falsch sein.

Aber es war nicht falsch. Der Feldwebel Nerger — von Warmuths Compagnie — der eben über den Markt schritt, um sich beim Adjutanten zum Rapport zu melden, bestätigte mit einem ingrimmigen Gesicht, hinter dem der alte Soldat seinen tiefen Schmerz verbarg, Allen, die ihn mit bestürzter Frage anhielten, die unbegreifliche Thatsache.

Zu zweifeln war also nicht mehr daran. Was konnte aber den Bedauernswerthen veranlaßt haben, Hand an sich zu legen? Das war die Frage, die jetzt auf allen Gassen ventilirt wurde. Die ungeheuerlichsten

Vermuthungen tauchten auf. Hier sprach man von einem geheimnißvollen Unbekannten, mit dem der Verblichene vor einigen Tagen heimlicher Weise eine Zusammenkunft gehabt haben sollte; dort munkelte man von verbotenen politischen Beziehungen, und da war von einem amerikanischen Duell die Rede. Die meisten Stimmen aber sprachen sich für die Annahme aus, daß eine unglückliche Liebe im Spiel sein müsse. Und dies Gerücht behielt die Oberhand, so daß schon am nächsten Tage Niemand im Städtchen mehr darüber im Zweifel war, Hauptmann Warmuth habe seinem Leben ein Ziel gesetzt, weil die Geliebte seines Herzens ihm unerreichbar gewesen.

Aber damit war die wißbegierige Bevölkerung nicht zufrieden. Sie mußte doch das Hinderniß kennen, das dem Helden des Tages im Wege gestanden hatte. Es wurden daher immer neue Combinationen gemacht und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit verbreitet. Galeotto war in voller Thätigkeit.

Die Offiziere des Regiments, von dem zwei Bataillone am Ort standen, waren dem traurigen Factum gegenüber nicht minder rathlos, wie das bürgerliche Publikum und vermochten sich gleichfalls nur in Vermuthungen zu ergehen.

Natürlich war auch im Casino von nichts Anderem die Rede.

Warmuth war einer der wenigen Offiziere der preußischen Armee von heut, welche von der Pike auf gedient haben.

Ende der sechziger Jahre war der damals achtzehnjährige Bauernbursche als Dreijährig-Freiwilliger in ein der Provinz Sachsen angehöriges Infanterie-Regiment eingetreten. Schon während des Rekrutenjahres hatten seine Vorgesetzten seine ungewöhnliche Befähigung bemerkt und in Berücksichtigung seines berechtigten Ehrgeizes war er bald zum Gefreiten und am Ende des zweiten Jahres zum Unteroffizier befördert worden.

Als solcher rückte er 1870 mit seinem Regiment in's Feld. Auf dem Marsche erkrankt, blieb er einige Wochen in einer kleinen rheinischen Stadt liegen und marschirte dann mit dem Ersatz eines Posenschen Regimentes nach. Dieser Truppentheil, bei dem er während des ganzen Feldzuges verblieb, kam oft in's Feuer und immer zeichnete sich Warmuth nicht nur durch Kaltblütigkeit und persönlichen Muth, sondern auch durch einen richtigen strategischen Blick aus, soweit dies in seiner untergeordneten Stellung zur Geltung kommen konnte. Er wurde daher fast immer im Vorpostendienst verwandt und machte gelegentlich, als er wegen augenblicklichen Mangels an Offizieren einen detachirten Zug führte, einen so wohl berechneten, gewandten und erfolgreichen Vorstoß, daß sein Bataillons-Commandeur, der ihn schon wiederholt vor der Front belobt hatte, höheren Orts auf ihn aufmerksam zu machen für gut fand.

Das eiserne Kreuz erster Klasse zierte bereits seine Brust und als er vor Paris bei einem Ausfall der Franzosen sich wiederum als Held erwies, indem er die von den Feinden erbeutete Fahne des Regiments mit todes-

verachtender Tollkühnheit zurückholte, ward er auf dem Schlachtfelde zum Offizier befördert und erhielt von König Wilhelm eigenhändig den Orden pour le mérite.

Der neue Offizier wußte sich vortrefflich in seine veränderte Stellung zu schicken. Dienstlich boten sich ihm dabei gar keine Schwierigkeiten und was die gesellschaftlichen Formen anlangt, so beobachtete er so lange eine kluge Zurückhaltung, bis er sich völlig sicher fühlte und niemals hatte ihm Jemand den geringsten Verstoß nachsagen können.

Nach dem Friedensschluß kam das Regiment in eine kleine posensche Garnison an der russischen Grenze zu stehen, deren fast durchgängig polnische Bevölkerung gegen das preußische Militär eine kühl reservirte Haltung zeigte.

Das gesellige Leben der Offiziere beschränkte sich also lediglich auf ihren eigenen kleinen Kreis, die Stadt bot keinerlei Zerstreuungen und die Umgegend glich einer kahlen, reizlosen Einöde. Die Kameraden fluchten ingrimmig über den unerträglichen Aufenthalt, aber für Warmuth war derselbe gerade der richtige Boden, auf dem er gedeihlich sich entwickeln konnte.

Er verschloß sich in seine Clause, um mit eherner Willenskraft und nimmermüdem Fleiße die Schulbildung einzuholen, die ihm in der Kindheit versagt gewesen war. Er zeigte, was ein ernster Mann in dieser Hinsicht zu leisten vermag, denn in wenigen Jahren war er unbestritten der kenntnißreichste und belesenste Offizier im Regiment.

Und nun begann er sich mit demselben Eifer und, wie sich bald zeigte, mit demselben Erfolg auf die Kriegswissenschaften zu werfen.

In rascher Folge wurden ihm verschiedene ehrenvolle Commandos übertragen, und nachdem er eine an maßgebender Stelle Aufsehen erregende Arbeit über die topographischen Verhältnisse Schlesiens mit besonderer Berücksichtigung der Möglichkeit, daß es in der Zukunft einem deutsch-russischen Kriege als Schauplatz dienen könne, geliefert hatte, ward er zur Kriegsakademie einberufen und später bei der Beförderung zum Hauptmann mit einem bedeutenden Anciennitätsvortheil in das oberschlesische Regiment versetzt, dem er bis jetzt angehört hatte.

Und gerade in dieser Zeit ging bei den Kameraden das jedenfalls wohlbegründete Gerücht um, daß seine Berufung in den großen Generalstab unmittelbar bevorstehe. Es war also völlig unbegreiflich, was ihn bei so bevorzugter Stellung und bei so glänzenden Aussichten zu der Schreckensthat getrieben haben konnte, zumal da auch seine pecuniären Verhältnisse, wie Jeder wußte, in der besten Ordnung sich befanden. Die Offiziere riethen hin und her und konnten doch keine Lösung finden. Und schließlich mußten auch sie sich zu der Ansicht neigen, daß eine der in der Stadt umlaufenden sensationellen Deutungen der Wahrheit doch vielleicht nahe kommen könnte. Dennoch schüttelten die Aelteren und Erfahreneren

unter ihnen auch dazu wieder die Köpfe, denn Warmuth und eine Liebesaffaire waren zwei Begriffe, die sich schlechterdings nicht vereinigen ließen.

Die Jüngeren aber tauschten bedeutungsvolle Blicke miteinander und hatten ihre eigenen Gedanken über die räthselhafte Begebenheit.

Stille Wasser pflegen tief zu sein; — das wußten sie und zogen ihre Schlüsse daraus.

Und sie waren nicht ganz auf falscher Spur; aber freilich war der geheime Zusammenhang ein wesentlich anderer, als ihre leichtlebige Lieutenantsphantasie ihn sich ausmalte.

Während seiner zwanzigjährigen Offizierslaufbahn hatte Warmuth als einziges Ziel seine geistige Vervollkommnung im Auge gehabt, soweit der Dienst ihm dazu Zeit ließ; seinen gesellschaftlichen Pflichten hatte er nur flüchtig und ohne Interesse genügt, die stillen Freuden geheimer Liebeleien aber niemals gesucht. Er hatte dafür keine Zeit.

Und doch war er keineswegs unempfänglich für weibliche Reize, und in den spärlichen Mußestunden, die er sich gönnte, überkam auch ihn zuweilen die Sehnsucht, Herz an Herz und Mund auf Mund zu pressen, wie nur Mann und Weib es thun können.

Dann stiegen alte, längst verwischte Bilder in seiner Seele auf; ein Paar braune Augen schauten ihn treuherzig an, und ein frischer Mund, der in den Lauten seiner Heimat sprach, bot sich ihm willig zum Kusse.

Und weiter träumte er sich in die Vergangenheit zurück; die Erinnerung zeigte ihm eine Tannenschonung, in der ein junger Bursche, der Knecht des Oberförsters, arbeitete, während auf der benachbarten Waldwiese ein schlankes Mädchen die Kühe ihres Bauern hütete. Scherzworte flogen herüber und hinüber und dann saßen die jungen Menschenkinder, die kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, im weichen Moose unter einem zehnjährigen Tannenbäumchen, hatten die Arme umeinander geschlungen und herzten und küßten sich. Die ganze Welt und sonderlich ihre Dienstpflichten waren vergessen.

Der Herr Oberförster kam auf seinem Schecken vom Feldweg herübergeritten und sah, daß einige Kühe in die Schonung eingebrochen waren.

Ein grimmiges Donnerwetter — — — Da fuhr der junge Offizier mit der Hand unwillig über die Stirn, als wolle er unliebsame Erinnerungen verwischen. Er stand auf, machte einen Gang durch das Zimmer und setzte sich an seine Arbeit. Was kümmerten ihn die alten Geschichten!

Die Erinnerungsbilder ließen sich verscheuchen, aber die stille Sehnsucht blieb doch im Herzen zurück. Diese wurde jedoch allezeit von dem Willen im Zaume gehalten, sodaß sie das seelische Gleichgewicht nicht zu stören vermochte.

So hatte Warmuth in ruhigem Genügen sein Dasein geführt, indem er in stetem Fortschreiten seinen Geist mehr und mehr bildete, seine Kenntnisse erweiterte und seinen Ehrgeiz befriedigte.

Da ward er plötzlich durch ein seltsames Ereigniß aufgeschreckt und aus dem Geleise seiner geregelten Lebensführung geworfen.

Als er im vergangenen Herbste die ihm zugetheilten Rekruten übernahm und sie seiner Gewohnheit gemäß selbst rangirte und dabei einer genauen Prüfung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften unterwarf, fiel ihm auf den ersten Blick ein schlank gewachsener hübscher Bursche auf, der in seinem Typus von den übrigen merklich abstach.

Es fand sich, daß er ein Schlossergeselle aus dem Mannsfeldischen war, der in der Gegend, von der das Regiment seinen Ersatz bekam, gearbeitet hatte, und daher mit ausgehoben worden war.

Warmuth sah nach dem Namen, und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen.

Die Gesichtszüge des Burschen, besonders der Ausdruck seiner Augen, ja sogar die Laute seiner Stimme hatten mit einem Schlage wieder die alten Erinnerungen in ihm geweckt, und der Name hatte ihm Gewißheit gebracht; er hatte ihren Sohn vor sich.

Einen Augenblick überkam ihn eine weiche Stimmung und unwillkürlich legte er dem jungen Menschen die Hand auf die Schulter; aber schon im nächsten Moment wandte er sich die Stirne runzelnd wieder ab. Der Junge mußte ja unehelich geboren sein, da er den Namen der Mutter trug.

Und Sie? — sie war also — — oh! der Gedanke that ihm weh. Er scheuchte gewaltsam die Erinnerungen von sich und erledigte mit gleichgültigem Blick, aber sorgfältig wie immer, das Geschäft der Besichtigung und Einrangirung seiner Leute.

Dann ging er seiner Wege, ohne sich nach dem Burschen noch einmal umgesehen zu haben.

Aber die Regungen des Herzens ließen sich doch nicht unterdrücken. Die Bilder der Erinnerung stiegen immer wieder, und jedesmal in lebhafteren Farben vor ihm auf, und eine geheimnißvolle Gewalt in seiner Brust, der er nicht zu widerstehen vermochte, zwang ihn, sich mehr und mehr mit dem Rekruten zu beschäftigen, der ja, ob auch in Unehren geboren, immerhin ihr Sohn war.

Erst that er dies nur im Geiste. Dann erschien er öfter als sonst beim Exerciren der Rekruten und folgte mit seinen Blicken dem Gebahren nur dieses einen Mannes. Und endlich trieb es ihn, demselben persönlich näher zu treten. Er redete ihn gelegentlich an und fragte ihn nach seinem Herkommen und seinen besonderen Verhältnissen, was nichts Auffälliges war, da er es von jeher liebte, mit seinen Leuten nähere Fühlung zu haben. Bald hatte er mit seinem scharfen Auge einen Einblick in das geistige und seelische Leben des jungen Soldaten gewonnen.

Das Resultat der Beobachtung war zunächst die Ueberzeugung, daß der Bursche außerordentlich beschränkten Geistes sei, und daß der Trieb zu Höherem schwerlich je in ihm werde erweckt werden können. Diese

Wahrnehmung betrübte ihn, obgleich er selbst nicht wußte, warum. Aber sein Interesse an dem Menschen ward dadurch nicht verringert. Er fuhr fort, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und nahm ihn schließlich, als die Rekruten in die Compagnie eingestellt wurden, sogar als Bursche in seinen persönlichen Dienst.

Uneingestanden, vielleicht sogar unbewußt, regte sich auf dem Grunde seiner Seele das Verlangen, einen erziehlichen Einfluß auf ihn zu gegewinnen. Aber dieser Schritt wurde für ihn verhängnißvoll.

Sein Urtheil über die geistige Befähigung des jungen Menschen bestätigte sich nicht nur vollkommen, sondern er gewahrte auch sehr bald, daß es demselben ebenso an Gemüth mangelte, und daß seine Natur eine Reihe böser Instincte aufwies, die in Folge einer schlechten Erziehung sich üppig ausgebildet hatten, und, die zu unterdrücken, es heut jedenfalls zu spät war. Der Bursche hatte diebische Gelüste, die er mit der größten Frechheit und ohne die geringsten Gewissensscrupel befriedigte. Zudem war er ein abgesagter Feind der Wahrheit. Er log nicht nur, um den übeln Folgen seiner Missethaten zu entgehen, sondern auch aus Bosheit und Schadenfreude.

Hauptmann Warmuth ward durch diese Wahrnehmungen in die mißmuthigste Stimmung versetzt. Er war jedesmal gegen den Unwürdigen auf's Aeußerste aufgebracht, bestrafte ihn auch wiederholt mit unnachsichtiger Strenge, fühlte aber doch immer wieder ein gewisses Mitleid für ihn und eine geheime Scheu, sich von ihm gänzlich abzuwenden.

Er befand sich in einer zwiespältigen Gemüthsverfassung, die ihm die Seele verdüsterte und die geistige Kraft lähmte. Aber seine entschlossene Natur ertrug einen solchen Zustand nicht lange. Sie drängte ihn, zu handeln, statt zu dulden.

Er setzte daher seinem vagen Tasten und Schwanken ein kurzes Ziel, indem er eines Tages an den Pfarrer seines Heimatsdorfes schrieb und ihn um eingehende Mittheilungen über das Vorleben seines Schützlings bat. Er setzte voraus, daß der alte Herr, der zu seiner Zeit das Amt des Seelenhirten dort verwaltet hatte, nicht mehr am Leben, oder wenigstens schon emeritirt sein würde. Und er hatte richtig gerechnet, denn das umgehend einlaufende Antwortschreiben war mit einem ihm fremden Namen unterzeichnet. Dasselbe lautete:

„Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir in Beantwortung Ihrer geehrten Anfrage ergebenst mitzutheilen, daß der Schlossergeselle, jetzt Musketier, P. ein von Grund aus verdorbener und meines Erachtens leider unverbesserlicher Mensch ist. Da er, wie ich aus Ihrem Schreiben schließe, auch in seinem neuen Verhältniß als Soldat vermuthlich schon wieder schlimme Streiche verübt hat, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen als seinem derzeitigen Vor-

gesetzten ein richtiges Bild von diesem entarteten Gottesgeschöpfe zu entwerfen. Schon in der Schule zeigte er sich als boshafter, gewaltthätiger und durch und durch verlogner Junge. Obgleich sein Auffassungs- und Denkvermögen von je her sehr gering war, besitzt er doch eine gewisse Verschlagenheit, die ihn befähigt, im richtigen Augenblick seine Umgebung mit Erfolg zu täuschen und seinen Vortheil dabei wahrzunehmen. Hierorts ist Jedermann überzeugt, daß er schon seit seiner Kindheit her eine ganze Reihe von Diebstählen und andere Unthaten auf dem Gewissen hat; und doch ist es niemals gelungen, ihn zu überführen. Nur wegen Körperverletzung ist er mehrmals bestraft worden.

„Nachdem er die Schule verlassen, arbeitete er erst in hiesigen Bergwerken als Häuer, aber keine Grubenverwaltung mochte ihn behalten, da er überall Böses stiftete. Nachher wurde er Schlosser, aber auch der besonnenste und strengste Meister vermochte ihn nicht zum Guten zu erziehen und so hat er sich meistens in den Fabriken herumgetrieben und ist mir dann aus den Augen gekommen. Wenn nun auch die militärische Disciplin ihn nicht zu bessern vermag, was ich leider fast befürchte, so ist er nach meiner Ueberzeugung für das zeitliche Leben verloren.

„Sollten Sie nun fragen, wie es kommt, daß ich als ein christlicher Priester, der die Nächstenliebe zu predigen hat, kein Wort zum Besten dieses Mannes gesagt habe, während doch kein Mensch ganz verworfen ist, so erwidere ich Ihnen, daß ich mich im Vorstehenden nur zum Verkünder der in hiesiger Gegend verbreiteten öffentlichen Meinung gemacht habe, der ich auch, soweit sie sich auf Thatsachen stützt, volle Berechtigung zuerkennen muß.

„Ich selbst aber möchte diesem Verdict, das die vox populi gefällt hat, noch ein Wort christlichen Erbarmens hinzufügen, denn ich empfinde für den Mann trotz seines umfangreichen Sündenregisters in Wahrheit ein warmes und tiefes Mitleid. Er ist ein lebendiges Beispiel für das Bibelwort, daß der Herr die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern. Auch in seiner Seele haben triebkräftige Keime des Guten gelegen, aber sie sind erstickt worden, ehe sie sich entwickeln konnten. Am Tage des Gerichts werden die, welche die Schuld daran tragen, sich zu verantworten haben.

„Der arme Mensch ist in den ungünstigsten Verhältnissen zur Welt gekommen und aufgewachsen. Die Nachrichten darüber habe ich, da ich zu jener Zeit noch nicht in meinem jetzigen Amte stand, aus den Mittheilungen älterer Inwohner mit Mühe zusammengebracht. Ich gebe Ihnen, was ich weiß. Die Mutter des Jungen war eine leichtfertige Dirne, die sich in noch sehr jungen Jahren mit einem kaum älteren Burschen einließ. Sie starb im Wochenbett und ließ das Kind ohne Mittel, ohne Schutz und Hilfe und ohne verwandtschaftlichen Halt zurück.

Der Vater, dessen Namen ich nicht habe ermitteln können, war zur Zeit ihrer Niederkunft bereits verschollen. Er soll Knecht bei dem damaligen Oberförster gewesen und wegen eines Streites mit seinem Dienstherrn trotzig in die weite Welt gegangen sein. Niemand hat seitdem wieder etwas von ihm gehört.

„Das Kind, das nun der Gemeinde zur Last fiel, ward einer Arbeiterwittwe zur Pflege übergeben, die selbst mit fünf Sprößlingen gesegnet war. Sie hat seine Erziehung geleitet bis zum zehnten Jahre — wie? mögen Sie sich selbst ausmalen. In dem Jungen steckten heftige böse Leidenschaften, aber Niemand versuchte es, sie zu unterdrücken; es steckten auch gute Eigenschaften in ihm, aber Niemand unternahm es, sie zu pflegen und für ihre Entwickelung zu sorgen. So ist er geworden, was er jetzt ist. Ich kann ihn daher wohl verabscheuen, aber nicht verdammen. Ich bete zu Gott, daß es der bewährten militärischen Zucht noch gelingen möge, ihn auf den rechten Weg zu führen. Genehmigen Sie &c.

N. N. Pfarrer in X."

Der Hauptmann hatte bebend zu Ende gelesen. Jetzt ließ er das Blatt sinken und fiel bleich und kraftlos in den Sessel zurück. Der Schlag, den er erhalten, war vernichtend.

Jetzt wußte er, was ihn mit geheimnißvoller unwiderstehlicher Gewalt zu dem Burschen hingezogen; die Stimme des Blutes hatte vernehmlich gesprochen; und der Brief des Pastors hatte ihm die Augen geöffnet. Er übersah mit grausamer Klarheit den Zusammenhang der Dinge und er sah, daß er an einem Abgrunde stand, der sich plötzlich zu seinen Füßen geöffnet hatte.

Die Scene in der Tannenschonung, die als ein liebliches Idyll in seiner Erinnerung gelebt hatte, war in Wirklichkeit der Anfang einer herzzerreißenden Tragödie. Das entscheidende Moment darin, das er nur als ein süßes Traumbild in seinen Gedanken behalten, stand nun in seinen furchtbaren Folgen vor ihm und heischte Rechenschaft für den kurzen Rausch der Sinnenlust.

Das Mädchen, das vor Gott sein Weib geworden, war verdorben — gestorben durch seine Schuld; sein Sohn von ihm um seine Kindheit, um Ehre und Glück, um Alles betrogen, haltlos in den Wirbel der Leidenschaften gestoßen und ohne Führung dem reißenden Strome des Lebens überantwortet! Und er selbst ein vornehmer Mann, geachtet und geehrt von Jedermann und rüstig im Aufsteigen begriffen auf einer glänzenden Laufbahn!

Der Contrast war ein zu scharfer, der Versuch eines Ausgleichs der Gegensätze unmöglich. Und eine Sühne der Schuld — — undenkbar, unerreichbar, unausführbar!

Warmuth war ein zu guter Menschenkenner. Er wußte, daß das Unkraut der Seele, das mit dem Leibe herangewachsen ist und aus ihm beständig neue Lebenskraft erhält, sich nimmermehr ausrotten läßt. Sein Sohn war dem Verderben geweiht und auch der beste Wille und die festeste Hand vermochte ihn nicht diesem unheilvollen Geschick zu entreißen.

Der Hauptmann ächzte laut auf, erhob sich von seinem Sitz und schleppte sich mit schlotternden Knieen nach der entgegengesetzten Wand des Zimmers. Ueber dem Sopha hing eine geschmackvoll geordnete Waffentrophäe. Ihr entnahm er einen Revolver, den er während des ganzen Feldzuges getragen hatte. Er hob die Waffe, ließ sie aber gleich wieder sinken. Die Lebenslust lohte noch einmal in ihm auf, und die Frage: Giebt es keinen andern Ausweg? fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Da fiel sein Blick auf den Brief des Pastors und im nächsten Augenblick knackte der Hahn, ein schwacher Knall, wie von einer Peitsche, durchtönte das Zimmer und lautlos brach die stattliche Gestalt zusammen. Eine schwache Blutwelle, entquoll einer kleinen Oeffnung über dem linken Auge, rieselte über die Stirn herab und färbte die Diele mit dem Purpur des entschwindenden Lebens. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage später ward der Hauptmann Warmuth mit vollen militärischen Ehren zur Erde bestattet, denn der Oberstabsarzt des Regiments, der die Leichenschau gehalten, hatte amtlich erklärt, er könne die That nur im Zustande augenblicklicher Geistesstörung verübt haben. Der Divisionsprediger pries in seiner Leichenrede die großen Verdienste und glänzenden Gaben des Verewigten und wies darauf hin, daß, wenn auch nicht Weib und Kind den Verlust desselben zu beweinen hätten, doch treue Kameraden wie Brüder um ihn trauerten.

Der Bursche des Abgeschiedenen stand mit in Reih' und Glied am Grabe, und als die Ehrensalve abgegeben wurde, flog ein hämisches Lächeln über sein hübsches Gesicht. Gut, daß er diesen Vorgesetzten los war! Der hatte ihm doch zu sehr auf die Finger gesehen.

Daß der (von den Anarchisten tödtlich verwundete) Berthold durch ein halb im Fieberwahn hingeschriebenes Gedicht die (unglaubliche!) Liebe seiner Pflegerin Marie von sich ab und auf seinen würdigen Vater hinlenkt, ist doch selbst für einen Roman zu wunderbar. Ich fürchte, daß diese eigenthümliche Umwandlung des Don-Carlos-Stoffes auf die meisten Leser mehr komisch als erhebend wirken wird.

Daß Wilbrandts neuer Roman kein unbedeutendes Werk sein würde, war ja zu erwarten. Aber als ein recht erfreuliches können wir ihn bei aller Anerkennung seiner Vorzüge nicht bezeichnen. Erfreulicher wird er für uns auch nicht durch die eingelegten Reden von der deutschen Flotte und der Zukunft des Reiches. Patriotismus kann in einem Romane nur dann wohlthuend wirken, wenn er in ihm selbst seine Begründung findet. Aber wenn in Deutschland nicht noch andere Adamssöhne lebten, als die von Wilbrandt geschilderten, so hätte es weder eine Flotte noch eine große Zukunft. E.

Bibliographische Notizen.

Die Lebensanschauungen der großen Denker. Eine Entwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 1890.

Der Verfasser nennt mit Recht unsere Zeit eine Zeit vorwaltenden und vordringenden Specialisirens. „Die gelehrte Detailforschung in allen Ehren — seien wir auf der Hut, über den Notizen nicht die Ideen zu verlieren und den Geist durch Urkunden ersetzen zu wollen.“ Es ist ein großes Verdienst von Eucken, den Ertrag der Vergangenheit in lebendige Beziehung zur eigenen Arbeit zu setzen, wie er sagt. Er umspannt in dem vorliegenden Buche die ungeheuere geistige Entwickelung von Plato bis zur Gegenwart. Nicht eine Sammlung der philosophischen Systeme will er uns bieten; in breitem Strome fließt an uns die geistige Entwickelung vorüber; der geistige Zusammenhang der Denker mit ihrer Zeit, die historischen und damit auch die inneren Bedingungen für das Herauswachsen aus ihrer Zeit und wiederum der Einfluß auf ihre Zeit, das wird hier dargethan. Freilich haben wir es mit Gliedern einer Kette zu thun, da aber die einzelnen Glieder sich auseinander entwickeln, da der innige geistige und culturelle Contact der verschiedenen Epochen verfolgt und aufgespürt wird, bekommt das Ganze Festigkeit und Leben. Das klassische Alterthum ist der Boden für die Entwickelung; die Lebensanschauungen des nationalen Griechenthums, die Ausgleichung der christlichen Welt mit dem Griechenthum nimmt den größten Theil der Schilderung vorweg. Das ist nicht ganz gerecht, denn darüber kommt die Neuzeit zu kurz. Nur in ganz großen Zügen werden uns die Zeiten eines Baco, eines Kant, wenn auch scharf umrissen, vorgeführt. Wohl hätte man hier und da namentlich bei der Darstellung der Systeme etwas mehr Eingehen gewünscht, so z. B. bei Spinoza, wohl hätte man in der ganzen Entwickelung ein stärkeres Hervortreten des culturgeschichtlichen Momentes gewünscht, aber das kann noch Alles bei späteren Auflagen nachgeholt werden. Die Klarheit und der Schwung der Darstellung, die vollendete Beherrschung des Stoffes, die Objectivität und Sicherheit, Alles bekundet den Meister.

S. S.

Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang über Thukydides und Kleon. Von Hans Delbrück. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1890.

Seinem epochemachenden Buche „Die Perserkriege und die Burgunderkriege“ hat Delbrück nunmehr ein zweites Werk von gleicher Trefflichkeit und gleichem wissenschaftlichen Werthe folgen lassen, indem er wiederum von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus eine gerade in letzter Zeit vielfach erörterte Frage zu lösen sucht. Durch schlagende Gründe und in klarer, fesselnder Sprache weiß er den Leser von der Richtigkeit der perikleischen Kriegführung zu überzeugen; kaum jemals ist die Ehrenrettung einer historischen Persönlichkeit schöner und mit gelungenerem Erfolge durchgeführt worden.

Nachdem Delbrück aus Clausewitz' und Friedrichs des Großen Schriften neben der Niederwerfungsstrategie die Existenz noch eines zweiten Systemes, der Ermattungs- oder doppelpoligen Strategie, nachgewiesen hat, deren Natur es ist, nicht durch Entscheidungsschlachten den Gegner niederzuschmettern, sondern durch „Manöver" ihn zu erschöpfen, zeigt er in einem parodistischen Capitel an dem Beispiele Friedrichs des Großen, welches Zerrbild sich ergiebt, wenn der Geschichtsschreiber die Anforderungen der Niederwerfungstheorie stellt, wo doch nur wie im siebenjährigen Kriege das doppelpolige System am Platze war. Jetzt erst ist der Boden für die Beantwortung der Hauptfrage, nach der Feldherrntüchtigkeit des Perikles, vorbereitet. Ein Ueberblick über die Auffassung des Perikles von Seiten Dunckers und v. Pflugk-Harttungs und ein Bild von der Unzuverlässigkeit unseres Quellenmaterials, welches aus der einander widersprechenden Verwerthung desselben entwickelt wird, führen in die eigentliche Behandlung des Themas ein. Für den peloponnesischen Krieg hat sich den Athenern die Wahl der Niederwerfungsstrategie verboten, da zu Lande die Streitkräfte ihrer Gegner den ihrigen erheblich überlegen waren; demgemäß konnte Perikles keine der vier verschiedenen, von Duncker für die Eröffnung des Krieges vorgeschlagenen Operationen zur Anwendung bringen; er konnte nicht die Entscheidung in einer großen Schlacht suchen. Um die thatsächliche Ausführung des somit als Idee gerechtfertigten perikleischen Kriegsplanes zu beurtheilen, werden die drei ersten Kriegsjahre des peloponnesischen Krieges eingehend geprüft; davon haben die ersten 1½ Feldzüge, bis zur Expedition des Hagnon nach Poridäa, welche allein auf Rechnung des Perikles kommen, durchaus das Gepräge einer entschlossenen, einheitlichen Leitung. Nicht minder stehen die Maßregeln, welche den peloponnesischen Krieg veranlaßten und einleiteten, das Verhalten der Athener gegenüber Korkyra, Potidäa und Megara, sowie die Bündnisse mit den sicilischen antisyrakusanischen Städten, mit dem Plane des Perikles im vollen Einklange. Schließlich werden auch bezüglich des samischen Feldzuges die Vorwürfe, die von Pflugk-Harttung gegen die militärischen Leistungen des Perikles erhoben hat, in scharfer, aber wohlbegründeter Weise zurückgewiesen. Als Anhang sind „zwei kriegsgeschichtliche Untersuchungen betreffend Thukydides und Kleon" beigefügt. s. b.

Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Von Hermann Oldenburg. 2. Aufl. Berlin 1890. W. Hertz.

Das Erscheinen einer 2. Auflage des an ein größeres Publicum sich wendenden Werkes ist ein erfreuliches Zeichen des Interesses, das man bei uns der Lehre des großen indischen Lehrers und Religionsstifters zuwendet. Die neue Auflage ist im ganzen wenig verändert und nur durch das Weglassen der ausschließlich an die Gelehrten sich wendenden Excurse verkürzt. Das Werk, leicht und fließend geschrieben, beruht auf genauester Kenntniß der Quellen und ist wohl geeignet, das deutsche Publicum mit den Grundsätzen und den Anfängen der buddhistischen Lehre bekannt zu machen. Wir haben für die Anfänge des Buddhismus kein besseres Buch. F. B.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Vormals herausgegeben von J. H. Fichte und H. Ulrici, jetzt redigirt von Prof. Dr. R. Falckenberg. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Unter allen philosophischen Zeitschriften verfolgt die oben genannte am entschiedensten und am erfolgreichsten die Aufgabe, auch den weiteren Kreis der gebildeten Leser über die Strömungen des deutschen wie des ausländischen Geisteslebens zu unterrichten. Es geschieht dies nicht nur durch die in klarer Darstellung und edlem Stil gehaltenen Aufsätze — wir erwähnen in dieser Beziehung aus den beiden uns heute vorliegenden Heften des 97. Bandes besonders die schöne Studie von G. Glogau über Goethe, sowie die Arbeit von Hedwig Bender über das Wesen der Sittlichkeit und den natürlichen Entwickelungsproceß des sittlichen Gedankens —, sondern auch durch die durchweg sehr gut orientirenden Besprechungen philosophischer Bücher und literarischen Uebersichten. Die altbewährte Zeitschrift verdient von neuem empfohlen zu werden. ph.

Illustrirtes Conversations-Lexikon. 4. und 5. Band. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Spamers Lexikon füllt neben den großartigen Unternehmungen der Firma Brockhaus und Meyer einen leeren Platz in unserem Schriftthum aus. Sind dort die Illustrationen gewissermaßen nur er-

läuternde Beigaben, so werden sie hier zu einem wesentlichen Bestandtheil. Der Reichthum an Bildern ist es, der das Spamer'sche Lexikon wie der Titel mit Recht sagt, zu einem „Hausschatz für das Volk," zu einem Orbis pictus für die studirende Jugend macht. Die beiden neu vorliegenden Bände, die sechs Buchstaben von F bis I enthalten, bieten nicht weniger als 1650 Bilder. Besonders bevorzugt sind die Portraits; auch die Abbildungen von Städten oder aus irgend einem Grunde wichtigen Gegenden nehmen einen großen Raum ein. Der Text ist leicht faßlich und zuverlässig. Besonderes Interesse bieten zahlreiche Portraits von Zeitgenossen. rl.

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 3. Auflage besorgt durch Franz Muncker. IV. Band. Stuttgart, G. J. Göschen.

Die bewährte Lachmann'sche Ausgabe, die einzige, die für ein ernsteres Studium Lessings in Betracht kommen konnte, war schon lange einer Durchsicht bedürftig, da die Lessingforschung gerade in den letzten Jahrzehnten viel Neues zutage gefördert hat. Franz Muncker war der Berufensten einer, das Werk der Neu-Herausgabe zu wagen, und die ersten Bände seiner neuen Lessing-Ausgaben sind auch mit Recht allgemein beifällig begrüßt worden. Der vierte erscheint nach einer längeren Pause; er enthält die ersten prosaischen Arbeiten des jungen Lessing, vorwiegend Beiträge zu Zeitschriften. Die frühesten sind aus Mylius' „Naturforscher", ferner hat der Verfasser aus der „Previlegirten Berlinischen Zeitung" und aus den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" in den Jahren 1748—1757 mehrere längere und kürzere Bücherbesprechungen noch zu dem hinzugefunden, was bereits Forscher wie Redlich, Wagner, Malzahn und Bocksberger Lessing vindicirt hatten. Der vierte Band enthält ferner zwei Uebersetzungen Lessings: „Die Gefangenen" von Plautus und Rollius' „Römische Historie", beide nach Originaldrucken. Für die ersten Bände der schönen Ausgabe ist auch diese mit größter Sorgfalt hergestellt, und die äußere Ausstattung ist des großen Lehrers der deutschen Nation würdig. rl.

Walther von der Vogelweide. Ein Dichterleben von Anton E. Schönbach.

„Ist es denn wirklich so schwierig, die Vergangenheit des eigenen Volkes zu verstehen? Mit allem Bedacht und allem Nachdruck muß auf diese Frage „Ja" geantwortet werden!"

Es ist bezeichnend, daß der Verfasser, der seit zwei Jahrzehnten sich als Forscher und als Universitätsdocent um das Verständniß der deutschen Vorzeit bemüht hat, diese Worte am Anfange einer Schrift über denjenigen Dichter des Mittelalters ausspricht, der unter allen am meisten popularisirt worden ist, der in allen Lehrbüchern der Literaturgeschichte ausführlich besprochen wird, dessen Lieder und Sprüche in einer Unzahl von neuhochdeutschen Bearbeitungen dem großen Publicum und der lieben Schuljugend beider Geschlechter vorliegen. In der That — trotz oder vielleicht auch wegen der vielen Bücher die über Walther von der Vogelweide geschrieben sind, ist die richtige Auffassung und Erkenntniß seiner Lebensverhältnisse, seiner kirchlichen und politischen Stellung, seiner dichterischen Kunst viel umstritten geblieben.

In letzter Zeit hat man mehr als früher sich bescheiden gelernt in Bezug auf die Reconstruction der Daten seines äußeren Lebensganges; man hat aber ernster sich bemüht, seine Dichtungen innerhalb ihrer Zeit zu verstehen und zu würdigen. Als eine auf gründlichstem Studium beruhende und in edlem und verständlichem Stile vorgetragene Darstellung der Resultate dieser Forschung kann Schönbachs Schrift bestens empfohlen werden. Die einzelnen Stellen aus Walthers Gedichten hat Schönbach theils nach der sinngetreuen, die Form aber sehr frei umgestaltenden gereimten Bearbeitung Samhaber's, theils in schlichter eigener Prosaübersetzung gegeben. dr.

Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung von Otto Henne am Rhyn. Danzig, Carl Hinstorff's Verlag (Gustav Ehrke) 1890. 1. Band.

In dem knappen Rahmen des vorliegenden Bandes behandelt der als kulturgeschichtlicher Schriftsteller allbekannte Verfasser die Grundlagen der Kultur, die Stufen derselben und die Kultur der Arbeit; d. h. das Verhältniß des Menschen zur Natur, die örtliche und zeitliche Entwickelung der Kultur und Erwerb, Genuß, Wohnung, Schmuck und Kleidung. Natürlich ist Vieles bei der zusammenfassenden Darstellung nur angedeutet oder gestreift, jedoch überall zeichnet der Verf. mit kräftigen Strichen und giebt ein klares Bild. Das Buch ist lehrreich und interessant und

kann zur Lectüre, noch mehr aber zur Anschaffung warm empfohlen werden, weil man es nie ohne eine schöne und neue Anregung empfangen zu haben aus der Hand legen wird. s. s

Sein und Werden in Raum und Zeit. Wirthschaftliche Studien von Emanuel Herrmann. Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur 1889.

Diese „Wirthschaftlichen Studien" sind geistvolle, anregend und schön geschriebene Essays aus kulturgeschichtlichem, nationalökonomischem und philologischem bezw. historischem Gebiete; wenigstens möchte man dem letzteren die 3. Studie: Im Kulturkreise der Odyssee zutheilen. Der Verfasser behandelt den Boden, auf welchem Nationalökonomie und Kulturgeschichte zusammentreffen; das Buch hat daher einen reichen, abwechselungsvollen Inhalt, so daß man ihn schwer andeuten kann. s. s.

Nervosität und Mädchenerziehung in Haus und Schule. Chr. Ufer. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1890.

Verfasser tritt der Frage, welche bis jetzt vorwiegend vom medizinischen Standpunkte aus erörtert worden ist, vom pädagogischen Standpunkte aus näher. In der Schrift, welche sich nicht nur an Pädagogen und Mediziner, sondern auch an die Eltern wendet, wird zunächst eine kurze Erörterung über die Nervosität, ihr Wesen und ihre Kennzeichen gegeben, sodann werden die verschiedenen Ursachen für die starke Verbreitung derselben untersucht und endlich erörtert, in welcher Weise derselben entgegengearbeitet werden könnte. Verfasser empfiehlt in dieser Hinsicht Einschränkung des Lehrstoffes, enge Verknüpfung der verschiedenen Lehrgegenstände, „elementare Methode" des Unterrichts, eifrige Körperpflege 2c. — Die Schrift eignet sich wohl zur Orientirung über den Gegenstand, besonders auch wegen der reichlichen Literaturangaben. Wp.

Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Jena, H. Costenoble.

„Es giebt in der Kunst, wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zu Grunde gehen, ohne das erstrebte Ziel zu erreichen." Diesen Satz Tolstois sucht der Verfasser an dem Schicksal eines eifrig strebenden, aber unglücklich untergehenden Münchener Künstlers zu erweisen. Ausgewählte Stellen aus „Werthers Leiden" machen auf die in der That vorhandene Verwandtschaft mit dem Goethe'schen Roman aufmerksam. Freilich hat Goethe seinen Werther nie einen Helden genannt. dr.

Briefwechsel zwischen M. Enk von der Burg und E. von Münch-Bellinghausen (Fr. Halm). Herausgegeben von Dr. R. Schachinger. Wien, A. Hölder.

In vorzüglicher Ausstattung erscheint der Briefwechsel von Friedrich Halm mit seinem Lehrer und Freunde, der uns werthvolle Einblicke in die Leidensjahre des einen, wie in die Strebezeit des anderen eröffnet. Namentlich für die dichterische Entwickelung Fr. Halms in den Jahren 1833—1843 bieten die Briefe manches wichtige und lehrreiche Document. dr.

Hoffmann von Fallersleben und sein deutsches Vaterland. Von Dr. H. Gerstenberg. Berlin, F. Fontane.

Hoffmann von Fallersleben hat bekanntlich in sechs Bänden sein Leben bis zum Jahre 1860 beschrieben (Hannover 1868) mit genauer Mittheilung vieler Actenstücke und mancher bis dahin ungedruckten Dichtungen. Ich kann dem Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift darin nicht beistimmen, daß diese Selbstbiographie eine nicht recht genießbare Lectüre sei; vielmehr giebt sie über die persönliche Entwickelung des hochbegabten und als Forscher wie als Dichter gleich fruchtbaren Mannes (dem z. B. auch Gustav Freytag die Einführung in das deutsche Mittelalter verdankte) höchst interessante Nachweise und läßt zugleich (namentlich bei Darstellung der Breslauer Jahre von 1822—1843) tiefe und belehrende Einblicke in das wissenschaftliche, gesellschaftliche und politische Leben der Zeit thun. Aber in der That ist eine vom Standpunkte unserer Zeit zusammengefaßte und ergänzte neue Darstellung der Wirksamkeit Hoffmanns ebenso wie eine vollständige Sammlung seiner meist in kleinen Einzeldrucken erschienenen, zum Theil noch ungedruckten, politischen und unpolitischen Gedichte ein Bedürfniß. Beides bereitet Herr Gerstenberg für eine Ausgabe der „gesammelten Werke" Hoffmanns in gleichem Verlage vor, welcher wir aufrichtig den besten Erfolg wünschen. Die vorliegende Schrift soll gewissermaßen

der Vorbereitung und Einleitung für dieses bereits angekündigte Gesammtwerk dienen. Sie bietet eine warm geschriebene Charakteristik des Patrioten Hoffmann von Fallersleben, mit gut gewählten Belegstellen aus gedruckten und bisher ungedruckten Dichtungen. E.

Leberecht Hühnchen als Großvater. Von Heinrich Seidel. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Schon in früheren Werken des liebenswürdigen Verfassers war die Gestalt des Herrn Leberecht Hühnchen gezeichnet, jenes eigenthümlichen Menschen, der im Leben der Weltstadt seine einfach natürliche Lebensführung und Weltanschauung und seinen in sich selbst gefesteten Charakter festzuhalten versteht. Wer etwa nicht glauben möchte, daß man noch im heutigen Berlin idyllisch leben und Idyllen erleben kann, der lese dies Büchlein — er wird eines Besseren belehrt werden. O.

Englands Stellung zur ersten Theilung Polens. (Habilitationsschrift.) Wolfgang Michael, Dr. phil. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1890.

Ueber Englands Stellung zu der Theilung von 1772 erfahren wir hier, daß es eigentlich gar keine Stellung zu dem wichtigen Ereigniß einnahm. Mit anderen Worten, die Vernichtung einer ganzen Nation ließ den Inselstaat vollständig kühl, sofern nicht die eigenen Interessen dadurch gefährdet wurden. Diese wurden allerdings in handelspolitischer Hinsicht in dem polnisch gebliebenen Danzig stark berührt, insofern letzteres, seit lange ein starkes Handelsemporium für englische Ein- und Ausfuhr, rings vom preußischen Gebiete eingeschlossen war und somit gezwungen werden sollte dem Preußenkönig dienstbar zu werden. England war natürlich lebhaft bemüht, den ihm so günstig gewesenen status quo ante aufrecht zu erhalten; daher war die ganze polnische Frage für dieses Reich nichts weiter als eine Danziger Frage. Als es hier seinen Einfluß hinreichend gewahrt glaubte, gab es weder eine polnische noch eine Danziger Streitfrage mehr für das kühl berechnende Inselvolk. — Die gediegen wissenschaftliche Benutzung und Ausnutzung aller, selbst vieler archivalischer Quellen macht die Schrift allen Fachgenossen, die in dieser Richtung weiter arbeiten wollen, äußerst werthvoll. wd.

Studien und Charakteristiken. Von Joseph Sittard. 3 Bände. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß.

Eine vorzügliche Sammlung von kleinen musikalischen Arbeiten, historischen, kritischen und ästhetischen Inhalts. Sittard hat gründliche und umfangreiche Quellenstudien gemacht und weiß das Gewonnene in einer Form darzubieten, die von Trockenheit und Pedanterie ebenso frei ist, wie von Ueberschwänglichkeit und Gespreiztheit. Als besonders werthvoll und interessant sind die historischen Artikel: „Von fahrendem Volke" und „Zum Don Juan-Jubiläum" zu bezeichnen; in zweiter Linie sind die ausführlichen Besprechungen alter und neuer Opern (Bd. 3) zu nennen.

Liedesperlen des deutschen Volks. Zweistimmige Originalsätze beliebter, leicht sangbarer Lieder. Zusammengestellt von Engel und Apian. Leipzig. Verlag von Hilmar Brennewitz.

Viel und schwer ist schon wiederholt in Volksliedersammlungen gegen den guten Geschmack und die musikalische Correctheit gesündigt worden. Das vorliegende Heftchen schließt sich seinen Vorgängern in würdiger Weise an. Eine so stümperhafte Behandlung des zweistimmigen Satzes, wie sie um nur zwei Beispiele zu nennen, in den Liedern Nr. 60 („Das ist der Tag des Herrn") oder in Nr. 122 („So pünktlich zur Secunde") vorliegt, geht doch über den Spaß. Auch mit den Texten springen die Herausgeber oft in unverantwortlicher Weise um, so ist Scheffels „Als die Römer frech geworden" auf netto 5 Strophen castrirt worden. Es wäre geradezu ein Unglück zu nennen, wenn eine solche Sammlung in's Volk oder in die Schule dränge. eb.

Führer durch den Concertsaal. Von Hermann Kretzschmar. II. Abtheilung, zweiter Theil. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Der Verfasser behandelt in dem vorliegenden (Schluß-) Theile das Oratorium und die weltliche Cantate in ebenso gründlicher und erschöpfender Weise, wie in den beiden vorhergehenden Bänden die Instrumentalcomposition und die Kirchenmusik. Mit besonderer Vorliebe sind G. Fr. Händel's größere chorische Werke analysirt. Die Schöpfungen der Neuzeit sind kürzer, aber dabei doch scharf und prägnant be-

sprochen. — Von dem in demselben Verlage erschienenen „Führer durch die Oper" von Otto Neitzel ist die zweite Abtheilung des 1. Bandes erschienen. Neitzel erläutert darin die Hauptwerke der Componisten Spohr, Weber, Marschner, Schumann, Kreutzer, Lortzing, Nicolai und Flotow mit großer Sachkenntniß und liebevollem Eingehen auf die charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines jeden Tonsetzers. eb.

Das Wiener Theaterleben. Von Müller Adam = Guttenbrunn. Leipzig und Wien. Otto Spamer.
Wiener Bühnen-Unwesen. Von F. Scenicus. Offener Brief an den Vereinsausschuß des „Deutschen Volkstheaters." Wien, Franz Deuticke.

Beide Schriften behandeln denselben Gegenstand: die Lage der Wiener Theater und insbesondere das Verhältniß des neugegründeten Deutschen Volkstheaters zur dramatischen Production und zur Schauspielkunst. Adam Müller-Guttenbrunn ist nicht nur ein genauer Kenner dieser Verhältnisse, sondern auch ein offener, unbestochener Richter. Wer in voller Wahrheit die gegenwärtigen Theaterzustände Wiens kennen lernen will, muß sein vortrefflich geschriebenes Büchlein lesen. Es ist eine wahre Wohlthat, angesichts der verschleiernden, unfreien Tageskritik endlich jemand zu hören, der ohne Rückhalt das ausspricht, was seine nach ernstem Studium gewonnene Ueberzeugung ist. — Von demselben Ernst ist auch das Büchlein von Scenicus getragen, aber es ist schlecht und unklar geschrieben und macht ganz den Eindruck des Dilettantischen. rl.

Die Wunder der Bühne. — Genrebilder aus dem Schauspielerleben. Von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer.

Ein Theatermann, der das Leben hinter den Coulissen aus eigener Erfahrung kennt, weiht hier die Laien in seine Geheimnisse ein; „Die Wunder der Bühne" schildern uns das Innere des eigentlichen Bühnenhauses; der Verfasser wählt die Form eines Rundganges und übersieht wohl kaum etwas, was die Laien interessiren könnte. — Die „Genrebilder" sind leicht hingeworfene Skizzen, die als leichte Unterhaltungslectüre ihren Zweck erfüllen. rl.

Münchener Jahresausstellung von Kunstwerken aller Nationen. 1890. Text von O. J. Bierbaum-München. Münchener Kunst- und Verlags-Anstalt, Dr. E. Albert & Co.

Unsere modernen Künstler dürfen sich wahrlich nicht darüber beklagen, daß ihre Werke zu wenig bekannt würden. Kaum ist eine Kunstausstellung eröffnet, so beeilen sich nicht blos die regelmäßig erscheinenden Zeitschriften, sondern auch eigens unternommene Publicationen hervorragender Kunstanstalten, die bedeutendsten der ausgestellten Kunstwerke in vortrefflichen Reproductionen allgemein zugänglich zu machen. Die von der Albert'schen Kunstanstalt nun bereits im zweiten Jahrgange herausgegebene Veröffentlichung von Werken der Münchener Jahresausstellung nimmt durch die Vorzüglichkeit ihrer nach einem neuen patentirten Hochdruckverfahren hergestellten Reproductionen sicher eine der ersten Stellen ein, und empfiehlt sich gleichzeitig bei geschmackvollster Ausstattung durch große Billigkeit. In zwei starken Heften zum Preise von je 3,50 Mk. erhalten wir nicht weniger als 42 Vollbilder und 48 große Textillustrationen nach den hervorragendsten der ausgestellten Gemälde und Sculpturen, unnachahmlich in der Treue und Kraft der Wiedergabe des Originals. Der Text von O. J. Bierbaum ist frisch und elegant geschrieben und sucht dem Streben der modernen Kunst nach inniger Wahrheitstreue mit verständnißvoller Kritik gerecht zu werden. M. S.

Architektonik des gothischen Stils von Dr. Rudolf Adamy. Mit 513 Zink-Hochätzungen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhandlung.

Das rüstige Fortschreiten der umfassend angelegten „Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage" von R. Adamy wird von allen Freunden kunsthistorischer Studien mit Dank begrüßt werden. Von dem zweiten Bande, die Architektonik des Mittelalters umfassend, bringt die vorliegende dritte Abtheilung den Schluß, so daß die Vollendung des ganzen Werkes in nicht allzu ferner Zeit zu erwarten ist. Das günstige Urtheil, welches wir über die früheren Abschnitte des Werkes zum Theil in eingehenden Besprechungen gefällt haben, können wir dieser Fortsetzung gegenüber nur wiederholen. Die Darstellung des Verfassers bewährt ihre alten Vorzüge der Uebersichtlichkeit und Klarheit. Die diesmal besonders zahlreich beigegebenen

Illustrationen zeichnen sich wiederum durch ihre Eleganz und Schärfe vortheilhaft aus. Möge das Unternehmen sich immer neue Freunde gewinnen und zur Verbreitung des Verständnisses für das Wesen und die Schönheit der Architektur in weiteren Kreisen beitragen! M. S.

O Du mein Oesterreich! Roman von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Ossip Schubin gehört zu den gelesensten Schriftstellerinnen — der unter obigem Titel vor einem Jahre erschienene Roman liegt uns bereits in der zweiten Auflage vor; — sie besitzt aber auch nicht zu unterschätzende Vorzüge in ihrer flotten Schreibweise und der Kunst Spannung zu erwecken und bis an das Ende ihrer bändereichen Erzählungen festzuhalten. — Der kleine Ausschnitt des Lebens, den sie sich zum hauptsächlichen Occupationsfeld für ihre schriftstellerischen Streifzüge ausersehen, umfaßt das Leben und Treiben der österreichischen Aristokratie; hier ist sie zu Hause und kennt ihr Publicum, mit seinen vielen liebenswürdigen Vorzügen und seinen großen Schwächen, welche aufzudecken sie sich nicht scheut, wenn auch nicht mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit, weit eher mit einer gewissen wohlwollenden Voreingenommenheit, die selbst für die Verirrungen noch eine Entschuldigung findet. Nicht ganz so heimisch scheint Ossip Schubin in den Kreisen der „Finanz" zu sein, oder sie läßt sich von angeborener Abneigung in der Objectivität ihres Urtheils beeinflussen, denn weshalb sollten gerade diese Kreise eine Vereinigung von Herzenshärte, Geschmacklosigkeit und Mangel an Takt — und Zartgefühl bilden? Der Verfasserin ist es aber auch nicht darum zu thun, sociale Schäden aufzudecken, Standesvorurtheile zu bekämpfen und Conflicte zu lösen, die sich aus veralteten Anschauungen mit modernen Ideen ergeben, — sie will unterhalten und immer wieder unterhalten — daß sie damit dem Geschmack eines großen Theils des lesenden Publicums entgegenkommt, beweist die Nachfrage, die nach ihren Büchern besteht. mz.

Sinkende Zeiten. Erzählung aus dem letzten Hansakriege. Von Ernst Jungmann. Breslau und Leipzig, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vormals S. Schottlaender.

Die letzten Kämpfe der Hansastadt Lübeck um die Beherrschung der Ostsee bilden den geschichtlichen Hintergrund dieser fesselnd geschriebenen Erzählung, welche zugleich in das bürgerliche Leben und die Cultur Norddeutschlands im sechszehnten Jahrhundert lehrreiche und reizvolle Einblicke eröffnet. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Das Stiefkind des Deutschen Heeres. Kritische Betrachtungen. Freiburg, E. Fehsenfeld.

Amyntor, G. v., (Dagobert von Gerhardt). Die Oelmühle im Spreewald. Zwei Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. Vierter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh.

Anzengruber, L., Gesammelte Werke. In zehn Bänden. 5. Band. Stuttgart, J. G Cottasche Buchh.

Ballestrem, E. Gräfin, Die Falkner vom Falkenhof. Roman. 2 Bände. Dresden, Verlag des Universum.

Berner, E., Geschichte des Preuss. Staates. Reich illustr. mit Tafeln, Beilagen und Textbildern. Erste Abtheilung. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedr. Bruckmann.

Biedermann, K., 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte. Vom Wiener Congress bis zum Thronwechsel in Preussen. Eine Ergänzung nach rückwärts zu des Verfassers „Dreissig Jahren deutscher Geschichte, 1840—1870." Zweiter Band. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt, vorm. S. Schottlaender.

Klassischer Bilderschatz. Herausg. von F. von Reber und A. Bayersdorfer. III. Jahrgang Heft 1. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Fr. Bruckmann.

Björnstjerne Björnson, Ragni, Roman. Autoris. Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Cauer, P., Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken. Kiel, Lipsius & Tischer.

Charles, M., Zeitgenössische Tondichter. Studien u. Skizzen. Leipzig, Rossberg'sche Buchh.

— Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen. Neue Folge. Leipzig, Rossberg'sche Buchhandlung.

Conradt, C., Dilettantenthum, Lehrerschaft und Verwaltung in unserm höheren Schulwesen. Wiesbaden. C. G. Kunzes Nachfolger.

Ebner-Eschenbach, M. von, Dorf- und Schlossgeschichten. Zweite verm. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel.

Eichler, M., Heil Brandenburg. Erzählung a. d. Zeiten Friedrichs des Ersten von Hohenzollern. Brandenburg /H., P. Haeckert.

Engel, E., Wand an Wand und andere Novellen. Dresden, Verlag des Universum.

Der Erzähler. Sammlung von Romanen, Novellen und unterhaltenden Aufsätzen. Erstes Heft. Wien, Exped d. „Erzähler."

Finck, H. T., Romantische Liebe und persönliche Schönheit. Entwickelung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und nationale Eigenheiten. Deutsch von Udo Brachvogel. Zweiter Band. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Führer durch Zürich. Herausgegeben von der officiellen Verkehrs-Commission. Zürich, Orell Füssli & Co.

Grupp, B., Märkische Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. I. Serie. Zweiter Band. Brandenburg a. H., P. Haeckert.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. Illustr. von Roessler und Dietrichs. Lieferung 10—11. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen. Illustr. von Roessler und Dietrichs. Lieferung 12. 13. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hauri, J., Die Landquart-Davos-Bahn. Mit 30 Illustr. und einer Karte. (Europ. Wanderbilder No. 183. 184.) Zürich, Orell Füssli & Co.

Heinze, P. und **Goette,** R. Deutsche Poetik. Umriss der Lehre vom Wesen und von den Formen der Dichtkunst. Dresden-Striesen, P. Heinze.

Held, Fr., Eine Afrikareise durch's Marsfeld. (Pariser Ausstellung 1889). Berlin, Rosenbaum & Hart.

Der Herzog von Lauenburg und die Nonen des März. Eine antimachiavellistische Denkschrift. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellschaft Urania. II. Jahrg. Heft 12. Berlin, Herm. Paetel.

Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke. Lieferung 1. Berlin, F. Fontane.

Hoffmann von Fallersleben, Gesammelte Werke Bd. I. II. Berlin, F. Fontane.

Hoffmann, H., Der eiserne Rittmeister. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.

Höllenbreughel als Erzieher. Auch von einem Deutschen. Leipzig. C. Reissner.

Holzapfel, E., Die Milch und ihre Gefahren mit besonderer Berücksichtigung der Kindermilch. Magdeburg, L. Schaefer.

Homer's Odyssee für das Deutsche Haus von E. Engelmann. Mit Illustr. Lieferung 2. 3. Stuttgart, Paul Neff.

Jedina, L. v., An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Mit einer Karte, 70 Voll- und 170 Textbildern. Lieferung 9—10. Wien und Olmütz, E. Hölzel.

Jerusalem, W., Laura Bridgmann. Erziehung einer Taubstumm-Blinden. Eine psychol. Studie. Wien, A. Pichler's Wittwe & Sohn.

Im Ausland. Mittheilungen des Vereins Deutscher Lehrer in England. London, Selbstverlag des „Vereins Deutscher Lehrer in England."

Im Brennpunkt der Schulreform-Bewegung. Ein poetischer Klärungsversuch. Frankfurt am Main, Mahlau & Waldschmidt.

Jole. Tragödie in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Junghans, S., Eine Versuchung. Roman. Dresden, Verlag des Universum.

Kastropp, G., Gunhild. Ein Heldengedicht. Dresden-Striesen. P. Heinze.

Katscher, L., Frieden! Frieden! Frieden! Zeitgemässe Bemerkungen und Hinweise. Dresden, E. Pierson.

L'Afrique pittoresque et merveilleuse. Par J. Baumgarten. Cassel, Th. Kay.

Nansen, Fr., Auf Schneeschuhen durch Grönland. Autoris. deutsche Uebersetzung. Mit über 140 Original-Abbildungen u. Kartenbeilagen. Erste Lieferung. Hamburg, Verlags-Anstalt u. Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Ohnet, G., Die Seele Pierres. Roman von Georges Ohnet. Autoris. Uebers. von E. Becher. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 7. Jahrg. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Nikolai Palkin. Uebers. a. d. Russischen vom Bibliogr. Bureau zu Berlin. Erstes Tausend. Berlin, F. Manasse.

Pederzani-Weber, J., Die Marienburg. Eine deutsche Kulturstätte im Osten. 3. Aufl. Königsberg i./Pr., J. H. Bon.

Pfeil, J., Graf, Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Pietzker, Fr., Schule und Kulturentwickelung. Vortrag. Braunschweig, O. Salle.

Plaeschke, M., Der Eisenkönig. Ein Sang aus unsern Tagen. Krefeld, M. Plaeschke.

Retzer, C. F., Die naturwissenschaftliche Weltanschauung und ihre Ideale. Ein Ersatz für das religiöse Dogma. Leipzig, Ernst Wiest.

Roberts, A. Baron von, Preisgekrönt. Roman in zwei Bänden. Zwei Bände. (Engelhorns allgem. Romanbibl. 7. Jahrg. Band 1. 2.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Salchow, G. A., Numantias. Heldengedicht in zwölf Gesängen. Herausg. von G. H. Hamburg, Crone & Martinot.

Schmeding, Die Bedenken Sr. Excellenz des Herrn Ministers von Gossler gegen die Aufhebung des Gymnasialmonopols. Braunschweig, O. Salle.

Schmidt, W. A., Geschichte der Deutschen Verfassungsfrage während der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses 1812 bis 1815. Herausg. von A. Stern.

Schöbel, A., Prinzen-Märchen. Illustrirt von Georg Schöbel. Leipzig, A. Titze.

Schubin, O., O du mein Oesterreich! Roman von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Seehäfen des Weltverkehrs. Lieferung 21—23. Wien, Volkswirthsch. Verlag von Alex. Dorn.

Streibel, K., Getrennt und geeint. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

— Cassius und Julia. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Voss, R., Juliane. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Votsch, Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften. Hannover, Hahn'sche Buchh.

Walter, H., Bildung, nicht Gelehrsamkeit! Ein Beitrag zur Schulreform. Gotha, Emil Behrend.

Weinstein, C., Von Süd-Afrika und seinen Goldfeldern. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Wilbrandt, A. Friedrich Hölderlin. Fritz Reuter. Zwei Biographien. Dresden, L. Ehlermann.

Zum fünfundzwanzigjährigen Bestehen der „Modenwelt." 1865—1890. Berlin, Franz Lipperheide.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 55. — Heft 165.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1890.

14. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

December 1890.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Emin Pascha.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156 ,157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164

zum Preise von M. 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LV. (October bis December 1890)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII,. LIII,. LIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Dr. Emin

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LV. Band. — December 1890. — Heft 165.

(Mit einem Portrait in Radirung: Emin Pascha.)

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Der zweite Brief.

Novelle.

Von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Die Stunde, in welcher uns etwas Ersehntes, vielleicht ernstlich kaum Gehofftes, plötzlich zu Theil wird, ist gewiß eine sehr beglückend aufregende. Wenn aber ein Fall eintritt, an den man nie gedacht hat, ein Fall, welcher ein Glück verlockend zeigt, zugleich aber das Geständniß abzwingen will, daß man dieses Glück niemals erstrebt habe, und zugleich zum rasch entschlossenen Handeln treibt, dann ist die Aufregung sehr beunruhigend und kann eine ganz verzweifelte Stimmung hervorbringen. So erging es Fabian Heimrod, welcher rathlos in seinem Zimmer umherschritt, immer wieder zu einem offenen Briefe zurückkehrend, der auf seinem Arbeitstische lag, über einer aufgeschlagenen Schulausgabe von Ciceros Werk „Von den Pflichten.“ Fabian Heimrod war sonst ein sehr gesetzter junger Mann, der sich früh hatte gewöhnen müssen, das Dasein ernst zu nehmen, und, mehr als seine Altersgenossen, in Berufspflichten und Studien aufzugehen. Sein Leben war bisher ereignißlos und eintönig gewesen. Bei aller geistigen Bildung beschränkten sich seine Erfahrungen nur auf einen engen Kreis des Daseins außerhalb der Gesellschaft. Zwar hatte er schon manchmal gedacht, daß es doch schön wäre, wenn in sein Leben von außen herein einmal etwas innerlich Anregendes, menschlich Erweckendes träte — denn zum Philister war er mit seinen einunddreißig Jahren noch nicht geworden — aber was er heute erlebte, war denn doch ganz unerhört! Es mochten ja schon erstaunlichere

Dinge in der Welt vorgegangen sein, ihm aber genügte der Inhalt jenes Briefes zu einem Erlebniß der aufregendsten Art. Denn es handelte sich in den wenigen Zeilen um einen Heirathsantrag, auf welchen ihm ein Korb zu Theil wurde, während er sich nicht bewußt war, einen Heiraths-Antrag gemacht zu haben! Hatte er doch mit der Dame, welche seine Hand ablehnte, keine zehn Worte gesprochen, und diese wenigen vor fast zwei Jahren! Stand ihm doch diese Dame, äußerlich wie innerlich, so fern wie etwa ein schönes Frauenbildniß von Tizian, auf welches er wohl bewundernd die Augen richten konnte, ohne es doch in persönlicher Beziehung zu sich selbst zu denken! Und diese Dame erklärte ihm schriftlich, daß sie ihn nicht heirathen könne! Wie konnte sie, um Gotteswillen, darauf kommen, da ihm dergleichen noch nicht eingefallen war? Er ergriff den Brief, welchen er seit einer halben Stunde wohl zehnmal durchgelesen hatte, um den Inhalt noch einmal Wort für Wort zu prüfen. Dieser lautete:

„Verehrter Herr Doctor! Es wird mir recht schwer die geziemende Fassung für das zu finden, was ich Ihnen zu sagen habe. Aber ich darf Sie in einer so ernsten Sache nicht lange im Zweifel lassen. Ein Mädchen, welchem Sie Ihre Hand anbieten, kann sich dadurch nur geehrt fühlen, und so weiß auch ich die Auszeichnung Ihres Antrages durchaus zu schätzen. Gleichwohl bekenne ich, ohne viel Umschweife, daß ich nicht die Ihre werden kann. Fragen Sie nicht nach Gründen — es ist mir eben unmöglich! Doch wünschte ich nicht, daß meine Ablehnung Sie erbitterte und Sie uns völlig entfremdete. Mein Bruder bedauert sehr, daß Sie sein Haus seit zwei Jahren gemieden haben. Schenken Sie uns Ihren Besuch wieder, lernen Sie uns mehr kennen, und dann werden Sie einsehen, daß Sie sich eine falsche Vorstellung von mir gemacht, und zugleich, daß ich Ihnen keine andere als eine ablehnende Antwort geben konnte. Mit aufrichtiger Hochachtung — Amalie Rüdiger."

Fabian Heimrod sprach den Namen der Schreiberin unwillkürlich halblaut aus und schüttelte den Kopf über diesen ihm unbegreiflichen Brief. War hier eine Verwechselung vorgegangen? Aber die Aufschrift trug doch ganz deutlich und klar geschrieben seinen Namen! Richtig war es, daß er sich seit Jahren nicht mehr im Hause Rüdiger hatte blicken lassen, in welchem er den beiden Söhnen einst Unterricht und Nachhülfestunden gegeben. Nachdem der Aeltere in das Geschäft des Vaters eingetreten, der Jüngere die Universität bezogen, war er im besten Einvernehmen von der Familie geschieden. Damals trug dieselbe seit einigen Monaten Trauer, da die Gattin des Herrn Rüdiger gestorben war. Ihre Stelle in der Leitung des Hauses nahm gleich darauf Fräulein Amalie ein, welche Fabian nur flüchtig kennen lernte, da sein Privatunterricht um diese Zeit aufhörte. Wenn er sich seitdem zurückgezogen hatte, so lag das in dem Gefühl eines Gegensatzes, da er bei seiner bescheidenen

äußeren Stellung als jüngerer Gymnasiallehrer in die glänzenden Verhältnisse jenes Hauses nicht zu passen schien.

Herr Rüdiger war Kaufmann und Fabrikant, ein wohlhabender Mann, dessen Name selbst in einer Millionenstadt wie Berlin zu den häufig genannten gehörte. Sein Geschäftslocal lag im Mittelpunkte der Stadt, sein Wohnhaus in der Thiergartenstraße, allen täglich Vorüberspazirenden durch seine Architektur und den prächtig blühenden Vorgarten anziehend, vielen als das Rüdiger'sche Haus bekannt. Nachdem es zum Trauerhause geworden und Jahr und Tag sich dem Verkehr so gut wie verschlossen, hatte es sich im vergangenen Winter ein wenig für einen kleinen, und zwar musikalischen Kreis zu öffnen angefangen. Denn Amaliens großartige Gesangstimme sollte nach den Wünschen des Bruders nicht verborgen bleiben. Herr Rüdiger fühlte sogar die Verpflichtung, das schöne Talent seiner Schwester, die bis dahin bei einem anderen Bruder in Königsberg gelebt hatte, jetzt in Berlin zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen. Sie war musikalisch von frühauf geschult, hatte schon vielfach in Concerten gesungen, und so geschah es, daß sie in Kurzem sich auch in Berlin hören lassen mußte. Das Händel'sche Oratorium, in welchem sie in der Singakademie kürzlich die Altstimme gesungen, machte ihren Namen in allen musikalischen Kreisen rühmlich bekannt.

Fabian Heimrod hatte jenes Concert nicht besucht, da er sich um solche Aufführungen nicht bekümmerte, zumal ihm die Eintrittspreise, bei seinen schmalen Mitteln, zu theuer waren. Aber gelesen hatte er darüber, denn die Zeitungen waren nicht karg in ihrer Anerkennung. Und dann hörte er von einigen seiner Collegen sogar Gespräche der Begeisterung über die Sängerin. Aber nicht nur von ihrem Gesang war man hingerissen, sondern auch von ihrer Erscheinung, man sprach von ihrer Schönheit, ihrer großen herrlichen Gestalt, dazu auch von der merkwürdigen Schlichtheit ihres Auftretens. Man ging rühmend sogar bis ins Einzelne: Wie sie, sonst in so glänzenden Verhältnissen lebend, zwar sehr gewählt, aber dem Aussehen nach fast schmucklos gekleidet gewesen, und, der Mode zum trotz, ihr reiches Haar einfach gescheitelt getragen habe. Das Alles hörte Fabian gelassen mit an und ließ es an seinem Gehör vorüber gehen, um es bald zu vergessen, wie so vieles Andere, was aus einer ihm fremden Welt kommend ihn nicht berührte.

Aber Alles kam ihm plötzlich wieder in die Erinnerung, als er den Brief von den Händen dieser gefeierten Dame betrachtete, in welchem sie mit aufrichtiger Hochachtung einen von ihm nicht gestellten Heirathsantrag ablehnte. Was sollte er jetzt thun? Schweigen, als wäre nichts geschehen? Dann blieb ihm, wenn er ihr einmal begegnete, das peinliche Gefühl ihres Verdachtes, daß er einst werbend die Augen bis zu ihr erhoben habe! Ueberdies drängte es ihn, die Sache aufgeklärt zu sehen. Schon griff er nach Papier und Feder, um ihren Brief zu entgegnen —

aber er stand wieder davon ab. Es konnte ein endloses Schreiben hin und her gehen, bis das Mißverständniß sich löste. Ein mündliches Aussprechen wäre jedenfalls besser — überdies forderte sie ihn ja zu einem Besuche auf! Aber unter diesen Umständen war das, zumal bei seiner Schüchternheit, eine erschreckende Aufgabe. Freilich, er würde sie auf diese Weise zu sehen bekommen, und eigentlich wünschte er das sehr. Denn aus ihrer Ablehnung war ihm eine Aufmerksamkeit erwachsen, die bereits wie Anziehung wirkte. Aber wie schüchterne und in sich zurückgezogene Gemüther zuweilen zu dem tollkühnsten Wagestück bereit sind, so war Fabian Heimrod plötzlich entschlossen, der Dame seine Aufwartung zu machen. Hastig warf er sich in die Kleider und schlug den Weg nach der Thiergartenstraße ein. Er ging sehr rasch, und dabei fast beängstigt durch die Besorgniß, Amalie nicht zu Hause zu treffen.

Als er den Vorgarten betrat, sah er zwei Damen, welche von einem Ausgange kommend, vor ihm her schritten. Sein Herz schlug lebhafter. Aber keine von beiden konnte Amalie sein, da beide nur von kleiner Gestalt waren. Plötzlich wendeten sie sich, schienen ihn zu erkennen, und wie erschreckt beschleunigten sie die Schritte, und zwar um das Haus herum, vermuthlich nach dem Eingang auf der Rückseite. Auch Fabian hatte die Mädchen erkannt, obgleich sie sich in ein paar Jahren aus Kindern zu jungen Damen entwickelt hatten. Die eine war Franziska, die Tochter des Hauses, die andere eine Nichte, welche mit ihr erzogen wurde, genannt Dorchen. Wie oft hatte er Franziska, damals unter dem Namen Fränzchen, wenn sie in die Schulstunde muthwillig hereinsprang, um die älteren Brüder zu necken und Possen zu treiben — wie oft hatte er sie am Arme genommen und zur Thür hinausgeschoben! Dorchen war ein stilleres Kind gewesen, er hatte nur selten mit ihr gesprochen. Diese Erinnerungen flogen nur leicht an ihm vorüber, es galt alle Fassung für sein Gespräch mit Amalien zu bewahren.

Sie war zu Hause. Der Diener empfing seine Karte und trug sie hinein. Fabian that einen tiefen Athemzug. Nicht eine Minute hatte er zu warten, denn schon erfuhr er, daß er willkommen sei. Er trat in ein Empfangszimmer — aber man denke nur nicht, daß er sich darin umgesehen, und einige Stunden darauf eine Schilderung der prachtvollen Einrichtung hätte geben können! Davon sah er garnichts, denn seine Blicke waren auf die Thür gerichtet, durch welche er Amalien eintreten sah. Er fand ihre Erscheinung so großartig, daß er, wie geblendet, um die Anrede verlegen war. Sie aber, weltgewandt und ruhig, half ihm über die Verlegenheit hinweg. „Wollen Sie hier in mein Zimmer treten, Herr Doctor? begann sie, indem sie in das anstoßende Gemach zurücktrat. Es ist mir lieb, daß Sie kommen, und zwar gleich heute kommen, um so schneller gelangen wir hoffentlich über einiges — Unbehagliche hinaus. Auch meinem Bruder wird es lieb sein —.“

„Herr Rüdiger weiß auch um die Sache?“ rief Fabian, und ärgerte sich über sich selbst, daß seine ersten Worten wie ein Befürchtung klangen.

„Gewiß, Herr Doctor! entgegnete sie. Ich hielt es für gut, meinem Bruder, der Ihnen sehr wohl will und Ihnen dankbar geblieben ist —“

Fabian faßte sich ein Herz, sie zu unterbrechen. „Mein gnädiges Fräulein — begann er: Lassen Sie mich vor allem aussprechen, daß Sie mich in einem irrthümlichen Verdachte haben! Ihre gütigen Zeilen beziehen sich auf einen inhaltschweren Brief — ich habe mich aber nicht unterstanden, Ihnen einen solchen Brief zu schreiben!“

Amalie sah ihn erstaunt an. „Wie soll ich das verstehen? sagte sie. Ihr Name steht da doch deutlich. —“

„Ich wäre begierig, diesen Brief zu sehen!“

Sie erschrak, und richtete forschend die Augen auf ihn. Dann erhob sie sich schnell, schloß eine Schublade ihres Schreibtisches auf, aus welcher sie ein Blatt nahm und es ihm darreichte. Mit Spannung hielt sie die Augen auf seine Züge gerichtet, während er den Brief entfaltete und überflog.

„Das ist nicht meine Handschrift, gnädiges Fräulein! begann er darauf. Ich schreibe nicht so schön — viel krauser und undeutlicher. Diese langgestreckten, regelmäßigen Wortreihen zeigen mehr eine — so zu sagen kaufmännische Hand.“

Amalie saß sprachlos. Nur das Erröthen, welches sich plötzlich über ihr Gesicht ergoß, verkündete ihr Erschrecken und ihre Erregung. Die Möglichkeit, daß sie in eine schlau gelegte Falle gegangen, und sich durch zu rasches Handeln etwas vergeben habe, erfüllte sie mit Entsetzen.

„Hier hat leider Jemand meinen Namen mißbraucht, fuhr Fabian fort, der mich nicht gekannt hat — und so auch meinen Stil nicht. Dieses Schriftstück scheint zum Theil aus einem sogenannten „Briefsteller“ abgeschrieben zu sein, es zeigt keine Spur von Innerlichkeit oder Wärme, jeder Satz ist hohl und leer, der Ausdruck sehr trivial. Es hat etwas Beschämendes für mich, meinen Namen darunter zu sehen!“

„Die Beschämung dürfte auf meiner Seite sein! rief Amalie, sich hastig erhebend. Verzeihen Sie einen Augenblick. Mein Bruder scheint eben nach Hause gekommen zu sein. Er muß diese Wendung der Sache sofort erfahren!“

Fabian sah die schöne stolze Gestalt aus dem Zimmer schreiten, und stand, selbst in nicht geringer Bewegung und Spannung, die Augen nur auf den unheimlichen Brief gerichtet, den er noch in der Hand hielt. Nicht lange hatte er zu warten, denn schon nahten sich rasche Schritte.

„Willkommen, lieber Herr Doctor! rief ihm Herr Rüdiger entgegen. Meine Schwester theilt mir da im Fluge etwas Ueberraschendes mit. Ich bedaure den Irrthum! Lassen Sie mich doch einen Blick auf das fragliche Schreiben thun!“ Kaum hatte er es in Händen, als der Ausdruck seiner

Züge besagte, daß er eine sehr unangenehme Entdeckung machte. „Das war freilich nicht zu erwarten — oder vielleicht doch —! Es ist die Handschrift meines Neffen Julius."

„Julius?" rief Amalie in heftiger Aufwallung, während zugleich ein Zug der Verachtung um ihre Lippen sichtbar wurde.

„Nun ja!" fuhr Herr Rüdiger fort. „Und hier oben finde ich das Datum vom 1. April. Sieht beinahe aus, als sollte der Brief ein Aprilscherz sein. Schade, daß ich ihn nicht gleich gestern zu sehen bekommen habe."

Amalie ließ sich, wie vernichtet, in einen Sessel nieder. Fabian aber blickte nochmals hastig auf die Schrift, und machte sich bittere Vorwürfe, das Datum nicht früher beachtet zu haben.

Der Hausherr aber faltete das Blatt zusammen und steckte es ein. „Ich werde untersuchen! sagte er. Das Bubenstück soll nicht ungestraft bleiben."

Der junge Mann, welcher fühlte, daß seine Gegenwart nicht länger erwünscht sein könne, empfahl sich mit wenigen Worten der Entschuldigung. Da erhob sich Amalie schnell, bot ihm die Hand und sagte mit bebender Stimme: „Verzeihen Sie mir — wenn Sie können! Ich selbst freilich — kann mir nicht vergeben!"

Herr Rüdiger aber nahm Fabian's Arm, führte ihn durch die Zimmer, fand freundliche Worte für sein Bedauern, daß dem Gaste eine solche Unannehmlichkeit aus seinem Hause hervorgegangen sei, und begleitete ihn durch den Vorgarten bis an die Straße, wo er sich mit einem Händedruck von ihm verabschiedete.

Amalie aber saß in ihrem Zimmer, außer sich vor Beschämung und Groll, ja, ihre Aufregung war so innerlich, daß sie den heftig hervorquellenden Thränen nicht wehren konnte. In welche Lage sah sie sich gebracht gegenüber einem Manne, von welchem Sie im Hause ihres Bruders zwar Gutes vernommen, den sie selbst aber bisher kaum gekannt hatte! Einen Theil der Schuld schrieb sie sich selbst zu, durch die zu rasche Entgegnung jenes Briefes. Aber sie hatte geglaubt recht zu thun, wenn sie einen Mann, von dem man mit Hochachtung sprach, mochte er auch vielleicht ein gelehrter Sonderling sein, nicht lange im Zweifel über ihre Gesinnungen ließ.

Jetzt hörte sie ein leises Geräusch, und als sie sich wendete, sah sie ihre etwa sechzehnjährige Nichte Doris, mit dem Ausdruck der Anängstigung, auf der Schwelle stehen. „Was willst Du, liebes Kind?" fragte Amalie, indem sie sich zu fassen suchte.

„Um Gotteswillen — Tante! Du hast geweint! stammelte das junge Mädchen, selbst schon mit Thränen ringend. Hast Du Unangenehmes erlebt?"

„Wie kommst Du darauf? Es ist nichts."

„Ja, ja, es ist etwas geschehen! fuhr die Kleine, von Angst ergriffen, fort. Ich habe den Onkel mit Herrn Heimrod bis an das Thor gehen sehen, sie sahen so ernsthaft aus, und jetzt hast Du geweint — ach Tante! Ich kann es nicht verschweigen — ich bin daran schuld! Der Brief — ich —!“ Doris warf sich schluchzend vor Amalie nieder, und verbarg ihr Gesicht auf deren Knien.

„Du wärst schuldig — Du?“ fragte Amalie überrascht. „Nein, Dorchen, das glaube ich nicht! Dich hat man jedenfalls nur —“

„Aber ich wußte darum, und konnte es nicht hindern. Ich habe gebeten und gebeten, sie sollten es lassen, aber —“

„Fasse Dich, Dorchen! Hat Julius einen gewissen Brief geschrieben?“

„Ja, er war bereit dazu, und lachte.“

„Aber der Plan dazu ist doch wohl in einem anderen Kopfe entsprungen? Vielleicht war es —?“

Dorchen nickte bejahend, noch ehe Amalie einen Namen ausgesprochen hatte. „Also Franziska, nicht wahr? fuhr Amalie fort. Aber wie kam sie denn wohl darauf, den Namen des Herrn Heimrod für einen so häßlichen Scherz zu verwenden?“

„Weil er ein so pedantischer Mensch sein soll — stammelte Dorchen unter Thränen — und weil sein Vorname Fabian so lächerlich wäre, und — ich weiß nicht was Alles! Ach Gott, und nun war er hier, und der Onkel weiß es auch, und Du, geliebte Tante mußt mich verachten! Aber ich habe eine solche Furcht ausgestanden —“

„Beruhige Dich, liebes Kind! Ich hoffe, wir beide können noch gute Freunde bleiben!“ So fand Amalie, indem sie ihre Nichte tröstete, die Fassung wieder, sich äußerlich zu geben, als wäre nichts geschehen.

Um so entschiedener begann der Hausherr seine Untersuchung. Daß sein Töchterchen mit bei dem Schelmstück betheiligt sei, witterte er schon, als er seines Neffen Handschrift erkannt hatte.

In der That war der Plan, Amalien einen Streich zu spielen, von Franziska ausgegangen. In dem sonst immerhin recht hübschen Köpfchen dieses jungen Mädchens vereinigten sich leider die gefährlichsten Eigenschaften, unter welchen Heimtücke und Bosheit sich nur zu häufig geltend machten und schadenfroh aus den Augen funkelten. Mit feinster Berechnung wußte sie Kränkungen zu finden, um Amalien die Stellung im Hause zu erschweren. Denn diese schöne, gefeierte Tante war ihr im Wege. Wie konnte eine siebenundzwanzig Jahre alte Person sich unterstehen, noch schön und gefeiert zu sein, und als Vielumworbene den Glanz des Hauses zu vertreten? Diese Rolle kam ihr selbst zu, ihr, der achtzehnjährigen Tochter des Hauses, und sie wollte dieses Recht um jeden Preis durchsetzen. War es, bei der Vorliebe des Vaters für seine

Schwester, schwierig, sie von der Schwelle zu vertreiben, so galt es, ihr den Aufenthalt möglichst zu verleiden und sie so zu einem freiwilligen Ausscheiden zu veranlassen. Leicht war auch das freilich nicht. Denn außer an dem Hausherrn hatte Amalie auch an ihren beiden Neffen, welche für sie schwärmten, einen Anhalt, andererseits war sie eine zu große und reine Natur, um auf die ihr zugedachten Bosheiten viel Werth zu legen. Aber Franziska's Vater und ihre Brüder thaten es, und suchten der Böswilligen oft genug den Kopf darüber zurecht zu setzen, ohne mehr dadurch zu erzielen als Hohn oder lachenden Trotz. Hatte doch Franziska, bei ihrem Mangel an Gemüth, auch zu ihren Brüdern kein anderes Verhältniß, als das eines neckenden Herausforderns oder schadenfroher Lustigmacherei. Der Vater freilich war nicht selten schwach gegen sie, obgleich er wußte, daß ihre zärtlichen Schmeicheleien immer auf einem geheimen Plan beruhten, der aus ihrem Eigenwillen, ihrer Selbstsucht hervorging. Das junge Mädchen war, ihrem Charakter nach, unerziehbar, daher es Amalie nach den ersten gescheiterten Versuchen aufgegeben hatte, ihrer früh selbständigen Nichte Lenkerin oder Freundin zu sein. Wenn aber Amalie von der Welt gefeiert und glücklich gepriesen wurde, so war doch ihre Stellung im Hause ihres Bruders keine recht angenehme, und es gehörte die ganze Selbstbeherrschung und Vornehmheit ihres Wesens dazu, sich den täglichen Kleinkrieg nicht anfechten zu lassen.

Nach den freiwilligen Bekenntnissen der kleinen Doris bedurfte es für den Hausherrn keiner Untersuchung mehr. Sein leichtfertiger Neffe Julius stand zwar etwas verblüfft, als er die böse Sache entdeckt sah, doch lachte er nur und nannte sie einen harmlosen Aprilscherz. Herr Rüdiger aber, der auch sonst reichlich Grund hatte mit ihm unzufrieden zu sein, entließ ihn aus seinem Comptoir, und verbot ihm, die Schwelle seines Hauses ferner zu betreten. Auch Franziska leugnete nicht, daß sie den Brief mit Hülfe eines Briefstellers aufgesetzt, und denselben Julius zur Abschrift übergeben habe, ja es glänzte die unverhohlene Freude aus ihren Augen, daß der Streich so gut gelungen. An etwas so Ungewohntes, wie eine Strafe von seiten ihres Vaters, glaubte sie nicht. Diesmal aber war Herr Rüdiger streng. „Du wirst morgen mit mir abreisen! sagte er. Ich werde Dich zu unserem Verwandten, dem Prediger Gebhart in P. bringen — er nannte einen kleinen Ort in der Nähe von Stettin — dort magst Du im Pfarrhause das Frühjahr herankommen sehen. Vielleicht auch den Sommer — darüber soll noch bestimmt werden.“ Franziska traute ihrem Gehör nicht. In die Verbannung sollte sie? In ein solches Nest? Sie lachte, und wollte es als einen Scherz nehmen; sie legte sich auf das Schmeicheln und Bitten, da sie erkannte, daß es ernst gemeint sei; sie erklärte trotzig, daß sie bis morgen zu einer Reise nicht gerüstet sei. „Es wird Alles bereit sein, entgegnete der Vater, und nichts soll diesmal meinen Willen beugen!“ Aber er erschrak fast über

den Ausdruck flammender Vergeltungslust, dem sein Blick in den Augen seiner Tochter begegnete.

Amalie seufzte und wurde sehr bedenklich, als sie von diesem Strafgerichte des Hausherrn erfuhr. „Nimm das zurück, lieber Eugen!“ sagte sie. „Wer weiß — es könnte Unheil daraus entstehen! Laß mich, ja — mich laß abreisen! Der kränkelnden Schwägerin in Königsberg werde ich willkommen sein, während Dein Hausstand jetzt auch ohne mich bestehen kann.“

Herr Rüdiger war nicht dieser Meinung, und erklärte, sie unter den jetzigen Umständen nicht loszulassen. Er bestand auf die Strafe für die Schuldigen, und Amalie wagte, beklommenen Herzens, keine weitere Einrede. Wo sie einen entschiedenen männlichen Willen erkannte, ließ sie, in der Fügsamkeit ihrer weiblichen Natur, jeden Widerspruch fallen.

Acht Tage waren seitdem vergangen. Fabian Heimrod hatte nichts von den Vorgängen im Hause Rüdiger erfahren, hatte es sich sogar versagt, auf seinen Spaziergängen die Thiergartenstraße nur zu streifen. Und doch waren seine Gedanken häufig da, wo ihm das erste Abenteuer seines Lebens zu Theil geworden, und er konnte nicht bereuen, sich in dasselbe begeben zu haben. Gern wäre er einmal seinem ehemaligen Schüler Albert Rüdiger begegnet, wie es sonst so häufig geschah, wenn derselbe sich gegen Abend aus dem Comptoir in der Stadt nach dem väterlichen Hause begab. Dann kam es zuweilen zu einem kleinen Gespräch — aber seit einigen Tagen suchte Fabian Heimrod mit den Augen vergeblich nach dem jungen Manne.

Da war es am Sonntag Vormittag, als Herr Rüdiger, der Vater, plötzlich in sein Zimmer trat. „Verzeihen Sie, lieber Freund, begann er, daß ich Sie auf meinen Gegenbesuch so lange habe warten lassen! Aber die Geschäfte, die sich auch nach einer nur zweitägigen Reise immer anhäufen —!“ Und er erzählte ihm, wie er mit seinem Neffen verfahren sei, und welche Strafe er über seine Tochter verhängt habe. Fabian konnte ein peinliches Gefühl nicht unterdrücken, daß sein persönliches Eintreten den Anschlag entdeckt, sowie das Strafgericht veranlaßt habe, und sprach einige Worte des Bedauerns aus. Herr Rüdiger aber machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr fort: „Sonst sind es die Söhne, welche den Vätern hie und da üble Erfahrungen bereiten, ich aber habe allen Grund, mit meinen Söhnen zufrieden zu sein. Albert ist, trotz seiner jungen Jahre, sehr gesetzt, thätig, ernst und anspruchslos, er ist in seinem Charakter am meisten meiner Art und Weise verwandt. Heinrich, der jüngere, hat mehr von dem beglückend heiteren Wesen seiner unvergeßlichen Mutter. Angeregt, lebhaft, auf verschiedenen Gebieten gewandt und am geistigen Leben theilnehmend, betreibt er doch sein medicinisches Studium mit Eifer. Beide Söhne sind brav und wohl erzogen, und viel dabei verdanke ich Ihrem Unterricht und Ihrer Leitung, lieber Herr

Doctor! Was soll ich dagegen von meiner Tochter sagen? Wie kommt ein Charakter ohne Gemüthswärme, ohne innere weibliche Anmuth in meine Familie? Doch — lassen wir das! Sie haben mein Haus schon lange gemieden. Dürfen wir nicht hoffen, Sie wieder bei uns zu sehen?"

Heimrod wendete ein, daß es Fräulein Amalie nicht angenehm sein dürfte, gerade jetzt — aber Herr Rüdiger ließ ihn nicht ausreden. „Im ersten Augenblick, mag sein! rief er. In der ersten Stunde aber kann der unbehagliche Eindruck überwunden sein. Und je eher Sie kommen, desto eher wird der thörichte Zwischenfall vergessen."

Gar zu gern hätte Fabian gleich zugesagt, aber er fühlte, daß er sich zurückhalten müsse. „Ich passe so wenig in die große Gesellschaft —" begann er.

„Große Gesellschaft! fiel Herr Rüdiger ein. Was denken Sie denn? Wenn wir uns einmal verpflichtet fühlen, viele Leute bei uns zu versammeln, und Sie machen sich nichts aus der Menge, dann werden wir Sie gern verschonen. Aber unter unseren Freunden möchten wir Sie sehen, oder wenn es Ihnen lieber ist, nur in der Familie! Uebrigens — lassen Sie mich einmal ehrlich reden, lieber Heimrod! Sie sind zu jung, um sich zu vereinsamen. Ihre gelehrten Arbeiten können Sie auch bei einiger Theilnahme an der Gesellschaft machen. Ihrem äußeren Leben aber kann es nur von Nutzen sein, wenn Sie nicht nur viele Menschen sehen und kennen lernen, sondern auch unter ihnen gesehen werden. Sie dürfen nicht dauernd im Verborgenen sitzen. Wagen Sie sich, nicht nur mit Schriften, sondern auch persönlich in die Welt, in der Sie, ohne Schmeichelei gesagt, eine ganz gute Figur machen werden. Doch ich will nicht länger in Sie dringen. Das aber bitte ich mir aus, daß Sie mich als einen Freund betrachten, der Ihnen nicht nur dankbar ist, der sich Ihnen sogar verschuldet fühlt!"

Fabian Heimrod blieb in wechselnden Stimmungen zurück, zwischen freudiger Anregung und tiefer Niedergeschlagenheit. Der Eindruck Amaliens auf ihn war mächtig gewesen. Er durfte ihn nicht erneuern, denn er empfand, daß dieser erste Lichtstrahl, der aus Frauenaugen in sein Inneres gedrungen war, ihm verderblich werden konnte, ja, verderblich, denn er erhellte und deckte schon mehr in seinem Herzen auf, als Fabian in sich geahnt hatte. Wie unbeholfen, trübselig, schulmeisterlich prosaisch kam er sich vor, gegenüber dieser einzigen Gestalt! Er hatte von früher Kindheit gelernt, sich zu überwinden, ruhig vorüberzugehen an dem, was ihm nicht beschieden war, er hoffte auch diesmal darüber hinweg zu kommen. Ueberdies belehrte ihn ein Blick in seinen Kleiderschrank, daß seine äußere Erscheinung bisher von ihm sehr vernachlässigt worden war. Seinen alten Frack, und was dazu gehörte, hatte er neulich, ohne ihn näher zu betrachten, hastig angezogen, als er aber darin nach Hause kam, wurde ihm deutlich, daß das Alles doch überaus abgetragen und schäbig aussah,

ja es setzte ihn nachträglich in Verlegenheit, daß er sich so in der Villa Rüdiger gezeigt hatte. Seinen Kleidervorrath jetzt zu gesellschaftlichen Zwecken zu erneuern, dazu sah er keine Möglichkeit. Zwar hatte er sich ein Sümmchen erspart, und einen Augenblick dachte er frohlockend, dasselbe werde ausreichen — aber nein, das ging nicht, das durfte nicht sein! Denn dieses Sümmchen sollte zu einem Ferienausflug verwendet werden nach einem kleinen thüringischen Orte, wo seine Mutter, die Predigerswittwe, lebte, mit welcher er sein Einkommen theilte. Die alte Frau freute sich schon so lange darauf, ihren Sohn wieder zu sehen! Diese Freude durfte ihr nicht geraubt werden. Er bezwang sich, wußte die Thiergartenstraße durchaus zu vermeiden, und suchte auch seine Gedanken zu bezwingen.

So vergingen die Monate April, Mai, Juni, und jetzt verbreitete der Juli seine Gluthen über die ungeheure Straßen- und Häusermasse der Stadt. Wer es erschwingen konnte, verließ Berlin, und war es ihm nicht gestattet in den Alpen Luft zu schöpfen, so nahm er auch wohl mit einem Gebüsch und einer Wiese in der nächsten Umgebung fürlieb, um etwas freier zu athmen. Auch Fabian freute sich jetzt auf die Bergluft seiner Heimat.

Es war etwa acht Tage vor dem Beginn der Schulferien, als er an einem Sonntage Albert Rüdiger in den Sälen des Museums begegnete. Schnell ging er auf ihn zu, verwunderte sich aber über das Erschrecken, welches der junge Mann bei seinem Anblick zeigte. „Was ist Ihnen, Albert?" fragte er.

„Verzeihen Sie — nichts!" entgegnete dieser, ohne doch einer Verwirrung Herr zu werden.

„Nichts? Sie wollen mir etwas verhehlen. Ich selbst kann es doch nicht sein, der Ihnen einen Schreck einjagt. Oder — es ist doch bei Ihnen zu Hause nichts vorgefallen?"

„So wissen Sie nichts? fragte Albert. Es ist doch sonst wohl darüber geredet worden?"

„Aber was soll ich denn wissen? Reden Sie!"

„Kommen Sie Herr Doctor!" Albert nahm den Arm seines einstigen Lehrers und führte ihn durch die Galerie marmorner Götter und Heroen in einen der entfernteren Antikensäle, welche weniger besucht zu werden pflegen. „Wir haben in der Familie Hochzeit gehalten! begann Albert im Tone des Widerwillens. Franziska und Julius sind verheirathet!"

„So — so! Das ist mir neu," entgegnete Heimrod, ohne der Neuigkeit Gewicht beizulegen. Höchstens dachte er, Gleich und Gleich gesellt sich gern. „Aber — so fuhr er fort — das scheint Ihnen kein freudiges Ereigniß —"

„Schmachvoll ist es! Schmachvoll! rief Albert mit gedämpfter Stimme. Kurz — bald nachdem der Vater Franziska nach P. gebracht

hatte, wußte Julius sich in Stettin unterzubringen. Niemand von uns ahnte, daß die beiden heimlich einverstanden waren. Schon nach einigen Wochen verschwand Franziska aus dem Pfarrhause. Onkel Gebhart ließ es nicht an Nachforschungen fehlen, und entdeckte die Entflohene in Julius' Wohnung, wo sie sich schon seit mehreren Tagen häuslich eingerichtet hatte. Der Prediger schrieb meinem Vater, daß er Franziska nur unter der Bedingung, daß ihre Trauung mit Julius in spätestens vierzehn Tagen vollzogen würde, in sein Haus wieder aufnehmen werde, und daß er diese Trauung des verlaufenen Paares dem Vater zur Pflicht mache. Ich erzähle Ihnen nicht, welchen Eindruck diese Nachricht bei uns hervorrief, und was es meinem Vater innerlich kostete, seine Einwilligung zu geben. Indessen — Julius ist mündig und sehr wohlhabend. Der Vater reiste nach P. — allein, er wollte Keinen von uns mitnehmen. Es war keine lustige Hochzeit, wie Sie sich wohl denken können. Gleich nach der kirchlichen Einsegnung trat das leichtfertige Paar eine Reise nach Paris an, woher seit zwei Monaten noch keine Nachricht von ihnen gekommen ist. Hat sich diese Geschichte auch ganz in der Stille abgespielt, so mußte diese Art von Verheirathung nachträglich in Berlin denn doch auffallen, und was alles darüber gesprochen wurde und wird, ist mir nicht verborgen geblieben. Wirft man mir doch noch fast täglich die indiscretesten Fragen an den Kopf! Ich weiche scheu aus dem Wege, wo ich einem Bekannten begegne, und so auch erschrak ich fast vor Ihrer Begrüßung, Herr Doctor!"

Heimrod schwieg eine Weile, dann sagte er begütigend: „Nun es wird ja so Vieles vergessen! Und wenn die jungen Leute mit einander glücklich sind —"

„Glücklich?" fiel Albert in wegwerfendem Tone ein. „Ich bin überzeugt, Franziska hat es nur aus Bosheit gethan! Es sollte dem Vater ein Aerger bereitet werden. Rücksichten kennt sie nicht. Julius mißfiel ihr freilich nicht, überdies hofft sie mit ihm machen zu können, was sie Lust hat. Eine Zeit lang werden sie jetzt herrlich und in Freuden leben, bis sie einander satt kriegen, und dann giebt es ein Ende mit Schrecken. Für uns vielleicht den neuen Anfang öffentlicher Unannehmlichkeiten. Für den Augenblick sind die Familienglieder dem Gerede ausgewichen, ich hüte allein das Haus. Hoffentlich darf ich, wenn der Vater seine Kur in Karlsbad beendet hat, die Tante und Dorchen in Thüringen aufsuchen."

„In Thüringen?" rief Heimrod in freudiger Ueberraschung.

„Ja. Eigentlich war eine Reise nach Tyrol für späterhin geplant worden, aber da es unter den gegenwärtigen Umständen erwünscht war, Berlin zu verlassen, hat sich die Tante mit Dorchen nach Friedrichsroda aufgemacht, wo sie auch ein recht hübsches, ländliches Unterkommen ge-

funden haben. Heinrich will, sobald seine akademischen Ferien beginnen, von Leipzig aus auch dort eintreffen."

Der Doctor trennte sich bald von seinem Schüler. Friedrichsroda! Fabian fühlte sich wie von einem holden Schauer überrieselt. Dieser reizende Kurort, ein Lieblingsplatz der Berliner für die Sommerfrische, war ja kaum eine halbe Stunde weit von dem Wohnorte seiner Mutter entfernt! Dort, in der schönsten Mußezeit, Amalien so in der Nähe zu wissen —! Aber dann wieder — da er den festen Vorsatz gefaßt hatte, ihren Anblick zu meiden — durfte er sich denn noch in diese Nähe wagen? Eigentlich, meinte er, müßte er seinen Reiseplan aufgeben oder verändern. Aber freilich war er dort immer noch weiter von ihr entfernt, als in Berlin, denn von seiner Wohnung nach der Thiergartenstraße hatte er eine halbe Stunde zu gehen. Und dann — er brauchte ja seine Spaziergänge nicht nach der Richtung gegen Friedrichsroda einzuschlagen! Er wollte darin ganz fest bleiben. Und dennoch war er in sehr glücklicher Stimmung, als er am ersten Ferientage nach Thüringen abreiste. —

Der kleine Ort, in welchem seine Mutter lebte, war halb Dorf halb Flecken, und lautete auch auf „Roda" aus, wie so viele andere dieser Gegend. Die Pfarrerswittwe wohnte bei einer Familie, die nur entfernt mit ihr verwandt, aber um so näher befreundet war, und in welcher sie, da es noch junge Leute waren, die Tante genannt wurde. Sie bewirthschafteten einen kleinen Grundbesitz, der ihnen ein mäßiges Einkommen gewährte. Wenn Fabian Heimrod seiner Mutter oft genug vorgeschlagen hatte, bei ihm in Berlin zu leben, so wußte sie das doch in freundlicher Weise abzulehnen. Sie scheute sich vor der ihr fremden großen Stadt, und andererseits fürchtete sie, ein solches Zusammenleben könnte ihren Sohn an einer Verheirathung hindern, welche sie für ihn doch so herzlich wünschte. Der Doctor stand ja mit dem Vetter Lorenz auf so gutem Fuße, daß man seinem Besuche immer gern entgegen sah, und für seine Ferienzeit ein Stübchen im Hause für ihn stets bereit stand. So wurde er auch diesmal als Gast fröhlich willkommen geheißen. Er erfuhr, daß der Vetter noch in diesem Herbst „anbauen" lassen wollte. Denn der Sommerbesuch der Fremden dehnte sich bereits bis hierher aus, und da sein Häuschen eine sehr reizende Lage hatte, war es längst mit begehrlichen Blicken betrachtet worden, und da es auch an Anfragen um ein Unterkommen nicht fehlte, wollte er sich einen solchen Vortheil nicht entgehen lassen.

Als, ein paar Stunden nach Fabians Ankunft, Mutter und Sohn allein im Garten plauderten, begann diese: „Da fällt mir ein, daß ich neulich mit einer Berliner Familie schon von Dir gesprochen habe. Ich hatte etwas mit Lorenzens Schwester in Friedrichsroda zu verhandeln. Bei ihr aber wohnt eine Gesellschaft von wunderschönen Leuten: Eine noch junge Tante, ein allerliebstes junges Mädchen, und zwei junge Herren.

Als sie meinen Namen hörten, fragten die Letzteren gleich, ob ich mit ihrem früheren Lehrer verwandt sei? Und dann begrüßten mich Alle sehr liebenswürdig. Aber sie schalten ein wenig auf Dich, daß Du mit dem Hause Rüdiger auch garnichts mehr zu thun haben wolltest! Jetzt aber, auf dem Lande hofften sie Dich öfter zu sehen, ja, die jungen Herren fügten hinzu, daß, wenn Du nicht von freien Stücken nach Friedrichsroda kämst, sie Dich in einigen Tagen herüber holen würden. Warum hast Du in Berlin diese Bekanntschaft nicht festgehalten? So etwas läßt man sich doch nicht entgehen!"

Fabian fühlte sich innerlich erschreckt und doch von heimlicher Freude berührt. Und — merkwürdig! seine gute unschuldige Mutter mußte es sein, die ihn auf das verführerische Ziel wieder hinwies. Er fühlte, daß man mit seinem Verstande in immer neuen Kampf geräth, wenn das Herz einmal anfängt auf sein Recht zu pochen. Er wollte Amaliens Anblick fliehen — ja, er beschloß es auch jetzt noch — und doch klopfte sein Herz lebhafter, wenn er an die Möglichkeit dachte, ihr hier zu begegnen. Doch wollte er sich nicht verrathen, und wußte der Mutter gegenüber einige Gründe für seine Zurückhaltung zu finden.

Wie er sich vorgesetzt hatte, lenkte er in den nächsten Tagen seine Spaziergänge auch wirklich nach einer Gegend, in welcher die Besucher von Friedrichsroda nicht zu erwarten waren. Aber eine Unruhe überkam ihn, er fand hier die Wälder ganz reizlos, die Ausblicke ohne jede Anziehung. In der entgegengesetzten Richtung war ja Alles viel schöner! Am dritten Tage hielt er es nicht mehr aus. Zwar verließ er den Ort noch nach der früher gewählten Seite, dann aber lenkte sein Fuß fast unwillkürlich ab und auf einem Umwege und Bogen über den Berg hinüber. Schon fand er gepflegtere Pfade, Anlagen bei Aussichtspunkten und Bänke zum Ausruhen. Behutsam um sich spähend, wie Einer, der sich auf verbotenen Wegen befindet, schritt er langsam weiter.

Da drangen Töne an sein Ohr, und wie ertappt, blieb er stehen und lauschte. Es war Gesang, mehrstimmig, und klang wie wohlgeübt und eingeschult. Wo mochten diese Klänge, die so herrlich durch den Wald herauf wehten, herkommen. Fast auf den Zehen schlich er sich der Richtung des Gesanges entgegen. Der Pfad führte abwärts. Auf den Bänken, die er ab und zu fand, war niemand zu finden. Da kam eine Lichtung — und wie er hinunter blickte, prallte er zurück, denn nicht fern entdeckte er im Schatten einer breitästigen Buche auf der abgesenkten Waldwiese gelagert, die Gruppe der Sänger, und er erkannte sie als Diejenigen, denen er entfliehen wollte und die er zugleich suchte. Aber wie er mit pochendem Herzen stand und dem Gesange lauschte, wurde dieser plötzlich durch einen lauten Ausruf unterbrochen. Denn auch der Späher war entdeckt worden.

„Doctor Heimrod! Ja, ja, er ist es!" rief Albert Rüdiger auf-

springend und ihm entgegeneilend. Heinrich folgte mit gleich freudigem Willkommensruf. „Jetzt haben wir Sie einmal fest, um Sie nicht so leicht wieder los zu lassen!“ Sie nahmen den nicht mehr Widerstrebenden bei den Händen, und führten ihn den Damen zu. Es war das erste Mal seit jener peinlichen Stunde im April, daß er Amalien wiedersah. Sie hatte Weltton genug, sich unbefangen zu geben und ihn als Bekannten zu begrüßen, zumal ihre Neffen sich des Wiedersehns so lebhaft freuten. Dorchen freilich saß, im Gefühle einstiger Mitschuld, etwas beängstigt da und wagte kaum, die Augen gegen ihn aufzuschlagen.

Es war ein schöner Aussichtspunkt in das Thal und auf die Bergeshöhen, vor welchem die Gruppe sich gelagert hatte. Aber was galten Fabian Heimrod alle Reize der Umgebung gegen den Anblick Amaliens, die in ihrem einfachen Sommerkleide heut so schön und vollendet in seiner Nähe saß! „Sie sind in dieser Gegend so gut wie zu Hause, begann sie, und wissen uns die Namen der Höhenzüge zu nennen. Dort ist ja wohl der Inselsberg? Aber auf jener Seite —?“

Fabian gerieth in Verlegenheit, denn er hatte sich eigentlich wenig um die Bezeichnung der Berggipfel gekümmert. Aufs Geradewohl brachte er einige Namen hervor, mußte sich aber für seinen mangelnden Ortssinn auslachen lassen, und lachte selbst mit, denn die Gäste hatten sich bereits besser umgethan, als er selbst bisher für nöthig gehalten. „Ich hörte vorhin vierstimmigen Gesang, sagte er darauf, das Gespräch ablenkend. Wäre es unbescheiden von mir, wenn ich um eine Fortsetzung bäte?“

Man machte keine Umstände, und sang ein Volkslied, welches, wenn immer musikalisch gesetzt, doch in Wort und Weise der natürlichen Umgebung entsprach. Und als man es beendet hatte, rief Heinrich: „Jetzt, Tante, singe allein etwas! Deine Stimme übertönt ja doch die uns'rigen, und ist die Hauptsache. Sie wird hier auch ohne Begleitung prachtvoll klingen!“

Amalie sah den Sprecher lächelnd an, und warf ihm, wie zur Strafe für seine Schmeichelei, eine Kleeblüthe an den Kopf. Aber sie ließ sich nicht nöthigen, und sang ein Lied, das, so kunstlos es war, doch den wunderbaren Wohlklang ihres Gesanges austönen ließ. — Fabian fühlte sich durchrieselt und durchschauert. Die Macht des Gesanges ging ihm wie eine Offenbarung innerlich auf, und hören und zugleich schauen vereinte sich ihm gleichsam zu einem Erlebniß des erhebendsten Glückes. Aber leider sollte die weihevolle Stimmung, in welcher die kleine Gesellschaft lauschte, unterbrochen werden. Denn als Amalie geendet hatte, erscholl lautes Händeklatschen vom Wege über ihnen. Eine Gruppe anderer Zuhörer hatte sich dort eingefunden, und glaubte Beifall spenden zu müssen. Mit dem Singen war es nun zu Ende. Die jungen Männer äußerten sich ungehalten, daß es auch in den Bergen keine Waldeinsamkeit gebe, darin man ungestört für sich leben und singen könne. Amalie erhob sich

und die Uebrigen folgten. Fabian aber griff hastig in das Gras, und steckte verstohlen etwas in die Tasche. Es war die Kleeblüthe, welche Amalie gepflückt, ihr Neffe aber, als ein werthloses Gut, hatte liegen lassen.

Es bedurfte jetzt keiner langen Ueberredung, um Fabian zur Begleitung zu veranlassen. Die freie, schöne Natur, die ungebundene Stimmung der Jugend, dazu die Nähe Amaliens, wirkten zusammen, auch den Doctor aus seinem Rückhalt hervorzulocken. Amalie erkannte in ihm einen hochgebildeten jungen Mann, mit dem sich eine Unterhaltung über künstlerische Dinge nicht nur führen ließ, aus dessen Gespräch sogar Anregung und Belehrung zu gewinnen war. Lag die Musik ihm ferner, so war Amalie mit ihm einverstanden, daß er diese lieber anhören, als darüber reden mochte. Noch mehr verwandte Ansichten stellten sich zwischen ihnen heraus in der bildenden Kunst und in der Literatur, so weit dergleichen schon berührt wurde. Man sprach mit Eifer über allerhand Schönes und Großes, und zwischendurch wurde gescherzt und gelacht. Fabian Heimrod wußte in Alles einzustimmen. Er, der sich sonst in der Gesellschaft, mehr für linkisch und ungewandt hielt, als er es in der That war, fühlte sich heute so frei und glücklich, daß sein Benehmen und Gespräch ihn zum wirklich angenehmen Begleiter machte. Den beiden Neffen Amaliens stand es fest, daß dem Familienkreise durch ihn der erwünschteste Zuwachs gekommen, und daß der engere Verkehr mit ihm in diesen Tagen dauernd zu erhalten sei, und wenn er mit Gewalt erobert werden müsse. Fabian aber fühlte sich innerlichst ergriffen, als beim Abschied in Friedrichsroda auch Amalie ihm die Hand reichte, und lächelnd sagte: „Auf baldiges Wiedersehn!"

Albert und Heinrich hatten nicht nöthig mit Gewalt gegen ihren ehemaligen Lehrer vorzugehen, denn dieser nahm die Aufforderung Amaliens so ernst, daß er sich schon am anderen Morgen in Friedrichsroda wieder einstellte. Er wurde mit Freude begrüßt, und sogleich zu einem Ausflug für den ganzen Tag gewonnen.

Und nun begann eine glückliche Zeit für Fabian Heimrod. Jeder Tag wurde zum Feste, eins immer schöner als das andere. Wanderungen, Ausflüge zu Wagen reihten sich an einander, es verstand sich ganz von selbst, daß er alle Genüsse des sommerlichen Landlebens theilte, denn er gehörte schon zum Familienkreise, ja, er wurde für diese Zeit fast wie das Haupt derselben angesehen. Amalie blieb sich in ihrem freundschaftlichen Betragen gegen ihn immer gleich, und das Bedeutende ihrer Persönlichkeit wirkte auf ihn so bestimmend, daß auch er die Schranken eines rein freundschaftlichen Verkehrs nicht überschritt. Das Peinliche ihrer ersten Begegnung schien völlig überwunden. Auch bei Dorchen, die im täglichen Verkehr ganz unbefangen gegen ihn geworden war.

Als der Doctor sich eines Tages im Garten von seiner Mutter verabschiedete, um den gewohnten Weg zu geben, sprangen die jungen Männer

vergnügt herein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Sie berichteten, daß auch die Tante und Dorchen mitgekommen, und draußen am Wege warteten. Die Frau Pfarrerin blickte über den Staketenzaun, und als sie die Damen erblickte, schritt sie durch die Gartenthür, und bat dieselben, ein wenig bei ihr auszuruhen. Sie folgten der Einladung, und Alle nahmen in einer Laube Platz. „Was könnte ich Ihnen zur Erfrischung anbieten?" sagte die Frau Pfarrerin nach einer Weile. Aber vielleicht steht es vor uns! Sie wies auf einen prachtvollen, breitästigen Baum mit köstlichen Frühäpfeln, goldgelb und rothbackig, dessen Zweige sich unter ihrer Last senkten. „Die Aepfel sind reif und sehr zu empfehlen," fuhr sie fort. „Sie sollen dieser Tage abgenommen werden. Wie wäre es mit einer kleinen Vorernte? Wenn die jungen Herren ein wenig schütteln wollten — sie würden die Geschichte von dem ‚guten Apfelbaum' selbst erleben!"

Heinrich und Albert ließen sich das nicht zweimal sagen, jeder ergriff einen Ast und schüttelten, und ein goldener Regen von Früchten fiel über sie. Jubelnd wie die Buben sprangen sie einsammelnd im Grase umher, auch Dorchen betheiligte sich daran, und selbst der Doctor vergaß seine Würde so weit, daß er dazwischenfuhr, und sich mit Heinrich um den größesten der Aepfel förmlich balgte. Er war so glücklich, ihn zu erobern und seine Beute Amalien zu überreichen. Sie lachte, nahm aber das Geschenk an, und scheute sich nicht, gleich den Anderen fröhlich einzubeißen. „Nur hübsch eingepackt, was nicht verzehrt werden kann!" sagte die Mutter. „Alle Taschen voll!" Sie legte selbst Hand an, die Ernte in den Taschen ihrer Gäste unterzubringen, und bedauerte, endlich keinen Platz mehr dafür zu finden. Diese Bewirthung der Frau Pfarrerin, einfach, natürlich und fast mütterlich, machte auf die Gesellschaft den freundlichsten Eindruck. Auch ihre Persönlichkeit gefiel Allen. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, und ihr Wesen zeigte die angeborene Anmuth, welche auch dem Alter bewahrt bleibt. Als man sich verabschiedete, konnte Amalie den Wunsch nicht unterdrücken, die Frau Pfarrerin möchte an dem Spaziergange theilnehmen. „Ich wollte es wohl, entgegnete diese lächelnd, muß aber dankend darauf verzichten. Die jugendlichen Füße der Großstädter sind an weite Wege gewöhnt, und wünschen dieselben auf dem Lande erst recht auszudehnen. Wir ländlichen Leute sind darin nicht so geübt, da man zu Hause bleibt, wenn man sich eine gute Stunde machen will. Und gar Bergpfade zu steigen vermag ich garnicht, obgleich ich von Bergen umgeben bin. Wenn Sie sich aber miteinander unterwegs gut unterhalten, dann werde ich mit meinem Herzen unter Ihnen sein!"

Aber die heutige Ablehnung sollte nicht ein für allemal gelten. An einem der nächsten Tage wurde ein Wagen für einen weiteren Ausflug genommen, und die alte Dame ließ sich überreden, unter den sechs Personen, die sich darin zusammenpackten, Platz zu nehmen.

In diesen Tagen harmlos fröhlichen Lebensgenusses traf ein Brief des Herrn Rüdiger ein, welcher die Seinen stutzig machte. Sie lasen eine etwas getrübte Stimmung daraus und vielleicht noch mehr, was der Vater verschweigen wollte. Albert, der immer pflichtgetreue, erklärte sich sofort bereit, mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückzureisen. Eigentlich waren die Uebrigen auch dazu entschlossen, doch vereinbarte man sich, den Vater nicht zu überraschen, sondern erst einen Brief von Albert zu erwarten, sich aber inzwischen zum Aufbruch zu rüsten.

Als Fabian davon erfuhr, spukten die Schauer des Abschiedes schon beängstigend bei ihm vor. Wirklich gestaltete sich das Beisammensein in den nächsten Tagen nicht mehr so frei und unbefangen. Da gab ein Brief von Albert die entscheidende Wendung. Dem Vater sei die Kur in Karlsbad doch nicht so gut bekommen, als es zuerst den Anschein gehabt, so schrieb er. Sein Gemüth leide überdies durch das Betragen Franziskas, welche seit ihrer Verheirathung, also seit fast vier Monaten, noch nicht ein einziges Mal geschrieben habe. Ablenkung seiner trüben Gedanken und Zerstreuung würden dem Vater gewiß gut thun, und darum sei zu rathen, daß Alle, besonders die Frauen, ihm wieder Gesellschaft leisteten. — Damit war auch bei Amalie, Doris und Heinrich der Beschluß zur Abreise gefaßt, welche am nächsten Morgen stattfinden sollte. Sie sagten dem schönen Thal, den Wäldern und Bergen, in welchen sie so lange umhergewandert, Lebewohl, sowie dem Freunde, den sie hier gewonnen hatten. „Nicht wahr, Herr Doctor, so wendete sich Amalie beim Abschied an ihn, Sie werden unser Haus in Berlin nun nicht mehr, wie früher, vermeiden, sondern den freundschaftlichen Verkehr mit uns fortsetzen. Versprechen Sie es?“ Er versprach es, und war nahe daran, ihre ihm dargereichte Hand an seine Lippen zu führen, doch faßte er sich, und ließ es bei einem Händedruck bewenden.

Wie einsam war es nun um ihn her geworden! Er konnte sich in die Lage kaum finden, jetzt allein auf den Pfaden umherstreifen zu müssen, die er in Amaliens Begleitung gegangen war. Am liebsten wäre er gleich mit, oder hinterher gereist, und hätte den Rest seiner Ferien in Berlin zugebracht! Aber es fiel ihm aufs Gewissen, daß er in dieser glücklichen Zeit seine gute Mutter doch sehr vernachlässigt hatte, und so sollte die letzte freie Woche ihr allein gewidmet sein. Er durfte sein Gewissen beruhigen. Die Mutter war zufrieden, daß er sich von seinen Studien in freier Muße erholte, und schon ein ganz anderes Aussehen zeigte, als bei seiner Ankunft. Und was sie sonst während seines täglichen Verkehrs mit den Berliner Freunden beobachtet hatte, stimmte sie günstig genug — bis zum freudigen Herzklopfen. Aber die Pfarrerin war eine kluge Frau, und wollte nicht bemerkt haben, was ihn innerlich bewegte. Kam das Gespräch mit ihm auch häufig genug auf die Familie Rüdiger, so hütete sie sich doch, ihre Vorliebe für Amalie zu betonen, sondern hielt sich in

den Grenzen der Anerkennung Aller. Sie wollte nichts berühren, was wohl noch nicht spruchreif sein mochte, und wußte, daß Fabian ihr, als der Ersten, sein Vertrauen schenken würde, sobald von wirklichen Hoffnungen und Lebensplänen die Rede sein könne.

Acht Tage darauf saß Fabian wieder auf dem Katheder vor seinen Primanern. Schon gestern, gleich nach der Ankunft, zog es ihn in das Haus Rüdiger; aber allerhand Geschäfte seines Berufes hinderten ihn an der Ausführung seines Wunsches. Heut aber, gegen Abend wollte er ein Wiedersehen feiern — oh, ihn däuchte, es wären Jahre der Entbehrung seit dem Abschied vergangen!

Allein schon Vormittags gegen ein Uhr stürzte Albert Rüdiger in sein Zimmer, blaß, aufgeregt, kaum der Sprache mächtig. „Um Gottes Willen, was ist Ihnen begegnet? rief Fabian. Doch kein Unglück in Ihrem Hause?"

„In unserem Hause, hier in Berlin — nicht! Aber dennoch in unserer Familie —! entgegnete Albert, nach Fassung ringend. Noch weiß es Niemand, außer mir — Ihnen aber muß ich es entdecken! Sie können vielleicht rathen! Oh, es ist schändlich, unwürdig, infam! Daß uns — uns dergleichen treffen muß!"

„Sammeln Sie sich, lieber Albert! Was ist geschehen?"

„Es betrifft —" Der junge Mann glühte vor Scham und Erbitterung, und zögerte einen Augenblick, die Mittheilung zu machen, die ihm doch auf den Lippen brannte. „Kurz — rief er endlich: Meine Schwester und ihr Mann sind nicht mehr in Paris. Julius ist mit einer Tänzerin davongegangen. Franziska aber — hat man zu Monaco an der Spielbank, am Arme eines fremden Herren, gesehen!"

„Ist diese unglückliche Nachricht auch wohl begründet?" fragte der Doctor.

„Sie kommt von der glaubwürdigsten Seite. Ein Freund von mir, der unsere ganze Familie genau kennt, hat mir das Schreckliche mitgetheilt. Er wird gegen Andere darüber schweigen. Eine Reise führte ihn nach Paris. Dort wollte er Julius und Franziska besuchen. Aber er erfuhr — was man in deutschen Kreisen längst wußte, daß Julius ein Leben für sich führte, und sich um seine Frau nicht kümmerte. In Monaco aber hat mein Gewährsmann Franziska mit eigenen Augen gesehen! Sogar ansprechen wollte er sie — aber sie wich ihm aus. Was ist aus der Unglücklichen geworden? Wie könnte man sie retten — wenn es noch möglich ist?"

„Fassen Sie sich, lieber Freund! Wenn diese Gerüchte den Ihrigen nicht zu Gehör kommen sollten, muß sehr behutsam nach den Thatsachen gespürt werden. Julius ist Ihr Vetter — ich kenne seine Verhältnisse nicht, doch hat er ja wohl einen Bruder in Hamburg?"

„Die Verwandtschaft ist von ziemlich weit her, entgegnete Albert.

Der Kaufmann Barthold Matthiessen ist ein Vetter meines Vaters, und schickte seinen wohl zwanzig Jahre jüngeren Stiefbruder zu uns, weil — er im Geschäft nichts mit ihm anzufangen wußte. Julius ist sehr wohlhabend und Herr seines Vermögens, hat dasselbe aber im Geschäft seines Bruders stehen lassen. —"

„So schreiben Sie an Barthold Matthiessen, sagte Fabian. Lassen Sie die Gerüchte bei Seite, und fragen ihn, wohin Julius und Franziska — „und Franziska" — vergessen Sie das nicht — sich von Paris aus gewandt hätten? Es wäre lange keine Nachricht von ihnen gekommen — stilisiren Sie das etwas diplomatisch, ohne etwas von Besorgniß einfließen zu lassen. Nur um das Eine bitten Sie Herrn Barthold, daß er seine Antwort nicht an den Vater, sondern an Sie richte!"

Albert fühlte sich durch diesen auf der Hand liegenden Rath schon einigermaßen erleichtert, und beschloß ihn zu befolgen. „Aber bester Herr Doctor! fuhr er fort, lassen Sie die Sache noch unser Geheimniß bleiben! Nicht der Vater, noch die Tante darf fürs Erste davon erfahren, auch Heinrich nicht, denn bei seiner studentischen Lebhaftigkeit konnte er etwas beginnen. —"

„Verlassen Sie sich auf mich!" unterbrach ihn Heimrod. „Wenn Ihr Gewährsmann schweigt, soll vorerst nichts Beunruhigendes in Ihr Haus bringen. Es liegt mir selbst mehr daran, als Sie glauben —" Fabian unterbrach seine Rede, und wendete sich ab, denn es kam ihm vor, als ob er plötzlich erröthete. Und er wollte seinen Schüler nicht ahnen lassen, daß er noch ein besonderes Geheimniß vor dem Hause Rüdiger im Herzen trage.

Als er gegen Abend über die Schwelle schritt, die er seit jenem unglücklichen April-Briefe nicht wieder betreten hatte, geschah es zwar mit freudiger Bewegung, aber nicht mit jenem Sturmschritt der Gefühle, zu welchen ihn gestern noch die Hoffnung angetrieben hatte. Alberts Nachrichten stimmten ihn ernster und gaben ihm die Fassung, seine Herzenswünsche noch in Schranken zu halten. Er wurde wie ein Freund empfangen, ja, der Hausherr dankte ihm sogar, daß er sich der Seinigen so gütig „angenommen habe!"

Brachte der Spätsommer nur auch noch heiße Tage, die drückend über der großen Stadt lasteten, der Glückliche fühlte ihren Druck nicht, denn die Abende wurden länger, und fast an jedem war er Gast des Hauses Rüdiger. Man vermißte ihn ungern, wenn er einmal im Familienkreise fehlen mußte. Man hörte ihn gern vorlesen, und zur Belohnung für seine Bemühungen empfing er dann einige Lieder und Gesänge von Amalien. Jetzt, da sie am Clavier größere Stücke sang, lernte er erst die Macht ihrer Stimme und die Kunst ihres Vortrages kennen, und saß gebannt von dem Zauber, den sie über ihn ausübte.

Eines Abends wußte ihm Albert beim Abschied ein Papier in die

Hand zu stecken, welches er zu Hause entfaltete. Es war die Antwort des Herrn Barthold Matthiessen. Er wisse, schrieb der Kaufmann, leider so gut wie nichts von den jungen Ehegatten, nur, daß sie Paris bereits verlassen hätten und ihre Reise nach Italien gegangen sei. Julius verbrauche mehr Geld als billig. Der letzte Creditbrief sei nach Rom gerichtet worden. Ueber persönliche Dinge habe er noch keine Kunde gegeben.

Den Flüchtlingen weiter nachzuspüren war nun schwierig, und Heimrod mußte keinen anderen Rath als abzuwarten, bis sie sich selbst etwa meldeten, oder der Zufall eine Nachricht von ihnen brächte. Aber, daß diese Unkunde über Franziska das Gemüth des Hausherrn bedrückte und ihm Sorgen erweckte, ja, daß die besorgte Stimmung sich der ganzen Familie mittheilte, war nicht zu verkennen. Das einst so gesellige Haus verschloß sich der Geselligkeit fast ganz. Amalie lehnte jede Betheiligung an öffentlichen musikalischen Aufführungen ab, die für den Winter in Aussicht standen. Man ging in diesem Zurückziehen aus dem lebhafteren Verkehr vielleicht zu weit, aber man hatte die Lust daran verloren, und es kam dazu die Furcht vor einem neuen öffentlichen Lärm, der etwa bevorstehen könnte. Denn Franziskas Schweigen mußte etwas zu bedeuten haben. Für Fabian Heimrod erwuchs aus dieser Zurückgezogenheit der Vortheil, daß sein Verhältniß zur Familie ein um so engeres wurde, und man in dem täglichen Gaste den Freund sah, dessen ablenkende und anregende Unterhaltung man kaum noch entbehren konnte. Wie oft drängte ihn sein Herz, Amalien zu bekennen, daß er ihr mehr zu sein wünschte, aber er schauderte zurück vor der Möglichkeit, daß sie seine heißeren Wünsche nicht theilen könnte. Denn was war er, was konnte er ihr bieten? Und ihr Betragen gegen ihn blieb sich immer gleich, freundlich, aber in keiner Weise ihn zu einem Bekenntnisse ermuthigend. Nein, nein! Dieses Verhältniß der Freundschaft war zu schön und beglückend, als daß er es durch einen überstürzenden Schritt hätte erschüttern mögen.

Einmal empfing Amalie den Gast allein im Familienzimmer, da die Uebrigen sich noch nicht versammelt hatten. „Ich habe heute eine mehr erheiternde Dichtung für unsere Vorlesung gewählt, begann sie, um die Sorgen unseres lieben Hausherrn ein wenig abzulenken. Was soll ich es verschweigen — Sie selbst werden ja beobachtet haben, daß er, daß wir Alle, Sorgen zu bekämpfen haben, und ich brauche Ihnen die Ursache nicht zu erklären. Wir haben unseren Kreis enger gezogen, weil wir Fragen und Anspielungen der Leute aus dem Wege gehen wollten, ja wir witterten hinter manchem vielleicht bedeutungslosen Worte, Andeutungen, die uns vermuthen ließen, die Leute wüßten über unsere Familie mehr als wir selbst. Eine solche Vermuthung hat sich mir heute bei einem Ausgange wirklich bestätigt. Ich sprach eine Dame, welche kürzlich in Rom gewesen ist. Sie hat Julius dort gesehen. An seinem Arm ging aber nicht seine Frau, sondern — eine Andere, die man als eine Pariser

Tänzerin bezeichnete. Wo ist inzwischen Franziska geblieben? Daß mein Bruder bereits darüber etwas wisse, bezweifle ich, denn vom sorgenvollen Brüten würde er längst zum raschen Handeln übergegangen sein. Aber was soll man thun? Wäre nur eine Spur von ihr zu entdecken —"

„Mein, gnädiges Fräulein! unterbrach sie Heimrod: Wenn eine solche Spur sich zeigt, so rechnen Sie ganz auf meine Hülfe! Wählen Sie mich zum Vermittler! Lassen Sie mich handeln, wo es dem Vater vielleicht zu schmerzlich wäre! Allein — was ängstigen Sie sich schon? Was wir bis jetzt wissen — es klingt ja beunruhigend, kann aber noch — ohne Lärm und Aufsehen einer günstigen Lösung entgegen gehen. Und ich wiederhole, daß ich mich ganz in Ihren — in den Dienst Ihres Hauses stelle, und von ganzem Herzen wünsche, darin zu Ihrer Zufriedenheit handeln zu dürfen!"

„Vielleicht muß ich Sie einst beim Worte nehmen! sagte Amalie, indem sie ihm die Hand reichte. Und dann werde ich die Zuversicht hegen, daß ich unsere Sache dem zuverlässigsten Freunde anvertraut habe!"

Dorchen trat in das Zimmer, und bald sammelten sich die übrigen Familienmitglieder. Fabian aber las heute in gehobenster Stimmung vor, und wußte dieselbe der ganzen Gesellschaft mitzutheilen, so daß an diesem Abend mehr gelacht wurde, als seit lange, und selbst der Hausherr sich zum Scherzen aufgelegt fühlte. —

Es ging schon stark in den Winter hinein und die Schneeflocken wirbelten durch die Straßen, als Fabian eine Genugthuung empfing, die ihn um so mehr erfreute, als er eines solchen Falles garnicht gewärtig gewesen. Er hatte, als junger Gelehrter, so manche kleinere Arbeit geschrieben, und dieselbe in philologischen und archäologischen Zeitschriften veröffentlicht. Es war die Thätigkeit seiner früheren Einsamkeit. Er gab jetzt schon nicht mehr viel darauf, und, bescheidenen Sinnes wie er war, hatte er weder im Hause Rüdiger, noch sonst von diesen Dingen gesprochen. Aber in gelehrten Fachkreisen war man auf ihn aufmerksam geworden. So empfing er jetzt die Anfrage, ob er zu einer akademischen Lehrthätigkeit an der Universität zu H. geneigt sei? Es war noch keine förmliche Berufung, sondern vorerst eine vertrauliche Anfrage. Denn, so schrieb der Dekan der Facultät, der bisherige Vertreter seines Faches, ein sehr alter Herr, sei noch im Amte, man wisse aber, daß er demnächst seine Pensionirung beantragen werde. Der Professor habe selbst die Blicke auf Fabian Heimrod, als seinen Nachfolger hingelenkt, doch wäre demselben eine persönliche Bekanntschaft und Besprechung sehr erwünscht. Die Berufung sei von dem Erfolg derselben übrigens ganz unabhängig, könne vielmehr für gesichert gelten, wenn er sich für einen Lehrstuhl gerüstet und von andern Verpflichtungen frei erkläre. — Fabian fühlte sich durch dieses Anerbieten sehr beglückt und erhoben, seine Zukunft stand plötzlich in schönerem Lichte vor ihm, seine Hoffnung beflügelte sich, und so war er

entschlossen, seine Zusage zu geben, und seinen Besuch für die ersten Tage der Weihnachtsferien anzukündigen. Vorher aber hatte er sich mit seinem Gymnasial-Director zu verständigen. Dieser bedauerte zwar, ihn zu verlieren, konnte aber seinen Entschluß nur billigen und ihm zu einem erweiterten und höheren Wirkungskreise alles Glück wünschen.

Es war noch eine Woche bis zum Beginn der Weihnachtsferien. Daß Fabian das Fest im Hause Rüdiger verleben sollte, war längst ausgemacht worden, jetzt aber wurde ihm zweifelhaft, ob sein auswärtiges Geschäft es ihm gestatten werde. Von seiner Berufung zu sprechen, zögerte er, denn es konnte ja dieser oder jener Zwischenfall eintreten, der die vorläufige Verhandlung wieder auflöste. Er mußte daher einen anderen Grund für seine Reise zu finden suchen — fühlte sich jedoch etwas bedrängt, diesen Vorwand bis zum Tage vor seiner Abreise noch nicht gefunden, und der Familie von seiner Reise überhaupt noch nichts gemeldet zu haben. Heut aber mußte es geschehen.

Da begegneten ihm in der Thiergartenstraße Amalie und Albert. „Es kann uns nichts willkommener sein, als Sie unterwegs zu treffen! sagte Amalie.. Albert wollte zu Ihnen — und am liebsten ich mit ihm — denn wir drei haben unter uns zu reden. Kommen Sie!“ Sie lud in einen weniger betretenen Baumgang des winterlichen Thiergartens ein. „Wir brauchen Ihren Rath, fuhr sie fort, vielleicht Ihre Hülfe. Die Spur nach der wir suchen, ist gefunden — Albert, jetzt rede Du!“

„Franziska ist — Operettensängerin! sagte Albert halblaut. Ein Freund von mir — derselbe, der sie auf seinen fortwährenden Geschäftsreisen in Paris und Monaco gesehen, hat sie in Ch. (er nannte eine gewerblich sehr belebte Stadt in Sachsen), auf dem Theater, und zwar in einem Stück von Offenbach, erkannt. Sie spielte unter dem Namen Frau Marly, und sang in Männerkleidern Couplets, welche sehr belacht und beklatscht wurden. Wenn sie denn doch zum Theater gehen wollte — nur nicht so! Sie hat ja auch kaum eine Stimme!“

„Wenn mein Bruder diese Nachricht erfährt, nahm Amalie das Wort — ich bin überzeugt, so reist er sofort zu ihr, um die Unglückliche aus diesem Kreise zu retten. Denn nur das Unglück — das Betragen ihres Mannes — kann sie zu solchen Schritten gebracht haben. Aber wie müßte ihrem Vater zu Muthe sein — nein, nein! vor einer solchen Gemüthserschütterung muß mein Bruder, bei seiner wankenden Gesundheit, bewahrt bleiben! Selbst wenn ich ihn begleitete — wovor ich mich nicht scheuen wollte — der Sturm auf ihn bliebe derselbe. Aber Albert soll hin — mit eigenen Augen sehen — bei der Schwester versuchen —“

„Wenn ich nur ein Mittel wüßte — fiel Albert ein — die Reise vor dem Vater zu verheimlichen! Ohne seinen Auftrag zu verreisen, liegt garnicht in unseren Verhältnissen. Er würde Verdacht schöpfen, und das Geheimniß müßte ihm entdeckt werden —!“

„Von diesen Sorgen kann ich Sie befreien — soweit meine Befähigung ausreicht!“ entgegnete der Doctor schnell. Sein Vertrauen zu sich selbst war in der letzten Zeit gewachsen, und an gutem Willen für seine Freunde fehlte es ihm nicht. „Ich muß mich morgen nach H. begeben, um — nothwendige Studien an der dortigen Bibliothek zu machen.“ Er log nicht durchaus, denn diese Studien beabsichtigte er nebenbei in der That. „Auf dem Heimwege mache ich einen Abstecher nach Ch., sehe Frau Marly auf der Bühne, überzeuge mich, mache ihr meine Aufwartung und versuche mit ihr zu verhandeln, ob —“

„Sie? Das wollten, das könnten — Sie?“ So rief Amalie erstaunt, denn sie gedachte des häßlichen Streiches, den Franziska ihm einst gespielt hatte. Aber es ging etwas von Freude, und ein Gefühl von Erlösung durch ihr Herz. Gleichwohl sagte sie: „Wie durften wir das von Ihnen erwarten — und wie dürfen wir es annehmen?“

„Es ist möglich, daß ich meine Ueberredungskunst überschätze, entgegnete er, aber — die Freundschaft kann viel möglich machen! Ob ich die Gesuchte in das Haus ihres Vaters zurück bringe, das — freilich —“

„Das bezweifle ich mit Ihnen, sagte Amalie, und ich kann es für meinen Bruder nicht wünschen. Auch wird sie zu uns garnicht zurückkehren wollen. Sie gehört in das Haus ihres Mannes, so lange ihre Ehe nicht völlig getrennt ist. Für's Erste gilt es nur zu erfahren, wie sie zu Julius steht, wo er sich aufhält, ob sie eine Wiedervereinigung mit ihm für möglich hält? Wäre das nicht der Fall, dann erst — aber, bester Herr Doctor, Ihr Anerbieten ist so aufopfernd für uns, so beschämend —!“

„Wollen Sie die Sache ganz in meine Hand legen? rief Heimrod. Ich würde dieses Vertrauen als eine Gunst, ja als ein Glück empfinden!“

„So handeln Sie denn für uns, und seien Sie unseres Dankes im Voraus gewiß!“ Sie reichte ihm die Hand, während Albert seine Linke ergriff.

„Es ist am besten ich reise, statt morgen, schon heute ab! rief Fabian in freudiger Erregung. So gewinne ich einen Tag. Morgen schon kann ich in Ch. sein, und wenn die Umstände günstig sind, Frau Marly auf der Bühne sehen. Meine Briefe sende ich — an Sie, lieber Albert! Bei Herrn Rüdiger entschuldigen Sie mich, daß ich ohne meine persönliche Empfehlung abreise!“

„Aber zum Feste kommen Sie doch wieder?“ rief Albert.

„Wenn es irgend möglich ist — gewiß, und wenn ich irgend etwas von Belang ausgerichtet habe, mit dem frohesten Herzen!“ —

Als Heimrod spät Abends auf dem Bahnhofe zum Nachtzuge eintraf, fand er Albert, der sich nochmals von ihm verabschieden wollte. Eigentlich hatte der junge Mann noch eine andere Absicht. Es war ihm eingefallen, daß der Umweg über Ch. doch eigentlich etwas stark, ja als eine Reise

für sich, zu betrachten sei, und daß man an Heimrods Kasse eine solche Zumuthung nicht stellen könne. Amalie stutzte, als Albert im Gespräch darauf kam, aber, obgleich ihr dieser plötzliche Hinweis peinlich genug war, erklärte sie, daß es unmöglich sei, ihm ein Anerbieten zu machen. Auch Albert fühlte die Schwierigkeit, trotzdem aber steckte er den Hundertmarkschein, den er noch besaß, in die Tasche, als er sich auf den Bahnhof begab. Er fand den Freund sehr angeregt und vergnügt, während er selbst nur verlegener wurde, und zu keinem Entschluß kommen konnte. Und als der Zug endlich davonbrauste, hatte Albert seinen Geldschein in der Tasche behalten, und sich vermuthlich eine unangenehme Wendung des Abschieds erspart. —

Heimrod aber langte am anderen Morgen wohlbehalten in der Fabrikstadt an. Er fahndete bald auf den Theaterzettel, und fand unter dem Personal einer modernen Operette Frau Marly wirklich mit aufgeführt. Er hatte nun den Tag vor sich, und konnte sich an dem fremden Orte von Herzen langweilen, aber das Bewußtsein der Bedeutung seiner Mission brachte ihn darüber hinweg. Als er sich, seine bei Zeiten gelöste Eintrittskarte zum Theater in der Tasche, Mittags an die Wirthstafel setzte, hörte er bereits Gespräche über Sängerinnen und Schauspielerinnen, aber einer Frau Marly wurde nicht erwähnt. Er ließ sich vom Kellner den Zettel geben, und nachdem er eine Weile scheinbar darin studirt hatte, wendete er sich zu seinem kundigen Nachbar: „Da finde ich noch eine Frau Marly! Ist diese auch sehr hervorragend?"

„Oh, nicht doch! entgegnete der Nachbar. Die Marly ist eine noch junge Person, Anfängerin, mit nur kleiner Stimme, läßt auch im Spiel noch viel zu wünschen übrig. Hat aber in kleineren Rollen schon ein paar Mal Erfolge gehabt. Sie ist zwar recht hübsch, lebt aber eingeschränkt und unzugänglich. Heut —? Was giebt sie denn —?" Er blickte in den Zettel: „Ah ja, sie hat das bekannte Couplet zu singen! Nun, damit pflegt sie die Lacher auf ihre Seite zu bekommen!"

Endlich kam die Stunde heran, und Fabian saß in einer der ersten Reihen vor der Bühne. Eigentlich mußte er über die Ausgelassenheiten und oft frivolen Späße dieser ihm völlig neuen Kunstrichtung sehr lachen, wenn er sie gleich innerlich ablehnte. Jetzt trat Frau Marly auf, als eine Art von Genius, halb in antikem halb in balletmäßigem Costüm. Es war wirklich Franziska! Er erkannte sie an ihren Gesichtszügen, an ihrer Stimme — sie war es unwiderleglich. Und als sie sich mit einiger Keckheit auf der Bühne bewegte und sang, und die Theater-Couplets lebhaft beklatscht wurden, erfüllte ihn eine Betrübniß und widerwärtige Empfindung, die Tochter eines ihm befreundeten Hauses in dieser Weise zur Schau gestellt zu sehen. Sie mußte diesen Verhältnissen entrückt werden, er wollte Alles daran setzen! Die ganze Komik der Gesangsposse war jetzt für ihn vorüber, er fand Alles abgeschmackt, und während

das Publikum am Schlusse jubelte, verließ er das Theater verstimmt und nachdenklich.

Franziskas Wohnung hatte er bereits erfragt, und ebenso erkundet, daß sie am nächsten Vormittag zu einer Probe auf die Bühne nicht zu gehen habe. So machte er sich zu guter Zeit zu einem Besuche bei ihr auf. Das Haus sah nicht nach der Wohnung einer gefeierten Künstlerin aus, und die drei Treppen zum Stockwerke des Flickschneiders, bei dem sie sich eingemiethet hatte, waren nicht für verwöhnte Leute eingerichtet. Heimrod gab der Schneidersfrau, die gerade aus der Thür des Vorplatzes trat, seine Karte, und ließ anfragen, ob Frau Marly ihn empfangen wollte

„Hier wird kein Besuch angenommen", sagte die Frau kurz abweisend.

„Wenn Frau Marly den Namen auf meiner Karte liest, entgegnete er, wird sie —"

„Nein, nein! Von Herren darf ich Karten gar nicht hineintragen!"

„Aber ich wünsche ihr Nachricht zu bringen von ihrem Vater! Es wird der Dame selbst lieb sein, von ihm zu erfahren. Die junge Frau steht so allein in der Welt, es ist zu ihrem Besten, daß ich sie aufsuche. Bitte, melden Sie mich nur!"

Die Schneidersfrau zögerte. „Nu ja, sie steht so allein" — sagte sie dann — „und ich habe oft schon gedacht — Na, ich will zusehen." Sie öffnete die gegenüberliegende Thür, ließ sie aber offen. Heimrods Blick fiel in ein dürftig ausgestattetes Zimmer, in welchem sich doch ein Pianino befand. An diesem saß Franziska, in einem Notenhefte blätternd. Während die Wirthin ihr die Karte überreichte, trat er, um nicht abgewiesen zu werden, ohne Umstände ein.

Bei seinem Anblick sprang die junge Frau auf, und da sie ihn sofort erkannte, blickte sie ihm mit Verwunderung und Schreck in's Gesicht. Er begann, daß er auf der Durchreise gestern seinen Abend im Theater verlebt hatte, und, da er in Frau Marly eine ihm bekannte Dame entdeckt, es sich nicht versagen könne, ihr seine Aufwartung zu machen.

Franziska betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken. Dann sagte sie: „Aber wie kommen Sie — gerade Sie dazu, mich aufzusuchen?"

„Weil Ihre Familie mir sehr befreundet ist," entgegnete er, „und ich für jedes Mitglied derselben —"

„Nein!" rief Franziska mit scharfem Tone dazwischen, „Sie sind nicht zufällig hier! Sie kommen im Auftrage meiner Familie! Was läßt man mir sagen?"

„Ich versichere Sie, daß Herr Rüdiger nichts von ihrer Umwandlung in eine Frau Marley weiß, noch von ihrer veränderten Lebensbahn. Er würde, wenn er derartig unterrichtet wäre, niemand einen Auftrag gegeben haben, sondern —

Es mag sein!" unterbrach sie ihn. „Sie aber haben es gewußt — spielen Sie mir nichts vor, Sie haben noch weniger Talent dazu, als

ich! Daß Sie mich gestern auf der Bühne gesehen haben, ist mir sehr unangenehm. Denn ich kann nichts und werde schwerlich etwas lernen, zumal — mir wenig oder nichts an dieser Gaukelei gelegen ist!"

„So haben Sie nicht aus Neigung zur Kunst das Theater gewählt —?"

„Neigung zur Kunst —?" rief Franziska mit bitterem Lachen. „Ein elender Nothbehelf ist es — um des Erwerbes willen für das tägliche Leben — ich wählte nicht, ich ergriff, was sich gerade bot —!"

„Aber, verehrteste Frau — Ihr Gatte? Er hat ja doch die Verpflichtung —"

„Julius — der?" rief sie mit höhnischem Ton.

„Aber ist es denn nicht möglich, ein Verhältniß wieder herzustellen, das —?"

„Herr Doctor —!" unterbrach sie ihn, „daß Sie — gerade Sie —, ich muß es wiederholen — erschienen sind, mit mir über diese Angelegenheit zu verhandeln, setzt mich in Erstaunen! Aber da sie jedenfalls mehr über mich und Julius erfahren haben, als Sie mir gestehen wollen, rede ich lieber offen mit Ihnen. Es mögen Ihnen Entstellungen über meine Lage zu Ohren gekommen sein — ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Daß Julius mich betrogen, mich in schimpflicher Weise in Paris verlassen hat, werden Sie wissen. Mit geringen Mitteln stand ich einsam da, und wußte mir nicht zu rathen. In unserem Hotel wohnte ein alter Herr aus Irland, ein Gelehrter, ich glaube an der Universität, mit seiner kranken Tochter, die er nach Nizza führen wollte. In meiner Einsamkeit schloß ich nähere Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen. Endlich konnte ich den neuen Freunden meine Lage nicht länger vorenthalten. Sie machten mir das Anerbieten, mich nach Nizza mitzunehmen und ich ging darauf ein, da es mir unmöglich war, mich länger in Paris aufzuhalten. In der Pension zu Nizza glaubte ich eine Spur von Julius zu finden. Ein Herr, dessen Beschreibung auf ihn paßte, sollte vor einigen Tagen mit einer Dame von hier aus nach Monaco gereist sein. Mein alter Gönner war bereit, mich nach Monaco zu begleiten. Wir drängten uns durch das Gewühl um die Spielbank, ich spähte umher — vergebens. Wir fragten in allen Hotels — umsonst, die Gesuchten waren nicht zu finden. Mir widerstrebte es, meinen Freunden länger zur Last zu fallen. Aber ein Reisegeld nach Deutschland, welches mir mein Gönner anbot, konnte ich nicht ablehnen. Ich reiste nach Baden-Baden. Warum gerade dahin? Ich weiß es nicht. Ausruhen wollte ich, überlegen, was nun zu beginnen sei?"

Da Franziskas Bericht den Ausdruck der Wahrheit trug, freute sich Heimrod, daß der Herr, mit welchem das Gerücht sie in Monaco zusammen genannt, zu einem unanfechtbaren Begleiter wurde. „Aber" — sagte er

darauf „Ihr erster Gedanke war doch wohl, sich an Ihre Familie zu wenden, wo man Sie mit offenen Armen empfangen haben würde?“

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „An meine Familie dachte ich wohl — auf die offenen Arme aber hoffte ich nicht, wenn ich auch nicht fürchtete von der Schwelle gewiesen zu werden. Aber heimkehren als eine Flüchtige? Als eine verlassene — vielleicht Verläumdete und schuldig Erscheinende? Nein, das erlaubte mein Stolz nicht. — An der Wirthstafel in Baden-Baden saß ich in der Nähe von Damen und Herren, die dem Theater angehörten. Sie waren von verschiedenen Hoftheatern, und spielten hier in der Sommersaison. Ich hörte täglich ihre Gespräche, die mich zu interessiren anfingen. Und plötzlich fiel mir ein, daß ich als Mädchen häufig in Familienkreisen Komödie gespielt und man mein Talent immer sehr gerühmt hatte. Da meine Mittel auf die Neige gingen, faßte ich den Entschluß, dieses Talent zu verwerthen. Ich theilte mich einer älteren Schauspielerin mit, die mir zwar zuerst dringend von meinem Plan abrieth, mir dann aber doch einen Empfehlungsbrief an ihren Bruder, einen Schauspieldirector mitgab. Er ging auf meinen Wunsch ein, und seit ein Paar Monaten mache ich hier meine Versuche.“

Nach einer kleinen Pause begann Heimrod: „Sie gestanden, daß Sie keine besondere Vorliebe für ihre jetzige Laufbahn haben. Wollen Sie trotzdem in derselben bleiben, da Ihnen doch die Wege offen stehen zu Kreisen, die Sie von Kindheit auf gewöhnt waren —?“

Sie sah ihn mit einem prüfenden Blick an. „Ich weiß nicht, in wie weit ich Ihnen trauen darf, und — eigentlich bereue ich, daß ich Ihnen schon mehr als billig mitgetheilt habe, Meine Familie weiß, daß ich beim Theater bin —? Gestehen Sie!“

„Gestehen will ich, daß das Gerücht zu Ihrem Bruder Albert gedrungen ist — er wünscht sehr, daß Herr Rüdiger nichts davon erfahre. Albert wollte unverzüglich abreisen, um Sie hier aufzusuchen, ich aber erbot mich, seine Stelle zu vertreten, da ich mich doch einmal zu einer Reise rüstete.“

„Seine Stelle zu vertreten?“ fragte Franziska. „Und zu welchem Zwecke? Stehen Sie meiner Familie so nahe — und dann — Ihr Anerbieten verstehe ich um so weniger, als ich Ihnen einst einen häßlichen Streich gespielt habe!“

„Es war in jugendlichem Uebermuth. Ich habe es längst vergessen.“

„Ich nicht! Denn die Folgen meines Leichtsinns sind — hart genug über mich gekommen.“ Und nach kurzem Schweigen fragte sie, indem sie die Augen halb ängstlich zu ihm erhob: „Wie geht es meinem Vater?“

„Er befindet sich nicht gerade schlecht, aber die Besorgniß — das Betrübende von seiner Tochter seit so langer Zeit keine Nachricht zu haben — bedrückt sein Gemüth.“

Heimrod sah, wie Franziskas Augen feucht wurden, und darauf ein

heftiger Thränenerguß über ihr Gesicht strömte, den sie in ihrem Taschentuche zu verbergen suchte. Er fühlte Mitleid, aber zugleich eine gewisse Freude, denn nach diesem Zeugniß innerer Bewegung zu schließen, konnte sie nicht so herzlos sein, als er angenommen hatte. Er ließ ihr Zeit, sich zu fassen.

„Nun gut — ich beklage es sehr!“ sagte sie endlich. „Ich werde meinem Vater schreiben, aber nicht, bevor ich diese Thätigkeit auf dem Theater aufgegeben habe. Ich hoffe, es wird bald geschehen können. Sagen Sie inzwischen meinem Vater —“

„Erlauben Sie —!“ unterbrach Heimrod sie: „Ich kann keine Botschaft von Ihnen an Herrn Rüdiger übernehmen. In das Verhältniß von Vater und Tochter darf ich mich nicht einmischen. Ueberdies, erführe er, in welcher Lage sie sind, er würde doch wohl persönlich einzugreifen suchen — was weder für ihn noch für Sie anzurathen wäre. Ich möchte einen anderen Punkt berühren, auf die Gefahr hin, von ihnen zudringlich gescholten zu werden. Halten Sie es für möglich, das Verhältniß zu Ihrem Gatten wiederherzustellen?“

„Das muß ich, und das will ich!“ rief Franziska mit funkelnden Augen. „Ob ich Julius noch lieben und achten kann — das ist hierbei ganz gleichgültig. Ich verlange, daß er mir die Stellung und die Rechte seiner Frau öffentlich wiedergebe! Ich trage keine Schuld gegen ihn. Er — er allein ist der Schuldige. Und es ist nicht Großmuth von mir, wenn ich wieder an seiner Seite erscheinen will, ich poche nur auf mein Recht, und verlange zugleich die Genugthuung seiner Demüthigung. Habe ich das erreicht, dann — mag geschehen, was nicht zu ändern ist. Gehen wir aber künftig getrennte Wege, so will ich nicht als die Schuldige erscheinen, und fordere eine gebührende Form für die Trennung.“

Heimrod erstaunte über die Sicherheit und Energie einer noch so jungen Frau. „Um die Spuren ihres Gatten zu entdecken“ — sagte er darauf — „wäre ein Brief von Ihnen an seinen Bruder, Herrn Barthold Matthiessen, wohl das beste Mittel.“

Franziska erhob sich, und holte aus der Schublade einer Kommode eine Handvoll Briefe, die sie auf den Tisch legte. „Dies ist meine Korrespondenz mit meinem Schwager Barthold,“ sagte sie. „Nicht, daß ich Ihnen die Briefe vorlesen wollte, ich zeige sie Ihnen nur zu meiner Beglaubigung. Bald nachdem ich die ersten Schritte über das Theater gethan, und erkannt hatte, daß ich mich in eine für mich unzweckmäßige Bahn begeben hatte, schrieb ich an den Kaufmann Matthiessen. Er war außer sich, drang in mich, sein Haus in Hamburg als das seine zu betrachten, und schickte mir die Mittel zu der Reise. Das verweigerte ich. Mit dem Gelde trug ich meine Schuld an meinen irländischen Gönner ab. Ich verlangte, daß Julius in Person zu mir käme, um mich abzuholen. Ich bin ihm nicht davon gegangen, er ist mir in schimpflicher

Weise entflohen. Er muß jetzt von freien Stücken zu mir zurückkehren und mich in sein Haus führen. Seit einigen Wochen ist Julius in Hamburg wieder angelangt. Sein Bruder hat ihm gebührend in's Gewissen geredet und ihn bestimmt, mir mein Recht wiederzugeben. Aber so charakterlos und schwach Julius ist, er weigerte sich, mich persönlich aus meiner jetzigen Umgebung abzuholen. Für sich selbst glaubte er mir die höchste Schmach anthun zu dürfen, mir rechnet er zur Schmach an, daß ich in der äußersten Verlegenheit, in die er mich gebracht, das Nächste ergriffen habe, um mir fortzuhelfen und ich habe mir nichts in diesen Verhältnissen vorzuwerfen! Geht aber Julius auf meine Forderung nicht ein, so habe ich die letzte Drohung gegen ihn bereits ausgesprochen. Gestern Abend ist mein Brief an Barthold abgegangen. Ich habe ihm gedroht, an einem untergeordneten Theater in Hamburg selbst, unter seinem Namen und als seine Frau öffentlich aufzutreten. Sie sehen mich sehr befrembet an, Herr Doctor! Ehrlich gestanden, ich werde dergleichen nicht thun, aber als Schreckschuß kann es seine Wirkung haben. Barthold — er mag an meinen Vorsatz glauben oder nicht — wird seinem scheinbar so prüden Brüderchen die Konsequenzen ja wohl deutlich machen, und ihn zu mir herschicken. Er fürchtet sich bereits vor mir, und er hat Ursache dazu, aber gerade seine Furcht ist es, bei der ich ihn für's Erste zu fassen denke. So stehen die Dinge bis heut. Ich hoffe, die Entscheidung wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

Heimrod hörte der jungen Frau mit wachsendem Erstaunen zu. Franziska aber, nachdem sie ihn so weit in ihre Verhältnisse eingeweiht hatte, kam ihm jetzt mit offnerem Vertrauen entgegen. In dem vermutheten Feinde erkannte sie eineu zuverlässigen Freund, und es that ihr wohl, sich nach so langer Zeit einmal über ihre Lage aussprechen zu können. Sie wiederholte ihren Widerwillen gegen ihre theatralischen Umgebungen, verschwieg nicht, daß sie sich zurücksehne in die frühere geordnete und glänzendere Lebenslage, und, ohne sich einen Augenblick als unglückliche Frau zu geben, wußte sie ihren Gast doch zu aufrichtiger Theilnahme zu stimmen. Und dann mußte er ihr Auskunft geben über ihre Familie. Sie fragte nach jedem Einzelnen, und seufzte tief, als Heimrod von ihrem Vater sprach. „Ich bin sehr — sehr zu tadeln!" sagte sie bekümmert. „Bittere Erfahrungen haben mich gelehrt, und — Manches in mir verändert. Ich werde an meinen Vater schreiben — aber von hier aus kann ich es nicht! Sobald ich in Hamburg bin, thue ich es — vielleicht erhalte ich seine Verzeihung."

Als Heimrod sich endlich verabschieden wollte, reichte sie ihm die Hand mit den Worten: „Ich kann Ihnen leider keine Grüße an alle die Meiningen mitgeben, da Sie ihren Besuch bei mir noch geheim zu halten haben. Aber meinen Bruder Albert dürfen Sie grüßen. Bitte, schreiben Sie mir auf diese Karte Ihre Adresse — villeicht brauche ich

sie noch. Und zum Abschied bekenne ich, daß ich das Unrecht, das ich an ihnen gethan, von Herzen bereue, und daß ich Sie aufrichtig schätze und verehre!"

Nachmittags schon rüstete sich Heimrod zur Abreise nach seinem eigentlichen Ziele. Vorher gab er noch ein Telegramm an Albert auf, mit der Meldung, daß er Alles besser gefunden, als er erwartet, und daß hoffentlich bald gute Nachrichten eintreffen würden. Als er dann im Eisenbahnwagen dahinrollte, sagte er sich, daß, wenn er auch nicht eigentlich etwas von Belang geleistet, er doch einen genauen Einblick in das Verworrene gethan habe, und seinen Freunden noch immerhin tröstliche Nachrichten mitbringen könne. Dann aber wendete er die Gedanken ausschließlich seinen eigenen Angelegenheiten zu. Die Aussicht auf eine günstigere Lebensstellung beflügelte seine Hoffnungen, beglückende Zukunftsbilder stiegen in seiner Phantasie auf, und in der gehobensten Stimmung langte er in der Universitätsstadt an.

Alles nahm hier den günstigsten Verlauf. Die Verhandlungen mit dem Dekan der Facultät und dem alten Herrn, seinem „Vorgänger", ließen nichts zu wünschen. Seine Berufung wurde festgesetzt, man hegte keinen Zweifel, daß die Regierung sie bestätigen werde, und er wurde von den Professoren als „Herr College" begrüßt. Aber zu einem längeren Aufenthalt in der Musenstadt fühlte er sich nicht gestimmt. Die Studien an der Bibliothek konnten ja wohl noch bis Ostern aufgehoben werden, wenn er seine Stellung angetreten haben würde. Ihn zog es mit Allgewalt nach Berlin zurück. Noch einmal telegraphirte er an Albert, dem er die Stunde seiner Ankunft meldete, und nachdem er noch einen Tag auf einige Besuche verwendet hatte, machte er sich frohen Herzens auf die Heimreise.

Groß war seine Ueberraschung, als er Abends auf dem Bahnhofe nicht nur Albert, sondern sogar Amalie seiner harrend fand. Sie hatte sich dazu entschlossen, um seine Mittheilungen sofort zu empfangen, da in dem zerstreuenden Treiben der nächsten Tage ein Gespräch zu Hause voraussichtlich nicht so leicht zu gewinnen sein würde. Die drei Verbündeten ließen den Strom der Ankommenden an sich vorüber gehen, und in einer Ecke des Wartesaales erstattete Heimrod ausführlichen Bericht über seine Begegnung mit Franziska. Fühlten die Zuhörenden sich dadurch von den schlimmsten Befürchtungen befreit, so blieb ihnen im Ganzen doch ein trauriger ja schmerzlicher Eindruck. Erschien Julius als unbedingt verdammenswerth, so mußte die besorgte Frage auftreten, wie Franziska, wenn er sie wirklich nach Hamburg zurück holte, mit einem solchen Manne werde weiterleben können? Doch mußten solche Erwägungen in dieser Stunde abgebrochen werden. Heimrod empfing seinen Dank in herzlichen Worten, dann aber trieb die vorgerückte Zeit Amalien zu einem schnellen Abschied.

Fabian fühlte sich durch dieses Wiedersehen etwas enttäuscht. Er hatte ein volles freudiges Herz mitgebracht, das aber nicht zur Sprache kommen konnte, und vergaß, daß dasjenige, was er sonst mitbrachte, nicht die reine Freudenstimmung, die er selbst fühlte, erregen konnte. An freundlichen Dankesworten hatte es Amalie nicht fehlen lassen, aber es schien ihm, als wäre sie gemessener und ernster als jemals gegen ihn gewesen.

Es waren noch mehrere Tage bis zum Weihnachtsfeste. Die große Stadt in ihrer Vielgeschäftigkeit betrieb schon ihre Vorbereitungen mit festlicher Freude. Das bewegte Leben in den Straßen nahm mit jedem Tage zu, bis in die Nacht hinein, und es sah aus, als ob Niemand an Anderes dächte, als an fröhliches Einkaufen und Beschenken. Heimrod hatte so gut wie gar nichts mit solchen Gedanken zu thun. Jeder Besuch im Rüdiger'schen Hause brachte ihm eine neue Enttäuschung. Die Damen waren gar nicht mehr anzutreffen. Amalie hatte in Begleitung Dorchens Bescheerungen in Waisenhäusern und Kinderschulen zu veranstalten, sie fuhr von früh bis spät umher um für die große Zahl der Hausarmen Einkäufe zu machen. Kam sie dann nach Hause, so mußten Haufen von Gepäckstücken geöffnet und in Körbe abgetheilt werden. Ein Gespräch wollte sich nicht mehr führen lassen. Eines Abends saß er mit dem alten Herrn ganz allein, der ihm für seine Gesellschaft und Unterhaltung dankbar genug war, dem gegenüber er aber das peinliche Gefühl schwer überwand über seine Tochter mehr zu wissen als der Vater noch erfahren sollte. Endlich erschienen die Damen. Beide abgespannt von einer Vorfeier in einem wohlthätigen Verein, und die Unterhaltung kam nicht über das Tagesinteresse hinaus, welches Heimrod bereits zu verwünschen anfing. Als er sich empfahl sagte Amalie: „Es ist so gütig von Ihnen, daß Sie meinem Bruder Gesellschaft geleistet haben! Unsere Verpflichtungen gegen Sie wachsen immer mehr heran, und wir können sie nur durch Freundschaft vergelten!"

„Nur durch Freundschaft —?" Die Worte wehten durch sein Gemüth mit eisigem Hauche. Und Amalie sprach sie so klanglos, so gleichsam nebenher, daß er sich beinah verletzt dadurch fühlte. Für seine leidenschaftlich aufflammende Liebe hatte sie wirklich nichts zu bieten als — was man so Freundschaft nennt? Grollende Aufregung und tiefe Niedergeschlagenheit wechselten in seinem Gemüth.

Aber war die Freundschaft eines so hervorragenden weiblichen Wesens nicht auch schon ein reicher Gewinn? Wie durfte er sich Hoffnung auf ihre Liebe machen? fragte er sich in einer Stunde ruhigerer Ueberlegung. Und gar Hoffnungen auf ihren Besitz? Sie lebte, von allen Gewöhnungen des Wohlstandes umgeben, in einem bevorzugten Kreise. Was konnte er ihr in seinem Kreise bieten, selbst wenn derselbe sich für seine Wirksamkeit erweiterte? Und wenn er überlegte, wie sie ein Loos, wie das seine,

theilen sollte, so kam ein Augenblick, wo er das von ihrer Seite für eine Unmöglichkeit hielt. Aber diese niederdrückenden Grübeleien wurden doch wieder durch den Ruf des Herzens übertönt.

Er hatte Amalien nun seit drei Tagen nicht zu Gesicht bekommen. Jetzt konnte er nicht anders, er mußte seinem innern Drange gehorchen. War es ihm verwehrt zu ihr zu sprechen, so hinderte ihn nichts, an sie zu schreiben. So setzte er sich eines Abends nieder, um den ganzen Erguß seiner Empfindungen zu Papier zu bringen — er brauchte den Brief, wenn er ihm morgen früh nicht mehr gefiel, ja nicht abzuschicken, so dachte er — aber sein Herz wollte sich freireden, wollte den verschlossenen Quellen endlich ihren Lauf lassen. Es wurde ein ziemlich umständlicher Brief, zu dessen Entwurf und Abschrift er die halbe Nacht verwendete.

Als er Morgens nach kurzem Schlaf erwachte, sah er sein Schriftstück wieder an, und es kamen ihm allerlei Bedenken dagegen. Plötzlich aber war er entschlossen — geschrieben war geschrieben — er ging aus, und steckte den Brief in den nächsten Postkasten. Als er aber einige Schritte weiter gegangen und in eine belebtere Straße bog, erinnerte ihn das allgemeine Treiben, daß ja heut heiliger Abend war! Er hatte in seiner rein innerlichen Bewegung den Gang und die Bedeutung der Tage völlig vergessen. Jetzt überkamen ihn plötzlich erschreckende Zweifel, ob er recht gethan habe? Was konnte er durch seinen Brief im Rüdiger'schen Hause anrichten, welchen Rückschlag konnte er selbst dadurch empfangen! Wenn Amalie seiner Herzenswärme nichts als ein ablehnendes Nein entgegen zu setzen hatte, welche Folge von Schrecknissen war zu befahren! Ganz abgesehen von der gestörten Feststimmung der Familie und der peinlichen Lage Amaliens, seine Hand zurückweisen zu müssen — stand er nicht auf dem Punkte, auch ihre bisher so vertrauende Freundschaft zu erschüttern? Die täglichen Besuche im Rüdiger'schen Hause, der Verkehr mit ihr, ihr Anblick — Alles, Alles ging ihm mit einem Schlage verloren! Sein Herz wollte erstarren vor einer solchen Aussicht.

In dieser gar nicht festlichen Gemüthsverfassung stürmte er durch die Straße hin, ohne zu beobachten, was um ihn her vorging. Da fühlte er sich angehalten durch Jemand, der den Arm in den seinigen legte. Er schrak auf, und erkannte Albert: „Herr Doctor!" rief dieser lachend: „Erwachen Sie aus Ihren Gedanken! Sie sehen und hören ja nichts, und ich muß durch mein Rufen Aufsehen erregen! Ich begleite Sie! Zwar gehe ich nach der Uhr und jede Minute ist besetzt, aber mittheilen muß ich Ihnen doch, daß wir im Hause neu aufathmen! Ein Brief von Franziska ist aus Hamburg gekommen! Julius hat ihn mit unterzeichnet. Zwar erzählt sie nicht, was durch ihr Leben gegangen ist, aber sie bittet den Vater reuig um Verzeihung für das lange Schweigen, und hat gute Worte gefunden, die ihm zu Herzen gehen. Der Vater ist ganz glücklich darüber! Das verdanken wir Ihnen, Herr Doctor! Kommen Sie heut

Abend nur rechtzeitig! Ich muß jetzt hier in die Buchhandlung! Zur Weihnachtsbescheerung! Auf Wiedersehn!"

Heimrod schritt allein weiter und wendete sich seiner Wohnung zu. Im Hause der Freunde war jetzt Freude, und auch er freute sich darüber. Aber wieder dachte er: Wenn jetzt ein Brief an Amalie in das Haus kommt, und sie unangenehm dadurch berührt wird, dann ist ihre Freude doch wieder vernichtet, und meine Hoffnungen sind verloren! Denn an einen günstigen Erfolg seines Briefes glaubte er schon nicht mehr.

Als er in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische einen großen Brief von sehr amtlichen Aussehen. Er riß ihn auf, und fand seine Bestätigung als Professor an der Universität zu H. Das war nun wieder etwas recht Schönes, und an jedem andern Tage würde ihn diese Gewißheit hoch erfreut haben. Heut aber — warf er den Brief seufzend auf den Tisch zurück. Denn daß derselbe eine günstige Einwirkung seiner Herzenswünsche haben werde, konnte er nicht annehmen, und so ließ ihn seine Beförderung jetzt ganz gleichgültig. Er verlebte Stunden peinvoller Aufregung, in welcher einige Strahlen von Hoffnung doch wieder durch sein Inneres brachen, um, wie hinter Gewölk, in der Bedrängniß seiner Befürchtungen zu verschwinden.

Nachmittags trat seine Wirthin in das Zimmer und überreichte ihm ein zierliches Brieflein, welches nicht durch die Post gekommen, sondern von einem Diener abgegeben worden war. Fabian Heimrod erkannte Amaliens Handschrift. Es war das erste Mal, seit jenem unseligen Aprilbriefe, daß er ihre Handschrift wiedersah. Was konnte dieser zweite Brief enthalten? Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Aber er gebot sich Fassung und Ruhe, er riß den Umschlag nicht auseinander, sondern schnitt ihn mit dem Federmesser an der Seite auf — wie ein geweihtes Orakel, das man, selbst wenn es eine Verurtheilung enthielte, heilig halten müsse. Amaliens Zeilen lauteten: „Verehrter Freund! Die Antwort auf Ihren Brief werde ich Ihnen mündlich geben. Kommen Sie heut Abend zu unserer Bescheerung, Sie werden uns Allen sehr willkommen sein!"

Was sollte das nun heißen? „Verehrter Freund —" so hatte sie ihn schon oft genug genannt! Sollte diese Anrede eine Bezeichnung oder ein schonender Hinweis auf ihr auch künftig nur freundschaftliches Verhältniß sein? Und „Sie werden uns Allen sehr willkommen sein" — Allen, wie bisher? Nicht ihr besonders? Sollte vielleicht von seinem Briefe gar nicht die Rede sein? Wollte sie ihn, als wäre er überhaupt nicht geschrieben, bei Seite lassen? Aber nein! Sie wollte ihm ja mündlich Antwort sagen! wie wird diese Antwort lauten? Amaliens Zeilen, weitab ihn von seinen Zweifeln zu erlösen, brachten ihm nur gesteigerte Besorgnisse. Doch es galt auszuharren, bis die entscheidende Stunde schlug. Und wenn er sich schon oft in Gedanken gescholten hatte über seine ungeberdige innere Unruhe, so erwachte jetzt eine Stimme in ihm, die ihn mit

Ernst zur Ordnung rief. Er wollte Charakter zeigen, wollte seinen Mann stehen — was der Abend auch über ihn verhängen mochte. In dieser immerhin düsteren Fassung machte er sich endlich auf den Weg nach dem Rüdiger'schen Hause. Sein Berufungsdecret hatte er im letzten Augenblick noch in die Tasche gesteckt.

Auf der verhängnißvollen Schwelle angelangt, wurde er in Amaliens Zimmer gewiesen. Das Fräulein lasse ihn ersuchen, einige Augenblicke zu verziehen. Da stand er nun in dem ihm bekannten Raume, der heut, wie alle übrigen, festlich erleuchtet war. Aus dem etwas entfernteren Saale drangen Stimmen, sogar fröhliches Lachen, an sein Gehör. Jetzt machten sich auch Tritte vernehmlich — aber es waren männliche Tritte. Die Thür ging auf, und — Heinrich, der Studiosus, der aus Leipzig zum Feste gekommen war, begrüßte ihn mit lauter Freude. Daß Heimrod im gleichen Ton nicht einstimmte, schien er gar nicht zu bemerken, sondern sprach nur, wie froh es ihn mache, den Vater wieder heiter und zufrieden zu sehen.

Plötzlich stand Amalie an der Thür. Sie schien befremdet, ihren Neffen hier zu finden. Schnell aber wendete sie sich zu diesem mit den Worten: „Thu' mir den Gefallen, lieber Heinrich, Dorchen ein wenig bei den Lichtern zu helfen! Albert ist noch nicht da — sie wird allein nicht damit fertig." Der Studiosus ging und Heimrod war mit Amalien allein.

Sie betrachtete den Schweigenden einen Augenblick mit fragenden aber glänzenden Augen. Dann begann sie lächelnd, ja fast lachend: „Aber, theuerster Freund, was bringen Sie mir ein so verstörtes Gesicht entgegen? Sie durften längst zuversichtlicher dreinblicken! Und kurz — Ihr Brief hat mich sehr beglückt, wenn ich gleich Manches, was Sie gegen sich selbst aussprechen, nicht billigen kann. Denn Sie sind viel besser, als Sie glauben! Und darum — nun ja! Ja! Ich will die Ihrige sein! Hier meine Hand für das Leben!"

Der Ueberraschte wußte, nach Allem, was er in sich durchgerungen hatte, kaum Worte zu finden für das Uebermaß seiner Freude. Eine halbe Stunde des ersten Austausches zweier glücklicher Herzen schwand ihnen dahin wie zwei Minuten. Da hörten sie Dorchens Stimme an der Thür: „Tante! Ich soll fragen, ob Du zur Bescheerung bereit bist? Wir sind Alle beisammen."

„Wir kommen!" rief Amalie, indem sie Heimrods Arm nahm und mit ihm in das Familienzimmer schritt. Hier stellte sie den Ihrigen den Freund des Hauses als ihren Verlobten vor. Das Unerwartete wurde mit aufrichtiger Freude begrüßt. Man vergaß eine Weile, daß im Saale die Lichter des Weihnachtsbaumes bereits brannten. Dann stürmte die erwachsene Jugend mit Kinderjubel hinein, während die Verlobten langsamer folgten. Heimrod fühlte sich innerlichst gerührt, als er unter den ihm zugewiesenen Gaben auch eine kleine Handarbeit von Amalien fand.

Und nachdem er ihr für dieses erste Geschenk gedankt hatte, überkam es ihn plötzlich — daß es jetzt Zeit sei, in seine Tasche zu greifen.

„Ich habe meiner Braut nichts anderes zu schenken," begann er, „als eine Anweisung auf unsere Zukunft. Es ist ein nur unscheinbares Papier, aber es macht sie wenigstens künftig zu einer Frau Professorin." Damit überreichte er ihr sein Berufungsdecret.

Amalie las es fröhlich, und, da es ihm eine Genugthuung brachte, beglückte es auch sie. Herr Rüdiger aber und seine Söhne empfingen es mit der größten Hochachtung, und besonders der Hausherr fühlte sich selbst geehrt durch die Würde seines künftigen Schwagers.

Nach einer Weile sagte Amalie: „Und nun, Fabian, schreiben wir an Deine Mutter!"

„Morgen mit dem Frühsten thu' ich es!" entgegnete er.

„Nein!" rief sie: „Wir thun es gleich! Komm mit!" Sie führte ihn in ihr Zimmer, und legte ihm einen Briefbogen auf den Schreibtisch.

Er setzte sich, und begann zu schreiben: „Geliebte Mutter! An dem glücklichsten Abend meines Lebens —"

„Halt!" rief Amalie, „jetzt komme ich!" Sie nahm ihm die Feder aus der Hand und setzte den Brief fort: „Auch an dem glücklichsten Abende meines Lebens schreibe ich Ihnen, verehrte Frau, die ich so gern auch meine liebe Mutter nennen möchte —" Amalie gab ihm die Feder zurück: „So, nun fahre Du wieder fort!" Er that es, und so schrieben sie beide Satz um Satz, bis Amalie kurz vor dem Abschluß die Bitte an die Frau Pfarrerin hinzufügte, so bald als möglich selbst zu kommen, und sich des Glückes ihrer Kinder zu erfreuen. Es war in gewissem Sinne ein etwas verrücktes Schriftstück geworden, wer es aber zu lesen verstand, der erkannte darin den Ausdruck zweier Menschenherzen, die ihres Freudengefühls kein Ende wußten.

Und so las auch die Pfarrerin diesen Brief. Ohne Umstände rüstete sie sich zum Besuche in Berlin, wo sie mit offnen Armen empfangen wurde. Es sollte kein bloßer Besuch sein, denn man ließ sie aus dem Hause Rüdiger nicht wieder los, und sie blieb auch gerne, da sie sich von der Achtung Aller umgeben sah, und auch Einiges zu thun fand, wie sie es gern mochte. Sie blieb auch nachdem Fabian und Amalie als Vermählte nach ihrem neuen Wohnorte abgereist waren, leitete den Haushalt und wußte den alten Herrn zu unterhalten. Ja, sie blieb noch über die Zeit hinaus, da Albert und Dorchen ein Paar geworden waren, worüber sich niemand wunderte. —

Franziska hatte es nicht bei dem einen Briefe an ihren Vater bewenden lassen. Sie schrieb jetzt hin und wieder, kam auch wohl zum Besuch, aber nicht in Gesellschaft ihres Mannes. Trotzdem fühlte sie sich von ihrem väterlichen Hause losgelöst, da sie sich in den Ton desselben nicht mehr finden konnte. Sie hatte vorgezogen ihre Ehe mit Julius ungetrennt

zu lassen. Ihr Schwager, Herr Barthold Matthiessen, wußte seinen Einfluß geltend zu machen, daß dieselbe vor der Welt bestehen bliebe. Gleichwohl gingen sie getrennte Wege. Wenn Franziska es ertrug, sich äußerlich an einen Mann gefesselt zu sehen, den sie weder liebte noch achtete, so wußte sie ihm ihre Ueberlegenheit dafür, wo es ihr darauf ankam, fühlbar genug zu machen. Sie lebte in großem Stil, sah viel Gesellschaft um sich, galt für eine gescheite Frau, und beschäftigte sich viel mit künstlerischen Dingen. Für Vertreter der bildenden Kunst, der Musik, der Literatur, des Theaters, wurde ihr Salon ein gesuchter Mittelpunkt. Ihren Gatten sah man nicht häufig in diesem Kreise. Manche werfen wohl im Stillen die Frage auf, ob man sie, trotz des Ueberflusses, in welchem sie lebte, eine glückliche Frau nennen könne? Vielleicht kam ihr zu statten, daß sie den Mangel an innerem Glück, der eine andere Natur erschüttert haben würde, nicht so tief empfand, als man hätte voraussetzen können.

Emin Pascha.

Von

Hermann Jaenicke.

— Kreuzburg. —

Emin Pascha ist so plötzlich ein viel genannter und berühmter Mann geworden, daß man über sein Vorleben noch so gut wie nichts hat in Erfahrung bringen können, ja, daß man noch vor Kurzem selbst in den besseren wissenschaftlichen Büchern seinen ursprünglichen Namen unrichtig mit Schnitzler wiedergegeben fand, während er Eduard Schnitzer hieß, und daß man meinte, er sei in Neisse geboren, während doch seine Wiege in Oppeln stand. Aber was nutzen uns auch die wenigen trockenen Angaben über die Herkunft, über die Gymnasial- und Universitätsstudien, wenn wir nicht einen einzigen tieferen Einblick in das Geistes- und Gemüthsleben seiner Jugendjahre gewinnen können? Und in dieser Beziehung erfahren wir nur von einigen seiner früheren Bekannten, daß er auf der Universität ein liebenswürdiger, geistreicher Gesell gewesen sei, mit dem es sich gut unterhalten habe. So bleibt uns nichts anderes übrig, als über seine Jugendzeit mit kurzen Worten hinwegzugehen.

Am 28. März 1840 geboren, kam Eduard Schnitzer als Sohn eines jüdischen Sprit- und Cigarrenkaufmanns zweijährig nach Neisse; er trat sechsjährig zur protestantischen Kirche über, besuchte von 1850—1858 das Gymnasium in Neisse und bezog dann die Universitäten Berlin und Breslau, um Medicin zu studiren. Nach glücklich überstandenen Prüfungen begab er sich auf die Wanderschaft mit einem Reisetriebe, der ihn seitdem nie wieder verlassen hat, wie er sich denn selbst später einmal den „ewigen

Wanderer" nannte; wir finden ihn als türkischen Hafenarzt in Antivari und Skutari, später in Begleitung Hakki Pascha's, welcher alle Provinzen des osmanischen Reiches besuchte, in Armenien, Syrien und Arabien, endlich in Constantinopel. Wie sehr er sich schon damals mit dem islamitischen Wesen vertraut gemacht hatte, beweist eine Stelle eines im Jahre 1871 aus Trapezunt an seine Schwester gerichteten Briefes: „Ich bin des Türkischen und Arabischen mächtig geworden, wie selten ein Europäer, und Sitten und Gebräuche habe ich mir derart angeeignet, daß hinter dem türkischen Namen (Emin Effendi*), der mich deckt (keine Furcht, es ist nur der Name, ich bin nicht Türke geworden), kein Mensch einen ehrlichen Deutschen vermuthet." Nach einem kurzen Besuche in Europa kehrte er 1875 nach dem Süden zurück und nahm ägyptische Dienste. Von da an beginnt seine vielseitige und bewunderungswürdige, der großen Welt lange Zeit verborgene Thätigkeit als Chefarzt und Staatsmann, als Entdecker und wissenschaftlicher Sammler, eine Thätigkeit, welche wohl werth ist, daß man sie eingehender betrachtet.

Die Gegenden, in welchen Schnitzer seine hervorragenden Fähigkeiten zur herrlichsten Entfaltung brachte, wurden zum ersten Male durch die von der Geographischen Gesellschaft in London ausgesandten Forschungsreisenden Burton und Specke betreten. Nachdem dieselben am 13. Februar 1858 den Tanganika-See aufgefunden und befahren hatten, drang Specke allein nordwärts bis zum Südende des Victoria-Sees vor und stellte die Vermuthung auf, daß in diesem größten Seebecken Afrikas die Quellen des Nils zu suchen seien. Vier Jahre später entdeckte er mit seinem Freunde Grant den Ausfluß des Nil aus dem Victoria-See, hielt sich einige Monate bei Mtesa, dem Könige von Uganda auf, und erreichte dann, nordwärts weiterziehend, 1863 Gondokoro, welches, etwa in der Mitte zwischen dem Victoria-See und der Mündung des Gasäl-Flusses in den Nil, an diesem Flusse selbst gelegen ist. Hier traf er mit seinem Freunde Samuel Baker zusammen, welcher ihn zu suchen ausgezogen war und, als er dies erreicht hatte, seine Forschungsreise selbständig bis zum Albert-See fortsetzte.

Dieser Baker war es nun, welcher nach seiner Rückkehr den Vicekönig von Aegypten, Ismail Pascha, zu bewegen wußte, sich der oberen Nilgebiete zu bemächtigen, dem Sklavenhandel daselbst ein Ende zu bereiten, den Neger seiner Trägheit und Hülflosigkeit zu entreißen und dadurch möglichst hohe Erträge aus der Verwaltung der neuen Länder zu erzielen. Baker selbst wurde zum Pascha und Generalgouverneur der oberen Nilregionen ernannt, unterwarf 1870 von Chartum aufbrechend, die Uferlandschaften des Nil bis zu dem Negerreiche Unjoro hin, errichtete drei Militärstationen, unterdrückte so viel wie möglich den Sclavenhandel, kurz —

*) Er hatte sich den Namem Emin, d. i. der Getreue, selbst beigelegt.

legte den ersten Grund der Zucht und Ordnung in den bisher völlig verwilderten Gegenden; aber seine Verwaltung brachte der ägyptischen Regierung nicht nur nichts ein, sondern kostete ihr sogar gegen 26 Millionen Francs. Baker wurde deshalb in Ungnaden entlassen und durch Gordon Pascha ersetzt. Dieser erweiterte die sudanesischen Besitzungen Aegyptens ganz beträchtlich, indem er 1874 noch Darfur und Darfertit hinzueroberte, sodaß die gesammte von ihm beherrschte Ländermasse jetzt etwa 2½ Million Quadratkilometer umfaßte, d. h. ein Gebiet, welches mehr denn fünf Mal größer war, als das Deutsche Reich. Um diese ungeheueren Strecken, welche mit einem Netz von Stationen überzogen wurden, einer gründlichen Aufsicht und Verwaltung zu unterwerfen, bedurfte Gordon vor Allem zuverlässiger Männer, und er entnahm sie allen Nationen Europas und wo er sie fand. Zu ihnen gehörte auch Dr. Eduard Schnitzer, welcher 1876 in seine Dienste trat.

Die Stellung Schnitzers unter Gordon Pascha trägt in den ersten beiden Jahren keinen bestimmt ausgesprochenen Charakter: er ist in der südlichen Aequatorialprovinz Chefarzt und Vorsteher der Vorrathsmagazine, er wird aber auch als Gesandter zu den benachbarten Negerfürsten verwendet und besuchte als solcher in den Jahren 1876—78 den als Trunkenbold verschrieenen, aber ganz verständigen König Kabrega von Unjoro in seiner Residenz Mparo-Njamoga und den König Mtesa von Uganda in dessen Hauptstadt Rubaga, um mit diesen beiden Herrschern freundliche Beziehungen anzuknüpfen und aufrecht zu erhalten. Er schreibt damals aus der letzten von Gordon angelegten Station Mruli (an einer Nilschleife des obersten Stromes): „Dank Gordon Paschas eminentem organisatorischen Talente, dank seinen geradezu übermenschlichen Mühen und Arbeiten in einem Klima, dem bis jetzt wenige nur zu widerstehen vermocht, dank seiner durch kein Hinderniß gebrochenen Energie ist das ganze enorme Gebiet vom neunten bis zum ersten Grade so gut organisirt, so völlig sicher geworden, daß ein einzelner Reisender mit aller hier möglichen Bequemlichkeit es durchwandern und seinen Studien sich hier widmen kann. Gewehre und Munitionen sind außer zur Jagd gewiß nicht nöthig. Wer je mit Negern in unmittelbare Berührung getreten und von ihnen theilweise abhängig gewesen (Transport von Sachen, Lieferung von Lebensmitteln u. s. w.), wer die glühende Sonne und die fieberhauchenden Sümpfe des genannten Gebietes gesehen und erprobt, wer da weiß, was es bedeutet, jahrelang aller Gesellschaft, allen Bequemlichkeiten, allem zum Leben Nöthigen fern, allein zu leben, nur der kann ermessen, was Gordon Pascha hier geleistet. Er mußte sich das Material zu seiner Arbeit selbst schaffen — und aus Negern!"

Während dieser Reisen Schnitzers im Norden des Victoria- und Albert-Sees hatte Gordon selbst mit einem furchtbaren Aufstande zu kämpfen gehabt: die arabischen Sklavenhändler und alle, welche aus dem Sklaven-

handel ihren Vortheil zu ziehen gewohnt waren, schon längst empört über die Hindernisse, welche der General-Gouverneur ihrem schändlichen Treiben in den Weg legte, erhoben sich gegen die ägyptische Herrschaft, die ihnen unerträglich dünkte, und nur mit Mühe und nach zweijährigen Anstrengungen gelang es dem Gouverneur der Gasal-Provinz, dem Italiener Romolo Gessi, die Empörung zu unterdrücken und einen Erfolg zu erzielen, welcher noch dadurch an Bedeutung gewann, daß Gordon in derselben Zeit über 4000 Sklavenhändler aus den östlichen und nördlichen Provinzen außer Landes trieb. Die ägyptische Herrschaft war damit noch einmal gerettet, und als jetzt Schnitzer von seinen Missionen aus dem Süden zurückkehrte, wurde ihm die Mittheilung gemacht, daß er zum Gouverneur des äquatorialen Verwaltungsbezirks mit der Hauptstadt Ladó ernannt sei, und daß er als solcher sich auch weiterhin daselbst aufzuhalten habe. Da trat nun ein Naturereigniß ein, welches ihn über zwei Jahre lang (1878—1880) gänzlich von den nördlichen Provinzen und seiner Oberverwaltungsbehörde in Chartum abschnitt.

Der Victoria-See war nämlich infolge ganz besonders heftiger Regengüsse im Sommer 1878 so beträchtlich gestiegen, daß die abfließenden Gewässer das obere Nilgebiet weit und breit überschwemmten; hierbei lösten sich ungeheure Massen von Hochgras, Schilf, Papyrus und Wasserpflanzen vom Erdboden, schwammen stromabwärts und bildeten an solchen Stellen, welche irgend einen Widerstand boten oder ein zu geringes Gefälle besaßen, undurchdringliche Pflanzenverstopfungen von einer Ausdehnung bis zu 1200 Metern. In Folge dessen mußte der Flußdampfer-Verkehr eingestellt werden, die regelmäßigen Posten und Zufuhren hörten auf, und die Lage Schnitzers, dem es bald an den nothwendigsten Bedürfnissen mangelte, fing an recht bedenklich zu werden. Trotzdem entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, indem er seine Provinz beständig bereiste und besichtigte, strenge Ordnung hielt, Sammlungen aller Art anlegte und meteorologische Untersuchungen anstellte. Als dann nach mehrmonatlichen Anstrengungen der Fluß endlich wieder fahrbar gemacht worden war, schreibt er im August 1880: „Was ich in den zwei Jahren der Flußsperre gelitten, was ich zu kämpfen gehabt, um ohne jede Unterstützung meine Leute und Soldaten durchzubringen, dabei Fortschritte zu machen und die Neger zu gewinnen, was alles das gerade hier bedeuten will, kann man eben nur hier ermessen. Nun ist der Fluß offen, und alle drei Monate soll ein Dampfer kommen. Gott sei Dank!"

Inzwischen war mit seiner Stellung abermals eine Aenderung vorgegangen: Gordon hatte nämlich 1879 sein Amt niedergelegt; „er hatte dem Volke das Beispiel eines gerechten Herrschers, der Gott fürchtet und die Menschen nicht scheut, vor Augen gestellt. Sein Leben und seine Thaten waren ein sprechender Beweis dafür, daß das Regiment nicht

von Natur aus grausam, bestechlich und tyrannisch sein muß." Anstatt nun ebenfalls seines Amtes enthoben zu werden, wurde Schnitzer vielmehr nicht nur bestätigt, sondern seine Provinz sogar vergrößert, sodaß ihre Nordgrenze jetzt etwa parallel dem 7° n. Br. verlief; auch erhielt er die Erlaubniß neue Stationen zu gründen, wo es ihm passend erschien.

Das Land seiner Wirksamkeit denke man sich größtentheils aus weiten ebenen Flächen bestehend, im Süden erst in Hügelketten und mäßig hohe Gebirgszüge übergehend; von zahlreichen, in der Zeit ausgetrockneten Flußläufen durchschnitten, steht es in der Regenzeit theilweise unter Wasser, enthält aber neben ausgedehnten Savannen auch überaus fruchtbare Strecken, welche große Mengen von Mais, Reis, Hülsenfrüchten, Bataten, Erdnüssen und Gemüsearten hervorbringen; Emin ließ auch Kaffee, Indigo und Baumwolle anbauen. An Wild fehlt es nirgends, und selbst der Elefant, dem man so viel nachgestellt hat, streift noch in ansehnlichen Horden umher; dazu hat Emin eine große Zahl nützlicher Hausthiere, wie Gänse, Enten, Truthühner und Lapins acclimatisirt. Auch an Eisen, Kautschuk und Faserstoffen ist das Land reich, aber der werthvollste Artikel ist immer noch das Elfenbein. Die Eingeborenen sind Ackerbauer oder Viehzüchter, z. T. beides; sie besitzen manche guten Eigenschaften, bedürfen aber strenger Zucht und Ordnung, ein Erforderniß, dem erst Emin gerecht wurde. Bei seinem Amtsantritt setzten sich die ägyptischen Beamten aus völlig unzuverlässigen nichtsnutzigen, bestechlichen und grausamen Menschen zusammen, die man in der geordneten Verwaltung Aegyptens nicht hatte verwenden können und daher aus der Heimat strafweise nach dem Süden geschickt hatte; nicht besser sah es mit den Soldaten und den Offizieren aus, welche ebenso wie die Beamten mit den Sklavenhändlern unter einer Decke steckten, das Volk bedrückten, beraubten und zu Hunderten verkauften. Emin räumte mit diesem Gesindel gründlich auf, vertheilte gleichmäßig die Steuern und sorgte allerorten für Sicherheit, so daß, während die Verwaltung vorher Unsummen gekostet hatte, dieselbe am Ende des Jahres 1882 nach Abzug aller Auslagen einen Ueberschuß von 160,000 Mark aufzuweisen hatte; überdies enthielten die Magazine reiche Vorräthe an allerlei Handelsartikeln und 600 Centner Elfenbein. Alles dies erreichte Emin durch sein vorzügliches Organisationstalent und durch die Gabe, sich das vollkommenste Vertrauen der Neger zu erwerben, welche zum ersten Male das Gefühl bekamen, daß sie auch zu den Menschen zu rechnen seien; man begegnete ihm überall auf seinen Reisen mit innerer Zufriedenheit und begrüßte in ihm „die neue Zeit, die hoffentlich nun auch für dieses so schwer heimgesuchte Land angebrochen ist." „Er vereinigt ja alle möglichen Vorzüge in seiner Person," sagt Schweinfurth, „er ist oberster Richter, schöpferischer Reformator, unbeschränkter Gouverneur und gastfreundlicher Beschützer," und der englische Forschungsreisende Felkin setzt hinzu, Emin sei nicht bloß ein vollkommener Gentleman, sondern einer der liebenswürdigsten und selbst-

losesten Männer, welche ihm je vorgekommen seien; wie viel er gethan habe, werde wohl nie bekannt werden.

Neben der angestrengtesten Arbeit um das Wohl seiner Provinz widmete sich Emin, so oft er in seine Hauptstadt Ladó zurückkehrte, auch dem ärztlichen Berufe in dem von ihm dort eingerichteten Krankenhause, und selbst seine wissenschaftlichen Studien, denen er oft genug ganze Nächte opferte, kamen nicht zu kurz. In letzterer Beziehung legen namentlich „Petermanns Mittheilungen" Zeugniß von seinen gediegenen Untersuchungen auf kartographischem, physikalischem, meteorologischem, geognostischem, pflanzen- und thiergeographischem Gebiete ab; der Körperbau und die Sprachen seiner Negerstämme, von denen er ganze Wörterbücher anlegt, werden von ihm gründlich studirt und verglichen, und in Ladó bringt er ganze Sammlungen von Pflanzen und Thieren zusammen. Dr. Behm, der bekannte Gothaer Geograph, rühmt im Besonderen „die außerordentliche Sorgfalt und Vollständigkeit der Itineraraufnahme Schnitzers. Jede Viertelstunde mindestens notirte er die zurückgelegte Distanz und die Richtung auf Blättern, deren jedes eine Tagereise enthält. Zur Seite sind zahlreiche Bemerkungen über das vom Wege aus Gesehene eingeschrieben und eingezeichnet. Auf der Rückseite der Blätter befinden sich die von Rastorten aus genommenen Compaßpeilungen in solcher Menge, daß z. B. von Gondokoro bis Fadibek, d. h. in fünf Wochen, gegen 300 solcher Peilungen notirt wurden."

Inmitten dieser rastlosen, dem Wohle einer früher so hart bedrückten Bevölkerung gewidmeten Thätigkeit brach der verhängnißvolle Mahdi-Aufstand aus, welcher alle Errungenschaften Emins eine Zeit lang in Frage stellen, endlich aber gänzlich vernichten sollte. Bekanntlich theilt sich die mohammedanische Welt in die religiösen Sekten der Schiiten oder Aliten und der Sumiten. Die ersteren verehren Ali, den Schwiegersohn Mohammeds, und sein Geschlecht als einzig rechtmäßige Statthalter Gottes; sie zählen zwölf Imame oder Hohepriester aus Alis Geschlecht und beehren sie mit dem Beinamen Mahdi, d. h. der von Gott auf den rechten Weg Geleitete; auch glauben sie, daß einer von ihnen dereinst wiederkehren und ein großes Reich aufrichten werde. Ein solcher „Messias" war nun wieder einmal hervorgetreten: er wohnte auf der Nilinsel Aba (13° n. Br.) und hieß Mohâmmed Achmed. Schon lange im Rufe großer Heiligkeit stehend, rief er im Juli 1881 zunächst eine rein religiöse Bewegung hervor, griff dann aber bald auch auf das politische Gebiet über und fand um so rascher Anhang, als nach Gordons Abgang die alte Mißwirthschaft wieder um sich gegriffen hatte: Die ägyptischen Truppen wurden geschlagen, Darfur, Kordofan und Senaar gingen verloren, und auch die Engländer, welche in Folge des Arabi-Aufstandes Aegypten besetzt hatten, erlitten Niederlage auf Niederlage, 1883 am 4./5. November unter General Hicks südlich von Obeïd. Noch hielt sich Lupton Bey, der Gouverneur der Gasāl-Provinz, und Gordon kehrte freiwillig auf seinen alten Posten in

Chartum zurück; aber zu spät: jener gerieth schon im März 1884 in die Gefangenschaft des Mahdi, und dieser fiel am 26. Januar 1885 bei der Einnahme von Chartum. Damit stand den Mahdisten das ganze Gebiet bis zum Gasāl und Sobat offen, und nichts hinderte sie mehr, sich auf die durch ihren Wohlstand lockenden Besitzungen Emins zu werfen, welcher gleich beim Beginne des Aufstandes mit Schrecken wahrgenommen hatte, wie leichtsinnig man in Chartum über dieses Ereigniß dachte, und wie verkehrt man späterhin handelte.

Emin erhielt die Nachricht von der Niederlage des Generals Hicks in aller Form durch einen Vertreter des Mahdi mit der Aufforderung, sich freiwillig zu unterwerfen; um sich den ersten Ungelegenheiten zu entziehen, schrieb er „einen äußerst demüthigen Brief" und deutete darin seine Geneigtheit an, sich dem Willen des neuen Herrschers zu fügen, raffte aber in der That alle seine Truppen zusammen und verlegte, als ihm die nördlichen Theile seiner Provinz entrissen worden waren und er endlich den Fall Chartums und den Tod Gordons erfahren hatte, seinen Sitz nach Wádelai, von wo aus er noch die Stationen bis Ladó mit Soldaten besetzt hielt.

Mit Aegypten hörte seitdem jede Verbindung auf, und auch auf Entsatz von dorther war nicht mehr zu hoffen. Trotzdem verlor Emin den Muth nicht, sondern er fuhr fort, für das Wohl seiner ihm noch verbliebenen Unterthanen zu sorgen, wie er z. B. in dem letzten damals nach Europa gekommenen Briefe vom 7. Juli 1886 schrieb: „Seit Mai sind die Stationen eifrig mit Cultivationsarbeiten beschäftigt. Die Baumwollen-Plantagen gedeihen gut und sind für uns von großem Nutzen, weil sie uns in den Stand setzen, den Mangel an Bekleidung einigermaßen abzuhelfen. Ich habe jetzt auch das Schuhmachergewerbe bei uns eingeführt. Wir fabriciren jetzt auch unsere eigene Seife und haben Fleisch und Mehl genug zum Lebensunterhalte. Freilich solche Luxusgegenstände wie Zucker haben wir seit einer langen Zeit nicht gesehen. Doch vergaß ich zu bemerken, daß wir einen ausgezeichneten Tabak bauen. Persönlich empfinde ich sehr den Mangel an Büchern und ferner an feinem Schrot, arsenik-saurem Natron u. s. w., um meine zoologischen Sammlungen zu präpariren. Dennoch fahre ich mit dem Sammeln so gut es geht fort, und besitze ich interessante Gegenstände aus den Monbuttu- und Niamniam-Ländern."

Von der ganzen Welt abgeschnitten und verlassen, wurde Emin nach dem Falle Chartums auch in Europa ein Gegenstand allgemeiner ängstlicher Sorge; um so mehr, als die ägyptische Regierung, deren Pflicht es doch in erster Reihe gewesen wäre, ihren Beamten und Offizieren Hülfe zu bringen, die Hände in den Schooß gelegt hatte; erst später — im Jahre 1887 — raffte sich der Minister Nubar Pascha dazu auf, Emin zum Pascha zu ernennen und eine etwaige Expedition für seine Errettung mit 10,000 Pfund zu unterstützen. Dagegen versuchten zwei in Afrika wohl

bewanderte Männer schon 1885, Erkundigungen über den Verschollenen an Ort und Stelle einzuziehen und ihn, wenn möglich, aus seiner mißlichen Lage zu befreien.

Dies waren Dr. Lenz, ausgesandt von der Geographischen Gesellschaft in Wien und von der Oesterreichisch-afrikanischen Gesellschaft, und Dr. Fischer, ausgerüstet von dem St. Petersburger Banquier Junker, dessen Bruder, der nahmhafte Afrikaforscher Dr. Junker, nach den letzten Nachricht sich ebenso wie der italienische Capitän Casati in Wâdelai bei Emin befinden sollte. Beide Männer erreichten ihren Zweck nicht: jener war von Westen her in das Innere des dunklen Erdtheils eingedrungen, mußte aber in Njangwe umkehren; dieser hatte schon den Victoria-See glücklich erreicht, als er zu seinem Leidwesen von den gänzlich veränderten Verhältnissen im Ugandareiche hörte.

Hier war nämlich auf den christenfreundlichen König Mtesa der mißtrauische, dem Haschischrausche ergebene und alle Ausländer mit dem Tode bedrohende, übrigens noch blutjunge König Muanga auf dem Thron gefolgt. Fischer erhielt keinen Eintritt in sein Land und mußte, obwohl nur 350 Kilometer von Dr. Junker entfernt, den Rückzug antreten; unterwegs durch Hunger bis zu Tode erschöpft, gelangte er im Juni 1886 an die Küste, starb aber noch in demselben Jahre in seiner Heimat an einer plötzlich hervorgetretenen Krankheit.

Inzwischen bemühte sich Emin auch seinerseits, Erkundigungen über die Verhältnisse im Sudan einzuziehen, um danach seine Maßregeln für die Zukunft treffen zu können, namentlich festzustellen, ob er sich schlimmsten Falls nordwärts über Chartum nach Aegypten oder südwärts über Uganda nach der Küste durchschlagen könne. Er schickte deshalb den Dr. Junker zu dem befreundeten Negerherrscher Kabrega von Unjoro und erfuhr nun durch Boten Junkers endgültig, daß der Sudan vollständig in die Hände der Aufständischen gerathen sei, auch daß Dr. Fischer den Versuch mache, sich ihm als Retter zu nahen. Ob er aber später von dem Mißlingen dieses Unternehmens Nachricht erhielt, wußte man nicht; denn was das Schlimmste war: Junker selbst konnte nicht mehr daran denken, zu Emin zurückzukehren, da zwischen Kabrega und Muanga ein Krieg ausgebrochen war, in welchem ersterer auf dem Schlachtfelde blieb, während letzterer den Europäer bei seinem Aufenthalte in Uganda mit solchem Mißtrauen behandelte und mit solchen Widerwärtigkeiten belästigte, daß er froh sein mußte, wenn er mit heiler Haut davonkam. Es glückte ihm denn auch, obzwar unter den größten Schwierigkeiten, nach Sansibar und im Januar 1887 nach Europa zu gelangen, wo er sofort alle Hebel zur Rettung Emins in Bewegung setzte; Schweinfurth leistete ihm hierbei auf's Bereitwilligste Beistand.

Unter allen Unternehmungen, welche jetzt für Emin Pascha in Angriff genommen wurden, steht bekanntlich die Stanley'sche mit Rücksicht auf

das große Interesse, welches Jedermann für dieselbe bekundete, und mit Rücksicht auf ihren scheinbar so herrlichen Erfolg obenan; es sei daher gestattet, diese Expedition etwas näher in's Auge zu fassen.

Die einzige Quelle, welche uns hier zu Gebote steht, ist Stanley's im Septemberhefte dieser Monatsschrift schon charakterisirte Werk: „Im dunkelsten Erdtheil," aber sie genügt vollkommen, um den wahren Sachverhalt in seinen Grundzügen festzustelleu und in uns Deutschen einen Ekel zu erregen nicht blos über das hämische Urtheil, welches der englische Verfasser über den grundehrlichen und hochgelehrten Pascha zu fällen beliebt, sondern noch mehr über die rein geschäftlichen Interessen, welche den ersten Anstoß zu dem „Rettungszuge" gegeben haben, und, wie man zwischen den Zeilen liest, auch weiterhin fortwährend maßgebend geblieben sind.

Stanley stellte sich nämlich dem schottischen Millionär **Mackinnon**, dem Leiter der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft zur Verfügung, wurde von ihm durch ein Telegramm, in welchem es wörtlich hieß: „Geschäft dringend!" nach London berufen und erklärte nun zum Staunen aller mit den Verhältnissen Afrikas Vertrauten, er werde seine Route zur Rettung Emins von der Kongo-Mündung aus wählen, also einen Weg, welcher z. Th. völlig unbekannt war und, wie sich nur zu bald zeigte, fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, während der kurze, höchst bequeme Weg von der Ostküste her unbegreiflicherweise verschmäht wurde.

Von der ägyptischen Regierung und jener Handelsgesellschaft mit der artigen Summe von 660,000 Mark ausgestattet, ging Stanley in der That am 25. Februar 1887 mit 620 Suahelis und Sudanesen von Sansibar aus zu Schiff um das Kap herum nach der Kongo-Mündung ab. Hier begannen sofort die Ungelegenheiten, theils weil zwischen den Suahelis und Sudanesen die heftigste Feindschaft herrschte, welche sich bis zu regulären Knittelschlachten steigerte, theils weil die Dampferflotille auf dem Kongo im schlechtesten Zustande sich befand. So gelangte man erst Ende Mai 1887 nach **Jambuja**, wo die Schiffbarkeit des Aruwimi, eines rechten mächtigen Nebenflusses des Kongo, durch Stromschnellen ihr Ende erreicht. Hier ließ Stanley den Major **Barttelot** mit der Nachhut zurück — ja weshalb? fragen wir unwillkürlich und finden in dem Werke des Reisenden selbst keine genügende Erklärung. Aber der Bruder des so schrecklich ermordeten Majors, welcher soeben ein Buch „Diaries and Lettres of Major Barttelot" veröffentlicht hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß diese Nachhut fast ausschließlich aus Kranken, Schwachen und Auffässigen bestand, deren Stanley auf diese einfache Weise los und ledig werden wollte; dagegen sollte Barttelot durch den bekannten Nabob der Sklavenhändler, **Tippu Tib**, noch weitere 600 Träger aufbringen, um mit ihrer Hilfe die großen Elfenbein-Vorräthe Emins, deren Werth man auf 1,200,000 Mark schätzte, zugleich mit dem Pascha „retten" zu können. Auch hierbei hatte Stanley

einen Hintergedanken, nämlich augenscheinlich keinen anderen Zweck im Auge, als mit dieser Summe sich und seine Expedition einmal bezahlt zu machen!

Im Juni 1887 erfolgte dann der Aufbruch der Hauptruppe in das ganz unbekannte Gebiet zwischen Jambuja und dem Albert-See, einen Landstrich, welcher größtentheils ausgefüllt ist durch einen ununterbrochenen, tiefdunklen, nahezu undurchdringlichen Urwald, sodaß man 160 Tage der entsetzlichsten Strapatzen bedurfte, um endlich wieder an das Sonnenlicht zu gelangen, und in welchem Zustande?! Man wollte doch Emin retten, und Stanley selbst muß, als er endlich im December 1887 den Albert-See erblickte, das Geständniß ablegen: „Unsere Haupthoffnung beruhte auf Emin Pascha!“ Auf das Krankenlager geworfen, konnte er den Pascha erst im April 1888 von seiner Ankunft benachrichtigen und ihm wenige Tage nach seiner ersten Begegnung die drei bekannten Vorschläge im Auftrage des Khedive, des Königs der Belgier und der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft machen, welche dem Pascha über die eigentlichen Zwecke der Stanley'schen Expedition alsbald die Augen öffneten und ihn tief mißstimmten. Am bemerkenswerthesten war der dritte Vorschlag, wonach Emin mit den treugebliebenen Offizieren und Mannschaften nach der Nordostecke des Victoria-Sees gehen und dort als Administrator der Ostafrikanischen Gesellschaft von ihm eingesetzt werden sollte; man hoffte damit, den Pascha dauernd für die Handelsgesellschaft zu gewinnen und überdies bei guter Gelegenheit die Aequatorialprovinz für England zurückzuerobern.

Da von Major Barttelot jede Nachricht ausblieb, so mußte sich Stanley wohl oder übel entschließen, „zum Entsatz der Nachhut“, wie er sich ausdrückt, den Weg durch den schrecklichen Urwald nochmals zurückzulegen; aber die Mühe war umsonst. Denn nur noch etwa 100 Kilometer von Jambuja entfernt, stieß er Mitte August 1888 auf die Trümmer der Barttelot'schen Nachhut, welche, nur um wenige von Tippu Tib gestellte Manjema-Leute vermehrt, sich im kläglichsten Zustand auf dem Marsche zu Stanley befand; zugleich erfuhr er, daß der Major selbst schon am 19. Juli von einem Manjema aus Privatrache ermordet worden sei.

So war denn Stanley um die schöne Hoffnung, sich der lockenden Elfenbein-Vorräthe Emins zu bemächtigen, ärmer geworden, und nachdem er den tödtlichen Urwald zum dritten Male durchzogen hatte und endlich im Januar 1889 wieder in die Nähe des Albert-Sees gelangt war, erhielt er durch zwei Boten des Pascha die briefliche Nachricht, daß sich inzwischen die Lage in der Aequatorialprovinz völlig verändert habe.

Emin war nämlich durch eine Anzahl seiner eigenen von je her ganz unzuverlässigen Offiziere, welche dem Volke vorredeten, der Pascha stehe mit Stanley im Einvernehmen und beabsichtige die Bewohner der abgeschnittenen Provinz der Sklaverei zu überantworten, heimtückischer Weise

gefangen genommen worden und verdankte sein Leben nur noch dem Umstande, daß die treu gebliebenen Soldaten um keinen Preis zugaben, daß ihm etwas zu Leide geschah. Schon befand er sich drei Monate in Gefangenschaft, als die mahdistischen Truppen von Norden her plötzlich anrückten und ihr Befehlshaber dem Pascha den Antrag machte, er solle sich sammt seinen Leuten gegen freien Abzug ergeben. Die meuternden Offiziere, welche das Schreiben geöffnet hatten, beschlossen aber den Kampf auf eigene Faust und wurden dabei in wilde Flucht geschlagen. Vergeblich setzten jetzt die treuen Mannschaften den gefangenen Pascha in Freiheit: er konnte nur noch einen ehrenvollen Rückzug nach Tunguru, der nächsten Station am Gestade des Albert-Sees, anordnen und glücklich durchführen.

Unter solchen Umständen blieb dem hart geprüften Pascha keine Wahl: er gab an Stanley die Erklärung ab, daß er zum Abzuge entschlossen sei, setzte mit seinem sechsjährigen bildschönen Töchterchen Ferida, dessen abessinische Mutter schon einige Jahre zuvor gestorben war, und mit seinen 600 Leuten auf zwei Dampfern an die Südostecke des Sees über und vereinigte sich mit Stanleys Mannschaften, sodaß die Gesammtzahl der Expedition beim Abmarsch am 10. April 1889 die Höhe von 1510 Köpfen erreichte, ein stattlicher Zug, wie er im Innern Afrikas unter Leitung von Europäern noch niemals gesehen wurde. Stanley kam sich denn auch sehr stolz vor, konnte aber seinen Aerger darüber, daß Emin nur 65 Elfenbeinstücke, dagegen eine Unzahl altmodischer Koffer mit zahlreichen Sammlungen mitschleppte, nur mit Mühe unterdrücken; er gab auch in huldvoller Weise die Genehmigung, daß sich Emin während des Zuges mit der bescheidenen Stellung eines Meteorologen und Naturforschers begnügte. Man weiß, daß der Heimmarsch im Wesentlichen leicht und ohne Unfälle von Statten ging, und daß man noch zwei wichtige geographische Entdeckungen machte: das Vorhandensein eines hohen Gebirges mit dem schöngeformten, schneebedeckten Gipfel des Ruwensori (5000 Meter und höher) und die Lage eines blauen Seebeckens im Süden des Albert-Sees, welches durch den Semliki-Fluß nach dem Albert-See hin entwässert wird und den Namen Albert-Eduard-See erhielt.

Wie staunte nun aber Emin, als er erfuhr, daß ein großer Theil Ostafrikas inzwischen deutsches Eigenthum geworden war, und welche Freude ergriff ihn, als er in Mpwapwa im Auftrage Wißmanns von dem Lieutenant Rochus Schmidt auf's Freundlichste begrüßt wurde, und als dann weiterhin am Kingani Wißmann selbst zur Bewillkommnung der glücklich Geretteten erschien und sie bis nach Bagamojo begleitete!

Die folgenden Ereignisse sind noch zu bekannt, als daß sie hier eingehender erörtert werden müßten: das heitere Festmahl in Bagamojo, der schmerzliche Sturz Emins von der Veranda (nicht aus dem Fenster!), seine schwere Krankheit, sein vollständiger Bruch mit Stanley, über dessen Ursache

wir freilich noch nicht unterrichtet sind, endlich die Genesung des Pascha und sein hocherfreulicher Eintritt in deutsche Dienste.

Welch ein Unterschied zwischen ihm und Stanley, seinem zweifelhaften Retter! Dieser kalt, berechnend, geschäftlich, wissenschaftlich roh und ungeschult, dabei anmaßend, habsüchtig und ehrgeizig, wie er sich denn nach seiner Rückkehr allerorten beweihräuchern ließ; jener dagegen voll Liebe zu seiner guten Sache und zu den Personen, die ihm bis zuletzt treu zur Seite standen, neben seinen Verwaltungsgeschäften unablässig für die Wissenschaft thätig, dabei bescheiden, einfach, alle Ehrenbezeugungen in Europa verschmähend und sofort wieder im Interesse seines deutschen Vaterlandes neuen Gefahren sich preisgebend! Wir haben nur den heißen Wunsch, daß er nach Erledigung seines — uns unbekannten — Auftrages im Inneren des dunklen Erdtheils heil zurückkehre und uns mit eigener Feder eine Darstellung seines Lebens und Wirkens entwerfe, welche gewiß eine hochwillkommene Ergänzung des soeben erschienenen Werkes von Paul Reichard bilden wird.

Literarische Ursachen und Wirkungen.*)

Streiflichter und fragmentarische Denkblätter.

Von

Julius Grosse.

— Weimar. —

II.

Ihre freundliche Erlaubniß, eine weitere Reihenfolge von Memorabilien zusammenzustellen, macht mir in der That die Wahl schwer, wo ich beginnen soll, um von dem eigentlichen Zweck, biographisches Material zu geben, nicht allzu weit abzukommen. — Vielleicht interessirt zunächst ein anderes Quiproquo, oder die Historie einer Art von Doppelgänger, in dessen Spuren ich unbewußt trat. Da dies anfänglich räthselhafte Erlebniß später seine volle Erklärung fand und diese Erklärung ebenfalls ein Denkblatt der unterirdischen obscuren Literaturgeschichte füllt, sei die Erwähnung gestattet.

Einige Monate, nachdem ich im Mai 1855 meine Stellung an der „N. Münch. Ztg." angetreten, erhielt ich eines Tages einen merkwürdigen Brief aus Berlin mit der Ueberschrift „Lieber Papa" und der Unterschrift „Deine gehorsame Tochter Charlotte." „Es werden nun bald drei Jahre, daß wir die letzte Nachricht von Dir erhielten und über zwei Jahre, daß Mama nach Paris schrieb und den Brief nach längerer Zeit zurückbekam, weil Du fort seiest ohne Adresse — bis wir jetzt erfuhren, Du seiest schon länger in München und Mitredacteur einer Zeitung geworden" — folgt dann ein breites Familienbild, voll düsterster Schilderungen. Es ist die Rede von zwei Söhnen und zwei Töchtern, die ältesten längst erwachsen, außerdem von einer inzwischen Verstorbenen,

*) Vergleiche Nord und Süd Heft 151.

seine energische Opposition gegen König Ludwig I. ebenso bemerkbar, als lästig — scheint aber doch auch ein gewisses Ansehen erworben zu haben, denn als der König keinen Spaß verstand, sondern den Demagogen beim Kragen nahm und in den Schatten setzte, da veranstaltete die liberale Partei in München eine Sammlung für die Familie. Später gelang es dem Märtyrer zu entkommen und nach der Schweiz zu entfliehen. Im Jahre 1848 scheint er in Paris gewesen zu sein, wie aus obigem Brief hervorgeht, von da ab fehlt jede Spur des Verschollenen, der vielleicht, wie hundert andere, in Cayenne geendet. — Auch ein Literaturbild aus verflossenen Tagen, dessen Gestalt unter gegebenen Umständen der Nachwirkung nicht entbehrte und speciell mir jedenfalls mehr hinderlich als förderlich gewesen ist, ohne daß ich auch nur die geringste Ahnung jener Ursachen und Wirkungen hatte.

Hier fällt mir übrigens eine Episode heiterer Art ein, als Arabeske sei sie eingefügt. Wenn es damals die „A. Z." war, deren Brandartikel den Zorn des Königs erregten, so war es im Jahre 1847/48 abermals die „A. Z.", deren Münchener Correspondenzen den Grimm einer anderen Person anfachten und zu einer Scene führten, deren Komik würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Als Lola Montez' Macht auf dem Gipfel, erschienen fast alltäglich kleine Stimmungsberichte in der „A. Z.", deren Malice um so größeres Aufsehen erregte, als der Verfasser offenbar zu den Eingeweihten gehörte und als unsichtbarer Augenzeuge der geheimsten Vorgänge im Hotel an der Barerstraße erschien. Lange war das Forschen Lolas nach dem verkappten Gegner umsonst, aber nicht für immer. Unter den Freunden des Hauses befand sich auch der alte Freiherr J. v. Plötz, dessen Lustspiele und Schwänke (der verwunschene Prinz — die Hintertreppe — Abenteuer einer Neujahrsnacht —) noch heut zuweilen auftauchen. Von Haus aus sehr reich, war er in seinen alten Tagen völlig verarmt und lebte nur von den Tages-Correspondenzen für die „A. Z." Diese Thatsache genügte der Lola, die eines Abends den geistreichen Plauderer zum Thee einlud. Nach einer traulichen Stunde griff Lola bei einer Wendung des Gesprächs plötzlich zur „Allgem. Ztg." „Ah — etwas ähnliches habe ich hier gelesen, und nun ist's klar, wer diese boshaften Briefe schreibt. — Läugnen Sie nicht. Sie sind der Verfasser und Verräther! Ich weiß Alles, aber ich bin auch bereits gerächt. Sie haben den Thee einer Spanierin getrunken und werden die Wirkung bald genug verspüren! — . . . Adieu, Adieu!" sprach sie und rauschte davon. Plötz aber, überzeugt, daß er vergiftet worden, eilte voll Entsetzen zur nächsten Apotheke: ob es wahr ist, daß er eine Lampe ausgetrunken, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß er die enormsten Quantitäten Milch an jenem Abend vertilgte, bis ihm klar ward, daß er „hineingefallen." Ich sah das eisgraue Männlein im olivengrünen Rock noch manches Jahr allabendlich auf seinem festen Platz im

so war doch der Aufbau immer höchst geschickt, und die Fabel „klappte", eines der unerläßlichsten Requisiten der Bühnenmäßigkeit.

Da beim Dessert sagte er: „Sie kennen mich nun und meine Art zu schreiben. Wüßten Sie nicht einen dankbaren Stoff für mich? Historischen Hintergrund — interessante Charaktere — packende Leidenschaft — dergleichen brauche ich!"

„So schreiben Sie einen Bothwell —"

„Bothwell — was ist Bothwell?"

„Nun der dritte Gemahl der Maria Stuart — der Mörder Darnley's, so eine Art neuer Macbeth —"

„Ah, ganz richtig — aber bitte erzählen Sie mir doch den Stoff —"

Ich begann also, exponirte die verwickelten Verhältnisse am schottischen Hof, die Stellung Marias zu ihrem Gatten wie zu ihrem Bruder Murray, weiter den Roman mit Rizzio, an dessen Ermordung Bothwell keinen Theil nimmt. Bothwell war damals schon verlobt oder vermählt, aber die dämonische Schönheit der Königin wirbt ihn als ihren Rächer. Darnley wird von Verschworenen in die Luft gesprengt, aber später findet sich an der Leiche eine Wunde, die auf einen anderen Thäter deutet. Diese Schuld kettet fortan Maria und Bothwell, bis der Wankelmuth des Weibes und die gewaltsame Kraftnatur des Mannes den Bruch herbeiführen. Trotzdem ficht Bothwell als Parteigänger für Maria und fällt als Vertheidiger der Freiheit Schottlands gegen die Engländer, nachdem er die Königin von ihren Feinden bereits befreit hatte. —

So ungefähr gestaltete sich die Dramatisirung des Stoffs, mit dem ich mich früher schon beschäftigt hatte. Als ich am Ende, war auch das Stück im Bau fertig und sozusagen binnen zehn Minuten organisch entstanden. — „Dies also wäre der Stoff", sagte ich, „aber es thut mir leid, Verehrter, jetzt kann ich ihn nicht mehr aus der Hand geben, nunmehr werde ich das Stück selbst schreiben."

Herr Murad Effendi schien zu glauben, ich hätte mir einen unpassenden Scherz mit ihm erlaubt; möglich auch, daß ihm diese Art von Improvisation unverständlich war, jedenfalls war mit dieser Viertelstunde in die werdende Freundschaft ein Bruch gekommen, der auch später nicht mehr geheilt ist. Murad Effendi hat in der Folge seine sämmtlichen Dramen edirt und ist als Gesandter der Pforte in Amsterdam oder in Haag einige Jahre darauf gestorben. Mein Bothwell wurde erst im Jahre 1881 geschrieben und gelangte im Jahre 1884 in Heidelberg zur Aufführung. Ich will hier nicht der Champion meiner Dramen sein, aber eines wurde mir während der Arbeit klar: daß nämlich Shakespeare gerade durch Maria Stuarts tragisches Ende, das er sozusagen miterlebt hatte, auf Macbeth geführt worden sein mag — mit anderen Worten: den Stoff Macbeth wählte er, weil er Actualität gewonnen hatte durch die neuen tragischen Ereignisse in Schottland. Diesen für ihn modernen Stoff durfte er nicht

anrühren, schon mit Rücksicht auf die Königin Elisabeth, aber der ältere Königsmörder und Geisterseher hatte modernes Interesse gewonnen. Ich glaube, in ähnlicher Weise ward für Schiller die Gestalt Maria Stuarts poetisch actuell, weil er und seine Zeitgenossen den tragischen Untergang einer anderen Königin in Frankreich miterlebt, deren Gestalt für die Bühne ebenfalls zu neu und deshalb unbrauchbar war.

Entstehung von Dichtungen — ein Thema von unerschöpflicher Vielseitigkeit, das jedoch in Literaturgeschichten selten oder nie berücksichtigt wird. Neben dem Impromptu des Augenblicks giebt es die schulgerechte Disposition — neben dem eigenen Erlebniß die bestellte Arbeit. Aber es walten noch andere Mysterien, so die unfreiwillige magische Umbildung einer Summe von gleichartigen Eindrücken, die sich nach dem Gesetz der Schwingungen als harmonische Kunstgebilde niederschlagen wie die Eisblumen auf dem Fenster. Zuweilen auch scheint ein Stoff in der Luft zu schweben zugänglich für Jeden, der ihn sieht und zu ergreifen weiß. Wie aber, wenn mehrere ihn gleichzeitig erfassen? Ich will ein Beispiel erzählen.

Im Sommer 1862 befand ich mich in Berchtesgaden mit der Absicht, mir dort einen modernen epischen Stoff zu suchen, der mir Gelegenheit geben sollte, die grandiose Zauberwelt des Hochgebirges nebst den typischen Volksgestalten in eine Dichtung zu weben. — Wochenlang suchte ich vergebens, aber ich studirte Landschaft und Volksleben, bestieg auch den Watzmann und sah den Holzsturz am Königssee. In derselben Zeit wurde ein gefährlicher Wilderer erschossen. Am letzten Tage, als ich schon das Postbillet nach Salzburg gelöst hatte, sagte meine ehrsame Wirthin „Aber bleiben Sie doch wenigstens bis übermorgen, da macht die Annamiedei von Bischofswiesen Hochzeit — das schönste Madel weitum im ganzen Landl, und obenein wird sie von der Königin ausgestattet. —“

„Wie hängt das zusammen? — bitte erzählen Sie mir die Geschichte.“

„Mein Gott, eine Historie ist's kaum“, und nun berichtete die Frau, wie Annamiedei mit einem Bauernsohn schon lang versprochen gewesen. Aber die Gemeinde wollte den Consens nicht geben, weil sie zu arm und der Hof des Bauern verschuldet war. Zum Unglück zog der Schatz auch noch eine hohe Nummer und mußte als Soldat in die Stadt. Da wagte Annamiedei einen Fußfall bei der Königin Marie, die bei ihren Bergwanderungen auch bisweilen das Haus von Bischofswiesen besuchte. Die Königin erwiderte — da kann ich nichts thun, aber ich will's dem König sagen. Wirklich wurde einige Zeit darauf der Bursch vom Regiment entlassen, aber die Sache blieb hoffnungslos dieselbe. Vergebens auch erbot sich Annamiedei bei den Eltern des Schatzes in Dienst zu treten, um zu zeigen, daß sie wirthschaftlich sei. Endlich nach Jahren mochte die Königin das trostlose Hangen und Bangen nicht mehr mitansehen und stattete das Paar aus. — Dies war der Stoff zu meiner „Gundel vom

Königssee." Im ersten Plan war der Soldat vom Regiment desertirt. Inzwischen hatte ein Wilderer eine Brücke durchsägt, um einen Salontiroler, auf den er eifersüchtig war, in's Verderben zu bringen. An der Leiche desselben wird der Deserteur erwischt und als muthmaßlicher Mörder vor Gericht gezogen, das ihn zum Tode verurtheilt. Die Lösung endlich wird herbeigeführt, daß der Wilderer auf der Verfolgung zum Tode verwundet, in der Sterbestunde seine Unthat gesteht. — Während dieser ersten Disposition nun erhob sich die Frage, wie aber würde die Historie verlaufen, wenn der Wilddieb ein nobler Mensch und der eigentliche Held der Dichtung wäre. Auf diese Weise entstand ein doppelter Plan und nach der letzten Variante ist die Dichtung im Winter von 1862 zu 1863 ausgeführt worden. Kaum aber war mein Epos fertig, so erschien Hermann Schmid's „Almenrausch und Edelweiß", ein Werk, das meiner ersten Composition sowohl in der Handlung wie in den Charakteren so vielfach ähnlich sah, daß ich meine Arbeit hätte verbrennen müssen, wenn ich mich nicht rechtzeitig für den zweiten Plan entschieden hätte.

Es ist eine alte Streitfrage, wie weit die Dichtung sich an die Wirklichkeit anlehnen dürfe. Es giebt Rigoristen, die den Stab brechen und von Indiscretion faseln, wenn der Autor überhaupt nach der Natur gezeichnet hat. Die Grenze allerdings, wo das Unerlaubte beginnt, ist sehr fein und überhaupt wohl ist die Frage principiell nicht zu lösen. Ich habe mir allezeit zum Grundsatz gemacht, nur dann nach lebendem Modell zu zeichnen und auch die Indiscretion nicht zu scheuen, wenn es mir gelang, die Sache so zu wenden, daß der Betreffende an der neuen Lösung seine Freude gehabt und die Zustimmung nicht versagt haben würde. Wo es möglich war, ist diese sogar ausdrücklich eingeholt worden.

In dieser Weise entstanden Novellen und Romane, von denen einzelne allerdings die tragikomische Erfahrung Auerbachs erneuten, dem es gewisse Landsleute verübelten, daß er willkürlich mit den Schicksalen seiner Schwarzwälder umgesprungen; bei anderen Erzählungen machte das wirklich tragische Ende eine nachträglich optimistische Wendung problematisch. In „Untreu aus Mitleid" habe ich eine solche Historie erzählt, die abgesehen von dem erfundenen Schluß auf den strengsten psychiatrischen Studien beruht, wenn auch hier der „Löwe" im Einzelnen ex ungue erfunden werden mußte — für den „getreuen Eckart," dessen Leitmotiv die gente perduta der heutigen Literatur und Kunstwelt, bot die Gegenwart eine unabsehbare Kette von Motiven oder eigentlich von Stützen und Beweisen der Anklage. — Allgemein bekannt wohl ist noch das tragische Ende des Grafen Mailath im Starnbergersee, weniger der Selbstmord des Dramatikers Arthur Müller und des Malers Berdellé, eines Freundes Genellis und hochgeschätzt in dessen kleiner Gemeinde. Er konnte es nicht überwinden, sich selbst überlebt zu haben und sein letztes Bild vom Kunstverein zurückgewiesen zu sehen. Als ich seinen Nekrolog

in der „A. Ztg.“ las — ich hatte den liebenswerthen, weichfühligen und ängstlichen Meister jahrelang gekannt — war mit einem Schlage der Schlußstein zu meinem Romanbau eingefügt. Und seltsam, als wenn die Fluth der Tagesereignisse mir ununterbrochen weiter beweisen wolle, wie zeitgemäß jenes tragische Thema und seine Lösungsfrage — so folgten sich, während ich arbeitete und bis nach sieben Jahren das Buch erschien, eine ganze Reihe von Katastrophen, welche erhärteten, daß im „Lande der Dichter und Denker“ auch im neunzehnten Jahrhundert dem Genie und Talent trotz seiner Erfolge keinerlei Bürgschaft für ein sorgloses Alter gewährt sei. Gutzkow endete in nicht aufgeklärter Weise, Heinrich Leuthold im Irrenhaus — Bildhauer Ruff, Musiklehrer Urban, die Landschaftsmaler Fr. Müller und Winkler in München, der alte Eitner in Weimar — später Lindner und Burmester — sie alle schieden aus dem Dasein trotz kühnen Aufschwungs, trotz unermüdlicher Arbeit, trotz jahrelanger Erfolge, trotz selbst der Hilfe von Freunden. Ganz verlassen war keiner von ihnen, aber sie gingen zu Grunde nach einer Art von unerbittlichem Naturgesetz, das nach Darwin'scher Lehre allzeit die Stärkeren begünstigt und demgemäß die Verbrauchten und Gealterten preisgiebt.

Wohl schien es mir der Mühe werth, wenigstens in einem Romane die Möglichkeit einer Rettung aus so trostlosem Verhängniß durch Gründung von Asylen darzuthun. — Diese Lösung erschien in Ländern vorgeschrittener Cultur im Gegensatz zu Ländern der Kannibalen, wo man die Greise einfach todtschlägt, doch nur eine Frage der Zeit. Man hat mir auch später nahe gelegt, jener Idee näher zu treten und einen Versuch zu wagen, derartige Asyle in's Leben zu rufen. Ich habe mich wiederholt nach Frankreich gewendet, um endlich ein Statut jener angeblich bestehenden maisons de retraite zu Gesicht zu bekommen. In diesen Anstalten schien ja das Problem bereits in gewissem Sinne gelöst zu sein. Allein meine Schritte waren bisher resultatlos, sei es, daß ich mich nicht an die Wissenden gewendet, sei es, daß man dem Deutschen die Kenntniß derartiger französischer Unternehmungen nicht vermitteln wollte. Möglich, daß eine geschicktere Hand früher oder später zu besserem Ziele kommt. —

Geheimnißvoller als die Entstehung der Dichtung aus Erlebnissen ist jedenfalls die Entstehung aus Ahnungen, wenn der Ausdruck erlaubt ist — wie man analog von einem prometheischen und epimetheischen Schaffen reden kann. Ich behaupte sogar: für alle Art dichterischen Schaffens gilt das Wort des Essayisten, daß, was aus tiefstem Herzensgrunde erfunden war, früher oder später wirklich erlebt wird — wenigstens spricht die Erfahrung dafür. —

Es war im Sommer 1854, bevor die schwülen Tage der ersten Weltausstellung von der schwüleren Völker-Geißel Cholera übertrumpft wurden. Ich befand mich damals in kritischer Lage, entweder rebus non gestis nach Hause zurückzukehren oder als Schriftsteller den Kampf mit

dem Leben aufzunehmen und dazu entschloß ich mich mit fröhlichem Muth. Binnen drei Monaten entstanden rasch hintereinander neun bis zehn Novellen, componirt aus Stimmungsbildern norddeutscher, heimischer Landschafts- und Städtebilder mit obligater Staffage; das gab Scenen, die nie erlebt, also rein abstract erfunden werden mußten. Eine von diesen Novellen hieß „Blumen auf Ruinen" und war in Briefen geschrieben, datirt von einem romantisch gelegenen Curort. Als Verfasser figurirt der Begleiter eines von den Aerzten aufgegebenen jungen Grafen, über dessen räthselhaften Zustand regelmäßig an die hohen Verwandten berichtet wird. Der Begleiter kommt allmählig dahinter, daß die angebliche Herzkrankheit auf einem Gemüthsleiden beruht, herbeigeführt durch eine unglückliche Liebesgeschichte, die sich dann unter seiner Protection im Curort wieder anknüpft. Aus dem Beobachter wird ein treuer Freund, der gleichfalls gegen die Verwandten Front macht und dem Patienten treu bleibt bis zum Tod.

Noch kein Halbjahr später, im Februar 1855 befand ich mich in Wirklichkeit fast genau in derselben Situation; ich war Mentor eines Barons v. S. geworden, der in der Familie als enfant gâté galt, eines beständigen Wächters bedürftig, der ihn von Thorheiten, unpassenden Streichen und Extravaganzen abzuhalten hatte. Er war die Zielscheibe des Spottes schon von jugendauf gewesen und dadurch verschüchtert worden. Ich nahm den jungen Mann, der nur sieben Jahre jünger war als ich, mit in unsere literarischen Kreise, und wenn er auch wenig Interesse für dergleichen Fragen zeigte, lernte er binnen Kurzem vorzüglich Schach spielen. Auf dem Stammgut im Mainthal pflegte er, obgleich damals schon brustleidend, früh aufzustehen und in die Dorfschule zu gehen, wo er den Lehrer fortschickte, aus Ulk Stunde gab und die Kinder dann reich beschenkte. Das war doch kein enfant gâté, im Gegentheil ein verkannter nobler Charakter, der nicht in rechten Händen gewesen war. Ich mußte ihn vor der Meinung seiner eigenen Verwandten gleichsam in Schutz nehmen; kurz, die Situation der Wirklichkeit und jener Novelle war so verzweifelt ähnlich, daß ich diese Arbeit auch später in meine Sammlungen nicht aufnehmen konnte. Man würde überall Beziehungen auf jene Familie gefunden haben, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, als ich schrieb. Baron v. S. hat noch bis zum Jahre 1860 gelebt und mir die rührendsten Briefe geschrieben. Jene kurze Zeit von vier Monaten hatte ich ihn zu einem anderen, selbstbewußten und charaktervollen Menschen gemacht. —

Dies Erlebniß gehört noch in die Vorzeit der späteren „Krokodile" — dennoch existirte bereits ein kleiner Kreis literarischer Freunde, die Sonntags zusammenkamen. Außer Paul Heyse und Andreas May: Bernhard Scholz, Franz Bonn und Leonhard Hamm. Der Letzte ein Stürmer von 1848 ist längst hinüber. Bonn erfreut die ganze Welt als Franz v. Miris in den „Fl. Bl." Bernhard Scholz, lange Zeit Mitredacteur der „Neuen

Freien Presse", nach 1866 Gründer des „Rheinischen Couriers" in Wiesbaden, hat auch mehrere vortreffliche Stücke geschrieben u. A. einen Gustav Wasa, der in München großen Erfolg erlebte. Zum letzten Mal sah ich den geistreichen, eleganten Weltmann in Wiesbaden im Herbst 1870 gerade in der Woche, als Straßburg fiel. Damals spielte man noch in den Cursälen des berühmten Bades, aber ein anderer Eindruck aus jenen großen Tagen ist mir unvergeßlich geblieben. Ich schlenderte mit Scholz durch die Stadt, als aus der Ferne Trommeln und Trompeten klangen, dazu die Wacht am Rhein aus hundert jungen Kehlen — alles Volk lief zusammen, als jetzt auch bunte Fahnen von allen Farben und Größen sichtbar wurden.

„Endlich kommen die Schlingel wieder!" sagte Scholz.

„Welche Schlingel — und was hat der Aufzug zu bedeuten?" —

„Ach nur unsere verschwundene Jugend — denke Dir, vor einer Woche marschirte unsere Schuljugend, ein Paar hundert Kinder, mit Trommeln und Fahnen zum Thor hinaus, und weg waren sie, als hätte sie der Rattenfänger von Hameln entführt. Tage vergingen, und sie kamen nicht wieder, sodaß viele der Eltern schon in Sorgen waren, die Wildfänge wären den Truppen nachgezogen in's Feld. Ja, ja — etwas derart war in der Luft. Der Siegeszug unserer Heere wirkt geradezu sinnverwirrend. Jetzt erst verstehe ich den Kreuzzug der Kinder im Mittelalter — das war etwas Aehnliches. Na, so schlimm wird's jetzt nicht werden — weiter als in den Rheingau sind unsere Buben nicht gekommen, dort hat man sie überall mit offenen Armen aufgenommen und herrlich verpflegt. Nun kommen sie zurück, und Freude ist in jedem Haus. Sieh nur, wie braungebrannt die Burschen sind — na, so lang noch solche Jugend heranwächst, ist Deutschland nicht verloren! — Und heranzog die bunte Schaar mit leuchtenden Augen und schmetterndem Gesang. —

Am selben Tage fuhr ich mit Scholz nach Oestrich, wo ich zwei herrliche Wochen am Rhein verlebte und die erste, später vielfach ungeformte Disposition zum Wolframsliede entwarf, bis mich die Octobernebel heimtrieben.

Jene goldene Zeit, als ich mit Scholz noch in München war, überstürzte sich in allerlei Projecten und Plänen — unter anderen waren wir beide entschlossen, ein großes belletristisches kritisches Organ zu gründen. Ein Capitalist, der selbst ein Stück Poet, war auch bereits gewonnen, aber im entscheidenden Augenblick rieth ihm seine Frau, lieber Wiesen zu kaufen, statt sich mit den Fremden einzulassen. Dies entschied über Scholz, der sich nach Wien wandte, während ich in jene Familie v. S. eintrat, bis mich einige Monate später die unerwartete Berufung an die „N. Münch. Ztg." wieder in die Arena rief.

Die eigentliche Dichtergesellschaft „Krokodil" trat definitiv erst im

Winter 1856 zusammen und zählte gleich Anfangs gegen zwanzig Mitglieder, die eigentlichen Gründer waren Bodenstedt, Carriere, Dahn, Geibel, Heyse, Heigel, Hemsen, Lemcke, Lichtenstein, Lingg, Lützow, M. Meyr, Neumann und Zeising. In der Mitte des Tisches prangte eine Pyramide, die zugleich das Archiv des Vereins enthielt. Jedes der Mitglieder führte einen ägyptischen Namen, und es kann nicht geleugnet werden, daß namentlich in den ersten Jahren jeder Donnerstag Abend sich zum unvergeßlichen Fest gestaltete, reich an Anregung und Befruchtung und Humor. In weiterem Sinn zählten von Anfang auch Scheffel und Schack zu dem Kreise. Später schloß sich rasch eine weitere Reihe an: Jul. Braun, Grandaur, Hertz, Hopfen, B. Hofmann, Horn, Hornstein, Knoll, Koppell, Leuthold, May, Nohl, Pixis, Reder, Herm. Schmid u. A. Zeitweise waren auch C. Kösting und Kürnberger Mitglieder, deren Zahl sich im Laufe der Jahre bis auf sechzig hob.

Bekannt ist das köstliche, kleine Gedicht H. Linggs, vom heiligen Teich zu Singapur, wie das Geibel'sche Lied vom lustigen Musikanten, der den Krokodilen aufspielt. Da nun auch Heyse Lazertenlieder geschrieben und Scheffel die Saurier verherrlicht hatte, ergab sich der Name gleichsam von selbst. So große Hoffnungen Anfangs der neue Verein erweckte, so wenig sind sie in Erfüllung gegangen. So viel es auch nach Außen von sich reden machte, in München selbst ist das „Krokodil" nie populär geworden — dazu war schon das Kunstziel von vornherein zu academisch und zu exclusiv. Gleichwohl bleibt der rasche Sturz nach kaum zwanzigjährigem Bestehen doch unbegreiflich. Trotzdem man in München noch viel entschiedener und feindseliger gegen Wagner Front machte, war der schließliche Erfolg gerade umgekehrt. Während die Musik allmählig Alles beiseite drängte und Alles beherrschte, verlor die Literatur schon mit dem Tode des Königs Max Schritt für Schritt an Terrain, und die „Nordlichter" erloschen, obgleich und trotzdem gleichzeitig das Reich sich aufrichtete und alle nationalen Ideale sich siegreich verwirklichten.

Wie solcher Widerspruch zu erklären, muß der Literaturgeschichte vorbehalten bleiben. Was ich von kurzen Details hier mittheilen kann, beruht auf dankenswerthen Aufschlüssen eines Betheiligten. Gleich nach der Thronbesteigung des Königs Max II. folgten rasch hintereinander die Berufung von Wendland, Dönniges und Dingelstedt — das erste Triumvirat. Und das hing so zusammen: Bekanntlich hatte der Kronprinz seinerzeit auch in Göttingen studirt, wo er Wendland und Dönniges näher an sich zog. Bei Gelegenheit eines Conflictes trat Wendland für den Kronprinzen auf die Mensur und wurde nicht unbedenklich verwundet. Dieser Liebesdienst blieb unvergessen, und kaum hatte Max den Thron bestiegen, so berief er den Jugendfreund, dotirte ihn mit Schloß Bernried und eröffnete ihm die hohe diplomatische Carrière, ebenso Dönniges, von dem als seinem literarischen Beirath die weiteren Berufungen ausgingen. Diese

Beiden wurden in der Folge von den bayerischen Parteiungen wenig berührt, weil sie bei Zeit den localen Kampfplatz geränmt hatten. Auch Dönniges war als Gesandter zuerst nach Turin, dann in die Schweiz versetzt worden.

Die intimere Abneigung der Münchener galt übrigens viel mehr Dingelstedt und Liebig — aus politischen Gründen auch Sybel und Bluntschli, angeblich weil sie Freimaurer waren und weil man vor dieser gefährlichen Menschensorte genau dasselbe Gruseln empfand, wie im gegnerischen Lager vor den Jesuiten. — Daß König Max selbst eine Loge gründen wollte und nur auf v. d. Pfortens Widerspruch hin diesen Lieblingsplan aufgab, ist erst neuerdings erhärtet worden. Aber in weit höherem Grade wie jene wurde Dingelstedt befeindet, und nicht ganz ohne Grund — mehr als einmal hatte er die Lauge seines Spottes über bajuvarische Art ausgegossen. Ueberhaupt wohl hat es nicht leicht einen Menschen gegeben, der durch seine wuchtige Persönlichkeit gleichsam alles erdrückte, gleichviel ob ihm Fürsten oder Künstler, Minister oder Gelehrte oder Schauspieler gegenüberstanden. Bekannt ist sein blasirt ironisches Wort zu Laube: Sie nehmen also das Theater noch ernst? Einem Redacteur, der zu zwei Freibilletten noch ein drittes verlangte, sagte er: Warum nicht — wünschen Sie vielleicht auch Gefrorenes in den Zwischenacten? Einen Satyriker, der sich in seinem Witzblatt einige vorwitzige Bemerkungen über Dingelstedt's Frau erlaubt hatte, züchtigte er mit dem Stock vor dem Odeon und coram populo dergestalt, daß es zum Proceß und zur Verurtheilung kam. Seine Schauspieler begrüßte er: „Guten Morgen meine Herren, eben komm ich von meinem Collegen Charles vor dem Karlsthor." Dort war zur Zeit eine große Menagerie zu sehen.

Sündigte Dingelstedt durch schonungslosen Sarkasmus, so Andere mehr durch die That, indem sie in der Fastenzeit Bälle und Soiréen gaben, was im katholischen München Anstoß erregte.

„Hütet Euch Ihr Geibel, Heyse, wie der Wind beliebig weht,
Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht"

sang ein warnendes Couplet. Trotz der großen Gefahren, die man in München von den Fremden fürchtete, war ihr Einfluß im wesentlichen gleich Null, abgesehen allenfalls von Anstellungen auf Universitäten, wobei man die Ultramontanen möglichst umging.

Von den Abenden der Tafelrunde bei Hof ist viel gefabelt worden. Zuerst fanden sie einmal, dann dreimal wöchentlich statt, später nach Sybels und Bluntschlis Scheiden nur zweimal in der Woche, dann nur alle vierzehn Tage. In der Art, wie die Vorträge zu Stande kamen, herrschte die größte Zwanglosigkeit. Bischoff z. B. stellte zwei Themen zur Wahl: über die Fruchtbarkeit der Frauen oder über Gehirnwindungen. König Max nahm Anstoß am ersten Thema der Hofdamen halber, und waren sie auch nicht zugegen, fürchtete er noch mehr die mündlichen Uebertreibungen; so wurde

denn das andere Thema gewählt. Liebig las fast regelmäßig über Ackerkrume, Raubbau und rationellen Ersatz der dem Boden entzogenen Elemente. Vielseitiger wurde das literarische Gebiet cultivirt. So wurde einmal die Aufgabe gegeben, alle Gedichte zusammenzustellen, die in Europa seinerzeit auf Napoleon I. erschienen waren. Bodenstedt, Geibel, Heyse und Schack mußten dann die Uebersetzungen vortragen. Löher hatte die Aufgabe, über jeden Vortrag nachträglich schriftlichen Bericht zu erstatten und den Inhalt auf kurze Schlagworte und Formeln zu reduciren. Diese Epigramme oder Axiome machte sich dann der König als bleibende Frucht zu eigen. In seinen Gunstbezeugungen und Neigungen war er wechselnd. Am offensten wandte sich sein Vertrauen Schack und Löher zu, doch blieb auch Heyses Hochzeittag alljährlich nie unbemerkt. Mehrfaches Detail über diese Abende wie auch über die oft wiederholten Bergfahrten, wobei es an komischen Zwischenfällen nicht fehlte, ist durch Aufzeichnungen von Riehl und Bodenstedt längst bekannt worden.

Nun bleibt es allerdings offene Frage, warum die Frucht dieser vielverheißenden Aera im Ganzen genommen so spärlich ausgefallen. Das Mißgeschick der „Nordlichter" war außer dem frühen Dahinscheiden des Königs hauptsächlich der Mangel an Einigkeit und Solidarität. Es war nicht eine Gesellschaft von Freunden, sondern von Concurrenten, die sich gegenseitig nicht recht trauten, sondern mehr oder weniger heimlich befehdeten. Deshalb aber war die Abneigung des großen Publicums doch ebenso unmotivirt als thöricht. Man wähnte alles Ernstes, daß die Berufenen bemüht seien, den König von seinem Volke abzusperren; später, als er nach dem Scheiden von Sybel und Bluntschli Auftrag gab, populäre Schriften zu verbreiten, um für die sogenannte großdeutsche Idee zu wirken*) wich die Abneigung, freilich nur, um später nach 1866 desto heftiger wieder aufzulodern. Wie Geibel seine Pension verlor und Heyse freiwillig resignirte, das sind bekannte und überwundene Dinge, aber noch in allerneuester Zeit, als für einen Jubilar gesammelt wurde, schlug das Wohlwollen sofort in das Gegentheil um, als man sich erinnerte, daß auch dieser heut Gefeierte seinerzeit zu den Nordlichtern gezählt habe. Eines ist richtig, gegen die einheimischen Größen zeigte der König eine eigenthümliche Zurückhaltung. Nicht ohne Mühe seitens Löhers wurde auch Kaulbach, der Gegner der Ultramontanen, in den Kreis der Tafelrunde gezogen, wie auch Pettenkofer, Jolly und Siebold. Gegen Döllinger hegte

*) Heute erscheinen jene Strebungen und Velleitäten allerdings unerklärlich, aber man vergesse nicht, daß die preußische Politik unter Schleinitz von 1858—61 derart verschleiert und ziellos erschien, daß auch die begeistertsten Verfechter für Deutschlands Einheit an Preußens hoher Aufgabe irre wurden und sich wohl oder übel der Trias-Idee zuwandten. Erst mit Bismarcks Eintritt wich die Unsicherheit dieser Dämmerungszustände, freilich um zuerst d. h. politisch sich zum Dualismus zu vereinfachen, der zum Kriege trieb.

der König lange Zeit Mißtrauen, lediglich in Nachwirkung der Heineschen Spottverse. Am unwandelbarsten blieb er seinem Franz v. Kobell zugeneigt, nicht blos dem Waidmann und allzeit schlagfertigen Erzähler, noch mehr dem beliebten Dialektdichter.

Diese kleinen Züge erklären vielleicht Manches, doch bei Weitem nicht Alles. Ueberblickt man das literarische Leben Alldeutschlands in jener Epoche, so muß man sagen, daß viele der tonangebenden Häupter hier nicht vertreten waren. Der Gipfel der neuen Aera — wenn man sie so nennen will, ward nicht erreicht, weil die Gruppirung nur einseitig. Man bedenke, daß in jenen Tagen Freytag, Hebbel und Auerbach auf der Höhe standen, Keller und Reuter begannen, von Gutzkow, Gervinus und Prutz gar nicht zu reden. Vielleicht wäre mit diesen die Ernte reicher, der Glanz der Erfolge nach außen größer ausgefallen. Außerdem war der Münchener Dichterkreis, weil er das Aechte wollte, viel zu bescheiden, um viel Reclame zu machen, wie es die Zukunftsmusiker nach ihnen so wirksam verstanden haben. — Gleichwohl wäre es anderseits ein falsches Urtheil, wollte man jener Münchener Dichterschule allen Erfolg absprechen. Wenn heute die autochthonen Kräfte Hopfen und Heigel, Haushofer und Greif, Max Schmidt und Stieler mit eingerechnet, obenauf gekommen, so möge man nicht vergessen, daß sie ernteten, was die Geibelsche idealistische Schule gesät hat, und wenn man einwendet, daß diese Coloristen und Realisten gerade im directen Gegensatz zu jener akademisch angehauchten Richtung stehen, so vollzieht sich damit dasselbe Gesetz, welches in der Kunstgeschichte waltet, daß auf die Idealisten Kaulbach und Schwind die Realisten Piloty und Defregger folgen, von neuen Schöpfern des Phantastischen und Naiven wie Böcklin und Uhde ganz abgesehen. Aber die Letzten stehen allezeit auf den Schultern der Vorgänger, selbst wo sie ihre Gegner werden.

* * *

Vor einiger Zeit erhob sich in der englischen Presse die Frage, welche hundert Bücher die besten seien. In der deutschen Erörterung desselben Problems wurde die Unterfrage hinzugefügt, welche Bücher am förderndsten auf die Entwickelung des Gefragten gewesen. Darauf erfolgten allerlei Antworten, die in der jetzt erschienenen Publication*) zu lesen sind. Und dabei stellte sich heraus, daß nicht gerade immer die bedeutendsten, sondern unter Umständen auch mediocre, obscure Bücher zur rechten Zeit gelesen, von tiefster Wirkung sein konnten.

Mit noch größerem Rechte könnte man eine Reihe ähnlicher Fragen stellen, z. B.: Welche Menschen, welche Ereignisse am Entscheidendsten eingewirkt — welche Eindrücke am Unvergeßlichsten geblieben, welche Tage unseres Lebens die glücklichsten und welche die unglücklichsten gewesen?

*) Der vorliegende Essay ist vor Jahresfrist geschrieben.

Es sei erlaubt, eine dieser Fragen in Betracht zu ziehen und zwar die, welche moralischen Eindrücke von tiefster Wirkung gewesen. Dabei kann es kommen, daß scheinbar psychisch werthlose Veranlassungen dennoch ganz werthvoll und unvergeßlich geblieben, und wär's auch nur der Blick eines Menschenauges — ein Blick, der uns verfolgt bis an das Ende der Tage.

Schon in meinem fünfzehnten Jahre begann ich Portraits zu zeichnen und hatte viel Glück — die Aehnlichkeit war häufig so frappant, daß sie beifälliges Gelächter erregte. Eines Tages war im Hause ein Schneider auf Tagelohn thätig, wie das in norddeutschen Familien Sitte ist. Der uns'rige war ein kleiner, stark verwachsener Caliban mit ungeheurem Kopfe, breiter Stirn und klugen, traurigen Augen — für einen Portraitzeichner ein gefundener Bissen. Ich zeichnete die Mißgestalt völlig unbemerkt und ich weiß, das Bildchen war von schreiender Wahrheit, freilich auch ohne alle Uebertreibung dennoch eine unvermeidliche Carricatur. Kaum war ich fertig, als meine jüngste Schwester mir das Blatt entriß und wie im Triumph dem kleinen Schneider präsentirte. Der alte Mann betrachtete das Blatt aufmerksam, dann ergriff er ruhig seine große Tuchscheere und ohne ein Wort zu sagen, zerschnitt er das Meisterwerk in tausend Atome. Während dieser Execution waren seine großen, klugen und traurigen Augen unverwandt auf mich gerichtet mit einem Ausdruck tiefster Empörung, den ich nie vergessen werde. Dieser Blick ist mir hundert Mal in Erinnerung gekommen, wenn ich in der Lage war, ein literarisches Portrait zu zeichnen; kam dann die Versuchung, ethische oder körperliche Gebrechen nach der Natur zu entwerfen, dann tauchte jener Blick herauf wie ein kategorischer Imperativ: Du sollst nicht — Du darfst nicht. —

Einen anderen tiefen, ja erschütternden Eindruck erlebte ich durch das tragische Ende eines Lehrers am Kloster U. L. Frauen. Es waren damals nach dem Tode des Director Solbrig anarchische Zustände eingerissen. Am meisten hatte dabei der Ordinarius von Quarta zu leiden, Dr. Parreidt, ein etwas pedantischer, leicht schreckbarer Herr und als geborener Sachse schon seines Dialekts halber die Zielscheibe aller Bosheit der Schüler. Unglaubliche Dinge wurden erzählt. Ein Alumne hatte seinen crepirten Pudel skeletisirt, mit oelgetränktem Papier umgeben und eine Lampe hineingesetzt oder angezündet, ich weiß es nicht mehr. Dr. Parreidt trug von dem feurigen Hund einen tödtlichen Schrecken davon. Wenn er an Winterabenden die Schüler auf entlegenen Zimmern inspiciren ging, mußte er auch durch den uralten Kreuzgang des Klosters. Dann geschah es, daß unsichtbare Hände ihm den Hut von dem Kopf schlugen, zugleich erschienen in der schneeerleuchteten Finsterniß riesige weiße Gespenster. „Husch, Du mußt sterben!" — Entsetzt stürzte der Aermste zum Vice-Director, um solche unerklärlichen Dinge zu melden. Bis man dann mit Laternen kam, waren die Gespenster (Alumnen auf Stelzen mit Betttüchern)

verschwunden, ebenso die Bindfaden, die in Manneshöhe gezogen waren und als unsichtbare Hände gewirkt hatten. Schließlich wurde sogar das Conferenzzimmer erbrochen und das große Beschwerdebuch vernichtet. Von hundertfachem anderem Schabernak nicht zu reden, wozu auch das gespenstische hüpfende Dreierbrod zählte, ein ausgehöhltes Brödchen, unter dem ein Frosch befestigt war.

Das Ende war, daß man Parreidt mit vollem Gehalt pensionirte und ihm empfahl, eine Reise nach Italien zu machen. Der ehrgeizige Mann nahm sich diese schonende Maßregel so zu Herzen, daß er sich in der Gegend von Dessau oder Köthen auf die Schienen legte. Ich hatte damals jenes Gymnasium seit Jahresfrist mit einem anderen vertauscht, und doch erschütterte mich die Kunde, als hätte ich alles miterlebt. Obgleich ich weder zu den Quälgeistern, noch zu den Lieblingsschülern des Aermsten gehört hatte, bestand doch eine Art geheimnißvoller Sympathie zwischen uns, vielleicht weil ich als geborener Thüringer damals auch noch sächsisch sprach und ebenfalls von dem Spott der Mitschüler zu leiden hatte.

Interessanter und vielfach erfreulicher würde die Antwort auf die Frage lauten, welche Menschen uns die Förderndsten gewesen sind. Die Reihe ist lang, und nur im biographischen Detail würde ich allen gerecht werden, — hier möchte ich — abgesehen von Eltern und Verwandten, schon des Contrastes halber — zwei eigenartige herausgreifen. Da steigt zuerst die kleine, breite hauptumlockte Gestalt eines Lehrers an der Seminarschule herauf. Er hieß Meißner, und wenn er seinen Lieblingsschülern eine Freude machen wollte, so gab es einen weiten Ausflug nach dem Herrenkrug und Biederitzer Busch, oder zum Vogelgesang. Er zuerst verstand es, die Phantasie anzuregen, indem er von Sagengestalten, von Feen, Nixen und Riesen erzählte. Ich hatte dergleichen in Büchern nie leiden mögen, war auch sehr frühzeitig von allem kindischen Aberglauben abgekommen — z. B. Weihnachtsmann und Christkind — dummes Zeug. War denn Christus nicht seinerzeit zum Mann erwachsen und am Kreuze gestorben? Wo in aller Welt kam denn das zweite Christkind her, das immerzu Kind blieb? Gegen solchen Rationalismus, der grade bei Kindern viel häufiger ist, als man glaubt, wirkte Meißner in verständiger Art; aber freilich sein Märchenzauber hielt nicht lange an, denn schon in Unterquinta schwang Herr A. Banse das Szepter, ein hagerer Terrorist von Cromwells Art, — dabei Preuße und Protestant jeder Blutstropfen, streng bis zur Brutalität, von eiserner Disciplin, ein Profoß im Civilrock. Er hielt auch eine Arbeitsschule und was dort, wie überhaupt bei ihm gelernt wurde, in Mathematik und Naturlehre, Geographie und Weltgeschichte, das war für das ganze Leben. Auch in späteren Jahren habe ich nie wieder solchen fanatischen Gegner von Rom und von Oesterreich kennen gelernt.

Wer Preußens Erfolge und norddeutsche Denkart begreifen will, muß solche unvergleichlichen Lehrer studiren. Ich bin überzeugt, alle Schüler Banses ohne Ausnahme haben von ihm, wenn nicht einen Tropfen demokratischen Oeles, doch sicher einen Funken des furor teutonicus spec. prussianus für's Leben mitbekommen, und das will etwas heißen. Ueberhaupt die Erweckung des historischen Sinnes in so jungen Jahren! — Als im Jahre 1841 die häßlichen Czakos verschwanden und zum ersten Mal die Bataillone des 26. und 27. Regiments mit blitzenden Helmen aufmarschirten, damals waren wir Schuljungen sofort einig, daß nun ein neues Jahrtausend Deutscher Geschichte beginne, daß das herrliche Mittelalter und das Kaiserreich wieder kommen müsse, wenn nicht heut, so doch morgen. Das war bei uns „Buben" eine ausgemachte Sache schon im Jahre 1841.

Es war eine merkwürdige Generation damals. Unter meinen Schulkameraden wuchs eine ganze Reihe von Capacitäten heran, darunter auch reichlicher Nachwuchs von künstlerischen und poetischen Talenten. Der berühmteste und zwar Jahre lang mein Nachbar auf der Schulbank (von G. zu Putlitz darf ich nicht reden, er war mindestens um sieben Jahre voraus und damals schon in Prima) ist Richard Voigtel geworden, dem es beschieden gewesen, den Kölner Dom auszubauen. Ein Landschaftsmaler Robert Schulze lebt wohl noch heut in Düsseldorf. Von Poeten hat keiner die reiferen Mannesjahre erreicht — weder Carl Bötticher, noch Reinhold Heyn, noch Louis Leithoff oder Fedor Sucro. Weitaus der begabteste war Oscar Kalbeck, der Sohn des Oberpostcommissärs und der Onkel des heutigen Wiener Poeten Max Kalbeck — in der That ein vielseitiges Genie, zu dem seine Mitschüler mit Bewunderung aufblickten. Daß er die Vegaschen Logarithmentafeln nachrechnend controlirte und mehr als einen Druckfehler entdeckte, erschien uns als Nebensache, aber er machte die reizendsten Gedichte, bald im Heineschen bald in Uhlands Ton, dabei besaß er Erfindungs- und Rednergabe in hohem Grade. Die glänzendsten Vorstellungen der natürlichen Magie von Professor Becker auf der Magdeburger Messe wiederholten wir (d. h. Kalbeck war die Hauptperson) im Winter darauf mit allen Chikanen der einzelnen Nummern, auch mit allen Zuthaten der Bühne, des Costüms und des Lichterglanzes. Die unvergeßlichsten Stunden aber habe ich mit Oscar anderswo erlebt und Niemand würde solche Idiosyncrasie errathen — nämlich in den Magdeburger Festungswerken, deren Besuch auf Erlaubnißschein nur durch ganz besondere Connexion zu ermöglichen war.

Wie soll ich diese Eindrücke schildern, für die es absolut keinen Vergleich giebt. Haustiefe, straßenbreite Laufgräben — drei Stock hohe Steinmauern in unabsehbaren Längen, oben grüner Rasen, unten grüner Rasen und darüber der blaue Himmel, das war das Bild des gleichbleibenden monotonen, grenzenlosen Labyrinths. Nach den ersten Lauf-

gräben kamen die Parallelen, dazwischen die überschneidenden Bastione
und Contreescarpen bis zum fernen Glacis mit seinem Waldrand. Di
Breite dieser schattenlosen Gras- und Steinwildniß war nicht zu übersehen,
so wenig wie die Ausdehnung um die ganze Stadt, mit allen Zickzacks,
Winkeln, und Vorsprüngen reichlich stundenweit. Dazu die absoluteste Todten-
stille und Einöde — nichts als Mauer und Gras mit Millionen von Veilchen,
dazwischen die blauen Blüthenkerzen des echium vulgare, umflogen von
gelben Schmetterlingen — hin und wieder vorüberhuschende wilde Kaninchen,
nach langer Wanderung endlich einmal eine schwarz-weiße Brücke mit
klappernden Bauernwagen oder ein verstecktes Blockhaus mit einer Reihe
von Hornisten und Trommlern, welche Signale übten — dort in der
weltverlorenen Einsamkeit eines Labyrinths, das in seiner Großartigkeit
auf die jugendliche Phantasie dann damals genau so wirkte, wie Hoch-
gebirg und Meeresstrand — dort unten haben wir lange Sommertage
zugebracht und bunte Zukunftspläne geschmiedet.

Ueberhaupt Magdeburgs Gesammteindruck — mit seinem stolzen
vielthürmigen Stadtprofil hinter dem umgebenden Pappelgürtel im Westen
und über der rauschenden Elbe im Osten — im Innern mit dem be-
täubenden Lärme der Handelsstadt und dem ausgeprägten Militärleben —
alles das war von unvergeßlichem Zauber. Tage lang konnte ich in den
Ferien mit den manövrirenden Truppen marschiren und begreife heute
nicht, wie ich Hunger und Hitze, Staub und Strapazen habe ertragen
können, aber stolze Träume füllten die junge Seele und seltsam — immer
gegen Frankreich. In den dreißiger Jahren und überhaupt wirkten in
Norddeutschland vielfach französische Erinnerungen nach — nicht bloß durch
die älteren Emigranten (ich erinnere mich selbst an zahlreiche Namen von
Mitschülern wie Laborde, Maquet, Duvigneau, Pieau, Costenoble, Lelewel,
Détroit, Humbert, Viseur — zwei Lehrer hießen Valet und Allier), auch
directe Erinnerungen an die Zeit des Drucks wirkten noch lebendig.
Der erste große Bernhardinerhund, mit dem ich in meiner Vaterstadt Erfurt
Freundschaft schloß, hieß Davoust. In Magdeburg selbst sah man an
Markttagen ein kleines altes Weib mit brennenden Augen, das von der
Sudenburg hereinkam und jeden Begegnenden mit ihrem Stock militärisch
salutirte und dabei französische Chansons sang. In der Dachwohnung
unseres Hauses (Prälatenstraße 5) hausten kleine Leute, die mir noch im
Jahre 1844, also reichlich dreißig Jahre später, unerschöpfliche Details
aus der bösen Zeit 1806—13 erzählten. Ueberhaupt dieses Haus Nr. 5
hatte seine Merkwürdigkeiten. Wir bezogen es Michaelis 1833. Da las
ich im ersten Stock zum ersten Male den Namen Bismarck. Nach dem
Tode meines Vaters 1849 vermiethete die Mutter die besseren Zimmer auf
ein halbes Jahr. Es zog ein Obrist mit einer reizenden, etwas leidenden,
Tochter ein, der Name des kleinen, schon grauhaarigen, Mannes, dessen
Kopf wie aus Eichenholz geschnitzt erschien — war Steinmetz, und ich

irrte mich nicht, als ich 17 Jahre später in den Portraits der „Illustr. Ztg." den gefeierten Feldmarschall wiedererkannte. Im Parterre desselben Hauses wohnte der damals schon berühmte Maestro Chwatal. In späteren Jahren hat der Maler Wodik das Haus gekauft und bedeutende Aenderungen vorgenommen. Auf dem Hofe wohnte eine Anzahl Familien mit vielen Kindern. Mir ist noch erinnerlich, daß als ich mit meinem jüngeren Bruder eines Nachmittags ganz allein zu Hause war, wir uns ein seltsames Vergnügen bereiteten. In einer Art von Polterkammer nebenan waren alle unsere Spielsachen aufgestapelt, Theater, Menagerie, Springbrunnen, Gärten, Ritteranzüge, Waffen, Schaukelpferde u. s. w. Ich weiß nicht, wer von uns Beiden auf die sublime Idee kam, den Kindern auf dem Hofe etwas davon hinunterzuwerfen. Der Jubel wirkte betäubend, wir griffen zu immer größeren Stücken, und ehe eine Stunde verging, war der ganze Inhalt der Polterkammer auf den Hof hinuntergefeuert — zum nachherigen großen Entsetzen der Eltern. Aber dies Auto da fe war das plastische Ende der Kinderjahre. — Dort in Nr. 5 wohnten wir die ganzen 16 Jahre, mit Ausnahme der Zeit von Michaelis 1844 bis Ostern 1846, wo wir eine Strecke davon in Nr. 35 eine Wohnung an der Stadtmauer hatten mit prachtvollem Garten, der nun längst verschwunden ist. Dort aber verfolgte uns Unglück aller Art. Einmal waren in der Winternacht über die Stadtmauer Diebe eingedrungen, die nur deshalb nicht weiter kamen, weil die tiefen Fensternischen durch Thüren abgeschlossen waren, die auf Schienen auseinandergeschoben werden mußten, ein Mechanismus, der den Spitzbuben unbekannt war, weshalb sie sich mit einigen Kleidern und Büchern begnügen mußten. Ein andermal stürzte der Plafond herab und erschlug beinahe meine beiden Geschwister. Zum Schluß brach noch Feuer in der darunter liegenden Schule für Militärkinder aus. Im Vorderhause dieses Anwesens wohnte der greise Justizrath Dorguth; damals schon, als das Gestirn Schopenhauers noch tief im Nebel verborgen, war Dorguth sein ältester und einziger Apostel. Ich sehe ihn noch, den greisen eckigen Herrn mit seinen drei Töchtern, die zum wandelnden Inventar des Glacis und der Promenade zum Friedrich Wilhelmsgarten zählten.

Uebrigens fehlte es in der Festung nicht an Schauspielen und Begebenheiten, auf die die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren. So im Jahre 1838, wo bei Bennekenbeck und Lemsdorff ein ungeheures Feldlager aufgeschlagen war. Ich glaube das ganze vierte Armeecorps war zusammengezogen. Die Stadt wimmelte von Reitern, Regimentern, Kanonen und Hofwagen. Mit Ausnahme des Kaisers von Oesterreich waren sämmtliche Fürsten der heiligen Allianz beisammen: die Könige von Sachsen und Hannover — das ganze preußische Königshaus, der greise Friedrich Wilhelm III. mit allen Prinzen. Es war eine stolze rauschende Zeit für Magdeburg — ich möchte sagen ein Pendant zu 1808

Eine Beobachtung sei hier eingeschaltet. Mein Leben hat mir häufig in Berührung mit bedeutenden Menschen wie im Miterleben großer Momente der Zeitgeschichte die weitesten Möglichkeiten geboten. Dankbar begrüßte ich solche Winke des Schicksals, aber die Kunst des Gil Blas, den Moment auszunützen, ist mir leider ungeläufig geblieben.

Als ich im October 1852 nach München kam, hatte ich drei Empfehlungsbriefe von Robert Prutz, den ersten an Professor Rudolf Marggraff, der damals Kunstgeschichte an der Akademie las. Er war ein Polyhistor von umfassenden Kenntnissen, dabei ein liebenswürdiger, stets aufgeregter Idealist, der gewohnt war, in Superlativen zu denken und zu reden. Seine Stellung an der Akademie hatte damals schon einen hippokratischen Zug, der sich in merkwürdiger Unsicherheit kundgab; dies war auch wohl die Ursache, weshalb er jedem näheren Verkehr mit den Kunstschülern auswich.

Mein zweiter Brief war an den Schwiegersohn Jean Pauls, an Ernst Förster, von dem ich schon vorher sprach. Er schüttelte bedeutend den Kopf, als er meine Zeichnungen und Compositionen sah und von meinem Entschluß erfuhr, mit 24 Jahren noch Maler zu werden. Ich gestehe, daß dies Kopfschütteln mich zwar stutzig machte, aber zugleich ihn mir entfremdete. Näher traten wir uns erst, als ich im Jahre 1860 als wohlbestellter Redacteur von der Gesellschaft der Zwanglosen, deren Vorstand er war, aufgenommen wurde. Dort lernte ich den Vortrefflichen schätzen, und einmal sogar hatte er mir bedeutend imponirt. Als im Herbst 1861 die Bahn nach Böhmen eröffnet wurde, übernahm ich als Stellvertreter des erkrankten Chefredacteurs die Berichterstattung. Die Fahrt brachte eine Fülle von Eindrücken, unter denen das originelle Regensburg nicht zuletzt stand. Auf der Strecke nach Pilsen folgte gleichsam Fest auf Fest, zuerst in Furth, wo die Oesterreicher mit den Bayern fraternisirten, ebenso in Pilsen selbst, beim Festmahl auf dem Rathhaus. Nachher Theater mit Prolog von Hansjörg und zum Schluß ein „Beseda" auf dem Casino, wo uns die Liedertafel empfing; man sang uns Deutschen czechische Lieder vor, bis auf einmal irgend Jemand d. h. ein Deutscher uns aufforderte, den Saal zu verlassen, denn die Lieder seien deutschfeindlichen Inhalts. Sofort Sturm, Empörung, Tumult. Da sprang Ernst Förster auf den Tisch, um auf die Wogen des Aufruhrs Oel zu gießen und mit langer Versöhnungsrede Ruhe zu stiften, was ihm auch ziemlich gelang. Ob nicht doch der Warner Recht gehabt, ist nicht untersucht worden. Wir Fremden waren in Familien einquartiert, ich bei einem Beamten, einem Czechen. Man führte mich in den sogenannten Salon — dort zwischen hundert Nippsachen, Bildern, Statuetten, Sammtmöbeln, Bronce- und Glaswaaren war ein Bett improvisirt. Jede Bemühung, mit Herr oder Dame des Hauses in eine Unterhaltung zu kommen, war unmöglich — eine Beherbergung, steif und kalt, wie in Feindesland, schlimmer als in

Italien oder Frankreich, wo ich vorher und nachher analoge Erfahrungen, wenn auch nicht in so schroffer Form, gemacht habe.

Der dritte Empfehlungsbrief war an Franz Dingelstedt, den langbeinigen Nachtwächter. Ich hatte ihm einige Monate von Halle aus zuvor ein Stück geschickt, eine tragische Lösung des Leitmotivs der Valentine (Gustav Freytag warnte mich vor derartigen Experimenten, als er das ihm zugesandte Stück gelesen), Dingelstedt bot mir in liebenswürdigster Weise ein Freibillet an, wenn ich für norddeutsche Zeitungen über das Hoftheater berichten wollte. Da ich keine derartigen Verbindungen besaß und einige Anknüpfungsversuche mißlangen, denn was lag z. B. der „Illustr. Ztg." an einer ausführlichen, gewissenhaften Kritik über Gutzkows verfehlten Perez — so wurde nach einigen Monaten die Vergünstigung zurückgezogen. Mehr als zwei Jahre später kam ich abermals zu Dingelstedt mit einem Brief von Riehl, der mich als Berichterstatter für die officielle „N. Münch. Ztg." legitimirte; Dingelstedt dreht das Billet in den Händen herum.

„Aha, das klingt also wie ein Befehl von oben, da werde ich also pariren müssen — aber wenn Sie populär werden wollen in München, lieber Freund, so thun Sie besser, über das Hofbräuhaus zu schreiben, statt über das Hoftheater."

„Sehr verbunden für diesen Wink", sagte ich, „wenn Sie dasselbe Mittel als bewährt erprobt haben." Da lachte er und wurde manierlicher, blieb es auch Jahre hindurch bis zu jenem Conflict, den ich in voriger Nummer angedeutet habe.

Wenn es ein Glück ist, außer bedeutenden Menschen zu begegnen, auch entscheidenden großen Zeitereignissen beizuwohnen, so kann ich von solchem Glück wenig berichten, desto mehr von versäumten Gelegenheiten, wenn es auch fraglich, ob zu meinem Schaden oder zu meiner Förderung — denn jede solche Versäumniß reichte hin, der ganzen Lebensbahn eine andere Richtung zu geben, und wer kann sagen, ob nicht gerade die verpaßte Richtung die glücklichere gewesen wäre. —

Im Herbst 1847 hatte ich in Magdeburg mit Erfolg mein Staatsexamen als Geometer gemacht — die Vorbedingung, um zum Besuche der Bauschule in Berlin zugelassen zu werden. Irgend ein formelles Versehen bei der Anmeldung führte indeß zu Weiterungen. Statt nun rasch nach Berlin zu gehen und das Hinderniß persönlich aus dem Wege zu räumen, zog ich es vor, einstweilen eine Stellung in einem kleinen Landstädtchen der Altmark anzunehmen. Auf diese Weise kam ich nicht nur um die großen Ereignisse des Frühlings und Sommers 1848 in Berlin — auch die Beschäftigung in jener Landstadt wirkte derart deprimirend auf mich, daß ich die Lust am Baufach plötzlich verlor und zur großen Freude meines Vaters beschloß, seinem ursprünglichen Wunsch zu folgen und Michaelis 1849 die Universität zu beziehen, um zu studiren.

Eine andere versäumte Gelegenheit. Meine erste Ferienreise als Student im Sommer 1850 ging nach Thüringen. Ich kam gerade am 25. August nach Weimar, d. h. am hundertjährigen Geburtstage Herders. Die ganze Stadt wimmelte von Festgästen, denn an diesem Tage wurde die Statue des Dichters an der Stadtkirche enthüllt. Der Abend desselben Tages brachte die überhaupt erstmalige Aufführung des Lohengrin von Wagner. Leider trieb mich die Sehnsucht von dannen, meine alte Vaterstadt Erfurt nach 17 Jahren wiederzusehen; aber ich weiß bestimmt, hätte ich damals die Oper gesehen, so wäre meine ganze Lebensbahn eine andere geworden; ich würde mich sofort in die Zauberwelt der germanistischen Literatur gestürzt haben, statt mehrere Jahre mit dem Studium der Jura zu verlieren.

Damals auch sah ich zum ersten Male die schmucklosen Räume des Schillerhauses; wenn ich sagen wollte, der tiefen Ergriffenheit hätte sich eine Ahnung beigemischt, daß ich in diesen heiligen Räumen einst mehr als zehn glückliche Jahre verleben würde, so wäre das eine poetische Licenz, die keinen Anspruch auf Glauben machen darf. Zum zweiten Male sah ich das Schillerhaus elf Jahre später, als ich am Pfingst-Sonnabend 1861 von Leipzig herüberfuhr, um Hebbels Nibelungen in erster Aufführung zu sehen.

Der langgewachsene, früh gealterte Poet kam gerade die Treppe herauf, als ich Genelli verließ — und wir wurden flüchtig vorgestellt. Am Abend sah ich die Enghaus als Chrimhild und Lehfeld als Hagen. Die Inscenirung im Einzelnen wie z. B. die Hunnen wiederholt heranschleichen, immer wieder zurückweichen und gerade als inferiore Masse eine wirksame Folie zu den fremden Helden bilden, ist nie wieder erreicht worden, und hier darf es gesagt werden, daß die Meininger Principien hinsichtlich des lebendigen Spiels der Comparserie längst schon von Dingelstedt entdeckt waren und geübt wurden. Nach dem Theater kam Genelli mit Ramberg und dem alten Genast in den Elefanten — es ward einer der attischen Abende, wie sie der große Meister schon in München liebte. Und damals war es nicht mehr dunkle Ahnung, sondern bewußter Wunsch, einst in der stillen Ilmstadt zu leben — einer von jenen Wünschen, die gleichsam von Unsichtbaren vernommen und erfüllt werden. Diesmal blieb ich bis zum anderen Tage, in der trügerischen Hoffnung, endlich auch die Schätze des Goethehauses zu sehen. Leider blieb es unerbittlich geschlossen, wie auch in späteren Jahren.

Weshalb das Goethehaus geschlossen war, darüber sei um so mehr eine kurze Aufklärung gestattet, als man diese Maßregel seinerzeit den Enkeln vielfach als Hochmuth verübelt hat, während eine sehr berechtigte Indignation zu Grunde lag.

Vor vielen Jahren, als noch der Eintritt in das Goethehaus allen Fremden gestattet war, befand sich einer der Enkel Goethes eines Tages

seine Kritiker; dann sagte er auf einmal mit seinem hohen stecknadelspitzen Organ: „Es war mir doch höchst erfreulich, wie weit meine Märchen Verbreitung gefunden haben. Heute ist es mir hier in München begegnet, daß mir Kinder die Hand geküßt haben."

„Oh", rief Jemand, „das darf Sie nicht wundern, Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Döllinger, die Kinder werden Sie eben verwechselt haben!"

Manchem meiner Leser wird längst ein „Schütteln des Kopfes" angekommen sein, wie den ehrwürdigen Examinatoren des Candidaten Jobses — darüber nämlich, wie oft ich eigentlich den Beruf gewechselt; zuerst Architekt in spe und zunächst Geometer, dann Student der Jurisprudenz — weiter Maler und Kunstschüler der Münchener Akademie, endlich ein halbes Jahr Erzieher um schließlich als Mitredacteur einer literarischen Zeitung aufzutreten.

Dieser Wechsel hat mir einmal ein höchst unangenehmes Begegniß zugezogen seitens bigotter Wirthsleute, die vor der Polizei erklärten — ich müsse wohl ein „Sprecher" sein. Meine Aufenthaltskarte bezeichne mich als Maler — aber meine letzte Wohnung sei bei Baron v. S. gewesen, und jetzt wolle ich Zeitungsschreiber sein — da wüßte man nicht, was man von mir denken sollte, und ich möchte schleunigst wieder ausziehen und zwar ohne Miethe für den verflossenen Monat. In Wahrheit kam die Verstimmung daher, daß ich allerhand ultramontane Kostbarkeiten, als da sind Heiligenbilder, Statuetten, flammende Herzen, Portraits berühmter Kanzelredner 2c. von der Wand auf die Seite geräumt hatte — nicht einmal, sondern wiederholt. Denn kam ich nach einem Ausgang wieder heim, so stand und hing alles wieder am alten Platze, bis dieser stille Krieg zur Citation vor die Polizei führte. Der verständige Commissarius bedeutete mir lächelnd, ich möchte lieber weniger glaubensstarke Leute aufsuchen. Die Klage aber ward als gegenstandslos zurückgewiesen.

Zur Vertheidigung aber vor meinem geneigten Leser kann ich nur sagen, daß alle jene Uebergänge von einem Beruf zum andern das Ergebniß innerster Nothwendigkeit waren, eigentlich nur die immer näheren Approchen zum eigentlichen Lebensberuf — ein freier Schriftsteller zu sein.

Vor etwa neun Jahren schrieb mir einer der Jüngstdeutschen, der sich inzwischen schon eine Art Namen gemacht hat. Damals war er noch auf der Schule und fragte um meinen Rath, denn er sei entschlossen — Poet zu werden. „Glücklicher Mensch", antwortete ich ihm, „der das so offen sagen darf und kann. Zu meiner Zeit verbarg man solche Lebensideale wie das tiefste Mysterium, ja wie eine heimliche Liebe „von der Niemand nichts weiß". — In der That hätte man vor vierzig Jahren einen jungen Menschen für einen Narren gehalten, wenn er offen renommirt hätte: anchio saro poeta! Das galt nicht als Lebensberuf, noch als Carriere — mochte man es immerhin planen als frommen Wunsch, so mußte er cachirt

werden unter irgend einem „Fache". Aus diesem Grunde hoffte ich als Architekt wenigstens einer Kunst zu dienen, kam dann aus Wissensdrang und Bildungstrieb zur Universität. Dort entstanden die ersten Dramen, Lustspiele, Märchen, Romane, Gedichte in buntester Reihenfolge; aber der Familie eingestehen — Poet werden zu wollen — um keinen Preis! — Es war ein farbiges aufreibendes Leben. Morgens literarische Production und Fachcollegien. Nachmittags ebenso oder auch manchmal Touren auf's Land zu den Feldmarken, wo ich früher thätig gewesen war — Abends Theater, nachher gesellige Kreise und spät in der Nacht noch das Referat über die Vorstellung. So ging es drei Jahre, bis ich einsah, daß das Studium der Jurisprudenz für mich ein Mißgriff gewesen. Die Akademie bezog ich dann, theils um einer alten Jugendleidenschaft zu fröhnen, theils um praktisch das Nöthige zu wissen, um auch über Kunst zu schreiben — aber als Dominante über allem Wechsel stand stets der uneingestandene Plan, nichts zu sein, als ein deutscher Schriftsteller — ein Beruf, der im Lande der Denker und nach dem Wort unseres großen Staatsmannes freilich nur als Surrogat für „verfehlten Beruf" gilt, d. h. als Nichts — bis der Erfolg entschieden.

Aber ich sehe, ich komme auf diese Art der Plauderei doch immer mehr in das Bereich biographischer Darstellung, und so hat es Ihre Anregung dahin gebracht, mich gleichsam wider Willen zur Aufzeichnung meines Lebens zu drängen. Dies soll meine nächste Arbeit sein, wenn nichts Dringenderes dazwischen kommt. Ich danke Ihnen für die fruchtbringende Anregung von ganzem Herzen.

Aus dem Reiche der Zwölften.

Von

Alexander Tille.

— Glasgow. —

Es ist eine wunderbare, geheimnißvolle Zeit, die mit dem Heiligen Abend im Volksglauben anhebt. Was die Phantasie eines poesiebegabten Volkes, angeregt durch die mannigfachen Schrecknisse der Natureinsamkeit bei nächtlicher Weile ersonnen, das findet sich hier zusammengehäuft. Keine andere Zeit kann sich mit den heiligen Zwölf Nächten darin messen; und nur eine einzige Nacht des Jahres kommt ihr darin nahe: die Sommer-Sonnenwendnacht, die Nacht zum Johannistage. Weder der Frühling mit seinem erwachenden Leben, noch der Herbst mit seiner Gabenfülle hat ihr etwas an die Seite zu stellen. Denn die Zwölften sind mehr als gewöhnliche Nächte. In ihnen liegt die Zeit, wo das neue Jahr geboren wird, wo nach dem Volksglauben die Sonne einen Augenblick still steht auf ihrer Bahn, bis sie umkehrt und einen neuen Jahreslauf beginnt. Sie hält einen Augenblick an, wie der in die Luft geworfene Stein einen Augenblick anhält, wenn er seine höchste Höhe erreicht hat, um dann wieder rasch und rascher auf den Boden nieder zu sinken.

In die Heilige Nacht, die ehedem das Jahr begann, und nicht in die Neujahrsnacht, verlegt das Volk diesen Zeitpunkt: Darum ist hier in der Mitternachtsstunde ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch die die Ewigkeit mit ihren Wundern hereinschaut, darum ist die Christnacht selbst und besonders ihre Geisterstunde zeitlos wie die Ewigkeit.

Aber auch schon in der Christnacht selbst zeigt sich der Segen, den der Umzug der alten Göttergestalten bringt. Stellt man in der Weihnacht einen Korb voll Futter ins Freie, so wird alles Vieh gedeihen, das davon frißt, und wer seine Rosse besonders stark und stattlich machen will, der muß in der Christnacht ein Bündel Heu dreimal an die Kirche tragen und es ihnen dann sofort zu fressen geben.

Der Zauber wächst noch, sobald es die zwölfte Stunde schlägt. Da macht nach dem schwäbischen Volksgauben die Sonne zwei Freudensprünge auf ihrer Bahn, um dann umzukehren zu einem neuen Jahreslaufe. In diesem Augenblick aber sinkt alles Vieh in den Ställen und alles Wild im Walde auf die Knie und betet. Und noch eine Stunde lang, bis die Uhr vom Thurme eins schlägt, bleibt ihnen die Sprache.

Dann erzählen sie einander allerlei von den Ereignissen des kommenden Jahres, von Glück und Unglück, Krieg und Frieden, Leben und Tod.

Ein vorwitziger Bauer wollte einst wissen, ob es wahr wäre, daß die Thiere in dieser Stunde reden könnten. Er stellte daher eins seiner Pferde auf die Scheunentenne und legte sich selbst in die leere Kuppe unter das Stroh. Kaum hatte es Mitternacht geschlagen, da sanken die beiden Rosse im Stalle nieder auf ihre Knie, und er hörte sie ganz deutlich ein Ave Maria sprechen. Ein kalter Schauer überlief ihn. Kaum hatten sie sich wieder erhoben, da sprach das Handpferd: „In den Zwölften wird es noch schwere Arbeit für uns geben.“ Und das Sattelpferd antwortete: „Wieso denn? das Getreide ist doch alles nach der Stadt gefahren.“ „Ja“, antwortete das erste: „Wenn wir unseren Bauer auf den Kirchhof fahren.“ Da hielt es den Vorwitzigen nicht länger in der Krippe. In eiskaltem Schweiß gebadet, sprang er heraus. Sein Haar war schneeweiß geworden, und ehe noch der Dreikönigstag kam, zogen ihn seine beiden Rosse den steilen Berg hinauf zum Friedhof.

Nicht nur im Stalle, auch im Keller drunten wird es lebendig. Ein seltsames Rauschen geht durch die engen dumpfen Gewölbe. Aus allen den Knollen- und Krauthäuptern, die für den Winter eingeheimst wurden, schießen Keime hervor. Sie wachsen und grünen, Knospen bilden sich, und die Blüthen brechen auf. Die Krauthäupter, die der zu frühe Schnitt der Sichel am Blühen gehindert hatte, tragen noch nachträglich ihren Samen, und alles blüht und sprießt und duftet um die Wette.

Von dem Wässerlein aber, das auch jetzt ungefroren durch den Keller rinnt, geht ein starker, berauschender Duft aus; denn in der Geisterstunde der Christnacht ist alles Wasser, das in einer Minute über sieben Steine fließt, in Wein verwandelt und schon manche, die ihn schweigend schöpften, haben sich damit große Reichthümer erworben. Aber schweigend muß man ihn aus der bewegten Fluth heben. Ein österreichischer Bauer, dem der Wein mißrathen war, wollte den neuen Trieb auch einmal versuchen. Er nahm einen tüchtigen Eimer und ging zum Flusse. Während er schöpfte,

sagte er für sich: „Ich hab' gehört, in der Christnacht wird das Wasser zu Wein." Da erscholl hinter ihm eine grausige Stimme: „Und ich hab' gehört, Dein Kopf, der wäre mein." Damit riß es ihm hinterrücks den Kopf ab. Am anderen Morgen fanden ihn die Nachbarn ohne Kopf am Donauufer liegen. Aber weder die Eimer noch der Kopf sind jemals wieder gesehen worden.

Wie unten im geschützten Keller, so erwacht auch draußen auf den schneebedeckten Bergen auf eine Stunde sommerliches Pflanzenleben. Das Haidekraut ruft den Schnee ab, der sich auf seine Zweige gelagert hat, es blüht und reift Samen, und, wer so glücklich ist, eine Hand voll davon zu finden, der hat den Schlüssel zu allen verborgenen Schätzen in der Hand. Die wilden Apfelbäume, die kahl und entlaubt im wilden Walde stehen, grünen, blühen und tragen Früchte in einer Stunde. Schon frühe Sagen, die weit hinaufreichen in das deutsche Mittelalter, wissen davon zu erzählen. Und sie berichten einstimmig, daß diese Elzlein so groß geworden seien als ein Erbis (Erbse).

Auch der Weißdornstrauch blüht in dieser Stunde, ja, wenn es ein Ableger desjenigen Weißdornstabes ist, den Josef von Arimathia eigenhändig am Christabend in die Erde steckte, sogar die ganze Nacht durch. Ein solcher Senker stand noch 1753 auf dem Friedhofsberge der Abtei Glastonbury in England. Eine lange Reihe von Jahren, solange sich die ältesten Leute zu entsinnen vermochten, hatte er jede Christnacht in voller Blüthe gestanden. Alle seine Ableger thaten dasselbe, und große Menschenmengen sammelten sich dort, wo solch ein Reis aus dieser Ruthe stand. Als aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Quaimton in Buckinghamshire ein solcher Senker nicht ausschlug, obgleich sich Tausende von Zuschauern mit Lichtern und Laternen eingefunden hatten, da behauptete das Volk, der 25. December des Gregorianischen Kalenders wäre nicht der wirkliche Christtag, und weigerte sich ihn festlich zu begehen. Am 5. Januar neuen Stils, an dem alten Christtag, aber blühte der Weißdorn so schön wie nie zuvor. Da entschied die Geistlichkeit der benachbarten Städte, daß der alte Christtag, der Old-Christmas-day gleich dem neuen gefeiert werden sollte. Aber der Weißdornstrauch hat sich niemals dem Gregorianischen Kalender anbequemt. —

Aus dem Bergesschooß, wo sie sonst das ganze Jahr über schlafen, sind die Götter der wilden Jagd emporgestiegen; aber nicht nur für sie thun die Berge ihre Pforten auf, auch für schlichte Menschenkinder, denen das Glück lächelt. Mitten unter dem blühenden Haidekraut blüht im Verborgenen, verdeckt durch einen Steinblock oder durch dorniges Gestrüpp die blaue Blume. Wer sie findet, dem öffnen sich bereitwillig die Tiefen der Berge. Er sieht ihre Eingänge, wo andere nur eine starre Felswand sehen. Er kann eintreten und seine Schultern mit Schätzen beladen. Glücklich, wenn er nicht vergißt, die blaue Blume wieder mit sich zu nehmen! Denn

dann steht ihm auch sonst der Eintritt frei. Aber wehe ihm, wenn er einen Augenblick zu lange verweilt! Dann findet er alles verändert, wenn er wieder ans Tageslicht tritt; denn ein Menschenalter, oder selbst hundert Jahre sind dahingegangen, während er im Berge weilte. Alles ist ihm fremd geworden, eine Welt umgiebt ihn, von der er nichts versteht, in deren Getriebe er sich nicht hineindenken kann; und doch hat er nichts gemerkt, wie die Zeit verstrichen ist; denn er weilte in einem Reiche, wo es keine Zeit giebt, wo eine Stunde gleich tausend Jahren ist. Aber bald ist er von seinem Leiden erlöst. Die Berührung mit einem geweihten Kreuze macht ihn zu Staub zerfallen.

Nicht alle Menschen nehmen die Wunder der Zwölften wahr; man muß schon anders sehen können als die anderen, wenn man ihres Anblicks gewürdigt werden will. Und Sonntagskinder haben manches von den übrigen voraus. Aber auch dem gewöhnlichen Sterblichen gelingt es den heiligen Tagen so manches Geheimniß abzulauschen, wenn er nur sorgsam die altererbten Vorschriften befolgt. Denn hier ist alles vorbedeutend; jeder kleine Zug, mit dem der Ungläubige nichts anzufangen weiß, birgt dem Kundigen ein Geheimniß.

„Wie sich das Wetter von Christtag bis Dreikönig hält,
So ist es das ganze Jahr bestellt"

lautet der allgemeine Volksreim; aber damit ist wenig gethan; denn von Christtag bis zum Hohenneujahr wechselt das Wetter sehr oft. Aber der Eingeweihte weiß, daß der Christtag den Januar, der Stephanstag den Februar, der Johannistag den März und der Unschuldigenkindertag den April bedeutet u. s. f., und daß man nur jeden Tag in vier Theile zu theilen und in ihnen das Wetter zu betrachten braucht, um zuverlässig zu wissen, wie es mit demselben in jedem Viertel des betreffenden Monats bestellt sein wird.

Aber auch noch über andere Dinge in der Zukunft geben die Zwölften Auskunft, wenn man nur ihre Sprache versteht.

Wenn man in der heiligen Nacht auf Nußschalen schwimmende Lichtchen auf's Wasser setzt, so kann man daran, wie lange sie brennen, sehen ob man noch lange leben wird, oder daran, welche Schalen sich einander nähern und sich Bord an Bord legen, sehen welche Menschen sich im Jahreslaufe näher kommen werden. Fast allenthalben gießt man auf dem Lande in dieser Zeit flüssiges Blei durch einen Erbschlüssel in kaltes Wasser, um aus den Figuren, die sich bilden auf sein Schicksal zu schließen.

Will man im Eisackthale wissen, was das künftige Jahr einem bringen wird, so geht man in der Christnacht in der zwölften Stunde schweigend mit einem Mörser voll Mohn auf einen Kreuzweg, stößt mit der Keule dreimal hinein und man wird in dumpfen Tönen das vernehmen, was in dem kommenden Jahre Wichtiges geschehen wird.

Was man in jeder einzelnen Nacht der Zwölften träumt, das wird

in dem ihr entsprechenden Monat wahr, und sollte es auch das Wunderbarste sein. In den thüringischen Dörfern horchen die Mädchen in der Mitternachtsstunde der Weihnacht an der Schwelle des Pferdestalles. Wiehert dann zuerst ein Hengst, dann wird sich noch vor dem Eintritt der Sommersonnenwende bei ihnen ein Freier melden. Anderorts lauscht man an Kreuzwegen und Marksteinen. Vermeint man dann Schwertergeklirr und Rossegewieher zu hören, dann kommt schon im Frühjahr Kriegsnoth über's Land.

Zu Mödling in Niederösterreich legt man am Christabend zwölf Zwiebelschalen in einer Reihe auf den Tisch. Jede bekommt den Namen eines Monats und wird, während es zum zweiten Male zur Mette läutet, reichlich mit Salz bestreut. Kommt man aus der Christmette zurück, sieht man nach, welche Schalen am feuchtesten geworden sind. Diese Monate werden dann die feuchtesten im Jahre sein.

Zu Frauenburg in Oberösterreich nimmt man sieben Untertassen und legt unter die eine einen Schlüssel, unter die andere ein Stück Kohle, unter die dritte eine Eierschale, unter die nächste eine Gänsefeder, unter die folgende ein Stück Hufeisen, unter die sechste einen Stöpsel, und unter die letzte einen Kreuzer. Dann wählt jeder Anwesende eine der Untertassen. Der Besitzer des Kreuzers wird viel Geld erwerben, der des Hufeisens es zu einem Rosse bringen, der des Schlüssels Hausherr werden u. s. w.

Im Mittelpunkt all' des Zukunftserforschens aber steht die Liebe, Ob man im kommenden Jahre heirathen wird, ob der Bräutigam oder die Braut, reich oder arm, schön oder häßlich, krumm oder gerad, freundlich oder hart, jung oder alt sein wird, das Alles kann man in der Zwölften erforschen. Tausend kleine Zufälle geben dem Mädchen wie dem Burschen kleine Fingerzeige, welches das ihm vom Schicksal bestimmte ist. Wo bereits Liebe besteht, da sucht man Bestätigung, und wer nur eifrig sucht, der findet sie auch. Auch in den Kreisen der großen Welt ist Weihnachten das Verlobungsfest. Noch mehr aber auf dem Lande. Hier werden in den Zwölften oft mehr Paare „einig", als sonst im ganzen Jahre, denn dann wissen sie, daß sie für einander geboren sind. Nicht immer, aber oft genug schlägt der Bund zum Guten aus. Aber es ist, als ob solche Paare noch durch etwas Besonderes gebunden wären, durch eine Fügung, die durch sichtbare Zeichen in die sichtbare Welt tritt.

So blüht drinnen im warmen Zimmer unter dem Kerzenschein des glänzenden Lichterbaumes nicht selten ein junges Glück auf, und es ist, als ob die heilige Zeit der Gaben die Herzen allenthalben fester zu einander zöge, und als ob nie eine Zeit kommen könnte, in der in demselben Kreise Sturm und Kampf tobt.

Und doch mahnt das Erklirren der Fenster, das Knarren der Aeste und das Heulen des Sturmes laut genug an kommende Sturmeszeiten. Immer neue Schneemassen senken sich nieder, immer dichter hüllt sich die

Erde ein, so oft der Wind auch die Flocken wieder emporjagen mag. Immer lauter braust's um die Dächer und Essen, immer stärker heult's und immer lauter stöhnt's. In wildem Kampfe ringt die Windsbraut mit allem, was sich ihr entgegenstellt. Ihr Kampf hat keinen Zweck und kein Ziel. Sie stürmt dahin, weil sie dahin stürmt, und man darf sie nicht nach dem Wozu? fragen. Sie ist da, weil sie geworden ist, und wird wieder vergehen, wie sie entstand. Der Mensch aber, der dem Spiel der Naturkräfte andachtsvoll gegenüber steht, und in ihnen ein Treiben, das Regen eines Geistes verehrt, der nicht Geist von seinem Geiste ist, dichtet ihnen doch seine eigenen Gefühle, seinen Schmerz und seine Freude an; denn er sehnt sich nach einem andern, er braucht ein Wesen, das sich seiner kümmert, das die Schmerzen lindert stets des Beladenen und die Thränen stillet stets des Geängsteten; denn wenige sind stark genug, sich daran genügen zu lassen, daß sie hat:

„Zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal."

es verfehlt sein würde, wenn man ein edel geformtes Menschenantlitz in seine einzelnen Theile zerlegen und so ermitteln wollte, welcher Zug es sei, der ihm den Stempel der Schönheit aufdrücke. Hier wie da gelangt man immer wieder zu dem Endergebniß, daß nicht dieser oder jener Zug allein, sondern das Zusammenstimmen aller Einzelheiten zu einem harmonischen Ensemble es ist, was dem Ganzen das Gepräge des Schönen aufdrückt. Bei alledem aber lassen sich doch gewisse Grundbedingungen ausmitteln und feststellen, welche nothwendiger Weise erfüllt sein müssen, wenn der ästhetische Sinn des Menschen volle und ganze Befriedigung finden und der Eindruck des Schönen hervorgerufen werden soll. In der alpinen Berglandschaft ist diese Grundbedingung das Bewohntsein durch den Menschen. Wohl hat der Dichter des „hohen Kothurns" das große Wort gelassen ausgesprochen: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." In gewissem Sinne mag das richtig sein, in Bezug auf die alpine Berglandschaft aber hat Schiller entschieden Unrecht. Da ist die Welt nur vollkommen und ihre Schönheit eine vollendete, wo auch der Mensch seine Hütte und seinen Herd errichtet hat. Wie wahr das ist, wird der bestätigen, der Stunden, vielleicht Tage lang über meilenlange Gletscherströme, durch stundenweite Firnmeere gewandert ist, allein mit sich und der herzabdrückenden Oede der weltentrückten Hochregionen. Wie sehnsüchtig späht, wenn endlich das hohe Ziel erreicht, die letzte Felsklippe erklommen ist, das glanzgeblendete Auge über all die zahllosen Zacken und Zinnen, die flimmernden Ferner und Firne hinab in die dämmernden Gründe der Thäler nach den braunen Hütten auf den grünen Matten, die drunten in duftumschleierter Tiefe ruhen und gar fromm und traut an den schrägen Berghang sich anschmiegen wie Spielzeug, das Kinderhände kunstlos zusammenfügten! — Wie freudig begrüßt dann unwillkürlicher Ausruf die feinen mattblauen Rauchwölkchen, die da langsam von den steinbelasteten Hüttendächern aufsteigen und im klaren sonndurchleuchteten Aether der Berge wiedern zerflattern! — Sind sie doch in solcher Umgebung oft die einzigen Wahrzeichen, die dem einsamen Bergwanderer verkünden, daß auf unserem erkaltenden Planeten noch nicht alles Leben erstorben ist! — Vergißt doch selbst der geniale Bergsteiger Edward Whymper mitten im Rausch des frisch erkämpften Sieges, den er nach siebenmaligem vergeblichem Ringen über das männermordende Matterhorn errungen, in seiner klassischen Schilderung dieses Ringens und dieses Siegens es doch nicht, die Hütten von Zermatt mit ihren friedlichen Rauchsäulen zu erwähnen, die zehntausend Fuß unter ihm lagen, ein verschwindend kleiner Punkt in dem unermeßlichen Alpenpanorama, das vor seinen Blicken entrollt war*). Solche Züge sind tief bedeutsam und beweisen nur immer wieder von Neuem, daß der Mensch des Menschen unabweislichstes Bedürfniß ist. Auf dieses tiefe, hier mehr,

*) E. Whymper, The Ascent of the Matterhorn, London 1880 p. 283.

dort weniger deutlich empfundene Bedürfniß stützen wir uns auch, wenn wir unbedenklich behaupten, daß die alpine Landschaft ihre ganze Schönheit nur da zu voller Entfaltung bringt, wo sie vom Menschen bewohnt ist. Mag der Eindruck der lautlosen Stille, der grandiosen Ruhe, der über die Bergscenerien der höchsten Alpenregionen ausgegossen ist, noch so großartig und ergreifend sein — die kalte Oede, die herzabdrückende Einsamkeit dieser meilenweiten Firnmeere und Gletscherreviere, in denen der Mensch keine Spur von seines Gleichen mehr findet, wirken doch auf die Dauer ermüdend, ja niederdrückend; das Gefühl der Bewunderung macht schließlich dem tiefster Vereinsamung Platz und ein gewaltiges unbezwingliches Sehnen steht in der Brust des Menschen auf und zieht ihn unwiderstehlich hinab nach bewohnten Gründen. Und wenn er sie endlich nach tagelanger, mühsalvoller Wanderung wieder erreicht hat, wie gern gesteht er dann sich und Anderen ein, daß die Alpenwelt ihre ganze volle Schönheit doch nur da entfalte, wo die schmucken, von Wetter und Sonne gebräunten Holzhäuser in die grünen Matten sich schmiegen, traulich umschlossen vom dunkelschlehfarbenen Bergwald und hoch überragt von den fernen Firnen, die in ihrer schweigenden Majestät den wirksamsten Gegensatz bilden zwischen der kalten lautlosen Oede des einsamen Hochgebirges und den lachenden Gründen des menschenbewohnten Thales. So gleicht denn das Hochgebirge mit all seiner schimmernden Pracht doch nur einer kalten herzlosen Schönen, die wohl zu blenden und zu berücken, aber auf die Dauer nicht zu fesseln vermag, während die menschenbewohnte Alpenlandschaft, „wo die frommen Hütten stehen," uns immer wieder anzieht und fesselt und uns je länger desto theurer wird, wie ein warmfühlendes seelenvolles Weib.

Auch die Thäler der französischen und spanischen Hochpyrenäen sind bewohnt. Aber wie einsam und öde, wie düster und melancholisch erscheinen sie selbst beim heitersten Himmel, beim lachendsten Sonnenschein dem, der vorher die Thäler der schweizerischen Hochalpen durchwanderte! — das liegt, wenn auch nicht ausschließlich, so doch guten Theils an der Bauart der Häuser. Das Haus der Pyrenäenbewohner besteht fast überall durchweg aus Stein und ist entweder aus rohem unbehauenem Rollmaterial oder aus Blöcken jenes schwärzlich-grauen Schiefergesteins erbaut, das überall ansteht und leicht zu bearbeiten ist. Mit diesem metallisch schillernden Schiefergestein ist in der Regel auch das Dach gedeckt und so macht das Ganze mit seinen hohen treppenförmig abgestuften Giebelwänden und seinen dunklen Thür- und Fensterlöchern, die in echt romanischer Kummerlosigkeit und Nonchalance entweder ganz offen stehen oder mit einem losen Geflecht aus dürren Weidenruthen verschlossen sind, einen wenig gastlichen Eindruck und läßt sich in der Ferne kaum unterscheiden von dem aschfahlen Felsengebuckel und wüsten Trümmergeröll, von dem es rings umgeben ist. Da leuchten keine purpurnen Geranien und feuerfarbenen Blutnelken von zierlich geschnitzten Fensterbänken; da

blicken keine lachenden Mädchengesichter neugierig aus dem Grün und den Blumen — Alles ist hier melancholisch und düster, wie der Fels, der es umgiebt, wie der Mensch, der es bewohnt. Nicht viel anders verhält es sich mit dem viel gepriesenen Hause, von welchem es im sehnsuchtweckenden Mignonliede heißt:

> — „Auf Säulen ruht sein Dach,
> Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach
> Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.“

Auch dieses Haus, wie es in allen jenseitigen Gebirgsthälern zu finden ist vom Südfuß der völkerscheidenden Alpenmauer bis hinab zum äußersten Ende des langgestreckten Bergrückens, der wirbelsäulenartig die ganze Apenninenhalbinsel durchsetzt, ist, wie überall in romanischen Landen, fast durchweg aus Stein gebaut und hebt sich, meistens Grau in Grau gezeichnet, nur wenig ab von den grauen Felsenwänden der pflanzenarmen Berghänge, die coulissenartig zurückweichend den Hintergrund bilden. Glänzt gleich der Saal in den gleißendsten Farben, schimmert auch das Gemach im schönsten Schmuck, sind der Marmorbilder auch noch so viele, die da stehen und dich ansehen — ein wahres dauerndes Heim wirst du doch dort nimmer finden, wenn du ein Deutscher bist und deutschen Sinn und deutsches Gemüth mit dir über die Berge gebracht hast! Solch ein trautes Heim wirst du nur finden in dem Hause diesseits der Alpen, wo deutsche Rede erklingt, in den Thälern, die sich aus den Ländern deutscher Zunge hinaufziehen zum Kamm des grenzhütenden Bergwalls, der unser schönes Vaterland gen Süden hin beschirmt. Und dieses Haus ist es auch, das allein in die grandiose Bergscenerie der hehren Alpenlandschaft paßt, wie kein anderes Haus der Welt.

Sehen wir uns dieses Haus näher an. Nicht thurmartig in die Lüfte ragend gleich den stockwerkhohen Miethkasernen, wie sie in den Straßen der großen Culturcentren reihenweis neben einander stehen, das Auge ermüdend durch die endlose Monotonie ihrer stereotypen Contouren, sondern breit und behäbig schmiegt sich das Haus des Alpenschweizers an die warmsonnige Bergbrust, wenn irgend thunlich in der Nähe einer ragenden Felswand, eines bemoosten Moränenblocks oder einer sturmzerzausten Wettertanne, die ihm Schutz und Schirm gegen die Unbilde einer rauhen Hochgebirgsnatur gewähren. Auf quadratischem Grundplan erhebe sich der steinerne, meist mit Kalk übertünchte Unterbau, der die Kellerräume, in manchen Gegenden auch die Viehställe umschließt. Derselbt trägt die Wände des meist nur ein- bis zweistöckigen, selten mehrstöckigen Hauses, die da, wo das Blockbausystem streng durchgeführt ist, aus kreuzweise über einander gelegten Tannen- oder Lärchenbalken zusammengefügt sind. Diese vierkantig beschlagenen Balken nehmen im Laufe der Zeit an der Nordseite der Häuser eine glänzend aschgraue, an der südlichen, von

der Sonne beschienenen Seite eine ungemein warme dunkelrostbraune, oft tiefdurchsichtige Färbung an, die zu dem hellen Weiß des steinernen Unterbaus, dem satten Grün der umgebenden Matten, dem warmen Duftblau der dämmernden Hochforste und dem blendenden Glast der fernen Firne den wirksamsten Gegensatz bildet und doch trotzdem in der schönsten Harmonie mit ihnen steht. Durchbrochen sind diese Blockwände von zahlreichen kleinen Fenstern mit polygonalen, in Blei gefaßten Scheiben, die oft in Gruppen zu Dreien und Vieren dicht nebeneinander liegen, theils durch seitlich verschiebbare, theils durch drehbare Klappläden geschützt und mit Grün und Blumen aller Art geschmückt sind. Mit den Fensterbrüstungen in gleicher Höhe laufen rings um die Außenseite der Blockwände die gleichfalls aus Holz bestehenden, oft kunstreich geschnitzten und zierlich durchbrochenen Söller und Altanen, die entweder auf horizontal vorspringenden Balken ruhen oder durch schräge Streber geschützt sind. Sie sind bald mit weißer, frisch gewaschener Wäsche garnirt, die lustig im Bergwinde flattert, bald mit langen Reihen gelber Maiskolben, die zum Dörren in der Sonne hängen, oder mit dicken Hanfbündeln, die mit ihrem scharfen Arom die Luft weithin durchwürzen. Das Alles ist oft dicht übersponnen von spalierbildenden Obstbäumen, die an den sonnenbeschienenen Wänden gar köstliche Früchte zur Reife bringen, umrankt von üppigen Weinreben, die ihre goldglänzenden Trauben verlockend zu den Fenstern hinein halten, oder von oben bis unten verhüllt durch einen Vorhang großblätterigen Epheus, der in kletterfreudigem Uebermuth über Söller und Altanen hinaufturnt bis in die höchste Giebelspitze und zur First des sanft geneigten Schindeldaches, das an Giebel- und Traufseiten breit ausladend das Ganze vorsorglich beschirmt und zum Schutz gegen den wilden Föhn mit mächtigen, oft centnerschweren Felsblöcken belastet ist. Ein frommer Spruch am Fries des Giebelfeldes oder ein gastlicher Willkommensgruß über der Thür, die zum Innern des Hauses führt, ladet den vorüberziehenden Fremdling zu Einkehr und Rast. Folgen wir der freundlichen Ladung, treten wir ein in das Innere des Hauses, das so freundlich und gastlich uns willkommen heißt! —

Wie heimlich ist es auch hier! In der Regel liegt das Wohnzimmer an der südwärts gewendeten Ecke des Hauses, so daß die Mittagslinie den meist quadratisch gestalteten Raum der Diagonale nach durchschneidet. Um die gegen Mittag vorspringende Giebelecke drängen sich in dicht gereihten Truppen von Zweien, Dreien, ja selbst Vieren neben einander die niedrigen Fenster und lassen durch ihre kleinen in Blei gefaßten Scheiben reichliches Licht auf den viereckigen Tisch fallen, der aus schwerem festem Holze bestehend in seiner Eigenschaft als Arbeits- und Speisetisch den Vereinigungspunkt der ganzen Familie und damit den Mittelpunkt des Hauses bildet, daher auch an den beiden Wandseiten von langen, durchlaufenden Bänken umgeben ist, die mit Scharniren an die Wand befestigt sind und sich auf-

und niederklappen lassen. Als Pendant zu diesem gemeinsamen Arbeits- und Eßtisch erhebt sich in der ihm diagonal gegenüberliegenden Ecke des Zimmers der mächtige, gewöhnlich aus bunt glasirten Kacheln aufgeführte Ofen, an dessen innerer Langseite eine Flucht von hohen, als warme Sitzplätze dienenden Stufen hinaufführt, zu einer Fallthür an der Decke, durch welche man in eine darüber gelegene Kammer gelangt, die durch Oeffnen dieser Fallthür mit erwärmt werden kann. In einer anderen Ecke des Zimmers, gewöhnlich an der Thürseite dem Ofen gegenüber, steht das Büffet mit dem zinnernen, stets blank gescheuerten Gießfaß und dem Waschbecken, sowie einer Anzahl theils verschlossener Kästen und Schübe, theils offener Fächer, in welchen das blankgeputzte Haus- und Tischgeräth untergebracht ist. In einer anderen Ecke des Zimmers ist ein niederes „Gutsche", genanntes Ruhebett, angebracht, wo am Abend der Hausherr von des Tages Last und Hitze sich ausruht. Daneben hängt in bunt bemaltem, mit allerlei Schnörkeln verziertem Gehäuse, die Schwarzwälder Wanduhr, die in keinem echt alemannischen Schweizerhause fehlt. Wie dort auf den dunkel bewaldeten Höhen seiner uralten Stammsitze, predigt sie auch hier dem alemannischen Volke beständig die Flüchtigkeit der Zeit und die Vergänglichkeit alles Irdischen. Rechts und links von der Wanduhr hängen der Barometer und der Kalender, während etwa ein halb Dutzend sauber geschnitzter Holzstühle, wohl auch ein gepolsterter Lehnsessel, das Ameublement des Zimmers vervollständigen. In katholischen Gegenden sind die mit Holz getäfelten Wände mit Madonnen- und Heiligenbildern geschmückt, zwischen denen in der Regel noch ein Crucifix mit dem Weihwasserkessel angebracht ist; in reformirten Districten sind sie behangen mit sorgsam eingerahmten Taufzetteln, Confirmationsscheinen, Hochzeitswünschen, Medaillen und Prämien für Hausthiere, auf die der echte Alpenbauer ganz besonders stolz ist; in manchen Gegenden, wie z. B. im Appenzellerlande, gesellt sich zu diesem naiven Zimmerschmuck wohl auch noch eine bildliche Darstellung der Alpfahrt, die an den Hauptquerbalken der Zimmerdecke geklebt, oft die ganze Länge desselben einnimmt. Das ist das Wohnzimmer des alemannischen Hauses, wie es in den Gebirgsdörfern der Ost- und Centralschweiz zu finden ist. Mit diesem Wohnzimmer durch eine Thür verbunden liegt hinter derselben ein etwas kleineres und schmaleres Schlafzimmer und hinter beiden die Küche, deren Kochherd so angebracht ist, daß er gleichzeitig auch den großen Kachelofen des Wohnzimmers heizt. Eine gemauerte Röhre dient beiden Feuerstätten als gemeinsamer Abzugscanal für den Rauch, der sich bisweilen auch durch Giebelluken und Dachklausen seinen Weg in's Freie suchen muß. Unmittelbar aus der Küche führt eine niedrige Blockstufentreppe nach den im Untergeschoß gelegenen Kellerräumen, während eine andere zu einem schmalen Gange hinaufführt, von dem aus man zu den beiden oberen Kammern am Vordergiebel und den beiden an der Traufseite sich entlang ziehenden vorgebauten Lauben

gelangen kann. Durch diese laterale Erweiterung des quadratischen Hauskerns gewinnt die Giebelfaçade eine höhere Bedeutung als die Seitenansichten und deshalb ist auch gerade hier der hauptsächlichste architektonische Schmuck des Hauses angebracht, während der hintere, der Wetterseite zugekehrte Giebel meist eine möglichst geschlossene Wand bildet, welche in decorativer Hinsicht weniger reich ausgestattet ist als der Frontgiebel. Fügen wir zu diesem Wohnhaus, das den immer wiederkehrenden Grundtypus des deutsch-schweizerischen Aelplerhauses bildet, noch ein kleineres, aber in gleichem Stil errichtetes Gebäude, in welchem Vieh, Ackergeräthschaften und Vorräthe aller Art untergebracht sind, den hölzernen Röhrbrunnen, der an der Dorfgasse plätschert, die hohen sorgfältig aufgeschichteten Holzhaufen, die im Winter den dicken Kachelofen heizen werden, den mächtigen sorgfältig abgekämmten Miststock, um den die Ziegen glöckeln und die Hühner glucksen, die strohgeflochtenen Bienenkörbe, um welchen die unermüdlich thätigen Honigsammlerinnen summend auf und abfliegen, die gelben Sonnenrosen, die süßduftende Reseda und die blutrothen Geranien, die im Giebelgärtchen unter den Fenstern blühen, und den uralten Nußbaum, der mit seinen mächtigen breit ausgreifenden Aesten Haus und Hof fürsorglich überschattet und die blendenden Schneefelder der fernen Gletscherberge nur stückweis durch die Lücken im Laubwerk hereinschimmern läßt, so haben wir das Bild eines Heimwesens, wie es heimlicher und wohnlicher gar nicht gedacht werden kann, und zugleich eine Vordergrundstaffage der alpinen Gebirgslandschaft, wie sie die genialste Künstlerphantasie nicht pittoresker und effectvoller ersinnen könnte. Was Wunder, daß die Anhänglichkeit an solch ein Heim und die daraus erwachsende Liebe zum Vaterlande bei keinem Volke intensiver entwickelt ist als bei dem Schweizer. Was Wunder, daß ihn die Sehnsucht nach solch einem Heim gar oftmals erfaßt mit wilder Gewalt, wenn er da draußen in ferner Fremde den Klang des Kuhreihens oder den Ton des Alphorns vernimmt! — Warum — fragen wir nun — paßt gerade dieses Haus trotz all seiner Kleinheit und anspruchslosen Bescheidenheit in die großartige Bergscenerie der hehren Alpenwelt so vortrefflich, wie kein anderes Haus in der Welt? — Die Antwort liegt nicht allzu fern. Was wären die imposantesten Paläste, in denen die Großen dieser Erde residiren, was die Ruinen von Bagdad und Palmyra, die Tempel von Karnak und Luxor, ja selbst die Pyramiden von Gizeh, könnten wir sie uns aus der Einsamkeit ihrer monotonen Wüstenumgebung, wo nichts sie überragt, in ein bergumgürtetes Alpenthal versetzen? — Mit einem Schlage würden sie alle ihre viel bewunderte Größe und Erhabenheit verloren haben und sofort zu pygmäenhafter Kleinheit und Unbedeutendheit herabsinken, wie Alles, was von Menschenhänden gemacht ist, gegenüber jenen titanischen Massen, die hier die gewaltige Hand der Natur über einander getempelt hat. Auf die Prätension aber, durch Größe und Masse zu imponiren, verzichtet das schlichte Blockhaus des Älplers ganz und gar.

Nicht stolz emporstrebend, sondern demüthig sich neigend vor den Riesen der Bergwelt, die es um das Tausendfache überragen, dehnt es sich, auf solider Basis ruhend, mehr in die Breite als in die Höhe, imponirt weniger durch die Wucht seiner Massen als durch die glückliche Harmonie seiner Verhältnisse und den Reichthum seiner stilvollen Formen, Vorzüge, die um so mehr anziehen und fesseln, weil sie nicht so sehr ein beabsichtigtes Kunstproduct als vielmehr ein naives Erzeugniß eines gesunden natürlichen Instinkts zu sein scheinen, der gleichsam unwillkürlich, sich selber fast unbewußt das Schöne schafft. Aus einem Material erbaut, das im Sommer die Wohnräume kühl, im Winter warm haltend, in praktischer Beziehung ebenso zweckmäßig, solid und haltbar sich erweist, als es in ästhetisch-künstlerischer Beziehung zur mannigfachsten decorativen Verwendung sich eignet, bildet das Blockhaus des Älplers so zu sagen einen integrirenden unentbehrlichen Bestandtheil der alpinen Berglandschaft; und in dieser seiner anspruchslosen Bescheidenheit, in diesem gänzlichen Verzichten auf alles prätentiöse Vordrängen die Kleinheit und Nichtigkeit alles Menschenwerks gegenüber den großartigen Gebilden einer hehren Bergwelt symbolisirend, steht das Haus des Älplers im wirksamsten Gegensatz zu dieser grandiosen Alpennatur und gerade darum in der glücklichsten Harmonie mit ihrer erhabenen Bergscenerie, in die es hineingestellt ist, nicht als ein heterogenes Machwerk von Menschenhand, sondern gleichsam als ein organisches Gebilde, das ihrem Boden entwachsen zu sein scheint, wie die Blume, die am Berghang blüht, wie die Tanne, die vom Felshang sich niederneigt*).

Da das Schweizerhaus das Leben und die Sitten der Älpler und ihre verschiedenen Nationalitäten getreulich wiederspiegelt, so zeigt es trotz der steriotypen Wiederkehr jenes oben charakterisirten Grundtypus doch sowohl in constructiver wie in decorativer Hinsicht eine so große Mannigfaltigkeit in Anlage und Ausbau, daß nicht nur jedes Hauptthal seinen eigenen ihm charakteristischen Baustil hat, sondern selbst in ein und demselben Thaldistricte in Folge verschiedener Geschmacksrichtungen und verschiedener Bedürfnisse verschiedene, wenn auch nur für das Auge des Fachmanns bemerkbare Nüancen in der Bauart der Häuser sich herausgebildet haben.

---

*) Ganz zutreffend sagt Semper (der Stil II) über die Wirkung des schweizerischen Holzhauses als integrirender Bestandtheil der alpinen Berglandschaft: „Das harmonische Zusammenwirken dieser eigenthümlichen Holzgebäude mit der großartigen Alpennatur, auf deren Boden sie gewachsen zu sein scheinen, ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden. In der That bleibt ein Aufgehen in die Natur die einzige Auskunft der Baukunst, wo sie innerhalb einer so überwältigenden Umgebung sich bethätigen muß — ein Wettkampf mit ihr, ein wirksames Gegenübertreten ist unmöglich, dennoch ist auch hier ein contrastliches Wirken thätig: die breiten niederen Verhältnisse, das flache Dach, die warme Farbe, das gemüthlich enge Familiengehäuse als Vorgrund des erhabenen himmelansteigenden aber etwas kalten Naturbildes."

Ulrich Zwingli das Licht dieser Welt erblickte*). An der hinteren Giebelwand und an den beiden Traufseiten kahl und ohne jeden architektonischen Schmuck, wendet sie ihre Frontseite ganz dem Mittag zu und läßt das Sonnenlicht durch fünf nebeneinander liegende Fenster in das Wohnzimmer des unteren Stockwerkes fallen, während ein darüberliegendes Stockwerk nur drei solcher Fenster zeigt, deren einzige Zier ein kunstreich durchbrochenes Blumenbrett bildet. Laubengänge und Altane fehlen hier ganz und Niemand wird das schmucklose Blockhaus beachten, der es nicht weiß, daß einst ein Licht von ihm ausging, das weit hinaus geleuchtet hat in alle Zeiten und alle Lande.

Im Canton Glarus ist das Blockhaus fast durchweg unter Weglassung der Klebdächer mit dem weit ausladenden Hauptdach des Berner Oberlandes verbunden, wobei jedoch die Dachfetten nur auf die Hälfte ihrer Ausladung durch vorragende Blockbalken unterstützt sind. Die Köpfe der letzteren sind in durchgehender schiefer Linie abgeschnitten, an den Kanten ausgekerbt und roth und schwarz übermalt. Die Lauben sind hier selten an den Traufseiten, sondern meist unter dem Dachvorsprung des hinteren Giebels angebracht.

In den zahlreichen Thälern des angrenzenden bündener Landes sind die Modificationen der Bauart, in welcher das Wohnhaus des Älplers uns entgegentritt, je nach Nationalität, Abstammung und Sitte der Bewohner sehr verschieden. Aber auch hier herrscht, wenn wir von dem Hochthal des Engadin, dem Oberhalbstein und dem Albelagebiet absehen, wo sich die hölzerne Blockwand des Hauses hinter einer vorgesetzten Bruchsteinmauer verbirgt, der Blockbau entschieden vor. Besonders interessante durch Alter und Baustil gleich merkwürdige Häuser dieser Art finden sich in dem von der Landquart durchströmten Prättigau, dessen Bewohner noch im vierzehnten Jahrhundert romanisch sprachen, seitdem aber nach und nach germanisirt worden sind und fast durchweg zum Protestantismus sich bekennen. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, namentlich aber während des dreißigjährigen Krieges hatten sie um ihrer politischen Unabhängigkeit und ihres Glaubens willen schwere Kämpfe zu bestehen. In diesen Kämpfen wurden die zahlreichen Dörfer und Ortschaften des sogenannten Thalgebietes wiederholt derartig verheert, daß nur wenige Spuren der ältesten Bauten bis in unsere Zeit sich herübergerettet haben. Aus diesen schwachen Spuren ist zu ersehen, daß in den ältesten Zeiten der alemannische Ständerbau hier noch üblich war und erst später, in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, durch den Blockbau völlig verdrängt wurde. Mit Ausnahme einiger steinerner Partrizierhäuser sind

*) Eine allerdings nur wenig gelungene Abbildung dieses ehrwürdigen Hauses findet sich in dem Illustrationswerke von H. Zschokke, die klassischen Stellen der Schweiz. Wien und Prag, 1836 I.

und Strom und Straße zu beiden Seiten begleiten; dunkel und schwärzlich-grau ist auch der Fels der sie trägt. Und wie das Land, so der Mensch, der es bewohnt. Schwarz wie die Nacht ist sein Haar, dunkel funkelnd und von düsterem Glanz ist sein Auge, in dessen Tiefe eine ganze Welt von stummem Weh zu schlummern scheint; dunkel ist die Farbe seines Antlitzes, das nur selten ein Lächeln erleuchtet; dunkel und unverständlich klingt auch die Rede seines Mundes, die ein eigenthümlich schwermüthiger Wohllaut durchzittert. Und wie der Mensch, so ist auch das Haus, das er bewohnt. Die Blockhütte des amerikanischen Hinterwäldlers kann nicht kunstloser zusammengezimmert sein als diese uralten von Ruß und Rauch geschwärzten durch Sonn und Wetter gebräunten Holzhäuser, die um den weißen Thurm der Dorfkirche sich schaarend wie Küchlein um ihre Mutter, zu dichten Klumpen zusammengedrängt die Dörfer des Vorderrheinthales bilden. Je höher man in demselben emporsteigt, desto stiller und einsamer wird die Landschaft, desto ernster und wortkarger der Mensch, der sie bewohnt, desto schlichter und schmuckloser auch die niedere Hütte, die ihm Schutz und Obdach bietet gegen die Unbilden einer rauhen Bergnatur. Und wenn man nun endlich beim Weiler Chiamut die letzte oberste Stufe des Tavetscherthales erreicht hat, da ist es so einsam geworden, daß man meinen könnte, man sei an's Ende der Welt gelangt, ständen nicht ringsum die traulichen tiefbraunen Blockhäuser mit ihren sorglich aufgethürmten Scheiterbeigen unter den Giebelfenstern, die kleinen steinbelasteten Vorrathsschuppen mit den luftig erbauten Blockwänden, durch deren Zwischenräume der Duft des frischen Bergheus herausdringt, und die hohen Dörrgerüste oder Rescave, wohl auch Chischen genannt, an denen das hier erst im Herbst zur Reife gelangende Getreide an der Sonne getrocknet wird.

Von schmückendem Beiwerk ist an diesen kohlschwarzen Blockhütten nichts mehr zu finden — der Mensch vergißt dergleichen hier oben im beständigen Kampfe mit den wilden Gewalten einer rauhen Bergnatur.

Steigt man von den Quellen des Rheins über die Oberalp in's neue Reußthal hinüber, so gelangt man an die große internationale Handels- und Verkehrsstraße der Gotthardbahn, deren stillosen Steinbauten freilich gar manches uralt ehrwürdige Holzhaus hat weichen müssen, an dem der Maler wie der Architekt ihre Freude hatten. Sieht man jedoch ab von den banalen Steinkästen, welche die nimmermüde Hotelspeculation mit prätentiöser Dreistigkeit an den Weg gestellt hat, von den schiefergedeckten Güterschuppen und den rauchgeschwärzten Maschinenwerkstätten, die mit ihren langen nichtssagenden Fronten und ihren hohen dünnen Schornsteinen die Alpenlandschaft verunzieren, so findet man in den Dörfern des Reußthales zwischen Göschen und Flüelen doch noch immer genug der prachtvollsten alten Holzhäuser, die als unverfälschte Typen echt neuer Blockbaustils gelten können, ein Stil, der mit wenigen Modificationen

auch in den übrigen Urcantonen, die das Becken des Vierwaldstädtersees umgeben, uns immer wieder entgegentritt. Auch diesem Stile sind einige charakteristische Merkmale eigenthümlich, durch welche er sich von den Blockbauten der benachbarten Alpenthäler unterscheidet. In den Urcantonen erheben sich die Wände aller Stockwerke glatt und in senkrechter Flucht, und nur bei älteren Bauten sieht man bisweilen am Giebel einen Vorsprung, der aber nicht in der Höhe der Stockwerke, sondern im Niveau der Fensterbänke angebracht ist. An die Stelle der Seitenlaube tritt eine Verbreiterung des Hauses, so daß die obere Wand einer Traufseite auf den verlängerten Giebel- und Querwandbalken ruhend um etwa einen halben Meter über die untere hinausragt. Hierbei ist das Stützsystem der auskragenden Wände, Lauben und Vordächer mittels der allmählich immer weiter über einander vorgeschobenen Balkenköpfe der Haupt- und Scheidewände fast überall in der Weise durchgeführt, daß die consolartig vorspringenden Tragbalken in einer einzigen Viertelkreiscurve profilirt sind und auch die stereotype Kopfform des obersten Trägers mit unerheblichen Variationen immer sich wiederholt. Liegen diesem die Viertelkreiscurve abschließenden Träger, der durch jene eigenthümliche immer wiederkehrende Kopfform gekennzeichnet ist, noch eine Reihe von Trägern auf, die in senkrechtem Kopfschnitt gleich weit vortreten, so charakterisirt dies immer die unterwaldener Bauart, die übrigens noch durch die sogenannten Klebedächer gekennzeichnet ist. Während nämlich die Traufseitenwände durch die übergebauten Seitenlauben oder die auskragenden Obergestocke und letztere durch das vorspringende Dach gegen den Regenschlag gedeckt sind, vermag derselbe an den Giebelseiten mit seiner nicht mehr als meterbreiten Ausladung nur die oberen Theile der Wand zu schützen, weshalb über den Fenstern der Giebelwände schmale schräg geneigte und durch schräg aufstrebende Balken gestützte Vordächer angebracht sind, die, weil sie nicht aus dem ganzen Organismus des Hauses heraus gewachsen, sondern demselben nur äußerlich angeklebt sind, ganz bezeichnend Klebdächer genannt werden.

Die Läden der dicht nebeneinander liegenden Fenster werden hier ganz wie beim alemannischen Hause, in die Höhe gezogen, um sie zu schließen und bewegen sich in Nuthen der durch Rahmen verbundenen Bohlenständer, die auf die Blockwand festgenagelt sind. Bei dreifach gekuppelten Giebelfenstern gewinnt das Arrangement der Läden dadurch an pittoresker Abwechselung, daß der Laden des mittleren Fensters beim Schließen nach oben, die der beiden seitlichen aber seitwärts geschoben werden. Diese hölzernen Fensterläden sind in der Regel zierlich geschnitzt und durchbrochen, an der Außenseite mit bunten Arabesken in den verschiedensten Farben bemalt und bilden so in Verbindung mit den lebenden Blumen, die in irdenen oder hölzernen Näpfen auf den Fensterbänken stehen, den reichen Schmuck der Giebelwände. Die über dieselben vorstehenden Dachfetten tragen zum Schutz gegen Stürme eine Reihe von vier bis fünf dicht neben einander liegenden

Sparren. Die oben offenen Wände der Seitenlauben bestehen aus der Schwelle und den in sie verzapften Pfosten, die durch den Brustriegel und die Fußkette des Daches unter einander verbunden und an den Giebelseiten durch kleine Büge vertieft sind, während die Brüstungen mit eingenutheten Brettern verschalt sind. Solche Häuser kann man noch sehen zu Wasen und Wiler, Amsteg und Intschi, Erstfelden und Silenen, wo sie zu Dutzenden an der Straße stehen. Aber wer von all den tausend und aber tausend italiasüchtigen Welschlandfahrern, die sich vom keuchenden Dampfroß zum Gotthard hinaufschleppen lassen und wieder hinab in's Land ihrer Sehnsucht, wer von allen Denen, die enttäuscht und ermüdet aus jenem heiß begehrten Sehnsuchtslande wieder zurückkehren und hier vorüberkommen, gönnt solch verschwiegener Schönheit einen Blick verständnißvoller Bewunderung! Weiter und immer weiter! — vorwärts, nur vorwärts! — Das ist die Losung unserer Zeit, die Alles besinnungslos mit sich fortreißt. Und wenn man nun hinabgelangt ist zum classischen See der Vierwaldstätten, der sang- und sagenumwobenen Wiege schweizerischer Freiheit, was sieht man da? — Eine herrliche, aber schmachvoll geschändete Bergnatur, der schnöde Gewinnsucht den Schleier unentweihter Schönheit mit freveler Hand von der Stirn riß, um sie zur feilen Hetäre herabzuwürdigen. Nirgends in der Welt hat die Natur das Grandiose mit dem Lieblichen in gleich glücklicher Harmonie zu paaren gewußt, wie an den Gestaden dieses herrlichen Sees, der auf dem ganzen Erdenrund an Schönheit seines Gleichen sucht. Nirgends aber hat die Speculation und das Gründerunwesen der letzten Decennien üppigere Orgien gefeiert, als gerade hier, wo alles Erdenkliche geschehen ist, um gerade diese Landschaft in der schmachvollsten Weise zu entstellen. Der breit gestreckte Rigi trägt auf seinem geduldigen Eselsrücken, auf dem jetzt alle Welt herumreitet, bereits mehr als ein halbes Schock von Hotels, Pensionen und Fremdenherbergen aller Art, die fast ausnahmslos in jenem faden, nichtssagenden Allerweltsstil erbaut sind, der wohl in die langweiligen Avenuen Pariser Boulevards paßt, im Rahmen der alpinen Berglandschaft aber geradezu beleidigend wirkt und vom ästhetisch gebildeten Sinn so schmerzlich empfunden wird, wie eine Ohrfeige, die freche Bubenhand dem schönen Antlitz der edlen Bergnatur versetzt. Aber nicht zufrieden damit, den längst schon preisgegebenen Allerweltsberg gründlich verunstaltet und in die banale Prosceniumsloge eines modernen Weltstadttheaters verwandelt zu haben, streckt die unersättliche Fremdenspeculation ihre Fangarme, gleich einem gefräßigen Polypen nach allen Richtungen hin immer weiter über das schöne Schweizerland aus und nimmt ein Stück nach dem andern in Besitz. Drunten am See wie drüben auf Seelisberg und droben am Axenstein sind diese modernen Monstrehotels wie die Pilze aus dem Boden geschossen und jedes Jahr bringt ihrer neue. Da stehen sie nun mit ihren langen Kasernenfronten und ihren unabsehbaren Fensterreihen, mit ihren breiten

Rampen und Balustradengarnirten Terrassen, ihren vergitterten Balkonen und koketten Giebelerkern, ihren flachen Dächern und hohen Kuppelthürmen, von denen die bunten Standarten und langen Wimpel herausfordernd im Winde flattern — es fehlte nur noch der goldstrotzende Krönungswagen oder der teppichbelegte Schwanenschlitten eines phantastischen Lohengrinkönigs, der als Ritter vom heiligen Gral durch die Berge irrt, um die Ironie vollständig zu machen und den Hohn über Alles, was schön heißt, auf die Spitze zu treiben! —

Gern wendet man den Blick wieder ab von solcher Vordergrundstaffage alpiner Berglandschaft zu den schlichten braunen Holzhütten, die bescheiden und unbeachtet am Wege stehen, wie das kleine niedere Hüttlein auf der Grütliwiese oder das uraltehrwürdige Wirthshaus zur Treib, „wo die Kaufmannsschiffe landen!“ Da sitzt die blonde Alemannenmaid hinter den Blumen am weit geöffneten Fenster, dreht emsig die Spindel und singt ein Lied dabei, daß es weithinaus schallt in die träumige Stille des warmdämmernden Sommertages; auf der sonnbeschienenen Holzbank neben der Thür liegt ein Kätzchen und schläft; Hühner gluckſen um die hochgethürmte Miststätte im Hofe; aus der offenen Stallthür schaut das breit gestirnte Haupt eines Rindes mit philosophischer Ruhe auf die jungen Gaißen, die hin und her glöckeln und lüstern an den Ligusterblättern des Gartenzaunes herumnaschen; um das Bild des gekreuzigten Christus, das in schlichtem Schragen am Stamm eines uralten Nußbaumes hängt, flattern leichtfertige Sommerfalter. Bienen summen um die Blumen, die im Garten blühen; der Röhrbrunnen rauscht; die Grillen zirpen und über dem steinbelasteten Hüttendach dämmern ferne Firne durch die Lücken im Laubwerk des Nußbaums, der seine langen Aeste vorsorglich schützend über das kleine Heimwesen streckt. Hier wäre gut sein; hier möchte man zukehren und rasten. Doch weiter müssen wir in ein ander Land, „wo hinter ew'gem Eiseswall verborgen ein ander Volk in andern Zungen spricht.“

Aus der Fremde zurückkehrende Berner behaupten, es sei ihnen, wenn sie ihren Canton wieder betreten, als kämen sie in eine warme heimische Stube. Auch dem Fremden ergeht es ähnlich, wenn er zum ersten Male die Schwelle jenes Wunderlandes betritt, dessen Name schon in fernen Jugendtagen einen so zauberischen Klang für ihn hatte, wie Alphornton und Jodelruf. Schon der Weg von Alpnach zum Brünig hinauf ist so viel verheißend, so ahnungweckend und reich an den lieblichsten Thalbildern, in denen die uralten wettergebräunten Aelplerhäuser mit ihren weinumrankten Giebelwänden, ihren epheuumsponnenen Holzaltanen und ihren steinbelasteten Schindeldächern die wirkungsvollste Vordergrundstaffage bilden, während über den tannenbewachsenen Höhen der Melchthaler Berge, die den Mittelgrund füllen, die weißen Spitzen der Oberländer

Geister einer andern Welt. Und wenn du nun endlich die letzte Staffe des Brünigpasses erreicht hast und hier die Schwelle der hohen Felsenpforte betrittst, die hineinführt ins Sanctissimum aller Bergesherrlichkeit, dann wird dir zu Sinne wie einem Mekkapilger, der aus den Vorhöfen der Kaaba durch die letzte Pforte in das Allerheiligste des Tempels tritt. In solchem Licht und solchem Glanz wie die Berge, die da aus duftumhauchter Tiefe emporsteigen und hoch über die höchsten Wolkensoffiten hinausragen, dachte sich der Knabe die Zinnen des Monsalvatsch, als er einst in fernen Jugendtagen die frommen Legenden vom heiligen Gral und dem „Berg der Erlösung" las. —

Und wenn du nun hinabsteigst nach den lachenden Gründen des Haslithales und zum lichten Strombande der Aar, von dem es durchzogen wird, dann geht es dir wie dem heimkehrenden Schweizer — es wird dir so heimlich und so wohl zu Sinne, als kehrtest du nach langer Wanderung durch ferne Fremde ins Thal deiner Jugend zurück. Hell und heiter ist der Himmel, der über diesem Thale sich wölbt; licht und lachend sind die Berge, die es umstehn; heiter und freundlich sind seine Bewohner, von denen eine schöne Sage berichtet, daß sie einst in ferner Vorzeit weit hinten aus dem Lande gen Mitternacht nach dem der Mittagssonne gekommen seien und von dorther Sitte und Brauch, Tracht und Bauart mitgebracht hätten. Und wie die Menschen, so sind auch die Häuser, die sie bewohnen — man kann sich gar nichts Einladenderes und Gastlicheres, nichts Anheimelnderes und Malerischeres denken, als solch ein Holzhaus im echten berneroberländer Baustil, wie sie schon bei der Niederfahrt vom Brünig zu Dutzenden an der Landstraße stehen.

Ein wahres Schatzkästlein solcher architektonischer Kleinodien ist das uralte Pfarrdorf Meiringen, der Hauptort des Haslithales. Hier in den Gassen dieses reizenden Dorfes und der benachbarten Weiler, die es rings umgeben, stehen die ältesten Holzhäuser des ganzen Cantons, die als unverfälschte Typen des echten oberländer Blockbaustiles gelten können und theilweise bis in das Zeitalter der Reformation zurückreichen. Sie zeigen am Giebel die nackte Blockwand unter dem Schutze des zwei bis drei Meter weit ausladenden Schindeldaches, das mit schweren Felsblöcken belastet ist und vermöge seiner außerordentlichen Breite die fensterschützenden Klebdächer überflüssig macht. Wo die Fenster mit Läden versehen sind, da öffnen sich dieselben nicht nach beiden Seiten hin, sondern drehen sich um oberhalb angebrachte Scharniere und werden durch Spreizstangen gehoben, die auf die Fensterbänke sich stützen. Alles Ornament der Blockwand beschränkt sich sonach bei dieser streng stilisirten Bauart auf die etwas vorstehenden mit dem Würfelfries geschmückten Fensterbänke. Die Dachfetten, sowie die sie stützenden Blockbalken sind treppenartig nach einer schiefen Linie abgeschnitten und die Kanten ausgekerbt. Diese Kantenauskerbung wiederholt sich auch an den Vorstößen der Blockbalken, sowie an den vortretenden

Hirnseiten der Bretterverschalungen am Dache und an den Lauben. In dieser dem sechszehnten Jahrhundert entstammenden Bauart spricht sich schon der Grundsatz aus, daß die Blockwand an sich nur das Feld für etwaige decorative Ausbildung abgeben könne. Aus dem Anfang des folgenden Jahrhunderts stammen dann die größeren Giebelfaçaden mit den vorspringenden auf kleinen Consolen ruhenden Stockwerken, die durch die häufige Wiederkehr des Würfelfrieses auf den Blockbalken sowie die treppenartige Profilirung der Dachfettenträger ein strenges etwas einförmiges Aussehen erhalten. Später, etwa um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts tritt dann, ohne jedoch die vorige Bauart gänzlich zu verdrängen, eine große Menge von Variationen in der Ornamentirung der Façaden auf, bei welchen jene die vorspringenden Stockwerke stützenden Consolen durch den aus dem ganzen Balken geschnittenen Bogenfries ersetzt werden und die Träger der Dachfetten als eine einzige geschweifte Console erscheinen. In den Giebelfaçaden dieser höchst merkwürdigen Blockbauten findet sowohl die innere Eintheilung des Hauses durch die vorgeschobenen Stockwerke und die vorstehenden Balkenköpfe der Scheidewände ihren Ausdruck wie auch die Construction der Wand durch die Horizontalgliederung des architektonischen Schmuckes. Derselbe concentrirt sich auf die breiten Hauptgurten zwischen den Fensterreihen der beiden Stockwerke und des Dachgiebels. Die eine dieser beiden Hauptgurten ist zu beiden Seiten durch die Brüstungen der Lauben, die andere durch die Fettenträger des Daches begrenzt und beide oberhalb durch die Bogenfriese der auskragenden auf den Fensterdeckhölzern ruhenden Brüstungsschwellen. Durch fein profilirte Streifen oder ausgezahnte Carniese ist jede dieser Hauptgurten wiederum in zwei breite Bänder getheilt, von denen das obere die auf hellem Grunde eingravirte Inschrift, das untere einen schwach vortretenden Arabesken- oder Bogenfries enthält. Mit derartigen Arabesken sind bisweilen auch die Fensterstürze und Fensterpfosten verziert und auch die untere Brüstungsgurte, welche die Blockwand gegen den steinernen Unterbau abschließt, entfaltet den gleichen architektonischen Reichthum; dagegen fehlen ihr in der Regel die Inschriftenbänder. Das Ganze wird bekrönt durch consolartig profilirte Blockbalken, die aus den Seiten- und Mittelwänden hervorwachsen und als Träger des breit ausladenden Daches fungiren. Eine ebenso zweckmäßige und praktische als geschickte Vertheilung des inneren Raumes, welche in einer wunderbaren Harmonie der äußeren Verhältnisse und in einer ungemein klar und entschieden hervortretenden Gliederung der Wandflächen zum Ausdruck kommt; eine glückliche Verschmelzung der mannigfachsten Details zu größeren Massen, welche durch glatte Streifen oder tiefe Schatten auseinander gehalten werden; das Vorherrschen der Horizontallinie, welche dem flachen Dache und der ganzen Wandconstruction am besten entspricht, sowie die leider immer mehr verschwindenden Malereien, welche die Naturfarbe des Holzes nur hie und da durchblicken lassen, dem schwachen Relief

einen entschiedenen Ausdruck verleihen und die Reflexbeleuchtungen der Untersichten durch intensive Farben noch effectvoller machen; die ruhige Harmonie, in welcher diese schlichten durch das Alter tief gebräunten Holzhäuser mit ihrer nächsten Umgebung, wie auch mit dem fernen Hintergrund einer großartigen Berglandschaft nach Form wie Farbe sich befinden: die geschmackvolle Eleganz, der unbewußte, man möchte fast sagen, instinctive Schönheitssinn, der in Anlage wie Ausführung überall sich documentirt — alles das wirkt zusammen, um diesen oberländer Holzhäusern einen ganz eigenthümlichen schwer definirbaren Reiz zu verleihen und sie zu einer fast unentbehrlichen Vordergrundstaffage der grandiosen Bergscenerien zu machen, in welche sie gestellt sind. Viele dieser Häuser sind mit Inschriften, frommen Wünschen und kernhaften Reimsprüchen verziert, die den schlichten Sinn und frommen Glauben der Menschen, die sie bewohnen, in der naivsten Weise zum Ausdruck bringen. So liest man z. B. an dem Hause des Caspar Schild*) zu Meiringen, das im Jahre 1615 erbaut und im Jahre 1754 renovirt wurde, auf dem Inschriftenbande, welches über den Giebelfenstern des oberen Stockwerks hinläuft und dieses von dem dreieckigen Giebelfelde trennt, die Worte:

„Sin und Muth
Stel nach Er und Gut."

Darunter auf der großen Hauptgurte, die das obere und untere Stockwerk von einander scheidet, steht geschrieben:

„An Gottes Hülff und reichem Segen
Ist aller Menschen Thun gelegen."

Ein anderes Haus, das einst weit von diesem stand, trug die Inschrift:

„Das Haus stod in Gottes Hand;
Ach bhünts vor Feuer und Brand,
Vor Sturm und Wassersnoth,
Mit anä Wort: laß sto wies stod."

Aber der fromme Spruch hat das Haus nicht zu schützen vermocht; denn sowohl dieses wie eine ganze Reihe anderer uralter Holzhäuser, die zu den schönsten Wohnbauten nicht nur Meiringens, sondern des ganzen Berner Oberlandes gehörten und als echte Charaktertypen uralten Blockbaustiles von Malern wie Architecten mit Recht bewundert wurden, sind bei dem großen Föhnbrande, der am 10. Februar 1879 nicht nur den ganzen unteren Theil von Meiringen, sondern auch die thalabwärts gelegenen Weiler, Hufen und Isenbolgen fast gänzlich zerstörte, ein Raub der Flammen geworden**).

*) Eine Giebelansicht dieses höchst interessanten in den schönsten Verhältnissen erbauten Blockhauses findet sich bei „Gladbach, der Schweizer Holzstil I."

**) Wie furchtbar die Gewalt des mit orkanartiger Wuth rasenden Föhnsturmes war, der das Feuer mit Blitzesschnelle von Haus zu Haus trug, geht aus der durch Augenzeugen verbürgten Thatsache hervor, daß brennende Dachschindeln, glimmende

Verlassen wir nun das reizende Meiringen und wandern wir das Haslithal hinab dem Laufe der Aar folgend zum See hinaus, dem sie ihre Wasser entgegenführt, so gelangen wir in das freundliche Brienz, gleichfalls ein echt oberländer Alpendorf, in welchem der Kunstsinn seiner fleißigen Bewohner nicht blos in den weit berühmten Holzschnitzereien, die hier gefertigt werden, sondern auch in der pittoresken Bauart der Häuser recht augenfällig zum Ausdruck kommt. Im Allgemeinen nach dem schon oben skizzirten Grundplan des schweizerischen Wohnhauses gebaut, unterscheiden sich die Brienzer Blockhäuser von denen Meiringens dadurch, daß zu Brienz unter dem Schutze des breit vorspringenden Daches an dem oberen Stockwerk der Giebelfaçade eine durchbrochene Holzaltane entlang läuft, die in der Regel einige Stufen höher liegt als die beiden Seitenlauben, um den Giebelfenstern des unteren Stockwerkes nicht zu viel Licht zu entziehen und die vor Schwankungen entweder dadurch geschützt ist, daß zwei Geländerpfosten in Gestalt gedrehter Säulen bis zu den Dachfettenconsolen verlängert und in dieselben verzapft sind, oder dadurch, daß ein etwas erhöhter Geländerpfosten durch einen Querriegel mit den Balkenvorstößen einer Scheidewand verbunden ist. In diesem Stil sind fast durchweg die Wohngebäude wie auch die Vorrathshäuser der Dörfer erbaut, die weiter seeabwärts an den beiden Ufern liegen drüben Iseltwald und Bönigen, hüben Ebligen, Oberried, Niederried, Rieggenberg und Goldswil. Wenn wir das Letztere mit der verfallenen Thurmruine sowie hochgelegenen Kirche hinter uns gelassen und auf der hölzernen Zollbrücke die Aar überschritten haben, so betreten wir einen Fleck Erde, der seines Gleichen nicht hat im ganzen Schweizerlande und jetzt der sommerliche Rendezvousplatz aller gebildeten Nationen der Erde geworden ist, die hierher kommen, um das Raffinirteste und Erlesenste zu genießen, was Natur und Kunst dem Menschen an Hochgenüssen aller Art zu bieten vermögen. Aeltere Reisende, die in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts das Oberland und die Jungfrau besuchten, klagen bitter darüber, wie schwer es sei, in Interlaken ein Unterkommen zu finden. Wie schön muß es damals noch gewesen sein in dem lieblichen Ländchen „zwischen den Seen" — „inter lacus"! — Jetzt zieht sich eine ununterbrochene Reihe moderner Monstrehotels am Höhweg entlang und giebt der famosen Allee uralter prachtvoller Nußbäume, die noch die

---

Papierfetzen und andere Brandobjecte über den ganzen Brienzersee hinweg bis nach Interlaken geführt wurden. Derartige verheerende Föhnbrände, die trotz aller Vorkehrungen fast alle Decennien sich ereignen und schon gründlich aufgeräumt haben unter den interessanten Holzbauten der Schweizer Alpendörfer, zeigen wohl zur Genüge welch ein verdienstliches Unternehmen es ist, was von solchen uralteh rwürdigen Zeugen längst vergangener Culturperioden noch vorhanden ist, zu sammeln und der Nachwelt aufzubewahren, bevor auch die letzten dieser kostbaren Architecturkleinodien ein Raub der Flammen geworden sind.

Mönche des Augustinerchorherrnstifts gepflanzt haben, den banalen Anstrich eines Pariser Boulevards. Diesen langweiligen Luxusbauten kehrt man glücklicherweise den Rücken, wenn man dem Süden sich zuwendet, wo die Jungfrau im keuschen Schmuck ihres makellosen Schneegewandes thront wie eine vestalische Priesterin. Dort erhebt sich aus dem saftigen Grün der Matten, auf denen die Kühe weiden, und dem üppigen Laubwerk der Obstgärten, in dem die steinbelasteten Aelplerhütten sich verstecken, ein sanft geneigter Hügel, dessen Flanken von einem dunklen Tannenkleide umhüllt sind, weich und rundlich gewellt, wie das Vließ eines Bergamasker Widders. Aber er ist nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande. Die Hand des Menschen hat ihn angetastet und an seinem Abhange ein mächtiges viereckiges Steingebäude errichtet mit hunderten von Fenstern in den hohen Wänden. Von Fern könnte man das riesenhafte Gebäude für eine Zuckersiederei, eine Krupp'sche Gewehrfabrik, allenfalls auch für eine königlich preußische Infanteriekaserne halten; aber es ist weder das eine noch das andere — es ist ein Hotel und zwar eines der ersten und vornehmsten in ganz Interlaken. Es nennt sich „Jungfraublick“ und repräsentirt ein Actiencapital von mehr als eine Million. Die Actionäre loben die Dividenden, die sie aus diesem Speculationsbau ziehen und die Fremden sind entzückt von dem Comfort, den seine Gemächer bieten; denn die Einrichtung ist fürstlich, die Küche excellent, die Bedienung tadellos und doch, auch wenn man das Alles weiß, ballt man im Stillen die Faust vor Ingrimm und Aerger, daß solche Ungeheuerlichkeiten möglich waren, daß eine Landschaft wie diese in solcher Weise entstellt werden durfte und wenn das Dynamitpatronenwerfen nicht verboten wäre, man würde mit kaltem Blute das ganze Ding in die Luft sprengen, wie's da steht mit Allem, was drum und dran ist.

„Wenn ein Land von seiner Schönheit lebt, darf man es dann in dieser Weise entstellen?“ ruft Eugen Rambert*) in gerechter Entrüstung aus über den Frevel, der hier an der Natur verübt worden ist, und wir können nicht anders als ihm aus voller Ueberzeugung beipflichten. Es giebt Verbrechen, die in keinem Strafcodex verboten sind, und zu solchen Verbrechen gehören die, die man hier an der Schönheit der Natur verübte, indem man diese edle Berglandschaft entstellte durch schwerfällige Steinbauten mit gothischen Erkern und runden Kuppeln. Weder der gothische Spitzbogen noch die runde Kuppel paßt in diese grandiose Berglandschaft — sie können hier beide nur ein klägliches Fiasco machen!**)

Wie ganz anders wirken da jene reizenden in Nußbaumgruppen und Obstgärten tief versteckten Holzhäuser, wie sie drüben in Matten und

*) E. Rambert, „les Alpes Suisses IIIme Série, Bâle et Genève 1869“ p. 266.

**) Sehr zutreffend sagt in Bezug hierauf Semper („der Stil II“): „Die gothischen Spitzthürme so wenig wie die Kuppeln sind an dem Fuße der Alpen am Platze, noch wollen sie dort gedeihen.“

Bönigen, in Aarmühle und Ramele, in Neuhaus und Unterseen stehen! Ganz besonders reich an solchen uralten von Sonne und Wetter tief gebräunten Holzhäusern ist von den eben genannten Orten der letztere, das reizende Unterseen. Einige dieser Häuser stammen noch aus der Zeit unmittelbar nach dem großen Brande, der im Jahre 1470 den ganzen Ort in Asche legte*). Das eine derselben steht am Dorfplatz, der Kirche und dem Hotel Unterseen gegenüber; es ist sehr niedrig und hat ein weit herabhängendes Vordach, welches durch ein paar Säulen aus Lärchenstämmen gestützt ist, die auf den Wölbungen eines steinernen Unterbaues ruhen; die Thür ist ungemein niedrig und durch die trüben Scheiben der kleinen Fenster fällt nur ein spärliches durch das tief herabhängende Vordach noch gedämpftes Licht in die inneren Räume dieses uralten Blockhauses, dessen windschief und unregelmäßig über einander liegende Balken von Rauch und Ruß so tief geschwärzt sind, daß man darauf schwören möchte, es sei aus den verkohlten Trümmern des großen Brandes von 1470 erbaut worden.

Viel freundlicher und einladender als diese sogenannten Heidenhäuser von Unterseen sehen die stattlichen Blockhäuser aus, die man in den großen Dörfern des Kauder-Simmen- und Saanenthales trifft. Da lacht die Lebenslust und die Freude an der „süßen freundlichen Gewohnheit des Daseins", verbunden mit einer stillen ungemein wohlthuenden Besitzzufriedenheit aus jedem Fenster, jeder Ecke, jedem Winkel dieser wohnlichen Häuser, die sich mit breiter Behäbigkeit an die warmsonnigen Berghänge lehnen, und der schlichte Biedersinn, der fromme Glaube eines unverdorbenen Hirtenvolkes spricht aus den naiven Inschriften, die Giebel und Wände dieser schmucken Bauernhäuser zieren und bei manchen derselben so zahlreich sind, daß man einen vollen Tag braucht, um sie alle zu entziffern.

Und wenn man nun von dem lieblichen Gelände „zwischen den Seeen", das den anmuthigen Namen des Bödeli trägt, tiefer hineindringt in das Herz des Hochgebirges und emporsteigt zu den erhabenen Thronen, wo die einsamen Bergweiler liegen, die, der immer beschatteten Thalsohle entfliehend, auf den hohen frei gelegenen Bergterrassen sich angesiedelt haben, wie z. B. Schillwald und Wangen auf der rechten, Isenflöh, Mürren und Gimmelwald auf der linken Seite des Lauterbrunnerthales, da trifft man auf Blockhäuser, so malerisch unordentlich, so genial zerschletert und doch dabei so wohnlich und heimisch, daß man sie am liebsten gleich photographiren und ihr Conterfei zum Andenken mitnehmen möchte, wie eine am Bergbord blühende Alpenblume, die man im Vorübergehen abpflückt und in's Taschenbuch steckt. Besonders reich an solchen uralten interessanten Holzhäusern ist das Bergdorf Mürren, das gerade der Jungfrau und ihrem ganzen Hofstaat gegenüber auf der schmalen Felsterrasse der Pletschbalm

*) E. Rambert, „les Alpes Suisses IIIme Série" p. 278.

liegt, über welche der Staubbach und all die anderen zahlreichen Bergbäche niederflattern, die dem Thale den Namen Lauterbrunnen gegeben haben. Ergreifend ist der Anblick dieses entlegenen Bergweilers für den, der aus der Tiefe des genannten Thales heraufgestiegen kommt und hier die kahle Hochterrasse der Pletschbalm betritt. Kein Baum mehr, kein Strauch mehr; nur magere Kartoffel- und Gerstenfelder, untermischt mit schmalen Leinbeeten, ziehen sich den schrägen Abhang hinan und mitten drin liegen dicht an einander gedrängt die niederen tief dunkeln Holzhäuser des einsamen Bergweilers mit ihren steinbelasteten Schindeldächern und ihren kleinen Fenstern in den breiten Giebelwänden, die alle nach Süden schauen, wie die lichtlechzende Seele und das Auge des Menschen, das immerdar die Sonne sucht. Die meisten dieser Blockhäuser sind mehrere Jahrhunderte alt und werden für den Geschichtsforscher, wie für den Culturhistoriker besonders deshalb interessant, weil sie als Documente gelten können für die Art und Weise, wie die Thäler der Alpen bevölkert wurden, und uns den Weg zeigen, auf welchem wir die leisen Kinderfußstapfen der Geschichte verfolgen und den Spuren des Menschen nachgehen können, die er zurückließ, als er die ersten schüchternen Versuche machte, festen Fuß zu fassen in den Einöden einer von Schrecknissen aller Art bedrohten Hochgebirgswelt. Denn wenn es auch als eine unhaltbare Hypothese bezeichnet werden muß, aus dem Namen Mure und uffem Mure, den Mürren in alten Urkunden führt, auf das Vorhandensein römischen Mauerwerks und auf eine Besiedelung dieses Thalgebietes durch römisch-helvetische Flüchtlinge schließen zu wollen, so ist doch das urkundlich festgestellt und wird bestätigt durch Namen, wie an der Kilchstatt, auf dem Kappeli am Mühleport, welche einzelne Häuser und ganze Häusergruppen zu Mürren und Gimmelwald heute noch tragen, daß diese hoch gelegenen Terrassendörfer viel älter sind als die Ortschaften im Thalgrunde und schon im Mittelalter von Leuten besiedelt waren, die über die Gletscherpässe aus dem walliser Lötschenthale herüberkamen und hier sich niederließen*).

Wer diese Thatsache noch bezweifelt, der kann sich von der Richtigkeit derselben überzeugen, wenn er den Weg, den jene Männer aus dem Lötschenthale vor Jahrhunderten nahmen, in entgegengesetzter Richtung verfolgt und über die Gletscher des grenzhütenden Bergwalls hinübersteigt nach dem Thal der Lonza, die nachweislich auch den beiden Lütscheinen den Namen gegeben hat.

In diesem merkwürdigen Seitenthale des Wallis, von dem aus das obere Lauterbrunnenthal seine ersten Ansiedler erhielt, stehen noch zahlreiche sehr alte und gut erhaltene Blockhäuser, deren ganze Bauart unverkennbar

*) J. R. Burckhardt, „Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirges;" Archiv für schweizerische Geschichte IV. Bd. Zürich 1846 p. 101. J. Studer, „Walliser und Walser", p. 32.

darauf hindeutet, daß die Lötscher und Lauterbrunner stammverwandte Leute sind. Die großen ausgedehnten Lärchenwälder, an denen der Wallis ganz besonders reich ist, liefern ein vorzügliches Baumaterial, das den Einflüssen der Witterung trefflich widersteht und nur sehr stark nachdunkelt, woher es kommt, daß die Holzhäuser in den Dörfern des Lötschenthales, wie des Wallis überhaupt, fast noch dunkler und düsterer erscheinen, als drüben im berner Oberlande und oft so schwarz aussehen, als wären sie mit Kienruß oder Kohle bemalt. Die Hauptmerkmale, durch welche sich das lötschthaler uud wallliser Wohnhaus von dem des berner Oberlandes unterscheidet, bestehen zunächst in der Vertauschung der vielfach quadratischen Grundform mit dem doppelten Quadrat, in einer Vermehrung der bewohnbaren Geschosse von zwei auf vier Etagen und in der erweiterten Verschmelzung des Steinbaues mit dem Blockbau, insofern hier nur die am Frontgiebel liegenden Wohnräume von Blockwänden umschlossen sind, während der hintere gleichfalls quadratische Theil des Hauses, der den Hausflur, die Küche und die Vorrathsräume birgt, von einer aus Bruchsteinen aufgeführten Mauer umgeben ist, die bis unter das beiden Theilen gemeinsame Schindeldach emporgeführt ist.

Besonders reich an interessanten und beachtenswerthen Mustern dieser Bauart ist das große Pfarrdorf Kippel, das ziemlich genau in der Mitte des Lötschenthales liegt. In erster Linie ist hier zu nennen als Repräsentant des walliser Blockbaustiles das kleine und einfache, aber in guten Verhältnissen construirte Haus von Peter Rieder*), das im Jahre 1665 erbaut wurde. Der Grundplan dieses Hauses bildet ein doppeltes Quadrat. Ueber dem gemauerten Unterbau, der die Kellerräume birgt, liegt in jeder der beiden Etagen ein von Blockwänden umschlossenes quadratisches Zimmer, von denen das untere fünf, das obere vier Giebelfenster hat, während der hintere in Bruchsteinmauer aufgeführte Theil Hausgang, Küche und Kammern umschließt. Im Giebelfelde der Frontseite steht auf dem Schriftbande, das unter den Fenstern des oberen Stockwerkes hinläuft:

„Peter Rieder hat lassen baun sein Haus Anno MDCLXV.“

Darunter auf dem schmalen Gurte, welcher die Blockwand von dem steinernen Unterbau scheidet, liest man die Worte:

„Christus ist der wahre Eckstein IHS.“

In demselben Orte steht noch ein anderes aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stammendes Haus, das selbst dem Laien durch den Reichthum seines architektonischen Schmuckes auffällt. Der Charakter, der sich in der äußeren Decoration dieses Hauses, welches zu den am reichsten verzierten des ganzen Lötschenthales gehört, sowohl in den

---

*) Dasselbe ist abgebildet bei Gladbach, „der Schweizer Holzstil II.“

Inschriften wie auch in allen Profilirungen, Ranken, Blättern und Blumenornamenten ausspricht, zeigt hier schon unter dem unverkennbaren Einfluß des nahen Italien eine entschiedene Verwandtschaft mit dem Stil der Renaissance und der äußere Schmuck dieses Hauses harmonirt nur insofern noch mit der decorativen Ausstattung der Blockhäuser des Berner Oberlandes, als die breiten Horizontalgurten zwischen den Fensterreihen aus mehreren Parallelzonen bestehen, unter welchen die mit schwarzen Lettern auf weißem Grunde eingerissenen Inschriften am meisten hervortreten. Im dreieckigen Giebelfelde dicht unter der firststützenden Dachkette liest man das Jahr der Erbauung 1776 und unmittelbar darunter über den Fenstern des obersten Stockwerks die Worte:

„Alles Gott zu Lieb."

Auf dem nächsten, reich mit Arabesken verzierten Gurtbande, welches das obere vom mittleren Stockwerk scheidet, sind die Initialen der „drei „süßen Namen" und des „Jesus Hominum Salvator" in der üblichen Verschlingung angebracht und darunter steht in griechischen und lateinischen Lettern:

„Κύριε ἐλέισον — Χρίστε ἐλέισον".*)
„Domus amica — domus optima."

Die unterste am breitesten entwickelte Hauptgurte, welche zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk sich hinzieht, trägt die Aufschrift:

Auf Gott bau und trau beständig, so lang Du lebst; Gott lieben, macht selig."
„An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Darunter über dem rechtseitigen Fensterpaar des Wohnzimmers sind noch einige namhafte schwer zu enträthselnde Zeichen eingeschnitten, die wahrscheinlich als schützende Amulete dienen und das Haus vor Unheil und Schaden bewahren sollen. Aber nicht bloß auf die Außenseite der Giebelfront beschränkt sich hier der Inschriftenschmuck, auch das Innere der Schlaf- und Wohngemächer ist reich mit frommen Sprüchen und ernsten Mahnworten ähnlicher Art geziert. So zeigt z. B. die Decke des Wohnzimmers der zweiten Etage, welche durch zwei Dielenträger in drei große Felder getheilt ist, zahlreiche Ornamente und Inschriften, die theils in lateinischen Lettern, theils in zierlicher Bibelschrift in das Holz eingestemmt sind und ursprünglich bemalt waren. Links steht:

„J. M. Jos. dieses Gebäude hat gemacht Meister Zimmermann Alexius Murmann und Aloisius Murmann im Jahre 1774."

Rechts liest man:

„Hoc opus fieri fecit doctissimus dominus
Andreas Murman curatus in Eichon."

*) Herr erbarme Dich unser — Christe erbarme Dich unser.

„Jesus, Maria, Joseph, unter eurem Schutz steht dieses Haus.“

Das zwischen diesen beiden Dielenträgern in der Mitte gelegene Feld der Decke zeigt zunächst der Zimmerthür den Spruch:

„Ich gehe aus oder ein, so kommt der Tod und wartet mein.“

Hierauf folgt ein Todtengerippe, das mit seinen Beinen über einer in vier Felde getheilten Weltkugel steht und in seinen dürren Knochenhänden eine Tafel hält mit der Aufschrift:

„Qualis vita mors est ita.“

In einem der beiden Seitenfelder gerade über dem großen Speisetisch in der Ecke des Zimmers steht geschrieben:

„Trink und is, Gott nit vergis.“

In dem Schlafgemach, das an dieses Wohnzimmer anstößt, erhebt sich eine hölzerne Bettstatt, auf deren Vorderbrett die Worte keilförmig eingestemmt sind:

„Ich geh in's Bett, vielleicht in Tod.“

Außer diesem, in decorativer Beziehung so überaus reich ausgestatteten Hause finden sich in Kippel auch noch mehrere andere, durch Alter wie Bauart gleich merkwürdige Häuser, die mit Sinnsprüchen ähnlicher Art verziert sind. Das eine trägt die Inschrift:

„So lang wir leben hier hienieden,
Hast Du, Herr, uns dieses Haus beschieden;
Nun gieb, daß wir dereinst da oben
Ewig Dich, den Meister, loben.“

Auf einem anderen steht geschrieben:

„Halte Dich also in diesem Haus,
Als wenn Du müßtest morgen daraus;
Schau, daß Dir sei ein Haus bereit,
Das da ist die ewige Seligkeit.“

Im Giebelfade eines Dritten, das bei der Kirche steht, liest man die Worte:

„Bei Deinem Hause, o Herr,
Laß mich wohnen in Ruhe.“

Steigen wir nun, dem Laufe der Lonza folgend, in's warme, sonnige üppige Thal des Rhonestromes hinab, der den Canton Wallis seiner ganzen Länge nach durchzieht, so gelangen wir bei Sierre in jenes ethnographisch merkwürdige Gebiet, wo die deutsch redenden Oberwalliser, welche alemannischer Abkunft sind, mit den von den Burgundern stammenden Unterwallisern sich berühren, welche letztere ein schwer verständliches Patois sprechen, das mit dem Nordfranzösischen weit weniger Verwandtschaft hat, als mit den Dialecten des provençalischen Südens.

Obgleich nun diese Berührung und Vermischung zweier Volksstämme verschiedener Abkunft auch in einer unverkennbaren Vermischung der alemannischen und burgundischen Bauart sich ausspricht, so bleibt doch nichtsdestoweniger der Blockbaustil die im ganzen Wallis entschieden vorherrschende Bauart, wenn gleich dieselbe im Laufe der Zeit mancherlei Modificationen erfuhr, die zumeist aus der Rücksichtnahme auf locale Verhältnisse entsprang. Ein besonders charakteristisches Merkmal dieser Art, durch welcher sich das Walliser Blockhaus sofort von den Blockbauten anderer Cantone unterscheidet, besteht darin, daß hier fast durchweg die Kornspeicher und Vorrathshäuser auf etwa wetterhohen pyramidal sich verjüngenden Holzbeinen stehen, die oben runde etwa 10 bis 20 cm dicke Steinplatten tragen, um das Aufdringen und Eindringen von Mäusen und anderen Nagethieren in die Vorrathsräume zu verhindern. Diese Bauart, die übrigens auch bei Wohnhäusern hie und da in Anwendung kommt, giebt den Dörfern des Wallis ein ganz eigenthümliches, höchst charakteristisches Gepräge, das nicht wenig dazu beiträgt, den pittoresken Effect dieser Gebirgsdörfer als malerisches Motiv der Landschaft zu erhöhen. Wesentlich gesteigert wird die malerische Wirkung dieser zumeist aus Lärchenholz gezimmerten Walliser Blockhäuser durch eine Sitte, die darin besteht, die Ranken des Weines, der im ganzen mittelwallisischen Rhonethal von Leuk bis hinab nach Martigny in fast insubrischer Ueppigkeit gedeiht, über Söller und Altane hinweg bis in den Giebel des Hauses hinaufklettern zu lassen. Das verleiht diesen schlichten Blockhütten, mögen sie auch noch so alt und baufällig sein, noch so düster und verräuchert aussehen, einen Anstrich lichter Heiterkeit und traulicher Wohnlichkeit, die niemals ihre Wirkung verfehlen.

Gar gern kehrt man ein in diese gastlichen Hütten, wie sie am rechten Rhoneufer, droben in den Dörfern des sonnseitigen Mittelgebirges zu Dutzenden bei einander stehen und läßt sich den köstlichen Malvasier munden, der golden in der Sonne funkelt, gleich den fernen Schneezacken der Penninen, die durch das großzackige Weinlaub zwischen Söllerbrüstung und Dachrand gar verlockend hereinschauen. Und folgt man nun dem Locken und Winken dieser stummen und doch so blendenden Sirenen, dringt man hinein in das Innere dieser hoch umschlossenen Seitenthäler, die hinter schluchtartiger Mündung allmählich sich weiter bis an den Fuß des grenzscheidenden Bergwalls sich emporziehen, so trifft man auf Schritt und Tritt die merkwürdigsten Muster uralter höchst charaktervoller Bauart. In den hochgelegenen Bergdörfern von Entremont und von Bagnos, von Heremence und von Anniviers stehen heute noch uralte aus Lärchenholzstämmen gezimmerte Blockhäuser, die theilweis noch aus dem vorigen Jahrtausend unserer Zeitrechnung stammen und den besten Beweis dafür liefern, daß diese entlegenen Thalgründe viel länger schon von Menschen bewohnt werden, als moderne Geschichtsforschung anzunehmen geneigt ist. In St. Lec, Vissoye, Ayer, Grimence und anderen Orten des Ein-

fischthales stehen Häuser, die über ein halbes Jahrtausend alt sind und deren Gebälk noch vollkommen gesund ist. Ebenso alt ist das Gemeindehaus von Heremence, dem Hauptort des Eringerthales, dessen charakteristischer Giebelschmuck aus zahlreichen Wolfs-, Luchs- und Bärenköpfen besteht, die hier als Trophäne angenagelt wurden; ja oberhalb dieses Dorfes, im Weiler Prolin steht sogar ein Haus, das auf der Planchette die Zahl 1000 als Jahr der Erbauung trägt.*)

Nicht minder reich an solchen alten merkwürdigen Blockhäusern sind die Visperthäler, die nach den höchsten Erhebungen des Schweizer Landes emporsteigen und die mächtige Mischabelgruppe gabelförmig umschließen. Von Vispach bis hinauf nach Zermatt und Saas im Grund finden wir sowohl in den Thaldörfern, wie auch droben in den kleinen entlegenen Weilern und Einödhöfen der höchsten Bergterrassen fast durchweg jene eigenthümliche Verschmelzung des Blockbaues mit dem Steinbau, die dem Wallis besonders charakteristisch ist und uns schon im Lötschenthal entgegentrat. Erdbeben und Stromüberfluthungen, Lawinen und Gletscherbrüche, Bergstürze und andere vernichtende Elementarereignisse, mit welchen eine übergewaltige Bergnatur die Wohnstätte des schwachen Menschen beständig bedroht, haben freilich schon gar manches dieser uraltehrwürdigen Blockhäuser vernichtet; aber es sind ihrer immer noch genug geblieben, die für den Maler und Architekten, wie für den Ethnographen und Culturhistoriker von gleich hohem Interesse sind. Zu diesen classischen Häusern des Wallis gehört auch eins, das von den Reisenden ziemlich selten besucht wird, weil es etwas abseits von der großen Heerstraße des sommerlichen Touristenverkehrs liegt. Wenn man beim Weiler Kalpetran auf der kühn gespannten, aus unbehauenen Tannenstämmen erbauten Kipferbrücke die Mattervisp überschreitet und nach der untersten jener breitgestreckten Bergterrassen hinaufsteigt, welche das Piedestal des Balfrin bilden, so kommt man unweit des Weilers Niedergrächen auf eine begraste Felsenplatte. Hier steht ganz vereinzelt ein von Wetter und Sonne tief dunkel gefärbtes Haus, das nach landesüblicher Sitte aus Balken und Bohlen erbaut und mit kleinen Schiebfenstern versehen ist. Schwärze bildet den vernis antique dieses Hauses, das über und über von der Patina des Alters überzogen ist. Es ist zwar schon etwas baufällig, aber trotzdem noch immer bewohnt und wird von allen Thalleuten hoch in Ehren gehalten; denn in diesem Hause, das schon so manche Generation aufblühen und wieder dahinschwinden sah, wurde am 10. Februar 1499 der berühmte Thomas Platter*) geboren, der hier als sechsjähriger

---

*) J. Fröbel, „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der penninischen Alpen", Berlin 1840 p. 39.

**) „Thomas und Felix Platter, zwei Autobiographieen. Ein Beitrag zur

Bub seinem Vetter die Geißen hütete, später als fahrender Schüler die Welt durchwanderte, wobei er auch nach Schlesien und Breslau kam, und es schließlich vom Geißbuben und Seilerlehrjungen bis zum Professor der griechischen und hebräischen Sprache brachte, als welcher er eine hervorragende Rolle in der Reformation gespielt hat.

Verlassen wir nun den Boden des Schweizerlandes und steigen wir entweder von Zermatt über den Theodel oder von Saas über den Monte Moro in die jenseitigen Thäler hinab, die schon zu welschem Lande gehören und strahlenartig vom Südfuß des Monterosa nach allen Richtungen hin sich verzweigen, so begegnet uns auch dort noch hier und da das schlichte Blockhaus der Alemannen und verräth uns jene in ethnographischer wie culturhistorischer Beziehung gleich interessanten Colonien deutscher Stammesgenossen, die in weiten halbkreisförmigen Bogen den ganzen Südfuß des Monterosa umgeben*). Zu diesen merkwürdigen Culturoasen deutscher Art und deutscher Sitte, die hier inselartig mitten unter den wälschen Bewohnern des Südhangs der Alpen zerstreut liegen, gehören Gressoney, Issime und Gabi im oberen Lysthale, Alagna im Sesicathale, Rima im Sermentathale, Rimella im Mastallonethal, Macugnaga und Pestorena im Thal der Anzasca, in welches der Monterosa mit seinen Südostabhängen sich niedersenkt, und endlich Formazza oder Pommat und Ornovasso oder Urnävasch im Thale der Tosa. Wer von Norden her kommend die eine oder die andere dieser Ortschaften betritt, dem wird es auffallen, hier mitten unter den echt wälschen Stammbauten der italienisch redenden Bevölkerung plötzlich wieder jene wohlbekannten hölzernen Blockhäuser anzutreffen, die in Stil und Bauart auffallend an die Walliser Wohnhäuser erinnern. Betroffen bleiben wir stehen und sehen uns die Leute an, die in diesen Häusern wohnen. Klingt gleich die Rede ihres Mundes etwas fremd und unverständlich für unser Ohr, die Farbe ihres lichtblonden Haares, der Glanz ihres hellblauen Auges, Hautfarbe und Schädelbildung wie Schnitt des Gesichts verbunden mit Gang und Haltung, Tracht und Sitte bestätigen uns, was uns ihre Wohnstätte schon verrieth, daß diese Leute unsere Stammesgenossen, daß sie Deutsche echt alemannischer Abkunft sind, die einst in ferner sagenumwobener Vorzeit aus dem benachbarten Wallis, die wir aus der Gegend

*) Näheres über die Geschichte der Entstehung dieser außerordentlich merkwürdigen Oasen deutscher Cultur und deutscher Sitte am Südhang der Penninen findet sich bei: J. Bergmann, „Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser," Wien 1844; J. R. Burckhardt, „Untersuchungen über die erste Bevölkerung des Alpengebirges;" C. Favre, „étude sur l'histoire des Passages italo-suisses du Haut-Valais entre Simplon et Monte-Rose," Jahrbuch für schweizerische Geschichte VIII, Zürich 1883; A. Schott, „die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland," Zürich 1840; A. Schott, „die deutschen Colonieen in Piemont, ihr Land, ihre Mundart und Herkunft," Stuttgart und Tübingen 1842; J. Studer, „Walliser und Walser." Zürich 1886.

von Naters im Rhonethale, die anderen aus den Visperthälern herüber kamen, mitten unter den wälschen Nachbarn sich niederließen und hier eine neue Heimat fanden.

So wird die Art, wie der Mensch sein Haus baut, zum vollkommenen Führer, der dem Kundigen den Weg weist zwischen den viel verschlungenen Pfaden, die die Geschicke der Völker eingeschlagen haben, und gleich dem Faden der Ariadne auch da noch sicher ihn leitet durch das dunkle Labyrinth räthselhafter Erscheinungen, wo mündliche Ueberlieferung und schriftliche Urkunden ihn gänzlich im Stich lassen.

Der Pauker von Niklashausen.

Ein christlich-socialer Agitator des 15. Jahrhunderts.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Die heftige und leidenschaftliche Bewegung der unteren Klassen des Volkes, welche wir mit dem Namen der Socialdemokratie bezeichnen, ist in unseren Tagen in Folge einer furchtbaren und allgemeinen wirthschaftlichen Krisis scheinbar so unvermittelt und plötzlich zu Tage getreten, daß man unter dem Eindruck des ersten Schreckens welchen sie einflößte, zunächst geneigt war, sie für etwas schlechthin Neues, jenseits aller geschichtlichen Analogie Liegendes zu halten. Thatsächlich läßt sie sich durch alle Jahrtausende der Geschichte, soweit wir dieselbe klar zu erkennen vermögen, zurückverfolgen; sie begegnet uns zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und zwar erscheint sie naturgemäß am heftigsten und nachhaltigsten immer dann, wenn die Völker aus irgend welchen natürlichen oder aus der geschichtlichen Entwickelung erwachsenen Gründen eine wirthschaftliche Umwälzung durchzukämpfen hatten, wie wir jetzt eine solche in Folge der Erfindung der Dampfkraft und der damit im Zusammenhang stehenden Maschinentechnik durchmachen. Es genügt, hier daran zu erinnern, daß schon im alten Aegypten das Königthum vorübergehend zu socialistischen Heilmitteln seine Zuflucht nahm, daß starke sociale Bewegungen der unteren Klassen die vornehmste Ursache der Solonischen Gesetzgebung in Athen, der Gracchischen im alten Rom gewesen sind.

Aus unserer eigenen nationalen Geschichte zeigt die bei weitem größte Aehnlichkeit mit den wirthschaftlichen socialen Vorgängen der Gegenwart

jene Epoche, welche wir als die des Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnen: das fünfzehnte und der Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Nur dadurch, daß die geschichtliche Forschung sich lange Zeit fast ausschließlich mit der großen religiös-kirchlichen Reformbewegung jener Zeit beschäftigt hat, ist es gekommen, daß man auf diese geradezu erstaunliche Verwandtschaft der damaligen socialen Theorien und Bewegungen mit den entsprechenden unserer Tage erst in jüngster Zeit in höherem Maße aufmerksam geworden ist. Auch den furchtbarsten Ausbruch der damaligen socialen Bewegung, den großen Bauernkrieg von 1525, hat man zumeist viel zu sehr im Zusammenhang mit der gleichzeitigen kirchlichen Reformation betrachtet, wenngleich es freilich erst der neuesten ultramontanen Geschichtschreibung vorbehalten geblieben ist, auch für diese sociale Bewegung Luther verantwortlich zu machen. Thatsächlich ist diese gewaltsame sociale Erhebung das letzte Glied einer ganzen Kette von verwandten Bewegungen gewesen, deren Anfang bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts zurückgeht. Sie haben mit der religiös-kirchlichen Bewegung nur einen rein äußerlichen Zusammenhang, wie sie sich denn in ihren früheren Stadien durchaus auf altkirchlichem Boden bewegten, und sind in Ursachen und Verlauf rein wirthschaftlicher Art. Sie sind hervorgerufen durch eine wirthschaftliche Krisis, die, so sehr sie in ihren Ursachen von der heutigen verschieden ist, doch in ihren Wirkungen eine überraschende Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen zeigt, nur daß sie nicht so schnell und unerwartet hervortrat wie diese. Nicht eine plötzliche Umwälzung in den Productionsbedingungen, wie in unserer Zeit, hat zu der damaligen wirthschaftlichen Krisis und den damit zusammenhängenden socialen Umsturzbewegungen geführt; beide waren vielmehr das Resultat einer langen geschichtlichen Entwickelung, welche ganz allmählich die Lage der niederen Schichten des Volkes, namentlich des Bauernstandes, zu einer immer schwierigeren und härteren gemacht hatte. Sehr verschiedene Ursachen hatten dabei zusammengewirkt, die wir nur in ihren Hauptzügen hier andeuten wollen. Einmal hatte die Vermehrung des culturfähigen Landes, welches durch Rodung des Waldes gewonnen wurde, mit der Vermehrung der ackerbautreibenden Bevölkerung seit dem 15. Jahrhundert nicht mehr gleichen Schritt gehalten. Während im früheren Mittelalter noch Wald in Ueberfülle vorhanden war, durch dessen Rodung und Cultivirung der überschüssigen Kraft der Bevölkerung Unterhalt und Raum geschaffen werden konnte, während zu gleicher Zeit die fortschreitende bäuerliche Colonisation des deutschen Ostens einen Abfluß des Bevölkerungs-Ueberschusses ermöglichte, war gegen Ende des Mittelalters in beiden Beziehungen ein Wandel eingetreten. Der Osten war ausreichend mit Arbeitskräften versorgt, der große Waldbestand des Westens so weit verringert, daß eine weitere Rodung wirthschaftlich bedenklich erscheinen mußte. Die Wirkung dieser Entwickelung aber wurde durch zwei weitere Momente verschärft: einmal durch die immer compactere Ausbildung der seit dem

Interregnum sich immer fester ausgestaltenden Territorial- und Grundherrschaften, die den ursprünglichen Gemeinbesitz der ländlichen Gemeinden an Wald und Wiesen immer mehr einzuschränken bestrebt waren und auf der anderen Seite ihre ländlichen Hintersassen mit immer größeren Reallasten (Frohndiensten und Naturalabgaben) belasteten, dann aber durch die Preisrevolution, welche die Entdeckung der metallreichen neuen Welt hervorrief.

Von diesen verschiedenen wirthschaftlichen Vorgängen wirkte eigentlich nur der letzte auch auf die niederen Schichten der städtischen Bevölkerung ein, während die übrigen namentlich die wirthschaftliche Lage des Bauernstandes in zunehmender Progression verschlechterten. Daher die auffallende Erscheinung, welche den vornehmsten Unterschied zwischen der damaligen und der heutigen socialen Bewegung darstellt: die Thatsache, daß der hauptsächlichste Träger der socialistischen Bestrebungen des ausgehenden Mittelalters der Bauernstand war, während derselbe heut in seinen besten Elementen von der socialen Bewegung fast völlig unberührt geblieben ist. Wohl hat es auch damals in den Sädten an ähnlichen Bewegungen nicht gefehlt, wie denn namentlich im großen Bauernkriege von 1525 das städtische Proletariat fast allenthalben mit den aufständischen Bauern sympataisirte. Aber im Großen und Ganzen trug die wirthschaftliche Bewegung in den Städten, deren hauptsächlichste Träger die Handwerkerzünfte waren, einen bei weitem nicht so ausgeprägt socialistischen oder gar communistischen Charakter wie die unter den Bauern, unter denen im Grunde schon seit den Hussitenkriegen communistische Ideen fast ohne Aufhören gährten.

Neben diesem Unterschiede in den hauptsächlichsten Trägern der socialistischen Bewegung tritt aber noch ein anderer zwischen der damaligen und heutigen Socialdemokratie, wenn wir so sagen dürfen, hervor. Während die letztere ein ganz ausgesprochen antikirchliches nicht nur, sondern atheistisches Gepräge trägt, wirkten bei den Leitern der damaligen socialen Bewegung allezeit neben den wirthschaftlichen auch specifisch christliche Ideen in mehr oder weniger schwärmerischer Verzerrung mit. Oft knüpften die Leiter der Bewegung geradezu an die auf ganz anderen Motiven beruhenden communistischen Ideen der apostolischen Gemeinden an. Wer wüßte nicht, welche Rolle solche Anschauungen bei dem Königreich der Wiedertäufer in Münster gespielt haben! Auch die Bauern, welche sich im Jahre 1525 gegen die bestehende Ordnung erhoben, stellten neben ihren wirthschaftlichen Forderungen eine religiöse auf: sie verlangten Freiheit der Predigt des Evangeliums. Daraus eben hat die moderne ultramontane Geschichtschreibung den Vorwand genommen, um Luther den Vorwurf zu machen, daß er die Schuld an den Bauernunruhen trage. Wie völlig unberechtigt das ist, sieht man am besten daraus, daß auch bei den revolutionären Bewegungen vor Luther, bei den Vorspielen des Bauernkrieges im 15. Jahrhundert, das religiöse Element eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Aus der religiösen Anschauung, daß vor Gott alle Menschen gleich seien und die

gesellschaftlichen Unterschiede nicht gelten, ließ sich ja so leicht die Folgerung ziehen, daß diese socialen Unterschiede und Gegensätze auch im diesseitigen Leben beseitigt werden müßten. Und eben darin, daß solche specifisch christliche Gesichtspunkte den socialistischen Forderungen zu Grunde gelegt wurden, liegt eines der charakteristischen Merkmale der socialen Bestrebungen jener Epoche, durch welches sie in schroffem Gegensatz zu denen unserer Zeit stehen.

Dieser Unterschied in den Motiven bedingt aber keineswegs einen Gegensatz in den wirthschaftlichen Zielen. Diese sind vielmehr, wie wir bereits hervorhoben, im Wesentlichen die gleichen, auf eine Abschwächung oder völlige Aufhebung des Klassengegensatzes oder gar auf eine völlige Durchführung der Gütergemeinschaft gerichteten. Die innere Verwandtschaft der Ziele geht sogar so weit, daß uns in den Flugschriften jener Tage oft dieselben Schlagwörter begegnen, die auch heut noch eine hervorragende Rolle spielen. Vor Allem ist es der Haß gegen das Capital, der mit urwüchsiger Leidenschaft hervortritt. Und da das Capital bei dem gänzlichen Fehlen einer der heutigen Großindustrie analogen Erscheinung vornehmlich im Handelsstande sich ansammelte, so war er es auch, gegen den sich die hauptsächlichste Wuth der minder Begüterten richtete. Das hat dann damals zu denselben verkehrten Consequenzen geführt wie heute. Wie es auch heut noch an wirthschaftlich unreifen Leuten nicht fehlt, welche die durch den Handel bewirkte Vermittelung zwischen Production und Consumtion nicht als wahre productive Arbeit anerkennen wollen und daher dem ganzen Handelsstande gegenüber eine mißgünstige, oft in offene Feindschaft ausartende Haltung beobachten, so war es auch damals der Fall. Die Eröffnung neuer Handelswege durch die Entdeckung Amerikas war naturgemäß in erster Linie den Großkaufleuten zu Statten gekommen. In den Händen der großen Handelshäuser der Fugger und Welser monopolisirte sich gleichsam der Welthandel, und dadurch vermochten diese Häuser einen Gewinn zu erzielen, der ihr Capital zu einer Höhe ansteigen ließ, welche nur in den Großcapitalien unserer Zeit ein Analogon findet. Natürlich aber faßte das Volk das nicht als eine naturgemäße und im Wesentlichen vorübergehende Folge der wirthschaftlichen Krisis, in der man sich befand, auf, sondern richtete seinen Haß nun gegen den ganzen Handelsstand als solchen und namentlich gegen die großen Handelsgesellschaften, welche damals zuerst, den heutigen Actiengesellschaften vergleichbar, eine hervorragende Rolle zu spielen begannen. Und nicht das niedere Volk allein war es, das für die wirthschaftlich-socialen Schäden in erster Linie den Handelsstand verantwortlich machte: bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinein war dieser Haß gegen das städtische Großcapital verbreitet. Nur mit Mühe konnten es die Städte verhindern, daß der deutsche Reichstag nicht eine Aufhebung aller Handelsgesellschaften beim Kaiser durchsetzte, und allbekannt ist ja die leidenschaftliche Erregtheit, mit welcher der große religiöse

Reformator gegen die Fugger und Welser eiferte. Hier machte sich die noch wenig vorgeschrittene nationalökonomische Einsicht im Vereine mit der kirchlichen Anschauung geltend, welche das Geld als unfruchtbar ansah und daher nicht nur im Wucher, sondern in jedem Zinsnehmen eine unberechtigte Ausbeutung der minder besitzenden Klassen sah.

Rechnet man nun hierzu noch den Druck, der auf der ackerbauenden Bevölkerung durch die Fülle sich immer steigernder Reallasten und Dienste lag, so wird man sich eine Vorstellung von der Masse von Gährungsstoffen machen können, die in dem damaligen Bauernstande wirkten. Auf der einen Seite die officielle kirchliche Theorie von der Gleichberechtigung aller Menschen, auf der anderen Seite die vornehmlich gerade durch die geistlichen Vertreter der Kirche ausgeübten ökonomischen Bedrückungen, von deren Umfang man sich kaum eine genügend hohe Vorstellung machen kann: diese schroffen Gegensätze mußten gemäßigt und abgeschwächt werden oder zu einem Kampfe von furchtbarer Leidenschaft führen. Wie heutzutage kaum ein tiefer denkender Mensch leugnet, daß in den socialistischen Forderungen der Jetztzeit ein berechtigter Kern enthalten ist, der verwirklicht werden muß, wenn die sociale Revolution vermieden werden soll, so war auch in der socialen Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts ein berechtigtes Element vorhanden. Die Bedingungen, unter denen sich die landwirthschaftliche Production des grundhörigen Bauern vollzog, waren im Lauf der grundherrlichen Entwickelung so ungünstige geworden, daß die Forderung einer Reform derselben sich naturnothwendig geltend machen mußte. Während auf der einen Seite die von der grundherrlichen Verwaltung geforderten Hand- und Spanndienste einen großen Theil der Arbeitszeit des Hintersassen in Anspruch nahmen, während die Zahl der Tage, an denen er als Entgelt für das ihm übertragene Grundeigen im Dienste des Herrn arbeiten mußte, von Jahrhundert zu Jahrhundert so angewachsen war, daß der ihm verbleibende Theil der Arbeitszeit kaum ausreichte, sein eigenes Grundstück zu bestellen*), wurde ihm auf der anderen Seite von dem Ertrage seiner Arbeit ein großer Theil durch die kirchlichen Zehnten und Abgaben wie durch die Naturalabgaben an den Grundherrn entzogen. Immer neue Gründe und Vorwände wußte die Grundherrschaft, und nicht zum wenigsten gerade die geistliche Grundherrschaft zu finden, um die unter den verschiedensten

*) Natürlich trifft diese Schilderung nicht auf den ganzen Bauernstand zu; vielmehr waren die Reste einer freien Bevölkerung, welche sich auch auf dem Lande erhalten hatten, in bei weitem günstigerer Lage; auch mißbrauchten keineswegs alle Grundherrschaften ihre wirthschaftliche Macht in der im Text geschilderten Weise. Daß aber gerade die kirchlichen Grundhörigen in besonders bedrängter Lage waren, daß gerade hier der Gegensatz zwischen der von der Kirche gepredigten christlichen Lehre und der wirthschaftlichen Praxis am schroffsten hervortrat, ergiebt sich am deutlichsten daraus, daß fast alle revolutionären Bewegungen jener Epoche von den kirchlichen Herrschaftsgebieten ihren Ausgangspunkt nahmen.

gleich im Beginn seines Auftretens im Einverständniß mit dem Pfarrer des Ortes gestanden hat, dem natürlich eine solche auf die Erhöhung des Ansehens seiner Kirche gerichtete Bewegung in hohem Maße erwünscht erscheinen mußte. Schon einsichtige Zeitgenossen sind in Folge dessen auf den Gedanken gekommen, daß das ganze Auftreten des Paukers auf eine berechnete Eingebung des Ortsgeistlichen zurückzuführen sei; man wollte behaupten, daß derselbe bei den Volkspredigten des Jünglings hinter ihm gestanden und ihm die Worte, die er an das Volk richten sollte, eingegeben habe. So weit wird man indeß nicht gehen dürfen: ein derartiger Betrug wäre, da der Pauker alsbald in Folge des immer massenhafteren Zuströmens der Menge seine Versammlungen im Freien abhielt und bald von einer Tonne, bald von einem Baume, den er erkletterte, herab seine Ansprachen an das Volk hielt, bald bemerkt worden, der ungeheure Erfolg, den der schlichte Mann errang, würde alsdann völlig unerklärlich erscheinen. Vielmehr scheint hier eine jener merkwürdigen Erscheinungen schwärmerischer Verzückung und religiöser Begeisterung vorzuliegen, wie sie uns im Mittelalter nicht selten begegnen. Sehr erklärlich aber ist es, daß der Ortsgeistliche bestrebt war, die so entstandene religiöse Erregung des Volkes zum Wohle seiner Wallfahrtskirche nach Kräften auszunützen.

Ohne Zweifel verfügte der völlig ungelehrte Hirte über ein großes Maß natürlicher Beredtsamkeit, durch die er das Volk von der Wahrheit der ihm durch die Jungfrau Maria gewordenen Berufung zum Propheten zu überzeugen wußte. Auch er selbst scheint von der Wahrheit und Gerechtigkeit seiner Mission überzeugt gewesen zu sein. Anfangs bewegte er sich denn auch, seiner inneren Berufung entsprechend, in durchaus nur religiös-kirchlichen Bahnen. Er ermahnte das Volk, den eitlen Kleiderschmuck, das goldene Geschmeide, Brusttücher, seidene Gewänder und spitzige Schuhe abzulegen und ein heiliges, frommes Leben zu beginnen. Aber indem er mit Eifer und Energie auf Besserung der Schäden des Volkslebens hinwirkte, wurde er unwillkürlich in seinen Ideen immer weiter geführt. Die Mißstände, welche er am Volke tadelte, waren in oft noch erhöhtem Grade bei den höheren Ständen, namentlich bei den Geistlichen vorhanden, deren ihrem Amte wenig entsprechendes Leben den vornehmsten Anstoß für die Reformbestrebungen der Zeit überhaupt bot. So kam er bald dahin, sich mehr oder weniger scharf gegen die Geistlichkeit zu wenden und deren üppiges und schwelgerisches Leben zum Gegenstand seiner Angriffe zu machen. In kurzer Zeit, so äußerte er, werde, wenn die Geistlichen von ihren Lastern nicht abstehen, die ganze Welt ihretwegen Noth leiden. Es werde bald dahin kommen, daß alle Priester getödtet würden, und daß jeder Priester seine Tonsur bedecken werde, um nicht als solcher erkannt zu werden. Von sich selbst aber versicherte er, daß ihm von Gott die Gnade verliehen worden sei, Ablaß aller Sünden zu

ertheilen, ja selbst die zur Hölle verdammten Seelen von ihrer Strafe zu befreien.

Der immer wachsende Beifall, den seine Predigten bei dem von allen Seiten zu Tausenden herzuströmendem Volke fanden, beweist, wie allgemein verbreitet und populär solche Ideen in demselben waren. An allen Sonn- und Feiertagen hielt er seine Versammlungen ab, für die bald kein geschlossener Raum ausreichte. Vor der Kirche, später im freien Felde strömten ungeheure Massen aus der ganzen Nachbarschaft, dem Tauber- und Schupfergrunde, zusammen und lauschten andächtig den Worten des aus ihren Reihen hervorgegangenen „Propheten." Hingen doch auch die Nachtheile ihrer socialen Lage auf's engste mit den von dem Pauker angegriffenen Mißständen des geistlichen Lebens zusammen. Das üppige Leben der Geistlichen wurde ja nur ermöglicht durch die schwer drückenden Lasten, welche die Kirche ihren Unterthanen auferlegte. Es war nur natürlich, daß der Volksprediger bald auch diese Seite der Sache in den Bereich seiner Betrachtung zog. Indem er den Mißstand rügte, daß oft ein Geistlicher mehrere Pfründen besitze, während er doch nach dem Charakter dieses Amtes nur eine innehaben dürfe, ging er allmählich auf das wirthschaftlich-sociale Gebiet über. Und in je höherem Maße er das that, um so mehr begeisterte er seine Zuhörer. Was Tausende dachten und fühlten, wagte er auszusprechen. In immer weiteren Kreisen verbreitete sich die Kunde von dem Volkspropheten; schon begannen aus weiter Ferne große Pilgerschaaren herbeizuziehen; bald hören wir von einer Verordnung des Raths von Nürnberg, die den städtischen Unterthanen eine Wallfahrt nach Niklashausen verbot. 20 und 30000 Menschen sollen oft an einem Tage zusammengeströmt sein, um den „heiligen Jüngling" zu hören. Und schon verbreitete sich auch das Gerücht von mancherlei Wundern, die der Volksprophet thue und mit denen er seine göttliche Mission beweise: da war ein Stummer redend geworden, da war durch sein Gebet ein ertrunkenes Mädchen wieder lebendig geworden u. dgl. m. Man begann den Propheten förmlich anzubeten. Wenn er predigte, wurden ihm seine Kleider in Stücken abgerissen und als theure Reliquien verwahrt; schon seine Berührung sollte wunderthätige Wirkungen hervorbringen.

Mit dem steigenden Erfolge aber stieg auch seine Zuversicht und Kühnheit. Immer radicaler wurden seine Theorieen, immer leidenschaftlicher seine Angriffe nicht blos auf die bestehende kirchliche, sondern auch auf die staatlich-wirthschaftliche Ordnung. Seine Predigten nahmen mehr und mehr einen, allerdings immer noch religiös gefärbten, revolutionär-socialistischen Charakter an. Er erklärte, die heilige Maria habe ihm geoffenbart, daß das Reich Gottes unmittelbar bevorstehe, daß es bald weder Papst noch Kaiser, weder geistliche noch weltliche Fürsten mehr geben werde, sondern daß alle Menschen wie Glieder Einer großen Familie friedlich zusammen leben, Habe und Erwerb mit einander theilen würden.

charakteristisch für die sociale Bewegung jener ganzen Epoche bezeichnet haben.

Der Schauplatz, auf dem sich die zu schildernden Vorgänge abspielten, war ein Dörfchen im Taubergrunde, zwei Stunden von Wertheim am Fuße des Schlosses Gamberg gelegen, Niklashausen, welches zur Diöcese Mainz gehörte. Man sieht, auch hier war es ein unter kirchlicher Herrschaft stehendes Gebiet, von dem die Bewegung ihren Ausgang nahm. Schon sehr früh hatten sich hier im anmuthigem Taubergrunde wie im östlichen Franken überhaupt oppositionelle Regungen gegen die kirchlichen und politischen Institute geltend gemacht, und namentlich hatten hussitische Ideen hier nachhaltig festen Fuß gefaßt. Solche schwärmerisch-religiöse Ideen scheinen auch den einfachen Mann aus den niederen Volksschichten ergriffen zu haben, dem es im Jahre 1476 gelang, diese weitverbreitete oppositionelle Erregung in großartigem Maßstabe zu organisiren und auf bestimmte kirchliche und sociale Ziele hinzutreiben. Sehr merkwürdig ist es nun, in welcher Weise das geschah.

Ein junger Hirte, Hans Böhm, der bisher als Pauker und Pfeifer in den verschiedenen Ortschaften des Taubergrundes umhergezogen war, um den Bauern bei ihren ländlichen Festen aufzuspielen, wurde plötzlich von schwärmerisch-religiösen Ideen, theils mystisch-phantastischer, theils ascetischer Art ergriffen. Es wird erzählt, daß diese plötzliche Wandlung seines Geistes dadurch veranlaßt worden sei, daß er von einem in dem Rufe besonderer Heiligkeit stehenden Barfüßer-Prediger-Mönche Capistrano gehört habe, der mit Eifer und Erfolg gegen den Luxus und die äußeren Vergnügungen des Volkes eingeschritten sei und das Volk zu erhöhter Frömmigkeit und Sittenreinheit ermahnt habe. Dadurch sei ihm die Erkenntniß des Verfehlten und Eitlen seines eigenen sündigen Treibens und Lebens aufgegangen. Genug: um Mittfasten des Jahres 1476 verbrannte er vor der mit alten Wallfahrts-Privilegien begnadeten Pfarrkirche zu Niklashausen in demonstrativ-symbolischer Weise seine Pauke und beschloß, nicht nur selbst ein neues Leben zu beginnen, sondern auch seine Volksgenossen zum Aufgeben ihrer eitlen Vergnügungen und zu frommer Einkehr in sich selbst zu ermahnen. Der schlichte und jeder schriftmäßigen Bildung ermangelnde Mann wurde plötzlich von einem heiligen Eifer ergriffen, der ihn befähigte als wirksamer Agitator Tausende und Abertausende von Menschen mit sich fortzureißen. Seine lebhafte und krankhaft überreizte Phantasie spiegelte ihm allerlei übernatürliche Eingebungen vor, die er von oben empfangen habe: er erzählte, die Jungfrau Maria sei ihm in weißem Gewande erschienen und habe ihn aufgefordert, seinem bisherigen eitlen Leben zu entsagen und sich ganz dem göttlichen Dienste zu widmen. Er berichtete weiter, daß die heilige Jungfrau die Kirche zu Niklashausen für eine besonders heilige Stätte erklärt und ihn aufgefordert habe, das Volk zu eifriger Wallfahrt dahin zu ermahnen. Es scheint unzweifelhaft, daß er

zu machen, bevor der von ihm angesetzte Versammlungstag anbreche. In einer der vorhergehenden Nächte — schon waren 4000 Wallfahrer in und bei Niklashausen versammelt — entsandte er 34 Reiter dorthin, welche den Pauker im Schlaf überfielen und, ehe die entfernteren Volksmassen etwas davon gewahrten, ihn zu Pferd nach Würzburg entführten. Nur die in der Nähe befindlichen Wallfahrer nahmen wahr, was vorging, setzten sich zur Wehr und suchten ihren Führer zu befreien. Einem der bischöflichen Reiter wurde dabei das Pferd unter dem Leibe erstochen. Aber der Handstreich gelang.

Als dann am 13. Juli, dem von dem Pauker festgesetzten Tage, die Wallfahrer in hellen Haufen in Niklashausen erschienen — man berechnete ihre Anzahl auf 34 000 Mann — hörten sie voll Bestürzung, daß der „heilige Jüngling" gefangen weggeführt worden sei. Bei Vielen ging dann doch die religiöse Begeisterung für ihren Propheten nicht so weit, daß sie es um seinetwillen auf einen offenen Kampf mit der Obrigkeit hätten ankommen lassen wollen. Ein großer Theil der Wallfahrer zog vielmehr ruhig wieder heim. Die näheren Anhänger aber wurden durch das Martyrium ihres Propheten zu solcher Begeisterung hingerissen, daß sie zu den gewagtesten Beschlüssen schritten. Die schon vorhandene Erregung wurde durch einige geschickte Agitatoren auf's Höchste gesteigert. Ein Bauer, dem die Lorbeeren Böhms keine Ruhe ließen, wollte nunmehr dessen Rolle übernehmen. Er trat vor die Versammlung und erklärte, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, die „Brüder" mit ihren Wehren und mit geweihten Wachskerzen nach Würzburg zu führen, um den „heiligen Jüngling" zu befreien. Die Mauern der Stadt würden wie dereinst die von Jericho einstürzen und der Prophet im Triumph zu ihnen zurückkehren. In der That gelang es ihm, den größten Theil der noch Anwesenden — es waren ihrer noch zwischen 6000 und 12 000 — zu dem tollkühnen Unternehmen mit fortzureißen. In schwärmerischer Verzückung, fromme Weisen singend, zogen die Volksmassen unter dem Scheine von mehreren hundert großen Wachskerzen in der Nacht vor Würzburg. Jetzt zum ersten Male hören wir, daß sich an der Spitze der Bewegung auch einige Edelleute befanden, wie das ja auch später im großen Bauernkriege der Fall war. Genannt werden ein Herr von Thunfeld, ein Herr von Vestenberg und zwei Herren von Stetten, sämmtlich Vasallen des Hochstifts Würzburg. Inwiefern auch sie von der religiösen Begeisterung der Massen ergriffen waren, oder ob sie dieselbe nicht vielmehr zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten wollten, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Bischof, der rechtzeitig von dem Herannahen der Volksmassen Kunde erhalten hatte, ließ das Würzburger Schloß in aller Eile in Vertheidigungszustand setzen. Alsdann entsandte er den Hofmarschall, Georg von Gebsattel, zu den Aufständischen, um sie von ihrem frevelhaften Unternehmen abzumahnen und ihnen die Aussichtslosigkeit des-

selben klarzulegen. Aber die bethörten Massen erwiesen sich der Stimme der Vernunft unzugänglich: sie empfingen den Abgesandten des Bischofs mit Steinwürfen; schleunigst mußte er sich zurückziehen. Noch einen Versuch machte der Bischof, die bethörten Volksmassen zur Vernunft zu bringen. Er sandte ihnen einen wegen seiner Humanität und Freundlichkeit gegen das niedere Volk allgemein beliebten Mann, Konrad von Hutten. Aber auch er richtete nichts aus. Die Menge bestand darauf, daß der „heilige Jüngling" ihr ausgeliefert werden müsse. Jetzt ließ der Bischof, um das Volk zu erschrecken, einige blinde Schüsse über ihre Häupter hinweg abgeben. Aber so weit war die schrankenlose Begeisterung der Volksmassen angewachsen, daß sie dadurch nur in ihrem Vorhaben bestärkt wurden; sie meinten, daß Gott selbst die Geschosse von ihnen abgewehrt habe, daß sie gegen deren Wirkung gefeit seien. Nun mußte der Bischof Ernst machen. Eine Anzahl scharfer Schüsse wurde in die dichtgedrängten Schaaren abgegeben, und zugleich ging eine Schaar Reisiger gegen sie vor. Im Nu stob da die nur wenig gerüstete Menge in wilder Flucht nach allen Richtungen auseinander. Der Bischof ließ sie nur so weit verfolgen, bis es gelungen war, des Haupträdelsführers, jenes Bauern, der der Menge die Erscheinung der Dreifaltigkeit vorgespiegelt hatte, und eines anderen, der dem einen der bischöflichen Reiter das Pferd erstochen hatte, habhaft zu werden. Sie wurden mit Hans Böhm selbst in sicheren Gewahrsam genommen und mit ihm, nachdem alle Drei einem eingehenden Verhör unterzogen worden waren, zum Tode verurtheilt. Am 19. Juli fand auf dem Schottenanger die Hinrichtung statt, bei der sich noch einmal offenbarte, einen wie tiefen Eindruck doch das Auftreten des Volkspredigers allenthalben, namentlich in den niederen Schichten des Volkes, gemacht hatte. Wir hören, daß Böhms Anhänger zuversichtlich geglaubt hätten, die Flamme des Scheiterhaufens werde Böhm nichts anhaben können, Gott selbst werde seinen Heiligen aus den Flammen erretten. Und wie sehr selbst seine Gegner den Eindruck des Außerordentlichen von dem Pauker von Niklashausen in sich aufgenommen hatten, ergiebt sich aus der Besorgniß, mit der sie seiner Hinrichtung entgegensahen. Sie fürchteten sich, in der Nähe des Scheiterhaufens zu stehen, weil der Böse, dessen Werkzeug Böhm offenbar sei, den Scheiterhaufen, um seinen Anhänger zu retten, zerstören und das Feuer unter die, die seine Hinrichtung herbeigeführt hätten, werfen werde. Der „heilige Jüngling" selbst aber benahm sich nicht ohne Muth und Würde. Als zunächst vor seinen Augen seine beiden Schicksalsgenossen enthauptet wurden, fragte er den Henker: „Willst Du mir nun auch so thun?" „Nein", erwiderte dieser, „Dir ist ein anderes Bad bereitet." Darauf fesselte er ihn an den Pfahl des für ihn errichteten Scheiterhaufens und steckte diesen an. Als schon die Flammen rings um ihn emporloderten, sang er noch mit heller und lauter Stimme einige deutsche Marienlieder. Erst als die Flammen in seine unmittelbare

Nähe kamen, stieß er einige schmerzliche Weherufe aus, dann wurde seine Stimme von Flammen und Rauch erstickt. Die Asche der erloschenen Gluth wurde von dem Henker in den Main geworfen.

So wurde hier noch einmal mit Gewalt die im Volke gährende kirchlich-sociale Bewegung unterdrückt. Denn nicht lange nach des Paukers Tode vermochten sich die Niklashäuser Wallfahrten mehr zu halten. Aber die von ihm gepredigten Lehren, die er massenhaft im Volke verbreitet hatte, erloschen mit nichten mit der Flamme des Scheiterhaufens, der seinen Leib vernichtete. Sie glimmten unter der Asche fort und erhielten unausgesetzt Nahrung durch die wirklichen Bedrückungen und Lasten, unter denen das Volk seufzte und die es um so drückender empfand, je lieblicher und verlockender die Zukunftsbilder gewesen waren, die des Paukers von Niklashausen lebhafte Phantasie ihnen vorgespiegelt hatte. An der einen Stelle unterdrückt, schlug die Flamme an einer anderen Stelle wieder hervor. Und immer kürzer wurden die Zwischenpausen, in denen das geschah. Schon zwei Jahre nach den Niklashäuser Unruhen brach im fernen Kärnthen ein Aufruhr der Bauern aus, der sich gegen den Kaiser selbst richtete; dann schloß sich die unruhige Landbevölkerung in Bayern zu einer Organisation zusammen, welche unter dem später so gefürchteten Namen des „Bundschuhs" auftritt (1486). Fünf Jahre später schon brach im Gebiete der Abtei Kempten, in welchem auch der spätere Bauernkrieg besonders furchtbar wüthete, ein Aufstand aus, dem im Jahre 1493 ein weiterer im Elsaß folgte. So zeigt sich in der ganzen Periode von der Mitte des 15. Jahrhunderts an ein fortwährendes Wetterleuchten, welches den nahen Anbruch des furchtbaren Gewitters verkündigte. Da diese localen Erhebungen trotz der blassen Furcht, die sie überall unter den besitzenden Ständen hervorbrachten, doch eine sociale Reform, eine Verringerung der bäuerlichen Lasten und Abgaben nicht herbeiführten, konnte es nicht ausbleiben, daß den vereinzelten, örtlich beschränkten Erhebungen ein allgemeinerer Sturm folgte: statt der socialen Reform trat im Jahre 1525 die sociale Revolution ein, die über Angegriffene wie Angreifer ein unermeßliches Unglück brachte, dessen Spuren sich noch lange im deutschen Volksleben verfolgen lassen: das Jahr 1525 blieb für viele Jahrzehnte hin ein Jahr des Schreckens in der Erinnerung des deutschen Volkes. Es war ein neuer furchtbarer Beweis für die Wahrheit des alten geschichtlichen Erfahrungssatzes, daß eine sociale Revolution, sobald eine tiefgehende und wenn auch nur zum Theil berechtigte Gährung ganze Klassen der Gesellschaft ergriffen hat, nur durch besonnene sociale Reformen vermieden werden kann.

Zeitpunkt allerdings nicht angeben — begann in mir ein Gedanke, oder ich möchte sagen, gleichsam nur der Schatten eines Gedankens, eines höchst merkwürdigen Gedankens, aufzusteigen. Ich weiß, daß er geraume Zeit schon formlos und unfaßbar da war, bis er sich eines Tages zu einer schüchternen Frage gestaltete, zu der Frage, ob ich denn eigentlich ganz sicher wisse, daß ich jenen entsetzlichen Vorfall wirklich erlebt habe, der mein ganzes Lebensglück zerstört hat. Ich lachte mich selbst aus über eine so thörichte Frage, aber sie kam wieder, immer hartnäckiger. Sie begann, eine Art von Schleier über jenes Erlebniß zu weben, aber in eigenthümlicher Weise. Die Umrisse desselben wurden dadurch nicht verschwommener; keine noch so kleine Einzelheit giebt es, deren ich mich nicht noch heute vollkommen erinnerte. Aber auch eine Erzählung, auch ein Traum kann sich ja dem Gedächtnisse ganz deutlich und vollständig einprägen — und in der That, ich habe nun schon häufig Stunden, in welchen ich es für möglich halte, daß jenes Ereigniß ebenso unwirklich gewesen sei, als ein recht lebhafter Traum."

Da Herr v. F. schwieg, bemerkte ich ihm, daß ein solcher Seelenvorgang, soweit es sich um minder wichtige, längst vergangene Erlebnisse handele, bei ganz normalem Gemüthszustande häufig vorkomme. Es sei wohl auffällig, daß hier gerade ein sehr wichtiges Ereigniß den Schein der Unwirklichkeit anzunehmen beginne. Aber bei einer sehr einsamen Lebensweise und einiger Neigung, sich grüblerischem Nachdenken über die Vergangenheit hinzugeben, sei die Erscheinung immerhin begreiflich, und gar kein Grund vorhanden, deshalb an eine psychische Störung zu denken. „Ich nehme natürlich an," fuhr ich fort, „daß es an objectiven Beweisen für die Wirklichkeit jenes Vorfalls nicht fehlt; ein Ereigniß, welches, wie Sie sagen, Ihr ganzes Lebensglück zerstört hat, muß nothwendig andere Menschen, andere Verhältnisse in seinem Verlaufe gestreift, mitbetroffen haben. Setzen Sie sich in Besitz irgend eines greifbaren Zeugnisses für die Wirklichkeit des Vorganges, und diese quälende Vorstellung, die sie mir schildern, wird alsbald verschwinden."

„Leider", entgegnete Herr v. F., „ist Ihr Rath nicht so leicht zu befolgen, als Sie annehmen. Jenes Ereigniß — wenn es wirklich ein Ereigniß gewesen ist — war ein solches, daß es das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hatte und sich ihm auch entzogen hat, und die Mitwirkenden — außer mir selbst — sind nicht mehr am Leben. Ich werde Ihnen den Vorfall, wie er sich mir darstellt, erzählen müssen, damit Sie sich ein Urtheil bilden können. Nehme ich Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch?"

„Durchaus nicht! ich bitte Sie, zu beginnen, Herr v. F.!"

„Ich war Premierlieutenant bei dem Husarenregiment in S., und seit etwa zwei Jahren verheirathet. Ich war schon damals ziemlich wohlhabend. Da ich gut gewachsen war, eine kleidsame Uniform tragen

konnte und ein lebhaftes Temperament besaß, hatte ich, wie man es nennt, Glück bei den Damen gehabt. Ich hatte dasselbe jedoch nicht mehr, als verzeihlich ist, mißbraucht, und da ich meine Frau leidenschaftlich liebte, war ich ein musterhafter Ehemann. Ich will hinzufügen, daß meine Frau, nicht nur in meinen Augen, auffallend schön war; ich kann das behaupten, denn, ehe sie meine Braut wurde, hatte ich ihren Ruhm ja von hundert Zungen verkündigen hören. Sie war die älteste von fünf Töchtern eines wenig bemittelten höheren Beamten, meine Werbung mußte also den Eltern wohl recht erfreulich sein; aber andererseits gestattete das Verhalten der Tochter mir während der Zeit meines Werbens, eine keusche Neigung bei ihr vorauszusetzen, und als Braut zeigte sie mir zärtliche Innigkeit, als Weib feurige Hingebung. Niemals kam mir der Gedanke, daß ich nicht oder nicht um meiner selbst willen geliebt sei.

Unsere Ehe bestand schon fast zwei Jahre, ohne daß wir auf Nachkommenschaft zu rechnen hatten. Besondere Sorge machten wir uns Beide, wenigstens einstweilen, nicht darüber. Dann kam nun doch ein Tag, an welchem meine Frau, nachdem ich mich über eine merkwürdige nervöse Unruhe an ihr gewundert und sie mehrmals befragt hatte, mir gestand, daß sie sich Mutter fühle. Ich war vor Freude und Jubel fast außer mir, dabei freilich ein wenig unzufrieden, daß sie nicht so recht mit einstimmte und meine so natürlichen Liebkosungen fast abwehrte. Ganz fatal war es mir, als es sich dann herausstellte, daß sie wegen ihres Zustandes ein ruhiger gelegenes Schlafzimmer für sich beanspruchen müßte, und als sie sich zur Vermeidung jeder Störung sogar einzuschließen begann.

Dabei war sie während unseres Beisammenseins, wenn ich aus dem Dienste heimkehrte, ein Plauderstündchen am Kamin mit ihr zubringen durfte, oder während der Mahlzeiten, stets ungemein zärtlich gegen mich. Ja, es fiel mir sogar ein oder zweimal auf, daß sie sich in Gegenwart des Bedienten mit einem Kuß an mich schmiegte. Ich bin in solchen Dingen vielleicht etwas steifleinen, wie man zu sagen pflegt, und hatte dabei ein leises, leises Gefühl der Mißbilligung. Zum Ueberfluß sah ich, daß der Mensch nach uns hinüberblickte und ein Gesicht machte, das zwar unsäglich albern war, aber nicht ohne eine Beimischung von Eifersucht. Ich sandte ihn mit irgend einem Auftrage hinaus, und erwähnte gegen meine Frau, natürlich in scherzendem Tone, des Gesichtsausdrucks, bei dem ich Jean soeben ertappt hatte. Sie lachte kurz, erwiderte aber nichts.

Dieser Jean war nicht mein Bursche. Da wir einen großen Haushalt führten, hätte der Bursche nebst den weiblichen Dienstboten nicht genügt, und wir hatten noch einen Diener angestellt. Eine sehr glückliche Wahl hatten wir dabei nicht getroffen. Jean verstand zwar seine Obliegenheiten, aber er war erstlich nicht ehrerbietig genug, dann war er ein auffallend großer, plumper Mensch mit einem dummen Vollmondgesicht,

endlich aber, und das war mir das Unangenehmste, hatte er einen widerwärtigen, ich möchte sagen, thierähnlichen Geruch an sich. Meine Frau wollte dies allerdings nicht wahr haben, wie sie es denn überhaupt war, auf deren Wunsch ich meine Absicht, Jean zu entlassen, immer wieder aufgab.

Ich kann Ihnen wohl gestehen, daß mir mein Strohwittwerthum schon nach wenigen Wochen sehr unbehaglich wurde. Als ich eine Andeutung davon bei einem Gespräche mit unserem ärztlichen Hausfreunde einfließen ließ, in welchem ich diesen wegen aller der kleinen Sorgen und Vorsichtsmaßregeln befragte, die der Zustand meiner Frau etwa erheischen möchte, lächelte er über meine Verstoßung.

Es war eines Abends sehr bald nach diesem Gespräche, als ich, ein wenig erregt durch einen feurigen Rheinwein, von einer festlichen Mahlzeit heimkehrte. Meine Frau empfing mich zärtlich, wie immer, in unserem Balkonzimmer. Es war eine herrliche Juninacht, deren duftender Odem durch die geöffneten Thüren hereinquoll. Draußen ein flüsterndes Kosen in den blühenden Lindenwipfeln, fernher herübergetragen das sehnsuchtsvolle Lied irgend einer Sängerin, nur in einzelnen Bruchstücken plötzlich vernehmbar und langsam abschwellend gleich langen Seufzern. Drinnen, an meiner Seite, im Halbdunkel, die geliebte schöne junge Frau, die meinem schmeichelnden Murmeln mit zerstreutem süßen Lächeln zuzuhören scheint. Plötzlich schrickt sie leicht zusammen: ich habe ein Wörtchen von unserem alten Freunde, dem Hausarzt, fallen lassen. Alsbald übrigens zeigte sie sich wieder ganz unbefangen und meinte nur lächelnd, sie habe sich auch schon vorgesetzt, in diesen Tagen mit dem Alten zu sprechen. Dann plauderte sie noch ein paar Augenblicke von diesem und jenem, gähnte, wünschte mir gute Nacht und verließ mich.

Da stand ich nun in dem Balkonzimmer und überlegte mir, wo in einem solchen Falle die richtige Grenze zwischen Zartgefühl und Eselei liege. Dann kam Jean herein, schloß die Balkonthüren und scheuchte mich mit seinem schwammigen dummen Gesicht und seinem widrigen Geruche hinaus. Ich ging in mein Schlafzimmer. Da bin ich denn noch, wer weiß wie lange, ruhelos auf und ab gelaufen, und dann mit einem Male stand ich draußen auf dem Teppich des Flurganges vor der Thür meiner Frau, klopfenden Herzens und mit angehaltenem Athem, als sei ich auf verbotenen Wegen. Was war es, was mich einen Augenblick zögern machte? Sicherlich nichts, als die Furcht vor der Lächerlichkeit. Es wäre doch auch zu komisch gewesen, ein Ehemann, der vor der verschlossenen Thür seiner Frau gesenkten Hauptes wieder nach seinem Zimmer zurücktappt. Das war es wohl, was mich die erste Secunde zaudern ließ; in der zweiten aber sträubten sich meine Haare empor und ein eisiges Schaudern floß mir im Nacken, zwischen den Schultern hinab, indeß die Kniee sich unter mir bogen und zu schlottern begannen. Jenseits

der Thür, drinnen, hörte ich, unterdrückt, aber unverkennbar, ein Flüstern, ein Kichern, einen tiefen Seufzer. — Meine Finger erlahmten wohl; der Leuchter, den ich trug, fiel polternd hin und die Kerze erlosch. Ich griff nach der Thürklinke, natürlich war die Thür verschlossen. Ich versuchte sie zu sprengen; vergeblich. Drinnen glaubte ich ein Fenster klirren zu hören. Ich stürzte nach der Gartentreppe; mit dem Kopfe bin ich im Dunkeln gegen irgend eine Ecke gerannt; gleichviel, die Treppe hinunter, halb gesprungen, halb gefallen, hinaus in den Garten. Und dort, im hellen Mondlicht, die Hände eben von den Sprossen des Weinspaliers unter dem Fenster meiner Frau lösend, schwingt sich Jean zur Erde hinab. Ich werfe mich auf ihn, er hebt seine Faust, und ich breche bewußtlos zusammen.

In den ersten Tagen des Juli kam ich wieder zu Bewußtsein, aber zunächst wohl, ohne mich des Vorgefallenen zu erinnern. Nach einiger Zeit jedoch tauchte die Erinnerung des ganzen Vorgangs klar in mir auf. Ich begann den Arzt, meinen alten Freund, auszufragen. Er erzählte mir, mein Diener habe mich, durch das Geräusch eines schweren Falles erwacht, im Flurgange nahe der Treppe, bewußtlos und aus einer leichten Kopfwunde blutend, liegen gefunden, in mein Bett getragen, und dann ihn, den Arzt, herbeigerufen. Ich sei offenbar mit dem Kopfe gegen eine Wand gefallen, meine Krankheit, eine heftige Gehirnentzündung, könne aber nicht von dem Falle herrühren, vielmehr sei anzunehmen, daß ich schon im Fieber mein Zimmer verlassen habe, draußen ohnmächtig geworden sei und mir im Falle eine Verletzung zugezogen habe.

Ich schwieg und wagte erst einige Tage später nach meiner Frau zu fragen. Der Arzt gestand mir, er habe sie, unter dem Vorwande, daß ihre Gesundheit es erheische, in ein Bad gesandt. Ich hätte im Fieber die wahnwitzigsten Anschuldigungen und Beschimpfungen gegen sie geäußert und er wünsche meine völlige Genesung abzuwarten, ehe er das immerhin aufregende Wiedersehen gestatte.

Ich stimmte ihm bei, und da es mir nicht schwer fiel, so oft meiner Frau Erwähnung gethan wurde, lebhafte Erregung zur Schau zu tragen, so wurde das Wiedersehen hinausgeschoben, bis ich körperlich so weit hergestellt war, daß ich eine Erholungsreise antreten konnte. Einmal unterwegs, dehnte ich sie weiter und weiter aus; ich nahm meinen Abschied, ohne inzwischen heimzukehren, und trieb mich dann jahrelang im Kaukasus und im südlichen Sibirien umher.

Von meiner Frau erhielt ich nicht lange nach Antritt meiner Reise einen Brief nachgesandt, welcher mit größter Gewandtheit so abgefaßt war, wie eine liebende Gattin ihn an einen krankhaft erregten Gatten schreiben würde. Der Hoffnung, meine Nerven würden bald so gekräftigt sein, daß unserer Wiedervereinigung nichts mehr im Wege stände, war in herzlich scheinenden Worten Ausdruck gegeben. Ich war starr vor Staunen und

Ingrimm über ihren Versuch, die Unschuldige zu spielen. Da Jean vorgegeben, er habe mich oben an der Flurtreppe ohnmächtig gefunden, schien es mir freilich nicht unmöglich, daß sie selbst sich im Unklaren darüber befände, wie handgreifliche Beweise von ihrem Verbrechen ich erhalten hatte. Ich theilte ihr also in kalter Form und aller Kürze mit, wo ich mit Jean zusammengetroffen, und daß es ein Schlag seiner Faust gewesen sei, der mich zu Boden gestreckt hatte. Ich schloß mit der Mittheilung, daß ich jeden Aufsehen erregenden Schritt vermeiden würde, so lange der Vorfall unbekannt bliebe; von einem Wiedersehen zwischen uns könne natürlich nicht die Rede sein."

„Und was war inzwischen aus Jean geworden?" schaltete ich ein.

„Er hatte noch in der Nacht meines Unfalles mein Haus und die Stadt heimlich verlassen. Das war natürlich aufgefallen, aber mein bedenklicher Zustand beschäftigte die Hausgenossen vollauf, und zu einer Verfolgung lag auch wirklich damals kein ersichtlicher Anlaß vor. Diese Flucht könnte, wie Sie denken werden, als die von Ihnen gewünschte Bestätigung für die Wirklichkeit jener Ereignisse gelten. Aber der Spitzbube hat, wie sich später herausstellte, eine sehr ansehnliche Summe Geldes, die ich in der Brieftasche hatte, wohl während er mich entkleidete, entwendet und mitgenommen. Sonach könnte ja seine Entweichung am Ende auch aus diesem Diebstahl allein sich genügend erklären."

„Was erwiderte Ihre Frau Gemahlin auf Ihren Brief?" fragte ich.

„Sie beschwor mich, eine so entsetzliche Wahnvorstellung nicht dauernd Herrschaft über mich gewinnen zu lassen. Gleich bei der Heimkehr sei ihr mein erhitztes Aussehen und mein unruhiger Blick aufgefallen, aber sie habe es auf den Weingenuß geschoben. In der Nacht habe man mich das Zimmer verlassen und im Flurgange hinstürzen hören; der alsbald herbeigerufene Arzt habe eine Gehirnentzündung festgestellt. Was ich erlebt zu haben glaube, seien nichts, als die ersten Delirien gewesen, welche die Krankheit erzeugte."

„Haben Sie mit Ihrem Hausarzte über die Möglichkeit, die Ihre Frau Gemahlin andeutete, gesprochen?"

„Ich war damals und bis vor Kurzem von der Wirklichkeit jenes fürchterlichen Ereignisses so fest überzeugt, daß mir der Gedanke, einen Anderen darüber zu befragen, gar nicht gekommen ist. Ob er meine Fieberreden für ganz leere Phantasien gehalten hat, oder ob er die Wahrheit ahnte, weiß ich nicht. Er ist lange vor meiner Rückkehr aus dem Auslande gestorben."

„Auch Ihre Frau Gemahlin ist, wie ich nach Ihrer früheren Bemerkung annehmen muß, nicht mehr am Leben?"

„Schon im März nach jenen Vorfällen erhielt ich in Tiflis die Nachricht, daß sie einem Knaben das Leben gegeben und das ihrige dabei eingebüßt habe. In ihrer Hinterlassenschaft fand sich nichts, was als Ein-

geständniß oder Bestätigung ihrer Schuld angesehen werden könnte. Ihren Sohn habe ich bei ihren Eltern erziehen lassen, ohne ihn je zu sehen."

Herr v. F. machte eine Pause; auch ich schwieg.

„Und auf jene Frage," fuhr er dann fort, „die ich damals an meinen Arzt zu richten unterließ, wie würden Sie darauf antworten? Halten Sie es denn für denkbar, daß die ersten Delirien einer Gehirnkrankheit, und nur diese ersten allein, dem Wiedergenesenen Jahre, Jahrzehnte lang wie eine zweifellos selbst erlebte Wirklichkeit erscheinen? und daß gleichwohl erst nach so langer Zeit Bedenken, Zweifel in ihm auftauchen, ob es wohl auch nur ein schrecklicher Traum gewesen sei? Ich will weiter fragen: wenn dergleichen an einem normal beanlagten Menschen nicht vorkommen kann — sind der Wissenschaft Fälle bekannt, in denen eine psychische Erkrankung zu einer so durchaus vereinzelten, nachträglich wieder schwindenden Wahnvorstellung geführt hat?"

„Mein verehrter Herr v. F.," erwiderte ich, „die Wissenschaft vermag selten auf derartige allgemeine Fragen mit einem runden Ja oder Nein zu antworten. Ein gewissenhafter Sachverständiger wird höchstens für den hier vorliegenden Einzelfall ein Gutachten abgeben können, und auch das würde ich wenigstens erst thun, nachdem ich eine geraume Zeit hindurch mit Ihnen in persönlichem Verkehr gestanden hätte. Einen solchen anzubahnen war ja auch, nach Ihren ersten Worten zu schließen, der Zweck Ihres Besuches, und Sie finden mich herzlich bereit, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Vergeblich frage ich mich aber, was Sie gewinnen würden, wenn ich wirklich dahin gelangte, Ihnen mit einer gewissen Sicherheit eine bejahende oder verneinende Antwort ertheilen zu können. Nehmen Sie an, daß ich Ihnen sagte, Sie seien offenbar geistig völlig gesund, Ihre Erinnerungen bezögen sich zweifellos auf ein wirkliches Ereigniß, und nur die Länge der verflossenen Zeit beginne diese Erinnerung zu trüben: werden Sie nicht auf's Neue mit unsäglicher Bitterkeit des unglückseligen Weibes gedenken, das Ihr Glück so freventlich zerstörte? und ist es nicht eine Grausamkeit, Sie aus einem eben beginnenden sänftigenden Traum zu so trauriger Wirklichkeit zurückzurufen? Und umgekehrt! wenn ich Ihnen nun sagte, augenscheinlich sei diese ganze Erinnerung aus einem bloßen Fieberdelirium hervorgegangen, und Ihre jetzigen Zweifel seien nichts, als das Aufdämmern geistiger Klarheit auch in diesem Theile Ihres, sonst ja gesund gebliebenen Gemüthes: wird Sie alsdann nicht der furchtbare Gedanke zu Boden drücken, daß Ihr falscher Verdacht ein junges, heißliebendes Weib in der schönen Zeit der ersten Mutterhoffnung mit unverdienter Schande überhäuft, ihr das Herz gebrochen und vielleicht jenem vorzeitigen Tode in die Arme getrieben hat?

Glauben Sie mir, in unzähligen Fällen ist für uns Menschen der leichte Schleier, mit welchem die Norne Urda das Vergangene einzuhüllen beginnt, eine nicht minder kostbare Gabe, als jener andere, durch welchen

Skuld uns die Zukunft verbirgt. Kommt nun der traurige Gedanke über Sie, wie schmählich einst ein geliebtes Wesen an Ihnen handelte, so öffnen Sie getrost das Pförtchen Ihres Herzens, an welchem schon der Zweifel pocht, und lassen sie ihn seine Frage stellen, ob es nicht nur ein wüster Traum gewesen sei. Wird der Geselle aber zu vorlaut, und will er Sie schmähen, daß Sie die Unselige schuldlos verurtheilt hätten und ihr Mörder seien, dann rufen Sie die Erinnerung zu Hülfe und sagen dem Ankläger, daß auch diese, mit dem klaren Bilde der Vergangenheit, das sie aufrollt, ein Recht habe, gehört zu werden."

„Wirklich," meinte mein Besucher mit melancholischem Lächeln, „könnte ich es vielleicht dabei bewenden lassen, so armselig ein solcher Trost für doppelte Verwendung auch ist. Aber es handelt sich doch auch um die Zukunft des jungen Menschen, ihres Sohnes, meine ich. Ich habe ihn, um Skandal zu vermeiden, als den meinigen bei seinen Großeltern erziehen lassen; vermacht ist ihm lediglich das gesetzliche Pflichttheil, mein übriges Vermögen fällt an Wohlthätigkeits-Anstalten. Wie nun, wenn ich dennoch sein wirklicher Vater wäre?"

„Nach den Zeitangaben," entgegnete ich, „die Sie gemacht haben, scheint mir die Möglichkeit, daß Sie der Vater des jungen Mannes sind in keinem Falle ausgeschlossen. Wollen Sie, um einiger Wohlthätigkeitsanstalten willen, den Zweifeln, die Sie um die Gerechtigkeit Ihrer Handlungen zu bedrängen beginnen, weitere Nahrung geben? An Ihrer Stelle würde ich dem jungen Manne gönnen, was das Gesetz ihm zuspräche, falls Sie ohne Testament verstürben; hat doch auch er selber sicherlich Sie nicht gekränkt. Aber dieser Rath überschreitet bereits meine ärztlichen Befugnisse. Ich bescheide mich bei dem Gesagten." Herr v. F. verabschiedete sich, nachdem wir ein gelegentliches Zusammentreffen verabredet hatten. Ich kam noch dreimal mit ihm, theils in meiner, theils in seiner Wohnung, zusammen, ohne daß ich zu einem bestimmten Urtheil über seinen geistigen Zustand hätte gelangen können. Sein Verdacht, daß er seine Gattin doch unverdient beargwohnt hätte, steigerte sich inzwischen, seine Stimmung wurde immer schwermüthiger. Etwa ein halbes Jahr nach unserer ersten Unterredung erkrankte er am Typhus, und erlag dieser Krankheit in kurzer Zeit. Bei seiner Beerdigung sah ich zum ersten Mal den jungen Herrn v. F., der von S. herbeigeeilt war. Er sah dem Verstorbenen meines Erachtens nicht besonders ähnlich; aber wer wollte darauf allein ein Urtheil begründen?

Er war nun doch, wie ich vernahm, in das volle Erbe seines Vaters eingesetzt worden.

Otfrid Mylius (Dr. Carl Müller).

Von

H. Keller-Jordan.

— München. —

Bei dem Dahinscheiden eines Mannes, der durch unverdrossene Thätigkeit und seltene Geistesfrische seinen Zeitgenossen zum Vorbilde dienen dürfte, erheischt es die Pflicht, einen liebevollen Blick zurück auf dessen literarisches Leben zu werfen. Wenn wir nun auch bei der beinahe beispiellosen Vielseitigkeit Carl Müllers, die er sowohl als Redacteur wie als Autor von Romanen, Jugendschriften, Gartenbau- und Jagd-Geschichten — und zwar unter den verschiedensten Namen — bethätigte, unmöglich auf eine Besprechung seiner Gesammtwerke eingehen können, so wollen wir doch wenigstens versuchen, einen seiner größeren Romane näher zu betrachten. Wenn wir dazu „Die rothe Gräfin" (3 Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich) erwählen, so geschieht es nicht, weil wir dieses Werk für sein bestes halten, sondern weil es das letzte ist, welches Otfrid Mylius veröffentlichte.

Der Dichter beginnt damit, daß er uns an das Sterbebett einer jungen Frau bringt, die Graf Wernau aus vornehmen italienischen Hause entführt hat. Erst dort wird nach der Geburt einer Tochter die Trauung vollzogen. Das Kind erhält bei der Taufe den Namen Cecca, der Vater verspricht, im tiefsten Trennungsschmerze, ihm alle nur mögliche Liebe und Sorgfalt zu widmen — und Rita seine junge Gattin stirbt. Graf Wernau geht nach Deutschland zurück, sendet aber sein Kind, um Zeit zu gewinnen seine Familie vorzubereiten, mit der französischen Bonne vorläufig nach Frankreich. In Deutschland angekommen fehlt ihm der Muth — er durfte sich immer eines unbescholtenen Rufes erfreuen — seine Schuld zu bekennen; er verschiebt die Angelegenheit von Tag zu Tag und giebt schließlich dem Wunsch seines Vaters nach, eine ihm ziemlich gleichgültige Dame aus vornehmem Hause zu heirathen. Mit dieser Handlung des Grafen Wernau ist dessen Charakter gekennzeichnet und der Dichter entwickelt nun die Folgen, die aus dieser Schwäche für ihn und seine Tochter entspringen müssen.

Es scheint uns hiermit das Hauptproblem gegeben zu sein, welches Otfrid Mylius bei seinem Romane im Auge hatte. Des Grafen spätere unsichere Versuche das Kind erster Ehe — nach dem auch sein Vater und die zweite Gemahlin gestorben sind — in seine Famile zu ziehen, sind fast noch niedrigerer Art, als die Scheu seine Schuld zu bekennen. Cecca, die nachherige rothe Gräfin, entwickelt sich, ihren Anlagen und den Verhältnissen entsprechend, zu einer selten schönen und begabten Erscheinung. Auf dem einsamen, verwahrlosten Gute Kroich bei braven, kinderlosen Gärtnersleuten, die früher in des Grafen Diensten standen, untergebracht, und die sie wie ihr eigenes Kind lieben, hat sie Alles was sie bedarf. Den Unterricht, ohne des Grafen Zuthun — übernimmt zuerst der Geistliche des benachbarten Dorfes, später ein Herr von Voigts, der sich weltmüde aus der Fremde, wohin ihn die Treulosigkeit einer heißgeliebten Gemahlin getrieben, nach Kroich zurück zog. Hier hat ihm der Bruder des Majoratsherrn, Baron Neuhaus, dem er einmal das Leben gerettet, eine halbverfallene Försterwohnung zur Verfügung gestellt. Voigts findet Wohlgefallen an dem begabten, schönen

Mädchen, das ihm wißbegierig wie es ist eine dankbare, liebevolle Schülerin und Pflegetochter wird. Seine Gemahlin, von der er seit zwanzig Jahren getrennt ist, taucht als Gräfin Lenski, in Graf Wernaus Gesellschaft, zuerst in Spaa auf und Jahre später in Gimmelborn, in der Nähe von Kroich, auf einem Gute, welches Graf Wernau gekauft hat. Hier trifft sie auch ihren früheren Anbeter Baron Neuhaus, der, gleich ihr, Gast in Gimmelborn ist. Dieser Aufenthalt führt beide in das nahegelegene Kroich, wo die Gräfin von Eifersucht angefacht, bald das tiefe, reine Wohlgefallen des Baron Neuhaus an der schönen Cecca bemerkt. Seine Liebe wird erwiedert. Mit dieser gegenseitigen Leidenschaft beginnt das Verhängniß des verwaisten Mädchens, das jetzt nach dem Tode der Pflegemutter, auch am Sterbebette des alten Gärtners steht. Schlag folgt auf Schlag und ihre Augen öffnen sich plötzlich einer verderbten, fremden Welt, von der sie in dem Frieden ihres einsamen Lebens keine Ahnung hatte. Wir erleben zuerst ihre leidenschaftliche Liebe zu Neuhaus und die mit ihm rasch geschlossene, heimliche Ehe; dann das Auffinden der Papiere in des Gärtners Nachlasse, aus denen sie erkennt, daß Graf Wernau ihr Vater ist, der sie aber beim nächsten Begegnen verleugnet; weiterhin den Brand in Kroich, bei dem Voigts Cecca aus den Flammen rettet und selbst schwer verwundet zusammenbricht. Das Schwerste aber für Cecca ist die Entdeckung, daß ihr Mann sie betrogen hat, daß er statt wie er vorgab in Diensten in die benachbarte Stadt zu gehen, mit der Gräfin Lenski nach Paris reiste.

Der Dichter hat hier eine Ueberfülle von Handlungen angehäuft, die zwar Zeugniß von reicher Phantasie ablegt, aber den gleichmäßigen, künstlerischen Aufbau des Ganzen schädigen muß. Der Höhepunkt der Handlung, der in Ceccas verzweifelter Flucht und ihrem vermeintlichen Tode gipfelt, kommt verfrüht und das führt zu der unvermeidlichen Consequenz, daß dem Leser das Interesse mehr und mehr verloren geht. Die Erzählung beginnt von hier ab weitläufiger und dadurch ermüdend zu werden; neu hinzutretende Personen, die nur lose mit der Geschichte verknüpft sind, nehmen das Interesse nicht genug in Anspruch. Ceccas Leben bei den Kunstreitern, die sie vor dem Selbstmorde bewahrten, ist einförmig und das Erscheinen Voigts mit dem italienischen Geistlichen wirkt nicht überraschend genug, da es zu lange und zu weitläufig vorbereitet wurde. Dazu kommt, daß Wernau und Neuhaus beinahe ganz außerhalb der weiteren Erzählung bleiben.

Der Aufenthalt Ceccas in Italien, bei ihrer mütterlichen Familie, ist, da Großmutter, Tante und Onkel bald hinter einander sterben, nur eine Episode die, weil Cecca weder ihrem Vater noch ihrem Manne zugeführt wird, unkünstlerisch wirken muß. Die vielen unverschuldeten Widerwärtigkeiten, denen die verlassene Frau ausgesetzt ist, wie der Tod ihres einzigen Freundes Voigts, der Proceß wegen ihres ererbten Vermögens und endlich die vergeblichen Bemühungen, Wernaus Vaterschaft zu beweisen, wirken verstimmend auf den Leser und erschöpfen seine Geduld.

Graf Wernau erhält seine verdiente Strafe durch die folgenschwere Heirath mit der Gräfin Lenski. Wir können das Ausbleiben einer Aussöhnung mit seiner Tochter verschmerzen, aber wir können nicht darüber hinauskommen, daß der Dichter die schwergeprüften und geläuterten Gatten — denn auch Neuhaus wurde durch seine Liebe zu Cecca ein edler Mensch — nicht noch einmal, sei es auch am Sterbebette von Neuhaus zusammenführt.

Zum Schlusse erleben wir noch wie die schöne Gräfin Cecca dankbar ist den zweiten Platz im Herzen eines Wittwers einnehmen zu dürfen, der ihr kaum ebenbürtig ist.

Wenn wir nun auch gerade in diesem letzten Romane von Otfrid Mylius mancherlei auszusetzen haben, so bleibt uns immerhin Vieles, was wir freudig anzuerkennen bereit sind. Es sind dies Eigenschaften, die in seinen früheren gern gelesenen Arbeiten noch mehr in den Vordergrund treten. Zu ihnen zählen wir besonders, neben der Leichtigkeit zu gestalten, den Reichthum an Stoff und Phantasie. Auch der Styl ist liebenswürdig und ungekünstelt. Das Talent scheint uns nach dieser Seite hin unverkennbar und wird dem Dichter, auch noch über den Tod hinaus, eine Anzahl von Lesern sichern.

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Siegel aus dem 14. Jahrhundert, dessen Bild einen wendischen Krieger darstellt. (Nach einem Abbdruck von dem Originalstempel im K. Münzkabinett zu Berlin in Originalgröße.)

Geschichte des Preußischen Staates von Dr. Ernst Berner, kgl. preußischer Hausarchivar. Reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, theilweise in Farbendruck. München und Berlin 1890, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruckmann. Erste Abtheilung. Preis 2,00 Mk.

Man hat nicht mit Unrecht die Illustrationswuth unserer Zeit, welche über geeignete wie ungeeignete Objecte mit gleichem Eifer herfällt, getadelt; gleichwie auf manchen Theatern die übertriebene decorative Ausstattung die Wirkung des Bühnenwerkes mehr beeinträchtigt als erhöht und durch ungebührliches Vordrängen die Illusion eher stört als befördert, ist auch der Illustrationsschmuck vieler modernen Bücher, entgegen seiner ursprünglichen Bestimmung, keineswegs mehr geeignet, den textlichen Inhalt zu unterstützen, zu ergänzen; er dient vielfach entweder einer bloßen müßigen Augenweide, oder zerstört wohl gar, indem er an unrechter Stelle erscheint, die Stimmung, indem die durch die Macht des Wortes angeregte Einbildungskraft durch die oft ungenügenden bildlichen Darstellungen in ihrem Fluge gehemmt und gewaltsam in bestimmte Richtungen gelenkt wird. Wer gewisse moderne Prachtausgaben unserer Klassiker durchgesehen hat, wird derartige Mißgriffe oft genug herausgefunden haben. — Neben den zahlreichen Werken, deren Bilderschmuck auf rein künstlerische Wirkung oder bloßen Augenkitzel berechnet ist, mehrt sich die Zahl derjenigen, welche sich die ungeheuren Fortschritte der Illustrationstechnik zu Nutze machen, um dem belehrenden Wort das belehrende Bild, welches räumlich und zeitlich entlegene Gegenstände und Personen in unmittelbare Anschauung rückt, gesellen. So haben literarhistorische, kulturgeschichtliche Werke durch treffliche Reproductionen alter Bilder, Urkunden 2c. für die Kenntniß und das Verständniß vergangener Zeiten viel zu thun ver=

mocht. Ein derartiges Werk ist auch Berners „Geschichte des preußischen Staates“, dessen ungemein reiche Ausstattung, wie sie die vorliegende erste Abtheilung zeigt, Staunen und Bewunderung erweckt. Faksimile-Reproductionen von in Archiven, Bibliotheken und Kunstsammlungen aufbewahrte nUrkunden, Handschriften und Erzeugnissen

¶ Die leicht künig Sigmund burggraff Fridrichen von nürenberg marggraffschaft zů brandenburg.

Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richenthals Konziliumbuch. Augsburg 1483, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe.

Linke Hälfte

mittelalterlicher Kunst; Abbildungen von Siegeln, Münzen, Werken der Baukunst und Skulptur, Druck- und Holzschnittnachbildungen, welche uns die verschiedensten Seiten mittelalterlichen Lebens vorführen u. s. w. u. s. w. bieten ein ebenso umfangreiches wie werthvolles Material.

Unter den fünf Buntdrucken ist namentlich der erste, welcher als Titelblatt zur

gelium entnommen, welches Godescalc 781 für Karl den Großen und dessen Gemahlin angefertigt. Die Schriftverzierungen sind mit Gold, Silber und Roth auf Purpurgrund aufgetragen. Dem lateinischen Worte „Initium“ ist das Wort „Vorgeschichte“ von Ansgar Schoppmeyer im Stile der Zeit hinzugefügt. Die andern farbigen Tafeln reproduciren die Vorderseite des 13. Blattes aus der großen Heidelberger Minnesänger-

Die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg.

Nach dem Holzschnitt im ersten Druck von Ulrich von Richenthals Konziliumbuch. Augsburg 1483, gedruckt von Anton Sorg. In etwa halber Größe.

Rechte Hälfte.

Handschrift (sogenannten Manesse-Codex), Otto IV. mit dem Pfeile und seine junge Frau Hedwig von Holstein beim Schachspiele darstellend; ein Bild aus der in Breslau befindlichen Prachthandschrift der Chroniken des Jean Froissart, das die Vermählung des Markgrafen Sigmund von Brandenburg mit Maria von Burgund zum Gegenstande hat; ein Blatt aus einem Lateinischen Gebetbuche der Pfalzgräfin Margarethe von Simmern, welches hier als Titelblatt zum ersten Buche („der Landesstaat 1411—1640“) fungirt; endlich 2 Blätter aus Ulrich von Richenthals Chronik: die Belehnung Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417.

Dazu kommen noch zahlreiche schöne Initialen aus älteren Handschriften und Druckwerken.

Die übrigen ungemein zahlreichen schwarzen Abbildungen, die nach alten Oelgemälden, Stichen und Holzschnitten hergestellt sind und meist von höchstem historischen und kulturgeschichtlichen Interesse sind, geben theils Ansichten von Städten (Brandenburg, Tangermünde, Nürnberg, Frankfurt a. O.), Burgen und Schlössern (Burg Hohenzollern, Schloß Kadolzburg) sowie von einzelnen hervorragenden Bauwerken (Marienkirche auf dem Harlunger Berge zu Brandenburg, Cisterzienserkloster Chorin, Rathhaus zu Tangermünde, Kloster Alpirsbach im Schwarzwald, Uenglinger Thor zu Stendal) und Denkmälern; theils schildern sie das bürgerliche und höfische Leben jener Zeiten, sowohl von der freundlichen wie von der düsteren Seite, führen sie uns Scenen friedlichen Wirkens wie kriegerischer Thätigkeit vor. Wir sehen, wie Bauern ein Dorf anlegen (aus der Hdschr. des Sachsenspiegels, 1216—20), verschiedene Gewerbetreibende bei Ausübung ihres Berufes; großartige Aufzüge und Festlichkeiten, z. B. den festlichen Umzug am Tage der Belehnung Friedrichs I. mit der Mark Brandenburg; Aufzüge und Ringrennen gelegentlich der Taufe Sigismunds von Brandenburg (11. bis 13. December 1592); das Gastmahl eines Fürsten im 15. Jahrhundert; den Tanz einer niederdeutschen Hofgesellschaft im 15. Jahrhundert; das anläßlich der Anwesenheit Christians IV. von Dänemark zu Cöln a. d. Spree abgebrannte großartige Feuerwerk u. s. w.; die ganze erschreckende Rohheit der „guten, alten Zeit“ tritt uns in jenen Bildern entgegen, welche in grausamer Deutlichkeit die Ausplünderung eines Dorfes durch Raubritter, die Acte einer barbarischen, unmenschlichen Justiz, mit ihren verschiedenen Foltermethoden und Hinrichtungsarten veranschaulichen u. s. w. Von Urkunden und sonstigen wichtigen historischen Documenten pp. werden in Facsimile-Reproductionen geboten: je eine Seite aus den Annales Einhardi und aus Widukinds von Corvey „Res gestae saxonicae,“ erstere „Karls des Großen Uebergang über die Elbe 789“, letztere „Heinrichs I. Kämpfe gegen die Slaven 927/28“ betreffend: die Bestätigungsurkunde Albrechts des Bären über eine dem Stifte St. Simonis und Judä zu Goslar gemachte Schenkung; die erste Seite der Oldenburger Hdschr. des Sachsenspiegels; eine Seite aus der Würzburger Liederhandschr.: Gedicht Konrads von Würzburg auf Otto IV.; eine Seite aus dem Manesse-Codex: Minnelied Ottos IV. mit dem Pfeil; ein Drohbrief Dietrich von Quitzows an die Bauern zu Lichtenberg um 1400; Fragment eines Inquisitionsprotokolls betreffend die Ketzerverfolgung von 1391; Faksimile einer Strophe aus „Ein Lied von grave Friedrich von Zolre“ von Konrad Silberdraht; ein Klagebrief Dietrich von Quitzows wider den Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Jahre 1414; eine Stelle aus Ulrich von Richenthals Conciliumbuch, auf die Belehnung Friedrichs I. mit der Mark Brandenburg bezüglich; ein Postscriptum aus einem Kabinetschreiben des Albrecht Achilles an seinen Sohn, ein Ablaßbrief des Erzbischofs Albrecht von Mainz, ein Brief Luthers an Kurfürst Joachim II. von Brandenburg vom 9. März 1545,

Statue Kaiser Karls IV.
v. Ende d. 14. Jahrh.
Von der Fassade eines Nürnberger Hauses stammend, jetzt in den K. Museen, Berlin.

Schon aus dieser einfachen, unvollständigen Aufzählung läßt sich die Reichhaltigkeit und die hohe Bedeutung des hier zur Verwendung gekommenen Illustrationsmaterials erkennen, läßt sich ermessen, wie sehr dasselbe geeignet ist, den historischen Sinn des Volkes zu stärken, das Vergangene ihm nahe zu rücken, alte Zeiten und Personen vor ihm greifbar aufleben zu lassen. — Der Text, welcher in der vorliegenden Abtheilung die Zeit vom Uebergange Karls des Großen über die Elbe (789) bis zum Tode des Kurfürsten Joachim I. (1535) umfaßt, rührt von einem in den Quellen gründlich bewanderten Gelehrten her, dem es vor Allem darauf ankam, die leitenden Grundgedanken, die das Gewirr von einzelnen Thaten und Begebenheiten durchziehen, dem Leser klar

„Signum (Monogr.) Carolligloriosissimi regis"
Signum Kaiser Karls des Großen (verkleinert auf 2/3 Größe)
Von einem Originaldiplom d. d. Düren, 25. Okt. 775, im k. Staatsarchiv zu Marburg.
Zur Vollziehung der Urkunde hat der Kaiser in dem seinen Namen KAROLUS darstellenden Monogramm die zu diesem Zwecke vom Schreiber ausgelassene Raute mit ihren Querstrichen (O—A—V?) eigenhändig hinzugefügt.

vor Augen zu stellen, und der, indem er ein Eingehen auf Einzelheiten, mögen sie noch so verlockend sein, und die Befriedigung eines blos stofflichen Interesses vermeidet, die Ideen, deren Ausdruck die Ereignisse und deren Träger die Personen sind, hervorhebt, die bei der staatlichen und gesellschaftlichen Entwickelung wirksamen Faktoren in helles Licht stellt. Dadurch ist der Text — für ein populäres Werk — stellenweise etwas zu abstract ausgefallen, wie er denn überhaupt einen denkenden, mit den geschichtlichen Thatsachen einigermaßen vertrauten Leser voraussetzt. Ein solcher aber wird durch die klare, gediegene Darstellung gefesselt und angeregt werden und ein tieferes Verständniß für den Causalzusammenhang der historischen Ereignisse und ihre wahre Bedeutung erlangen. — Wir sehen den weiteren Lieferungen dieses vortrefflichen Werkes — es sollen 7 bis 8 erscheinen — mit Spannung entgegen. O. W.

Pandora.

Vermischte Schriften von Adolf Friedrich Graf von Schack. Deutsche Verlagsanstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart.

Die erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Fähigkeiten und geistigen Interessen, welche der Graf Schack im Laufe seines jetzt mehr als 50jährigen schriftstellerischen Wirkens offenbart hat, zeigt, gleichsam in einem herrlichen, farbenprächtigen Strauße vereint, das vorliegende Buch, welches uns in die verschiedensten Zeitalter und Zonen führt und aesthetische, philosophische, historische, literatur- und culturgeschichtliche u. s. w. Fragen in gleich anregender, geist- und gedankenvoller Weise beleuchtet. — In den unter dem Gesammttitel „Weltliteratur" vereinigten Aufsätzen spricht der Verfasser seine Ueberzeugung von einem steten Weltenfortschritt und einer sich mit demselben entwickelnden höheren Zukunftsdichtung aus, von welcher Goethe's Faust II. und der „Erlöste Prometheus" des großen Engländers Percy Bysshe Shelley als Embryonen gelten dürfen; er tritt in „Ein Wort über die Lyrik" mit Eifer für die so oft als Rhetorik oder Reflexionsdichtung geschmähte Gedankenlyrik gegenüber dem

überschätzten sangbaren Liede ein, welches unsere Lyrik beherrscht, und erörtert dabei deren Verhältniß zur Tonkunst; er giebt in seinem „Tagebuche vom Genfer See" eine Reihe fein ausgeführter Portraits berühmter Persönlichkeiten, welche durch längeres oder kürzeres Verweilen am Genfer See denselben zu einer Art Pantheon gemacht haben. In dem Aufsatz „Das Grab in Syrakus" tritt Schack mit leidenschaftlicher Wärme für den nicht genug gewürdigten Platen ein und ergreift zum Schluß in eigener Sache das Wort, um mit einer gewissen Erregtheit gegen die ihm beigelegte Bezeichnung als eines Plateniden Protest einzulegen. Seine Ansichten über die Religion, speciell über das Christenthum und dessen zukünftige Entwicklung hat er in der gedankreichen Abhandlung über „die erste und zweite Renaissance" niedergelegt. In dem Kampfe des Lichtes gegen die Finsterniß sei das Wiedererwachen der alten Literatur, die Neubelebung des hellenischen Geistes ein Hauptfactor gewesen; er habe es vornehmlich bewirkt, daß die reine Lehre, welche durch Irrwahn und Trug, durch Dogmen und Buchstabenglauben verdunkelt worden, strahlend hervorbrach. Allein die segensreichen Wirkungen der ersten Renaissance, — die übrigens auch manche Nachtheile mit sich brachte — könnten erst durch eine zweite Renaissance vollendet werden: die Renaissance der orientalischen Studien, die auch bereits heilsame Früchte gezeitigt; die Religionsbücher des Orients sind es, welche den völligen Sieg des Lichtes herbeiführen werden. — In die orientalische Literatur führt uns der Verfasser in „Firdusis Königsbuch und Jussuf Suleika"; in die spanische in den „sieben Infanten von Lara". Ein düsteres Gemälde aus der Zeit finstern Aberglaubens entrollt er in „Der Hexenthurm von Lindheim", und der Aufsatz „die Conquistadoren" bringt interessante Mittheilungen aus der Entdeckungsgeschichte der neuen Welt. Daß auch der Dichter Schack zu Worte komme, dafür sorgt das „Tagebuch aus dem Odenwald", aus welchem der von naturwissenschaftlichen und philosophischen Problemen angeregte und von den Schwingen einer alle Himmel überfliegenden Phantasie fortgerissene Geist eines natur- und gottbegeisterten Dichters und Sehers spricht. — So verschieden die in diesen Aufsätzen behandelten Themata sind, sie durchzieht alle dasselbe geistige Band; alle tragen unverkennbar das Gepräge ihres Verfassers, eines universalen, vornehmen, hoffnungsfreudigen Geistes, der das Große wie das Kleine, das Nahe wie das Ferne umfaßt, der überall das Gute auch in der fremdartigen Verkleidung zu erkennen weiß und seine beglückende Zuversicht von einem stetigen Fortschritte der Menschheit, trotz zeitweiliger Rückfälle, immer bestätigt findet. Dieser Geist des Verfassers durchdringt auch in wohlthuendster Weise die Form dieser Abhandlungen, deren Stil, durch keine Extravaganzen, keine grotesken Sprünge einer forcirten Originalität, kein Kokettieren und Irrlichteliren einer aufdringlichen Geistreichigkeit entstellt, in seiner reinen Vornehmheit, Harmonie, Glätte und bei allem Schwunge erhabenen Einfachheit als wahrhaft klassisch zu bezeichnen ist und doppelt erfreulich in einer Zeit berühren muß, die so wunderliche Stilblüthen treibt.

O. W.

Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I.

Von Heinrich von Sybel. Dritter, vierter und fünfter Band. München und Leipzig. R. Oldenbourg.

Der dritte Band des gewaltigen Werkes behandelt den deutsch-dänischen Krieg von 1864, oder wenn wir uns im Hinblick auf den Zusammenhang desselben mit dem Plane des Ganzen präciser ausdrücken wollen, die durch diesen Feldzug, seiner Ursachen und seiner nächsten Folgen gegebene Entwickelung des Verhältnisses zwischen Oesterreich, Preußen und dem Bunde unter einander und zu dem Auslande. Denn klar und unbeirrt hält Sybel auch bei den eingehendsten Einzeldarstellungen das Bestreben fest, Alles, was er bringt, unter dem Gesichtspunkt seiner Beziehung zur Begründung des deutschen Reiches einzuordnen. Ganz dementsprechend schließt der Band auch nicht mit dem Wiener Frieden, der den Krieg beendete, sondern mit dem Falle Rechbergs, des eifrigsten Fürsprechers für den Anschluß Oesterreichs an Preußen, dessen Sturz demnach die kurze Aera des activen Zusammengehens der beiden deutschen Großmächte zum Abschluß brachte. Wenig zweckmäßig hingegen erscheint es uns, daß die historische Uebersicht über die Vorgeschichte, die Grundlagen und den Ursprung der schleswig-

holsteinischen Frage erst an den Beginn dieses dritten Bandes gestellt ist. Dadurch nämlich, daß der schleswig-holsteinische Krieg von 1848—1850 um der Einwirkung willen, welche er auf die Geschichte des Frankfurter Parlaments und der preußischen Union ausübte, bereits im ersten Bande abgehandelt ist, vermissen wir dort auf das Schmerzlichste die Vorgeschichte der Bewegung, welche allein im Stande ist, uns das volle Verständniß für dieselbe, die Würdigung ihrer Berechtigung und ihrer Bedeutsamkeit zu erschließen; während wir hier uns einer Reihe störender Wiederholungen und Verweisungen auf das bereits früher Erzählte ausgesetzt sehen. Bei der knappen und eleganten Art der Darstellung, über welche Sybel verfügt, brauchte er nicht zu fürchten, die Uebersichtlichkeit des ersten Theiles zu schädigen, wenn er die 49 ersten Seiten des dritten Bandes vorweg in jenem aufnahm.

Der vierte Band führt uns bis zum Beginn, der fünfte bis zur Beendigung des Feldzuges von 1866. Jener zeichnet sich durch die wunderbar durchsichtige Wiedergabe der verwickeltsten diplomatischen Verhandlungen und Verhältnisse, dieser durch gewaltige, packende Schlachtenbilder aus. Beide an sich so spröden Stoffe — die Klarlegung der verschlungenen und sich immer auf's Neue verschlingenden Fäden der politischen Constellationen und diplomatischen Actionen wie die Schilderung des Aufmarsches riesiger Heereskörper und ihres Eingreifens in den Kampf — beherrscht Sybel mit gleich unübertrefflicher Meisterschaft; auf beiden Gebieten entwickelt er bei aller Vornehmheit der Darstellung eine wahrhaft dramatische Lebendigkeit und Gestaltungskraft. Diese seine erstaunliche Fähigkeit, durch welche er den überreichen Stoff, den er zu verarbeiten hat, in vollendet schöner Form ausgestaltet, nähert das Studium seines Geschichtswerkes dem Genuß eines Kunstwerkes; und in Verbindung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit einerseits, mit warmer persönlicher Empfindung für die Größe und den Ruhm seiner Nation und ihrer Helden andererseits läßt sie dieses sein Geschichtswerk bedeutend genug erscheinen, um dereinst selbst ein würdiger Gegenstand der Geschichte zu werden.

Sch.

Bibliographische Notizen.

1815—1840. „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte." Von **Karl Biedermann**. 2. Bd. Breslau. Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Verfasser hatte, da der erste Band der „Fünfundzwanzig Jahre" nur die Zeit von 1815—20 umfaßte, in dem vorliegenden zweiten nicht weniger als 20 Jahre, die allerdings nicht so reich an wichtigen politischen Ereignissen sind, in verhältnißmäßig engem Raum zu bewältigen; diese Aufgabe hat er in bewundernswerther Weise gelöst. Bei aller gedrungenen Kürze der Darstellung, der nothwendigen Beschränkung auf das Wesentliche, giebt der Verfasser ein vollständiges, klares Bild der politischen Entwickelung, ja er hat es sogar möglich gemacht, noch andere Momente, die indirect mit derselben in Verbindung stehen, zu berücksichtigen, die Bewegungen auf literarischem Gebiete, überhaupt die geistigen Strömungen, die in jener Epoche ja vielfach in bedeutender Weise die politischen Verhältnisse beeinflussen und wiederum von ihnen beeinflußt werden, die wirthschaftlichen Zustände, die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete u. s. w. Nach den beiden einleitenden Capiteln, welche "die geistige und literarische Bewegung in Deutschland vor, in und nach den Befreiungskriegen", sowie den „Kampf zwischen historischem Recht und Natur- oder Vernunftrecht, zwischen Feudalismus und Constitutionalismus" behandeln, entrollt der Verfasser das trostlose Gemälde von der Bundestag-Misere und der traurigen Thätigkeit, welche die neue Centraluntersuchungscommission entfaltete; dann behandelt er die preußische Verfassungsangelegenheit, die nach einem so hoffnungsvollen Anfange einen so unbefriedigenden Verlauf nahm, die Einwirkungen der Pariser, der belgischen und polnischen Revolution von 1830 auf die deutschen Zustände und die dadurch in Fluß kommenden parlamentarischen Bestrebungen und öffentlichen Bewegungen in Deutschland, welche im Hambacher Fest und im Frankfurter Handstreich ihre Höhe erreichten, sowie die darauf folgenden scharfen Reactionsmaßregeln

und berüchtigten Demagogenverfolgungen. Preußens Verdienste um das Zustandekommen des preußisch-deutschen Zollvereins und dessen hohe Bedeutung nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht werden gewürdigt und nach einem, dem Eisenbahnwesen gewidmeten Capitel wird der hannoversche Staatsstreich und das mannhafte Verhalten der „Göttinger Sieben" beleuchtet. Endlich werden noch die inneren Zustände Oesterreichs und die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete berührt, worauf das Buch mit einem die „Wandlungen in Poesie und Philosophie" erörternden Capitel schließt. Umfangreiche Namen- und Sachregister sowie Verzeichnisse literarischer Hülfsmittel zu dem vorliegenden Werke sowie zu des Verfassers „Dreißig Jahren deutscher Geschichte," mit welchem zusammen es zu einem Gesammtwerk unter dem Titel „Geschichte Deutschlands vom Wiener Congresse bis zur Aufrichtung des neuen Kaiserthums" vereinigt werden soll, sind sehr werthvolle und nützliche Beigaben, für welche die Leser dem Verfasser Dank wissen werden. — So wird nun mit dem vorliegenden Band ein Werk abgeschlossen, das eine zusammenhängende Darstellung einer der wichtigsten Perioden unserer nationalen Entwickelung in einer mustergültigen, volksthümlichen Fassung liefert und als Volksbuch im besten Sinne des Wortes gelten darf; möge es auch durch seine Verbreitung in Wahrheit zu einem solchen werden! a.

Das zukünftige deutsche Civilrecht. Allgem. Theil. Von Fr. E. Muskat. Breslau, Preuß & Jünger.

Ob der Entwurf für das bürgerliche Gesetzbuch, wie derselbe nach vieljährigen Mühen festgestellt ist, ohne wesentliche Aenderungen Gesetzeskraft erlangen wird, steht dahin. Trotzdem war es eine dankenswerthe Aufgabe, der sich der Verfasser unterzogen hat: die Bekanntschaft mit diesem Entwurf und dem zu demselben gehörigen Einführungsgesetz durch eine systematische Darstellung zu verallgemeinern. Insoweit als sich diese Absicht auch auf das Laien-Publikum bezog, war das Ziel vielleicht zu weit gesteckt; es läßt sich dasselbe mit einer trotz ihrer Kürze genauen, zutreffenden Ausdrucksweise schwer vereinigen. Der Verfasser war, um diesem letzteren Erforderniß gerecht zu werden, genöthigt bei dem Leser eine ziemlich eingehende Kenntniß des geltenden Rechts vorauszusetzen, so daß er den Schwerpunkt auf die Betonung der wichtigeren Grundsätze verlegen konnte, auch hier unter besonderer Berücksichtigung bevorstehender Veränderungen. Aber gerade daß er dies gethan hat, muß ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden; gerade dadurch wird sein Buch dem Juristen ein wichtiges Hülfsmittel, welches die Erforschung des zukünftigen Gesetzbuches wesentlich erleichtert. Oft möchte man an Stelle der zahlreichen auf den Entwurf oder die Motive verweisenden Anmerkungen eine Erweiterung des Textes wünschen, so um ein Beispiel anzuführen, da, wo über die Rechtsfähigkeit der Frauen gesprochen wird; indeß kann man hier mit dem Verfasser nicht rechten, wenn er mit Rücksicht auf die Gesammt-Anlage seines Werkes einzelne Theile keinen größeren Umfang annehmen lassen wollte. F.

Aus der Regierungs-Thätigkeit Friedrichs des Großen. Von Dr. Rudolph Stadelmann, Königlicher Landesökonomie-Rath. Halle a. d. S., Otto Hendel.

Aus hunderttausenden von Cabinets-Ordres und anderweiten Verfügungen des großen Königs hat der Verfasser, dem dieselben bei seinen Forschungen im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin im Original vorlagen, eine Auswahl getroffen, um die höchstpersönliche und eingehende Thätigkeit des Herrschers, welcher auf allen Gebieten der staatlichen Wirksamkeit selbst eingriff, in unmittelbarster Weise zum Ausdruck zu bringen. Indem er in fortlaufendem, verbindendem Text die nothwendigen Erläuterungen ertheilt, giebt er die Erlasse des Königs selbst zum größten Theil wörtlich und in der Schreibweise des Urtextes wieder; das Ganze ist in die Rubriken Colonisation, Agraria, Gewerbewesen, Bauthätigkeit, Militärisches, Rechtspflege, Religion und Kirche, bildende Künste und Cabinets-Ordres verschiedenen Inhalts geschickt eingeordnet und von einer Einleitung und einem Schlußbericht dankenswerth geleitet. Wesentliche neue Züge zur Beurtheilung des Herrschers dürften sich freilich nicht ergeben haben; immerhin ist es nicht nur äußerst interessant einen Blick in die innerste Werkstatt seines Thuns zu werfen, sondern zugleich als ein sehr verdienstliches Unternehmen anzuerkennen, wenn auch weiteren Kreisen Gelegenheit gegeben wird in so augenfälliger Art sich von der allumfassenden Schaffenskraft und Schaffenslust unseres größten Fürsten zu

überzeugen. Ein nach einer Zeichnung von Gottfried Schadow gefertigtes Bildniß des Königs, in dem vornehmlich die großen, durchdringend und strahlend blickenden Augen gut wiedergegeben sind, gereicht dem Buche zur besonderen Zierde. Sch.

Die Hohenzollern in Rumänien. Eine historisch-politische Abhandlung von Dr. K. Th. Zingeler. Bonn, Emil Strauß.

Das Büchlein verfolgt die Tendenz über die Verdienste und Segnungen der Regierung Carls I. von Rumänien das richtige Licht zu verbreiten und die wahre und nutzbringende Stellung des Landes zu Rußland und Frankreich im Anschluß hieran zu erläutern. Aber die Löblichkeit dieses Strebens kann über die Unzugänglichkeit der Mittel nicht hinwegtäuschen: die Sprache ist schleppend und theilweise lüderlich, die Darstellung unerträglich breit und verworren, die Häufung von Citaten, die wesentlich das gleiche besagen, überaus ermüdend, das ganze durchaus oberflächlich und unwissenschaftlich. Sch.

Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegungen des höheren Schulwesens. Von Dr. J. Lattmann, Gymnasialdirector in Clausthal. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Der als pädagogischer Schriftsteller, besonders auch auf dem Gebiete der klassischen Philologie bekannte und geschätzte Verfasser stellt sich nicht wie der bekannte Gymnasialdirector Jäger auf den Standpunkt, daß das deutsche Volk sich nur habe einen „ungeheuren Bären" aufbinden lassen, wenn es glaubt, mit dem heutigen Schulwesen nicht zufrieden zu sein; er spricht es vielmehr als seine Meinung aus, daß es „hohe Zeit" sei, „daß das Gymnasium wiederum festeren Boden in der allgemeinen Meinung zu gewinnen sucht dadurch, daß es in eine engere Beziehung zu den herrschenden Lebens- und Bildungselementen der gegenwärtigen Zeit tritt." Um die nöthige Zeit hierfür zu gewinnen, muß gegenüber der jetzt allzusehr in den Vordergrund tretenden grammatischen Behandlung die geschichtliche Seite des Lateinunterrichts mehr in den Vordergrund treten. Die alte Geschichte muß mit diesem Unterricht verbunden werden; ebenso könnte wohl, wenigstens in den untersten Klassen, die deutsche Geschichte dem deutschen Unterricht zugewiesen werden. Was der Verfasser bei dieser Gelegenheit über die Anlage der deutschen Lesebücher sagt, ist sehr beherzigenswerth. — Der fremdsprachliche Unterricht soll mit dem Englischen beginnen, welches so betrieben werden muß, daß bis zur Unter-II. einige Sprachfertigkeit erreicht wird. Das Lateinische soll erst in V. beginnen. Den Realgymnasien spricht der Verfasser Gleichberechtigung mit den Gymnasien zu, wenn sie das Lateinische in demselben Maße betreiben, wie diese. Neben den beiden Arten des Gymnasiums sollen hauptsächlich für die Bedürfnisse kleinerer Orte: 6classige höhere Bürgerschulen ohne Latein und Realprogymnasien (mit Latein) bestehen.

Die Schrift zeigt erfreulicherweise von neuem, wie sehr die Hauptgedanken für eine grundlegende Umänderung unseres Schulwesens: größere Einheitlichkeit der Schulen in den unteren Klassen, stärkere Betonung der modernen Bildungselemente und Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit einer neueren Sprache auch unter den berufenen Vertretern des jetzigen Gymnasiums immer mehr festen Boden gewinnen; wenn schon der Verfasser sich gegen das Hinaufschieben des Latein bis Unter-III. erklärt. Wkp.

Quellenlectüre und Geschichtsunterricht. Von Dr. Max Schilling. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Die vorliegende kleine, aber sehr inhaltsreiche Schrift soll eine „pädagogische Zeit- und Streitfrage" behandeln, eine Aufgabe, die in unserem reformdurchflutheten Zeitalter nicht neu sein dürfte. Neu ist aber allerdings der Ernst und die sachliche Gediegenheit, mit welcher der Verfasser an die Dinge herantritt. Wir gehen nicht auf Einzelheiten ein, die im Uebrigen auch nur bei wenigen Fachmännern das nöthige Interesse erregen dürften.

Im Allgemeinen möchten wir von den Zielen der Schrift sagen: man gebe uns Zeit, Quellenstudien zu treiben und wir werden nicht verfehlen, nach Schillings früher herausgegebenem Buche die Schüler mit einzelnen wichtigen Quellenstücken bekannt zu machen; aber in dreiwöchentlichen Lehrstunden den Schülern der oberen Klassen neben Geschichte und Geographie in dem Umfange, wie wir es wünschen, auch noch Quellenkenntnisse beizubringen, eine solche Forderung halten wir nicht für berechtigt, weil sie nicht durchführbar ist. Wd.

Der Prinz von Homburg. Von Dr. Joh. Jungfer. Nach archivalischen und anderen Quellen. Berlin, Kurt Brachvogel.

Es wird uns hier ein Lebensbild geboten, dessen gründliche und wissenschaftliche Art die Lesbarkeit der Darstellung nicht beeinträchtigt. Letztere scheint uns theilweise zu sehr in die Breite gezogen durch eingeschobene Briefe, die in ihrer Wichtigkeit im Texte gekennzeichnet, im Uebrigen aber sehr wohl mit unter die Beilagen am Schlusse des Werkes aufgenommen werden konnten. — Recht anziehend sind die Mittheilungen über die rege Thätigkeit des Prinzen in wirthschaftlicher Beziehung, über seine Verdienste um das Aufblühen von Neustadt a. Dosse in einem so verlorenen Winkel der Mark u. A. m. Die Art und Weise seiner Theilnahme an der Schlacht von Fehrbellin, deren irrthümliche Beurtheilung seit Friedrich dem Großen noch immer nicht aus der historischen Literatur weichen wollte, ist endgiltig festgestellt. Dankenswerth sind die Hinweise auf die Unterschiede zwischen dem historischen Prinzen von Homburg und seinem idealen Abbilde, wie es sich durch Heinrich von Kleists treffliche Dichtung tief in die Seele unseres Volkes eingeprägt hat.

Wd.

Ulrich von Hutten nach seinem Leben und seinen Schriften geschildert. Von Dr. Votsch. Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

Der Verfasser bemüht sich in der Vorrede (S. 3 und 4) redlich bei der nicht zu leugnenden Fülle der Huttenliteratur die Daseinsberechtigung seiner Schrift nachzuweisen. Der Charakter einer Streitschrift wird nur halbwegs zugegeben; dagegen soll sie nicht etwa so gelehrt sein wie das Werk von Strauß, aber auch nicht allzu seicht und populär. Also die goldne Mittelstraße, bequem zu betreten von dem „gebildeten Leser!" Wir wissen nicht genau, wie weit die Wünsche dieser Leser sich versteigen, glauben übrigens gern, daß mancher derselben die einfache und doch anregende Darstellung nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Wer sich noch eine kleine Näscherei aus Huttens Briefen, den epistulae obscurorum virorum etc. gestatten will, für den ist im Anhange eine entsprechende Auswahl bereit gehalten.

Wd.

Moralische Reden von William Mackintire Salter. Vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Georg von Gizycki. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Man hat diese Reden nicht mit Unrecht „Predigten" genannt. Sie sind von edelster Begeisterung getragen und von einem hinreißenden Schwunge, der seine Wirkung nicht verfehlt. Salter ist Idealist. Er glaubt, daß der Mensch nur zur Gerechtigkeit, Großmuth, zu allem Edlen nur aufgefordert werden braucht, um seiner edleren Natur Folge zu leisten. Er glaubt an eine Zeit, in der das Böse geschwunden sein wird und der Mensch von allen irdischen Schlacken befreit ist. Kampf gegen alle unedlen Triebe, Kampf gegen die Heuchelei bei der Erziehung, gegen die Heuchelei des conventionellen Zwanges, consequentes und gerechtes Entgegentreten predigen seine moralischen Reden. Das Schlußcapitel beschäftigt sich mit der Lösung der Arbeiterfrage. Hier erblickt der Verfasser das Heil in der Betheiligung der Arbeiter am Gewinn. Die treffliche Uebersetzung des Berliner Philosophie-Professors hätte das Specifisch-Amerikanische fortlassen sollen. Jedenfalls hat er sich durch diese Uebertragung ein ebenso rühmliches Verdienst erworben, wie vorher durch die desselben Verfassers „Religion der Moral".

s. s.

Die Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt am Main, als praktische Lösung einer socialen Aufgabe. Von Dr. Otto Kamp. Berlin, O. Liebemann.

Die Frage, wie demjenigen Theile der weiblichen Jugend, welcher gezwungen ist, dem Hause fern zu bleiben um dem Nahrungserwerb nachzugehen, Gelegenheit gegeben werden soll, die Führung eines geregelten Haushalts zu erlernen, ist in der That ein wichtiges Glied der socialen Frage. Es sind in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Schulen zu diesem Zwecke gegründet worden, doch ist die Zahl derselben immerhin noch keine sehr große. Die Angelegenheit ist noch zu neu und befindet sich noch zum Theil im Stadium des Versuchs; es kann daher nur mit Freuden begrüßt werden, wenn die bei der Ausführung dieser Versuche gesammelten Erfahrungen allgemeiner zugänglich gemacht werden. Diesen Zweck verfolgt das vorliegende Büchlein. Es giebt genaue Auskunft über die Entstehungsgeschichte

der Abend-Haushaltungsschule in Frankfurt a. M., über die Einrichtung dieser Schule, über ihre Fortentwickelung und über die Erfahrungen, welche an derselben gesammelt wurden. Das Büchlein wird allen denen, welche der erwähnten Frage näher treten wollen, sehr willkommen sein und sei ihnen hiermit bestens empfohlen.

Wp.

Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen von Prof. Luigi Luciani. Autorisirte Uebersetzung. Hamburg und Leipzig, L. Voß.

Die „Physiologie des Hungerns“, die vor wenigen Jahren auch bei uns in Deutschland durch den unter der Aegide Virchows angestellten Hunger-Versuch Cetti's das Interesse weiter Kreise auf sich gelenkt hat, erfährt durch vorstehende Schrift des italienischen Physiologen Luciani eine weitere schätzenswerthe Vervollständigung. Seine Versuche wurden an dem Hungerkünstler Succi angestellt, der sich in Florenz im Jahre 1888 unter wissenschaftlicher Controle einem 30tägigen Fasten unterwarf. Nachdem uns zunächst Succi in physischer und psychischer Hinsicht — in letzterer war er wohl nicht ganz intact — geschildert worden ist, bespricht der Verfasser die einzelnen Versuchs-Ergebnisse, unter denen die Untersuchungen über den Stoffwechsel, die Körpertemperatur, den Verbrauch an Geweben und die Gewichts-Abnahme besonders hervorzuheben sind. Obgleich ein volles Verständniß der letzteren nur für den Arzt und Naturforscher möglich ist, wendet sich der Verfasser auch an weitere Kreise, in der Absicht, „dem großen Publicum einige allgemeine Vorstellungen von der Wissenschaft des Lebens beizubringen, die so wenig populär ist und es doch besonders in unserer Zeit zu werden verdient ....“ Die klare und interessante Darstellungsweise des Verfassers, welche nichts von gelehrter Pedanterie an sich hat, giebt Gewähr dafür, daß er seine Absicht erreichen wird. Die Uebersetzung verdient volles Lob.

St.

Astronomische Abende. Von Dr. Herm. J. Klein. 3. Auflage. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß sich in den letzten Jahren die Fälle mehren, in denen es bedeutende Gelehrte nicht mehr unter ihrer Würde halten, die Ergebnisse ihrer und ihrer Fachgenossen Forschungen in gemeinverständlicher Form auch den Laien zugänglich zu machen. Auch das vorliegende Buch, welches nicht eine systematische Behandlung der astronomischen Wissenschaft geben, sondern „allgemein verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelserforschung“ bieten will, legt von neuem Zeugniß dafür ab, daß niemand besser im Stande sein kann zu popularisiren als der Gelehrte, welcher sein Wissensgebiet gründlich beherrscht. Das Werk löst die Aufgabe, welche es sich gestellt hat in mustergiltiger Form sowohl bezüglich der Klarheit der Darstellung als auch der Vollendung des sprachlichen Ausdrucks. Das Buch hat sich schon durch die ersten beiden Auflagen so viele Freunde erworben, daß es wohl genügt, das Erscheinen der dritten Auflage anzukündigen, um ihm eine große Zahl neuer Verehrer zuzuführen. Die Lectüre des Buches ist ein wahrer Genuß.

Wp.

Im neuen Sparta. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Eckstein's Nachfolger (Hammer und Runge).

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß neben den Roman-Confectionsdamen, die in den Familienblättern ihr süßes Wesen treiben, trotz aller Mißlichkeit der heutigen Literaturverhältnisse immer noch eine Anzahl männlicher und weiblicher Autoren von wirklichem dichterischen Ruf sich mit der Production von Romanen und Novellen beschäftigen. Denn wenn das Marlitt'sche Genre, das ohnehin schon viel zu üppig emporgewuchert ist, vollends die Oberhand gewänne, so müßten ernsthafte und reife Leute, die das Leben kennen, überhaupt aufhören Romane zu lesen. Die Revolution der Jüngstdeutschen gegen den durch und durch unwahren Conventionalismus war berechtigt, aber ihre Urheber wußten, wie alle Revolutionäre, nicht Maß zu halten und verfielen daher schließlich der Abgeschmacktheit. Dennoch ist ihr Verdienst nicht zu unterschätzen, denn ihre Donnerkeile haben doch die Luft ein wenig gereinigt und die maßvollen Elemente, die sich mehr und mehr von jenen Stürmern und Drängern absondern, scheinen ganz geeignet, den richtigen Mittelweg zu finden. Zu ihnen glauben wir Arthur Zapp rechnen zu dürfen. Sein neuester Roman, von dem wir hier zu handeln haben, scheint eine Folge eigenster Erlebnisse zu sein, die der Dichter systematisch geordnet, poetisch gestaltet und, wo es nöthig war, durch Zu-

thaten seiner Phantasie ergänzt hat. Wir sagten: erscheint, denn wir wissen durchaus nichts Positives darüber, aber die Erzählung macht in ihren Hauptzügen einen so durchaus lebenswahren Eindruck, daß man unwillkürlich zu jener Annahme gelangt. Es werden uns darin die Schicksale eines jener jungen Männer erzählt, welche, angelockt durch die äußeren Ehren und Annehmlichkeiten des deutschen Offizierstandes, ohne inneren Ernst, ohne Arbeitslust und Kraft und ohne richtiges Verständniß für die Rechte und Pflichten eines Offiziers, die militärische Laufbahn einschlagen, einige Jahre zum Nachtheil ihrer Angehörigen und ihrer Nebenmenschen als uniformirte Gecken herumlaufen und dann „um die Ecke gehen", wie der technische Ausdruck im militärischen Jargon lautet. Dieser Figur, die leider heut bei uns typisch geworden ist, stellt der Verfasser das Musterbild eines tüchtigen, zielbewußten und wahrhaft ritterlichen und ehrenhaften Offiziers in der Person des Lieutenants von Baur gegenüber. Die Schärfe des Contrastes springt in's Auge und erhöht das Interesse, das der Leser an der folgerichtig durchgeführten Schilderung der beiden Charaktere nimmt. Die Erzählungsweise ist knapp und anschaulich, sodaß die Lectüre nirgends ermüdet, sondern immer neue Anregung gewährt. Die großen und kleinen Züge aus dem militärischen Leben sind fein beobachtet und treffend wiedergegeben. Minder ist das bei der Schilderung des bürgerlichen Lebens der Fall. So liest sich z. B. die Beschreibung des jour fix beim Gerichtsrath Schallehn im 14. Capitel wie eine Episode aus einem Hackländer'schen Roman, ohne daß jedoch der behagliche Ton dieses Humoristen getroffen wäre, der unserm etwas verwöhnteren Geschmack heutzutage dessen Uebertreibungen einzig und allein erträglich macht. Der Verfasser hätte diesen Passus ganz weglassen können, ohne seinem Buche zu schaden. Dagegen könnte er bei einer etwaigen zweiten Auflage den letzten Theil des Romans etwas ausführlicher gestalten. Die amerikanischen Erlebnisse des Exlieutenants, seine Läuterung und besonders der Schluß des Buches sind ein wenig skizzenhaft gerathen im Vergleich zu dem sorgfältiger ausgeführten ersten Theil des Buches. Doch sind das keine erheblichen Mängel und sie ließen sich, wie gesagt, bei einer Umarbeitung mit leichter Mühe beseitigen. Alles in Allem ist das Buch eine wackere und wohlgelungene Arbeit und verdiente wohl eine weite Verbreitung im deutschen Lesepublicum. Wenn nur dessen Geschmack durch das Gartenlaubengenre nicht gar so sehr verflacht wäre! Wir fürchten fast, daß Zapp bei ihm nicht die verdiente Anerkennung finden wird. F.-G.

Der Herr Senator. Novelle von Wilhelm Jensen, Leipzig. Elischer Nachfolger.

Die bekannten Vorzüge der Jensen'schen Muse finden wir in dieser Novelle wieder, aber — wie Ref. meint — in noch höherer Vollendung, als in irgend einem früheren Werke. Verständnißvoll führt der Verfasser den Leser in die Natur und in die durch sie bedingten Lebensverhältnisse des Schauplatzes (einer kleinen schleswig'schen Handelsstadt) ein. Diesen Verhältnissen angepaßt und doch sehr originell und eigenthümlich anziehend gestaltet er die Charaktere seiner Personen und die Conflicte, welche dieselben durchzukämpfen haben. Klar exponirt und ohne jede Breite und Abschweifung folgerichtig durchgeführt, bietet die Handlung dennoch bis zum Schlusse dem Leser neue Ueberraschungen, so daß er das Ende wie eine Befreiung des Gemüthes von langem Hangen und Bangen begrüßen muß. Wilhelm Jensen hat in dieser Erzählung dem reichen Schatze seiner früheren Werke eine köstliche Perle angereiht. O.

Carmela Spadaro. Novelle von Ludwig Dóczi. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Viel Lärmen um Nichts! Man sieht nicht recht ein, wozu die ganze Geschichte war, ja warum sie überhaupt — geschrieben worden ist. Der Verfasser erzählt uns in einer oft recht dürftigen Sprache Dinge, für die er uns kaum recht erwärmen kann. Die Personen sind die althergebrachten schablonenmäßigen Figuren, Romantypen. Die Handlung schleicht langsam vorwärts und endet mit einem Knalleffect. Zudem wird mit ernsten Dingen ein ziemlich frivoles Spiel getrieben, welches nicht gerade Behagen einflößt s. s.

Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung von Fritz Mauthner. Fünfte Auflage. Dresden-Leipzig, Heinrich Minden.

Mauthner schickt der fünften Auflage seiner Erzählung einige Worte voran, in welchen er den Wunsch ausspricht, diese möge nach dem kürzlich erfolgten Deutsch-

Tschechischen Ausgleich nunmehr den Charakter eines historischen Romans erhalten, und nachdem die Führer Frieden geschlossen, der Friede der Volksstämme daraus hervorgehen. Aus der kurzen Vorrede ergiebt sich schon der Inhalt des Buches; — er behandelt den in den sechsziger Jahren ausgebrochenen Nationalitätenstreit und die aus demselben sich ergebenden Feindseligkeiten und Unterdrückungen, welche der bis dahin hoch geachtete deutsche Volksstamm in Böhmen zu erdulden hatte, nicht ohne eigene Schuld der Deutschen, die theils feige zurückwichen, theils selbst in das Tschechische Lager übergingen und wie alle Renegaten die schlimmsten Unterdrücker wurden. In diesem erbitterten Kampfe hält einer die Fahne des Deutschthums hoch in dem kleinen bömischen Städtchen Blatna, „der letzte Deutsche von Blatna" wie sie ihn nennen, „keine streitbare Natur, und doch wären alle Deutschen wie er, die Zukunft wäre nicht unser" sagt der Tscheche Zaboj und verläßt den Kampfplatz der kleinen Stadt, um nach Prag in's große politische Leben zu gehen.

Mauthner schildert den ungleichen Kampf, in welchem den Deutschen von Oben gar keine Unterstützung zu Theil wurde, mit gerechter Entrüstung; nicht die Poesie war seine Muse bei Abfassung dieses Romans, sondern die Politik! — Daß seine Stimme in dieser Form am Lautesten und in weitestem Umkreise gehört wurde, beweisen die vielen Auflagen, welche sein Buch in kurzem Zeitraum erlebt hat.

mz.

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vormals R. Schultz & Comp.

Wachenhusens Bedeutung beruht vielmehr auf seinen Reisebeschreibungen und Kriegsberichten, als auf seinen ziemlich flüchtig geschriebenen und selten in die Tiefen des Menschenlebens eindringenden Romanen. Als Tourist in den verschiedensten Welttheilen und als Schilderer der vielen Feldzüge, die er meist im Gefolge der höchsten Führer mitgemacht, hat er stets ein offenes Auge und eine schnelle Auffassung des Wesentlichen bewiesen, und der Ton seiner Erzählung des Erlebten und Geschauten ist ein so leichter, anmuthiger und fesselnder, daß Jeder gern bei seinen Berichten verweilt. Das neue Buch, in dem er seine reichen Erlebnisse von einem ganzen Menschenalter zusammenzufassen gedenkt, wird daher zweifellos großes Aufsehen erregen und einen weiten Leserkreis finden. Soweit wir bis jetzt beurtheilen können, — es liegt uns nur die unlängst erschienene erste Lieferung vor — verdient es die größte Beachtung und die lebhafteste Theilnahme. „Nicht Geschichte will ich schreiben, sondern nur erzählen, was ich als Tourist, als Ethnopraph, als Kriegsberichterstatter während all' dieser Jahre er- und durchlebt habe" — sagt er selbst in seiner Einleitung. Das auf den 64 Seiten der ersten Lieferung Gegebene läßt äußerst interessante Mittheilungen über die bedeutenden Ereignisse und hervorragenden Persönlichkeiten der letzten dreißig Jahre erwarten.

F.-G.

Das Glück der Erde. Novellen von Gottfried Böhm. München, C. H. Beck.

Der Band enthält sechs Novellen, zum großen Theil Variationen über das Glück der Erde, welche fast alle in Resignation ausklingen, die jedoch weit entfernt ist von pessimistischer Schwarzseherei. Der Eindruck der Novellen ist ein sehr günstiger, fesselnde Stoffe sind mit künstlerischer Gestaltungskraft bearbeitet, die Form eine durchaus vornehme und stylistisch edle.

Am werthvollsten erachten wir die erste Erzählung, welche dem Buch seinen Titel gegeben hat.

mz.

Marina. Eine Erzählung aus der Gegenwart von B. Markewitsch. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelmi.

Der Inhalt des vorliegenden Romans hat Interesse für das deutsche Lesepublicum, weil er Typen enthält, wie sie das moderne Geistesleben Jungrußlands hervorbringt. Inmitten der Erzählung steht ein junges Mädchen, die als ein Product jener ungesunden Mädchenerziehung geschildert ist, wie sie im Allgemeinen in Rußland üblich; wo man die jungen, unreifen Geschöpfe zwingt eine Fülle unverstandenen Wissens in sich aufzunehmen und ihnen als ersten Glaubenssatz lehrt, Alles zu negiren „was nicht aufgeklärt genug ist". — Marinas gesunde Natur hilft ihr sich von den ihr aufgezwungenen Geistesfesseln zu befreien und in der Liebe zu einem älteren Manne, einem der ihr früher

so verhaßten Aristokraten, zu einer edleren und freieren Auffassung des Lebens zu gelangen. mz.

Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten von Herman Riegel. Berlin, Verlag von Hans Lüstenöder.

Der Name des Verfassers ist wohlbekannt, um so angenehmer berührt die Anspruchslosigkeit, mit welcher Herman Riegel sein Buch einführt. Dasselbe besteht aus achtzehn schon früher veröffentlichten Aufsätzen, größtentheils Reisebeschreibungen. Die erste Gruppe derselben führt durch England und Frankreich, die zweite durch Italien. Den Schluß bilden sechs kleinere Plaudereien und Abhandlungen. Die Arbeiten tragen, ohne alle gleichartig und gleichwerthig zu sein, doch ein einheitliches Gepräge: sie sind mit Reflexionen durchtränkt. An die fesselnde und oft von feinem Humor durchleuchtete Schilderung von Land und Leuten knüpft der gelehrte Verfasser weitgehende historische und oft philosophische Betrachtungen. So z. B. kommen wir bei einer hübschen Skizze über das Leben in Nordseebädern plötzlich in schwere materialistische Reflexionen; auch an vielen anderen Stellen stört das die Wirkung. Den historischen Reminiscenzen ist füglich breiter Raum gewährt; die philosophischen Reflexionen sollten beschränkt worden sein. Bei der Schilderung von Land und Leuten hat sich Riegel augenscheinlich von einer starken Abneigung gegen die Engländer leiten lassen; seine Beobachtungen und Bemerkungen sind fein und treffend, seine Erzählung anregend und interessant; ein warmer Patriotismus bricht hier und da hervor, verleitet aber nie zu ungerechten oder einseitigen Vergleichen. Die kleinen Plaudereien am Schlusse sind liebenswürdig und bieten einen angemessenen Abschluß. Jeder, der das Buch zur Hand nimmt, wird seine Freude und Anregung davon haben. Es giebt wenig Bücher dieser Art, welche so gediegen und so hübsch geschrieben sind.

s. s.

Am Küstensaum. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Der Verfasser der vorliegenden Erzählungen ist unsers Wissens ein zum ersten Male mit einer dichterischen Gabe vor die Oeffentlichkeit tretender Anfänger. Wenigstens sind wir seinem Namen auf dem Büchermarkte noch nicht begegnet und selbst Kürschners neuestes Autorenverzeichniß weiß noch nichts von ihm zu berichten. Die Anfängerschaft beweist auch seine noch etwas mangelhafte Technik, ein gewisses Ringen mit der Sprache und eine hier und da ein wenig unbeholfene Anordnung des Stoffes. Dennoch ist Justus (wohl ein Pseudonym?) ein echter und ganzer Dichter. Das beweist die Wahrheit und Tiefe seiner Empfindung und sein instinctives Gefühl für das poetisch Schöne, für das ewig Wahre und für das sittlich Große. Dabei ist seine Erzählungsweise schlicht und doch ergreifend und seine Schilderung von Natur und Sitten anschaulich und äußerst fesselnd. Die vier Erzählungen, die das Buch enthält, spielen sich sämmtlich in den Niederungen der deutschen Seeküste ab. Sie athmen den, jenen Landstrichen eigenen, Geist; die Grundstimmung ist eine gewisse sanfte Schwermuth, aber auch der Humor erhält die ihm gebührende Rolle und macht sogar manchmal recht tolle Sprünge, wie in der Anecdote des alten Kapitäns Wessels (Seite 101). Der Verfasser hat etwas von der Weise Storms, ohne aber im geringsten dessen Nachtreter zu sein. Jeder Freund echter Poesie wird nach der Lectüre des Buches den Verfasser lieb gewinnen und namentlich die beiden gelungensten Erzählungen „Aus mit der Ebbe — heim mit der Fluth“ und „Geleite, die draußen sind“ in wärmstem Angedenken behalten. F.-G.

Die Spinne. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heiberg hat uns mit seinem neuesten Roman eine Enttäuschung bereitet; die Wahl des Stoffes ist keine glückliche und deshalb die Unbefriedigung nach der Lectüre des Werkes eines Verfassers, von dem wir gewöhnt sind Gutes zu erwarten.

Das von Heiberg behandelte Motiv hat eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit der bezähmten Widerspänstigen, und selbst diese, von Shakespearischem Humor getragene Comödie, will unserem modernen Empfinden nicht mehr recht zusagen, um wie Vieles befremdlicher wirkt es, dem bösen Käthchen, — in unserem Buche heißt sie Barbro — als Heldin eines modernen Romans zu begegnen, die in Berlin W. wohnt. Allerdings ist der Widerspruchsgeist Barbros ein viel complicirterer als derjenige Käthchens, — Barbro ist eben ein Kind aus dem letzten Viertel des 19. Jahr-

hunderts, die über Frauenemancipation und Ibsenschen Wahrheitsfanatismus viel gelesen hat, die Zähmung ist deshalb viel raffinirter, immerhin erinnert sie an die höhere Dressur und berührt unsympathisch.

In der Detailschilderung bekundet Heiberg seine Virtuosität, unsere Phantasie durch Bilder des Luxus und Glanzes wahrhaft zu berauschen; fast will es uns scheinen, als wäre hier ein zu Viel geschehen und namentlich die Beschreibungen der culinarischen Genüsse lesen sich wie der Reclamebericht für ein Moderestaurant.

Die Spinne, welche Barbro in den erhabensten und glücklichsten Momenten des Lebens übers Herz läuft und dort ihre Krallen einschlägt und durch diese schmerzhafte Manipulation die heiterste Stimmung sofort in ihr Gegentheil verwandelt, halten wir für kein glücklich gewähltes Gleichniß; wir erwarten von einem künftigen Werke des geschätzten Verfassers wieder den stets gewohnten frohen Genuß. mz.

Menschen und Schicksale. Von Fritz Lemmermeyer. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Das Buch ist eine Sammlung von kleinen Erzählungen, Stimmungsbildern, Novellen, Skizzen u. s. w. welche wohl alle früher in Feuilletons veröffentlicht waren. Das Beste ist die Abhandlung über das Feuilleton, welche frisch und flott geschrieben ist und den Gegenstand mit Grazie behandelt. Alles Andere war kaum werth, in der Sammlung vereinigt zu werden. Die Erzählungen sind flüchtig in Sprache, Conception und Ausführung; sie haben einen bizarren Zug; einige stellen an die Leichtgläubigkeit der Leser starke Anforderungen, so z. B. die Erzählung des Hauptmanns. Die Stimmung ist meist verwaschen, so auch in der ersten Erzählung, man vermißt die Kraft.

Die Aphorismen, welche aus dem „Tagebuch eines Einsamen" entnommen sind, enthalten viel Gewagtes und Schiefes. Es ist heute leider Mode geworden, Aphorismen zu schreiben und — drucken zu lassen, und da kommt denn viel Gesuchtes, Gezwungenes, Unreifes zu Tage. Der Verfasser hätte an sich eine strengere Kritik üben sollen. ss.

Der neue Demokrit. von Dr. Eduard Maria Schranka. 1. Bd. Berlin, Hans Lüstenöder.

Unter diesem vielversprechenden Titel veröffentlicht der Verfasser die zweite Auflage seines früher unter dem Namen Kaleidoskop veröffentlichten Buches. Was dieses Buch von Webers Demokritos unterscheidet, ist nicht mehr und nicht weniger als die Hauptsache. Weber ist geistvoll, erfrischend durch die Unmittelbarkeit seiner Wirkung, er ist ein Künstler in der Anwendung des Humors. Das vorliegende Buch dagegen ist geist- und gehaltlos, ein abenteuerliches Sammelsurium von Anecdoten und Witzen, von Lesefrüchten kunterbunt, ohne Wahl und Kritik. Webers Stil ist himmelweit verschieden von dem unseres Buches. Schon der erste Aufsatz ist so mittelmäßig geschrieben, daß man einen Secundaner dafür tadeln würde. Zu alledem kommt eine unangenehme aufdringliche Eitelkeit, mit Vorliebe citirt der Verfasser sich selbst, oft an solchen Stellen, wo man wirklich nichts Böses ahnt. Wer sich nicht durch die Oberflächlichkeit, die fabrikmäßige Mache und den schlechten Stil abschrecken läßt, wird freilich hin und wieder durch einen guten Witz oder eine treffende Bemerkung belehrt werden. Die stammt aber dann sicher nicht vom Verfasser, sondern ist nur citirt.

ss.

Kleine Geschichten. Von Alexandrine v. Holmblad. Neue Folge. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).

Kein Buch der „neuen" Richtung mit ihrem Naturalismus, sondern ein echter Nachläufer vergangener, gemüthlicherer Zeiten; äußerlich salonfähig, innerlich töchterschulenfähig. Die Liebe, die hier vorkommt, ist nicht die wilde Naturkraft, sondern eine höchst moralische Einrichtung der gebildeten Gesellschaft und tritt fast durchweg in Verbindung mit Kleinkinderschulen, Suppenanstalten und ähnlichen gemeinnützigen Instituten der Frauenwelt auf. Jungfrauen vor und nach dem heirathsfähigen Alter werden ihre sittsame Freude an diesem Büchlein haben, das sie zugleich erbauen und auf dem dornigen Pfad der Tugend stärken wird; hingegen ist uns die Wirkung auf Studenten in höheren Semestern zweifelhafter — trotz der gruseligen Geschichte vom „faulen Hans", den die gute Gertrud ungeachtet aller Liebe nicht heirathet, weil er sein Staatsexamen nicht macht und es vorzieht, ohne Titel und Würden von seinen Renten zu leben.

Sch.

Das Höferecht. Eine Erzählung von J. J. David. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Die Erzählung hält inhaltlich nicht dasjenige, was der Titel verspricht; denn nicht so sehr das bäuerliche Institut des Höferechts, welches um der Ungetheiltheit des Grundbesitzes willen den jüngeren Bruder zu Gunsten des älteren enterbt, als vielmehr die Beziehungen der beiden Brüder zu einem im Dorfe aufwachsenden Judenmädchen nehmen räumlich den breitesten Raum, sachlich das lebhafte Interesse in Anspruch. Der Gegenstand — Streit zweier Brüder um das Eigen an Haus und Hof wie um das an einem Weibe, der bis zum Brudermord führt — ist nicht neu; aber es läßt sich nicht leugnen, daß das Ganze durch die eigenartige, gewandte Darstellung, insbesondere jedoch durch das sorgfältig und glücklich ausgemalte Localcolorit ergreifend und fesselnd wirkt und den Verfasser einigermaßen aus der Reihe der unzähligen Neuerscheinungen auf diesem Gebiete sondernd heraushebt. Freilich trägt hierzu sicherlich auch die bedeutungsvolle Empfehlung von Erich Schmidt bei, auf welche sich der Verfasser in der Zueigung beruft; denn wem es vergönnt ist, unter solcher Flagge auf das offene Meer der Literatur hinauszusegeln, der wird leicht die Blicke auf sich lenken. Immerhin wird man jetzt schon sagen können, daß der Verfasser auch an sich eine wohlwollende Erwähnung verdient; inwieweit er größere Hoffnungen zu befriedigen im Stande, kann nur die Zukunft lehren, wenn er sich an gewaltigere Probleme gewagt haben wird.

Sch.

Eine Afrikareise durch's Marsfeld. (Pariser Ausstellung 1889). Von Franz Held. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Es ist der Verfasser des originellen Romans: „Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan", des realistischen Romans „Gorgonenhäupter", der uns in diesem seinem neuesten Werke eine erheiternd eigenartige Geschichte bietet. An Alphons Daudet's Roman „Tartarin von Taraskon" knüpft der Autor an und wählt sich zum Schauplatz seiner Handlung die große Weltausstellung des Jahres 1889. Gern verfolgen wir die Abenteuer des biederen Bewohners von Taraskon auf dem Marsfeld, sein Besteigen des Riesenthurmes und die mancherlei Schwänke, die sich hier abspielen. Alles ist in der dem Dichter eigenen launigen Weise geschildert, wenn auch hie und da vielleicht etwas zu schleppend und ermüdend. Auch vermissen wir nicht selten den poetischen Reiz der Erzählung, der sonst dem Verfasser nicht fremd ist. Immerhin verfügt Franz Held über eine kraftvolle anschauliche Schilderung und weiß den Leser angenehm zu unterhalten.

p.

„Neue Geschichten des Majors" von Hans Hopfen Berlin, Gebr. Paetel 1890.

Die „Neuen Geschichten des Majors" reihen sich würdig den Erzählungen an', die wir „dem Alten" schon verdanken. Hans Hopfen ist derselbe geblieben; er kennt genau alle Fibern des menschlichen Herzens und besonders dann, wenn es wallt und wogt, weiß er dem Reinmenschlichen ergreifend und überzeugend zugleich gerecht zu werden. So gestalten sich die einzelnen Situationen in einer psychologischen Vertiefung aus, die uns tief innerlich berührt, während die Frische des Erzählertones uns auch dann noch anmuthet, wenn die Vorgänge, die geschildert werden, auch ernst und traurig stimmen. Viel Lebenswahres weiß der Major zu berichten, besonders in den beiden ernsten Erzählungen der Sammlung: „Uebergangen" und „Der polnische Wachtmeister," wo der Einfluß des Einzelwillens auf das Geschick Derjenigen, die durch unglückliche Zufälligkeiten gerade jenem Einzelwillen unterthan geworden sind, erschütternd jenem Satze widerspricht, daß in unserer eigenen Brust unseres Schicksals Sterne sind.

A. W.

„Agrams Schreckenstage"; „Jour fix der Resignirten"; „Hans Heiling" „Novellen aus der Gegenwart" von R. v. Fels. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Die Novellen von R. von Fels zeichnen sich zunächst durch ihr eigenartiges Gepräge aus. Sie schließen sich nirgends einer „Schule" an; alle „berühmten Muster" existiren für den Autor nicht, überall begegnen wir individuellem Erfassen und individuellem Gestalten. Aber eine poetische Kraft ganz außergewöhnlicher Fülle tritt uns hier entgegen; wir sind häufig hier willenlos in ihrem Banne, und das Klagen und Jubeln, wie es der Dichter anstimmt, findet ein volles Echo in unserem eigenen Herzen. Dann interessiren uns auch die

geistreichen Wendungen und Aperçus, deren Meister R. v. Fels in hohem Grade ist; freilich können wir andererseits auch nicht übersehen, daß die Selbständigkeit eines dichterischen Schaffens, häufig eine Nichtachtung technischer und stylistischer Regeln mit sich bringt, die der Klarheit der Darstellung Eintrag thut. Aber zur Lectüre empfehlen wir diese Novellen viel angelegentlicher als die meisten anderen; der Humor über den der Autor, wie jeder echte Dichter, gebietet, und die poetische Seherkraft, mit der er des Herzens tiefstes Regen zu deuten und zu gestalten weiß, geben diesen Geschichten besonderen Reiz und besonderen Werth. A. W.

In de Fierabendstied. Von Friedrich Freudenthal. In Plattdütsch Geschichtenbook. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Den Freunden mundartlicher Dichtung werden diese theils lustigen und übermüthigen, theils ernsten und stimmungsvollen Geschichten, die Land und Leute des nördlichen Hannover treffend charakterisiren, viel Genuß bereiten. Der Verfasser verfügt über eine anerkennenswerthe Erzählungsgabe und Gestaltungskraft und einen erquickenden Humor, dessen Wirkung durch das Idiom naturgemäß nicht unwesentlich verstärkt wird; den günstigen Gesammteindruck des Büchleins kann der Umstand, daß die Pointe einzelner Schwänke bereits bekannt, die anderer etwas schwach ist, nur wenig beeinträchtigen. Namentlich in Norddeutschland, wo Reuter und Klaus Groth mit Vorliebe gelesen werden, dürfte das Büchlein manche Freunde finden. O. W.

Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte von Berthold Litzmann. 1. Theil. Hamburg, Leopold Voß.

Das Leben des berühmten Schauspielers und Theaterdirectors ist reich an anziehenden persönlichen Schicksalen — die Schilderungen der Königsberger Jugendjahre, der abenteuerlichen Fahrt nach Lübeck, des lustigen Lebens in Mainz lesen sich wie Capitel aus einem Roman — und hat zugleich bei der bedeutungsvollen Stellung, die Schröder innerhalb der literarischen und dramaturgeschichtlichen Bewegungen seiner Zeit einnahm, ein hohes kultur- und literaturgeschichtliches Interesse. Professor Litzmann (der in gleichem Verlage schon Schröders Briefe an Gotter herausgegeben hat) ist es gelungen, den reichen Stoff, kritisch gesichtet, zu einer lebensvollen und klar gegliederten Darstellung zu verarbeiten. Der erste Band schließt mit der Schilderung der Hamburger Theaterverhältnisse um 1766, kurz vor Lessings Uebersiedelung dorthin. Wir wünschen dem Verfasser bei Bearbeitung der noch bedeutenderen Aufgaben, welche der weitere Lebensgang seines Helden ihm stellen wird, den besten Erfolg und empfehlen das anziehende und lehrreiche Buch unseren Lesern angelegentlich. dr.

Augusta, Herzogin zu Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter. Von Professor Dr. O. Schrader, Weimar, H. Böhlau,

Diese von einem Jenaer Universitätslehrer verfaßte kleine Schrift schildert namentlich die Weimar'schen Jugendjahre der Kaiserin Augusta, theilt aber auch aus ihrem späteren Leben edle und beherzigenswerthe Aeußerungen mit, welche die sittliche Hoheit ihres Charakters in klares Licht stellen und zu einer späteren umfassenden Biographie aus zum Theil sonst noch ungedruckten Quellen schöne Beiträge darbieten. P.

Wand an Wand und andere Novellen. Von Eduard Engel. Dresden, Alfred Hauschild.

Die sieben in diesem Bande vereinigten Novellen zeigen, daß der Verfasser das moderne Leben gut beobachtet und dabei Empfänglichkeit und Verständniß für die Regungen des menschlichen Gemüthes besitzt. O.

Auf der Wacht im Osten. Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im XIV. Jahrhundert. Der reiferen Jugend zugeeignet von Oscar Höcker. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Es bildet dieses Buch gewissermaßen den zweiten Theil der „Marksteine Deutschen Bürgerthums", die im vorigen Jahre erschienen. Der Verfasser erzählt, wie es den Besten des schlesischen Volkes gelungen ist, durch Willensstärke und Ausdauer ihr Vaterland zu erweitern und deutschen Sinn überall hinzuverpflanzen, um so eine große Provinz unlösbar an das Gesammtreich zu knüpfen.

Oscar Höcker schöpft stets aus den besten Quellen, so auch hier, und hat seine anerkannten Vorzüge auch in diesem Buche auf's Neue bewährt.

Wir wünschen, daß die deutsche Jugend gern dieses Buch lesen möge und empfehlen es den Eltern als ein werthvolles Weihnachtsgeschenk für ihre Söhne, damit diese jene heldenmüthigen Männer ehren, die auf der gefahrvollen Wacht im Osten gestanden haben. ps.

Zwillings-Schwestern. Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England. Für das reifere Mädchenalter von Brigitte Augusti. Mit vielen Abbildungen von Professor Woldemar Friedrich. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.

Die Erzählung bewegt sich auf geographisch-sittengeschichtlichem Boden und zwar Skandinaviens und Englands. Die Verfasserin hat sich bemüht Menschen und Länder wahrheitsgetreu zu schildern und hat dies an der Hand bewährter nordischer und englischer Schriftsteller mit Erfolg gethan. Sie entrollt der weiblichen reiferen Jugend ein anmuthiges Bild des häuslichen und Frauenlebens und weiß durch eine interessante Art der Erzählung zu fesseln. Daß der weiblichen Jugend in diesem Buche ein nicht unbedeutendes Werk gewidmet ist, dafür birgt der Name der Verfasserin und so glauben wir dies auch sonst geschmackvoll ausgestattete Buch den Eltern heranwachsender Töchter als passende Weihnachtsgabe für diese empfehlen zu sollen. ps.

Prinzen-Märchen von Agnes Schöbel. Illustrirt von Georg Schöbel. Leipzig, Verlag von Adolf Titze.

Eine Weihnachtsgabe für reiche und verwöhnte Kinder! Die Ausstattung des Werkes ist so prächtig, die Vollbilder und Textillustrationen von so feinem und auserlesenen Kunstgeschmack und in der Ausführung so elegant und vornehm, daß es für ein Märchenbuch fast zu viel des Guten erscheint. Indessen, da nach Goethes Ausspruch das Beste für die Jugend eben gut genug ist, da die vier Märchen von echtem poetischem Hauche durchweht sind und auch ein warmer Patriotismus in ihnen pulsirt, so sei das Werk allen reichen Eltern für ihre Lieblinge hiermit auf's Dringendste empfohlen.

An der Pforte der Zukunft. Allegorische Dichtung von Hermann Friedrichs, Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Die Allegorie ist nicht Jedermanns Geschmack, und deshalb dürfte die vorliegende Dichtung schon a priori auf vielen Seiten ihre Gegner finden. Wagt man sich dennoch an die Lectüre, so ist der erste Eindruck keineswegs ein erfreulicher, denn dem Dichter fehlt vor der Hand nicht weniger, als Alles, um einen feinsinnigen Leser anzuziehen. Wir haben bei diesem allerdings harten Urtheil keineswegs die Tendenz des Buches im Auge, welche in der Verherrlichung der freien Liebe gipfelt. Man kann einen Dichter bewundern, der auf einem diametral entgegengesetzten Standpunkte steht, als man selbst, aber hier ist dies der an den Knüppeldamm stark erinnernden Form und der überaus unklaren, manchmal in hohle Declamation sich verlierenden Darstellungsweise wegen nicht möglich. Friedrichs' Verse erregen dem Leser nicht selten geradezu ein schmerzhaftes Unbehagen. Wendungen wie: „Die berstende Muschelkalkrippen“ und „Die Schandketten liegen zerrissen“ — „gemahnen an das bekannte „Holzklotzpflock als Dactylus. Und dennoch erkennt man, wenn man sich mühselig in die Lectüre hineingearbeitet hat, daß man einen echten und ganzen Poeten vor sich hat. Die ursprüngliche dichterische Kraft, hervorzuholen, was auf dem Grunde der Seele gährt und glüht, und den wild brandenden Gefühlen greifbare Gestalt zu verleihen, diese Kraft ist hier unverkennbar thätig, und unseres Erachtens fehlt dem Dichter nur die Reife und die daraus sich ergebende Selbstkritik, um in seiner Kunst etwas Bedeutendes zu leisten. Wenn er die Periode der Ueberschwänglichkeit und Kraftdichterei, in der er gegenwärtig steckt, überwunden haben wird, läßt sich von ihm das Beste erwarten, vorausgesetzt, daß er sich nicht durch seine Maßlosigkeit auf falsche Wege leiten läßt. Der gelungenste Theil der Dichtung ist das erste Stück der zweiten Abtheilung, wo die Allegorie hinter eine thatsächliche Erzählung sich versteckt. Hier weiß er Töne anzuschlagen, die den Leser mächtig ergreifen und schon jetzt eine künftige Abklärung dieses Kraftgenies ahnen lassen. Uebrigens sei ihm zum Ruhme nachgesagt, daß man überall, auch wo er sich anstellt, als müsse er die ganze Weltordnung in Fetzen zerreißen, und selbst da, wo sich seine Fanfaronaden in die widrigste Geschmacklosigkeit verlieren, den Grundton der Ueberzeugung durchhört und nirgends den Glauben an die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des Dichters verliert.

F.-G.

Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen. Lichtdruck von Martin Rommel u. Comp. in Stuttgart. M. Hendschel. Frankfurt a. Main.

Das vorliegende prächtig ausgestattete Werk enthält in stattlicher Reihe das Beste und Charakteristischste, was der berühmte Zeichner in seinen verschiedenen Skizzenbüchern veröffentlicht hat. Die Vorzüge A. Hendschels, sein frischer Humor, sein sicherer Blick für das Wesentliche, sein liebevolles Verweilen bei den Kleinen und Zurückgesetzten des Lebens sind längst so bekannt, daß es eines besonderen Hinweises darauf, welcher Schatz in diesen anspruchslosen Blättern verborgen ist, nicht bedarf. Sie eignen sich ganz vorzüglich als werthvolle Weihnachtsgabe.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Arnold, H., Lustige Geschichten. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Augusti, B., Zwillings-Schwestern. Erlebnisse zweier deutschen Mädchen in Skandinavien und England. Für das reifere Mädchenalter. Mit vielen Abbildungen von Professor W. Friedrich. Leipzig, F. Hirt & Sohn.

Allerlei aus A. Hendschel's Skizzenmappen. Frankfurt a. M., M. Hendschel.

Baudissin, Gräfin. Deutsch und Welsch. Ein Kampf am Lothringen. Leipzig, Georg Böhme Nachf. (E. Ungleich.)

Bauer, M., Eine arme Seele. Frankfurt a. M., Joh. Alt.

Beckmann, J. D, Capital und Arbeit. Ein Beitrag zur Kritik der Weltwirthschaft. Wien, C. Konegen.

Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medicin. Lieferung 1. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Bellamy, E., Dr. Heidenhoff's Cur. Deutsche Bearbeitung von E. Wulkow. Berlin, Rosenbaum & Hart.

Bewer, Max. Gedanken über Bismarck. Politische Aphorismen. Dresden, Verlag der Druckerei Glöss.

Bussler, W., Preussische Feldherren und Helden. Als Beitrag zur vaterländischen Geschichte. I. Band. Gotha, G. Schloessmann.

Coppée, Fr., Henriette. Pariser Roman. Einzige autorisirte Uebers. von R. Penn. Dresden, E. Pierson.

Culturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Sechster Band. 9. und 10. Lieferung des 6. Bandes. (Lieferung 69 und 70.) Leipzig und München, G. Hirth.

Eberhard, L., In Treue fest. Eine Erzählung. Leipzig, G. Böhme.

Erdmann, H., Anleitung zur Darstellung chemischer Präparate. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Falkenhorst, E., Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Lieferung 10–12. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Fester, R., Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Idealismus. Stuttgart, G. J. Göschen.

Fischer-Sallstein, C., Rheinlands-Geschichten. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson.

Garschin, W., Novellen. Aus dem Russischen von Wal Bekmo. 2. Auflage. Dresden, E. Pierson.

Gebler, A., Shakespeare'sche Probleme. Plan und Einheit im Hamlet. Wien, C. Konegen.

Gesetze über das Urheberrecht im In- und Ausland nebst den internationalen Literaturverträgen und den Bestimmungen über das Verlagsrecht. I. Deutschland, Oesterreich, Schweiz, Frankreich, Italien, England, Vereinigte Staaten. Leipzig, G. Hedeler.

Gounod Ch., Mozarts Don Juan. Autoris. Uebers. von A. Klages. Leipzig, C. Reissner.

Haarsma, G. E, Der Tabaksbau in Deli. Mit neun Abbildungen und drei Grundrissen. Amsterdam, I. H. de Bussy.

Haldheim, L., Gundel von Buchsweiler. Histor. Roman. Zwei Bände. Jena, H. Costenoble.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. Illustr. von A. von Roessler und Dietrichs. Lieferung 14—17. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hamerling, R., Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniss. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung. Illustr. von A. v. Roessler und H. Dietrichs. Lieferung 18. 19. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Rich. Wagners nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte. Dargestellt von H. P. Heft 4—9. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Hango, H., Zum Licht! Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.

Hartenstein, A., Aus dem Bürgerhause. Novellen. Dresden, Verlag des Universum.

Hesse-Wartegg, E. v., Tausend und ein Tag im Occident. Kulturbilder, Reisen und Erlebnisse im nordamerikanischen Kontinent. 2 Bände. Leipzig, C. Reissner.

Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausg. von der Gesellschaft Urania. III. Jahrgang Heft 1. Berlin, Herm. Paetel.

Himmel und Erde, Illustr. naturw. Monatsschrift. Herausg. v. d. Gesellsch. Urania. III. Jahrg., Heft 2. Berlin, H. Paetel.

Homer's Odyssee für das deutsche Haus. Von E. Engelmann. Illustrirte Ausgabe Lieferung [illegible]. Stuttgart, P. Neff.

Höcker, O., Auf der Wacht im Osten. Eine geschichtliche Erzählung aus den Zeiten der Kämpfe mit den Polen im vierzehnten Jahrhundert. Der reiferen Jugend zugeeignet. Mit vielen Abbildungen von J. Gehrts. Leipzig, Hirt & Sohn.

Jahnke, Hermann, Fürst Bismarck. Sein Leben und Wirken. Reich illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 7.–11. Lieferung. Berlin, Paul Kittel.

Buntes Jahr. Kinder-Kalender auf das Jahr 1891. Herausg. von D. Dancker. Mit Bildern. V. Jahrg. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Jedina, L. v., An Asiens Küsten und Fürstenhöfen. Lieferung 11—15. Wien u. Olmütz, E. Hölzel.

Kamp, Dr. Otto, Die Abendhaushaltungsschule in Frankfurt a. M., als praktische Lösung einer socialen Frage. Berlin, O. Liebmann.

Kastropp, G., Phantasien und Märchen. Hannover. H. Nasserkampf & Comp.
Kirchbach, W., Der Weltfahrer. Roman. Dresden, E. Pierson.
Klein, Dr. Herm, Astronomische Abende III. Auflage. Leipzig, Heinrich Mayer.
Kruse, H., Hans Waldmann. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, S. Hirzel.
Knebel Doeberitz, H. v., Karl Ludwig von Knebel. Ein Lebensbild. Mit einem Bildniss. Weimar, Herm. Böhlau.
Kurz, J., Phantasien und Märchen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
Kohut, A. Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämmtlichen Werken, Reden u. Briefen des Generalfeldmarschall Grafen von Moltke. Mit einem Portrait von A. von Werner. Berlin, S. Gerstmann.
Kremnitz, Mite. Ausgewanderte. Roman in vier Büchern. Bonn, Emil Strauss.
Leimbach, K., Zur Einführung in das Deutsche Volkslied Auswahl von 92 Volksliedern älterer und neuerer Zeit. Bremen. M. Heinsius Nachf.
Marquardt, L., Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Leipzig, R. Richter.
Mene, Mene, Tekel, Upharsin! Briefe des Ta-o-tse und La-i-fo. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung.
Minar, J., Schiller. Sein Leben und seine Werke. Zweiter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchh.
Mörike, E., Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle. Stuttgart, G. J. Göschen.
Müller-Guttenbrunn A. Irma. Schauspiel in vier Acten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Müller, D., Geschichte des deutschen Volkes in kurz gefasster übersichtl. Darstellung zum Gebrauch an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung. 13. Auflage. Angenommen für den Schulgebrauch. Berlin, Franz Vahlen.
Niecks, Fr., Friedrich Chopin als Mensch und als Musiker. Vom Verfasser vermehrt u. aus d. Englischen übertragen von W. Langhans. 2 Bände. Leipzig, F. E. C. Leuckart.
Novellen-Bibliothek, Sammlung ausgew. Erzählungen 8. Band. Leipzig, J. J. Weber.
Nowack, M., Buntes Laub. Gedichte. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Ohlert, A., Die deutsche Schule und das klassische Alterthum. Eine Untersuchung der Grundlagen des gymnasialen Unterrichts. Hannover, C. Meyer.
Ortmann, R., Madonna im Rosenhag. Roman. Zwei Bände, Leipzig, C. Reissner.
Philipp, P., Die beiden Fiedler. Roman aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges. Wien, C. Konegen.
Reichardt, P., Dr. Emin Pascha, ein Vorkämpfer der Kultur im Innern Afrikas. Mit Original-Abbildung. von R. Hellgrewe. Leipzig, O. Spamer.
Remy, N., Geheime Gewalten. Roman in zwei Bänden. Dresden, E. Pierson.
Ridolfi-Bolognesi, Il mio poema. Firenze, Successori le Monnier.
Rives, A., Der Lebende und der Tote. In's Deutsche übertragen von H. Koch. Frankfurt a. M., C. Koenitzer's Verlag.
Rosegger, P. K. Der Schelm aus den Alpen. Allerlei Geschichten und Gestalten Schwänke und Schnurren. Zwei Bände (Rosegger's ausgewählte Schriften. Band 25. und 26.) Wien, A. Hartleben.
Romanowski, E., Im Banne der Musen und Grazien. Ein Gedichtbuch. Norden, H. Fischer Nachfolger.
Röseler. Wilhelm, Die Barbarina. Berlin, Freund & Jeckel.
Sambaber, E., Lyrische Dichtungen. Laibach, J. v. Kleinmayer & F. Bamberg.
Sat, S., Bilder aus der Geschichte des 20. Jahrhunderts in Zeitungsausschnitten 1. Theil. D. M. Samuelis de Pufendorf. Berlin, Fr. Luckhardt.
Schollwöck, G., Vevi. Eine Erzählung aus den Tagen des Ersten Passionsspiels in Oberammergau. Leipzig, W. Friedrich.
Schrader, O., Augusta Herzogin zu Sachen, die erste deutsche Kaiserin. Züge und Bilder aus ihrem Leben und Charakter, nach mehrfach ungedruckten Quellen. Weimar, H. Böhlau.
Schwabe, Julius, Harmlose Geschichten. Erinnerungen eines alten Weimaraners. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
Schönthan, Frz. v., Kleine Münze. Epigramme und Sinnsprüche. Mit Portr. d. Verf. Berlin, H. Conitzers Verlag.
Stern, B., Bauernfeld, ein Dichterportrait. Mit persönlichen Erinnerungen. Leipzig, Literarische Anstalt.
Storck, W., Luis de Camoens Leben. Nebst geschichtlicher Einleitung. Paderborn, J. Schöningh.
Carmen Sylva, Deficit. Roman. Bonn, Emil Strauss'
— Frauenmuth. Dramen. Bonn. Emil Strauss.
Theuriet, A., Zum Kinderparadies. Roman. Autoris. Uebers. von N. Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn.
Torresani, C. Baron, Mit tausend Masten. Roman. Dresden und Leipzig, E. Pierson.
Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band 17. No. 7. Berlin, D. Reimer.
Walcker, K., Arbeiterlesebuch. Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung.
Wartenegg, W. v., Schloss Winikstein. Roman. Dresden, E. Pierson
Weiss, Julian, Backfischträume. Lose Tagebuchblätter. Leipzig, Reinhold Werther.
Witte, J. H., Dr. Dittes und sein Ideal: Die confessionslose Volksschule. Ein Vortrag. Ruhrort, Andreae & Co.
Wohlbrück, Olga, Aus drei Ländern. Novellistische Sittenbilder. Stuttgart, G. J. Göschen.
Der Zeitgenosse. Berliner Monatshefte für Leben Kritik und Dichtung der Gegenwart. Herausg. von R. Zozmann und L. Jacobowski. Heft 1. Berlin, C. F. Conrad.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 25. Band. 4. Heft. Berlin, D. Reimer.
Zeitschrift für deutsche Philologie. Begr. von J. Zacher. Herausg. von H. Gering und O. Erdmann. 23. Band. Heft II und III. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.
Zeller, E., Gymnasium und Universität. Ein Beitrag zur Frage der Schulreform. Berlin, Herm. Paetel.
Zur See, Herausg. von v. Henk u. E. Niethe. Mit über 400 Original-Abbildungen, 2 Karten u. 1. farb. Flaggentafel. Lieferung 1. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

1890.

Literarischer Weihnachts-Anzeiger

von

Nord und Süd.

Breslau-Leipzig.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
1890.

Verzeichniß der Inserate

im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

Beilagen.

Mayer, E. H., Leipzig.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender, Breslau.
Wasserkampf, H., & Co., Hannover.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung in Hannover** ist soeben erschienen:

Ulrich von Hutten

nach seinem Leben und seinen Schriften

geschildert von

Dr. Votsch.

gr. 8. 1890. geheftet. 1 M. 20 Pf.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.

Joseph Sittard.
Studien und Charakteristiken.

3 Bände. Gr.-8. 1889. Gebunden in Leinwand
Preis eines jeden Bandes Mk. 4.—.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

* Bunte Blätter. ** Künstler-Charakteristiken. Aus dem Concertsaal.
*** Alte und neue Opern. Musikalische Gedenktage. Aphorismen.

Gediegene Weihnachtsgeschenke

Verlag von **Richard Richter, Leipzig.**

Deutsche Redensarten. Sprachl. und kulturgesch. erläutert von Albert Richter. Brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.
Seitenstück zu Büchmann's „Geflügelten Worten."

Charakterzüge u. **Anekdoten** a. d. Leben **Kaiser Wilhelms I.** Gesammelt, bearbeitet u. übersichtl. geordnet von Ludwig Marquardt. Brosch. M. 3.50, eleg. geb. M. 4.50.
Die vollständigste aller derartigen Sammlungen, 391 Nummern enthaltend.

Verlag von **Ferdinand Enke in Stuttgart.**

B——— Parlamentarische Kämpfe und Siege

von F. Thudichum, o. Prof. in Tübingen.

I. Abth. 152 S. M. 3.— II. Abth. 372 S. M. 8.—

Die soeben erschienene II. Abtheilung umfaßt vorzugsweise den Zeitraum von 1879 bis 1885 und behandelt zahlreiche staatsrechtliche, politische, finanz- und sozialpolitische Fragen, welche auch noch die Gegenwart lebhaft bewegen.

(Die das Werk abschließende III. Abtheilung wird voraussichtlich im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.)

Deutsches Dichterheim.

Organ für Dichtkunst und Kritik.
Herausgegeben von
Paul Heinze.

Monatlich 2 Mal. 16—24 Seiten. Preis: 5 Mark halbjährlich.

Diese seit 1880 bestehende Zeitschrift, die älteste und angesehenste ihrer Art, pflegt alle Gattungen der Dichtkunst mit gleicher Sorgfalt und bringt eine Auswahl litterarischer, ästhetischer und kritischer Aufsätze. **Mitarbeiter:** E. v. Wildenbruch, Klaus Groth, G. Ebers, F. Dahn, F. Spielhagen, R. v. Gottschall, J. Grosse, P. K. Rosegger, F. v. Bodenstedt, H. Lingg. W. Jensen, A. Träger, H. Lorm, E. Eckstein, J. Sturm, E. Rittershaus und viele andere namhafte Dichter, doch werden die Spalten des „Deutschen Dichterheim" auch jüngeren Talenten bereitwilligst geöffnet. Probenummern unentgeltlich durch jede Buchhandlung, sowie direct von

Paul Heinze's Verlag, Dresden-Striesen.

Richters Anker-Steinbaukasten,

sind bekannt und eingeführt in den Palästen der **Kaiser und Könige;** sie sind das einzige Spiel, mit welchem **alle Kinder,** von fürstl. Prinzen und Prinzessinnen an bis zu den Kindern der Arbeiter, sich gleich gern beschäftigen. Sie halten viele Jahre und sind deshalb das billigste Geschenk. Jeder echte Anker-Steinbaukasten kann durch einen Ergänzungskasten vergrößert, und verlorene oder beschädigte Steine können leicht ersetzt werden.

Se. Durchlaucht Fürst Franz Josef Auersperg, Erblandmarschall von Tirol, k. u. k. Kämmerer u. s. w., schreibt: „Ich spreche Ihnen hiermit meine vollste Zufriedenheit und Anerkennung über den von Ihnen für meine Kinder gelieferten Anker-Steinbaukasten aus."

Herr Ritter von Schragl, Stadtbaumeister in Lerben, schreibt: „Soll ich über den von mir anerkannten Werth der Anker-Steinbaukasten noch anerkennende Worte hinzufügen? Dies hieße wohl einen Tropfen Wasser in das Meer tragen!"

Herr Dr. med. Bernemann-Lange in Weimar schreibt: „. . . . Im übrigen bemerke ich, daß ich die Ueberzeugung habe, daß kein anderer Baukasten den Ihrigen verdrängen kann, denn die Kinder ermüden nie in der Lust zu bauen."

Herr Professor Dr. Maler in Heidelberg schreibt kurz und bündig: „. . . . **Ich unterschreibe die günstigen Kritiken voll und ganz!"**

Weitere Gutachten und ausführliche Beschreibung findet man in dem illustrierten Buch **„Des Kindes liebstes Spiel"**, welches die Unterzeichneten franko übersenden; man schreibe gefälligst **gleich** eine Postkarte und warte nicht zu lange mit der Wahl eines Kastens, da kurz vor Weihnachten oft die gewünschte Sorte in den Geschäften nicht mehr vorräthig ist. – Da viele Geschäfte vorige Weihnachten die angesammelten **minderwerthigen Nachahmungen nicht los geworden sind, so ist in diesem Jahre doppelte Vorsicht** beim Einkauf nöthig, denn jeder Geschäftsmann wird bestrebt sein, zuerst die Ladenhüter zu verkaufen. Wer sich und seinen Kindern die Weihnachtsfreude nicht verderben will, der verlange gefälligst ausdrücklich „Richters Anker-Steinbaukasten" und weise jeden Kasten ohne die Marke **„rother Anker" scharf als unecht zurück. Nur die Anker-Steinbaukasten können in richtiger Weise ergänzt werden!** Sie sind in allen Preislagen (1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 Mk. und höher) **vorräthig in allen feineren Spielwaaren-Geschäften der Welt.**

F. Ad. Richter & Cie., K. u. K. Hoflieferanten

Rudolstadt, Thüringen, **Nürnberg, Wien,** I. Nibelungengasse 4, **Olten,** Aarauerstraße 430, **Rotterdam,** Jonkerfranstraat 42, **London, E.C.** 1 und 2 Railway-Place, Fenchurch-Street, **New-York,** 310 Broadway.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender, Breslau.

Der Hausfreund.

XXXIV. Jahrgang.

Preis pro Quartal Mk. 1.50

Zu Festgeschenken allen Familienkreisen empfohlen!

Theodor Storm's gesammelte Schriften

19 Bände.

Gebunden Mk. 55,60.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters.

Inhalt.

1. Band.
Gedichte.

2. Band.
Immensee.
Späte Rosen.
Im Schloß.
Veronika.

3. Band.
Im Sonnenschein.
Auf dem Staatshof.
Ein grünes Blatt.
Unter dem Tannenbaum.
Abseits.

4. Band.
Von Jenseits des Meeres.
Im Saal.
In St. Jürgen.
Eine Malerarbeit.

5. Band.
Auf der Universität.
Angelica.
Posthuma.
Wenn die Aepfel reif sind.
Drüben am Markt.
Marthe und ihre Uhr.

6. Band.
Die Regentrude.
Der Spiegel d. Cyprianus.
Bulemann's Haus.
Hinzelmeier.
Der kleine Häwelmann.

7. Band.
Gedichte.
Draußen im Haidedorfe.
Viola tricolor.
Beim Vetter Christian.

8. Band.
Die neuen Fiedel-Lieder.
Zerstreute Kapitel.
Eine Halligfahrt.

9. Band.
Pole Poppenspäler.
Waldwinkel.

10. Band.
Ein stiller Musikant.
Psyche.
Im Nachbarhause links.

11. Band.
Aquis submersus.

12. Band.
Renate.
Carsten Curator.

13. Band.
Eekenhof.
Zur Wald- und Wasserfreude.

14. Band.
Im Brauerhause.
Die Söhne des Senators.
Meine Erinnerungen an Eduard Mörike.

15. Band.
Hans und Heinz Kirch.
Ein Doppelgänger.

16. Band.
Zur Chronik von Grieshuus.
Bötjer Basch.

17. Band.
Gedichte.
Ein Fest auf Haderslevhuus.
Schweigen.

18. Band.
Der Herr Etatsrath.
„Es waren zwei Königskinder."
John Riew'.

19. Band.
Ein Bekenntniß.
Der Schimmelreiter.

In Theodor Storm hat die deutsche Literatur einen ihrer eigenartigsten und feinsinnigsten Poeten besessen. Wie kein Anderer ist er in die Tiefen des Seelenlebens eingedrungen, wie kein Anderer hat er uns alle guten und schlimmen Geheimnisse der Menschenbrust erschlossen. Seine Erzählung ist rein, charaktervoll und stets von gleich ergreifender Wirkung für Herz und Gemüt. — Bei seinem Hinscheiden war die deutsche Kritik einstimmig, ihm die Palme der Dichtung zu reichen. Und so mag denn die vorliegende nunmehr auf 19 Bände gebrachte Sammlung seiner Schriften — vorzugsweise als sinnige Festgabe — warm empfohlen sein.

Eleg. gebunden in 19 Bänden Mk. 55,60

Als einzelne Serien sind hiervon zu beziehen:

Band 1 bis 6 geb. in 3 Bänden Mk. 16,50.
Band 7 bis 10 geb. in 2 Bänden Mk. 11,–.
Band 11 bis 14 geb. in 2 Bänden Mk. 11,–.
Band 15 bis 18 geb. in 2 Bänden Mk. 12,50.
Band 19 geb. in 1 Bande 4,60.

Kinderschriften und Bilderbücher.

Ballestrem, E. v., Sechs Weihnachts- und Neujahrsbücher. Aus dem Englischen übersetzt.
1) Höhen der Seligkeit, Thäler der Gnade. 160. 40 Pf.
2) In Sonne u. Schatten. 160. 25 Pf.
3) Der Lieblingsschwan u. andere Reime. 160. 30 Pf.
4) Verborgene Blüthen. 160. 30 Pf.
5) Taug und Algen. 160. 30 Pf.
6) Junge Herzen und grüne Auen. 40. 1 M. 20 Pf.
Diese reizenden, künstlerisch ausgestatteten Büchelchen (je nach Wunsch mit Weihnachts- oder Neuhjahrswunsch versehen) eignen sich vorzüglich als Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Buttlar, Minka, von, Riekchen und Tinchen mit dem Gockelhahn. Mit 18 Bildern in Buntfarbendruck. 40. Eleg. cart. 2 M.
-- **Bunte Blätter für Kinder.** Mit 20 Bildern in Buntfarbendruck. 40. Eleg. cart. 2 M.

Eulenburg, Olga zu u. Luise Preusser, Kinder-Blumen. Gedichtet und mit 17 Bildern in Buntfarbendruck illustrirt. 40. Eleg. cart. 2 M.

Glaser, Adolf, Märchen. Mit 17 Illustrationen von Paul Wendling. 40. Eleg. cart. 2 M.

Lindau, A., Neue Märchen. 40. Mit 14 vielfarbigen Illustrationen von C. W. Allers.
Inhalt: Der verlorene Handschuh. — Geschichte e. alten Regenschirmes. — Ein Ritterdienst. Eleg. cart. 3 M.
Jedes Märchen ist auch einzeln in hocheleganten farbigen Umschlag zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Prachtwerke.

Ariosts Rasender Roland. Illustr. von Gustav Doré. Mit 81 Vollbildern auf Kupferdruckpapier u. 523 Textillustr. Metrisch übers. v. Hermann Kurz, durchges. u. herausgeg. von Paul Heyse. Geb. in 2 Ganz-Maroquinleder-Bänd. 135 M.
Geb. in 2 Bänden in Lwd. mit Lederrücken 120 M.
Geb. in 1 Ganz-Maroquinleder-Band 112 M.
Geb. in 1 Bd. in Leinwand m. Lederrücken 105 M.

Munch, A., D. Königstochter Brautfahrt. Ein Gedicht in 12 Romanzen. Im Versmass des Origin. u. mit Genehmig. des Verf. übers. von E. Jonas. Mit Illustrat. von Lorenz Frölich. In Original-Einband 12 M.

Ompteda, Ludwig Freiherr von, Bilder aus dem Leben in England. Mit einer Kupf.-Radirung. Eleg. brosch. 7 M. 50 Pf.
Fein geb. in Originalband 9 M.

Gedichte, Anthologien. Miniaturausgaben.

Anzengruber, L., Kleiner Markt. Novellen, Skizzen u. Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Fein geb. 4 M.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin, Charitas. Ein Almanach in Wort und Bild. Mit Beiträgen in Poesie und Prosa. Mit 10 Portraits in Lichtdruck. Miniatur-Ausg. In Original-Einband mit Goldschnitt 4 M.

Ballestrem, Eufemia, Gräfin, u. H. Lingg, Skaldenklänge. Ein Balladenbuch zeitgenössischer Dichter. Fein geb. 6 M.

Bodenstedt, Friedr., Neues Leben. Gedichte und Sprüche. 2. Aufl. Ein Band in hocheleg. Original-Einband 4 M. 50 Pf.

Gottschall, Rudolf von, Merlins Wanderungen. Eine Dichtung. Eleg. brosch. 2 M. In Origin.-Einband 3 M. 50 Pf.

Jensen, Wilhelm, Vor Sonnenwende. Miniatur-Ausgabe. In Origin.-Einband 3 M.

Ohorn, Anton, Schlichtes Volk. Vier Dorfgeschichten in Versen. M.-A. In Orig.-Einband 3 M.

Polko, Elise, Aus der Fremde. Neue Dichtergrüsse aus vieler Herren Länder gesammelt. Zweiter (Stereotyp)-Abdruck. Mit 1 Titelb. und Facs. der Verf. in Lichtdr.; Orig.-Einb. 6 M.

Stadion, Emerich Graf, u. Emile Mario Vacano, Astas Lieder. Die Herzensgeschichte ein. Gräfin. Gesang von Graf Emerich Stadion. F. geb. 4 M. 50 Pf.

Geschichte, Biographien, Kunst etc.

Italienische Forschungen zur Kunstgesch. Herausgegeben von Professor A. Schmarsow.
1. Band: **Schmarsow, A., S. Martin von Lucca u. die Anfänge der toskan. Sculptur im Mittelalter.** Hocheleg. brosch. 9 M. Fein geb. 11 M.
2. Band: **Semrau, M., Donatellos Kanzeln in San Lorenzo.** Hocheleg. brosch. 6 M. Fein geb. 8 M.

Lindau, Paul, Aus dem Orient. Flüchtige Aufzeichnungen. Ein Band. Hocheleg. brosch. 4 M. 50 Pf., Fein geb. 5.50.

Lübke, Wilhelm, Kunstwerke und Künstler. Dritte Samml. vermischter Aufsätze. 1 Bd. Lex.-80. mit 69 Illustrat. 2. Aufl. Eleg. brosch. 10 M. Fein geb. 12 M.

Minghetti, Marco, Rafael. Aus dem Italienischen übers. v. Sigmund Münz. Eleg. brosch. 7 M. 50 Pf. Fein geb. 9 M.

Simon, Ed., Kaiser Friedrich III. Nach dem franz. Origin. in die deutsch. Sprache übertr. v. Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld.) Autorisirte Ausgabe. 1 Band 80. 15 Bogen. Hocheleg. brosch. 3 M. Fein geb. 4 M.

Romane und Novellen.

Amyntor, Gerhardt v., Gerke Suteminne. Ein märk. Culturbild a. der Zeit d. ersten Hohenzollern. 2. Aufl. Eleg. brosch. 13 M. Fein geb. 16 M.

Coppée, François, Geschichten in Prosa. Deutsch v. Emil Burger u. Ernst Nather. 1 Band. Hocheleg. brosch. 4 M. 50 Pf. Fein geb. 5 M. 50 Pf.

Gottschall, R. v., Die Tochter Rübezahls. Roman. 3 Bde. Hocheleg. brosch. 15 M. Fein geb. 18 M.

Jensen, Wilhelm, Nirwana. Roman. 4 Bände. 3. Aufl. Eleg. brosch. 18 M. Fein geb. 23 M.
— **Fragmente.** Roman. 2 Bde. Eleg. brosch. 10 M. Fein geb. 12 M.

Jungmann, E., Sinkende Zeiten. Roman. 1 Band. Eleg. brosch. 5 M. Fein geb. 6 M.

Lindau, Paul, Herr u. Frau Bewer. Novelle. 9. Aufl. 80. Eleg. brosch. 2 M. 50 Pf. Fein geb. 3 M. 50 Pf.
-- **Mayo.** Erzählung. 5. Aufl. 80. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf.
-- **Toggenburg und andere Geschichten.** 80. El. brosch. 3 M. Fein geb. 4 M.
Inhalt: Toggenburg. — Elise. — Herni.
— **Im Fieber.** Novelle. 2. Aufl. 1 Bd. Hocheleg. brosch. 4 M. Fein geb. 5 M.

Ohorn, A., Im Cölibat. Vier Klostergeschichten. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. Fein geb. 5 M. 50 Pf.

Polko, Elise, Aus meiner Welt. Novellen u. Skizzenbl. Eleg. brosch. 4 M. Fein geb. 5 M.
— **Im Banne der Erinnerung.** Novellen. 1 Bd. Eleg. br. 5 M. Fein geb. 6 M.

Roquette, O., Frühlingsstimmen. Das Kapitel über die Frauen. — Der Dachreiter. — Kraehmost. Novellen. 1 Bd. Hocheleg. brosch. 5 M. Fein geb. 6 M.

Serao, M., Blüthe der Leidenschaft. Novell. Ins Deutsche übers. von Alfred Friedmann. 1 Band. Hocheleg. brosch. 4 M. Fein geb. 5 M.

Siems, A., Ein Circusmädchen. Roman. 1 Band. Eleg. brosch. 5 M. Fein geb. 6 M.

Vely, E., Wandelbilder aus der Berliner Gesellschaft. Band I: **Adam's Söhne. — Eva's Töchter.** Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. Fein geb. 5 M. 50 Pf.
-- **Malaria.** Roman. Eleg. brosch. 4 M. 50 Pf. Fein geb. 5 M. 50 Pf.

Nord und Süd.

Sine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben
von
Paul Windau.

Fünfundfünfzigster Band.

P°nr«i,5 von - Wilhelm Rief,,«KI. A,b°r, Traege. und kmin Posch«,

WrcFlsu
Schlesische Bnchdrnckerei. «unst. uns Verla gs-Ansta It
vormals S. Schottlaendex.

Inhalt des 55. Bandes.

Gctober. — Oovember. — Vecemuer.

^890.

Inhalt des 52, Bandes,

Mit dcn Portraits von:

Wilhelm Riefstahl, radirt von wilh. Rrauskopf in München; Albert Traeger, radirt von k. Kühn in Nürnberg und Lmin Pascha, radirt von Johann kindner in München,

October I8Y0.

Inhalt.

.Nord und Sud" erscheint am Anfang jede, Monats in heften mit je einer Runstbrilage,
preis xr« Puartal (Z tzeftej « Marl.
Alle Buchhandlungen und poftanstallen nehmen jederzeit Bestellungen an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von «Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Astaroch.

Ein Gebild des ^5. Jahrhunderts,*)

von

Wilhelm Mnscn.

— München, —

ie Zeit mar wild und bös, falsch und treulos. Das heißt, sie
mar ein Blatt, auf das die Menschen ihre Thaten schrieben.
Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne benannt, that es
niit der Brandfackel, dem Schwert und Henkerbeil, Der König von
Frankreich schickte aus Geldgier seine Braut Margarete von Oesterreich
mit Spott und Schimpf ihrem Vater zurück und haschte dafür nach der
reicheren Verlobten des letzteren, Anna von Bretagne.

In allen deutschen Landen und Ländchen herrschte das Faustrecht,
durch die neu erfundenen, Handfeuerrohre und Mörser noch lauter tobend
als zuvor. Das Gesetz war machtlos, wie der Kaiser; Gewalt und Tücke
trotzten jedem Recht, lachten über Acht, Aberacht und Bann. Nur die
Körperkraft, die rohe Lust galt und ergötzte, der Krieg, Beutezug, Rauf-
handel, das Trinkgelage, die Jagd; das Lanzenturmer, häusig mit tödt-
lichem Ausgang stellte die feinste Zier ritterlicher Lebensführung dar. Einsam
saßen den langen Winter hindurch die Frauen, die Gattin und die Töchter
der Ritter und Junker in unwirthlichen Gemachem auf der hoch herab-
drohenden Raubburg. In den Gemächern lag graue Dämmerung, denn
die glasscheibenlosen Fenster waren gegen Sturm und Eisluft mit Vorsatz-
luken geschlossen; die Insassinnen froren an den knatternden Holzscheiten

*) An dieser geschichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen
leisen Zug hinzugefügt.

des Kamins, dessen Nauch der niederschnaubende Wind in die Stube hineinstieß. Sie langweilten sich; seit einem Menschenalter druckte man Bücher, aber von Hunderten verstand kaum einer zu lesen. Mit den froststavren Händen fertigten und besserten sie Kleidungsstücke, würzten sich die einsörinige Arbeit durch Erzählen abergläubischer Mären, durch Erfüllung der täglichen kirchlichen Vorschriften und durch Zuraunen abenteuerlichen Liebesgeschichten, bunt ineinander. In Rom aber schrieb der Papst Jnnocenz VIII. sein unverlöschliches Gedächtnis; mit der Erfindung der Herenvrocesse, mit Foltermerkzeugen und Scheiterhaufen auf das Blatt der Zeit.

Wenn der Winter gegangen, mit dem Frühling ward es anders.

Die ungeduldige Erwartung der Sonnenmärme, der sommerlich verwandelten Welt erhellt aus den Liedern aller Dichter.

„Lö cliv lzluoineu nz äs» gr!>8e äriogent,
ssms si I^-Iisn gsAon clor spillon sunnsu,
in einem uieieu an ilsm nwrAsn kruo,
IIn>1 clis Kleinen voFelin n'ol siogent
in ir desten «iss, ciiu si Kunnsn,
v»? «ünns m»c- sii-n <I>^ ^elickon üuo?"

sang Herr Walther von der Vogelmeide. Und Herr Brunmart von Augheim stimmte darein:

„Willekomme si der sumer schoene,
Willekomm si die wunnecliche zit!
Ich Hort aber kleiner vogelin doene;
seht, wie Heide und cmger aber schone lit,
sit der Winter muoz dem sumer lazen
sinen strit; seht vröudc ist uf den strazen
Die uns der Vit wunnecliche meie git."

Augheim, der Geburtsort und Wohnsitz des Minnesängers, .Herr Brumvart^ liegt aber unter dem Hochblauen-Berg des Schwarzwaldes, und leuchtend-schöner kehrt der Frühling nirgendwo in deutschen Landen ein, als am Oberrhein. Gleichmäßig hüben und drüben des grün hinschießenden Stroms, «in Ostrand der Vogesen, wie am Westrande des Schwarzmcüds, Und so war die „summer zit" nach hartem Winter dort wiedergekommen, man schrieb das Jahr christlicher Zeit 1486.

Dem Hochblauen gegenüber ini Elsaß lag der hohe Welchen, an dessen Nordseite sich in seinen Abfall das Lauchthal eingrub. In diesem hatte einstmals Pirminius, der sagenhafte fränkische „Glaubensbote" ein Kloster begründet, das im Lauf der Jahrhunderte zur weithin besitzenden und gebietenden gefürsteten Benedictinerabtei Murbach angewachsen war. Sie trug einen Hund im Wappen. „Der hat ihrer viel gebissen," singt Lienhart Ott, und ein Sprichwort im Elsaß redete von „Hochmuth, der so groß sei, als der Murbacher Hund." Ein hochadeliger Convent war's, denn sechzehn Ahnen wurden zur Aufnahme in ihn gefordert.

AstarotK. -—
Reich ging es zu an der Tafel der Abtei, die häufiger als mit ihrem
wirklichen Namen, Vivmium ?eis^iin,,rum, ein „Behälter für Fremd-
linge" genannt ward.
Das Kloster befand sich ein Stündchen aufwärts in einer kleinen
Seitenabzweigung des Lauchthals, an dessen Mündung in die Nheinebene
die Stadt Gebmeiler — ehemals Gebunwilare — lag. Murbach hatte
sie begründet, hielt die Oberherrschaft über sie in väterlichen Händen.
Doch die kleine Tochter war groß und stark aufgewachsen, mit festen
Mauern, Thürmen und Gräben umgürtet, und gegen den Ausgang des
15. Jahrhunderts bestand ein grimmiger Haß und tödtliche Feindschaft
der Bürger Gebweilers wider die Herrschsucht und Habgier der Fürstabtei.
Der Abt Bartholomäus stammte aus dem großen Sundgau-Adelsgeschlecht
derer von Andlam, und es 'mar wieder ein Sprichwort: „Dan einer
von Andlaw in dise statt kam, das man jn zu todt schlug."
Wer vom Rhein her den Blick gegen das Lauchthal wandte, genoß
wundersame Anschau. Mächtig zur Linken drüben hob sich der Welchen,
und ringsüberall von seinen Abhängen um die Stadt Gebmeiler sahen
stolze Schlösser — der Hugstein, der Ungerstein, der Freundstein, der
Hirzenstein — herunter. Zwingburgen waren's, vom Dienstadel der Abtei
besetzt, die Zugänge zu ihr zu hüten und ihre Herrschaft mit Schwert und
Feuerrohr aufrecht zu halten. Drohend vor Allem wendeten sie jetzt seit
zwei Menschenaltern Gebmeiler ihr Felsengesicht zu.
Unabsehbar gen Norden dehnte sich vor dem Blick vom Rhein her
die vielgegipfelte und vielgestaffelte Kette des Waskenmald-Gebirges oder
„Wasichin". Fast von jeder Vorhöhe desselben, oft auf hoher Klippe ragte
ein Schloß empor; über Rufach und Colmar hin ging das Auge bis
Ravvoltsmeiler. Diesem zu Häupten stieg ein hoher Berg an, in seiner
Mitte und auf dem Gipfel von drei nah benachbarten Burgen gekrönt.
Das waren die Sitze der Grafen von Nappoltstein, der mächtigsten Herren
im Elsaß. Hochthronend lagen sie am Rande der Sehweite, im Spät-
abendlicht manchmal wie drei rothe Fackeln aufglühend.
Nun wärmte und funkelte, blühte und duftete der „vil wunnecliche
meie" um den Welchen her. Alle Halden standen in leuchtendem Blust,
von bunten Schmetterlingen umtaumelt. Im frischgrünen Buchenwald
gurrte die Wildtaube, Luft und Erde waren voll springenden Funken.
Aufwärts im Lauchthal unter hängendem Gezweig auf dem weichen
Boden faß ein seltsam aus dem Schatten anglänzendes Menschengebild,
ein Mädchen, das erst im Gang des letzten Winters vom Kind zur
Jungfrau geworden, Haare, wie glührothes Eisen auf dein Ambos, fielen
ihr ungehalten wellig von den Schläfen, über den Rücken bis an ihren
Sitz hinunter; aus einem Gesicht mit wundersam weichen und edlen Zügen,
an Farbe der großen weißen Anemone des Oberrheinlandes gleich, sahen
Augensterne wie der „schwarze See" droben auf dem Westhochrand der

Wilhelm Jensen in München.
Vogesen. Wie das Haar, gemahnten auch die Augen an die eines Eich-
hams. Sie schienen grad', unbeweglich vor sich hinaus zu blicken und
nahmen doch Alles, was rund um sie vorging, auf. Jedes Schivanken
eines Halmes, das Kriechen eines Jnsects, und reglos vergewisserten sie
sich über die Ursache. Alles spiegelte sich und versank gleichsam in ihrer
dunklen Tiefe.
Ihr Aussehen sprach, daß sie von edler Abkunft sei, doch ihre Kleidung
kaum. Oder wenigstens nur durch den Gemandstoff, der von einer Aelter-
mutter herstammen mochte, verblichen, vielfach zerrissen und nothdürftig
gebessert. Dennoch erschien sie nicht als ein Edelfräulein, aber sie war's,
sogar von ältestem Geschlecht. Sie hieß Kunigunde — „Gundel" genannt —
Gielin von Gielsperg.
Mit der weißen, langgesingerten Hand rupfte sie süßduftenden Thymian
neben ihr vom Boden und roch kurz daran. Dann warf sie ihn fort, er
bot ihr das nicht, wonach sie verlangte.
Ausstehend — wie hoch und schlank sie so mar! — wanderte sie an
der Halde entlang, suchte, bückte sich und pflückte Erdbeeren. Nur selten
erst zeigte sich eine von diesen leis angeröthet, allein sie nahm auch die
noch völlig grünen, zerbiß sie und verschluckte sie. Sie mochten bitter
schmecken, doch der Hunger mar noch bitterer, und sie hatte immer Hunger.
Von jeher, als kleines Kind, so lang sie denken konnte. Was hatte
sie Alles draußen in Berg und Busch gegessen! Richt nur jede Frucht
und Wurzel, auch rohe Vogeleier, die sie kletternd herabgeholt, die großen
schwarzen Ameisen, selbst die braunen Schnarrheuschrecken mit den roth-
funkelnden Flügeln.
Denn am Herd ihres Vaters saß Schmalhans als Koch. JbM Geburt
war der Tod ihrer Mutter gewesen, und sie hauste mit ihrem Vater, dem
Junker Rudolph Gielin und ihrem Bruder Werner auf Gielsperg, einem
verfallenen Burgstall weiter aufwärts im Lauchthal, mehr einer Wolfs-
höhle ähnlich als einer Menschenmohnung. Ein Raubthierloch, das seine
Insassen reichlich gesättigt, war es vor Zeiten allerdings gewesen, aber die
fetten Tage waren dahin.
Die Abtei wetteiferte mit ihren Vasallen an Begierde, doch stillte
diese auf andere Art. Sie preßte den Kaufleuten und Wanderern, die
durch ihr Gebiet zogen, hohen Wegzoll ab und nahm sie dafür unter
ihren Geleitschutz. So konnten die beiden Gielinjunker, Vater und Sohn,
sich nur selten einmal droben im wilden Gebirg an einem vollen Geldgurt
vergreifen, sondern mußten mit knirschenden Wolfszähnen die besten Bissen
unter ihren hohlen Fensterlöchern vorbeigerathen sehn, Gaumen und
Magen der gefürsteten Mönche zu ergötzen. Es gab nicht sonderlich viel
inehr auf Gielsperg, als das Thier auch draußen im Bergmald fand,
doch dafür mancherlei Schuldschrift in den Truhen der Bürger von Geb-

meiler. Davon hatte Gundel Gieiin ihren niemals stillen Hunger und
vielleicht auch ihr anemonenmeißes, von Blutarmut!) redendes Gesicht.
Gegen Mittag war's, die Sonne warf ihr Glanz und Hitze auf den
unbedeckten Kopf, so daß dieser in einiger Weite wie eine zwischen den
Blüthenstielen der Halde aufzüngelnde Flamme erschien. Ein kreisender
Raubvogel schlug über ihr die Flügel und stieß scharfen Schrei herunter.
Sonst war's still und unbewegt im heißen Thalschooß.
Die Südsonne hatte in ihm schon wochenlang glutvoll gebrütet und
mit der Hastigkeit des Vorsommers am Oberrhein den Pflanzenmuchs riesig
emporgetrieben. An feuchtbrüchiger Einsenkung stand ein hoch aufgewucherter,
verzweigter Strauch mit falbbraunen Beeren überdeckt, doch eine davon,
den übrigen vorangeeilt, funkelte im Maienlicht schon mit glänzendem
Schwarz. Auch von solchen Beeren hatte Gundel bereits einmal in den
Mund gethan, aber nicht zum andern. Beim Zerbeißen war es mit
heftigem Kopfschmerz, Betäubung, erstickendem Gefühl im Halse über sie
gekommen. Trotzdem streckte sie jetzt wieder die Hand nach der schwarzen
Glanzkugel aus; der Hunger nagte zu arg in ihr.
Da siel ein Schatten neben dem ihrigen auf den Strauch, und sie
wandte den Kopf. Unvermerkt mar Jemand hinter ihrein Rücken vom
Thalweg herangekommen, ein langer, in Junkertracht der Zeit, doch lotterig
bekleideter Mensch. Breitbefedertes Baret saß ihm auf dichtem, dunklem
Haarmald, die Nase darunter krümmte sich wie ein Habichtsschnabel, und
trotz blauer Farbe der Augen kam Blitzendes, fast Brennendes aus seinem
Blick. Er mochte drittehalb Jahrzehnt auf der Welt sein und hieß oder
nannte sich Dievold von Zellenberg. Denn er war ein „Sonnenkind",
der Bastard eines hohen Herrn, man sprach, eines Bischofs. Umschmeifend,
mo's ausgiebigen Trunk und lustige oder hitzige Rede gab, ward er überall
als Gast aufgenommen, in den Ritterburgen und der Abtei, wie in den
Trinkstuben der städtischen Zünfte. Zumeist war sein Sack leer, doch
dann und wann klimperten allerhand Goldgulden mit Fürstenbildnissen und
Wappengethier darin. Wie er dazu gekommen, mußte Keiner, oder vielleicht
nur Einer, der blutenden Kopfes irgendwo im nächtigen Busch lag, man
fragte nicht danach, wenn das Gold sprang, von wannen der Klang.
Auch auf Gielsperg mar er nicht fremd, ein Altersgenosse Werner Gielins,
und ab und zu wohl einmal auch dessen Weggenosse gewesen. Doch seit
einem Jahre hatte er sich dort und überhaupt in der Gegend nicht blicken
lassen, sondern anderswo Weg und Steg, Burg und Stadt im Elsaß besucht.
Die Hand auf seine lange Raufklinge stützend, stand er und sprach
spöttischen Tons:
„Bist schon satt von gutem Ding in der Welt und willst Dich für
die Naben füttern?"
Wie das Mädchen sich nun mit der schwarzen Beere zwischen den
Fingern umkehrte, stieß er hinterdrein:

lvilhelm Jensen in München.
„Teufel und Hölle, die Dein Haar gebrannt! Du mußt die Gundel
Gielin sein, des Werners Schwester. Warft Du ein Wechselbalg bis
vor'm Jahr und hat die Holle oder die Hölle Dich ausgetauscht?"
Seine Augen funkelten und erläuterten, ihre seltsame Schönheit mit
heiß auflloderndem Blick umklammernd, den Sinn seiner Worte. Sie
erkannte ihn sogleich, denn er war unverändert, doch, was er meinte,
verstand sie nicht. Gleichgültig gab sie zurück:
„Wenn ich Euch zuwider falle, Junker, was schaut Ihr mich an?"
Er schlug ein Lachen auf: „Bist so dumm noch? Was willst Du
mit der Tollkirsch? Brauchst sie nicht, hast ja selber zwei im Kopf."
Seine Hand schwappte unter die ihrige, so daß ihr die Beere aus
den Fingern flog. Danach fuhr er fort: „1^ Kella (lonna heißen sie's
drüben hinter den Bergen im italienischen Land. Da machen die Weiber
eine Salbe für's Gesicht draus, daß Keiner ihnen widerstehen soll. Sie
schminken sich Wang' und Lippen damit, und ihre Küsse find giftig. Ich
Hab' kein Begehr nach Gift von Deinen, Gundel Gielin, drum schlug
ich Dir die Walkerbeere aus der Hand. Willst Du ihren Saft brauchen,
thu's im Aug', nicht mehr als ein Tröpfle, Dann wird's ganz, als stach'
ihm eine Tollkirsch' im Sehring, und welchen Schatz Du willst, er muß
Dein sein."
Er steckte die Linke zwischen Leib und Wehrgehenk, bog den straffen
Hals etwas rücküber und schoß so wieder einen Flammenblick in das
Gesicht vor ihm. Männliche Kraft, Jugendfrische, Hoffart edlen Geblüts
und verwegener Sinn strotzten aus seinem Bild. Nun die Hand des
Mädchens greifend, stieß er heraus: „Willst Du mit mir gehen?" Und
in seiner Stimme klang etwas von dem schrillen Ton des Raubvogelschrei's,
der noch über ihnen aus der Luft herunterkam.
„Wohin soll ich mit Euch gehen?" fragte sie.
Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin
wo die Taube girrt, und dann weiter, wo die Welt lustig ist."
„Wozu?"
„Wozu die Taube den Schnabel braucht."
Rasch den Fuß aufhebend, fiel sie ein: „Habt Ihr dort Vorrath für
den Hunger?"
Lachend drehte er den leeren Sack feines Wammses nach außen.
„Die Kehle hat ihn leer geschluckt, aber heut Mittag giert mein Hunger
nichts zu beißen, sondern bcss're Lippenkost. Die vertreibt schon eine Weil'
das Magengeknurr; komm, bei Euch im Wolfsloch giebt's auch nichts, und
zur Nacht stellen wir Halseisen. Ich weiß einen Goldfuchs, der drin
stecken bleibt."
Enttäuscht zog Gundel den gehobenen Fuß und zugleich die Hand aus
der des Junkers zurück. „Wenn Ihr auch nichts habt, was soll ich mit
Euch? Da giebt's auf Gielsperg noch mehr."

» Gleichgültig drehte sie sich ab und ging davon. Nicht in den Worten,
doch in der Art, wie sie's gesagt, hatte für Diepold von Zellenberg so
Verblüffendes gelegen, daß er, auf dein Fleck stehen bleibend, ihr ungläubig
nachsah. Sein Mund vermurmelte ein paar Worte, nichts Schmeichelhaftes,
denn sie besagten: „Eine hungrige Gans." Er folgte ihr mit dem Blick,
wie ihr Haar über den hohen Stauden der Holde hinglühte; dann pfiff
er und ging seines Wegs. Es mar Gebiet der Abtei, auf dem er sich
befand, und gewaltsame' That frechen Bluts für seine durstige Kehle nicht
rathsam.
Gundel Gielin stieg abwärts zum Weg, der sich an den Krümmungen
der Lauch entlangmand. Ihr Gesicht bot keinerlei anderen Ausdruck als
vorher; lesbar stand drauf, sie mußte nicht, wozu sie mit ihm hätte gehen
sollen, wenn er nichts zu essen für sie habe. So schritt sie ihrem nicht
fernen Burgstall zu.
Wo der kleine Murbach linksher vom Kloster in die Lauch einmündete,
hockte am Rand eine blondköpfige Bauerndirne und klopfte Leinenwäsche
mit einem Brett. Dazu sang sie mit einer Stimme, hell wie das rieselnde
Wasser unter ihr, ein Reimlied mit gleichmäßig kehrendem Schluß. Im
Vorübergehen haschte Gundels Ohr zwischen den klappenden Brettschlägen
zwei der Verssätze auf:
^,Er hatt' eine Liebste, ein blasses Kind.
Mit Augen, ivie Veiel im kalten Wind.
Sag' ade — sag' ade!
Es wehte der Wind ihr die Wang' zu roth,
Sie ging so liiiter in Lebensnoth.
Sag' ade —"
Die Singende sah drein, als verstehe sie gut, was der letzte Vers
sage. Auch Gundel verstand's: Lebensnoth hieß hungern und darben.
Daran ging man so nach und nach unter. Nur was „Liebste" sei und
in dem Lied solle, wußte sie nicht.
Niemand kam durch das Thal, das sich mählich höher zwischen die
Bergwände hinaufzog. Doch dann scholl einmal Hufgetrappel um eine
Felsnase; mit einem wunderlich hohlen Klang dröhnte es vom Steingrund
durch die mittägige Stille. Ein Reiter tauchte nun um die Ecke, ein
Ritter, doch nicht in Panzerrüstung, sondern in bequemem weitem Tappert-
gemand, zwei berittene Knappen in Helm und Schienen hinter ihm. Gundel
kannte ihn, es mar Herr Wilhelm von Ungerstein, Burgherr des Schlosses
Ungerstein drunten am Ausgang des Thals, der letzte Namensträger seines
nltedlen Geschlechts. Unter der rothsammtenen Sandelkappe siel sein lang-
getragenes Haar ihm aschengrau über den Nacken; aus dem freundlichen
Angesicht blickten sanfte, ein wenig stumpffarbige und lebensmüde Augen.
Sie trugen Kümmerniß über das Absterben seines Ehegemahls, mit der

er fast an die vierzig Jahre in einträchtiger Zufriedenheit verbracht; der
harte Winter aber hatte sie in's Grab gelegt und feit fünf Monden saß
er einsam, seiner reichen Habe unfroh, in den stattlichen Gemächern der
Burg. Denn Kinder, sein Geschlecht fortzuerhalten, waren ihm von seinem
Weibe nicht geworden.
Gundel mich an den Wegrand, den vornehmen Herrn vorüber zu
lassen. Doch ihr Gelock leuchtete zu feurig im Sonnenglanz und wie eine
fremdartige Wunderblume stand sie an der Blüthenhalde.
Und es mar Mai, die Zeit, d'rin das Auge sich gern an Blumen
ergötzt.
So geschah's, daß der grauköpfige Ritter sein Roß anhielt und, sich
im Sattel vorbückend, fragte:
„Wer bist Du, Magetin? Mich däucht, ich sah Dein Haar schon ein-
mal wie rothes Gold durch's Thal scheinen."
Ueberrascht von seiner Anrede, versetzte sie halbscheu: „Ich heiße
Gundel Gielin von Gielsperg."
„So bist Du ein Fräulein, und ich gewahr's jetzt, mich blendete die
Sonne, kein Kind, sondern eine Jungfrau. Dir ziemte besseres Gewandt
will's mich bedünken, aber ich weiß, Dein Vater ist arm."
In den matten Blick Herrn Wilhelms von Ungerstein war's mit
einem helleren Aufglänzen gekommen und er verwandte sich nicht von ihrem
Antlitz. Sie erwiderte: „Ja, das sagt Ihr mit Recht, gestrenger Herr,
mein Vater ist arm. Um's Kleid mürd's mich nicht grämen, aber Hunger
leiden ist arg."
Nun entgegnete er: „Es rollt auf der Wurfbank nicht, wie man's
begehrt. Hätt' Dich Gott mir als Tochter bescheert, Kunigund, wär's uns
Beiden zum Guten gewesen."
„Das ständ' bei Euch — Ihr konntet'» bessern, was er gefehlt."
Es flog ihr roin Mund, wie der Vogel aus dem Busch schwirrt. Um
des Ritters Lippen säumte sich ein Lächeln, er sprach: „Meinst Du,
Kunigund? Dein junger Kopf findet das Rcchte vor meinem alten. Mir
liegen auf der Burg noch Gewänder ungenutzt in der Truhe, die mein
Gemahl in der Jugend getragen. Davon schicke ich Dir morgen eines
nach Gielsperg und zur Mittagskost sür Dich dazu. Nimm guten Weg
heim und streise mit Deinem Gelock nicht an brennbares Ding, daß Du's
nicht anzündest."
Nickend ritt er abwärts weiter, doch am Wegumbug drehte er noch
einmal das Gesicht zurück. Es war im „vil munnichlichen meien", drin
Bluinen Zauber innewohnt, daß sie mehr als sonst die Augen erfreuen,
auch die des Alters.
Was Gundel Gielin zuletzt entfahren, mar keck und wohl mehr als
das, aufdringlich gewesen. Doch sie bereute es nicht; man mußte schnell und
fest inderWelt zugreifen, wenn etwas vorüberkam, was man haschen und halten

konnte; sonst flog's hurtig vorbei und ließ das Nachsehen. Und durch ihr
kühn-kluges Nutzen des Augenblicks bekam sie morgen ein gutes Mittags-
gericht, sich daran satt zu essen. Auch ein Kleid dazu; doch das schätzte
sie gering. Weder fror sie im ihrigen, noch war's ihr zu heiß, also
brauchte sie kein anderes.
Fortmandernd, dachte sie kurz darüber, warum der Burgherr von
Ungerstein ihr die verheißenen Dinge zum Geschenk mache. Zum ersten
Mal im Leben geschah ihr Derartiges, und sie begriff's nicht, weshalb.
War's, weil sie so armselig aussah, oder weil die Menschen im Alter
wieder schwachen Sinns wurden wie die Kinder? Aber lang bekümmerte
ihr Denken sie nicht; es gaukelte etwas farbenreich im Lichtmeer an ihr
vorbei, danach griff sie mit der Hand, preßte die Finger d'rum fest zu-
sammen und that sie dann wieder auseinander. Ein Schmetterling war's,
den sie gefangen, mit bunten Augen auf den Flügeln, doch reglos, denn
ihre Hand hatte ihn todt gedrückt und sein Schmelz glimmerte ihr an den
Fingern. Flüchtig schaute sie darauf hin, warf ihn in den Wegstaub und
ging weiter.
Ihr kam plötzlich einmal der Gedanke, sie möchte wohl wissen, wie
sie denn eigentlich aussehe.
Aber das ließ sich nicht machen, man konnte sich nicht selbst sehen.
Sie hatte gehört, es sei möglich, wenn man in ein ruhig stehendes Wasser
hineinschaue, doch solches gab's uin Gielsperg nicht.
Zu diesem bog sie nun ein Stück an der Berglehne hinauf. Mit
unbehauenem Quadergestein, dem Zeichen des grauen Alters, sah der Burg-
fried von einer Felszacke unversehrt nieder, allein das Gemäuer um ihn
lag ausgeschartet zerbröckelnd, der Burghos wüst und verfallen. Einer
großen Wolfsrüde schlotterte das zottige Fell um die deutlich sichtbaren
Wirbel und Rippen; sie schlug beim Kommen des Mädchens einen hungrig-
heiseren Ton an> witterte nach der Vorübergehenden auf, ob diese einen
Geruch von etwas Eßbarem mit sich bringe, und drückte verdrossen mit
lang vorgedehntem Hals den Kopf wieder auf den sonnenheißen Grund.
Drinnen befand sich kaum ein mohnlich zu heißender Raum; in fleckigen
Wämmsern saßen der Junker Rudolph Gielin und sein Sohn an einem
alten, vielfach zerhackten, eichenen Schragentisch mit einer Mittagsschüssel
vor sich, aus der sie nach ihren Mienen wenig schmackhafte Brocken hervor-
holten. Sie sahen mürrisch aus, wie der Hund; kurze Worte, die ihnen
vom Mund fielen, besagten, nicht so sehr um der schlechten Kost willen,
als weil ihnen ein Wild entmischt war, worauf sie im Morgengrau gepaßt
hatten. Was es gewesen, ob Bär oder Schwein, Hirsch oder was sonst,
ließ sich aus ihren Reden nicht vernehmen. Keiner nahm vom Eintritt
Gundels Vermerk, sie setzte sich gleichfalls wortlos auf die Wandbank und
wartete, bis die Beiden von ihrer Mahlzeit innehielten; dann zog sie sich
die Schüssel heran und aß den kärglichen Nest. Neben Werner Gielin

Wilhelm Jensen in München,
stand ein verbeulter Zinnkrug, den hob er und stülpte ihn über seinen Becher, doch es lief kein Tropfen mehr heraus. Nun schlug er mit einem Fluch das klappernde Gefäß auf den Tisch, sah grimmig seiner Schwester in's Gesicht und stieß aus: „Bist Du auch noch da, den Topf auszu-schlecken? Wozu füttern wir Dich mit? Du solltest schaffen, daß Speck hineinkommt!"
Er biß sein unwirsches Gepolter ab, maß sie großvermunderten Blicks mit den Augen und fuhr schrillstimmig drein:
„Gott's Tod, Vater, schaut's an! Süß' ein Bub da, sagt' ich, ihm wächst der Mannesflaum um's Kinn. Ihr habt eine Tochter, die sich putzt, wenn sie den Brustlatz abthut. Wär's meine, ich thät' sie in ein Haus mit guten Frauen zu Colmar oder Basel, da griffe sie uns nicht den Bissen vor'm Zahn weg, sondern brächt' Euch Gold in den Sack."
Gundel sah ihn an. „Bist verrückt worden? Meinst, da läg' das Gold aus den Straßen und ich könnt's aufsammeln? Geh' Du hin und thu's, wenn Dein Kopf so einfältig ist, daß er's glaubt."
Der alte Junker Rudolf knurrte: „Da wär's nach Murbach näher. Hochfürstliche Gnaden legen gern Sprenkeln im Hag. Vielleicht — was trabt da über den Berg?"
Er stand auf und warf einen lauernden Blick durch die Fensterhöhle hinaus. Drunren auf der Straße zogen ein paar hochbeladene Maulesel, von ihren beiden Eigenthümern und einigen reisiggewappneten Knechten zu Fuß geleitet, thalaufwärts.
Sichtlich waren's Handelsleute, die mit ihren Waaren dem Paßmeg über's Gebirge in's Lothringische zutrachteten. Die Zunge Rudolfs Gielins brachte einen kurzen scharfen Schnalzlaut hervor, der den Kopf seines Sohn's herumfahren ließ, „Was giebt's?" Dann saß Gundel allein am Tisch; in einem Zimmer nebenan scholl eine Weile Eisengeklirr, danach war's still. Die beiden Junker und der einzige Knecht, der mit ihnen hauste, stiegen eilfertig zu einem Geschäft meglos gradauf den Berg hinan, auch der große Wolfshund begleitete sie und schnupperte ab und zu voraus in die Luft. In der öden Burg war's lautlos, nur ein braunes Thurm? falkenpaar jagte sich droben kreischend um den Burgfried, und nur die alte Madgard, die Hausschaffnerin, hockte, einen Rosenkranz abfingernd, in dem schwarz verrußten Küchenloch an der kalten Herdasche. Zu ihr ging Gundel und fragte: „Weißt Du, wer die guten Frauen in Colmar und Basel sind? Giebt's bei ihnen zu essen?" Die Alte schlug hastig ein Kreuz über Kopf und Brust und stierte das Mädchen an. „Führ' uns nicht in Versuchung," brachte ihr zahnlos murmelnder Mund heraus. „Die guten Frauen? Was willst Du mit ihnen, Kind? Erlös' uns vom Uebel! S'ist Todsünd', was sie schaffen — unser täglich Brot gieb uns heute! Die sind Brot, im Höllenofen gebacken, zur Kost für die Schür-

Astaroth.
knechte des Belzebub. Benedeite Mutter Gott's, bewahr' uns in unsrer Reinheit!"
Gundel zuckte die Achsel, daß sie sich auf eine Frage an die alte Vettel eingelassen. Starrend und triefend von Unflath, hockte sie da, und die Mutter Gottes sollt' sie in ihrer Reinheit bewahren; fast hätte Gundel Gielin aufgelacht. Zu dumm war's, wie das Beten überhaupt, von früh-auf hatt' es sie angewidert. Als kleines Kind hatte sie auch zum öftern die Finger gefaltet: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Aber Niemand gab's, der Hunger fraß danach um so ärger. Nichts als Narrheit war's mit Gott und der Mutter Gott's im Himmel, und Sünd' und Sünden-strafe gab's auch nicht, davor fürchteten sich bloß die Dummen. ' Man mußte selbst die Hand brauchen, das zu bekommen, was man wollte; nur konnte ein Mädchen das nicht. Es hatte nicht die Leibeskräfte dazu, war von der Natur schwach und ohnmächtig in die Welt gesetzt.
- Gundel dachte erbittert darüber, wie sie benachtheiligt worden, daß sie kein Mann sei. Da mär sie heut mit ihrem Vater und Bruder in's milde Gebirg hinauf und würde anders bei ihnen gelten, am Tisch nicht Schimpfreden als Zukost zu schlucken haben. Sie mußte, daß die beiden nicht vor dem Morgengrau heimkehrten, ihr Weg mußte weit umgehen und ihr Waidmerk heischte die Nacht. So ward's und legte diese sich mit Sterngefunkel über die verlassene Burg, in deren Dunkel Gundel Gielin allein saß.
Schatten und weißliche Schimmer gingen draußen, und Eulen fauchten an ihrem Fenster vorbei, aber das rührte sie nicht an; auch vor Ge-spenstern fürchtete sie sich nicht. Sie selbst konnte jetzt wie ein solches erscheinen, oder mehr einem marmornen Standbild gleich, wie man sie drüben im italienischen Lande als Gedächtnißmale uralter Zeit da und dort aus der Erde grub und Künstler sie in weißem Gestein nachbildeten. Denn Gundel bereitete sich in ihrer unwirthlichen Kemenate zum Schlafen und warf dazu nach Brauch der Zeit Alles, was sie an Kleidung trug, von sich. So umflimmerten die Sterne kurz und mit einem geheimnißvollen Glimmerschein ihre völlig gewandlose, wundersame Gestalt, dann schwand diese unter der Wolfsfelldecke ihres harten Lagers. Die Fensterluke mar unverschlossen, und die riegellofe Thür klaffte; wer Lust dazu besaß, konnte durch die Finsterniß hereintreten, hier, wie überallhin in die unbewachte Burg. Doch der Gedanke kam Gundel nicht; wer sollt' es thun und wozu? Bei ihr war nichts zu rauben oder zu stehlen, wie in keinem anderen Gelaß. Sie schlief ein und dachte als letztes, morgen Mittag werde sie sich satt essen. Das hieß, wenn der Ritter von Ungerstein seine Zusage hielt. Eigentlich konnte sie's nicht glauben; er hatte es wohl gesagt, aber keinen Grund, morgen noch daran zu gedenken.
Die Sonne weckte sie; in der Nacht waren ihr allerhand Träume gekommen, sie wußte nicht mehr was. Doch wie sie aufgesprungen stand

und das Gesicht über die irdene Schüssel bückte, um sich zu waschen, siel
ihr ein, unter ihren Augen sei ein ruh'g stehendes Wasser, in dem man
sich selbst sehen könne. Jndeß, wie sie's auch versuchte und den Blick
anstrengte, sie nahm nichts gewahr, als die Schüssel und das Wasser.
An noch Eins erinnerte sie sich, aus dem Traum oder von gestern
her. Es mar ihr wohl in jenem rückgekehrt, und mit einem sonderbaren
lüsternen Trieb kam's' über sie. Ohne umzuschauen, ob ihr Bater oder
Bruder heimgekommen seien, verließ, sie die Burg, stieg an der Berglehne
empor. Sie hielt ein Ziel droben auf dem Felspfade im Auge, wußte,
daß sie dort finde, wonach sie trachtete. Nun erreichte ^te's, eine hohe
Tollkirschenstaude ebenfalls schon mit einigen schwarzgereiften Beeren be-
deckt; Nachtthauperlen sunkelten noch auf den Blättern, wie an Kraut
und Halm rundumher. Die Hand streckend, setzte sie den Fuß vor; da
fuhr neben diesem ein Zischen gegen sie auf, unter dem giftigen Strauch
wand sich blitzschnell eine schwarze Höllennatter empor, ringelte sich ihr
über den Schuh um das bloße Gelenk und hob steil den müthig züngelnden
Kopf an ihr in die Höh'. Gundel kannte die Gefahr, wußte, ein Biß in
das nackte Bein sei der Tod, doch sie erschrak nicht, machte keine hastig
abschüttelnde Bewegung. Ruhig bückte sie das Gesicht nah gegen die
Schlange hinab und sagte: „Was willst Du?" Ein paar Wellenschläge
des frischen Morgenwindes lang sahen beide sich so an, heftete die Viper
den Blick in die schwarzen Augensterne über ihr. Dann bückte sie lang-
sam den Kopf herunter, und nun schneller, und löste ihren Schuppenleib
von dem Fußknöchel, und wie furchtgejagt schoß sie davon, in einen
sichernden Erdschlupf hinein. Eine lächerliche Furcht des giftstrotzenden
Ungethüms war s, doch Gundel Gielin lachte nicht, ihr regte es nicht Ver-
wunderung. Sie hatte schon manchmal erfahren, daß sie Macht besaß,
solcher Art ein bedrohliches Gethier zurückzuschrecken, auch die Wildkatze,
den Wolf, den Luchs, und sie pflückte gleichmüthig jetzt zwei der dunklen
Beeren, nach denen ihr Gelüst stand, und begab sich wieder bergab.
Als sie zur Burg kam, waren die beiden Junker zurückgekehrt, doch
merklich wenig zufriedengestelt vom nächtlichen Anstand. Sie sahen noch
wild-verdrossener aus, als Tags zuvor; Stein und Dorn mußte sie im
Wald arg mitgenommen haben und die Jagdbeute ihnen trotzdem wieder
aus den Fingern entmischt sein. Oder Bärenkralle und Eberzahn waren
ihnen grimmig in's Fleisch gefahren; blutrünstig lies ein Riß von der
Stirn bis zum Kinn über Werner Gielins Gesicht, und sein Vater schleppte
beim Auftreten lahm den rechten Fuß. Der Knecht war nicht wieder mit
heimgekommen, nur der Hund, der ächzend in einer rothen Lache am Boden
lag. Gundel sah's, doch fragte nicht, was und wie's geschehen; sie hütete
sich nur, den übel Zugerichteten in den Wurf zu kommen, denn über die
beiden besaß der Blick ihrer Augen keinerlei Macht. In ihre Kaminer
schlüpfend, nahm sie die mitgebrachten Beeren, zerquetschte sie zwischen den

Fingerspitzen und tupfte sich niit dem Saft zwischen die Lider. Danach
trieb sie's; Diepold von Zellenberg hatte gesprochen, wenn sie das thäte,
müßte ihr jeder Schatz gehören, den sie wollte. Zu vermuthen stand, sie
könne dann gleich einer Wunschruthe das Gold und Edelgestein in der
Erde schauen.
Ein kurzes ätzendes Brennen ließ ihr nun die Wimpern zusammen
zucken, verging indefz rasch, und sie konnte die Augen wieder öffnen.
Aber beim Aufschlagen der Lider sah sie nichts vor sich, als ein gelb in
einander rinnendes Geglitzer der Sonnenstrahlen; wie blind stand sie mit
weit aufgerundeten Sehringen, aus deren Tiefe ein metallisch grünliches
Geleucht kam, gleich dem Glimmerschein im überschatteten Blick eines
Raubthieres. Erst gemach tauchten ihr vor den lichtgeblendeten Augen wieder
die Umrisse und Farben der Dinge hervor, doch nur in der Weite. Was
nahe mar, lief ihr verschwommen undeutlich durcheinander.
Da scholl Hufschlag vor der Burg und jetzt drinnen im Hofraum;
gleich darauf rief die rauhe Stimme des Vaters ihren Namen. Unsicheren
Schrittes ging sie hinaus und gedankenverworren; Knechte standen draußen
und vor ihnen, aus dem Bügel gestiegen, ein Reiter, den sie nur wie
durch ein flimmerndes Maschennetz mahrnahm. Doch an seiner Ansprache
erkannte sie Herrn Wilhelm von Ungerstein, er sagte: „Ich komme selber,
Kunigund, Dir das gestern Verheißene zu bringen —"
Bei dem Wort hielt er und stieß, sie anblickend, nach: „Was herbergt
Dein Angesicht? Deine Augen sind schwarz, und doch werfen sie Gefunkel
wie Diamant."
Man sah dem Ritter an, er war erregt an Leib und Sinn und mußte
Athein schöpfen, ehe er wiederum sprechen konnte:
„Ich Hab' ohne Schlaf die Nacht gelegen, denn mich ließ nicht, es
ist gar einsam in meinem Haus. Da übersiel mich's, hierherzugehen, daß
ich Dich früge, Kunigund, ob Du zu mir auf die Burg kommen willst."
Gleich einem Pfeil, der bereit auf der Bogensehne liegt, schoß es
vom Munde Gundel Gielins:
„Ja, ich gehe mit Euch, als war' ich Eure Tochter."
„Nein — ich hab's besser bedacht —" der Ungersteiner stockte ein
wenig mit der Zunge an und drehte den Kopf gegen den alten Giels-
perger: „und bin zum Entscheid gelangt, Herr Junker, bei Euch um Eure
Tochter zu meinem Ehegemahl zu freien."
Aus der Kehle Gundels brach ein Ton, wie ein vom Speer getroffenes
Wild ihn ausstößt, und wie dies sich im Dickicht birgt, lief sie in ihre
Kammer davon. Sie sah nichts und wußte nicht, was sie wollte; tappend
griff sie mit der Hand nach der irdenen Waschschüssel, warf diese zu
Boden, daß schlitternd die Scherben umherflogen. Nun kam ihr Vater
hinter ihr drein, umkrallte ihr mit sehnigen Fingern von rückwärts den

Nacken und raunte drohend an ihr Ohr: „Wenn Du ,nein- sprichst, würg' ich Dich, Dirne!"
Auf einmal war sie ganz ruhig, duckte sich nur unter der Faust fort und gab zurück: „Weshalb sollt ich's? Glaubt Ihr, ich sei von Verstand?"
Dein Alten flog überrascht heraus: „Du willst seine Frau werden?"
„Wenn er's für besser hält. Was geht mich das Wort an, ob Tochter oder Frau? Viel klüger ist's, als Frau bin ich die Herrin und kann nehmen, was ich will."
„So komm und sag's ihm!" Mit zitternder Gier in den Augen drängte Rudolph Gielin sie zur Thür, stieß, als sie auf den Burghof zurückkamen, aus halb keuchender Brust: „Sie gehört Euch, Herr Ritter!"
Der Angesprochene versetzte: „Deinen Handschlag, Kunigund, Du wirst es gut bei mir haben."
„Ja, ich denk's nur, munder gut!"
Sie hielt seine Hand, scheulos, mit den Fingern sich d'rum fest-klammernd, als sei's ihr bang, wenn sie loslasse, könne die seinige ihr wegschminken. Es schien, sie gedenke, gleich mit ihm zu gehen; seine Augen strahlten Glanz aus und sein Arm zitterte. Von ihrem Anblick unter der Asche der Jahre in ihm heraufgeschürte Leidenschast, die ihn über Nacht zu seinem jähen Entschluß fortgerissen, übergoß die Runzeln seines müden Gesichts mit einem Wellenschlag jugendlicher Lebendigkeit. Er wollte sie in die Arme ziehen, doch bezwang sich in Gegenwart der beiden Junker und der Knechte. Aber desto ungestümer trieb's ihn zur schleunigen Festsetzung der Hochzeitsfeier, und er traf Abrede, daß sie nach wenigen Tagen stattfinden, seine Braut alsdann zu ihm kommen solle, wie sie stehe und gehe, sonder Mitgift, er halte Alles bereit. Widerstrebend ritt er von dannen, bis zum Letzten wie mit zaubergebannten Augen nur an Gundel Gielin hangend.
Die Zurückbleibenden setzten sich zum reichen Mahl, das die Knechte des Ritters mitgebracht, Wildeberkopf, Hirschkeule und Krüge voll besten Gebmeiler Wein's. Es mar ein Schmaus auf Gielsperg, wie er seit Gedenken nicht gewesen, Gundels weiße Gesichtshaut durchfloß sich mit röthlichem Schimmer. Ihr Vater sprach: „Laß sie mit ihren Eseln zum Teufel traben! Der Fang, den mir heut gemacht, läßt ein umsonst geschundenes Bein an's Bein binden." Trunken lachte Werner Gielin: „Der graue Fettwanst im Dachsloch — ich schütt's durch die Kehle auf sein Gebein! Daraus fließt bess'rer Saft als zu Colmar und im Pfaffcn-sprenkel. Und dies auf das Fleisch und Blut, das doch zu etwas nutz ist." — Aber der Alte winkte ihm mit gerunzelten Brauen, zu schweigen; er verhielt sich achtsam, fast unterwürfig gegen seine Tochter, ihr fuhr heut' kein rohes Wort von ihm in's Gesicht.
Am vierten Tag nach diesem trafen um die Mittagszeit Knechte mit

einer Sänfte ein. darauf ließ der Ritter von Ungerstein seine Braut zur
Hochzeit in's Schloß tragen. Wider die heiße Sonnenglut wölbte sich
über ihr ein purpurner Baldachin, drunter leuchtete ihr Haar; aus der
Weite schien's, als schwebe eine große Blüthenglocke des roth funkelnden
Fingerhutes über den Weg hinunter. Wie sie an die Einmündung des
Murbachs in die Lauch gelangte, klang ihr der Gesang der Bauerndirne,
den sie hier gehört, im Ohr auf:

„Es wehte der Wind ihr die Wang' zu roth,
Sie ging so unter in Lebens Roth —
Sag' ade —"

Auch ihr mar die Wange roth geworden, sehen konnte's sie nicht,
aber fühlte ihr Gesicht heiß von der Erwartung. Denn sie ging nicht
unter in Lebensnoth, sondern Lebensherrlichkeit lag ihr zu Füßen. Nichtig
war's mit dem Saft der schwarzen Beeren im Auge gewesen, der Schatz
ihr geworden, nach dem sie getrachtet. Gundel Gielin klammerte die
weißen Hände um- die Tragstäbe des Baldachins und rüttelte dran, daß
der Purpurhimme! über ihr schwankte. Dazu lachte sie, aber sie verstand
sich nicht darauf, hatte nicht lachen gelernt. Man sah's nur an den
Lippen und Zähnen, klanglos zerging's davor.

Der Ritter von Ungerstein erharrte ihre Ankunft vor der Zugbrücke
seiner Burg, hob sie aus der Sänfte und stellte sie dem Schloßgesinde
als die neue Herrin dar. Dann diente eine Kammermagd ihr als
Führerin zu dem Gemach, wo sie sich für die Trauung schmücken sollt.
Durch mehrere wohlausgestattete Vorstuben ging's dorthin; kunstvoll
gearbeitetes Hausgeräth, Zierrath und Schmuck mancher Art, wie sie der-
gleichen nie gesehen, erfüllten die sorglich gehaltenen Räume. Als sie in
den zum Ankleiden mit Allem bereiteten Raum eintrat, bog sie stutzend
den Kopf nieder, denn sie vernahm plötzlich ihren Fußtritt nicht mehr, ein
weicher Teppich deckte den Estrich. Nasch indeß begriff sie's und sagte,
„Das ist gut, ich will nicht frieren, wenn der Winter kommt." Auch die
Wände des traulichen Gemaches waren mit Gewirken behängt und die
Fensteröffnungen von durchscheinenden, in Oel getränkten Häuten verschlossen;
dadurch kam trotz der Sonnenhelle draußen ein gedämpftes Licht, fast wie
leis dämmernd, in die Stube. Gundel Gielins Miene drückte keine
Ueberraschung, doch Befriedigung aus; was sie um sich wahrnahm, ward
ihr Eigenthum heut' und gefiel ihr. Aber nun stutzte sie nochmals und
fragte, grad' vor sich hinschauend: „Wer ist das?" Die Dienerin ver-
stand's nicht und versetzte: „Was meint Ihr, Herrin?"

„Die dort. Was thut sie hier?" Gundels Hand deutete auf eine
ihr nur ein halb Dutzend Schritte gegenüberstehende weibliche Gestalt,
unscheinbar gewandet, doch von hoch-schlankem Wuchs und weißem Antlitz-
glanz. Drüber siel goldrothes Haar von Scheitel und Schläfen, und zwei

Wilhelm Jensen in München.
Augen, den reifen Beeren des Tollkirschenstrauches gleich an Farbe, blickten Gundel entgegen.
Jetzt erwiderte die Magd: „Das matte Licht verursacht Euch Täuschung, Herrin; es steht Niemand dort, als Ihr selber in Eurem Spiegelbild."
Da fuhr's mit einem Nuck durch alle Glieder- Gundel Gielins, wie wenn ein flügge werdender Nestling sich beim Habichtsschrei in Schreck zusammenduckt. Sie stand, sich nicht regend, ohne Wort und auch ohne - Athemzug. Danach sprach sie befehlerisch: „Hole mir Wasser, ich habe Durst vom Weg."
Die Dienerin ging, und die im Gemach Bleibende sah ihr Wiederbild an. Leise, Schritt um Schritt, bewegte sie sich auf sich selbst zu, doch anhaltend, lautlos-vorsichtig, gleich einer Katze, die einen Vogel beschleicht. Dann schnellte sie sich plötzlich, mit der Hand ausgreifend vor, und stieß hart gegen die glimmernde Fläche des großen Metallspiegels an der Wand. Halb verdutzt wich sie zurück; da stand sie wieder vor sich und schaute sich mit den schwarzen Diamantaugen in's Gesicht, und das Lachen ohne Ton bewegte Gundel Gielins Lippen, daß der weiße Zahnglanz aus dem Spiegel zurückflog.
Maimond war's, und der Rittersaal der Burg stand von frischgrünem Laub ausgeziert; ungeduldig wartete darin Wilhelm von Ungerstein mit den Hochzeitsgästen. Dann erschrak er beinah, denn die Thür ging auf, und es war, als falle vom Scheitel Gundel Gielins flammendes Morgen-roth in den Saal und darunter breche aus ihren Augen die Nacht herein. Sie trug ein kostbares, lichtblaues Obergemand von einer Färbung, die, dem abendlichen Föhnhimmel gleich, auf durchschimmerndem grünem Unter-grunde zu ruhen schien. Schön um den edelsteinleuchtenden Gürtel gebauscht, flössen und gössen sich die weichen Falten des Kleides auf ein schleppendes Untergewand von goldbraunem Brokat hinab. Droben aber hob sich un-verhüllt der schlanke Hals schmanenhaft mit geheimnißvollem Glanz empor, als empfange er ein Zauberlicht von heimlichem Aufstrahl des blickentrückten jungfräulichen Busens. Etwas unsicher in der prangenden fremden Hülle trat die fürstlich Gekleidete in den Saal. Doch wie sie gewohnt war, draußen im Wald und auf der Halde mit reglosem Blick jedes Windzittern eines Blattes zu gewahren, so nahmen ihre Augen ringsum das ungläubige Staunen, das Staunen tonlos bewegter Lippen der Hochzeitsgäste auf. Und sie schürzte die eigene Lippe leicht über die Zähne empor, denn der Spiegel hatte sie gelehrt, das lasse einen Glanz unter ihren Augen aus-gehn, wie wenn der Mond durch Nachtgemölk hervortritt.
Der alte Kaplan auf Ungerstein mußte noch von den Göttergestalten der Vorzeit, die das deutsche Volk einstmals verehrt hatte. Vor dem Altar in der Burgkapelle redete er zum Preise der Mutter Gottes, der Beschützerin tugendsamer Jungfrauen und ihres geheiligten Ehebundes.

Aber aus dem Anblick Gundel Gielins geschah's ihm, daß in seinem
Munde eine Weile lang die Jungfrau Maria sich zur goldlockigen Walhalls-
göttin Freyja umwandelte, deren Abbild, so wie's die Sage der Vorväter
schildere, er vor sich zu schauen vermeine. Darin habe der Heidenglaube
seiner Vorstellung Alles, was Schönstes auf Erden sei, vereinigt, den
Sonnenaufgang, die Sommerzeit und die Liebe, und Odin, der Burg-
herr Walhalls, sie deshalb sich zur Gemahlin gekürt, auf daß sie, als
junge Herrin und Hausfrau neben, ihm waltend, seiner Tage Freude sei.
Dann kam's dem Kaplan wohl zum Bewußtsein, solch' preisendes Gedächtniß
heidnischer Götzenbilder, die eigentlich nur eine Vermummung und Bosheit
des Teufels gewesen, nehme sich verwunderlich in einer christlichen Ver-
mShlungsansprache aus, und er gelangte auf den richtigen Weg zurück, daß
er zum Schluß fragen konnte: „Und wollet Ihr also im Namen dieses
dreifältig gegenwärtigen Gottes den Sacramentbund der ehelichen Gemein-
schaft schließen, des Gelöbnisses der Eintracht,,, Fürsorge und Treue, bis
daß der Tod Euch trenne, Ritter Villislrans cls Ungerstein und Jung«
frau TuniFunäa Vielin äs 6ie1snerF, so sprechet vor Gott und mir und
dieser Zeugenschaft ,Ja!<"
Eilig folgte der Ritter dieser Aufforderung mit seinem „Ja", die an
seiner Seite Knieende wiederholte das ihrige zweimal, als scheine die
doppelte Bekräftigung ihr, einem zwiefach umgelegten Bande gleich, von
sichererem Halt. Dann saß Kunigunde von Ungerstein an der blumen«
geschmückten Hochzeitstafel, und hinter ihr, wie etwas kaum mehr Begreif-
bares, lag der lange Hunger Gundel Gielins. Nie zuvor von ihr ge-
kostete Speisen breiteten köstlichen Geruch um sie, in ihrem Goldbecher
funkelte der Wein, und Diener stürzten auf den Wink ihrer Hand. Sie
aß und trank, zerpflückte die Rosen des Straußes vor ihrem Sitz und
warf die duftenden Blätter in die Luft. Hierhin und dorthin wandte sie
den Blick einem der Hochzeitsgäste kurz in's Gesicht. Eine Prüfung war's,
die ihr, zu erneuen, Lust bereitete, denn sie hatte erfahren, wen sic ansah,
den überfiel's wie ein Zauberbann, daß er die Augen nicht von ihr ver-
wenden konnte. Und sie begehrte nicht mehr, ein Mann zu sein, mußte
seit heut', die Natur habe sie nicht als schwach und ohnmächtig benach-
theiligt. Durch die Adern klopfte ihr ein Pulsschlag, mit wehrloser Hand
sei sie stärker als jeder eisenbeschirmte Arm mit drohendem Schwert.
Ein langes Bechergelage folgte dem Festmahl, frei lösten sich die
Zungen, ungebundene Rede klang. Die Gäste, zumeist Ritter und Junker
der Nachbarburgen und der Gebweiler Geschlechter ließen manch' unver-
haltenes Wort fallen über den Hochmuth und die Habgier des Murbacher
Hundes; oft klirrte ein Becher wider den Pokal Herrn Wilhelms von
Ungerstein, und zum überschüttenden Anstoß klang ihm laute Bewunderung
der Schönheit seines jungen Weibes. Auch der Neid barg sich nicht;
zwischen Glückwunsch und Witzmort siel hie und da ein zweischneidig

lachender Ton, leis spöttischen Klangs, der dem greisen Haar des Bräutigams
galt. Am Ungemessensten sprachen dem Weine der Junker Rudolph Gielin
und Werner zu. In den Festgewändern, die sie von ihrem neuen SchwSher
erhalten, fochten sie, als die Dämmerung einbrach, schwertrunken mit
Fäusten und Füßen umher. Ihre Zungen lallten, doch sie herrschten das
Gesinde um frische Weinkannen an, als seien sie die Herren des Schlosses.
Gierig trank ihr Ohr den vielstimmigen Schönheitsruhm der neuen
Burgfrau ein; stolpernd trat Rudolph Gielin gegen Wilhelm von Unger-
stein heran und stieß, auf den Tisch schlagend, trotzig aus:
„Ihr habt billigen Kauf gemacht für heut' Nacht, Ritter — bei
Eurem Grauschädel, Ihr müßt drauf nachzahlen, Eidam!" Und er schoß
sinnlos vornüber auf den Estrich.
Die Eoelfrauen hatten Gundcl mit sich in ein anderes Gemach ge-
nommen, wo sie das Ende des Trunkkampfes abwarteten. Sie priesen
und bewunderten auch, doch die Gewänder, den Gürtelschmuck der jungen
Frau. Ohne die Miene zu regen, hörte diese das Lob ihrer Kleidung
und mit angespanntem Ohr da und dort ein heimliches Gezischel, das sie lehrte,
hier versage ihre Macht, über Gleiche ihres Geschlechts übe sie keine Herr-
schaft. Und sie zog die Lippen nicht zum Lachen herauf, sondern zwischen
den geschlossenen drückte sie die Zähne aufeinander.
Dann durchscholl Hörnerruf die Burg, ungeduldig ließ der Ritter
zum Aufbruch der Gäste blasen. Sie rafften taumelnd ihre Besinnung
zusammen, daß es Zeit sei, dem Hochzeitshause den Rücken zu kehren.
Bald loderten Fackeln zum Thal hinab, zweigten sich hierhin und dorthin
auseinander, den Heimzug nach Stadt und Schlössern deutend.
So ward es still auf der Burg. Im Hof, in den Gängen und
Wohngemächern wurden nach und nach die Pechpfannen und Kienspäne
ausgelöscht; alle Zugehörigen hatten des Festlärms genug und begehrten
nach Ruhe. Auch die neue Schloßherrin mar ermüdet; im Saal auf
einer Bank sitzend, lehnte sie den Kopf zurück, die Lider nickten über die
Augen. Sie glaubte, wach zu sein, doch befand sich im Halbschlaf, im
Traum, denn hinter ihr hörte sie eine Stimme sprechen: „Bist schon satt
von gutem Ding in der Welt und willst Dich für die Naben füttern?"
Nun drehte sie die Stirn; das mußte Diepold von Zellenberg geredet
haben. Und wie sie jetzt offenen Blicks vor sich hin sah, stand er auch
da — oder nein, er war's nicht, ein Anderer. Ein paar Augenblicke
schaute sie diesen ungewiß an, dann erkannte sie den Ritter von Unger-
stein und besann sich, wo sie sei. Er sagte: „Ich suchte nach Dir,
Kunigund, es ist spät geworden."
„Ja, ich bin müde, wo ist meine Schlafkammer?" erwiderte sie halb
gähnenden Ton's. Nun faßte er ihre Hand: „Ich bringe Dich dorthin,"
und sie stand auf.
Seine Zunge sprach ein wenig schwerfällig, und sein Schritt schwankte

leicht, wie er sie durch einen langen, fast lichtlosen Gang fortführte; im
Gehen schon halb wieder schlafend, setzte sie neben ihm die Füße vor.
Vom Belchengipfel herab kam der Bergwind, drückte durch ein un-
verschlossenes Fenster gegen eine Thür, die ihr Führer öffnete, und lief
summend an den Wänden um. Der Himmel war verhängt, ein paar
Sterne flimmerten noch matt, doch loschen unter einer Dunstdecke aus, und
die Nacht legte schwarzes Dunkel auf Ungersteinburg.
Der Chronist schreibt:
„Weil er nun derselbigen den Zaum zu lang gelassen, hat sie große
Schulden gemacht, gebanketirt, ihren Vater und Bruder, die zuvor in
großen Schulden steckten, oft zu ihr berufen und ihrem Gemahl von
Kleinodien, Geld und Früchten abgetragen, seine Gültbriefe versetzt und
was ihr möglich gewesen. Vater und Bruder zugestoßen."
Auf dem Schloß über dem Ausgang des Lauchthals als Herrin saß
in^Sommerglanz und Glut Frau Kunigunde von Ungerstein. Ihr Gesicht
mar nicht mehr blutlos und hungerblaß, sondern gleich den Rosen im
Würzgarten der Burg. Wer aus Nähe und Weite des Oberrheinthals
hinauf und hinübersah, that's mit begehrlichem Blick, und das Blut klopfte
ihm schneller. Denn Ungerstein herbergte das schönste Weib, von dem
die Jungen und das Gedä'chtniß der Aeltesten wußten; Liedweisen sangen
auf den Straßen von einer Zauberblume aus alten Mären, die im Gemäuer
der Burg blühe. Wer sie angeschaut, der sei geblendeten Auges, gleich
als ob er in die Sonne geblickt, und sein Sinn unheilbar bethört. Die
Frauen dagegen redeten, droben sitze der weißhaarige Abraham, in seinem
Patriarchenalter bethört von Hagar, einer schlechten Magd, daß ihre glatte
Haut das Gedenken an seine Sarah, die ihm vierzig Jahre Genossin
gewesen, ausgelöscht habe. Doch wie die letztere ihm keinen Isaak zum
Erben gebracht, so fand der neidische Vergleich auch nicht an einem Jsmael
Anhalt.
Mit Lustbarkeit aber begann auf dem Schloß jeder Tag, und mit
lärmenden Rauschfreuden des Trunkgelags schloß er. Edelfrauen und
Jungfrauen hielten sich wohl fern, doch die Junker ringsumher fanden
sich täglich zu Kurzweil und Gasterei, Becherei und Umtanz ein; schmucke
Bürgerstöchter aus Gebmeiler waren bereitwilliger, kamen der Einladung
nach und ließen sich in ausgelassenem Wirbel durch den Rittersaal um-
schwenken. Als ständige Gäste saßen Rudolph und Werner Gielin zu
Tisch. Sie trugen prunkende Gewänder, Goldketten und edelsteinglimmerndes
Wehrgehenk, zogen nicht mehr auf nächtliche Pirsche aus, sondern leerten
oft bis zum Morgengrau die Kannen auf Ungerstein. Wenn sie ihren

Rausch verschlafen, taumelten sie thalauf, in Augenschein zu nehmen, ivie
das verfallene Mauermerk von Gielsverg durch ein halb Hundert unger-
steinische Hörige gebessert und neuaufgebaut wurde; von der Katze im
Kopf gekrallt, schlugen sie fluchend mit Faust und Stecken in die Leibeigenen,
als seien's die ihrigen, d'rein.
Was im Burghof bei Fackelgeleucht oder im Mondlicht auf dem
Anger getanzt wurde, waren aber nicht feierliche Tänze, wie Braille und
Pavane, auch nicht Volte oder Gaillarde in munterem Tact, vielmehr nach
Art des niederen Volkes vor den Schänken, bei der man, und die Mägde
kaum minder, „eines klafters lank und noch hoher sprank", und dem
Spielmann im Chor zusang:
„Mach' uns den krummen Reihen, den man hinken soll,
DaS gefällt uns allen wol!
O Du frecher Spielmaiiii, mach' uns den Reihen lang!
Heia, wie er sprang I
Herz, Milz, Lnng' und Leber sich rundum in ihm schwang."
In Städten und Orten umher redeten die Ehrsamen von den Geb-
meiler Töchtern, es werde droben vor dem Schloß in den Nächten zu
manchen Malen „argwöhnisch und unehrlich" getanzt.
Oftmals auch, wenn drunten im Thal vor oder in der Stadt eine
Lustbarkeit war, Hochzeit, Festreigen und Bankett, ritt Kunigunde von
Ungerstein auf ihrem silbernbeschirrten Zelter dorthin»» und warf Funken
und Feuerblitz in die Augen der Jungen und Alten, wo sie nun, gleich
mittägigem Sonnenglanz, in topasfarbenem Gewand, nun in purpurrotem,
wie nächtliches Brandgeloder, erschien. Ihr Hunger war gesättigt und
verschwunden, die Speisen auf dem Tisch ließen sie gleichgiltig. Doch sie
liebte den süßen Wein vom Südland, raschkreisenden Tanz und das Pfeil-
geschnelle schwirrenden Witzwortes. In kurzen Monden war sie selbst
Meisterin behenden Zungenspiels geworden; nur in den schallenden Lippen-
ausbruch, den sie häufig dadurch um sich wachrief, stimmte sie nicht laut mit ein,
hörbar lachen konnte sie immer noch nicht. Im Anfang begleitete ihr
Gemahl sie zu den auswärtigen Gastereien und Kurzweilen, dann indeß
befiel ihn ein übler Husten mit Schwäche, die ihn nicht in den Bügel
steigen ließ, und er bat sie, gleichfalls mit ihm auf der Burg zu verbleiben.
Doch sie erwiderte beim ersten Mal, daß sie Gelöbniß gegeben, drunten
an dem Fest theilzunehmen, und ritt mit ihren Geleitsjunkern zu Thal.
So ward's Brauch, daß er stets allein oben zurückblieb.
„Das hat Herr Wilhelm ihr zugelassen, es ihrer Jugend zugeschrieben
und sie dessen nichts entgelten lassen."
Ein heißer Reiz trieb Kunigunde von Ungerstein, die Gemalt über
jeden Mann auszuüben, von der Gundel Gielin nichts gewußt, doch sie
sah Keinen mit anderen Augen an. Sie hatte Alles, wonach sie begehrte,
und mehr noch als ihre Herrschaftsmacht köderte es sie mit Lust, das

geheime Glimmern unmächtigen Neides in den Frauenaugen zu lesen.
Ungersteinburg war einem Thron gleich, unter dem ihr das weite Land
am Rhein zu Füßen lag; triumphirend sah sie d'rauf nieder. Nur wenn
ihr Blick gen Nord gerieth, drehte sie ihn kurz wieder ab. Dort schlössen
vor der Ausschau ihres Fensters die rappoltsteinischen Burgen den lang-
hingedehnten Gebirgsrand ab und glühten zuweilen im Abenoroth absonderlich,
dreien Fackeln ähnlich auf. Das regte der Hinüberschauenden ein Miß-
gefühl; sie mußte sich nicht zu sagen, warum, doch ihre Augen fanden an
den drei Schlössern kein Gefallen.
So verging der lachende Sommer, mählich färbten die Laubwälder
an den Berghängen sich gelb und braun. Da gab's eines Tags auf
Ungerstein lautes Gelärm. Trunken, wie fast stets, kam Werner Gielin
und forderte Ungebürliches von Diebold Lochmann, dem alten Ober-
schaffer der Burg, den der Ritter schon vor langen Jahren von seinen An-
verwandten, dem Grafen von Navpoltstein als treuen Dienstmann erhalten
und in Ehren hielt. Zu dem Wortwechsel, der sich darüber erhob, trat
Herr Wilhelm von Ungerstein aus der Thür, gegen den nun trotzigen
Mundes sein junger Schwager sich wendete und von ihm eine große Summe
Geldes begehrte, denn er wolle nach Jnsbruck an den Hofstaat des durch-
lauchtigsten Erzherzogs Sigmund, des Regenten der österreichischen Vor-
lande, und sich dort seinem Edelrange und Geschlecht gemäß beHaben.
Doch der alte Lochinann hob als Warner die Hand dazu: „Gestrenger
Herr, Ihr gerathet noch, so Ihr nicht Widerstand leistet, durch Eure
Schwäher von Hab' und Gut, Burg und Land." Und der Ritter, dem
selbst so hohe Auszahlung zu leisten, kaum möglich siel, gewann zum ersten
Mal die Stärke, die freche Anforderung abzuschlagen. Da gerieth der
Gielsperger in schäumende Wuth, trat mit dem Fuß nach dem sorglichen
Mahner, daß dieser über eine Treppe hinabstürzte, und verschwor ihm den
Tod, wenn er ihn wiederum betreffe. Tobend und fluchend aber drohte
er dem Ritter, miederzukommen und „einen Rumor auf Ungerstein an-
zufangen, daß man lang davon reden solle im Land." So verließ er,
mit Wort und Blick Schlimmstes verheißend, die Burg.
Der Chronist schreibt:
„In solchen Nöthen rufte Herr Wilhelm den von Rappoltstein um
Hülfe und Benstant an, daß derselbige ihn wider seines Schwähers und
Schwagers unbillige Gewalt schützen und ihm Rath und Hülfe leisten
wollte, damit er des großen Schuldenlasts entledigt, seiner Feinder täg-
lichen Ueberfalls entladen und also eine eingezogene Haushaltung führen
möchte."

Am dritten Tag, nachdem diese Briefbotschaft gen Nappoltsmeiler
abgegangen, kam nach Ungerstein mit stattlicher Gefolgschaft von Gewappneten
ein vornehm, ruhig und ernst blickender Herr zugeritten. Es war der
Graf Wilhelm von Ravpoltstein, das derzeitige Haupt des großen Geschlechtes,
welches sich vor drei Jahrhunderten von dem schwäbischen Derer von
Urslingen, Herzogen von Spoleto, abgespalten und das gleiche, dreifach
beschildere Wappen derselben fortführend, in's Elsaß herübergekommen
mar; vielleicht mochte die Erbauung dreier Burgen auf einer Burghöhe
der Absicht entsprungen sein, jenes Wappen im Großen bildlich darzustellen,
denn die Schlösser standen in nämlicher Art und Figur, wie die drei
urslinger Schilde, zusammengereiht. Der Graf hatte mannigfach Leidwesen
erfahren, von vier Söhnen waren ihm die zwei ältesten in jugendlicher
Blüthe verstorben, so daß ihm nur die beiden jüngsten und drei Töchter
übrig geblieben. Gegenwärtig stand er im sechzigsten Lebensjahr, als
einer der mächtigsten und begütertsten Herren im Elsaß. Doch wie er,
noch jugendlichen Alters beim Tode seines Baters die Herrschast Ravpolt-
stein empfangen, war diese durch Mißwirtschaft langer Zeit mit großer
Schuldenlast bedrückt gewesen, der er vermittels Sparsamkeit und besonnener
Umsicht möglich abgeholfen und fein Besitzthum so zum jetzigen Stand
verbessert hatte. Dergestalt befähigte ihn gründliche Erfahrung, auch
anderer Mißwirthschaft durch bedachtsame Anordnungen zu steuern; er
nahm alsbald nach seinem Eintreffen genaue Einsicht in alle Verhältnisse
der Burg, und da er den Ritter von Ungerstein zu schwachen Sinns
erkannte, selbst nach kraftvollem Willen zu handeln, griff er, unter Beipflicht
desselben mit fester Entschiedenheit, drein. Kurzweg schaffte er die große
Menge überflüssigen Schloßgesindes ab, beließ nur einige reisige Knechte
zur Sicherung der Burg, dazu eine Köchin, sowie zur Bedienung der
Hausfrau eine Jungfer, und regelte die Lebensführung auf Ungerstein nach
bestimmten Vorschriften unter Zuweisung des nöthigen Korns und Weins,
wie der Geldessumme, welche im Wochenlauf für die Küchenspeise verausgabt
werden dürfe. Diese Festsetzungen waren voll ausreichend zu schicklichem
Unterhalt, warfen jedoch einen sicheren Damm wider das Unwesen der
bisherigen Vergeudung auf.

Kunigunde bekam der Graf nicht zu Gesicht; ihn verlangte nicht
danach, und sie hielt sich während seiner Anwesenheit im Frauenzimmer
verschlossen, wollt' ihm nicht begegnen. Im Gemach des Ritters aber
sprach er diesem mit ernstlichem Rath zu, daß derselbe sich von der
Gemeinschaft mit seiner Ehefrau trennen möge. Man rede nicht anders
im Lande, als, er sei wie der Ritter Tannhäuser, der auf Ungerstein im
Berg der Frau Venus sitze, verzaubert und bethört zu seiner irdischen
Schädigung und, zu fürchten sei's, in Gleichem zun? Unheil seiner Seele.
Auf solche Ermahnung wollte indes; der Bermarnte nicht hören, da er

nimmermehr von seinem Weibe lassen könne und werde, und so ritt der
Graf Wilhelm wieder gen Nappoltstein zurück.
„Solche Ordnung hat obgemeldter Kunigunden nicht gefallen, als
deren an ihrem Muthmillen wollte abgehen, hat derohalben sich sehr über
ihren Herren und Gemahl entrüstet."
Sie wußte jetzt, warum der Anblick der ravpoltsteinischen Schlösser
ihren Angen jederzeit Widermillen eingeflößt habe, und sie schloß das
Fenster ihrer Stube, das zu jenen hinausging, mit der Vorsatzlucke, um
die Burgen nicht mehr zu sehen. Aber an dem neuen Haushalt, wie er
zu Ungerstein geregelt worden, vermochte sie nicht zu rütteln. Eine
mächtige und willensstarke Hand lag d'rauf, unter der auch die Gielsperger
Junker sich verhehlten Ingrimms zusammenduckten. Denn der Graf stand
in gutem Nachbar-Einvernehmen mit der Abtei Murbach, gebot über viel
wehrhafte Leute, und es war kaum eines Tages Ritt von Napvoltsmeiler
zum Lauchthal.
So blieben die Gäste auf der Burg Ungerstein aus, es ward d'rin
still, verlassen und langmeilig. Zumal da der Winter mit grauem Nebel,
Sturmgeheul und Schneegestöber einbrach. Der Wind stieß den Rauch
des Kaminfeuers in das Gemach Kunigundes, darin sie frierend und ver-
drossen saß. Sie mußte nicht, womit sie die langen Stunden durchbringen
solle, denn zu lesen verstand sie nicht, hntt's auch nicht gemocht, noch aus
weiterem Grund nicht gekonnt, da das einzige Buch im Schloß eine
lateinische Aiblia vul^ata aus der Druckanstalt des Johannes Gensfleisch,
vulK« Gutenberg benannt, zu Mainz war. Den Tag über hauste sie des-
halb zumeist mit Brene Gaisweid, ihrer Jungfer, einer Bürgerstochter von
Gebmeiler zusammen. Die Verona zählte um ein paar Jahre mehr als
ihre Herrin, war ein schwarzhaarig-frechäugiges Geschöpf, wohl von altem
Kelten- oder Nömerblut herstammend, und beschlagen in Volksinären,
Abenteuern fahrender Leute und verwunderlich heimlichen Geschichten aus
Stadt und Land. Damit unterhielt sie ihre junge Gebieterin und begleitete
diese, wenn die frühzeitige Dämmerung kam, zum Thal hinunter. Denn
da es keinen Festlärm auf der Burg mehr gab, ritt Kunigunde von Unger-
stein allabendlich zu einem Gelag, meistens in der Stadt Gebmeiler, nieder
und kehrte erst in tiefer Nacht auf's Schloß zurück.
Drunten jedoch, wo sie allmal mit ihrem Vater und Bruder zusammen-
traf, handelte es sich nicht allein um Schmaus, Trunk und Tanz, sondern
inmitten der lauten Lustbarkeit noch um Anderes, ein heimliches Betreiben,
von dem der Mund nur raunend redete und mehr der Blick oft, als er.
Die Gielsperger Junker hatten es zuerst in's Werk gesetzt, doch regen
Eisers leistete Kunigunde Beihülfe dazu.
Es mar etwas, das die Mitgenossenschaft vieler Köpfe erheischte und
in Gebweiler bereites Gehör fand, zumal wenn die Zauberin von Unger-
stein sich Einem zur Seit' fetzte, um ihm in's Ohr zu flüstern. Dann

flammte es zwischen den Lidern nicht nur der Geschlechter- und Bürgers-
söhne der Stadt, sondern gleichfalls der schon von grauem Haar Ueber»
scheitelten. Auch viel verwegen ausschauendes Jungvolk von den Straßen
fand sich nach und nach in den guten Mauern Gebweilers ein, verblieb
darin und nahm mit an den nächtlichen Unterhaltungen Theil. Bei diesen
ging die Ehefrau des Ritters Wilhelm, der einsam droben im Schlaf lag,
von Einem zum Andern, tanzte und tuschelte mit ihm, das; Jeglicher
widerstandslos dem verfiel, was sie von ihm begehrte. Doch sah sie
Keinen mit anderen Augen an, als Alle gleicherweise, ob edel oder unedel,
schön oder garstig von Gesicht und Gestalt. Das siel Vrene Gaisweid
nicht begreiflich, die gar wohl nach solcher Hinsicht unterschied und manch-
mal, schwerlich „ehrlicher Weise", mit einem Tänzer geraume Weile aus
der Runde verschwand. Auf dem Heimweg brachte sie einige Mal das
Gerede darauf, wie jämmerlich es für ein junges Blut sei, einen alten,
schwachen Ehgemahl zu haben, sodaß die Jugend freudlos drüber hindorre,
wie eine Frühlingsblüthe in kaltem Frostwind. Da halte sie's mit einem
kräftigen Arm, der keck und heißblütig den Blüthenast umfasse und sich
einen köstlichen Kranz davon in's Haar raube. Beiden zu Lust, Leben und
Liebestausch. Doch Kunigunde erwiderte: „Weiß nicht, was Du willst und
verstehe Dein Gered' nicht."

Und Vrene gab zurück: „Ob zwar es in Eurem ehelichen Stand nicht
glaubhaft fcheint, Herrin, seid Ihr doch wohl noch zu jung, in Euch zu
tragen, was ich meine."

Wie aber das neue Jahr gegen den Ausgang des Januarmondes
vorgerückt war, kam's an den Tag, oder vielmehr an die Nacht, was
heimlich im Dunkel zu Gebweiler von den Gielsvergern, Vater, Sohn und
Tochter geschmiedet worden. Tief lag der Schnee im Lauchthal, als über
ihn in mitternächtiger Stille an dreihundert Gemaffnete mit Hcbebaum und
Steigleitern auszogen, die Fürstabtei Murbach im Schlaf zu überfallen,
ihre Mauern zu erklettern oder ihr Thor einzurennen und gierig in den
reich aufgespeicherten Schätzen dahinter zu wühlen. Doch der Murbacher
Hund war wachsam, biß gar wüthig um sich, und klaffenden Schädels
oder speerdurchlöchert röchelnd stürzten die Angreifer vom Mauerrand
zurück. Ein Blutkranz umgürtete diesen, als es tagte; auch Rudolph und
Werner Gielin lagen reglos weißen Gesichts darin, ohnmächtig und scheu
zerstob der Nest des abgeschlagenen Schwanns, sich in der Stadt oder in
Busch und Berg vor der Nachsucht des Klosters zu bergen.

Das gab ein großes Gelärm meitum, dem blutiges Strafgericht
folgte, wohin die Zähne des Murbacher Hundes reichten; die Ttadt Geb-
meiler mußte in Sack und Asche Buße thun und, was ihr noch übler
gefiel, sich mit manchem Sühngulden ihr zeitliches und ewiges Heil von
der drohenden Züchtigung des Krummstabes loskaufen. Es lag wohl ge-
gründeter Argwohn auch auf der Frau Kunigunde ron Ungerstein, daß sie

bei der Anstiftung ihre meiße Hand mit ini Spiele gehabt habe, doch den Ritter selbst konnte keinerlei Verdacht betreffen, und er besaß gute Für' spräche in der Abtei, daß man um seines Alters willen, wie auch der Verwandtschaft mit dein Rappoltsteiner Grafen halber von einer Nach- forschung der Umtriebe seiner Ehefrau Abstand nahm und sie unangefochten auf der Burg beließ. Eine Wiederholung solcher Planung stand nicht von ihr zu befürchten; ihre Blutssippe mar bei dem mißglückten Ueberfall zu Grund gegangen und die Gebmeiler hatten einstweilen genug, auch an Spott und Schimpf von ihren Weibern, daß sie so eitel Narren gewesen, sich durch das Brandhaar und die Kohlenaugen von droben zu solcher Schädigung ihrer Stadt anschüren zu lassen. So war's in dieser für Kunigunde gleichfalls niit Bankett, Reigen und Triumph vorbei, und sie saß auch den Abend lang allein mit ihrer Jungfer im Gemach. Der Süd- weststurm heulte, feucht und klamm drang der dicke Nebel, der lange Wochen das sonnenlose Oberrheinthal wie eine riesige Tarnkappe zudeckte, durch Fugen und Ritzen herein. Nicht viel anders war's als es vordem in den Wintern auf Gielsperg gewesen, nur daß Gundel Gielin keinen Hunger litt, sich in wärmerem Bett zwischen festen Mauern zum Schlaf legte und Vrene Gaismeid zum Zeitvertreib durch Erzählung abenteuer- licher Mären neben sich im Gemach hatte. Die wußte ein altes Lied von einem Ritter und Minnesänger „Der Tannhäuser", der zu einer „sckosrxzn trowe" in einen Berg gegangen sein solle, um nimmer wieder daraus hervorzukehren. Davon sang sie oftmals eine Strophe:

stät viol unds Kle,
sumerlaten, camaudrs,
die werden zitel'isen,
ostergloisn vnnt ivk dü, die tilgen und ilis rüsen:
dü 'vuns<-Kt,e ieb, 65? i^K sant miner vrouven sc,Ite Küssn."

Und dann lachte Vrene, daß man, wie sie's vernommen, den alten Burgherrn, der drüben in seinem Armstuhl nickte, im Land den Ritter Tannhäuser benenne, da sie unter solchem sich einen gar anderen Edel- herrn vorstelle, und sie sang weiter:

Oü diu t^vsl rnnds «as,
6s vir d>, selioens nsreu,
d»2 1«i>zi, dar under Fräs;
sie Kungs wc,1 gebaren.
d5 vss nikt msssenie ms,
vau wir iwei dort in einem KIsi
si leiste, dä? si (15 ^«Ide,
nnt t«t, da? ieli d5 vuldo,"

Wie aber so bei trübseligem Licht die Wochen, die Tage, selbst die Stunden langsam krochen, gerieth über das junge Weib etwas fremdartig Unbekanntes.

Sie wußte nicht, was es sei, noch Ivoher es komme; wohl aus der Luft, dem dicken Nebel und grau eintönigen Gang der Zeit. Auch einen Namen konnte sie dem in ihr Entstandenen und mählich mehr und mehr Anwachsenden nicht geben, ein Spannen und Wallen war's, ein Druck und ein Drangen.
Doch dann erkannte sie, aus der Winterluft floß es nicht. Denn als diese mild und freudig ward, die Sonne den Frühling brachte und die Berg» hänge wiederum mit buntem Blumenglanz überstickte, da nahm das fremde Treiben in ihrem Blut nur noch stärker zu, faßte ihr die Glieder mit Unrast und die Sinne mit Unmuth. Am Uebelsten, wenn sie sich allein befand; so trachtete sie nach Gesellschaft, nahm selbst mit der Unterhaltung des alten Kaplans vorlieb, der jetzt der Einzige war, den sie, wie zuvor Hunderte, unter ihrem Bann hielt. Er las ihr aus der Bibel, in's Deutsche über- setzend; doch die Evangelien, mit denen er begonnen, langweilten sie, so daß er davon ablassen mußte und zu den Büchern des alten Testamentes griff. Dann hörte sie öfter mit Begier zu, wenn von Schlachten und Wundern, Blutthaten und Buhlschaften die Rede war; besonders weiteten ihre Augen sich bei der Geschichte des Holofernes und der Judith auf. Die verlangte sie nochmals zu hören, und er willfahrte ihr bereit. Ihn rührte kein Gedanke an, daß er zuweilen Absonderliches für ein junges Weib lese; ihm war's die heilige Schrift, mit jeglichem Wort dem Menschen zum Heil gegeben, und außerdem konnte er sich nicht weigern, zu thun, was sie verlangte. Manchmal berichtete er ihr auch von Dingen der Ver- gangenheit im Elsaß, denen er nachgespürt, und eines Tages erzählte er, daß die Burg und das Geschlecht auf ihr vor Zeiten anderen Namens- klang besaßen, als heut', da sie noch um ein Jahrhundert früher in Ur- kunden nicht Ungerstein, sondern Hungerstein benannt worden. Das bedeute vemmthlich einen Fels, auf dem zuerst die Hungarn oder Hunnen sich einen festen Sitz erbaut hatten.
Doch wie er so sprach, zerschwand es plötzlich vor der Erkenntnis; Kunigundes, wie ein dichter Nebel vor dem Blick abfällt: Sie sitze auf dem Hungerstein, und was in ihr walle und dränge und brenne, sei Hunger. Nicht der, welcher auf Gielsperg in ihr genagt, doch ein anderer, der ihre Lippen noch lechzender mache, als jener. Und vom Scheitel zur Sohle rüttelte es sie, ihn zu stillen, doch sie wußte nicht, womit.
Aber in den Burgmauern, die nichts in sich schlössen, als die drei Greisenalter des Ritters, des Kaplans, des Schaffners Lachmann und ein paar schlechte Knechte, litt sie's nicht mehr, sondern trieb sie hinaus, der Unrast ihrer Glieder zu stöhnen. Es war Mai geworden, der „vil munnen- liche," wie Herr Brunmart von Augheim und vor ihm der Sänger Tann- häuser ihn beschrieben. Viole und Klee blühten, Gamander und Osterakelei, die Lilien und Nosen schwollen in Knospen. Wie vor einem Jahr Gundel Gielin, strich Kunigunde von Ungerstein allein, nur von dem neuen Hunger begleitet, über Berg und Thal.

Auf heißer Blüthenhalde ging sie so am dritten Tag um die Mittags-
stunde. Da tauchte auf schmalem Weg unter ihr ein breitbefedertes Barett
in den Sonnenglanz, eine lange Raufklinge klirrte durch die Stille über's
Gestein. Der Wanderer hielt den Fuß. neben seiner Habichtsnase schauten
zwei blaue, blitzende Augen nach Kunigunde empor, und sie blickte auf
Diepold von Zellenberg nieder. Dann stand er neben ihr und fragte:
„Hast Du noch immer Hunger, Gundel Gielin?"
Sie sah ihn an und versetzte: „Bist Du miedergekommen? Redest
Du so zu niir, thu' ich's auch. Ich bin nicht mehr Gundel Gielin, sondern
heiße Kunigunde von Ungerstein, aber mich hungert's noch mehr. Weißt
Du heut' Vorrath dafür?"
Die schwarzen Kohlenaugen und die brennenden blauen flimmerten
und glimmerten sich eine Weile lautlos an, warfen sprühende Funken hin
und her. Dann lachte Diepold ron Zellenberg:
„Bist klüger worden, Kunigund von Ungerstein? Weiß nicht, was
Dein Hunger begehrt, aber ich weiß ein Lied vom Tannhäuser, drin heißt's:
Lm' ie, 6Ü s«eli>! si min XiiiiiFunt!
an ir vil r6ge var«'sn mnnt,
sö vs?rs ismer ms Assuot —
Das Lied geht noch weiter; magst Du's hören, weiß ich einen guten
Platz, Dir's zu singen. Willst Du heut' mit mir gehn?"
„Wohin?" »
Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin,
wo die Taube girrt."
Sie fragte nicht wie damals: „Wozu?" sondern schlang rasch ihren
Arm in den seinigen. So schritten sie davon, und der Wald warf sein
grünes Laub über das Geflamm ihres Nackengelocks. Die Dämmerung
brach ein, eh' sie in die Burg zurückkehrte, doch trotz dem Zmitterlicht fragte
bei ihrem Eintritt Vrene Gaisweid: „Seid Ihr einer Wunfchfrau begegnet,
Herrin? Ihr seht heut' schöner aus, denn je."
Diepold von Zellenberg führte seine uinschweifenden Wege nicht fort,
sondern nahm Unterkunft in Gebmeiler. Doch nur für die Nacht; niit
der Frühsonne stieg er jeden Morgen pfeifend zum Bergmald hinan. Dort
scholl in heimlichem Dickicht über moosigem Grund das Girren der Taube,
bis der Abend herannahte. Wenn es aber möglich siel, so erhöhte sich die
Zauberschöne Kunigunde von Ungersteins noch von Tag zu Tag. Ihre
Stirn blieb wohl den weißen Lilien gleich, doch ihre Lippen wurden wie
dunkelfarbige Rosen, und sich höher aufhebend, engte ihre Brust das
Gewand. Ihr Hunger dagegen war nicht gesättigt, sondern wuchs in jeder
Nacht heißer dem Aufgang der Sonne zu. Schlaflos lag sie oft lange
Stunden, bis sie in einen Halbtraum siel, d'rin ihre Hand tastend um sich
griff und ihr Mund murmelte: „Warum bist Du nicht hier? Ich warte

auf Dich! Komm!" Dann ermachte sie, Mondlicht hellte ihr Schlafgemach, und reglos Gedanken verfolgend, sah sie mit den schwarzen Augen in den weißen Nachtglanz.

Auf dem Schloß aber empfanden im Fortgang der nächsten Tage alle Bewohner ein zum Besseren umgewandeltes Verhalten der jungen Burg-herrin gegen sie. War sie bisher dein Gesinde außer Vrene, nur mit kränkender Hoffart begegnet, so wandte sie jetzt freundliches Grußwort, an den alten Lachmann und die beiden Knechte, leistete zu Gunsten der letzteren sogar auf einen Theil des ihr selbst für den Tagesbedarf zuge-messenen Weines Verzicht. Bedachtsam legte sie Eifer an den Tag, Sorg-falt für die Bequemlichkeit ihres Gatten zu tragen, ging öfter in die Küche und bereitete ihm eine Lieblingsspeise mit eigener Hand. Und am Abend zog sie sich nicht mit Vrene Gaisweid in ihr Gemach zurück, sondern saß neben ihm und strich dann und wann mit ihrer weichen Hand über sein graues Haar, daß ihm, wie's wohl den? Alter ergeht, Freudenthränen in die Augen traten und er den Tag pries, an dein er sie zum Weibe gewählt. Was ihm an Bösem von ihrem Vater und Bruder widerfahren, hatte er mit der Gedächtnißschmöche seiner hohen Jahre fast vergessen oder hielt dafür, alles Unwesen auf der Burg, sowie seine Ausplünderung an Gut und Geld sei lediglich von jenen beiden in's Werk gesetzt worden, und er bat weichen Muchs Kunigunde um Verzeihung, wenn er je einmal an ihrer Güte und Liebe sür ihn Zweifel gehegt habe. Als Antwort darauf sprach sie, ihr würd' es schon Glück genug sein, wenn sie nicht seine Frau wäre, sondern nur als Magd für ihn sorgen könne. Dazu küßte sie demuths-voll seine Hand, und er fühlte ihre Lippen wie glühend brennen, daß es ihm von der Stelle, die sie berührt, heiß in die Adern hineinrann.

Schwüle Luft lag über dem Oberrheinthal und wie eines Nachmittags der Nitter vergeblich nach Kühlung suchte, verhalf die Bedachtnahme seines jungen Weibes ihm auch dazu. Sie bereitete und brachte ihm einen Mer-trän«', vielfältig gewürzten und im Brunnenwasser gekälteten Wein nach Art des Moraß. Den führte er zur Erquickung an den Mund, doch setzte ihn wieder ab und sprach: „Du hast eine Würze von fremder Art drein-gethan, es schmeckt sonderlich bitter." Sichtlich mundete es ihm nicht, so daß er vom Weitertrinken abstehen wollte: aber sie erwiderte: „Das wirkt dem Trunk seine beste Kraft, leer ihn aus, er wird Dir wundersame Kühlung bereiten." Dabei legte sie ihm die Hand auf den Scheitel und blickte ihn an, und ob es ihm Mißgeschmack erzeugte, er konnte sich nicht weigern, zu thun, was sie ihn hieß, und leerte den bitteren Lutertrank bis zum Letzten aus.

Dann saß sie redend bei ihm, doch ihm war's verwunderlich, als komme ihre Stimme wie durch einen Nebel aus der Weite zu ihm. Die Sehringe seiner Augen drehten sich mehr und mehr auseinander, und auch seine Gedanken übeinebelten und verwirrten sich. Und nun schob Kunigunde

ein Papierblatt vor ihn hin, reichte ihm eine Feder, die sie in die Tinte
getaucht, und hieß ihn damit schreiben. Das wollte er nicht, aber ihre
schwarzen Augen zwangen ihn mit unwiderstehlicher Blickesgewalt, daß er
millenlos mußte. Sie sprach ihm vor, und mit zitternder Hand schrieb
er noch, ohne daß ihm kl» verständlich ward, was. Danach fügte er
eine Aufschrift hinzu an den Grafen Wilhelm von Rappoltstein.
Doch beim letzten Wort siel die Feder ihm aus den Fingern, er sah
und hörte nichts mehr. Von Bewußtlosigkeit angefaßt, sank er in den
Armsessel zurück, sein Gesicht särbte sich scharlachroth; dumpf betäubten
Gehirns lag er, angstvoll mit den Händen nach dem Hals greifend, der
sich ihm zusammenschnürte und den Athemzug erstickte. Ohne eine Regung
stand seine Frau neben ihm, ihn aufmerksam mit pfeilscharfem Blick be-
trachtend. Zucken durchfuhr seinen Körper, und man gewahrte, daß eine
Hälfte desselben von Lähmung befallen ward. Lengsam verann etwa eine
Stunde; der Athen: Wilhelms von Ungerstein wurde mühsam röchelnd,
seine Gesichtsfarbe nun bläulich und weiß. Wie eine herabgebrannt ver-
flackernde Wachskerze losch sein Leben aus. Nach einer Weile faßte sein
Ehegemahl ihm die Hand und hob sie in die Höh; sie begann kalt zu
werden und siel todt herunter.
Da schürzte Kunigunde von Ungerstein die Lippen über den weißen
Zahnglanz herauf, und zum ersten Mal kam ihr dazu auch ein lauter
Klang des Lachens vom Mund. Hinterdrein sprach sie: „Ich verhieß
Dir, Du würdest kühl nach dem Trunk werden."
Nun zog sie ihm den Wappenring vom Finger, suchte ein Wachssiegel,
das sie unter das Schriftstück befestigte, und drückte den Ring drauf.
Ihre Hand zitterte nicht dabei? sie that Alles so ruhig, als fertige sie etwas
an einem Gemandstück in ihrem Gemach. Und so auch wartete sie manche
Stunden lang in der verriegelten Stube, bis die Nacht tief eingebrochen
und Alles auf der Burg in Schlaf lag. Dann begab sie sich in das
Gewölbe, darin die beiden Knechte nächteten; trotz der späten Stunde
machten diese noch und saßen angekleidet auf den Betten. Ein Schreck
rüttelte sie, als die Burgherrin zu ihnen trat, und sie starrten im bleichen
Mondlicht mit entsetzten Augen. Kunigunde sprach gleichmüthig: „Obwohl
Ihr feig geworden und Eure Zusage mich im Stich gelassen, daß ich's
allein vollbringen gemußt, will ich Euch den gleichen verheißenen Lohn
für die Beihülfe zahlen, deren ich noch von Euch bedarf. Sein Leib
weist dunkle Flecken von dem Trunk auf, die Argmohn regen möchten;
mir müssen ihn in den Wald bringen und verbergen."
Sie nahm zwei Hände voll Goldes hervor, die sie den Knechten
darreichte. Aber diese, obwohl sie gemußt, was geschehen solle, waren
von Angst und Grausen übermannt und weigerten ihre Handhülfe. Einen
Augenblick schwieg Kunigunde, darauf sprach sie: „So verheiß' ich Euch

anderen Lohn dazu, wenn Ihr es fertig gebracht, den nicht die Hand, sondern mein Mund Euch zahlt."

Aus den, Worten durchbrauste es beide Hörer init übermächtigem Aufsturm des Blutes. Sie sprangen empor: „Schwört's uns Herrin, daß Jhr's thut!"

Sie lachte: „Mich macht's nicht ärmer, ich gebe nur, was ich behalte. Und wollt' ich's Euch wehren, hättet Ihr Kraft, es zu nehmen."

Um kurze Minuten danach sah die Mondnacht die beiden Knechte, wie sie geräuschlos den tobten Ritter aus dem Burgthor davontrugen; hinter ihnen schritt seine Wittib, das nächtliche Himmelsgestirn warf Silberfunken in ihr Goldhaar. Die Last des Alten drückte nicht schwer; sie stiegen mit ihm zur Bergwand hinan, dort in einer Dickichtsschlucht wählte Kunigunde verborgenen Platz aus, hieß eine Grube scharren und die Leiche hineinlegen. Dann rafften die Knechte Moos und Reisig drüber; ihre Hände schlotterten bei der Arbeit, doch nicht vom grausigen Thun, sondern von der Erwartung des zugesagten Lohnes wie im Fieber geschüttelt. Nun mar die Gruft fertig gestellt, dicht und dunkel wölbten Busch und Baummipfel sich drüber; durch die Finsterniß schimmerte einzig, dem Antlitz eines Marmorstandbildes gleich, das Gesicht des jungen Weibes. Nur leis summender Nachtmind kam durch die Todtenstille, und jetzt die gleichgültige Frage: „Wer von Euch beiden will der erste sein?" Doch zugleich mit dem Wort schlang die Sprecherin ihren Arm um den 'Hals des zunächst neben ihr harrenden Knechtes. Der Lohn, den sie zahlte, bekümmerte sie nicht; sie behielt, was sie hingab. Und auch Widerwillen flößte es ihr nicht ein.

Reglos lag der Todte in seinem Bett daneben unter der Moosdecke. — ,,Lt Kocmucl« veneno iioinorum ultirmi8 8lir^>is, ^Villwlmu.8 ZZcjuos (I. 25. Nttiji 1487, ü coi^nFS su», O^ni^iniZ« cls OioKrior^, occisus S8t," schreibt der Chronist.

Der Kaplan und Diebold Lochmann waren hoch erstaunt, als sich am anderen Morgen auf dem Tisch von der Hand des Ritters ein Brief vorfand, der als Inhalt kundgab: „Daß er feiner m der Jugend begangenen Sünden halber heimlich zur Nacht eine Wallfahrt in's heilige Land vorgenommen und also seinen Abschied von Allen genommen haben wollte, mit Bitte, sie wollten seiner Frauen ersprießliche Hilfe und Dienste bis zu seiner Wiederkunft erzeigen und mit ihren. Gebet ihn sich lassen befohlen fein."

Bevor mmi hiervon durch das hinterlassene Schreiben Kundschaft erhalten, hatte Kunigunde von Ungerstein sich, da ihr Gemahl nirgendwo aufzufinden gewesen, „Anfangs leidig gestellt und nachgefragt, wo ihr Herr hingekommen wäre; den Brief nachmals eröffnet und ihn dann, so nach

demselbigen fragten, zu lesen gegeben," Danach ließ sie das Schriftstück durch einen Boten gen Rappoltstein überbringen.

Auf der Burg jedoch begann mit dem Tage oder mit der Nacht, die ihm folgte, ein anderes Leben. Die Becher klirrten wiederum wie vormals in der Halle, junges Volk aus Gebweiler saß zu Gast und die beiden ungersteinischen Knechte dazwischen in Kleidern des Burgherrn. Zwar die Frau nahm nicht lang an dem Bankettiren theil, sondem begab sich frühzeitig zum Schlaf; doch beim Morgengrauen war's dem alten Schaffner, der bekümmert umherging, als höre er den Thürriegel an der Kammer der Schloßherrin aufknirschen . . Und um Einiges nachher gewahrte er noch im halb zwitternden Licht einen fremden Junker im Gang entlangschreiten, den er am Abend nicht wahrgenommen, der aber, weil das Thor nach dem Abzug der Gäste verschlossen worden, zuvor in die Burg hereingekommen und die Nacht über darin verblieben sein mußte. Auch den Mittag setzte derselbe sich mit an den Tisch, und Lochmann erfuhr nunmehr, er heiße Dievold von Zellenberg, sei ein Freund des vor Murbach erschlagenen Werner Gielin gewesen, und des letzteren Schwester habe ihn deshalb zu sich geladen, mährend der Abwesenheit ihres Gemahls auf der Burg zu Hausen, damit sie einen sicheren Beistand und Trost an ihm zur Seite habe. Am Abend begann wieder Saus und Braus in der Halle, und die Knechte führten lautes Wort. Doch die Burgfrau und der fremde Junker hielten sich nur kurz mit bei dem Gelage, dann waren sie verschwunden und Brene Gaismeid schlug ein Lachen auf zu der Frage, warum ihre Herrin schon davongegangen sei.

Weil es indeß Tag und Nacht stets in gleicher Weise so geschehen, „ist die Sache ganz argwöhnisch morden."

Und eines Morgens, eh' noch das Frühroth über den Schwarzwald heraufkam, mar der Graf Wilhelm von Rappoltstein die Nacht hindurchgeritten und hielt mit mehreren vom Adel und vielen Gewappneten, Einlaß begehrend, vor dem Thore von Ungerstein. Dieses ward auch sogleich geöffnet, denn der Schaffner hatte die Ankommenden erwartet. Der Graf blickte noch ernster und strenger drein, denn sonst: vor Kurzem erst war seine Ehefrau zusammt einer seiner Töchter ihm von der Pestilenz Hinweggerafft morden, der Gram darüber beoeckte sein Gesicht mit tiefem Schatten. Er gebot, daß Niemand über die Zugbrücke davongelassen werde, tauschte rasche Zwiesprache mit dem alten Lochmann und schritt danach zu einer Durchsuchung der Burg, pochte zuimchst an das verriegelte Gemach der Schloßfrau. Doch so behutsam die Reiter den Berg heraufgekommen, hatten dennoch wach aufhorchende Ohren das Hufgedröhn auf dem Felsgrund und Eifengeklirr vernommen. Wie schlaftrunken fragte Kunigunde von drinnen, was sei; sie schien zu glauben, ihre Jungfer klopfe, denn sie öffnete alsbald die Thür, obwohl sie nur eine Felldecke ihres Bettes um sich geschlagen hielt, aus der ihre Arme und Füße entblößt hervor-

sahen. Nun fragte sie verwundert: „Ihr seid's, gestrenger Herr? Was wünschet Ihr von mir, da es noch Nacht ist?"
Der Graf schrak kurz vor ihrem Anblick im ersten grauen Lichtschimmer zusammen, dann winkte er den Edelherren hinter ihm, zurückzubleiben, und erwiderte die Brauen runzelnd: „Legt Euch wieder auf Eure Lagerstatt und bergt Euch unter der Decke!" Er drehte sich ab, bis sie's vollbracht; sein Gebot klang so streng, daß sie wortlos gehorchte.
Nun durchforschte er ihr Gemach, doch nichts Ungehöriges fand sich darin. Aber dessen eingedenk, was der Schaffner ihm gesprochen, bog er den Kopf durch die Fensteröffnung hinaus. Da hing vor ihm an der hohen Steinmand eine aus Stricken geknüpfte Leiter bis in den Burggraben hinab; die zog er zu sich herauf und verließ mit ihr ohne den Blick nach dem Bett zu richten, die Schlafkammer. Die Thür desselben befahl er, mit einem Balken zu verriegeln und stellte Wachtknechte davor.
Danach beschied er die beiden ungersteinischen Knechte, die in Gewändern des verschwundenen Ritters gingen, vor sich und stellte ein Verhör mit ihnen an, ob sie weitere Kundschaft von dem Verbleib des Burgherrn besäßen. Und wie beide ihm nichts darüber aussagen zu können behaupteten, gebot er nach Brauch der Zeit, zunächst den einen peinlich auf der Folter zu befragen. So ward dieser auf einer Leiter ausgereckt und bekannte unter Stöhnen und Wehklagen, was geschehen sei. Daß die Frau des Ritters sie beide für reichen Lohn gedungen gehabt, ihren Gemahl mit einem Strange zu erwürgen, aber nachdem sie dreingewilligt, sei ihnen der Muth dazu entfallen. Da habe jene selber ihn mit einem Trunk, dem sie giftigen Saft von Walkerbeeren beigemischt — so hieß man aus alter Vorzeit am Rhein die Tollkirschen, weil jeder, der von ihnen aß, den Walkyren anheimfiel — zu Tode gebracht. Und gleichfalls über alles Weitere legte der Gepeinigte volles Einverständniß ab.
„Darauf man alsobald den ermordete Herrn von Ungerstein durch die Bannhirten ausgraben, denselbigen verhüten und nachmals durch die Räche von Ensisheim, so zu Gundelsheim waren, besichtigen und nach solchem ehrlich zu Gebmeiler führen und begraben lassen. Zum Gedächtniß solcher abscheulichen Mordthat ließ man auch zwei Kreuze, eines da derselbige ermordet, das andere zu der Grube, in welche er geworfen worden, setzen und aufrichten."
Ensisheim lag, als die Hauptstadt der österreichischen Vorderlande im Elsaß, nur drei Stunden abwärts von Gebmeiler im Nheinthal. Dorthin ward Kunigunde von Ungerstein in festes Verwahrsam gebracht und von den Habsburgischen Richtern das Urtheil über sie gesprochen, daß sie im Rheinfluß ertränkt werden solle, wie es einem unehrlichen Weibe zukomme, gleich einer Katze, die man in's Wasser werfe. Als dieser Spruch ihr verkündigt wurde, lachte sie nur, daß die Richter sich nichts daraus zu machen wußten und ihren furchtlosen Gleichmuth dein Tode gegenüber

nicht begriffen. Doch es sollte ihnen bald ein Verständnis dafür aufgehen,
denn wie jene nun vor einer großen versammelten Volsmenge aus dem
Gefängniß heraustrat, um an den Fluß hingebracht zu werden, und ihren
Blick in die Gesichter der Harrenden wandte, da erhob sich ringsum ein
Gemurre unter allen männlichen Zuschauern, von den kaum erst flauiw
mangigen Jünglingen bis zu den Greisen, und sie weigerten sich, die Bahn
frei zu machen, daß die Verurtheilte zum Tode geführt werde. Und der
Nachrichter, der sie jetzt zum ersten Male gewahrte, mich bestürzt zurück,
um Älles könne er nicht Hand an sie legen. Hochaufgerichtet, ruhig stand
das junge Weib, welches mit gebundenen Händen, aber machtvoller, als
alle Waffen, mit der Uebergemalt ihrer Schönheit bezwingend. Im Hinter-
grund ihrer schwarzen Augen funkelte ein grüner Lichtblitz des Triumphs.
Dann jedoch befiel eine Blässe ihr Gesicht, denn rufende Stimmen
der mit gegenwärtigen Frauen und Mädchen klangen auf, wenn die
Männer sich widersetzten, so wollten sie dm Spruch vollstrecken, und
Kunigunde fühlte, daß sie verloren sei, da Neid und Eifersucht sich zum
Büttel für sie antrage. Die Richter beriethen und kamen in ihrer Ver-
legenheit bald zu einem beipflichtenden Entscheid, um so mehr, als sich
nun ein Mann bei ihnen meldete, daß er willfährig sei, für guten Lohn
die Henkersarbeit zu versehen. Die Verurtheilte war in's Haus zurück»
gebracht worden, man zog rasch einen Sack über sie, daß sich nichts mehr
von ihr erblicken ließ, und übergab sie dergestalt den ungeduldig harrenden
Weibern. Diese führten sie unter Gejauchz, Schmähreden und Ver-
wünschungen davon bis an den zur Nichtstatt ausersehenen Platz, dem an
einer kurzen Strecke buschlos freien Rand eines tiefen Altwassers des
Rheins. Hier schlössen sie einen dichten Kreis umher, so daß kein Mann
hindurch gelangen konnte; denn der bereitwillige Nachrichter zog der zum
Tode Geführten die Sackhülle nun vom Kopf und fesselte ihr mit dickem
Tauwerk Hände und Füße zusammen. Doch lief ein Zittern ihm durch
alle Gliedmaßen, und ihm mollt's nicht gelingen, so daß er sie hieß, sich
niederbücken, damit er die Stricke besser anziehen könne. Das that sie,
denn seitdem sie sich wieder in den Händen eines Mannes befand, mar
sie ganz gleichmüthig geworden, und wie bei der Bewegung ihr Ohr seinem
Munde nahe kam, raunte er ihr etwas zu, worauf sie flüsternd zwei
Worte erwiderte. Dann ließ sie sich ruhig binden, stand noch einen
Augenblick in ihrer Pracht am Uferrand und ward halb durch einen Stoß
des Henkers, halb durch eigenes Zuthun hinabgestürzt. Das Wasser klatschte
auf, und die Frauen von Ensisheim stießen lauten Beifallsruf der Be-
friedigung in die Luft. Durch sie hin aber brach, wie jählings von Sinn-
verrückung über seine That angepackt, der Vollstrecker des Urtheils und
verschwand im dichten Weidengestrüpp am Flußsaum, Verwünschung der
Männer scholl ihm nach.

Das fluthende Wasser zog Kunigunde von Ungerstein abwärts, doch

sie spannte die Hände und Füße an, und die Taue, die bis auf ein Ge-
ringes durchschnitten gewesen, zerrissen mit leichter Mühe. So trieb sie
fort; sie verstand nicht, zu schwimmen, hielt indeß ein Weilchen mit
Regung der Arme und Beine, wie's ihr anbefohlen morden, den Mund
zum Athemzug fähig über dem Wasser. Dann freilich sank ihr Kopf
unter, daß nur noch sein Haar auf den Wellen schwamm, und das Be-
wußtsein dämmerte ihr aus. Aber jetzt schoß gleich einem Pfeil ein Kahn
auf sie zu, den der willfährige Henker im Dickicht am Ufer verborgen
gehabt, das funkelnde Haar deutete ihm die Stelle, wo sie unterging, er
erreichte sie und hob die Besinnungslose herauf. Ein Grimmschrei der
Frauen erscholl bei dem Anblick, doch sie konnten nicht hinübergelangen,
und von den Männern, die zu schwimmen vermocht hätten, regte sich
Keiner.

So mußten sie mit ohnmächtig knirschenden Zähnen dreinsehen, wie
der Kahn drüben anlandete, ein Junker aus den Weiden herzutrat und
die von der Hand des Nachenführers empor Gehaltene, in ihrem Gewand
gleichsam Nachfließende in Empfang nahm. Triefend, odemlos lag sie
nun da, aber kundig hoben und senkten die Beiden ihr Anne und Brust,
so daß ihr der Athein wiederkehrte. Bald auch die Besinnung; und jetzt
brach ein ungeheures Getöse der Wuth von allen Weiberlippen, denn vor
ihren Augen schlang Kunigunde den Arm um den betrügerischen Henker
und entrichtete ihm den Lohn, den er raunend für ihre Rettung gefordert
und den sie ihm flüsternd zugesagt.

Abgewendet trat derweil Diepold von Zellenberg, der jenen gedungen,
in's Ufergebüsch hinein.

Dann bestiegen sie zudritt den Nachen, fuhren das Altwasser hinab,
bis es in den Rhein einmündete, und kreuzten über diesen dem Schmarz-
mald zu. Am jenseitigen Flußrand standen Pferde bereit, darauf ritten
sie hurtig in's Schmeizerland von dannen.

*

„Wie ein solches Herr Wilhelm zu Rappoltstein, der Landvogt, er-
fahren, daß sie mit dem Leben, zusammt ihrem Buhlen ^oder mehreren
davon gekommen, wurde er sehr betrübt, daß solcher Mord nicht sollte
nach verdienen gestraft werden, derhalben er.an die Schweizer und andere
Obrigkeiten, weil sie jvon einem Orte in den andern geführt worden,
geschrieben, daß man solche Mörderin nicht auf freyem Fuß setzen, unan-
gesehn sie ihre Strafe ausgestanden, sondern andern zum abscheulichen
Ezempel in ewigem Gefcingniß halten soll."

5

Im eidgenössischen Land, wechselnd bald auf dieser, bald auf jener
Burg saß Kunigunde von Ungerstein, und wo sie vor ein Thor hinanritt.

entzündete sie im Nu, gleich wie eine rothe Blitzschlange, das Blut jedes Ritters. Junkers und Knappen, daß sie Aufnahme und Sicherung, Gold und Gut fand, so viel sie begehrte.

Die Zeit war mild und bös, falsch und treulos; Schwertklang hallte aller Enden, Brandfackeln loderten, und im Dunkeln schlich Verrath. So geschah's, daß drei Jahre vergingen, ehe der Brief des Grafen Wilhelm, auf vielfacher Irrfahrt umwandernd, an die Behörde in's Schweizerland gelangte.

In dem großen, blutigen Getöse von Ueberfall und Kampf, Raub und Treubruch allumher verklang aber das Gerede von einer einzelnen Missethat und das Gedenken an ihre Urheberin. Es ist wenig genauere Kunde über den Aufenthalt und die Lebensführung Kunigundes von Ungerstein in den schweizerischen Landen erhalten; nur daß sie einmal eines Kindes genesen, welches sie alsbald nach der Geburt nächtlicher Weile von der Burg, auf der sie es zur Welt gebracht, in einen Abgrund hinuntergeworfen. Denn da es ihr lästig siel, war's ihr selbstverständlich, sich desselben auf solche Art zu entledigen.

Nach dreien Jahren jedoch gerieth das Schreiben des Grafen von Rappoltstein noch an seine Bestimmung und, wie's erscheint, in die Hände eines ihm besonders anhängenden oder ausnehmend pflichte und rechtbeflissenen Amtmanns. Jedenfalls nahm er sich des ihm so spät noch zugegangenen Auftrags mit verdoppeltem Eifer an. kundschaftete den Aufenthaltsort der Gattenmörderin aus und wußte einen Anschlag in's Werk zu setzen, durch den er sie in seine Gewalt brachte.

Da er aus dem Brief vernommen, daß sie, einer Hexe gleich, Jeglichen durch ihren Anblick verzaubere, ließ er mit kluger Maßnahme sie von seinen Häschern im Schlaf bei nächtlichem Dunkel ergreifen, überwältigen, fesseln und völlig in eine bereit gehaltene Gugel einnähen, die aus unzerreißbarem Stoff gefertigt, nur ein paar kleine Oeffnungen für die nöthige Luftzufuhr besaß. So ward sie, ohne daß Jemand sie mit Augen gewahrt hatte, auf ein Maulthier gebunden und dem Grafen Wilhelm zugeführt, als demjenigen, welcher sie sonder Zweifel am festesten und sichersten in dem ewigen Geföngmßvermahrsam halten werde. Im Innersten befriedigt, daß er ihrer habhaft geworden, war er darauf auch sorgsam bedacht, ließ sie in seiner mittleren Schloßburg Groß-Nappoltstein, die seit Neuerem auch St. Ulrichsburg genannt wurde, hoch droben in ein enges Gelaß des mächtigen Bergfried einschließen und setzte ihr als Wächter einen auserlesenen Schloßknecht, des Namens Philipp von Bacharach, gleichwie einen Erzengel mit flammendem Schwert vor dem Thor des Paradieses. Dem gebot er, niemals die Thür der Gefangenen aufzuschließen, ihr nur durch eine kleine Oeffnung derselben täglich den kargen Lebensunterhalt hinzuschieben, ohne daß er einen Blick durch den engen Spalt mit hineinwerfe; das mußte er bei dem ewigen Heil seiner Seele zuschwören. Doch

bedurste es solcher Ermahnung und Eidesablegung nicht für ihn, denn er war schweren Gemüths, weil seine Braut ihn treubrüchig hintergangen, und trug seitdem tödtlichen Haß und Abscheu wider alle Weiber in sich, daß er stets, wo ihm eins entgegenkam, umwendete, oder die Lider zu-drückte, bis es vorüber mar. Deshalb hatte der Graf ihn wohlbedacht zum Verließmächter für Kunigunde von Ungerstein auserwählt.

Getreulich kam er auch seiner Pflicht nach, und die sicher Eingesperrte gerieth weder ihm noch sonst irgendwem in der Burg zu Gesicht. Das Fenster ihres Thurmgemachs, hoch oben liegend, war mit Eisenstangen vergittert, so daß sie sich nicht draus vorzubeugen, niederzufchauen und durch ihren Anblick zu berücken vermochte. Solche Vorsicht siel besonders um der beiden übrig gebliebenen Söhne des Burgherrn willen nöthig, da dieselben jetzt zum Jünglingsalter heraufwuchsen.

Der Chronist schreibt: „Aber man hatte gute Sorge zu ihr (der Gefangenen) und ließ man die jungen Herren von Rappoltstein nicht hinaufkommen zu ihrem Gefängniß, die auch von ihren Schwestern vor solchem Schlangengift und Blick gewarnet und abgemahnet morden sind."

Doch wie eines Tags Philipp von Bacharach ihr durch die Thür-klappe die Schüssel zuschob, fühlte er dabei seine Hand gefaßt und einen Finger derselben rasch von etwas Weichem umwickelt. Als er auf dies niedersah, war's goldrothes Haar, fein, gleich Fäden von Seide und so fest umgeschlungen, daß er die Hand nicht zurückziehen und davon frei machen konnte. Zornig gebot er der drinnen hinter der Thür Stehenden, die Fessel abzulösen, allein nur ein lachender Ton antwortete ihm, so daß er aufgebracht ein scharfes Messer aus dem Gurt zog und kurzen Thuns das ihn festhaltende Haar durchschnitt. Dann warf er's achtlos auf den Boden hin.

In der Nacht aber, die darauf folgte, drückte ihn der Alb, daß er sich unruhig auf dein Lager hin und wieder wendete. Und am Morgen klopfte ihm das Herz eigen wider die Brustwandung bis in seinen Gehör-gang hinauf. Verschwommen entsann er sich, im Traume habe sich ihm etwas, den Athem nehmend, auf die Brust gelegt; er wußte nicht, was. nur daß ein Glanz, gleich einem glühenden Morgenroth, davon ausge-gangen.

Wie er danach die Thurmstufen hinanstieg, um seinen Wächterdienst zu versehen, leuchtete ihm droben aus verschüttetem Winkel etwas entgegen, ließ ihn unwillkürlich sich bücken, um es aufzuheben. Da war's die ab-geschnittene rothe Locke, die er gestern von sich geworfen, und ihm kam's plötzlich, die nämliche Farbe sei's gewesen, die ihm des Nachts auf der Brust geflammt. Und zugleich befiel's ihn schreckhaft, er könne mit seinem Messer auch die Hand, welche ihm das Haar um den Finger geflochten, getroffen und vermundet haben.

Hinter der Thür regte sich kein Laut, es war, als gehe selbst kein

Athemzug drinnen. Nur, als er jetzt anklopfte, scholl's ihm leise, wie ein erstickter Schmerzenston in's Ohr. Das durchfuhr ihn mit einer heftigen Unruhe, er habe der seiner Obhut Vertrauten in Uebereilung Schlimmes zugefügt, und fast unbewußt öffnete er geräuschlos die Klappe der Thür und blickte hindurch.

Da faß Kunigunde von Ungerstein grab' so, daß er sie ganz gewahren konnte, in der Morgensonne auf ihrem Bettrand, ringelte sich ihr feurig gleißendes Haar auf die bloßen Schultern nieder und schaute mit den schwarzen Augen gegen die Thür hin.

Von dieser Stunde an schlief Philipp von Bacharach nicht mehr, sondern that die Nächte hindurch Geheimes in seiner Thurmbehausung. Das Herz hämmerte ihm lautstürmend in der Brust, und behutsam gedämpft hämmerte seine Hand die Sprossen einer langen Leiter zusammen. Er hatte einen Eid geschworen, niemals die Thür seiner Gefangenen zu öffnen und mühevoll befestigte er bei nächtiger Zeit die fertig gestellte Leiter an dem Thurm, kletterte zun, Fenster des Gefängnisses hinan, durchsägte mit einer Feile die Gitterstäbe und brachte die auf ihre Befreiung Harrende am Gemäuer herab. Doch zuvor hatte er sich zu ihr hineingeschwungW^ und, zumal nach den langwierigen Vorkehrungen, die er treffen gemußt, sich verspätet. Das Morgengrau mar gekommen nnd die Flüchtenden gelangten nicht mehr über die Außenmauer der Burg, sondern wurden entdeckt und gefaßt.

Mit finstrem Zorn nahm der ravpoltsteinische Graf den treubrüchigen Wächter in's Verhör, und der Letztere leugnete nichts, gestand seine Schuld reumüthig ein. Doch auf,den Vorhalt, daß er, auch ohne die Thür zu öffnen, meineidig geworden, entgegnete er, ihm sei's nicht anders möglich gefallen. Er habe in Sinnlosigkeit gehandelt, seitdem die rothe Locke ihn behext, daß er sich gebückt, um die Gefangene anzuschauen. Und ob er seines Lebens darum verlustig gehe, er müßte es doch ebenso wieder thun, wenn er sie auf's Neue sehe. Streng sprach der erbitterte Burgherr ihm das Urtheil, doch er ließ sich bereden, daß es ein zu hartes für den von einer Uebermächtigkeit kraftlos Bewältigten sei — „und ist der Knecht, dem das Haupt sollte abgeschlagen werden, auf Fürnehmen von Adel Fürbitte des Landes verwiesen morden."

Drunten, im hohen, fürstlichen Rittersaal, dessen romanische Fensterbogen weit in's Rheinthal hinabschauten, hielt aber der Graf Wilhelm Rathschlag, was er fürder mit der Mörderin seines vergifteten Anverwandten beginnen solle. Der gelehrte Schloßkaplan sprach, es lasse ihm keinen Zweifel, sie sei die sidonische Baalstochter Maroth, die im zweiten Buche der Könige Maroth, der Gräuel von Zidon, benannt werde, wie der König Josia auf das Gebot Gottes ihren Götzenaltar zertrümmere. Nachmals habe sie bei den alten Völkern der Griechen und Römer unter den Namen Aphrodite und Venus Diejenigen, welche am Fleische schwach

gewesen, in ihre Netze zu lästerlicher Sünde verlockt, und so wandere sie
auch jetzt noch da und dort als buhlsüchtige Versucherin um, wie man vom
Tannhäuser misse, daß er durch ihre Unzüchtigkeit im Hörselberge seines
ewigen Heiles verlustig und vom Papst Urban verflucht morden sei.
Deshalb mahnte der Kaplan, sie als Zauberin und Here nach der
Vorschrift des heiligen Vaters Jnnocenz des Achten auf dem Scheiterhaufen
zu verbrennen.
Doch dazu konnte der Graf sich nicht entschließen, da sie seit ihrer
Haftnahme kein neues todeswürdiges Verbrechen begangen, sondern er
wolle sie nur in sicherer Gefangenschaft halten, daß sie nicht davonkommen
und kein Unheil mehr über Jemanden bringen könne. Viel ward von den
Versammelten hin und wieder geredet; zuletzt rieth der Kaplan, wenn sie
nicht als Zauberin gerichtet werden solle, so möge man ihr das Haar vom
Kopf abscheeren, denn wie es erscheine, beruhe darin, wie beim Simson
die Leibesstärke, ihre Verführungsgemalt über alle Männer, die sie ge-
wahrten.
Dem pflichtete der Burgherr bei, ließ Weiber in den Thurm hinauf-
gehen und ihr bis auf den letzten Nest das Haar abschneiden, das sofort
verbrannt wurde.
Auch setzte er ihr keinen Mann mehr zum Wächter, sondern eine alte
Frau von noch kräftiger Rüstigkeit nahm hinfort das Amt Philipps von
Bacharach ein.
So ward Kunigunde von Ungerstein das Entrinnen unmöglich gemacht,
denn sie befand sich hinter unzerbrechlichem Gemäuer und Gitterwerk, in
der Hut eines Weibes, kahlhäuptig, ein lächerlicher Anblick, auch wenn
Jemand sie mit Augen zu sehen vermocht hätte. Fest beschlossen saß sie
dergestalt für ihre noch lange Lebenszeit, bis der Tod zu ihr käme, sie
aus dem Thurin in die Erde zu noch engerer Haft zu legen, und sonder
Hoffnung mehr sah sie draußen am Berghang Sommer und Winter grün
und weiß vor ihrem Fenster vorübermechseln. Denn sie gewahrte aus diesem
nur den Himmel und ein Stück des Felswaldes, über dem auf der Berg-
spitze die oberste Burg Hochravpoltstein sich aufhob. Nun wußte sie, wes-
halb die Rappolsteiner Burgen ihr immer aus der Weite gleich Fackelruthen
gedroht hatten.
Und mehr als zwei Jahre waren verflossen, als von Hochrappoltstein
eines Morgens der jüngere Sohn des Grafen zur Ulrichsburg hinunter-
stieg. Ein fremder Vogel hatte ihn mit buntem Federwerk vom Weg ab-
gelockt, so daß er deniselben nachging und sich im Waldbusch verstrickte.
Dann gerieth er auf eine freie Felsplatte hinaus, d'rauf er zu seiner
Ueberraschung über schmale Tiefschlucht hin dicht dem Bergfried der
Ulrichsburg gegenüberstand. Die Frühsonne bestrahlte den Thurm, und
plötzlich nahm er hinter dem Eisengitter des Fensters ein Menschenantlitz
gewahr. Das mußte die Gefangene sein, deren man sonst von nirgendwo

ansichtig werden konnte, von der er schon als Knabe dann und mann
heimlich horchenden Ohr'S Absonderliches vernommen, und neugierig hielt
Schmasmann von Nappoltstein den Blick hinübergerichtet.
Es war aber, als komme durch das Sonnengeflimmer zwischen dem
Fenstergitter um eine weiße Marmorstirn die Morgenröthe herauf, denn
ohne daß man darauf geachtet, da Niemand das Gefängniß betrat, mar
Kunigunde von Ungerstein das Haar wieder nachgewachsen, siel ihr auf
Nacken und Schultern, und dazwischen sahen ihre Augen, nah genug, ihr
dunkles Geleucht erkennen zu lassen, dem Junker in's Gesicht.
Was dieser sonst noch erblickt haben mag, wissen nur die Tannen-
wipfel des Bergs und die Wolke, die über sie hinzog. Doch Schmasmann
kam erst am Mittag heim und schaute seine Schwestern zu ihrem fröhlichen
Gerede verstört an.. Und um die Spätnachmittagsstunde des nächsten
Tages lag die alte Wächterin, von einem Schlaftrunk berauscht, am Boden,
und die Thür des Thurmverließes krachte aufgebrochen in den Angeln.
Um Einiges später aber vernahm der von draußen heimkehrende Graf
von einem Knechte, daß der junge Herr in den Bergfried hinaufgestiegen
sei und man Gepolter droben gehört habe. Hastig, vom Schreck befallen,»
eilte der Burgherr nach; da sah er durch die zertrümmerte Thür feinen
Sohn in den Armen der Missethäterin liegen, von ihrem Goldgeflut
überflössen. Nun fuhr Schmasmann von Navpoltstein auf, starrte entsetzt
in das zorndrohende Gesicht seines strengen Vaters und schoß im nächsten
Augenblick blitzesschnell an ihm vorbei. Seine Züge bedeckte Todesblässe,
ein irrer Ausdruck flackerte in ihnen, es war, als hätten die Lippen der
Zauberin ihm im Kuß Geistesherrschaft und Seele ausgetrunken. Er lief auf
einen dicht benachbarten offenen Söllervorsprung des Bergfrieds hinaus,
und ob aus Absicht, um Schmach und Strafe zu entrinnen, oder in
Blindheit und völliger Besinnungslosigkeit, stürzte er sich jählings über die
niedrige Brüstung zerschmetternd in die Tiefe hinunter.
Bei diesem Anblick und plötzlichem Geschehen verlor aber auch Herr
Wilhelm von Rappoltstein die Herrschaft über seine Sinne. Das Schwert
von der Hüfte reißend, eilte er, düster flammenden Blicks in das Thurm-
gelaß zurück und stieß aus: „Das ist Deine letzte Schandthat, Weib!
Jetzt bin ich selbst Dein Henker und sicherer, als der erste. Willst Du
noch beten, so thu's. Du hast nur sür drei Worte noch Lebenszeit!"
Er hob die Klinge gegen sie, doch ein Lachen flog von ihrem Mund,
ruhig stand sie vor ihm, ihn mit den schwarzen Tollkirschensternen ihrer
Augen anblickend und erwidernd: „Ich danke Euch, zu beten Hab' ich
nichts. Aber ich will's Euch leichter machen, Herr Ritter, daß Ihr mich
gut treffen könnt."
Und dazu zog sie mit den Händen das Gewand hurtig von den
Schultern, daß ihre voll enthüllte Brust weiß gleich der eines Marmor-
bildes durch das Abendlicht aufleuchtete.

Und ein paar irr jagende Herzschläge lang starrte der rappoltsteiner
Graf wie reglos gelähmt auf sie hin, dann rang sich ihm stöhnend von
den Lippen: „Du bist der Teufel!"
Sein gehobener Arm siel nieder und das Schwert klirrend zu Boden;
er selbst wandte sich, stürzte taumelnd die Treppe hinab und über den
Burghof fort in sein Gemach, das er mit bebender Hand hinter sich ver-
riegelte. Und der fast weiß Behaarte sprach später: Wenn er sich nicht
mit der letzten Kraft losgerissen, sondern noch einen Augenblick vor ihr
gestanden, wäre er ihr zu Füßen gefallen und hätte sie zum Weibe begehrt.
Die Gefängnißthür mar unverschlossen geblieben, und kurz nach dem
Grafen Wilhelm trat Kunigunde von Ungerstein daraus hervor und schritt
über den Burghof. Mehrere Knechte gewahrten sie, doch lächelnd schaute
sie denselben ,in's Gesicht, und keiner ^regte die Hand, sie zu erfassen.
Von niemandem gehalten, ging sie zum Thor hinaus und verschwand in
dämmerndem Walde.
Der Chronist schreibt:
„Wann aber die Frau von Ungerstein verstorben, habe ich noch keinen
Bericht davon bekommen mögen. Sie mar von einer ausbündigen Schöne
und von Natur dahin geneigt, daß sie schier jedermann als eine andere
Venus zu ihrer Liebe reizte."
Doch der Kaplan auf der St. Ulrichsburg sagte aus und bestand
fest auf seiner Augen Wahrnehmung: Er habe, als das Dunkel des
Tages vollnächtlich hereingebrochen, vom Gipfel des Tännichels her, des
fpitzen Bergkegels noch über dem Hochraprollstein, eine rothe Feuergarbe
in die düstre Felskluft hinunterschießen gesehen. Das sei die Maroth
gewesen, die, nachdem stt ihre Opfer auf Erden zeitlich und ewig verderbt,
in die Hölle zurückgefahren.

Wilhelm Riefstahl.

von

Wilhelm Rübke.

— Karlsruhe. —

15. August 1827 wurde Wilhelm ^iMM ,u
M WA W geboren, in bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen und in einer Umgebung, welche für künstlerische Entmickelung sich kaum ungünstiger denken läßt. Die kleine mecklenburgische Residenz liegt zwar anmuthig genug am Zierker See, in einer hügeligen Waldlandschaft, bietet aber weder in alten Denkmälern, noch in Kunstsammlungen dem ästhetischen Sinn irgend eine Anregung. Es ist eben eine ganz junge Schöpfung fürstlicher Laune, während benachbarte Orte wie Neu-Brandenburg und Malchin durch ihre herrlichen Backsteinbauten aus dem Mittelalter reiche Anschauungen gewähren. Dennoch fehlte es selbst in dem unscheinbaren Neu-Strelitz nicht an Gelegenheit, den tief in der Natur des Knaben gelegenen Trieb zur Kunst zu wecken und zu fördern.

Der Vater unseres Künstlers, Fritz Riefstahl, war ein sehr tüchtiger viel beschäftigter Schneidermeister, uud seine Frau Maria stand ihm helfend zur Seite, da sie sich als Mädchen ihr Brot mit Schneidern verdient hatte. Sie war wegen ihrer Hübschheit, Sauberkeit, Geschicklichkeit, aber auch wegen ihrer Herzensgüte und Intelligenz, und besonders wegen eines gewissen poetischen Zaubers, der ihr eigen mar, allgemein beliebt. In allen Häusern, wo sie beschäftigt wurde, trug man sie auf Händen und that ihr Alles zu Gefallen. Ihr Vater war als tüchtiger kunstreicher Steinmetzmeister geschätzt. Von der Mutter hat Wilhelm Riefstahl Poesie

und Phantasie geerbt, und es wiederholt sich also, was uns in den Biographien so vieler bedeutender Männer entgegentritt. Der Vater hielt mehrere Gesellen, in deren Mitte man den großen, stattlichen Mann, der immer ein schneeweißes Halstuch trug, emsig nähend auf dem Schneidertisch in der kleinen Werkstatt sitzen sah. Seine Frau mußte dabei helfen, daneben ihre Wirtschaft besorgen, und die beiden hübschen begabten Knaben erziehen, die ihren ganzen Stolz und ihre Freude ausmachten. Ihre Häuslichkeit war stets strahlend vor Sauberkeit und dabei auffallend hübsch und behaglich, worin sick der seine Sinn der Hausfrau bekundete. Unter den Gesellen mar ein Böhme Namens Schoni, der sich besonders freundlich der Knaben annahm und als phantasievoller Mensch ihnen allerlei erzählte, besonders von dem vornehmen Leben der großen Maler in Wien, die er dem früh für die Kunst empfänglichen Wilhelm als Vorbilder hinstellte. Unter diesen Eindrücken wuchs der Knabe heran und zeigte sich früh sehr geschickt und talentvoll. Mit seinen Kameraden zimmerte er ganze Puppentheater, worauf sie dann Aufführungen veranstalteten. Durch eine Schwester seines Vaters, die bei einem Justizrath von Schulz als Haushälterin stand, kam er in dies wohlhabende und vornehme Haus, und der intelligente Knabe mit den langen blonden Locken wurde Spielkamerad des gleichaltrigen Sohnes und täglicher Gast der Familie. Die Hausfrau malte mit großem Eifer, das ganze Haus hing voll von Werken ihrer Hand, die ohne Zweifel auf den empfänglichen Sinn des jungen Riefstahl Eindruck machten. Eine andere Quelle künstlerischer Anschauung eröffnete sich ihm durch den Hofbuchhändler Gottlieb Barnemitz, der auch mit Kupferstichen handelte, welche er mit Leidenschaft sammelte. Bei ihm, der die erste künstlerische Entwickelung Riefstahls mit Rath und That gefördert hat, sahen die Kinder manches Schöne. Auch einzelne plastische Werke verirrten sich bisweilen, obschon nur in Gipsabgüssen, nach Neu-Strelitz und weckten eine Ahnung künstlerischer Schönheit. Mit heiliger Scheu traten die Kinder im Schloßgarten an den kleinen Tempel, in welchem eine Nachbildung des Denkmals der Königin Louise von Rauch aufgestellt war. Besser stand es indeß mit dem Theater und der Musik. Ersteres hatte unter Görner's Leitung einen hohen Grad von Vollendung erreicht, und Musik wurde sehr viel und sehr gute gemacht, da der verstorbene Großherzog diese Kunst leidenschaftlich liebte. So hörte man dort manche große Künstler, namentlich Henriette Sonntag, die als Gräsin Rossi ständiger Sommergast des Großherzogs war und die ganze Stadt durch ihre Anmuth, ihre süße Stimme und die vollendete Kunst ihres Gesanges bezauberte. Sein Leben lang ist Riefstahl dem Einfluß dieser edlen Kunst offen gewesen, ja seine schönsten Compositionen entstanden in seinem Geist oft beim Anhören von Musik. Der begabte Knabe besuchte die Realschule, wenn auch nicht mit großer Lust; doch wurden seine deutschen Aufsätze immer sehr gelobt. Seine künstlerische Anlage, die sich bereits in der Elementarschule, bei dem

ersten Zeichuenunterricht des „alten Schneider" zu erkennen gegeben hatte,
erhielt durch den als Botaniker wohlbekannten Nealschullehrer Langmann
weitere Förderung. Wie dankbar Niefstahl diesem Manne war, bemies
er nachmals, als er zum Jubiläum desselben ein Oelgemälde aus der
Schweiz übersandte, welches einen Theil des Viermaldstädtersee's darstellte.
Um seinem Drange zur Kunst, der immer mehr erwachte, zu genügen, gab
der Vater ihn einem Stubenmaler in die Lehre, bei welchem er ein halbes
Jahr arbeitete. Was ein Kunstjünger bei einem Stubenmaler von Neu-
Strelitz lernen konnte, läßt sich leicht denken. Lange vermochte er dies
Schreckliche nicht zu ertragen. So willigte denn der Vater endlich ein,
ihn nach Berlin ziehen zu lassen. Aber woher die Mittel nehmen? Trotz
des äußersten Fleißes war bei den ärmlichen Verhältnissen der Stadt die
Familie völlig mittellos. Der Großherzog konnte sich nicht entschließen,
für sein Landeskind etwas zu thun. So versuchte denn der angehende
Künstler sich selber zu helfen. Er zeichnete und aquarellirte die Stadt vom
Kirchthurm aus. Auf dem Markt spazierten stadtbekannte Persönlichkeiten,
die sofort erkannt wurden. Begreiflichermeise fand eine so unerhörte
Kunstleistung allgemeinen Anklang; das Blatt wurde lithogravhirt, und
der Ertrag mag das erste Reisegeld abgegeben haben.*)
Auf seine geistige Entwickelung hat wohl der jüngste Bruder seines
Vaters, der nur zwölf Jahre älter war als er, am meisten eingewirkt.
Dieser zärtlich geliebte Onkel hatte ebenfalls dem Handmerk verfallen sollen,
aber ein Gedicht, das er zum Geburtstag des Staatsministers geliefert
hatte, rettete ihn. Er wurde auf ein Seminar geschickt und erhielt dann
eine Stelle als Dorfschulmeister, Doch bald erregte seine schöne Stimme
Aufsehen, so daß er schon nach einem Jahre nach Neu-Strelitz an die
Töchterschule versetzt wurde, wo neben seiner Lehrthätigkeit Musik sein
Dasein ausfüllte. Nicht blos in jedem Kirchenconcert, sondern auch bei
Hofe mußte er singen, auch dichtete und componirte er und durch die
Ruhe und Feinheit seines Wesens wurde er bald der Liebling der ganzen
Stadt. Von diesem Onkel war der junge Riefstahl unzertrennlich. Mit
ihm besprach er seine Pläne, seine Ideen. Sie stellten sogar lebende
Bilder und zu Weihnachten wurde eine Krippe gebaut, zu der der junge
Künstler die Figuren gemalt und ausgeschnitten hatte. Durch diesen
Umgang und durch unablässiges Lesen suchte der angehende Kunstjünger
sich weiter zu bilden. Nachmals hat er sich allmählich eine hübsche
Bibliothek gesammelt; mit Vorliebe studirte er die griechischen und lateini-

*) Man erinnert sich, dafz auch Friedrich Preller zuerst durch eine Darstellung
der Hof» und Staatsgesellschaft von Weimar beim Schlittschuhlaufen sich bemerklich
machte. Aber er fand einen Goethe als Förderer und einen Karl August als Gönner,
der den talentvollen Kunstjünger dann selbst mit nach Antmerven nahm und dort auf
der Akademie unterbrachte.

schen Classiker, die er großentheils in Ueberfetzungen besaß. Wie intensiv
genoß er jedes gute Buch! Von Jmmermanns Münchhausen schrieb er
einmal: „So will ich malen; romantisch aber mit vollem Realismus
gesättigt." Unter den französischen Malern war Breton sein Liebling und
Vorbild und im ersten Anfang seiner Laufbahn hat das Bild von Land-
seer ‚M« «KietZ retnrn trora Knut" tiefen Eindruck auf ihn gemacht.
Er kaufte sich den Stich, der lange der Hauptschmuck seiner Wohnung blieb.
Als er nun niit sechzehn Jahren nach Berlin kam, hoffte er zunächst
in der Decorationsmalerei am leichtesten sich eine Existenz schaffen zu können.
Zu seinem Glück, darf man sagen, mußte er aber darauf verzichten, da
er in der einzigen derartigen größeren Werkstatt von Gropius nnd Gerst
keine Aufnahme fand. Er wandte sich nun an die Akademie, wo man
ihn aber ebenfalls abwies, indem er gänzlich mittellos mar und man aus
den vorgelegten Zeichnungen kein hervorragendes Talent zu erkennen glaubte.
Man gab ihm einfach den Rath, ein Handwerk zu lernen. Diese Abweisung
war hart für den strebsamen jungen Mann, aber sicher nicht hart gemeint,
da es ohne Zweifel richtig ist, mittellosen jungen Leuten, wenn sie nicht
ein ungewöhnliches Talent bekunden, den Weg zur Kunst eher zu erschweren,
als zu erleichtern. Da er dann doch aufgenommen wurde, wird sein Vater
wohl das nöthige Geld beschafft haben. Es folgten nun einige recht
kümmerliche Jahre, aber mit der ihm eigenen Zähigkeit rang er sich durch.
Auf der Akademie erwarb er sich bald die Anerkennung seiner Lehrer,
doch besuchte er sie nicht lange und mit großen Unterbrechungen, da er
immer für seinen Unterhalt arbeiten mußte. Seine Eltern kämpften stets
init schweren Sorgen, die öfter seine Zukunft wieder in Frage stellten.
So mußte er 1348 für längere Zeit heimkehren, weil sein Bruder ein
ganzes Jahr lang schwer am Typhus darnieder lag und die Eltern die
Pflege nicht mehr allein durchführen konnten.
An der Akademie genoß er den Vorzug in Wilhelm Schirmer, dem
geistvoll poetischen Landschafter, einen trefflichen Lehrer zu finden. Dieser
besonders durch seine antiken Landschaften im Neuen Museum bekannt
geworden, war ein Künstler von hohem Ernst, der in einer mit Rottmann,
verwandten Richtung das plastisch lineare Element südlicher Landschaft
mit einer durchaus malerischen, auf Farbe, Duft und Ton gerichteten Auf-
fassung im Geiste Claude Lorrains zu verbinden mußte.
Die erste Studienreise führte den jungen Künstler 1846 nach Rügen,
dessen gemaltige nordische Natur einen mächtigen Eindruck auf ihn übte.
Sein erstes selbständiges Gemälde, in welchem jedoch begreiflicherweise
die Auffassung seines Meisters stark mitspricht „Der Sonnenaufgang über
der Haide" verdankte den dottigen Eindrücken seine Entstehung. Da es
aber dem wesentlich auf Selbsthülfe angewiesenen jungen Kunstschüler
darauf ««kommen mußte eine lohnende ThätiMit zu gewinnen, so nahm
er den Auftrag an, für die von Franz Kugler begründeten, von E. Guhl

fortgeführten und später von W. Luvte weiter entwickelten „Denkmäler der Kunst" fämintliche architektonische Tafeln für den Stich zu zeichnen. In den ersten Auflagen des Werkes findet man überall unter den architektonischen Tafeln den Namen Niefstahl, der leider in den neueren Auflagen sammt den übrigen Künstlerunterschristen durch die Verlagshandlung beseitigt worden ist. Gleich bei dieser umfangreichen und schmierigen Aufgabe zeigte sich der Ernst und man darf sagen die Innigkeit Niefstahls in dem Fleiß, der Hingebung und der liebevollen Sorgfalt der Ausführung. Der Kupferstecher Caspar, Bibliothekar der Akademie, hatte das Material zu beschaffen, und nach diesen Vorlagen muhte Niefstahl die Zeichnungen für den Stich in einen sehr kleinen Maßstab übertragen. Er that dies mit einer Feinheit und Präcision, die bewunderungswürdig sind, und den Tafeln dieses vornehmsten kunstgeschichtlichen Denkmälerwerkes bis auf den heutigen Tag einen hohen Rang und eine unübertroffene Geltung verbürgen. Kein Architekt hätte diese Dinge besser ausführen können.
Nicht wie ein Lohnarbeiter, der einen lästigen Auftrag vollzieht, sondern mit dein Herzensinteresse des echten Künstlers gab sich Niefstahl dieser großen Arbeit hin, und indem er die architektonischen Schöpfungen aller Epochen von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart darstellte, drang er tief in ihre Formenwelt ein und war schließlich im Griechischen und Römischen, im Byzantinischen, Romanischen und Gothischen ebenso vollständig zu Hause, wie in der Renaissance, dem Barockstil, dem Rococo und den Schöpfungen der neueren Zeiten. Diese tiefe Kenntniß sollte ihm später, als er auf der Höhe künstlerischer Meisterschaft stand, trefflich zu Statten kommen, und seinen Werken auch nach dieser Seite die gediegenste Durchbildung verbürgen.
Zugleich warf er sich, wie manche Künstler jener Zeit, namentlich vorher schon Adolph Menzel gethan, auf die damals sehr in Blüthe stehende Lithographie, in der er bald eine künstlerische Feinheit erreichte, die diesen Blättern noch jetzt einen hohen Reiz verleihen. Für die Verlagshandlung von Velhagen und Klasing zeichnete er nach eigenen Aufnahmen Darstellungen von Bielefeld und Dortmund, für die Actiengesellschaft der Spinnerei zu Ravensberg sogar ein Bild ihres Fabrikgebäudes. Diese Beziehungen, die ihn mit den malerischen Schönheiten Westvhalens, namentlich den lieblichen burgengeschmückten Thälern der Ruhr, Lenne und Sieg bekannt machten, führten dann zu dem viel dankbareren Auftrage für die Verlagshandlung von N. L. Friederichs ein Prachtwerk über Westphalen, zu welchem Scheuren das Titelblatt zeichnete, mit Illustrationen zu schmücken (1860). Hier ist er noch ganz Landschafter, der jedoch stets durch die Feinheit der künstlerischen Auffassung fesselt. Es sind zwanzig farbige Steinzeichnungen von zartem malerischem Reiz.
Solche Arbeiten waren es, deren Ertrag ihm die Möglichkeit weiterer Studienreisen verschaffte. So durchwanderte er seit 1852 Süddelüschland,

besuchte Heidelberg, lernte die romantischen Gegenden des Rheines und der Mosel kennen, um dann 1858 noch einmal nach Rügen zurückzukehren. Beim Studium der dortigen Dünen und Strandscenen hatte er Gelegenheit eine jener unter freiem Himmel am Strand abgehaltenen Predigten zu beobachten und diese interessante Ccene in einem größeren Bilde (1860) zu schildern. Der Kunstverein kaufte dieses Bild, das dann durch Verlosung in den Besitz der Familie von Humboldt kam und durch Erbschaft später einem Major von Loön zu Theil wurde. Niefstahl wiederholte nochmals, wie er es oft that, das Thema und gab demselben eine geschlossenere Composition. Hier zum eisten Male betritt er jene Bahn, auf der er seine eigentlichste Bedeutung finden sollte, und schlägt jene Richtung ein, welche er später in zahlreichen Schöpfungen zu hoher Vollendung ausbildete: Die Verschmelzung des Landschaftlichen mit dem Figürlichen, wobei letzteres nicht als ein willkürlicher Zusatz erscheint, sondern mit der umgebenden Natur in innigster Wechselbeziehung, in organischer Verbindung steht. Denn der an die Scholle gebannte Mensch gehört gleichsam als ein wesentlicher Bestandtheil zu dem Erdreich, das er bewohnt und bebaut, und so stellte sich Niefstahl immer mehr fortan die Aufgabe, die Gegenden, wo noch ein ungebrochenes Volksthum waltet, aufzusuchen, und Volk und Land in seiner intimsten Zusammengehörigkeit darzustellen. In der großen Zahl unsrer Volköschilderer und Torfgeichichtenmaler nahm er bald einen ganz besonderen bedeutsamen Platz ein. Schilderten Andere das Volk bei der Arbeit oder bei seinen Ergötzlichkeiten, so geht Riefstahl ihm zumeist in seinen religiösen Gebräuchen nach, und so kommt in alle diese Darstellungen der Zug einer ernsten feierlichen Stimmung, mit welcher er dann die umgebende Natur in harmonischen Einklang zu setzen weiß.
Bei einem uni dieselbe Zeit ausgeführten Besuch in seiner Heimat entwarf er eine Tarstellung des durch das Andenken an die Königin Louise geweihten Schlößchens Hohenzieritz, das er am Todestage der erlauchten Fürstin vorführte. Kaiser Wilhelm erwarb dieses Bild als werthes Erinnerungsmal an seine unvergeßliche Mutter. Die herrlichen parkartigen Waldungen seiner mecklenburgischen Heimat boten ihm dann auch das Motiv zu der Landschaft „Parkausgang im Spätherbst" vom Jahre 1862, in welcher noch einmal die romantische Poesie der Schirmer'schen Auffassung zu Worte kommt.
Inzwischen hatte Niefstahl 1860 in froher Zuversicht auf seine künstlerische Kraft sich vermählt und einen eigenen Hausstand gegründet, in welchem die ganze Wärme seines Familiensinnes sich in treuer Gemeinschaft des Fühlens und Denkens offenbarte. Es war eine Cousine, die Tochter jenes oben erwähnten Onkels, ihm von der Kinderzeit her lieb und vertraut, mit der er einen Bund schloß, der ihn bis an sein nur zu frühes Lebensende begleiten sollte. Die innigste Sympathie verband beide und sie brachte ihm in ihrer Musik ein Element, in welchem er sich künstlerisch

stets angeregt fühlte. Wie oft, meim er etwas „Katholisches" malte,
mußte sie ihm das „Averte" von Lotti singen, das Beide durch das ganze
Leben begleitete! In dem Freundeskreise, der sich schon früher ihm in
Berlin verbunden hatte, finden wir Jonis Jacobn, Wisniewski, Otto Brandt,
Oscar Begas; und ein Freund, Moritz Cahnheim, der für die jungen
Künstler immer offenes Haus, Hand und Her; hatte, mar es auch, der
ihnen in seinem Hause am Schiffbauerdamm Wohnung und Werkstätten
bereitete.

Um dieselbe Zeit vollzog sich jener Umschwung in seinem künstlerischen
Schaffen, zu welchem die Strandpredigt auf Rügen den ersten Vorboten
gebildet hatte. Ten Ausschlag gab 1861 eine Wanderung in dem Kanton
Appenzell, Jnner-Rhoden, wo er in der großartigen Gebirgsmelt und ihren
Bewohnern ein unvergleichliches Thema für feine auf das Hohe und Ernste
gerichtete Anschauung fand. Wer aus den bewegten vom modernen Ver-
kehrs- und Fabrikleben durchbrausten Gegenden des schweizerischen Gewerbe-
treibens zu diesen Höhen hinausfteigt, findet eine „noch nicht zu Schanden
gereiste" Alpenwelt von erhabener Einsamkeit und von jener mächtigen
Größe, die durch die ivilden Massen des Säntis mit seinen frischen Hochmatten
und seinen dräuenden Felsschroffen beherrscht wird. Hier haust ein kerniger
urwüchsiger von der Cultur der neueren Zeit noch nicht berührter Volks-
stamm, ein „rauhes, starkes, fromm und schlichtes Volk" wie vor Zeiten
Merian berichtet, das unentwegt festhält an seinen uralten Gebräuchen und
Sitten, seiner Religion, seinen Gesetzen und Gerechtsamen. Nicht minder
an seiner höchst malerischen Tracht, die bei den Männern aus schwarzer
Hose, rothem Brustlatz, kurzen Hemdärmeln und rothem Käppchen besteht.
So leben sie, Viehzucht und Milchmirthschaft betreibend, auf ihren einsamen
Almen und Matten mit ihren prächtigen Heerde«, umgeben von den erhabenen
Wundern und Schrecknissen des Hochgebirges, ernst und schlicht, dabei
aber auch zu mancherlei Kurzweil in Schwingeten und Schützenfesten aufgelegt.
Riefstahl wurde in seiner innersten künstlerischen Empfindung so angeregt
durch diese sich ihm als ganz neu darbietende Welt, daß er fortan niit Vor-
liebe hier seine Sommerrast nahm und mit Eifer sich dem Studium dieser
Menschenmelt und ihrer Naturumgebung widmete. In Bleistift und Kreide,
in Oel und Aquarell entwarf er die charaktervollen Typen, die scharf
markirten Physiognomiken, die malerischen Trachten, welche sich seinem
Blick entfalteten und fein Künstlerauge entzückten. Als erstes Ergebniß
entstand 1862 die „Trauerversammlung in einem Hochthal des Säntis",
ein Gemälde, welches als etwas ganz Neues allgemeines Aufsehen erregte
und sofort von einem Berliner Liebhaber erworben wurde. Demselben
Anschauungskreise ,entsvrang dann später (1873) das herrliche große Bild
in der Karlsruher Galerie, welches abermals ein Begräbniß in einem
Hochthal des Säntis schildert. Es ist eine reifere Ausführung und
Umbildung jenes ersten Motivs, wie denn Niefstahl mehrmals in dem

nimmer rastenden Ernst seines künstlerischen Strebens zu früheren Arbeiten zurückkehrte, um in ihrer höheren Durchbildung seine gereifte künstlerische Anschauung zur Geltung zu bringen. Die Gruppirung ist hier freier und reicher, dabei klarer, das Landschaftliche von edelster Entfaltung der Linien, das plastische Leben durchgebildeter und die malerische Ausführung voll Glanz und Kraft.

In den folgenden Jahren finden wir ihn im Passeierthal, wo er seinen Sitz in dem malerischen St. Leonhard nahm, dessen prächtige Volkstypen ihn besonders fesselten. Als Ergebniß dieser Studien entstand „die Feldandacht von Tiroler Hirten", welche 1864 auf der Berliner Kunstausstellung einen so durchschlagenden Erfolg hatte, daß der Staat sie für die Nationalgalerie ankaufte, wobei ihm die kleine goldene Medaille, der Preis der Seydlitz-Stiftung und die Mitgliedschaft der Akademie zu Theil wurde. Darauf folgte eine „Processi«« bei St. Leonhard" und ein „Begräbniß", Werke voll edler Stimmung. Im ersteren ist auf lebendige Weise geschildert, wie die Procession mit ihren Fahnen und dem voranschreitenden Priester, dem ein Fahnenträger voraufgeht, eben auf steil ansteigendem Wege einen Hügel erreicht, den sie nicht ohne Anstrengung, (namentlich bei dem Träger der großen möchtigen Fahne) zu ersteigen im Begriff ist. Eins der zahlreichen Motive, durch welche Riesstahls Bilder stets so interessant wirken. In den nächsten Jahren malte er einen „Hochzeitszug im Passeierthale", diesmal also ein heiteres Thema, das noch an die Art der liebenswürdigen Bilder von Eduard Meyerheim anklingt, und sonst bei Riefstahl nicht wieder vorkommt. Denn seine Weltanschauung war immer eine ernste, feierliche, die sich auch in der schlichten Größe der Landschaft zu erkennen giebt. Im Jahre 1865 finden mir ihn wieder in Appenzell, wo er eine „Frühmesse vor der Kirche" und eine „Taufe" malte. Elfteres Bild entstand im Auftrage des Herrn Paul Mendelssohn, in dessen Familie es sich noch befindet. Als er dann 1867 sich in Vorarlberg aufhielt und bis in den Spätherbst hinein blieb, hatte er Gelegenheit die Studien, zu einem seiner ergreifendsten Bilder, dem in der Berliner National-Galerie befindlichen „Allerseelentag" zu machen. In nebelgrauer Morgenfrühe sieht man die Landleute zu dem hochgelegenen Friedhof in Bregenz sich begeben, um mit ihren geweihten Kerzen die Gräber ihrer Tobten zu besuchen und niit Zeichen der Liebe zu schmücken. Das Bild ist reich an fein beobachteten Zügen, in welchen der Vorgang sich nach allen Seiten stimmungsvoll ausspricht.

Hatte sich bis dahin Niefstahl die Schilderung nordischer Gebirgsnatur mit ihren Bewohnern zur Aufgabe gestellt, und die Scenen sich unter freiem Himmel abspielen lassen, so machte er um diese Zeit den Uebergang zu einer anderen Gattung von Schilderungen, in denen er nicht minder bedeutend werden sollte. Sein tiefes architektonisches Verständnis führte ihn zur Darstellung interessanter Jnnenräume, namentlich klösterlicher

Anlagen, die er mit einer Staffage von Mönchen zu beleben mußte. Das
erste Bild dieser Art vom Jahre 1868 stellt eine „Processi«« der Mönche
im Chor der Kapuzinerkirche zu Meran" dar. Wenn andere inoderne
Künstler das Klosterleben von seiner humoristischen Seite schildern und
dabei sich gelegentlich selbst bis zur Caricatur versteigen, so bleibt auch
hier Riefstahl seiner ernsten würdevollen Auffassung treu und zeigt uns die
Klostergeistlichkeit innerhalb der geweihten Räume in ernster Sammlung
und voll Mannigfaltigkeit der Charakteristik. Dies Meistermerk groß-
artiger Auffassung und freiester malerischer Durchbildung trug dem Meister
die große goldene Medaille ein. Diese Richtung sollte sich noch vertiefen,
als er im folgenden Jahre eine Reise nach Italien antrat und einen
längeren Ausenthalt in Rom nahm. Die damals noch nicht durch die
schäbigen Producte modernster Baumuth und die damit verbundenen wüsten
Zerstörungen entweihte ewige Stadt bot dem Auge des Künstlers die noch
unberührten Monumente, Plätze und Straßen in ihrer ganzen architektoni,
fchen Großartigkeit und malerischen Schönheit. Nicht minderr reizte ihn
die Belebung derselben durch die verschiedenen geistlichen Orden und
Brüderschaften, die für die Hintergründe eine Staffage gemährten, welche
sich nicht interessanter und stimmungsvoller denken ließ. So entstand eine
seiner mächtigsten Schöpfungen, „das Pantheon des Agrippa" (1871)
welches jetzt die Dresdener Galerie besitzt.

Der Künstler hat den Moment gewählt, wo ein Leichenzug sich über
den Platz bewegt. Voran schreitet ein Chorknabe mit dem Crucisir; ihm
folgen Geistliche, Mönche und die vermummten Mitglieder der Misericordia,
brennende Kerzm in den Händen tragend. Einen wirksamen Gegensatz
zu diesem ernsten Gefolge bilden die Volksgruppen mit ihren bunten
Costümen, welche in dichtem Gedränge den Platz füllen. In Großartigkeit
der Auffassung, in Kraft und Tiefe, Reichthum und Harmonie des Colorits
nimmt dies Werk unter den Schöpfungen des Künstlers einen hervor-
ragenden Platz ein. Nicht minder meisterhaft und von tiefstem Ver-
ständniß ist die Behandlung des bedeutsamen architektonischen Hintergrundes,
der in der ganzen Majestät altrömischer Architektur hervortritt. Und mit
gleicher Meisterschaft ist die Barockfontaine mit ihrem Obelisk behandelt.
Eine kleinere Darstellung desselben Gegenstandes, 1873 gemalt, befindet sich
im Besitze der Frau von Härder.

Die Anerkennung des Künstlers war inzwischen so allgemein
geworden, daß er 1870 als Professor an die Kunstschule zu Karlsruhe
berufen wurde, wo er neben Lessing, Gude und Schroedter als Lehrer
wirkte. Aber nach drei Jahren gab er diese Stellung auf, um sich wieder
ausschließlich seiner künstlerischen Thätigkeit zu widmen. In jene Zeit
fällt, wie oben ermähnt, eine Neubearbeitung des „Begräbnisses im Appen-
zeller Hochgebirge", welche für die Kunsthalle in Karlsruhe erworben
wurde, und durch reifere Durchbildung und freiere Belebung, sowie größere

Kraft malerischer Behandlung sich auszeichnet. Um dieselbe Zeit (1873) entstand eines seiner schönsten Bilder aus dem Mönchsleben „das Refektorium zu Maulbronn", welches er mit einer würdigen Versammlung der beim Mahl vereinten Mönche ausstattete. Kloster Maulbronn, nicht fern von Bruchsal in einem stillen Waldgrund gelegen, ist nicht blos eine der großartigsten Schöpfungen klösterlicher Baukunst des Mittelalters, sondern auch in seinem ganzen Umfang, sogar mit Einschluß der Vefestigungsmauern sammt ihren Thürmen so wohl erhalten, daß die Phantasie des Besuchers unwillkürlich veranlaßt wird, die Räume mit den Gestalten vergangener Zeit zu beleben. Das hat Riefstahl hier mit der vollen Kraft künstlerischer Phantasie gethan. Diese ernsten markigen Gestalten in dem herrlichen Räume ersckeinen nicht wie eine moderne Erfindung, fondern wie eine visionäre Wiedergabe einer Scene aus längst verflossenen Tagen. Dabei geben die drei im Vordergrunde rechts mit dem Mischen und Prüfen der „Bowle" beschäftigten Mönche ein Bild gemächlichen Behagens. Und mit welch tiefem Berständniß hat der Künstler auch hier wieder die edlen Formen romanischer Blüthezeit gegeben, nicht minder meisterhaft, als er im Pantheonsbilde die antike Architektur darzustellen mußte. Das von Herrn Reichenheim in Berlin bestellte Bild gehört zu den reichsten und großartigsten Werken des Meisters.

Ein anderes treffliches Bild aus dem Klosterleben „Kloster am Inn" aus dem Jahre 1875 zeigt uns hart am Ufer des mächtigen Stromes den stattlichen Barockbau des Klosters Volders, aus dessen Portal eben einige Mönche heraustreten. Sodann 1880 entstand die „Bauerndeputation" die im Kreu?gange vom Abt und seinen Mönchen empfangen wird: wieder ein Meisterstück feinster Beobachtung. Demselben Stoffgebiet gehören noch zwei köstliche Bilder aus etwas früherer Zeit, beide 1872 entstanden. Das „Tischgebet im Kloster" schildert acht Mönche, vor Beginn des Mahles sich zum Tischgebet erhebend; das zweite Bild „Mahlzeit im Kloster", führt dieselbe Anzahl von Mönchen in dem Momente vor, wo der Abt die Suppe austheilt, die ein dienender Bruder herumreicht. Welch trauliche Stimmung liegt auf diesen Scenen! Wie fein hat der Künstler auch hier wieder die interessantesten Charakterfiguren aufgefaßt! Wie weiß er überhaupt in solchen Aufgaben die verschiedenen Typen zu zeichnen: ernste Würde, fromme Einfalt, geistlichen Hochmuth, feurigen Fanatismus, dann wieder Wohlmollen und gemüthliches Behagen. Eben deshalb und wegen seiner charaktervoll malerischen Erscheinung mußte ihm das Mönchsthum dankbare Stoffe bieten. Dieselbe Kraft malerischer Auffassung bekundet ein 1871 gemaltes Bild „Landsgemeinde in Appenzell".

Scenen dieser Art, wo ein uraltes Volksthum in den Formen einer längst vergangenen Zeit als treuer Hüter schlicht demokratischer Institutionen sich offenbart, sind von hohem malerischen Neiz, und wer z. B. die

Wilhelm Riefstahl. öl
Landsgemeinde nach dem großen Brand in Glcnus 1860 mit erlebt hat,
weiß davon zu sagen und versteht die Wahrheit dieser Schilderung.
Nachdem er im Frühling des Jahres 1874 sein Lehramt niedergelegt
hatte, zog es ihn abermals nach Nom, wo er sich mit erneutem Eifer
seinen Lieblingsstudien hingab; aber im folgenden Jahre wurde er als
Director der Kunstschule abermals nach Karlsruhe berufen. Mit der ihm
eigenen Gewissenhaftigkeit widmete er sich den mit dieser Stellung ver-
bundenen Amtsgeschäften, um jedoch schon nach drei Jahren auch dieses
Amt niederzulegen, weil er sich dadurch in seiner künstlerischen Arbeit zu
sehr gehemmt fühlte. Auch mochte eine solche Stellung seiner ganzen
Natur wenig zusagen. Abermals begab er sich 1877 nach Rom, und
hier entstand nun wieder eines seiner bedeutendsten Bilder, das „I^orum
rolliarium", durch welches eine Procesfion von Kapuzinern hinschreitet.
Diese markigen fast urmeltlichen Gestalten, mit ihren ausdrucksvollen
Köpfen und gewaltigen Barten in den schweren braunen Kutten, welche
zu den wirksamsten Staffagesiguren der ewigen Stadt gehören, verleihen
auch diesem Bilde das Gepräge feierlichen Ernstes, bei welchem die ehr-
würdigen Monumente des klassischen Alterthums wesentlich mitwirken. An
feinen römischen Bildern sieht man, mit welch tief poetischem Sinn sich
Riefstahl in Geist und Charakter dieser großen geschichtlichen Scenerie
versenkt hat. Das Bild ist nach Nußland in Privatbesitz gekommen.
Das Jahr 1878 brachte eine Wendung iin äußern Leben des Meisters
mit sich, indein dieser nunmehr sich in München niederließ, wo ihm noch
zehn Jahre in reicher künstlerischer TtMgkeit beschieden waren. Die
sommerlichen Studienzeiten verbrachte er in den ihm lieb gewordenen
alten Gebieten, fügte dazu aber bald das großartige Gebirgsthal von
Montavon, in den rhätischen Alpen, wo er die Studien zu der „Segnung
der Alpen" (1879) gewann. Auf einem hohen Felsenplateau, überragt
von den zerrissenen Kuppen des Hochgebirges, sieht man einen Priester
einer Gruppe von Landleuten Feuer, Wasser und Salz weihen. Der
schlichte Ernst der Handlung, die reiche Abstufung in den Charakteren und
dem Ausdruck der einfachen Gebirgsbewohner und der Hauch von erhabener
Einsamkeit, der auf der Scene ruht, verleihen auch diesem Bilde das
Gepräge weihevoller Stimmung. Das Bild.kam nach Cincinnati; aber
1881 entstand eine wesentlich umgestaltete und bedeutendere Wiederholung,
welche nach Riga verkauft wurde. Eine dritte Variante sieht man in der
Galerie zu Mannheim. In einem andern um dieselbe Zeit (1879) ent-
standenen Werke, den „Glaubensboten in den rhätischen Alpen", jetzt in
der Nationalgalerie zu Berlin, greift der Künstler einmal in längst ver-
gangene Zeiten zurück, und schildert uns, wie eine heidnische Gemeinde
im Begriff steht, auf einer mächtigen Felsplatte ein Opfer darzubringen,
in dem entscheidenden Augenblick aber durch das Heranstürmen der ersten
christlichen Glaubensboten daran verhindert wird. Offenbar hat der riesige

Stein, den die Sage als Opferplatz grauer, heidnischer Vorzeit bezeichnet, den ersten Anstoß zu diesem Bilde gegeben, welches eine sonst bei Riefstahl, nicht vorkommende leidenschaftlich dramatische Stimmung athmet. Ein Brief vom 12. Juli 1878 an seine Frau giebt anziehenden Bericht über die Art, wie solche Schöpfung in ihm entstand und reifte. Er war nach dem Aufgeben seiner Karlsruher Stellung nach Montavon gegangen, nach Gaschnie, dem letzten Dorf des Thales. Hier suchte er die unliebsamen Aufregungen der letzten Zeit zu vergessen, hier trauerte er um den Abschied von dem geliebten Großherzog. Als dann die Voralpen bezogen wurden, ging er mit hinauf auf eine Alpe und wohnte hier wochenlang mit den Sennen ganz allein in einer Hütte, die der Wirthin unten gehörte. Auf einer Wanderung durch ein noch höher gelegenes Thal fand er eines Tages die Scenerie zu dem Bilde „Glaubensboten in den rhötischen Alpen," die ihn gleich fesselte und die er sofort zu malen beschloß. Als er Abends von den Sennen hörte, daß auf dem großen Felsblock im Mittelgrund des Bildes in alten Zeiten bei wichtigen Gelegenheiten Versammlungen abgehalten morden seien, entspann sich ihm nach und nach die Idee zu dem Bilde. Und nun schreibt er:

„Es gilt jetzt sich im neuen Lebenskreise Stellung zu machen durch das, was ich leiste und ich hoffe, diese Zeit der stillen Sammlung und Uebung wird der erste Schritt dazu gewesen sein, wenn ich sehe, wie meine Phantasie sich neu belebt hat, auf neue Fährten gekommen ist. Auf Letzteres lege ich besonderes Gewicht, denn offen gestanden habe ich auf andere doch immer mehr durch eigenthümlichen dichterischen Gehalt als durch die Qualität der malerischen Darstellung gewirkt, in welcher den Entwickelungen und Fortschritten, die sie glücklicherweise in Deutschland gemacht, zu folgen mir weder durch Lehre noch Anlage möglich ist: Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Und so müssen wir hoffen, daß die vorhandenen Mittel ausreichen neuen und guten Gedanken klaren und günstigen, ja wenn das Glück uns hold ist, schönen Ausdruck zu geben. Wie gern hätte ick, Dir eine Zeichnung oder Skizze von meiner neuesten Arbeit geschickt, damit Du selbst urtheilen kannst, ob ich nicht zu kühn mich an ein neues Gebiet gewagt; aber gerade weil es etwas Neues ist, konnte ich mich nicht entschließen Dir die Idee in fragmentarischer Fassung vorzulegen. Dafür wirst Du sie, wenn Du hier eintriffst, klar ausgesprochen finden und ich hoffe, jetzt habe ich es getroffen. Denke Dir ein schönes mildes Thal mit Cchneebergen im Hintergrunde; vorn auf geneigter Fläche um und auf einem mächtigen Felsblock eine reich gegliederte Gruppe von Männern und Knaben der Urbemohner, alter Rhätier, die uni ein Feuer lagern und stehen und mit Trunk und Opfer ein Fest begehen; vorn der Häuptling oder Priester ist im Begriff den Widder zu tödten, da tritt eben, aus der Tiefe des Thales kommend, ein Glaubensböte mit dem Kreuz hock) in der Hand herzu, um fein Bekehrungswerk zu

beginnen, weiter unten seine Begleiter, die die Wirkung dieser Scene beobachten; auf einem Hügel in der Nähe sind die Weiber und Kinder versammelt, denen zwei Priesterinnen den Trunk aus dem Braukessel zu- tragen. Sonnenschein, Föhn in der Luft. — Du mußt es Dir also zunächst selbst ausmalen, ich stecke noch mitten drin, hoffe aber, so lange ich hier oben bin, mit den nothwendigsten Studien dazu fertig zu werden. Du kannst Dir denken, daß mancherlei dabei vermacht ist, aber in der Hauptsache bin ich klar, Eintheilung, Wirkung, Gruppirung und Stellung, Ausdruck der Figuren. Costüm macht mir wenig Noth, das wird reconstrunt aus der heutigen Tracht, die nebst den spärlichen Ueberlieserungen die Uranfänge unschwer erkennen läßt. Nicht wahr? Das ist ein Schritt vorwärts und dennoch glaube ich damit nicht über die Grenze meines Könnens hinausgegangen zu sein, wie denn auch das Schema: Landschaft und Figuren zusammenwirkend eingehalten und, ich meine, glücklich getroffen ist. Damit Du heute aber auch etwas schönes zum Ansehen hast, findest Du eins meiner Lieblingsbilder in Bologna, den heiligen Antonius und Katharina. Bringe es aber wieder mit, es ist mein Brevier, das ich zur Stärkung jeden Tag ansehe, ist es nicht munderbar einfach, groß und schön? Ach welchen Apparat setzt unser einer dagegen in Bewegung und wirkt doch lange, lange nicht so tief und nachhaltig."

Zu seiner gewohnten Art kehrte dagegen der Künstler in der oben bereits ermähnten „Segnung der Alpen bei Ungemitter" (1881) zurück. Von tiefster Poesie sodann ist ein 1879 entstandenes Bild, welches drei Frauen in der Trauertracht des Bregenzer Waldes in einer tief in Nebel versenkten Landschaft ergreifend darstellt. Das Bild blieb unverkauft, und der Künstler nahm es zurück, um es für sich zu behalten. Unter diesem edlen Werke ist er gestorben. Ter alte Spitzmeg sagte, als er das Gemälde sah: „Auf dem Bilde ist immer Sonntag, menn's auch regnet."

In einer andern bedeutenden Arbeit, dem „anatomischen Theater zu Bologna" vom Jahre 1883, jetzt in der Galerie zu Dresden, legt er wieder sein erstaunliches Verstöndniß der architektonischen Formemvelt dar, denn offenbar wurde ihm dieses Bild durch die Schönheit jenes herrlichen Raumes eingegeben. Dieser bietet mit seiner tiefbraunen Täfelung und seinen amphitheatralisch ansteigenden Bankreihen einen kräftig stimmungs- vollen Hintergrund für die Staffage, mit welcher er in bedeutsamer Weise den Raum belebt hat. Auf dem Cecirtisch liegt die mit einem Leintuch verhüllte Leiche eines jungen Mädchens, welche Gegenstand der Obduction sein soll. Zwei junge Aerzte sind links am Kopfende der Leiche beschäftigt. Der Professor in der Tracht vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, rechts zu ihren Füßen stehend, hat seinen Hut auf einen Stuhl gelegt und zieht sich die Handschuh aus; daneben ein paar Zuhörer und ein Diener. Auch dieser von seinen gewohnten Gestalten so sehr verschiedene Lebenskreis

ist vortrefflich geschildert, und das Bild ohne Frage eins der fesselndsten
unter seinen Schöpfungen. Nochmals kehrte er zu demselben Thema zurück
und schuf jene größere „Anatomie", welche in das Leipziger Museum
übergegangen ist: reicher in der Composition aber dadurch weniger
stimmungsvoll als das erste Bild. Tagegen zollte Riefstahl 1884 dem
Klosterleben wieder einen Tribut in dem „Kreuzgang zu Brixen", wo die
architektonische Schönheit des Raumes mit seinen energischen Nippen-
gemölben und den halb zerstörten Fresken die erste Nolle spielt, und nur
ein einsam im Gebet knieender Mönch die Staffage bildet. Aber noch
ein paar Mal hat er diesen poetischen Raum verwendet, indem er ihm
eine reichere Staffage durch charaktervolle Mönchsgestalten verleiht: 1879
„Andachtsslätte im Kreuzgang" mit knieenden Mönchen, unter denen ein
stehender das Weihrauchgefnß vor einer 'Kapelle schwingt. Ein anderes
Bild desselben Kreuzgangs kam nach Hamburg in die Kunsthalle; 1886
„ein Kreuzgang", mit betenden Mönchen, mährend ein Sakristan das
ewige Licht in der herabhängenden Ampel anzündet.
Zu den ergreifendsten seiner Werke gehört wieder das im Jahre 1886
entstandene „Kinderbegräbniß zu St. Martin in Passeier", jetzt in der
Karlsruher Galerie. Er hatte denselben Gegenstand früher schon einmal
behandelt, kehrte aber jetzt noch einmal dazu zurück, um ihn mit reiferer
Kunst zu erweitern und zu vertiefen. Fast keine Figur ist unberührt
geblieben, nur wenige hat der Künstler beibehalten, so namentlich den
Vater, der mit dem Sarge seines Kindes auf der zum Kirchhof hinauf führenden
Treppe kniet, auf welcher der Priester mit seinen Ministranten erscheint,
um die Leiche zu segnen. Stille Andacht, wohl auch von einem gleich-
gültigeren Ausdruck unterbrochen, wie es bei solchen Anlässen zu gescheben
pflegt, beherrscht die in der engen Dorfgasse theils knieenden, theils
stehenden Theilnehmer, welche brennende Kerzen in den Händen halten.
Die Abstufung des Ausdrucks und der Charaktere zeugt vom feinsten
Lebensgefühl, und beweist wieder, wie völlig der Künstler mit Land und
Leuten vertraut mar. Und wie prächtig hat er auch hier die Architektur
wiedergegeben, besonders die BauernlMser mit ihren kleinen Erkern und
den weit vortretenden Holzdächern, welche diesen Tiroler Dörsern einen
so anheimelnden Reiz verleihen. Zu den prägnantesten Figuren in dieser
neuen Version des Bildes gehört die Gestalt des wohlbeleibten Wirths,
der im Hintergrunde steht, und weiter vorn die alte Frau, welche sich auf
der steinernen Brüstung niedergelassen hat und mühsam mit ausdrucksvoller
Bewegung sich auf ihren Stock stützt.
Die Farbe des Bildes hat jene Tiefe eines kräftigen braunen Local-
tones, wie Niefstahl ihn in seinen vollendetsten Bildern anschlägt. In
einem andern 1887 entstandenen Werke „Theologisches Examen", das nach
Dresden in Privatbesitz kam, führt uns der Künstler, wie es scheint, in
die Räume eines clericalen Seminars, in eine Versammlung geistlicher

Herren, welche einen Examinanden zu prüfen haben. Hier zeigt er sich wieder als Meister feinster psychologischer Charakteristik und als tiefster Seelenkenner der Lebenskreise, welchen er so oft seine Kunst gewidmet hat. Milde und Strenge erfüllt wechselnd die Köpfe der Examinatoren, und wie bezeichnend ist die Haltung des armen Klosterjünglinas, der eben an der Neihe ist, geprüft zu werden; wie kostbar endlich der ergebene Ausdruck des auf der Bank sitzenden wartenden Gefährten! Das letzte seiner Bilder schildert die „Feuerweihe", welche überall von der katholischen Kirche am Charsamstag vorgenommen wird. Denn wie am Charfreitag mit der Bestattung ^ des Crucifixus im heiligen Grabe das Glockengeläut in der Kirche verstummt, so weiden auch sämmtliche Lichter ausgelöscht, und erst am Charsamstage in der Morgenfrühe entzündet der Priester mit Schwamm und Zunder an einigen Holzscheiten das Feuer, an welchem dann nach priesterlicher Weihe die Kirchenkerzen wieder angezündet werden, worauf die Dorfbewohner die brennenden Scheite auf ihre Felder tragen, um die Aecker am Segen theilnehmen zu lassen. Es ist der Friedhof zu Slutz im Passeierthale, wo diese Scene vor sich geht. Die ernste Feierlichkeit des Vorganges, das tiefsinnig Poetische einer solchen symbolischen Handlung ist in den ausdrucksvollen Gruppen der Composition unübertrefflich zur Erscheinung gebracht, und die rings hineinschauenden, vom Winterschnee bedeckten Gebirgshäupter geben dem Ganzen einen ergreifenden Abschluß.

Dies Bild war der Schwanengesang des Künstlers. Er hatte sich mit Behagen in München eingelebt und war in den dortigen Künstlerkreisen bald zu allgemeinem Ansehen gelangt. Sein edler Charakter, seine männliche Festigkeit, Klarheit und Bestimmtheit war für Jeden, der mit ihm in Berührung kam, erquickend und fesselnd. Streng gegen sich selbst, unablässig an seiner Fortbildung arbeitend, war er mild gegen Andere. Wiederholt als Jury-Mitglied bei den großen Aussiellungen gewählt, waltete er dieses anstrengenden, undankbaren Amtes mit ebensoviel Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie mit Gerechtigkeit und Wohlmollen. Selbst noch bei der Jubiläumsausstellung von 1888 gab er sich, obwohl bereits leidend, dicser Mühewaltung mit treuem Eifer hin. In der Gesellschaft der „Zwanglosen" war er ein gerngesehenes Mitglied, und trug durch manche poetische Gabe, auch in seinem heimischen Plattdeutsch, zur Erhöhung edler Geselligkeit bei. In den schönen Strophen, welche er dort dem Andenken an Friedrich Boltz gewidmet hat, zeigt er sich auch in dieser Form als Bewunderer der von ihm so heiß geliebten Alpenwelt.

„Das alte Wunder hat sich neu vollzogen;
AuS mattem Dämmerscheine angefacht.
Erglühet an des Horizontes Boge»
Ein Meer von Licht; das dunkle Reich der Nacht
Ward überfluthet von den goldnen Wogen:

Ein Sommermorgen strahlt in voller Piacht.
Ihn festlich zu empfangen Wald und Weide
Sich schmücken mit des Thaues Brautgeschmeide.
Und alle Creatur erwacht. Es schreitet
Zum Weidegrund auf wohlbekanntem Pfad
Die Heerde von dem Hirten sanft geleitet,
Und wie sie sich dem Bach im Walde naht,
Da wo er sich zum dunklen Spiegel weitet,
Hält zögernd an sie in dem kühlen Bad,
Und thut den Morgentrunk aus seinen Fluthen,
Eh sie hinaus tritt in des Tages Gluthen.
Im Jsarthale über Flur und Wiesen
Des Sommers glühend heißer Athem weht,
Doch auf den Almen seiner Bergcsriesen
Die frische Lebensluft der Höhen geht.
O, herrlich Bild, das nie genug gepriesen;
Der Matten Grün in Duft und Blüthe steht
Und ruhig wandelnd grast die bunte Heerde,
Der Reichthum und der Stolz der Hochlandserde.
So schmücket Dich in wechselreichen Falten
Bavaria! dein heitres Prachtgewand,
Heil wer den Schatz von Farben und Gestalten
Zu heben wüßt' mit kunstgeübter Hand,
Dem eS vergönnt begeistert fest zu halten,
Was Aug' und Herz in flücht'gem Reiz empfand
Und diese Welt in anmuthsvollen Bildern
Mit hoher Meisterschaft verstand zu schildern."

Diese schönen Strophen, die dem Andenken eines andern Künstlers geweiht, lassen sich voll und ganz auch auf ihn selbst beziehen. Vor Allem sprechen sie mit poetischer Wärme seine begeisterte Liebe zur erhabenen Alpenwelt aus. In ihren reinen Lüften hoch über der dumpsen Atmosphäre und dem lauten Treiben der geräuschvollen Menschenwelt hat er jene Eindrücke in sich aufgenommen, die er mit unübertrefflicher Klarheit und Wahrheit in zahlreichen Bildem wiedergab. Eine andere Heimat erwuchs ihm daneben in Rom, auf dessen erhabenen Trümniern ihn mit nicht minderer Kraft der Hauch der Ewigkeit, der ernste Weiheruf der Geschichte traf. So sind seine Werke der Spiegel einer durchaus iin Erhabenen, Reinen und Hohen wurzelnden Gesinnung. Das Wesen des Mannes hat einer seiner Genossen bei den Zwanglosen, Georg Scherer, in schlichten Worten gezeichnet:

„Vor Allem sei von Herzen uns gegrüßt
Der Mann, gegossen wie aus Stahl und Erz,
Dem doch so warm das Herz ini Bnse» schlug,

Die Stirn so frei, so klar das treue Aug',
Den feinen Mund umspielt ein sonnig Lächeln,
Dort war sein Platz, von dort erhob er sich
Oftmals mit stolzem Haupte, um in Strophen
Von Wohllaut und Empfindung überströmend
Der Freunde zu gedenken, die zuletzt
Aus unserm Kreise still hinweggegangen."

Auch für Riefstahl kam der Tag, der ihn unvermuthet rasch und jäh aus dem Kreise der Seinen, seiner Kunstgenossen und Freunde abberufen sollte. Er hatte gegen ein iminer bedrohlicher auftretendes, anfangs vielleicht nicht genügend beachtetes Leiden in seinem geliebten Meran Heilung gesucht. Vergeblich; am 11. October 1888, nachdem er fast zwei Monate vorher das einundsechzigste Jahr vollendet hatte, entriß der Tod ihn einem künstlerischen Wirken, welches noch keine Abnahme der Kräfte verrathen hatte. Man kann von ihm sagen, daß er bis an's Ende stetig fortgeschritten mar, in Größe und Schlichtheit der Behandlung, in freier Meisterschaft immer höher steigend. Am besten erkennt man dies, wenn man Bilder, bei denen er dasselbe Thema miederholt behandelt hat, mit einander vergleicht. Da wird man stets finden, daß die zweite Redaction der ersten an Durchbildung und Geschlossenheit überlegen ist.

Prüft man die einzelnen Motive, so erhält man einen Blick in Geist und Seele des Künstlers, der unablässsg sich fortzubilden strebte. Welch scharfer Blick für die Eigenart von Land und Volk, welch' tiefes Verständnis; des organischen Zusammenhangs von Beiden, welcher Ernst der Gesinnung, welcher Respect vor der Natur! Aber bei dieser treuen Hingabe an die Welt der Erscheinungen bekommt man doch sofort den Eindruck, daß seine Compositionen nicht einer realistischen Zufälligkeit ihr Dasein verdanken, sondern der tiefsten künstlerischen Einsicht, welche jeder Einzelgestalt gerade die Stelle im Ganzen anweist, die ihr gebührt. Und wie ist nicht bloß in den Typen der Köpft, sondern auch in den leisesten Motiven der Geberde und der Bewegung das individuelle Leben wunderbar scharf erfaßt. Dazu gesellt sich in der Durchbildung eine Gewissenhaftigkeit, welche ohne je in's Kleinliche zu fallen, die Gestalten so plastisch zu runden und malerisch so lebensmarm durchzubilden weiß, daß sie mit überzeugender Wahrheit vor uns hintreten.

Ein tiefer warmbrauner Grundaccord, in welchem die Vorliebe für die Mönchskutte mitspielt, erfüllt seine Gestalten. Wo er sie in's Freie stellt, in die vom Himmelslicht verklärte Atmosphäre der Hochgebirgsmelt, da weiß er den feinen Ton dieser Lüfte meisterlich zu beherrschen. Daß ein so gediegener, auf eigenen Füßen feststehender Künstler der neuesten Richtung, welche in lüderlicher Verwahrlosung des Details, in skizzenhafter Halbfertigkeit und in einein öden, schmutzigen Grau das Heil der Kunst zu erblicken glaubt, sich gründlich fern hielt, versteht sich von selbst. Vor Allem aber hat er seinen Werken etwas Ewiggültiges mitgegeben, indem

er in die unwandelbaren Formen der Natur und der Architektur eine ebenso allem Zeitgeschmack mit seinen unablässigen Wandlungen entrückte Figuren-welt hineinsetzte, denn sowohl seine Bauern wie seine Mönche in ihren typischen Erscheinungen sind unveränderlich wie die Natur selbst. Daher haben seine Werke ein hohes monumentales Gepräge, und dies immer be-stimmter und zielbewußter herauszuarbeiten, war sein unablässiges Bestreben. Herrscht in den früheren Arbeiten noch jener leichte anmuthige Ton vor, wie ihn schon mancher Schilderer bäuerlichen Lebens angeschlagen hatte, so erhebt er sich in Schöpfungen wie das Refectorium zu Maulbronn, das Pantheon des Agrippa, die Prozession im Forum und mancher anderen zu einer Größe des Stils, einer Einfachheit, Macht und Würde, welche diesen Werken die unvergängliche Bedeutung von klassischenMeifterschöpfungen verleihen.

So bleibt seine Gestalt von dauerndem Werths in der Geschichte der modernen Kunst und er wird als Schilderer sowohl des Volkslebens der deutschen Alpenmelt, wie als Darsteller römischen Volksthums einen der ersten Plätze in unserer Kunst behaupten. Und in einem ganz besonderen Zweige seines Schaffens, wo er den Priesterstand und das Mönchsthum schildert, wird man ihn ganz besonders wegen der schlichten Einfachheit und Wahrheit bewundern, welche sich eben so fern von Satire, wie von weichlicher Sentimentalität hält. Aus solchen Bildern weht uns ein Gottesfrieden an, der uns nur den Wunsch übrig läßt, daß mir ihn so auch im wirklichen Leben finden möchten.

Die Bermudas-Inseln.

Line Erinnerung von der Plankton-Expedition,

von

Otto Krümmel.

— —

ach langer Seefahrt wird die Nachricht, daß demnächst Land in Sicht kommen werde, ihre Wirkung an Bord niemals verfehlen. I So war es auch bei uns, als am 6. August 1889 der Kapitän auf Grund der eben um Mittag genommenen Sonnenhöhen ankündigte, daß wir in einer Stunde unser erstes Reiseziel, die Bermudas«Jnseln sehen und noch am Nachmittag im Hafen sein würden. 22 Tage ununterbrochener Fahrt lagen hinter uns; seit dem 19. Juli halten wir kein Land mehr gesehen. Unsere Hoffnungen, einen Blick auf die Südspitze Grönlands, das Cap Faremell, zu gewinnen, hatten Nebel und Sturm im Treibeis vereitelt, tagelang andauernder Nebel hatte auch jede Annäherung an Neu-fundland verwehrt. So sollte denn der erste feste Boden, den mir seit der Abfahrt von Kiel betreten durften, die einsamen Koralleninseln sein, welche nach ihrem Entdecker, dem Spanier Juan Bermudez benannt sind und seit zwei Jahrhunderten eine wichtige englische MilitSrcolonie bilden.

Während das Schiffsvolk schon seit Mittag damit beschäftigt mar, das Schiff in Hafentoilette zu versetzen, das Ankergeschirr für demnächstigen

Gebrauch klar zu inachen und die große Luke frei zu legen, um zu unseren im Vorderraum lagernden Kohlenvorräthen zu gelangen, waren wir auf der Commandobrücke eifrig bemüht, mit Fernrohr und Feldstecher den Horizont vor uns zu durchmustern. Das scharfe und geübte Auge unseres Kapitäns aber erkannte eher als wir den Leuchtthurm von St. Davids. Wir richteten unsere Gläser, und in der That, da schaute etwas wie ein dünner, schwarzer Stist über den Horizont. Wenige Minuten später wurde auch das Haus des Leuchtthurmmärters sichtbar, bald folgte der sanftgemölbte Berg der St. Davids-Jnsel und gleichzeitig rechts davon die Insel St. Georges mit ihren hochgelegenen weißen Häusern und Militärbarracken. Zwei verschlagene Schmalben, welche arg zerzaust und todtmüde am Morgen auf unserem Schiff Unterkunft gesucht hatten, verschwanden mit lustigein Gezwitscher nach dem Lande zu. Noch ging es eine Stunde durch die krystallklare, kobaltblaue Fluth zwischen langgestreckten, orangefarbenen Streifen des Sargassokrauts hindurch mit Südmestcurs weiter, bis unser Flaggensignal das Lootsenboot herbeigerufen hatte. Es mar ein schmales, langes, aber stark gebautes Fahrzeug, von fünf Schwarzen gerudert: der Lootse, ebenfalls ein Farbiger, und ein weißer Begleiter, der Typus eines echten Dankes, schwangen sich das Fallreep hinaufsteigend an Bord, das Boot wurde in's Schlepptau genommen und, nachdem festgestellt war, daß für unseren Dampfer genügende Fahrmafsertiefe vorhanden, auf den nächsten Hafen der Inseln, den von St. Georges, zu gehalten. Aengstlich war es, den schnellen Wechsel von grünem (flachem) und blauem (tiesem) Wasser dicht neben dem Schiff zu sehen: ein unweit von unserem Curse auf dem Außenriff festsitzendes anscheinend noch frisches Wrack eines Segelschiffs zeigte, wie ernste Gefahren dem einsegelnden Fremdling hier drohen, doch unser Lootse gab mit so imvonirender Nuhe seine Commandos, unser Dampfer gehorchte so prompt dem Ruder und nahm eine scharfe Wendung zwischen den weißen, das enge Fahrwasser bezeichnenden Tonnen so sicher, daß mir einen Theil unserer Aufmerksamkeit den grünen Hügeln mit formidablen Befestigungen zuwenden konnten, auf welche wir gerade lossteuerten und hinter denen der gesuchte Hafen liegen sollte. Noch eine Wendung, da öffnete sich eine schmale Einfahrt: zwischen kleinen, schärenartigen, dicht bewaldeten cederndustigen Jnselchen hin ging es durch milchig grünes Wasser dem amphitheatralisch voin Ufer aufsteigenden Städtchen St. Georges zu. Auf der Signalstation hoch oben hinter den Baracken mar unsere Ankunft schon gemeldet, vor einer schönen Villa mit prächtigem Garten wehte die deutsche Kriegsflagge am Flaggenmast, e5 mrr die Wohnung unseres Consuls — da rasselte der Anker nieder, zahlreiche Boote mit überwiegend dunkelfarbigen Insassen umschwärmten das Schiff, die Gesundheitsvisite wurde schnell überstanden, Cchiffshcmdler erschienen an Bord, und auch der Vertreter unseres Consuls meldete sich bei dem Leiter der Erpedition, die Nachricht bringend, daß d« Consul selbst in dringenden Geschäften nach

Philadelphia verreist sei. Bei unserem Mittagsmahl hatten wir zum Desser
bereits frische Bananen, Weintrauben, Apfelsinen und die stark nach
Terpentin schmeckenden Mangos als erste Beweise der Nähe der Tropen.
Unser Aufenthalt sollte nur so lange währen, als nöthig mar, um die
Kohlenbunker aus unseren Borräthen wieder aufzufüllen und die Maschine
zu reinigen: aus den zwei Tagen, in denen der Kapitän dies zu bewirken
hoffte, wurden aber fast vier.
Es verstand sich von selbst, daß mir nach dem Mittagsmahl die Abend-
stunden sofort zu einenl Besuche an Land verwendeten. Es ist bekannt,
wie nach so langem Aufenthalt an Bord des schwankenden Schiffs das
Ausschreiten und Wandeln auf festem Grunde zuerst wieder gelernt sein
will, indefz gab sich das nach der ersten Viertelstunde und verkürzte uns
in keiner Weise den Genuß und die Freude dieser ersten Festlandspromenade
seit drei Wochen.
Das Städtchen, welches 2500 Einwohner zählt, bietet nichts charakte-
ristisches; die Gärten vor den Thoren dagegen fesselten uns durch eine
Reihe fremdartiger Pflanzengestalten, wie der Bananen, der Papaya, der
Kokospalmen, der in herrlichstem Blüthenflor überall die Gärten in hohen
Hecken umrahmenden Oleander, an die heimische Fliederpracht im Mai
erinnernd, aber durch Farbenfrische sie überbietend. Ein steiniger Fahrweg
führte von der chaussirten Landstraße den Berg hinauf und brachte uns
durch ein niedriges Gehölz struppiger Cedern über schattenlose mit ginster-
artiger Lantana besetzte Flächen in alte Steinbrüche. Von dem Rande des
tischst gelegenen hatten wir den ersten Ueberblick über die ganze St. Georgs-
Jnsel und ihre kleinen, schärenartigen Trabanten bis hinüber zur Haupt-
insel und deren höchste Erhebung, den Leuchtthurm von Gibbs Hill, dessen
Licht eine Höhe von 110 Meter über dem Meeresspiegel erreicht. Weiterhin
nach Süden erkannte man am fernen Horizont noch die kleine ganz von
Marineanlagen besetzte Jreland - Insel und neben dieser das colossale
Schwimmdock „Bermuda", das größte der Welt, fähig auch die riesigen
10000-Ton-Schiffe der Engländer zu Reparaturen aufzunehmen. Im
Sommer 1869 haben es zwei paar sich ablösende Panzerschiffe am Schlepp-
tau über Madeira durch die ruhige Sargassosee in 85 tägiger Fahrt von
London hierher gebracht. Schief, wie einen dicken, rothen Halbmond sahen
wir das Ungethüm auf dem Wasser liegen. Während so der Blick oes
Umschau haltenden gefesselt wurde durch das grüne Land mit seinen weißen
darüber hingestreuten Einzelhöfen, die mehr und mehr in den langen Schatten
der schon tief stehenden Sonne versanken, schweifte das Auge nach Westen
und Nordwesten über die leicht gekräuselte, blaue Fluth der Binnenlagune.
Den westlichen Außenrand der letzteren mit feinen unnahbaren Brechern
über den Riffen, vermochten wir nicht zu erkennen. Weit im Süden hinter
St. Davids Feuerthurm aber ballten sich schwere Gewitterwolken zusammen.
Dies wie die untergehende Sonne mahnte zur Heimkehr. Die herrschende

Hitze — seit drei Wochen hatte es hier nicht geregnet — zwang uns die Veranda eines am Hafenplatz gelegenen etwas primitiven Hotels aufzusuchen und den Versuch mit einer landläufigen Limonade zu machen, die indeß hauptsächlich aus öi„^er»dser, dem in englischen Kolonien anscheinend unvermeidlichen Sodawasser mit Jngweressenz, bestand, eine Mischung, an deren aromatische Schärfe man sich erst gewöhnen muß.

Die Nacht brachte einen colossalen Gewitterregen, der unsere Schiffsboote zur Hälfte füllte, einzelne Schauer folgten noch in den Fiiihstunden, uns nicht unerwünscht, da die für diesen zweiten Tag beabsichtigte Wagenfahrt nach Hamilton, der Hauptstadt der Inselgruppe, sonst auf allzu staubiger Landstraße hätte erfolgen müssen. Der Leiter der Expedition wollte dem Gouverneur seine Aufwartung machen, und mir andern hatten, in dem wir uns anschlössen, die beste Gelegenheit den größten Theil der Inselgruppe und ihre Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Daß man sich auf englischem Boden befand, zeigte sofort der vorzügliche Zustand der Landstraße. Ten Hafen im Westen umgehend sührt sie über eine Drehbrücke nach der Long Bird Insel und von dieser über einen 2915 Meter langen Brückendamm (tke «»nsewsz) hinüber zur Hauptinsel. Dieser Damm trennt den westlichen, flacheren von dem tieferen und größeren Theil der runden Bucht Castle Harbour, dem an kleinen Jnselchen und Klippen reichsten Gebiet der Bermudas, voll der malerischsten Ausblicke nach rechts und links. Nicht mit Unrecht sind die Insulaner stolz aus ihr Bauwerk, das in über vierjähriger Bauzeit (1867—71) einen Kostenaufwand von 650 MO Mark verursachte. Eine in der Mitte eingeschaltete Drehbrücke gestattet auch hier kleineren Fahrzeugen den Turchpaß.

Nun ging es auf der Hauptinsel weiter bergauf, bergab, zur Rechten die schönsten Ausblicke auf die Binnenlagune, welche bei herrlichem Sonnenschein das Blau des Himmels gedunkelt reflectirte, an der Straße bald kahles Gemäuer mit stachligen Opuntien darauf, bald parkartige größere Gartenanlagen um blendend weiß getünchte Villen inmitten reichen Bambus-, Oleander-und Granatengebüsches, bald ärmliche Häuschen, deren dunkelfarbige Insassen in der Thür stehend unsere Kutscher über die Bedeutung dieser Picknickfahrt, wie sie meinten, flugs auszukundschaften versuchten. Kleine Gehölze der hier einheimischen Bermuda-Ceder (^unipurn8 b«rmuclinn») boten angenehmen Schatten, hierund da sesselte eine riesige Agave (am Mittelmeer als Aloe bekannt) oder eine struppige, alte Fächerpalme (8ubäl LluoKdurllikn») das Auge, die Luft war erfüllt von dem Geschnarr der Cikaden, welche in Schaaren auf den Zweigen am Wege ihr Conzert aufführten.

So gelangten wir wieder an eine kleine Brücke, welche den schmalen Zugang des runden Harringtonbusens von der Binnenlagune her überspannte, rauschend entführte unter ihr hindurch der Ebbestrom das Wasser mit der Geschwindigkeit eines Mühlengerinnes. Harnngton Sound ist

ohne Frage der Glanzpunkt aller landschaftlichen Schönheiten auf Bermudas. Rings von anmuthigen Hügeln in mechselvollsten Formen und in 25 bis öd Bieter Erhebung umgeben, die Gehänge meist mit üppigster Vegetation freundlich bezogen oder in malerischen Klippen vorspringend, hier und da genügend Raum für einzelne Villen frei lassend, die Wasserflache selbst von herrlich klarem Grün und glatt wie ein Spiegel, eine kleine Gruppe bewaldeter Jnselchen und ganz in der Ferne das dreieckige weiße Segel eines Bermudakutters ihre einzige Unterbrechung — so lag die Bucht vor uns in paradiesischer Weltabgeschiedenheit. Im strengsten Contrast zu diesem friedlichen Bilde stand der öde, gezackte Klippenstrand der Binnenlagune, auch hier durch ein altes Wrack, das sein geschwärztes Niesengerippe aus dem Wasser streckte, bezeugend, daß nicht immer die Elemente in solchem Frieden verharrten wie heute.

Noch gings eine halbe Stunde Fahrt durch die Mitte des Landes, dann einen Hügel hinauf, bis wir die Gartenhäuser von Hainilton unter und vor uns sahen, dahinter das malerisch sich aufbauende Städtchen und den Hafen. Hier war es, wo uns Kokospalmen mit grünen Früchten, und einmal! eine Reihe von sechs stolzen Königspalmen gewaltig imponirten; beide sollten wir freilich später auf brasilischem Boden unvergleichlich stolzer noch sehen. In wenigen Minuten waren wir in der Stadt, erst ging es noch die Hafenstraße entlang, wo sich um den die Abfahrt nach New-Wrk vorbereitenden Postdmnpfer ein jahrmarktartiges Getümmel verbreitete, dann wieder eine heiße breite Straße hinauf zu unserem Absteigequartier.

Obwohl Hamilton an Einwohnerzahl hinter St. Georges ein wenig zurücksteht, ist es doch der ungleich verkehrsreichere und wohlhabendere Ort. Die Bauart der Häuser, die Ausstattung und große Zahl der Läden, freilich mit amerikanischen Preisen, die schönen schattigen Alleen und gut gepflegten Gärten, zeigen das auf den ersten Blick. Im Hafen lagen mehrere Segelschiffe, amerikanische Dreimastschuner von großen Dimensionen, außer dem Postdampfer noch zwei kleinere, mehrere Fischerkutter durchfurchten unter Segel in eleganter Neigung die hellgrüne Fluth — aber auch hier die beängstigend große Zahl von gestrandeten Schiffen und alten Wracks auf den unsichtbaren Korallenriffen, wir zählten sechs auf einen Blick! Der Hafen ist nur von der Binnenlagune her zugänglich, und zwar für Seeschiffe schon von mittlerer Größe selbst bei Hochwasser nur eine sehr complicirte Einfahrt darbietend. Aber die Nähe der Marineanlagen von Grassn Bai sowohl wie die Fruchtbarkeit des gerade hier geräumigsten und volkreichsten Theils der Insel machten Hamilton mit Recht geeignet zur Hauptstadt. Die glühende Mittagssonne, von den weißen chaussirten Fahrdämmen und den hellgetünchten Häusern unangenehm reflectirt, hinderte uns nicht, die Stadt zu besichtigen, und verschiedenen Läden Besuche abzustatten: aber es gelang nicht, außer

einigen aus den Blattfasern der Fächerpalme geflochtenen Hüten etwas Originelles von einheimischer Arbeit aufzutreiben. Aus Cedernholz hergestellte Schnitz- und Drechslerarbeiten, die von einer deutschen Finna feil gehalten und von den amerikanischen Touristen als Andenken viel gekauft werden, sind in Wernigerode am Harz gearbeitet; uns erschienen sie unerhört theuer.

Von weiteren Sehenswürdigkeiten fanden wir bemerkenswerth die berühmte Cedernallee, wo es wirklich gelungen schien, den sonst knorrig und struppig machsenden Baum zu etwas strafferer Haltung zu erziehen, ferner in den Gärten viele tropische Fremdlinge, namentlich zahlreiche Palmen, außer den schon genannten die Dattel, Grugru (^strocsr^ura auroum), die Kohlpalme (Orsodoxa oleräLea), ferner Ficusbäume, so groß und so schattig wie bei uns die Eichen, und endlich den Kalebassenbaum (<üro«O«nti» «u^Lts), der hier indeß weniger mit parasitischen Gewächsen besetzt mar, als wir später in Brasilien sahen. Sehr verbreitet mar dann ein schöner eschenartiger Zierbaum, der hier den volltönenden Namen „Indiens Stolz" trägt (?>'iä» Inäis, ölslia ^,«säiiräol>), aber in Italien und Griechenland sehr häusig ist, durch sein mehrfach gefiedertes Blatt in der That auffallend, im Frühjahr aber durch die Pracht seiner zarten, lila gefärbten Blütenbüschel vielleicht noch schöner, menn auch weniger schattig, da er im Winter sein Laub abwirft.

Das Luncheon im American Hotel, von einer schwarzen Kellnerin servirt, machte uns mit einigen einheimischen Gerichten, wie Brei von gestampftem Mais, und Kokosnußtorte, bekannt, besser erschienen uns freilich die Bananen und die riesigen Wassermelonen zum Dessert.

Ein plötzlicher Regenschauer hatte den Staub wiederum gelöscht, als wir nach Absolvirung der geplanten Besuche und Einkäufe die Heimfahrt antraten. Diesmal führte uns der Weg näher an der östlichen Meeresküste entlang, durch anscheinend tiefer liegendes, feuchteres, aber auch vor den Winden besser geschütztes Gelände. So üppige und hohe Bestände der Ceder, so mahrhaft schattige Waldminkel hatten wir vorher noch nicht getroffen, stellenweise verriethen aber auch Sumpfflächen ihre Brackmaffernatur dadurch, daß sie nur von den stelzbeinig bewurzelten, sonst ganz weidenartigen Mangroven umrahmt waren. Aber auch hier in dem offenbar fruchtbarsten Gebiet der Insel bemerkten wir nirgends große Ackerflächen, nur gartenartige, vorsichtig gegen die Stürme durch Oleanderhecken geschützte kleine Felder rother Erde, die neben Bataten nur Pfeilwurz l^läi-antil grunäinacsä) und Manioc ('lätroplis Wäniliot) trugen, wo sie nicht gerade von einigen Schwarzen mit der Hacke für die eigentliche Winterfrucht, die Kartoffel, vorbereitet wurden. Den zweirädrigen Karren, welche Sargassotang als Dünger herbeifuhren, begegneten wir öfter.

Wieder entzückte uns gerade der Blick auf den Harringtonsee, als

die Wagen vor einer eisenbeschlagenen schweren Thür mit der Aufschrift
Lntrance 1 slnllii^ eack, hielten und hinter einer hohen, oben mit Glas-
scherben besteckten Mauer uns eine Sehenswürdigkeit der Insel ahnen
ließen. Es dauerte einige Zeit, bis der Schließer von seiner Arbeit vom
Felde herbeigeholt mar und uns den Zutritt zur „Neptunsgrotte" oder
„Teufelshöhle", wie sie gewöhnlich genannt wird, eröffnete. Eine dunkle,
kühle Grotte, von üppigem Gesträuch überhängt, beschattete ein mit Waffer
vom nahen Harringtonsee unterirdisch gespeistes Becken, in welchem ein
Dutzend meterlanger rothbrauner Fische ihre Mäuler schnappend uns ent-
gegenstreckten. Die Gefräßigkeit dieser Burschen erschien in der That
unerhört, wie die uns vorgeführte Fütterung mit Weizenbrot bemies.
Wenn sie sehr lange gefastet haben, versicherte uns der Schließer, würden
sie selbst einen zufällig in's Wasser gefallenen Menschen in Stücke zerreißen.
Neben diesen teuflischen Gesellen birgt die Grotte aber auch einige offenbar
des Gegensatzes halber hierher verbannte Engelssische, von denen man in
Lady Brassens „Familienreise von 14 000 Meilen" eine idealisirte Ab-
bildung findet; sie sind mundervoll blau und grün gefärbt und haben im
Profil und Auge einen unleugbar menschenähnlichen Zug, auch durch die
milde Grazie ihrer Bewegung unterscheiden sie sich angenehm von den stürmisch
durch das Wasser schießenden und planschenden Näuberfischen. Noch eine
andere Art schwarzgelb getigerter großer Fische und einige kleine Schild?
kröten vervollständigten diese gemischte Gesellschaft des Höllenkessels.
Am Ostufer des Harringtonbeckens weiter fahrend bogen wir in einen
Seitenweg ein und besuchten auf schattigem Pfade durch den Wald und
über üppige Wiesen, auf denen einige wirklich schöne, jugendliche Fächer-
palmen standen, nun der Reihe nach die drei berühmten Tropfsteinhöhlen
von Walsingham und Joyces Dock. Die ersteren sind entschieden die
schönsten, und durch Thomas Moores Kalebassenbaum an ihrem Eingange
auch berühmtesten. Der genannte Dichter verweilte im Jahre 1804 einige
Monate als Beamter der Admiralität auf der Insel, während welcher
Zeit er eine Reihe der schönsten Lieder, Oden und poetischen Episteln ver-
faßt hat. Unter diesem Baume sitzend hat er auch ein stimmungsvolles,
offenbar Bermuda verherrlichendes Lied gedichtet, auf das die Insulaner
nicht wenig stolz sind*). Die Schönheiten der Höhlen bestehen weniger
in malerischen Tropfsteinbildungen, als vielmehr in den unterirdischen
Salzmasserteichen, welche beim rothen Glanz des zur Beleuchtung benützten
brennenden Cederngezmeigs die von der Decke herabhängenden Stalaktiten
malerisch wiederspiegeln. Leider sind die von Natur 'milchweißen Kalk-
abscheidungen, die das Innere der Höhle bekleiden, durch diese primitive
Art der Beleuchtung schon stellenweise arg verräuchert. Auch sonst ist die

*) OK! Kacl smns dri^Kt littl« Isis «k onr ovrn,
lu ä dlus suiniuor ocoan, f»r «ff auä »Ions et?.

Betretbarkeit der Höhlen durch wackelige Leitern und zerbrechliche Latten-
geländer an schlüpfrigen Stellen nicht gerade auf der Höhe berechtigter
Wünsche. Und doch werden namentlich im Winter die Höhlen viel von
den amerikanischen Touristen besucht. Uns boten sie durch ihre schattige
Kühle, die weiter im Innern sogar den Athemhauch sichtbar machte, eine
angenehme Erfrischung gegenüber der Brühhitze des tropisch heißen Nach-
mittags draußen, obwohl wir unsererseits nicht so unter dieser litten wie
die Eingeborenen nach ihren eigenen Aussagen.
Die Weiterfahrt führte uns am Nordrande des Harringtonsees entlang
an Oleanderhecken, Gärten mit Feigen und Zuckerrohr, Orangen und
Mvrthen, und an lichten Cederngehölzen vorüber, in denen das Blaukehlchen
(dlus robin, Sialig, Wilsoni) mit seinem metallisch hellblau
schimmernden Gesieder und der rothe Cardinal (6nari«ä cäräinaljs),
beides beliebte Sänger, aber nur ungern geduldete Gartenräuber, häusiger
als sonst sichtbar wurden. Bald rollten die Wagen zum Becken von Castle
Harbour herunter auf den großen Brückendamm und eine halbe Stunde
später waren mir wieder an Bord, kurz bevor die Sonne unterging.
Hier waren noch ein Dutzend Schwarze mit viel Halloh aber wenig
Wirkung mit dem Umstauen der Kohlen beschäftigt, das Schiff in Wolken
schwarzen Staubs gehüllt, alle Thören und Fenster so dicht es möglich
war, geschlossen, das Achterdeck durch doppelte Gardinen von Segeltuch
gegen den Kohlenstaub, doch nur mangelhaft versichert, so daß dieser auch
durch das undichte Oberlicht in Bibliothekraum und Kabinen eindrang und
alles mit einem feinen, aber nachhaltig schwarzen Ueberzug bedeckte: ein
schauderhafter Zustand! Nach einem heftigen Gewitterregen, auf welchen
Wetterleuchten die ganze Nacht hindurch folgte, wurde es etwas besser,
zumal die Schwarzen über Nacht das Schiff verlassen hatten.
Der nächste Tag sollte, nachdem der Leiter der Expedition vom
Gouverneur die Erlaubniß in liebenswürdigster Form erhalten hatte, zu
fischen und zu sammeln, wo und was uns beliebte, zur Untersuchung der
Korallenriffe dienen. Ein landesüblicher Fischerkutter und ein Schiffsboot
waren schon in der Frühe fertig gestellt, ein drittes Boot mit dem uns
vom Gouverneur zur Assistenz zugesellten CapitäX T. von der Königlichen
Artillerie, einem sehr liebenswürdigen mit Deutschland durch mehrfache
Anwesenheit bei Kaisermanövern wohlbekannten Herrn, schloß sich für einige
Zeit an. Hauptsächlich war das durchsichtige Wasser von Castle Harbour
der Schauplatz dieser für unsere Zoologen höchst interessanten Fischerei.
Die Ausbeute an Korallen der schönsten Formen, Schwämmen, Muscheln
und ekelhaften Holothurien (8e!t puääinß nannte sie der einheimische
Fischer) gab eine beträchtliche Bereicherung der Sammlungen, bevölkerte
freilich unser Schiff, da die meisten Objecte in der Sonne auf Deck
trocknen mußten, für die Folge mit ungezählten Schaaren von Fliegen.
An diesen Ausflügen, die an dem folgenden Tage in ähnlicher Weise

miederholt wurden, habe ich mich selbst nicht betheiligt, vielmehr vorgezogen, mit unserem Marinemaler E. die Insel St. Georges und am anderen Tage auch St^ Davids zum Studium von Natur und Volk des Längeren zu durchstreifen. Ich verzichte darauf, die Wege, welche wir so über Land und Hafen miteinander machten, hier im Einzelnen zu schildern. Einiges an auffälligen Beobachtungen dürfte im Folgenden, wo wir einen allgemeineren Uebexblick zu gewinnen uns bemühen werden, noch in's Licht treten.

An landschaftlichen Reizen kann weder St. Georges noch St. Davids sich mit der Hauptinsel messen. Als das Lohnendste ergab sich für unseren Maler .'ein Blick über Stadt und Hafen von den Militärbaracken Zaus, was ihn denn auch zu einer ausführlichen Farbenstudie animirte.

Während dem unterzog ich das interessante Gestein, aus dem diese Insel wie die ganze Gruppe besteht, einer genaueren Besichtigung. Wie aus früheren Untersuchungen schon feststand, so ergaben die abgeschlagenen Handstücke durchweg die gleiche Zusammensetzung aus kleinen sandkornartig abgerollten Stückchen von weißen oder rolhen Korallenskeletten, durch ein kalkiges Cement nur locker zusammengehalten, das Ganze sehr porös im Kleinen, spalten- und höhlenreich im Großen. Die Entstehung dieses Korallensandsteins ist eine ganz eigenartige, ließ sich aber in den von uns besuchten Gebieten der Inselgruppe nicht so schön feststellen, wie in den Strandgebieten südlich von Hamilton, welche die Challenger-Erpedition des Genaueren untersucht hat. Das Gestein entsteht lediglich durch Verfestigung von Dünen, die der Wind aus den am flachen Strande angesammelten, von den lebenden Korallenklippen durch die Wellen abgerissenen und stetig zerkleinerten Trümmern und Geröllen zusammenmeht. In den kleinen Steinbrüchen, die überall auf Schritt und Tritt zu finden find, wie an Wege-Einschnitten, ist diese Entstehung aus Sandwehen oder wie der Geologe sagt, auf „äolischem" Wege, mehr oder minder deutlich an der rasch wechselnden Schichtung mahrzunehmen.

Das Gestein ist leicht mit der Säge zu bearbeiten, und da es die vortheilhafte Eigenfckaft besitzt, sich an der Luft schnell zu verhärten, so liefert es das durchaus herrschende Baumaterial der Insel. Alle Häuser sind ausnahmslos aus solchen Quadern gebaut, die mit Portlandcement verbunden und abgeputzt, dann weiß gekalkt, ein sehr gesundes Wohnen ermöglichen. Sogar die Dächer sind mit dünnen Platten desselben Materials gedeckt, auch sie werden weiß gekalkt, so daß die grelle Sonne diese so behandelten Gebäude weithin sichtbar werden läßt. Grün gestrichene Thören, Fensterläden und Holzveranden sorgen indeß dafür, daß das leicht geblendete Auge Ruhepunkte gewinnt.

Die Porosität des Gesteins bewirkt aber auch, daß der Regen schnell einsickert, und da der ganze Jnselkörper aus dem gleich durchlässigen Material besteht, so giebt es in Bermudas keine Quellen, keine Süßwasser-

teiche, höchstens Ansainmluilgen von brackigein Wasser, wo sich einmal das atmosphärische mit dem ozeanischen Naß reichlicher vermengt. Alles Trinkwasser für Mensch und Thier auf diesen Inseln ist darum in Cisternen gesammeltes Regenmasser; kein Wohnhaus darf ohne solchen „t.mk" gebaut werden, der ausreichenden Borrath für die Bewohner und etwaiges Vieh liefert. Die gleichmäßige Vertheilung der Regenfälle durch das ganze Jahr hin (zehnjährige meteorologische Beobachtungen in Paget bei Hamilton ergaben für alle Monate iin Jahre durchweg über 80 Millimeter), läßt diese Art der Wasserversorgung auch als eine ganz gesicherte erscheinen. Nur der Ausdehnung der Viehzucht ist solche Abwesenheit von Quellen und Bächen natürlich nicht gerade förderlich. Aber andererseits ist die Besiedelbarkeit des Landes dadurch eine um so erweiterte; wo sonst günstige Verhältnisse die Errichtung eines Hauses erforderlich machen, wird ganz nahe am Bauplatz das Gestein mit einem großen Bohrer geöffnet, dann mit der Säge das Ausschneiden der nöthigen Quadern besorgt und endlich sogar die Anlage der Cisterne in der so gewonnenen Vertiefung ermöglicht. Aehnlich summarisch sahen wir in Hamilton den Abbruch eines Hauses erfolgen: es wurde von oben nach unten einfach auseinandergesägt.

Dieser „äolische" Korallensandstein der Bermudas steht in der Welt ziemlich vereinzelt da, mährend man Höhlenbildungen auch sonst von Koralleninseln der Südsee kennt. Die ganze Bermudasgruppe, der nördlichste Korallenbau der Welt (32'/^ Nördl. Breite), kann als ein großes, ringförmiges Atoll betrachtet werden, von ovaler Form, die große Axe von Südwest nach Nordost 35 Kilometer, die Breite 15 messend. Nur der südöstliche Rand ragt über Wasser und trägt außer der großen ,1-förmigen Bermudainsel noch eine Anzahl in ihrer Verlängerung liegende kleinere; der nordwestliche Rand des Atolls aber ragt nur mit einzelnen Klippen gerade in die Wasserlinie. Die Binnenlagune ist für Seeschiffe aller Größen nur an einer einzigen Stelle zugänglich, nördlich uin die Insel St. Georges herum, und auch hier nur durch intrikate Korallenpässe, die sogenannten „Engen" (tks ^arruvs) unter kundiger Lootsenführung; Nachts sind die Inseln unnahbar, da nur bei Tageslicht die verborgenen Riffe erkennbar werden, indem sie neben dem blauen tiefen Wasser als hellgrüne Flecke erscheinen. Die nur für die einheimischen Fischerkutter noch möglichen drei anderen Zufahrten kommen für den auswärtigen Verkehr in keiner Weise in Betracht. Die formidabeln Befestigungen auf der Insel St. Georges beherrschen auch bei Tage den Zugang zu den „Engen", und da im Uebrigen auch das trockene Jnselland gegen die offene See hin durch einen genau parallel dem Strande verlaufenden unterseeischen Korallenmall, über dem auch bei ruhiger See noch die Wogen schäumend sich brechen, gegen jede Annäherung gedeckt ist, so kann man die Bermudas als eine fast uneinnehmbare Seefestung allerersten Ranges bezeichnen. Als solche wird sie von den Engländern auch vollkommen gewürdigt. Eine starke Garnison

von rund 1500 Mann bewacht die Befestigungen von St. Georges und
die Werft von Grass« Bai; im Frühling jeden Jahres weilt hier das
Panzergeschivader der nordamerikanischen Station einige Monate, während
es im Sommer Halifax und andere nördliche kanadische Häfen aufsucht
und die Herbst- und Wintermonate in Westindien zubringt. Drei bis vier
Dampftage trennen Bermudas sowohl von Halifax wie von St. Thomas
oder auch von Philadelphia und Neu-Iork; diese Thatsache allein ver-
deutlicht am Besten die unvergleichliche strategische Stellung, welche diese
Jnselfestung inmitten des westlichen Atlantischen Oceans einnimmt. Schon
im Jahre 1610 wurden die Inseln britische Colonie, seit 1681 Militär-
und Flottenstation, aber erst seit 1824 in der größeren Ausdehnung, wie
sie heute noch mit Recht festgehalten wird.
Die Colonisten bedienten sich von Anfang an zur Bodenbearbeitung
der Hülfe von Negersklaven, doch ist ihnen immer nachgerühmt morden,
daß sie ein mildes, patriarchalisches Regiment über dieselben führten. Seit
1834 sind hier wie überall in den britischen Colonien die Sklaven befreit.
Sir Wvville Thomson, der Leiter der Challenger-Expedition, berichtet, daß
im Anfange der Besiedelung dieser bei der Entdeckung unbewohnten Inseln,
auch nordamerikanifche Indianer von Virginia her als Arbeiter importirt
morden seien und man die Adlernase und andere Gesichtsmerkmale der ameri-
kanischen Nasse in der farbigen Bevölkerung der Bermudas noch heutigen
Tages hier und da wieder erkennen könne. Für uns überwog der Neger-
in pus alle andern in der Mischung erkennbaren Comvonenten. Afrikanische
Züge zeigt auch der Körperbau der Männer, die breiten Schultern, die gut
gebaute Brust über schmalen Hüften. Die Jugend mit ihren schwarzen
Krausköpfen, runden Gesichtern und vollen Lippen kann sogar allerliebst
aussehen, wenn wir auch hier nicht die graziöse Pose und prächtige Haltung
fanden, wie später bei dem jungen schwarzen Volk der Kapverden. Dagegen
waren hier wie dort alte Männer und erst gar alte Weiber (mit der Thon-
pfeife im Mund!) um so häßlicher anzuschauen. Alt und jung, auch vor
der ärmsten Hütte, war immer vollständig, wenn gleich nicht jedesmal auch
sauber, gekleidet; in der Stadt trafen mir so manche hoch aufgedonnerte
dunkle Schönheit, die allerdings für ihre Toilette ein viele Jahre altes
Modenjournal benutzt zu haben schien. Wer noch der alten Theorie Glauben
schenken sollte, daß Mischrassen sich nicht zu erhalten vermögen, kann sich
auf Bermudas eines Bessern belehren: der Kindersegen dieses Mulatten-
volks aller Schattirungen läßt nichts zu wünschen übrig. Zur Zeit der
Sklavenemancipation betrug die Zahl der Neger 4200 unter einer Gesummt-
bevölkerung von 10240 Seelen; beim letzten Census im Jahre 1881 mar
die Kopfzahl aller Farbigen 8574, der Weißen 5750, also zusammen 14134.
Hieraus ist jedenfalls für dieses halbe Jahrhundert eine erheblich stärkere
Zunahme des farbigen Elements im Vergleich zum Meißen zu folgern.
Hier wie drüben auf dem amerikanischen Festland ist das Verhältnis;

der Farbigen zu den Weißen ein entschieden gespanntes. Die ersteren sind politisch äußerst rege, vier Vertreter haben sie bereits im Parlament der Colonie, ihre Bildung auf Grund zahlreicher Schulen ist eine beträchtliche, oft sahen wir die coloui eck ^eutlemen vor ihrem kleinen weißen Häuschen sitzen in das Studium der Zeitung vertieft, und unsere Führer waren gleich zur Hand, Orts- und Pflanzennamen, die mir nicht sofort verstanden, uns vorzubuchstabiren oder aufzuschreiben. Die Intelligenz der Farbigen ist also nicht zu verachten. Uns gegenüber waren sie stets von liebenswürdigster Freundlichkeit, und doch wurde uns übereinstimmend mehrfach versichert, daß wenn heute die englischen Garnisonen die Inseln verließen, schon morgen eine blutige Empörung der Farbigen gegen die Weißen ausbrechen werde. Nun, die Gefahr ist nicht groß, die Briten werden diese schönen und stark befestigten Inseln sicherlich nicht freiwillig räumen. Im Uebrigen schienen uns manche Anzeichen dafür zu sprechen, daß gerade das Verhältniß der Garnison zu den Farbigen kein irgendwie unfreundliches sei. Als am zweiten Abend unseres Aufenthaltes der noch immer in Wolken aufsteigende Kohlenstaub uns wieder von Bord vertrieben hatte, klangen uns gleich am Landungsplatze die lustigen Weisen einer Musik-Kapelle entgegen. In einem Saale nahe am Hafen fand, wie man uns sagte, eine musikalische Unterhaltung mit Basar zu irgend einem mohlthätigen Zwecke statt. Auf der Treppe, an der Kasse, lauter farbige Gesichter, im Saal aber neben zahlreichen, ausschließlich farbigen Honoratioren, ein Dutzend englischer Soldaten, außer uns die einzigen Vertreter der weißen Hautfarbe.

Obwohl die Farbigen von Bermudas entschieden etwas arbeitsamer sind, als die dunkle Mischbevölkeruug von Haiti oder Jamaica (auch unser Kapitän fand seine Kohlenarbeiter hier anspruchsloser, als er sie von Westindien her gewohnt war), so ist doch für den aufmerksamen Beobachter keine Frage, daß die Inseln ausgedehnter cultivirt sein könnten, als es der Fall ist. Die auffällige Kleinheit der Aecker ist schon erwähnt worden; nach der officiellen Statistik sollen 20 Procent der ganzen trockenen Fläche unter Cultur stehen, was der Augenschein uns aber als zu hoch ergab. Dagegen ist die Ertragsfähigkeit dieser Bermudasäcker, in den, inilden Winter und tropisch warmen Sommer, eine ganz erstaunliche; giebt doch das Land stellenweise dreifache Ernte. Im Winter reift die berühmte Bermudaskartoffel, welche schon iin Februar auf den Gemüsemärkten der Vereinigten Staaten erscheint und dort hochgeschätzt wird. Vereinzelte Niesenknollen gelangen dann von New-?)ork aus auch wohl als Sehenswürdigkeit gelegentlich nach Bremen oder Hamburg. Iin Frühling folgen dann die noch merthvolleren Zwiebeln, im Sommer Tomaten, Arrowroot und Mais. Unsere Getreidearten dagegen sollen hier nicht mehr gedeihen und schnell degeneriren.

Es gab eine Zeit, wo Bermudas auch Apfelsinen in großen Mengen

erzeugte. Aber hier hat, ebenso wie auf den Azoren, ein Parasit die
Bäume fast ganz vernichtet, sodaß wir nur noch in den Gärten hier und
da einzelne von grünen Früchten bedeckte Exemplare bemerkten. An den
Häusern waren Weinreben als Laubenbedachungen sehr beliebt; die
Trauben erinnerten durch erdbeerartigen Beigeschmack an gemisse süditalifche
Sorten. Für die Gesammtproduction sind aber auch die Reben von keiner
Bedeutung.
Die werthvollste Frucht, die Zwiebel, erlangte in den letzten Jahren
einen Exportwerth von einer Million Mark, die Kartoffel meist mehr als
eine halbe Million; die Gesammtausfuhr an Landbauprodukten erhob sich
öfter nahe an zwei Millionen Mark. Für ein Jnselgebiet, dessen Gesammt-
fläche nur 54 Quadratkilometer, dessen beackertes Areal nach officiellen
Angaben nur 2229 aores oder fast genau 900 Hektaren beträgt, eine
erstaunliche Leistung! Aber ebenso unzweifelhaft war es für uns, daß es
noch geschützte Plätze genug gab, wo sich Kartoffel» und Zmiebelfelder
ebenso gut hätten anlegen lassen, wo jetzt nur die Lantane zwischen einzelnen
Cedern und Fächerpalmen die Flächen überzog. Von Viehzucht ist nicht
viel zu hoffen; Rinder und Schafe giebt es nur fehr wenige, Pferde und
Maulthiere soviel wie nöthig sind, nur die Schweine gedeihen, ohne daß aber
ihre Zucht viel Beachtung fände. Die Volkszahl von 14134 Köpfen, auf
54 Quadratkilometer Fläche vertheilt, ergiebt eine Dichtigkeit der
Bevölkerung von 261 auf den Quadratkilometer, wie sie in Mitteleuropa
nur in den Jndustriegegenden erreicht, auf tropischen Inseln, wie in West-
indien z. B. auf Barbados, aber noch erheblich überschritten wird. Auch
auf den Bermudas ist noch Platz und Nahrung für gewiß 100O0 Seelen
mehr. Und wie angenehme Bedingungen der Existenz findet der Farmer
und Fischer hier! Es ist danach zu verwundern, daß die englische Aus-
wanderung nicht mehr Zuwachs des weißen Elements liefert. Ungünstig
mag darauf vielleicht auch hier wie anderwärts die üble Gepflogenheit
der Engländer, in den Colonien Sträflinge in Masse zu Regierungsarbeiten
zu verwenden, eingewirkt haben, obwohl seit 1863 die Zuchthäuser von
Boaz I. bei Grassy Bai von ihren Insassen entleert sind. Die Negierung
begünstigte einmal die Ansiedelung von Portugiesen auf der Insel
St. Davids; aber dieses neue Bevölkerungselement bewährte sich gar
nicht. Die hitzköpfigen Südländer vertrugen sich nur schlecht mit den
weißen und farbigen Farmern und haben, wie man uns klagte, durch
Lieferung von unreifen und mindermerthigen Produkten zu Schleuderpreisen
den guten Ruf der Solidität aller Bermudaserzeugnisse auf dem amerika-
nischen Markt geradezu geschädigt. So bleibt die Verstärkung, welche das
weiße Element von außen her erfährt, eine unbedeutende und zufällige;
fei es daß ein Offizier oder Verwaltungsbeamter auch nach Ablauf seiner
bedungenen Dienstzeit sich entschließt, auf seiner weltabgeschiedenen Villa in
idyllischem Phäakenleben hier das Ende seiner Tage zu erwarten, oder

daß ein alter Soldat, durch die Glutaugen einer dunklen Schönheit gefesselt, sich eine kleine Farm oder einen Fischerkutter kauft, statt mit den ausgedienten Kameraden nach Alt-England heimzuschiffen. Dazu kommen die hier wie sonst in amerikanischen Häfen mit Vorliebe desertirenden Matrosen. In früheren Jahrzehnten, als der Walsischfang in den atlantischen Gewässern noch ergiebiger war als heute, fanden sich die „Whaler" reichlich in den gastlichen Häfen der Bermudas ein, um von ihrem anstrengenden Berufe auszuruhen und das Schiff neu auszurüsten. Da aber gerade ihre Mannschaften hier massenhaft zu entweichen pflegten und Ersatz gar nicht oder nur ungenügend zu beschaffen mar, haben die Walfänger diese verführerischen Inseln zu meiden begonnen; sie gehen nun nach den Azoren.

Wie der milde Winter die Hauptfruchtzeit der Insulaner ist, so blühen auch im Winter zwei andere Haupterwerbsquellen: eine alte, die man kurz« weg „den Segen des Strandes" nennen könnte, und eine ganz neue, bestehend in den Wintergästen aus den Vereinigten Staaten. Der Winter von Bermudas ist ebenso milde wie der von Madeira*); aber die unmittelbare Nähe des Golfstroms, dieses „Sturmbrüters" bewirkt es, daß er auch unvergleichlich unruhiger ist. Diese Stürme, in See oft zu orkanartiger Heftigkeit anwachsend, knicken manchen Mast, brechen manche Raa, schlagen die Wasserfässer von Deck, und auch seeerprobte, tüchtige Kapitäne können es nicht hindern, daß ihr Schiff im müthenden Seegang leck springt oder gar die Schraubenwelle bricht. Für die meisten dieser „Havaristen" ist dann der Hafen von St. Georges der nächste Zufluchtsort, wo sie repariren und sich neu ausrüsten können. Als ebensolcher, im Golfstrom von einem bösen Norder übel zugerichteter Flüchtling ist auch im Januar 1884 S. M. S. „Olga", an Bord Prinz Heinrich von Preußen, nach Bermudas gekommen, um in Grassy Bai die Takelung auszubessern. Nicht immer geht solche Reparatur schnell von statten, bisweilen müssen größere Theile, namentlich von der Maschine, aus der Heimat erst verschrieben werden, aber immer sind die Kosten empfindlich hoch, denn an geübten Arbeitern ist kein Ueberfluß und jeder neue Sturm vermehrt die Zahl der Hülfesuchenden. Dann ist's lebendig in St. Georges, und die Schiffshändler, welche Proviant, Wasser, Kohlen u. s. w. zu liefern haben, machen gute Geschäfte. Dann kommt es auch wohl vor, daß nach glücklich beendeter Reparatur beim Auslaufen aus dem Hafen das Schiff noch auf irgend ein Riff stößt und ganz verloren geht, d. h. für die Versicherungsgesellschaften, denn Rheder und Befrachter halten sich immer an diese. Böse Zungen behaupten, daß solche Strandungen dann und mann nicht

*) Januartemperatur in Bermudas 16,5», Madeira 15.9°, dagegen August bezw. 26,7° und 22,8« Grad der hunderttheiligen Skala. Der wärmste Monat in Kiel ist fast genau gleich dem kältesten auf Bermudas.

ganz unversehens vorkämen. Jedenfalls ist die Zahl großer Wracks in
den Fahrstraßen und Häfen der Inseln, wie oben bereits mehrfach vermerkt
werden mußte, eine beängstigende. Dann werden die frischen Wracks
mit sammt der Ladung vemuktionirt und viele reiche Händler hier sollen
sich gut darauf verstehen, in solchen Fällen ihr Schäfchen zu scheeren.
Ein Ereigniß, das kurz vor unserer Ankunft sich zugetragen, war recht
geeignet uns die schmierige Lage der Versicherungsgesellschaften in so ab-
gelegenen Häfen deutlich zu machen. Ein großes amerikanisches Segel-
schiff von 1500 Tons hatte in einem Sturm seine Wasferfässer von Deck
verloren, läßt sich einschleppen und geräth am Abend, bevor es wieder
aussegeln wollte, durch Unvorsichtigkeit eines Matrosen in Brand; es hatte
im Vorderraum einige Stückfässer Spiritus geladen, welche explodirten.
Es wird ein Leck von außen in's Schiff geschlagen, dieses selbst schnell in
flaches Waffer geschleppt, wo es alsbald versinkt. Der Assecuradeur ver-
auktionirt das Schiff so wie es da liegt und eine Firma in St. Georges
kauft das Wrack für 17000 Mark, und die Ladung zu 75 Procent des
versicherten Werthes. Es gelang dem Käufer, das Schiff zu heben und
nach Philadelphia zu schleppen, wo er das Schiff sammt der Ladung,
welche gar nicht gelitten hatte und hauptsächlich aus Eisenbahnschienen bestand,
mit enormem Vortheil verkaufte. Früher muß dieser „Segen des Strandes"
noch größer gewesen sein als heute, wo die Zahl der Segler so sehr abnimmt.
Mehr als reichlichen Ersatz hierfür bringen die Wintercurgäste aus
den Vereinigten Staaten, welche namentlich Hamilton und seine liebliche
Umgebung mit jedem Jahr in steigenden Mengen bevölkern.
Die Winter der Vereinigten Staaten sind bekanntlich sehr rauh, und
der stetige schnelle Wechsel lauer Frühlingsluft mit eisigen Nordminden und
scharfem Frost ist angegriffenen Lungen sehr gefährlich. Der wärmste Theil
der Vereiniglen Staaten, die Halbinsel Florida, ist aber noch sehr wenig
comfortabel und die eigentlich tropischen Gebiete in der Nähe, wie Kuba,
sehr theuer und auch sonst schwächlichen Personen nicht zuträglich. So
pflegen dann Lungenkranke in den ersten Stadien ihres Leidens neuerdings
mit großem Vortheil sich nach Bermudas zu begeben, wo man sich mit
amerikanischer Geschwindigkeit auf die Aufnahme der Gäste eingerichtet
hat. Riesige Hotels sind in Hamilton entstanden, die aber nur im Winter
benutzt werden. Zu den Kränklichen und Schwachen gesellen sich dann noch
die der Erholung Bedürftigen.
So mancher überarbeitete Kaufherr aus Philadelphia oder Nem-Aork
hat sich durch einen Winteraufenthalt auf einem weltabgeschiedenen Land-
sitz bei Hamilton eine wohlthätige Erfrischung des Nervensystems gesichert,
kein Telegraph erreicht ihn dort, und die Post, die den Inseln nur über
New-Jork zugeht, belästigt ihn im Winter nur jeden Sonntag, im Sommer
nur alle zwei Wochen.
Doch sind im heißen Sommer nur wenig Fremde auf Bermudas,

insbesondere steht der September in schlechtem Ruf, weil alsdann die Luftbemegung zu oft gänzlich fehlt. Doch gilt auch der Sommer als durchaus gesund. — Gelegentlich ist allerdings in der heißen Jahreszeit das gelbe Fieber aus Westindien eingeschleppt morden, (viermal in den letzten vierzig Jahren), aber abgesehen hiervon ist die Sterblichkeit der weißen Bevölkerung im Allgemeinen dieselbe wie in England.

Immerhin wurde uns von Persönlichkeiten, die seit Jahrzehnten auf den Inseln ansäßig waren, versichert, daß auf die Dauer das Klima, natürlich wegen der sommerlichen Hitze, doch sehr angreifend wirke.

Die Monate April und Mai gelten als die schönsten und angenehmsten, am nächsten kommt ihnen der November, während im eigentlichen Winter (Januar bis März) Stürme und Regenfälle mit ruhigen, sonnigen Tagen abwechseln. Doch gewähren auch in Zeiten schlechten Wetters die zahlreich an Wegen und Pfaden zerstreut liegenden Häuser dem Fußgänger schnellen Unterschlupf und der poröse Erdboden gestattet unmittelbar, nachdem der Regenschauer nachgelassen hat, schon wieder das Betreten der Landstraße. Die laue Luft und das tropisch warme, krystallklare Wasser ermöglichen Seebäder das ganze Jahr hindurch, zumal in der Binnenlagune und den damit verbundenen Buchten, welche gegen die Winde geschützt und von den Haifischen durchaus gemieden sind. Es fehlt nicht an Theater und Concerten; auch bildende Vorträge, ohne die der Dankee nun einmal nicht leben kann, werden ihm in Hamilton geboten. Der Sportsman findet reichlich Gelegenheit zum Reiten, Fahren, Rudern oder Segeln, und großartige Regatten finden namentlich iin Frühjahr statt, nachdem der englische Admiral mit seinem Geschwader von Westindien angekommen ist, was dann überhaupt den Höhepunkt für alle Geselligkeit auf den Inseln bildet.

In dieser Hinsicht hatten mir also die todte Saison getroffen. Aber auch uns, die wir die Inseln im glühenden Sonnenbrand und nur vier Tage sahen, werden sie immer mit ihrer von Cederndüft und Cikadengeschwirr erfüllten Luft, ihren weißen Häusern inmitten blüthenbedeckter Oleanderhecken auf den grünen Hügelflächen, als eine anmuthige Unterbrechung unserer allgemach etwas eintönig gewordenen Planktonfahrt in bester Erinnerung bleiben.

Giosuo (ZIarducci.
(Aus den tsr^s oäi barbars.)
Deutsch von
Paul Depse.
— München. —

I.

Bei der Urne von percy Bysshe Shelley.

ohl, o kalage, kenn' ich den Traum, der das Herz dir erschüttert.
All das verlorene Glück, das mit dem Blicke du suchst. ,
Nichtig ist immer das Jetzt; es führt nur den Schlag und entschwindet.
Schönes ist einzig im Linst, Wahrheit im Tod nur allein.
Auf den Berg der Jahrhunderte tritt mit dem mächtigen Fuße
Alis feurig und schwingt singend und stolz sich empor.
Unter ihr, wie sie entschwebt, enthüllt und erhellt sich der weite
Friedhof der Welt; ins Gesicht lacht ihr des neuen Geschlechts
Sonne. So schwebt denn ihr, o Strophen, Gedanken aus meiner
Jugend, ruhig zu dem, was ich vor Zeiten geliebt.
Durch die Himmel entschwebt, die heiteren Himmel, zur Insel,
Die aus der Phantasie Finthen sich strahlend erhebt.
Dort, auf die Tanzen gestützt, mit Siegfried wandelt Achilles
Hoch und blond mit Gesang längs dem erbrausenden Meer,
Dem giebt Blumen Vphelia, dem bleichen Geliebten entflohen
Diesem, vom Bpfer zurück, naht Iphigenia sich.

Paul Heyse in München.
Unter der grünen Eiche mit Hektar plaudert (Orlando;
Durendala erblitzt sonnig von Gold und Gestein.
Während am blühenden Busen Andromache birgt ihr Knä'blein,
Alba, die Schöne, sie schaut starr auf den wilden Gemahl.
König kear, weißhaarig, dem Bedivns klagt er sein Schicksal;
Wedixus' irrender Blick sucht noch umher nach der Sphinx,
Und die fromme Lordelia ruft: <Z) Antigone, komm doch,
Griechische Schwester! Zur Ruh' singe die Väter mit mirl
Helena geht mit Isolden verträumt im Schatten der Myrten.
Sieh, wie das Abendroth lacht auf ihr gsldnes Gelock!
Helena blickt in die Wellen. Isolden öffnet die Arme
Marke. Ihr blondes Haupt sinkt an den wallenden Bart,
Neben der schottischen Königin steht am Ufer im Mondlicht
Klytämnestra, Ins Meer tauchen sie Beide den Arm;
Und von dem heißen Blute geschwellt rückschaudcrt die Meerfluth,
An den Klippen verhallt bang der Unseligen Ruf.
C wie fernab liegst du de,i wegen der ringenden Menschen.
Insel, wo herrliche Frau'n zehn mit Heroen gepaart,
Insel der Vichterl Es schimmert umher weißschäumend die Meerfluth,
Seltsame Vögel ziehn hoch durch das purpurne Blau.
Ueber die korbeern hin braus't tönend das ungeheure
Epos, wie Maiensturm über das wogende Feld.
Bder wie wenn Wagner ergießt in die tönenden Erze
Tausend Seelen; das Herz bebt in der sterblichen Brust.
Doch so hoch nicht hob sich irgend ein neuerer Dichter;
Du nur etwa allein, Shelley, titanischer Geist
In jungfräulicher Hülle. Aus Thetis' göttlichen Armen
Trug zu der Helden Schaar Sophokles hoch dich im Flug.
0 cor corclium! Ueber der Urne, die kalt dich umschließet,
Duftet und brütet und glänzt herrlich in Bluthen der kenz,
0 cc>r curäium! Sol, der himmlische Vater, umleuchtet,
Armes verstummte; Herz, dich mit der liebenden Gluth.
Frisch erschauern die Fichten in Roms weitathmenden Lüften.
Ach, wo weilst du, Poet einer befreieten Welt?
Hörst du mich nicht? weit über den Aurelianischen Ringwall
Schweift mein thränender Blick über das todte Gefild.

Giosuö Earducci,

II.

Auf Monte ZIlario.

uf Monte Mario stehn im stillen Glänze
Des Aethers ernst anfragend die Zypressen
Und schaun hinab, wo stnmm durch graue Fluren
Fluchet der Tiber.

Und sehn dort unten Rom in schweigen weichin
Sich strecken und, so wie ein ries'ger Hirte
Bewacht die große Heerde, sich Sanct Peter
Drüber erheben.

Hier auf des fonn'gen Hügels Gipfel mischet
Den blonden wein, ihr Freunde, Laßt die Sonne
Davon erfunkeln. Lacht, ihr Schönen! Morgen
werden wir sterben.

Laß unberührt im dnft'gen Wald, Geliebte,
Den korbeer grünen, der sich ewig wähnet,
Wder in deinen braunen Locken mög' er
Schlichter erglänzen.

Doch mir, indeß mein Vers nachdenklich hinschwebt,
Mir bringt den heitren Becher und die sanfte
Blüthe der Rose, die den flücht'gen Winter
Tröstet — und hinwelkt.

wir sterben morgen, so wie gestern starben.
Die wir geliebt, entrückt dem Angedenken,
Entrückt der Liebe, dünne, leichte Schatten,
SoU'n wir entschweben.

wir werden sterben. Aber mühsam immer
wird um die Sonne sich die Erde wälzen,
Aussprüh'nd in jedem Augenblicke tausend
Leben, wie Funkenz

Leben, durchbebt von neuen Liebesgluthen,
Leben, durchbebt von neuen Rampfestrieben,
Und neuen Göttern tönen dann die frommen
Hymnen der Zukunft.

Ihr Ungebor'nen, deren Hand die Fackel
Ergreifen wird, die uns entsank, auch ihr einst
verschwindet, all ihr strahlenden Geschlechter,
Ins Grenzenlose.

Paul Heyse in München,
Fahr wohl, du Erde, meines kurzbegrenzten
Gedankens Mutter, meines flücht'gen Geistes I
wie vielen Ruhm und Schmerz noch wirst du wälzen
Rings um die Sonne!
Bis eingeschrumpft, dem fliehenden Sturme folgend,
In des Aeauators kargen Schutz sich flüchtend,
Ein einzig Weib, ein einz'ger Mann von aller
Menschheit noch übrig,
Die aufrechtftehend unter Bcrgestrümmern
Und tobten Wäldern, fahl, verglasten Blickes
Sehn, wie du hinter grauser Eiseswiiste,
Sonne, hinabsinkst.
l,it goldnen Ketten mögen ihren Sängern
Die Brust die Rön'ge schmücke», ihren Gauklern
Mit heiserem Beifallsruf und Händeklatschen
Lohnen die Menge.
Als Lohn des Liedes, das begeistert hixschwebt
von alter Seit zu künft'ger, fordr' ich einzig
Den vollen Becher von den Freunden und das
Lächeln der Schönheit,
wie die Lrinnrung eines Maienmorgens,
So rein und lieblich ist der Schönen Lächeln,
Wenn rasch enteilend schon die Zeit uns abschließt
Das neunte Lustrum;
Und um die Becher, die uns Freundschaft kränzet.
Mit heitren Zügen schwebt das Bild des Todes,
So wie um Dich an des Ilissns Ufer»,
Göttlicher plato.
<4uf der traurigen Avpia ftehn die verfallenen Gräber
Auch in der Winterszeit epheu- und lorbeerumrankt.
Unter dem blauen Himmel, noch leise tropfend vom Regen
Zieht das weiße Gewölk schimmernd der Sonne vorbei.
III.
Festgesang.

IV.
<L g l e.

Giosu« clarducci.
Lgle, das Haupt empor zu der heileren Frühlingsverheißung
Hebend, betrachtet still Wolken und sonnigen Glanz
Und es lachen die Wolken, im Flug hoch über den Gräbern,
Mehr von der lieblichen Stirn als von der Sonne erhellt.
^/ sieh, des trögen winters Arm entwindet sich
Und zittert noch im scharfen kufthauch nackt und bloß
Der Frühling, und die Sonne lächelt klar herab
Durch seine Thränen, kalage.
Die Blumen, in den schneeigen wiegen aufgewacht,
Ins Blau neugierig schlagen sie die Augen auf.
Noch lebt in ihren Blicken eines Morgentraums
Schwankender Hauch, o Lalage,
Im langen Winterschlummer unter reinlicher
Schneedecke von den Friihlingsmorgen träumten sie,
Den thaubesxrühten, von dem glänzenden Sonnenlicht
Und Deinem Antlitz, Talage.
Im fchlummertrunknen Geiste — wovon träumen nur
Meine Gedanken? warum unter Thränen lacht
Der junge Frühling Deine klare Schönheit an
So fchwermuthsvoll, o kalage?
^)hr toscanischen Hügel, «Olivenhaine, in deren
Ruhigen Schatten so oft liebeversunken ich stand,
Du toscanischer Herbst, der du aus purpurnen Tranben
Mit frohem Bransen schäumst im goldnen Sonnenlicht,
(!) meiner Jugend Sonne, begrüße lächelnd das holde
Kind, das die Liebe mir raubt, tuscischem Himmel vermählt
Lächelt ihr zu und haucht, was stets das Geschick mir versagte,
Ins junge Herz ihr friedlicher Gefühle Glück.

V.
Frühlingsanfang.

VI.
Toscanische Hügel.

Paul Heys« in München. —
Schweigt, ihr Hügel, und ihr, o säuselt nicht, ihr Vlivenl
sag ihr, Sonne, noch nicht, allüberfchauende du,
Daß dort hinter den Höh'n, auf sie wohl wartend, die Meinen
Gebettet ruhn nach hartem keben, bitterm Tod,
Staunend blickt sie zum Gipfel und fühlt im Herzen das keben
Zittern, indeß ihr Haar spielend ein Lüftchen umkos't,
Und, da schon die Sonne versinkt, der schauernde Bergwind
Ums junge Haupt den weißen Schleier flattern läßt.

Der große Mann und feine Zeitgenossen.

Eine psychologische Studie,

von

Wilhelm Neils-
— Berlin, —

uf mittelalterlichen Bildern pflegen die Menschen gern in Ab-
stufungen dargestellt zu werden. Da ist Einer, ersichtlich mit
besonderer Vorliebe ausgemalt, der einen breiten Raum ein-
nimmt, geschmückte Kleider trägt und schon durch die Größe aller seiner
Maßverhältnisse den Ausruf entlockt: welch' ein Mann! Hnals qnantumqus
suimäl, wie der schalkhafte Römer es wendet. Daneben ein Anderer,
klein von Gestalt, flüchtig überpinselt, unbedeutend im Ausdruck, genau so
als ob er dem Beschauer den Unterschied zwischen sich und seinem Nachbar
deutlich vor Augen führen wollte. Diese alte Uebung ist erst zu den
Zeiten der französischen Revolution mit Bewußtsein aufgegeben worden.
Von da ab besitzen wir Gemälde, auf denen gerade die Figuren der
gesellschaftlich am niedrigsten Stehenden mit auffälliger Sorgfalt behandelt
sind, damit nur ja die allgemeinen Menschenrechte, Freiheit und Gleichheit,
nicht verletzt würden.

Wie im Bilde, so im Leben. Die bedeutungsschwere Frage: ob
Aristokratie oder Demokratie, durchzieht die gesammte Entwickelung unserer
geistigen und gesellschaftlichen Ordnung, und sie spitzt sich naturgemäß da
Zusammen, wo der eine oder der andere Faktor eine besonders markante
Form angenommen hat. Gegenüber dem Genie sind die consecmenten
Demokraten in einer sehr schwierigen Lage, ebe.iso wie umgekehrt die
Aristokraten gegenüber den Einrichtungen des allgemeinen Wahlrechtes und

der unbeschränkten Wehrpflicht. Denn, um auf den ersten Punkt einzu-
gehen, die Anhänger des Massenprinzips wollen nicht nur die Standes-
und Geburtsunterschiede aus der Welt schaffen, sonder auch die Leistungen
aller Individuen auf ein möglichst gleiches Niveau bringen. Nun kann
es aber keinem Zweifel unterliegen, daß die unendliche Mannigfaltigkeit
der Veranlagung einem solchen extremen Vorhaben unüberwindliche Schwierig-
keiten in den Weg legt. Das wird recht deutlich, sobald man sich einen
Ueberblick über die Verschiedenheiten der Menschennatur verschafft und damit
nachweist, welche Gruppen in einen gegebenen Zeitpunkt zum Gesellschafts-
organismus vereinigt sind. Die übliche Eintheilung nach Klassen oder
Kasten bleibt freilich ganz auf der Oberfläche haften und nicht viel besser
steht es mit den nach sogenannten angeborenen Talenten geordneten Rubriken.
Aber neuerdings hat die Wissenschaft der vergleichenden Psychologie
ermähnenswerthe Versuche gemacht, so seitens Lombrosos und Benedikts.
Sehen wir uns daher einmal Benedikts Schema an.
Zuunterst in der Reihe steht der Kom« «riiuinäli«, der Gewohnheits-
verbrecher, der gemäß seiner ererbten Anlage seine Lust am Verbrechen
findet. Für ihn reicht das heutige Strafverfahren deswegen nicht aus,
weil es ihn für kleinere Vergehen mit kurzer Haft bestraft, dann wieder
entläßt und erst nach erneuter Frevelthat wieder einsperrt, anstatt ihn ein
für alle Mal unschädlich zu machen. Uebrigens sollte bei ihm nie von
„Schuld", sondern stets nur von „erwiesener Gemeingefährlichkeit", nie
von „Strafe", sondern nur von „Verfahren" die Rede sein, um den hier
unangebrachten Moralbegriff aus der Handhabung des Gesetzes zu entfernen.
Was die Erkennungsmerkmale des Komo crimmalis betrifft, so seien
bloß zwei sehr bezeichnende erwähnt, nämlich Stumpfheit gegen Schmerz-
empfindungen und verniinderte Verwundbarkeit. Aus ihnen leitet sich die
Grausamkeit der Gewalthätigkeitsverbrechen ab: solche Menschen meiden
sich an den Qualen ihrer Opfer, indem sie ihr eigenes Deficit an Empfind-
lichkeit als heroische Ueberlegenheit deuten.
Eine Stufe höher steht der K«m« vitiosus. Seine Handlungen
bewegen sich nicht ausschließlich in der Sphäre des gemeinen Verbrechens,
sind nicht lediglich durch den Blutdurst bestimmt. Indessen auch er ist
moralisch durch und durch verdorben. Seine ganze Art des Seins unter-
scheidet ihn von dem normal organisirten Menschen und macht es ihm
unmöglich Verlockungen zu widerstehen oder eine nützliche Thätigkeit durch-
zuführen. Diese Gruppe stellt das größte Contingent der Sittlichkeits-
verbrecher und zwar deshalb, weil solche Leute die zu den legitimen Freuden
der Liebe nöthige Action, die Eroberung eines Herzens und die Erhaltung
der Zuneigung, nicht aufzubringen vermögen. — Eine Spielart des laster-
haften Menschen bildet der intellectuell besser entwickelte Komo oanaille.
Er sündigt nicht weniger, aber er versteht es, der Justiz zu entgehen.
Das Gesetz ist für ihn keine Falle) sondern eine Handhabe.

Nun folgt der tiomo tvrii«u8, der Durchschnittsmensch, der Dutzend-
philisler. Man darf eigentlich nicht sagen, daß er frei sei von den Merk-
malen der bisher geschilderten Klassen. Hand auf's Herz — wer von
uns hat nicht schon im Geiste einen Diebstahl begangen oder an einen
Mord gedacht? Nur haben mir es immer verstanden, solche Regungen
niederzukämpfen dadurch, daß wir Gegenvorstellungen machriefen und durch
ihre Wucht den aufsprießenden Keim erdrückten. Anderseits treten solche
hemmende Bilder auch auf, wenn es sich um kühne Thaten seltener Art
handelt, und so erhebt sich der typische Mensch nie zum mahrhaft Großen,
Genialen; er meidet die Grenze, bei der seinein Edelsinn die Märtyrer-
krone droht, ebenso wie er jene untere Grenze der Ethik nicht überschreitet,
an welcher das Gesetz strenge Wache hält.
An der Spitze der ganzen Reihe steht der Konio nokilis, der große
Mann. Ihn zu charakterisiren, hält ungeinein schwer, denn nicht nur bietet
die psychologische Zergliederung der bleibenden seelischen Organisation eine
Fülle von unauflösbaren Problemen, sondern auch der Maßstab in der
Beurtheilung der Bedeutung seiner Persönlichkeit wechselt mit den Zeiten
und den Völkern. Das Genie besitzt wie jeder andere Mensch eine doppelte
Umgebung, einmal den engeren Kreis der Familie, alsdann den weiteren
Kreis der nationalen Zeitgenossen. Was nun die Familientradition als
genial bezeichnet, braucht noch keineswegs dem Volke als großartig zu
erscheinen, und was der Gegenwart ein Wunder dünkt, kann schon für das
nächste Geschlecht bis zur Unkenntlichkeit verblassen. Wir Modernen können
uns schlechterdings keine Vorstellung davon machen, durch welche Eigen-
schaften Herakles zum Heros der Griechen befähigt wurde; eine späte Zu-
kunft wird vielleicht nicht begreifen können, weshalb Napoleon l., der
Millionen Menschen in den Tod gehetzt hat, den Beinamen des „Großen"
erhielt.
Indessen, trotz aller Veränderlichkeit in Zeit und Raum, muß doch
wohl ein bleibender Stempel der Genialität eristiren. Dieser Stempel ist
selbstverständlich nicht Allem aufgedrückt, was ein großer Mann thut.
Nach einem bekannten Wort schwindet vor dem Kammerdiener jegliche
menschliche Größe, und nach einem Ausspruche Pascals hat auch der Genialste,
wiewohl sein Haupt hoch über alle Anderen emporragen mag, die Füße
ebenso tief wie die Kleinsten unter uns, wie die Kinder, wie die Thiers.
Immerhin, obgleich das Genie sich nicht zu jeder Zeit und in jeder Hand-
lung äußert, — etwas Besonderes muß es in sich bergen. Man hat dies
Besondere wohl „Inspiration" genannt. Gewiß, in dem plötzlichen
Erfassen halbbemußter Pläne und Ideen liegt ein Kennzeichen des Kom«
nodilis. Vornehmlich an Künstlern kann man beobachten, daß sie selten
durch logische Schlußketten zu ihren Ergebnissen — dem dichterischen Vor-
wurf, dem musikalischen Thema u. s. w., — gelangen. Friedrich Hebbel ver-
gleicht deshalb geradezu das künstlerische Genie mit dem Thiers: „Das

Thier führt ein Traumleben, das die Natur unmittelbar regelt, und streng auf die Zwecke bezieht, durch deren Erreichung auf der einen Seite das Geschöpf selbst, auf der anderen aber die Welt besteht. Ein ähnliches Traumleben führt der Künstler, natürlich nur als Künstler, und wahrscheinlich aus deinselben Grunde, denn die kosmischen Gesetze durften nicht klarer in seinen Gesichtskreis fallen, wie die organischen in den des Thieres, und dennoch kann er keines seiner Bilder abrunden und schließen, ohne auf sie zurückzugehen. Warum sollte nun die Natur nicht für ihn thun, was sie für das Thier thut?" (An Sigmund Engländer, 1. Mai 1863.) Und bei einer anderen Gelegenheit (Tagebücher II, 565), als er von einem bei Pfister gelesenen Criminalfall berichtet, sagt Hebbel von einer Kindesmörderin: „Sie giebt sich an, weil sie Geister sieht und Stimmen hört, hat aber Ruhe vor der unsichtbaren Welt, sobald sie zu essen anfangt; ein merkwürdiger Zug, der an die psychologischen Erfahrungen des Dichters erinnert, denn dieser braucht nur ein Stückchen , Brot zu sich zu nehmen, so ist er auf der Stelle der Traumsphäre der Production entrückt und wieder in die gemeine Wirklichkeit versetzt."
Unzweifelhaft also, und danach war auch die schematische Eintheilung eingerichtet, enthält das Seelenleben des Genies Momente, die nichtnormal genannt werden müssen, übernormal bezw. unternormal genannt werden können. Solche Momente entstehen nicht von selbst, sondern verdanken ihren Ursprung jener vorpersönlichen Verlegenheit, die jedes Individuum noch vor der Geburt in der Geschichte seiner Ahnen durchlebt. Was im Genie sich entfaltet, ist das Resultat einer langsamen Anhäufung von Fähigkeiten, deren Taufzeugniß manchmal Jahrhunderte zurückdatirt. Gewöhnlich ist dann die durch Zuchtmahl im Genie erreichte Vervollkommnung damit zugleich auf den Gipfel gelangt: die Privilegirten werden zu den Mördern ihrer eigenen Nace, deren Lebensfähigkeit sie in einer einzigen Existenz überreizen und erschöpfen.
Wenn der große Mann von der Entmickelung seiner Familie abhängt, so noch mehr von der Vergangenheit seines Volkes. „Der große Mensch ist immer wie ein Blitz vom Himmel; die übrigen Menschen warten auf ihn gleich Brennstoff und dann flammen sie auf," sagt Carlyle von seinen: Helden'Propheten Mohamed. In den entscheidendsten Geschichtsepochen, wo der gährende Zeitgeist nach dem Stichwort einer neuen Einheit sucht, geschieht es leicht, daß alle bewegenden Interessen und Forschungen um die Person eines geliebten Lehrers ankrystallisiren, dessen melancholisches Geschick gerade durch seine Tragik vielleicht einen um so tieferen Eindruck auf das Gemüth gemacht hat. So sammelte Ananda Sakvamunis Sutras, so ordnete Pluto nach Sokrates Tode dessen Lehren in ein System*).

*) Vgl. Bastian, Der Mensch in der Natur. Bd. It., S. 6«.

Oft freilich geht es dem in die Welt hinausgesandten Worte wie dem
Samen, den der Wind von einer Zone zur andern trägt: er fliegt hin
über das Meer und keimt fern von dem Baume, der ihn erzeugt hat.
Aber dieser Baum wurzelt in einem Erdreich, das die verflossenen Jahr-
zehnte fruchtbar gemacht hat. Ebenso wurzelt das Genie in seiner Um-
gebung.
Beim Auftreten des Genies herrschen meist zwei entgegengesetzte
Strömungen, die beide die Zukunft für sich in Beschlag nehmen wollen.
Der Ausermählte setzt sich an die Spitze einer der zeitgenössischen Parteien,
discivliinrt sie und führt sie zum Siege, indein er sie allmählich ihrer
Einseitigkeit entkleidet und mit eigenen Schöpfungen bereichert. Wenn
beispielsweise eine neue Culturlage ein verändertes Kunstideal empor-
zuführen im Begriffe steht, so giebt es ein Dutzend Talente, die der
öffentlichen Stimmung zur Halste Ausdruck verleihen, in dem Umkreis des
Einen, der es ganz und gar vermag. Calderons und Lopes de Bega
Zeitgenossen sind Männer wie Guilhelm de Castro, OörSs de Montalvan,
Tirso de Molina, Ruys de Alarcon, Augustin Moreto; Rubens ist um-
geben von Crayer, van Dyk, van Oost, Rombourt, van Thulden, Hout-
woort; Shakespeare von Marlowe, Massinger, Webster, Baumont, Fletcher,
Ben Johnson. Auch unter unseren jünsten „Realisten" Gerhard Haupt-
mann, Arno Holz, Johannes Schlaf, Hermann Bahr dürfte sich vielleicht
Einer befinden, der dem gesunden Kern der in's Lächerliche übertriebenen
Bewegung zum Recht verhilft und aus der Apotheose des Abklatsches zur
modernen Wahrheitsdichtung vordringt. Mit einem Wort: sobald der
Zeitgeist an der Hervorbringung einer überlegenen Natur arbeitet, schafft
er auch die dieser zum Leben nöthige Athmosphcire, er bereitet z. B. die
ganze Renaissance vor in demselben Augenblick, wo er an einem bestimmten
Punkt einen Raphael vorbereitet. Nur dem historisch ungeschulten Beobachter
erscheint das Genie als ein vom Himmel gefallenes Wunder, gleichwie
dem minder Naturkundigen eine erotische Blume von seltenem Duft oder
ein phosphorescirendes Tieffeegeschöpf gar überraschend vorkommen.
Während der großen Krisen in Wirtschaft, Politik. Wissenschaft,
Kunst sind Ungezählte thätig, aber nur Einer gewinnt das große Loos.
Jedoch nicht genau in dem Sinn wie bei einer Lotterie, wo ja die
Mehrzahl denselben Loosantheil besitzt, sondern weil jener Eine eine höhere
Summe von Eigenschaften in sich vereinigt, als jeder Einzelne von den
Uebrigen. Das blinde Ungefähr maltet hier in beschränkterem Maße als
dort. Der Zufall giebt selbst bei den sogenannten Entdeckungen blos den
Anstoß, denn daß ein Apfel vom Baume fällt oder eine Kirchenampel
hin- und herschwankt, dies und Aehnliches gewinnt erst dann den Charakter
eines glücklichen Zufalls, wann ein besonders gestimmter Geist darauf
reagirt. Nicht durch den Zufall, sondern ganz im Gegentheil durch eine
organische Nothmendigkeit sind Newtons und Galileis Entdeckungen ver-

ursacht worden. Die That der Entdeckung Amerikas hat weder ihren
Grund in einer Laune noch in einer fixen Idee Colons; zur Laune gehört
etwas Sprunghaftes, Wechselndes, zur fixen Idee eine peinigende Hart-
näckigkeit, die niemals Befriedigung findet und zu den unsinnigsten Hand-
lungen führt.

Eine fernere Beziehung des Genies zu feinen Zeitgenossen besteht
darin, daß es die Entfaltung anderer hervorragender Kräfte zu hindern
pflegt. Ein Bismarck duldete keinen Nebenbuhler neben sich. Ein Bismarck
aber schafft eine Schule, d. h. ein Schema, innerhalb dessen die Talente
sich mit einem gemissen Erfolge bewegen können. Erst nachdem diese
Tradition ihren Glanz eingebüßt hat, wird Platz für originelle Köpfe —
und ist denn Bismarck nicht eben zu jener Zeit in die Höhe gekommen,
wo die Gaunerkünste der alten Diplomatie gründlich abgemirthschaftet
hatten? In solchen Augenblicken gilt es schaffen, gründen, organisiren.
In solchen Augenblicken finden die Gläubigen ihren Apostel, die Rhapsoden
ihren Homer, die Genieleute ihren Goethe, die Nevolutionsgenerale ihren
Bonaparte. Und je mehr sich die Culturbedingungen verändern, desto
schneller folgen sich die großen Männer. Während bei der langsamen
Entwickelung des Mittelalters die eine Gruppe der hervorragenden Mathe-
matiker vom Ende des XV. bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts
in fast allen Ländern Europas dominirt, wechselt in unserer Zeit die Vor-
herrschaft eines Bezirkes mit der eines andern erstaunlich rasch. Denselben
Gang müssen natürlich die Einrichtungen selber innehalten. Militärische
Systeme sollen, nach einer von Jung berichteten Behauptung des ersten
Napoleon, alle zehn Jahre verbessert werden, damit sie sich den inzwischen
veränderten Hülfsquellen und Gefahren möglichst anpassen; daß es unter
Umständen noch weit öfter geschehen muß, erfahren wir — dem Himmel
sei's geklagt! — jetzt zur Genüge.

Doch um zurückzugreifen: der Satz von der Originalität des Genies
darf nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob es sich dabei aus-
nahmslos um ein Zerstören des Alten und ein vom Grunde beginnendes
Aufbauen des Neuen handele. Die Thätigkeit kann vielniehr darin be-
stehen, daß neuer Wein in die alten Schläuche gegossen wird. Ein oft
gebrauchter, unbeachteter Gegenstand erhält in den rechten Händen einen
ungeahnten Werth. Friedrich der Große hat nicht die Elemente der
preußischen Armee geschaffen, sondern von seinem Bater, dem Soldaten-
könig, in vortrefflicher Beschaffenheit übernommen, aber er hat mehr gethan,
er hat das Heer zu einer siegreichen Macht umgewandelt. Es sind nicht
die Racine, die Molare, die Lafontaine, welche die Arbeit der Vaugelas
und Boileau, nicht die Schiller und Goethe, welche die Arbeit der Opitz
und Gottsched geleistet haben. Ein Namler schliff das Schwert, das ein
Lessing führte. Ueberall können wir den Vorgang verfolgen, daß die
älteren Zeitgenossen dem Genius seine Waffen schmieden. Auch aus einem

andern Grunde kann er der Unterstützung seiner Mitmenschen nicht entbehren. Große Pläne, zumal in Volkswirthschaft und Politik, lassen sich nicht durch die Thatkraft eines Einzelnen, sei es selbst des Bedeutendsten, verwirklichen. Daher besteht gerade ein Kennzeichen des Genies in seiner Gabe, Andere an sich anzuziehen und an den ihnen gebührenden Platz zu stellen. Jedermann kennt die Dienste, welche dem ersten Napoleon geleistet wurden durch Desair bei Marengo, Massen« bei Nivoli, Ney an der Moskwa, durch Murats Eingreifen bei Eylau, durch Macdonalds Central-Angriff und Drouts Artillerie-Manöuver bei Wagram — Jedermann kennt sie, ohne darin eine Abschwächung des Bonapartischen Ruhmes zu erblicken. Desgleichen weiß alle Welt, wie sehr Lothar Bucher und Moritz Busch dem Fürsten Bismarck behülflich gewesen sind, und kein Verständiger wird daran Anstoß nehmen. Höchstens werden ein paar überweise Exemplare aus dem altklugen Nachmuchs unser Tage das Wort Ben Akibas in den Bart murmeln. Aber wie spricht doch Schopenhauer von der Wahrheit? Ihr sei nur ein kurzes Siegesfest beschieden „zwischen den langen Zeiträumen, wo sie als paradox verbannt und als trivial gering geschätzt wird."

Eine letzte Beziehung zwischen dem großen Mann und seiner Mitwelt bedarf endlich einer näheren Betrachtung. Der Imm« uobilis, so sahen wir, erfüllt ein Bedürfniß feiner Zeit, das der Kom« tvpious zwar dumpf empfindet, aber nicht befriedigen kann. Dies Bedürfniß ist nicht etwas Negatives, sondern von einer gewissen positiven Kraft, denn es schafft ja die Sphäre des Genies und das Genie selber; erst als die Menschheit Sehnsucht nach der plastischen Schönheit fühlte, ward sie fähig, ein Bildwerk zu prodnciren. Die Thatsache, daß eine fo oder so beschaffene Civilisation Raum für einen großen Mann hatte, enthält zugleich ein Lob dieser Civilisation und zwar deshalb, weil sie eine Spielmeite der Individualität voraussetzt, die ohne einen hohen Grad der Cultur nicht gedacht werden kann. So wachsen Einzelwesen und Gesellschaftskörper in directem Verhältnis zu einander. Im socialen Leben ist es die freie Arbeitstheilung, welche die Entwickelung des nationalen Neichthums und der öffentlichen Macht ermöglicht, welche Jedem die Initiative erleichtert und die verschiedensten Anlagen befördert. Ebenso unbestreitbar ist es, daß eine isolirte Kraft fruchtlos bleibt und ein Organ um so mehr Aussichten, stärker zu werden, besitzt, je vielseitiger seine Beziehungen zu anderen Organen und zum ganzen Körper sind*). Daß ein Herr von Bismarck-Schönhausen zum Herzog von Lauenburg emporsteigen konnte, gereicht dem deutschen Volk zum Ruhme.

Aber gerade aus dem letzten Beispiel lernen wir auch, mit welchen

Vgl. Z«Iv, ?svcKoIoAie üe8 Francis Kommos. Revn« i>KiIos«pKi<zue XIII 365. I>ari«, 1882.

Schmierigkeiten das Genie auf seiner Laufbahn zu kämpfen hat. Abge»
sehen von thätlichen Angriffen aus der Reihe der Verbrecher und von
niederträchtigen Feindseligkeiten aus der Gruppe der Canaillen, leistet
gerade der Durchschnittsmensch dem Genie den hartnäckigsten Widerstand.
Der Philister gleicht einer nachgehenden Uhr: er ist immer in der Zeit
zurück. Der Philister steckt voll von den Vorurtheilen seiner Epoche: er
hängt sich wie ein Schmergewicht an den aufsteigenden Culturträger, er
beharrt bei dem, was sein Vater und sein Großvater gethan haben, und
weshalb s eben weil es sein Vater und sein Großvater gethan haben.
Ter Philister denkt fast niemals selbständig: er trägt keinen Kopf, sondern
ein Frisirmodell zwischen den Schultern. Und trotzdem bilden die Philister
eine gewaltige Macht, denn sie sind in der Ueberzahl und als staatser-
haltende Factoren von großer Bedeutung. Ihren engen Horizont über-
schreitet nun das Genie.

Emerson sagt: „Die großen Männer schützen uns durch ihre Treue
gegenüber den ewigen Ideen vor unseren Zeitgenossen." Sehr schön kenn-
zeichnet Schiller in gleicher Absicht den idealen Beruf des Genies!

„Millionen sorgen dasür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch Wenige nur Pflanzet die Menschheit sich fort,"

Oder wie Hebbel es ausdrückt:

„Nimmer in tausend Kopsen, der Genius wohnt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt."

So bedeutet der große Mann im geistig-gesellschaftlichen Leben den
speciell aristokratischen Factor. Die Gegenwart aber steuert im demokrati-
schen Fahrwasser. In den höheren Ständen macht sich der demokratische
Zug durch die Schablonisirung geltend, die den Einzelnen an einen be-
stimmten Platz setzt und als Rechenpfennig behandelt. Alle unsere Ein-
richtungen nehmen immer mehr den Charakter des Beamtenmesens an und
Beamtenwesen ist demokratisch, weil nicht-individuell; die Rangstufen wollen
nichts besagen, da sie weniger auf dem inneren Grunde der Aristokratie,
als auf dem äußeren Grunde der Anciennität beruhen. Es ist kein Zu-
fall, daß mir jetzt so viele Juristen besitzen. Die moderne Rechtspflege
gleicht einem Handwerk; Jhering rühmt von dem römischen Recht, es sei
„ein äußerer Mechanismus, den Jeder handhaben kann, der die Con-
struction desselben kennt."

Noch wichtiger als diese Vorgänge innerhalb der oberen Gesellschafts-
schichten erscheinen vom völkerpsychologischen Standpunkt aus die von unten
her ausgelösten Processe, die man als sociale Reform bezeichnet. Das
Gedankengewebe der socialdemokratischen Grundsätze spinnt sich fort von
einem Gleichheitscultus aller Einzelmenschen zu einer in's Ungeheuerliche
ausgedehnten Verselbständigung allgemein begrifflicher Momente. Ter
„Naturtrieb des Capitals", das „eherne Lohngesetz", die „Macht der

Arbeit" werden über alle Leistung des Jndividuunis weit hinausgehoben
und in Hegel'scher Manier substanziirt. Daneben schwindet die Bedeutung
des Einzelnen völlig. Noch Marx hatte die „kapitalistische Aera" die „erste
Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten
Privateigenthums" genannt, indessen seine Gefolgschaft will nichts mehr
von der persönlichen, d. h. nach Inhalt und Umfang verschiedenen Arbeits-
leistung missen. Der Eine wie der Andere sollen den gleichen Antheil am
Gemeingut erhalten, mag jener ein Genie, dieser ein Trottel sein. Die
einzige Quelle der Cultur soll sein „das gemeinsame Bewußtsein des
ganzen Volkes, der allgemeine Geist." Eduard Bellamy, der auf solche
Vorstellungscomplexe eine interessante Utopie gegründet hat, schildert, welche
niedrigen Dienste Jeder in dem Zukunftsstaate auf sich nehmen muß; aber,
frage ich, würden es sich die Goethe, Kant, Bismarck gefallen lassen,
irgend einen beliebigen stumpfsinnigen Ackerbürger als Kellner zu bedienen?
Nein, mir können die persönlichen Unterschiede niemals vertilgen.
Wir können des Genies ebenso wenig entbehren wie es unserer entbehren
kann. Das Genie gleicht dein Gehirn, das dem ganzen Körper die Im-
pulse zu Handlungen ertheilt und aus ihm die Kraft zur eigenen Existenz
zieht. Alle Anstrengung der Zeitgenossen vermag nicht, den großen Mann
entbehrlich zu machen. Lassen mir der Individualität ihre Freiheit, soweit
es ohne Schädigung des Gesammtmohles möglich ist, und erstreben mir
ein Culturideal, in dem der große Mann und seine Zeitgenossen durch .
gegenseitige Rücksicht auf einander zu gemeinschaftlicher Arbeit treu ver-
bunden sind. Die Verwirklichung eines socialdemokratischen Radikalismus
würde sich bitter rächen. Denn die Tyrannei der Mittelmäßigkeit ist mehr
zu fürchten, als die Suprematie des Genies.

^atur und Kunst.

von

Moriz Karriere.

— München. —

rÄ^Mcnn der heutige Naturalismus die treue Wiedergabe der Wirk-
st KWjl lichkeit in Bild und Wort auf seine Fahne geschrieben hat, so
^^ZAA darf er von einer veralteten ^lesidelit reden, sofern er nn den
Idealismus von Hegel denkt, dem Bischer sich angeschlossen. Denn so
vortreffliche, weder veraltete, noch je veraltende Bestimmungen Hegel im
Anschluß an Lessing und Winckelmann, Goethe und Schiller über das
Wesen der Kunst, der Künste und einzelner Kunstwerke entwickelt und be-
gründet hat, das Naturschone ließ er außer Acht, die Natur berücksichtigte
er nur insoweit er die Mängel der unmittelbaren Wirklichkeit aufwies;
ja er sah im Gegensatz zur logischen Idee in der Natur den unaufgelösten
Widerspruch, und das Leben in ihr schien ihm der Unvernunft der Aeußer-
lichkeit anheimgefallen; das Spiel der Form habe die freie, zügellose Zu-
fälligkeit, und die Gestalten entbehren des Begriffs ihrer selbst. So gemährte
denn auch Bischer der Natur nur eine unmittelbare einseitige mangelhafte
Existenz des Schönen, dessen wahre und ganze Wirklichkeit erst in der
Kunst entstehe: „Das Naturschöne darf man nur näher ansehen, um sich
zu überzeugen, daß es nicht wahrhaft schön ist," — so lehrte er, — und
sah die Natur sich an mit dem schönheitsfreudigen Auge, das ihm verliehen
war, und sprach von Blumen und Bäumen, von Löwen und Rossen, vom
Bau des menschlichen Leibes und dem seelenvollen Antlitz auf bewunderns-
merthe Art; — wie er denn oft in den Anmerkungen, gegenüber den

gewaltsamen und verschrobenen Begriffsdeductionen der Paragraphen in gothischen Lettern, die feinsinnigsten und klarsten Bemerkungen über das Thatsächliche machen konnte. Er hat das ja selber eingesehen, aber in seiner Selbstkritik löste er den Widerspruch dadurch, daß er das Naturschöne aus der Aesthetik hinauswarf.

Kraft derselben speculativen Dialektik, der er in seinen früheren Werken huldigte, kam Weiße zu der Behauptung, daß die Naturschönheit höher stehe als die Kunstschönheit; jene fei als das Werk Gottes Vorbild, Muster und Endziel der Kunst. Die Naturschönheit sei stets neu und der Genuß ihrer Anschauung continuirlich, während das Kunstmerk wegen seiner beschränkten Individualität den Beschauer in kurzer Zeit ersättige. Da märe ja Weiße der Aesthetiker der modernen Naturalisten, wenn nur sie nicht die Losung hätten: Wahrheit, nicht Schönheit, und wenn nur er nicht doch in der Betrachtung der Kunst einem edlen, ja religiösen Idealismus huldigte! Aber wozu die Kunst, wenn sie die Natur nur nachahmt ohne sie zu erreichen, da wir das Naturschöne ja haben, und dazu in den wirklichen Apfel beißen, die wirkliche Kuh melken, das wirkliche Mädchen küssen können?

Halten mir uns unbefangen an das Thatsächliche, an die Erscheinungen der Natur und an die Werke der Kunst, so haben wir hier und dort eigenthümlichen Genuß und eigenthümliche Schönheit.

In der Natur erfreut uns die Fülle des Mannigfaltigen. Der Typus der Pflanze, des Thieres, des Menschen, wie verschieden er schon nach Ordnungen und Gattungen ist, trägt durch Symmetrie und Proportionalität die Bedingungen formaler Schönheit zur Schau, aber jedes Individuum erfüllt dieselben mit originaler Triebkraft auf eine ihm eigenthümliche Weise; so ist die Natur immer neu; und was dem Einen an besonderem Reize abgeht, das ersetzt es durch den Vorzug dessen, was in ihm zu vorzüglicher Entfaltung kommt. Wir selbst ergänzen die Einzelerscheinungen dieser Fülle durch einander. Die Kunst kann mit diesem unermeßlichen Neichthum des Lebens nicht wetteifern; dafür hebt sie einzelne Gestalten hervor, in welcher sie die allgemeinen Bildungsgesetze mit besonderer Klarheit zur Anschauung bringt, indem sie dem im Geiste gewonnenen Gesammtausdruck der Adler oder Rosen, der deutschen Männer oder italienischen Frauen ein Bild erschafft, das ihn zum sinnenfälligen Ausdruck bringt.

In der Natur erfreut uns das werdende Leben; im Wechsel seiner Zustände wird auch die Form als Gepräge der inneren Bildungskraft eine leise sich ändernde unter Bewahrung der Grundgestalt. Dies stoffwechselnde Leben vermag die Kunst nicht miederzugeben. Ihr Werk ist stets ein bleibendes. Sie entreißt dafür der Vergänglichkeit die einzelnen Augenblicke, die sie festhält und verewigt; sie liebt deshalb die Höhenpunkte, die Blüthenmomente, die charakterischen Fügungen, Stellungen, Haltungen, welche das innen sich entwickelnde Wesen besonders deutlich

werden lasten. Der Vorzug des Naturgebildes ist, daß es lebt, der Vorzug des Kunstgebildes, daß es besteht. Doch wie der Mensch nach Dauer und Wechsel zugleich verlangt, so tritt in der Kunstgeschichte die Entwickelung der Stilformen ein, hervorgerufen durch den Drang Neues zu schaffen, wie durch das Verlangen Neues zu hören und zu sehen.

Die Werke der Natur sind um ihrer selbst willen da; es ist eine Gunst des Geschicks, wenn mir zur Stunde der Blüthe herankommen, die Vollentfaltung der Kraft gewahren, die rechte Beleuchtung einer Landschaft erblicken. Das Werk der Kunst ist um der Schönheit willen da. uns zu erquicken, zu erheben sammelt es die zerstreuten wohlgefälligen Züge der Wirklichkeit und macht sie zum Ausdrucke einer Seelenstimmung, einer Idee, so daß das in sich vollendete Sein als der Einklang von Sinnlichkeit und Vernunft empfunden und genossen wird. Nebermiegt in der Natur das Sinnerfreuende, auch bei dem Gang in's Freie, wo zu den Formen und Farben auch der Balsamhauch frischer Luft, auch der Duft der Blumen und Kräuter, das Rauschen des Quells und die Sonnenmärme wie die Schattenkühle hinzukommen, so ist es der Widerschein einer Gemüthsstimmung, der aus dem Gemälde der Landschaft uns anspricht; die Empfindung des schaffenden Künstlers ist wie ein verklärender Schimmer über dasselbe ergossen. Die Persönlichkeit des Künstlers und mit ihr der geistige Gehalt ist es, wodurch das Kunstmerk sich auszeichnet und den Preis gewinnt.

Sind diese Sätze richtig, so ergiebt sich daraus, daß das Wesen der Kunst nicht Nachahmung der Natur sein kann, weil sie diese doch nie erreicht, und eine hinter der Aufgabe zurückbleibende Mühe vergeblich, eine ungenügende Wiederholung des Seienden ganz überflüssig, ja vom Uebel ist. Auch zeigen Architektur und Instrumentalmusik in voller Deutlichkeit, daß die Kunst schöpferisch ist, eine neue Offenbarung des Geistes innerhalb und mittels der Gesetze und Kräfte der Natur. Der Naturalist, der eine Blume, einen Mädchenkopf abbildet, kann die einzelnen Blätter, die einzelnen Haare gar nicht nachzeichnen, er muß sich an den Gesammteindruck in seiner Seele halten, diese innere Anschauung nachbilden. Der Erzähler oder dramatische Darsteller einer Begebenheit, einer Handlung, die ein paar Wochen zur Verwirklichung bedurfte, märe unsäglich langweilig, wenn er diese ganze Zeit mit allem Detail auch für den Leser, den Zuschauer ausfüllen wollte, alles und jedes Ding auf dem Weg seiner Personen nach all seinen Beziehungen schildern wollte, wie es thatsSchlich besteht. „Die vollständige Nachgestaltung des Seins", diese Forderung der naturalistischen Aesthetik ist eine baare Unmöglichkeit.

Wenn heute vielfach eine größere Betonung des Naturwahren, Charakteristischen und Besonderen gefordert wird, so ist das nichts Neues; vielmehr lehrt die Geschichte, daß auf Perioden des Idealismus und der formalen Schönheit wieder Zeiten des Realismus folgen, der das Jndi-

viduelle. Eigenartige betont, auch vor dem Häßlichen nicht zurückschrickt, sobald es zur Sache gehört, den Ausdruck wahr macht und durch den Reichthum des Mannigfaltigen anregend wirkt. Ueberall wo die Kunst in Bild, Wort und Ton sich in leere Eleganz verliert, herkömmliche gefällige Formen miederholt und beliebigen Inhalt damit verziert, wird der gesunde Sinn den Ruf nach Natur erheben, wird eine reformatorische oder revolutionäre Jugend in Sturm und Drang oder mit keckem Trotz gegen die als Autorität sich geberdende Ueberlieferung ankämpfen; mir sind gewohnt, daß die Menschheit durch Gegensätze voranschreitet. Übertreibung, Jrrthum, Unrecht aber beginnt, sobald es heißt: Wahrheit, nicht Schönheit! Denn die schöne Wahrheit ist die wahre Schönheit und sie kann auch das Häßliche aufnehmen, indem sie es überwindet, so wie das Böse als Contrast zur Erkenntniß des Guten dient, sowie die Dissonnanz das noch Werdende, nach Versöhnung Ringende bezeichnet, aber in Harmonie sich auflöst. Aber Wahrheit, nicht Schönheit — da wird das Schöne ausgeschlossen, da wird das Häßliche, Gemeine, Wüste als das Wahre ausgerufen und als das Lock- und Reizmittel der Kunst ausgegeben. Kunst und Wissenschaft wollen die Wahrheit des Seienden darstellen, das Wesenhafte, Bleibende, Gesetzliche im Spiel und Fluß wie in der Fülle der Erscheinungen erkennen lassen; ja Philosophie und Kunst sind nicht blos auf das Seiende, sondern auch auf das Seinsollende gerichtet, die Kunst stellt es als seiend dar.

Der heutige Naturalismus, wie er in Rußland wie in Italien, in Schweden wie in Frankreich und auch in Deutschland — sollen mir sagen: in's Kraut geschossen ist oder in Blüthe steht? — trägt doch nicht ganz das gleiche Gepräge, namentlich hat er in Rußland eine starke ausgesprochene ethische Tendenz und sein größter Meister, Leo Tolstoi, ist ja ein schwärmerisch begeisterter Christ, der sofort auch die praktischen Folgerungen seiner Lehre zieht; er trägt ein Ideal des Wahren und Guten in seiner Seele und möchte sein Volk dazu erheben, es aus der Knechtschaft der Sünde wie des Despotismus erretten. Der künstlerische Naturalismus ist aber keine vereinzelte Erscheinung, sondern eine Lebensäußerung neben anderen verwandter Art. Zola, der berühmte Praktiker und eingehendste Theoretiker hat selbst gesagt: „Der Naturalismus ist nicht meine Erfindung, er ist die Erfindung des Jahrhunderts, er wirkt in der Gesellschaft, in der Wissenschaft, in der Literatur und Kunst, im politischen Leben." In der That: im politischen Leben ist ein harter Realismus statt idealistischer Träume oder behaglicher Stille eingetreten, seit Bismarck das Wort von Blut und Eisen gesprochen und zur That gemacht; die Wirklichkeit fordert ihr Recht, die glänzende Phrase verliert ihre Macht, aber auch ein Streberthum macht sich bereit, das nüchternen Sinns seinen Vortheil sucht; ‚weß Brot ich esse, detz Lied ich singe".

Die Statistik, die Kenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, der nationale

Moriz Larriere in Mönche,,.
Egoismus, der sich als Patriotismus brüstet, das Alles stellt sich neben
das Humanitätsideal, neben das Gemüth, neben die Philosophie, die sich
zu fragen erlaubt, ob denn das positive Recht auch gerecht ist?
Die Philosophie strebt nach dem Ganzen einer in sich harmonischen
Weltanschauung; sie hat solche aus einzelnen Begriffen construirt, in denen
sie das Wahre der Dinge ersaßt zu haben glaubte, sie hat von dem klar
und sicher Erkannten ihre Schlüsse auf das Unbekannte gemacht, die kleine
Curve, die ihr vor Augen lag, mit phantasievollem Denken so ausgeführt,
daß Anfang und Ende sich zusammenfügten. Da aber haben sich die
Einzelforschungen erhoben, sie haben da und dort durch Beobachtung,
Experiment, Kritik neue Thatsachen festgestellt, neue Gesetze gefunden, neue
Begriffe gebildet und die Philosophie selbst erkennt nun ihre Aufgabe
darin: überall die empirische Forschung, die Ergebnisse der besonderen
Wissenschaften nicht meistern zu wollen, sondern sich derselben zu bemeistern,
sie als Glieder eines Organismus zu betrachten und Grund, Ziel, Zusammen-
hang des Lebens so zu denken, daß das Princip der Dinge sowohl der
Nothwendigkeit des Naturmechanismus, wie der Freiheit des Geistes gerecht
werden kann. Aber die Menge der Gebildeten schätzt die Philosophie
gering, hält sich an die Bruchstücke, sieht nur im Besonderen die echte
Wissenschaft und fragt nicht nach dem Einen und Ganzen.
In der Geschichte werden immer neue und neue Documente aus den
Archiven hervorgezogen und unter Anderem die Acten der deutschen Reichs«
tage, die Berichte der Abgeordneten auch kleinerer Städte mit einer
Genauigkeit abgedruckt, als ob es sich um ein Lied Sapphos oder einen
Dialog Platons handelte; ich weiß nicht, ob für unser Eulturleben, für
das Verständnis? der Vergangenheit zum Heile der Zukunft etwas dabei
herauskommt; aber wer als Historiker zu Ansehen gelangen will, der mag
sich einen Wittelsbacher Fürsten oder eine schwäbische Stadt erwählen
und seine Aufgabe darin suchen, Alles zu sammeln und zu wissen, was
von ihm oder von ihr je bekannt geworden ist. Daß man Athen, Sparta,
Rom besser versteht, wenn man auch Recht und Volkswirthschaft des
Mittelalters und der Neuzeit, auch Florenz, Paris und Rom kennt, daß
es überhaupt darauf ankommt, alles Besondere im Zusammenhang der
Eulturentwrckelung zu betrachten und die unendliche Menge der Einzelheiten
zu Typen und Begriffen zu verdichten; daß es darauf ankommt die leitenden
Ideen zu finden, welche das Zielsetzende und Maßgebende für die besonderen
Epochen unserer irdischen Entwickelung sind und waren, wer möchte das
heute behaupten, ohne sich bei den Fachmännern den geringschätzigen Namen
des Dilettanten zu verdienen?
Die größeren Erfolge hatten die Naturwissenschaften, und die An-
wendung dessen, was die Mechanik in Verbindung mit der Lehre vom
Dampf und der Elektricität geleistet, die Vermerthungen dessen, was die
Chemie erforschte, hat am meisten dazu beigetragen die Lebensverhältnisse

zu verändern. Kein Wunder, daß man die Methode der Naturwissenschaft nun überall anwenden wollte, daß man auch die Geschichte wie einen Klößen Naturproceß ansah, statt die Naturbedingungen neben die geistigen Factoren in's Licht zu stellen, daß man die Schönheit eines Gemäldes, einer Statue, eines Baumerkes nach den Muskelgefühlen in der Bewegung des Auges bemessen und im Springen, Singen, Schreien den Rhythmus einer Symphonie oder den Quell der Poesie zu finden gedachte. Das Materielle, Aeußere, Sinnesempsindliche spielt ja mit, ist aber doch nicht das Wesen der Sache, in der Sirtinischen Madonna oder dem Apoll vom Belvedöre so wenig wie im Hamlet, Faust oder der Eroika.

In der Natur aber das mahrhaft und allein Wirkliche, in Beobachtung und Experiment das Mittel der Erforschung zu fehen, das ist der Naturalismus, den auch in der Kunst Zola und seine Jünger bekennen. Er giebt seinem Roman den Namen des experimentellen; er nimmt sich die wissenschaftliche Arbeit des Physiologen Claude Bernard zum Vorbild; wie dieser will er die Einwirkung der Gesellschaft auf den Menschen untersuchen, im Denken, Wollen, Fühlen, in Haß und Liebe das Physiologische betonen; wie seinem Lehrer Taine sind auch ihm Tugend und Laster Naturproducte wie Zucker und Vitriol. Der Mensch ist das Product seiner Eltern, seiner Umgebung; seine Handlungen folgen aus seinen Trieben und den Einflüssen der Außenwelt; die Selbstbestimmung, der sreie Wille sind ein Traum, wo nicht eine Lüge der Idealisten, die das Wirkliche mit ihrer Phantasie schmücken und verbilden. So nehmen denn in Zola's Romanen die Außendinge einen großen Raum ein, das was die Franzosen das milieu nennen, und die Waschküche wie die Kirche, das Bergwerk, das Künstleratelier, die Säle des Confectionsgeschäftes werden mit einer Breite geschildert, die allerdings zeigt, wie der Verfasser sich gründliche Kenntnisse auch durch eigene Beobachtung von diesen Dingen erworben hat; aber er ist als Dichter sogleich auch hier größer als seine Theorien, er besitzt eine geheimnißvolle Kraft der Phantasie, welche das Todte, Aeußerliche beseelt, welche es zum Symbol von Seelenzuständen macht und es sympathisch mitwirkend in die Handlung eingreifen läßt — ermüdende Breite als Folge der Theorie, Stimmung, Thätigkeit, idealistische Anschauung des Seienden als des Ergebnisses empfindender Kräfte, als Folge des künstlerischen Vermögens, und damit wieder Poesie als Folge der eminenten Begabung!

Hier der Mensch mit seinen ererbten Anlagen, dort der Gesellschaftskreis in dem er steht: — nun soll der Romanschreiber studiren, was das für Ergebnisse haben mag, nicht erfinden, sondern erperimentiren; der Sinn für das Reale soll an die Stelle der Phantasie treten. Und nun ist Zola nicht bloß ein scharfer Beobachter, sondern er studirt auch die wissenschaftlichen Bücher über Prostitution und Mordmanie, über Trunksucht und ihre Folgen, über Bergbau und Kircheneinrichtungen, und gewinnt somit ein

reiches Material von Notizen — das ihm wenig helfen würde zu seinen Werken, wenn nicht eine lebendige und kunstverständige Phantasie hinzu-käme, die nun doch die besondere Handlung erfindet, die nun doch den einheitlichen Kern der Charaktere schafft, den er nun mit den beobachteten oder einstudirten Zügeu ausstattet, die er nun in Bewegung setzt und mit großer Birtuosität in einander einwirken läßt. Er ist nicht bloß Meister in der packenden Schilderung ergreifender Situationen, die er so einst in der Umgebung erlebte, die er soeben zufainmengedichtet hat, er weiß auch die mannigfaltigen Gestalten zur rechten Zeit auftreten, sich uns exvliciren zu lassen, ein Ganzes, ein in sich geschlossenes Kunstwerk zu schaffen; er ist ein spannender Erzähler, er ist ein organisirender Künstler, ich bewundere die Phantasie, die er leugnet. Und so ist es auch mit dem Willen, mit der sittlichen Weltordnung, die er leugnet. So stark er das Notwendige betont, das wir nicht ändern können, die Mitgift der Natur im Naturell und die Umgebung, in die wir hineingeboren sind, er schildert auch, wie seine Gestalten mit den Naturtrieben ringen, wie sie den Anreizen der Welt widerstehen, — kraft des Willens; er schildert, wie sie erwägen und beschließen, was sie thun wollen, so mächtig er auch die Gemalt der Leidenschaft und die übermannenden Affecte darstellt. Und er führt seine Gestalten in das gerechte Gericht: seine Nana ist die Pestfliege, die das Gift in die vornehme Gesellschaft trägt, der sie ihre Verderbniß verdankt, und es ist staunensmerth, wie sein Jacques Lantier der Mordmanie, der er mehrmals mit Selbstbeherrschung entronnen ist, erst da unterliegt, wo er dem Weibe, das niit ihm die Ehe bricht und des Gatten Tod sinnt, das verhängnißvolle Messer in die buhlerische Brust stößt. Sähe man nicht auf diese Weife eine sittliche Weltordnung, wenn auch wider oder ohne Willen des Dichters, in feinen Werken walten wie bei Dosto-jewski und Tolstoi, man würde ganz anders abgestoßen sein von dem vielen Gräßlichen, Niedrigen, Schmutzigen, das seine Bücher ini Uebermaß dielen. Dadurch wird er nicht gemein, was seine Nachsündiger werden, wenn sie im Koth wie Schweine wühlen, als ob das die Bestimmung des Menschen sei.

Das scheint mir das Ausgezeichnete der russischen Naturalisten, eines Leo Tolstoi, eines Dostojewski, daß sie bei aller Schärfe, mit welcher sie die Schäden, ja Scheuslichkeiten der heimatlichen Zustände bloß legen, doch den Glauben an die sittliche Weltordnung aufrecht halten. So steht ein edler großartiger Idealismus im Hintergrunde der dunklen Bilder, die sie entwerfen, und reformatorisch wollen sie wirken. Das wird auch von dem berühmten Normeger Niemand leugnen. Ibsen geht mit allem Scheinsamen, Verlogenen, äußerlich Respektablen und innerlich Hohlen streng ins Gericht, man wird die sittliche Tendenz anerkennen, auch wo er, wie er in der „Wildente" und in den „Gespenstern" nur krüppelhafte, angefaulte Leute, nur schwüle, modrige Zustände schildert, und uns ohne den

erheiternden Sonnenblick des Guten und Lebensfrischen läßt. Und wie ergreifend läßt Zola die Arbeiterfrau, die Mann und Kind verloren hat, am Schluß des „Germinal" sagen: „Die Gerechtigkeit wird doch siegen, die Soldaten werden nächstens auf die Herren schießen, wie sie jüngst auf die Arbeiter geschossen haben, und wenn der alte Gott nicht mehr lebt, dann wird ein neuer entstehen, uin die Unglücklichen zu rächen." So geht der Dichter über seine graue Theorie des bloßen Naturmechanismus hinaus, und läßt die Wahrheit unmittelbar aus der Volksseele hervorbrechen.

Balzac. Zola's Vorgänger, hat in der Vorrede zur ,,L«iu«Iie Kumaius" geschrieben: „Ich will das Inventar der Leidenschaften, Tugenden und Laster der Gesellschaft aufstellen, durch das Zusammendrängen gleichartiger Charaktere Typen geben, und mit Mühe und Ausdauer über das Frankreich des 19. Jahrhunderts das Buch schreiben, welches uns Rom, Athen, Tyrus, Memphis, Persien nicht hinterlassen haben." So will uns Zola die Sittengeschichte des zweiten Kaiserreiches geben, leider aber hält er sich mehr an die Schatten- als an die Lichtseiten, und indem auch er die Individuen, die er zeichnet, wie Balzac zu Typen idealisirt, sie mehr ins Häßliche, Krüppelhafte, Ausgewachsene als ins Schöne idealisirt, erweckt er doch die falsche Vorstellung, als ob die niederen Stände versoffen, die mittleren liederlich und gemein, die oberen in Lüsternheit und Selbstsucht ganz verkommen seien. Wer mit den Novellen seiner Nachahmer in der Hand sagen wollte: so sind die Münchener, so sind die Berliner! der würde irren. Es wird zusammengestellt, was in der Wirklichkeit vereinzelt vorkommt, es wird übertrieben, und es entsteht der falsche Schein, als ob es das Alltägliche, als ob das Abnorme das Normale wäre. Auch Zola's Helden sind meist mit einem Fehler belastet, der sie unfrei macht, der das normal Menschliche, das doch das eigentliche Gebiet der Kunst ist, in ihnen beeinträchtigt. Sie, nicht die Menschen als solche, stehen unter dem Zwang und Bann einer zerrütteten Natur. Der Naturalismus, der die Wahrheit auf seine Fahne schreibt, wird dadurch geradezu unwahr. Was vielleicht im Laufe eines Jahres in einem schlesischen Dorfe geschehen mag in Trunksucht, Ehebruch und Schufterei, Hauptmann drängt es in eine halbe Stunde „vor Sonnenaufgang" zusammen. Es giebt ja Pfützen, aber gottlob, es giebt auch frische reine Quellen, wer mir die Wahrheit des Lebens zeigen will, der wird mich doch zu diesen hinführen, und wenn er statt den Acker mit Mistjauche zu düngen sie nur zum Tranke bietet, so werde ich ihn stehen lassen, und mir von Cervantes oder Homer, von Goethe oder Schiller edlen Wein einschenken lassen.

Die Natur, sagen die Naturalisten, kennt so wenig etwas Widerwärtiges, Ekelhaftes, wie die Wissenschaft; so soll auch die Poesie nicht davor zurückschrecken. Gewiß nicht, sobald das Häßliche zur Sache gehört. Ein Dichter schildert uns den Campanella, wie derselbe als Märtyrer seines Weltbeglückungsplanes, seiner volksbefreienden Anschläge aus einem

Gefängniß Neapels ins andere geschleppt wird, wo er in nasser unter- irdischer Tiefe mit seinen eigenen Ercrementen im Schlamm zusammenhaust, oder wie er schauerlich gefoltert wird, und wir werden auch vor dem Ekelhaften und Gräßlichen nicht zurückschrecken und dem Künstler die satten Farben der Realität gestatten. Denn um so größer und edler erhebt sich aus Moder und Gestank der Dichterphilosoph, der seine Ideen, um sie in der Einsamkeit treu zu bewahren, in Sonette formt und daran sich aufrecht erhält. Aber Koth und Blut zu malen aus Lust an Koth und Blut, das ist vom Uebel. Uebereinstimmend mit uns sagt Renan: „Die Schilderung eines Düngerhaufens kann gerechtfertigt sein, wofern eine holde Blume auf ihm gedeiht, sonst ist der Düngerhaufen nur anwidernd. Der rauben Wirklichkeit begegnet man leider auf Schritt und Tritt; es ist nicht nöthig, daß man sie erst urkundlich beweise, man kennt sie."

Die Wirklichkeit der Welt ist immer ein zusammenhängendes Ganzes, und wer sie mahrhaft darstellen will, der darf uns also keinen Ausschnitt aus derselben geben, was nur ein Bruchstück und Stückwerk liefert, sondern auch er soll uns ein Ganzes bieten, wo dann neben den Kneipen, Lust- häusern und Spielhöllen auch die Wohnstuben sittenreiner Familien und auch der grüne Wald mit frischer Luft, und zwar in größerer Ausdehnung als jene vorhanden sind. Eine Cordelia, eine Desdemona, eine Porzia spenden uns, sagte ich, den Trost der Poesie, daß es nicht blos Gonerils und ReganS, Jagos und Shnlocks in der Welt giebt. Bei unseren Natura- listen fragen mir vergebens nach diesen reinen, herzerquickenden Lichtge- stalten — aber manchmal flammt auch iin Wilden und Ungeheuerlichen doch der Adel der menschlichen Seele plötzlich empor. Warum verschmähen die Dichter solche versöhnende Contrastfiguren, da sie das Leben ja doch bietet?

Es ist etwas ganz Aehnliches, wenn neuere Maler den Unterschied zwischen Studie und Bild vergessen und einfach ihre Studien ausführen. Da geben sie nur Ausschnitte aus der Landschaft. Aber im Freien sehen wir das Ganze. Darum verlangen mir um der Wahrheit willen ein Bild, ein in sich zusammenhängendes, abgerundetes Ganzes, einheitlich in Stimmung und Beleuchtung. Die Malerfarbe kommt dem hellen Glanz des Sonnenscheins nicht gleich, will ihn der Künstler uns doch vor's Auge zaubern, so muß er dunkle, schattige Partieen auf seinem Gemälde bieten, dunkler als sie in der Natur sind, damit durch den Contrast der Stimmung die Empfindung des warmen Lichtes in uns erweckt wird. Unsere Frei- lichtmaler, die das unterlassen, die einfach das Helle wie in der Natur malen wollen, malen dafür einen recht nebliggrauen Sonnenschein, die Dinge in seinem Schimmer sehen aus, als ob sie mit unreinem Mehl ge- pudert wären. Der Illusionist sagt: er sehe die Züge der Menschen bei einiger Entfernung im Freien so verschwommen, und setzt sich damit über die plastische Formenbestimmtheit, wie über den Seelenausdruck hinaus.

Natur und Kunst.
Aber Beides ist die Aufgabe der Kunst. Der echte Künstler wird in solchem Fall Beides nicht aus dem Gesammteindruö, aus dem Ton des Ganzen hervorspringen lassen, aber er wird es geben, sodaß wie in der Natur den Nähertretenden, Näherbetrachtenden es offenbar wird. Auf der Weste des Goldschmidts Moret im Dresdener Bilde hat Holbein die Knopflöcher ganz deutlich bis auf die einzelnen Nadelstiche gezeichnet, aber gar nicht aufvringlich, gar nicht störend; die Hauptsache ist das Gesicht des Mannes, ist seine Gestalt, und nnr wenn mir vom Manne auch auf das Kleid blicken, dann sehen mir auch hier das sorgsame Werk des Realisten.
Nicht die Wirklichkeit der Dinge, wie sie ohne uns außer uns vorhanden ist, sondern die Welt, wie sie in unserer fühlenden Innerlichkeit im Zusammenwirken der Kräfte außer uns mit der Kraft in uns sich erzeugt, diese seine innere Welt also stellt der Künstler dar, sein Ich klingt in sein Werkbild hinein, er läßt uns die Dinge mit seinen Augen sehen. „Ein Stück Natur, aufgefaßt durch ein Temperament", hat Zola einmal die Kunst genannt, so tritt aus ihrem Werk die Lebensansicht, die Persönlichkeit des Künstlers hervor, und er wird hervorheben, was ihm zusagt oder was seinen Zwecken dient, denn er hat von Voltaire gelernt: Alles zu sagen, das ist das Geheimniß langmeilig zn werden. Wir fordern Glaubhaftigkeit, das heißt Uebereinstimmung des Kunstwerkes mit dem Gesetze des Seelenlebens und der Natur, mit unseren inneren Erlebnissen und äußeren Erfahrungen. Dies wird der Dichter nur erreichen, wenn er aus eigenem Gemüth die dargestellte Welt srisch und voll wie ein Selbsterlebtes, nicht wie ein Zusammengesuchtes, Zusammengeleimtes hervorgehen läßt; dann wird aus der erfahrungsmäßigen Wirklichkeit das Gebilde der Phantasie frei hervorwachsen.
Worauf es in der Kunst ankommt, was uns besonders erfaßt und erfreut, das ist ja doch die Erfindung, die productive Kraft des Künstlers; wie er auch den Stoff vom Leben oder von der Ueberlieferung empfangen mag, im Wie der Gestaltung hat er sich zu bewähren, das Eigenthümliche, das er hier bringt, ist nicht blos Beobachtung, nicht blos Sinn sür die erfahrungsmäßige Wirklichkeit, sondern etwas Neues, und schon der alte Homer hat es gewußt, daß die Menschen nach neuen Gesängen verlangen.
Das Neue im Naturalismus ist nicht die Betonung der scharfen und treuen Wiedergabe der Wirklichkeit, nicht das muthige Erfassen der Probleme, die unsere Gegenwart bewegen, nicht der Muth der Wahrheit gegen das Scheinsame und Hohle so mancher Zeiterscheinung; denn das ist stets von echten Dichtern gefordert und geübt worden, und neben den gefälligen Unterhaltern hat es immer auch solche gegeben, welche fest und unbeirrt, erleuchtend, befreiend wirken wollten, und man wird nicht leugnen: viele der Neuesten wühlen sich mehr pessimistisch ein in das Nohe, Verlogene, Wüste, Furchtbare, als daß sie linderndes ^el in die Wunden des Lebens

zu gießen wüßten. Aber sie haben das Verdienst, neben so manchen
formenglatten, ausgeklügelten, überfeinerten dichterischen Werken eine größere
Naturderbheit, ein breiteres Stoffgebiet neben der ^alonfähigkeit geltend
zu nmchen, der „satten Tugend und zahlungsfähigen Moral" das Elend
der Armen und Bedrückten und die dadurch mitbedingten blutigen Ver-
brechen und erschreckenden Laster gegenüberzustellen. Seltsam! Einem Heyse
hat man aus dem Kreise der Jüngstdeutschen den Vorwurf gemacht, daß
die Geschlechtsliebe in seinen Novellen zu viel Raum einnehme gegenüber
den mannigfaltigen Lebensinteressen der Menschheit; und sie selber schwelgen
förmlich in sinnlicher Liebeslust, freilich mit dem Unterschied von ihm, daß
sie nicht verhüllen, was auch im Leben die Nacht mit ihrem Schleier zu
decken pflegt, sondern das Alles mit verwegener Offenheit zur Schau stellen,
mit besonders ausmalender Deutlichkeit hervorheben. Und es ist nicht der
geheimnißvolle Zauber, wie die Seelen sich ineinander einleben, es ist das
Physiologische der Liebe, die Gemalt und der Rausch der Sinnlichkeit, der
oft von Seelen- und Herzensgemeinschaft gelösten, und damit rein thieri-
schen Brunst, worin sie wohl ihre Stärke suchen. Wer möchte behaupten,
daß sie diese Dinge schreiben, um den Kitzel der Lust zu erwecken, um
dadurch Leser anzuziehen und Geld zu verdienen? Mit Zorn wenden sie
sich ja selbst gegen solche Vorwürfe und verweisen darauf, daß auch solche
Scenen ja vorkommen und daß durch die Schilderung des Lasters, zumal
mit feinen zerrüttenden Folgen, die Jugend eher vor demselben abgeschreckt
als dazu verleitet werde. Aber ob nicht doch solche brennende Wollustge-
mälde zündende und verheerende Funken in warme Herzen werfen? Ter
Philosoph Volkelt hat in einer Studie, die von Naturalisten selbst als eine
keineswegs feindselig ungünstige belobt wurde, doch ernst und offen aus-
gesprochen: „Diese Dichter halten Alles, was aus unklarer Kraft stammt
für groß und das möglichst rücksichtslose Verletzen unseres natürlichen und
sittlichen Neinlichkeitsbedürfnisses für ein Zeichen von Geistesfreiheit . . .
Wenn Sünde und Schande ohne jeden idealen Hintergrund mit einer nichts
erlassenden Genauigkeit oder gar mit fühlbarem Behagen beschrieben werden,
dann wird keine sittliche, resormatorische Wirkung erzielt. Es giebt für
unsere Phantasie schlechthin ekelhafte Gegenstände und gegen die hat sie
ein Recht, sich zu wehren; es giebt auch für den weisen Mann etwas wie
Scham, und diese setzt der Schilderung des Gemeineren bestimmte Grenzen,
besonders so weit es sich um die Kunst, dieses öffentlichen und höchsten
Zwecken geweihte Gebiet handelt." Und Paul Lindau, der Zolas große
Begabung bewundert, („es giebt und gab vielleicht nie einen Schrifsteller,
der so gut zu schildern weih" —) hat doch ein strafendes Wort dafür,
daß ihm die garstigsten und am meisten cynischen Ausdrücke die will-
kommensten sind; es sei nichts Lüsternes, Schlüpfriges, aber es sei die
brutale Nacktheit, daran schuld, daß in Frankreich und Deutschland der
Sinn für das Anständige in der Literatur abnehme, daß man das

Anständige für geschniegelt oder schwach halte und nur das Derbsinnliche für echt und kräftig. Und das Publicum gewöhne sich an das Widerwärtige, Ekelhafte, Wüste wie an verdorbene Luft und üble Gerüche.
Es scheint mir die Sache ernster Kritik dagegen anzukämpfen. Der Einzelne kann sich ja in's Freie retten, zu den großen Künstlern aller Zeiten wenden, und wie in der Natur an Cloaken, so an ihrer Darstellung in der Kunst rasch vorübergehen mit verhaltenem Athem; er wird auch nicht nach der Polizei rufen, wohl aber die besseren Kräfte, auch unter der Jugend, deren Geschmack noch nicht überreizt, deren Geruch noch nicht abgestumpft ist, auffordern, sich von den Ausschreitungen selber fern zu halten und sie als unanständige Rohheiten zu brandmarken. Es liegt .eine Gefahr darin, wenn die Kunst die gemeine Dürftigkeit des Daseins, Empfindens und Denkens für ihre Sphäre nimmt, statt ihr das Ernste, Edle, Erhabene gegenüber zu stellen. Das Volksgemüth wird herabgezogen, während es emporgehoben werden sollte, und es ist geradezu srevelhaft, nur das Peinliche, Freudlose als das Interessante und Giltige zu betonen.
Gerne schließe ich solchen verwerflichen unreinlichen Auswüchsen gegenüber mit einem Worte der Anerkennung für die wissenschaftlichen Wahrheiten, mit welchen der Meister der Schule die Natur wie das Seelenleben aufzufassen trachtet. Die Wissenschaft ist eine tonangebende Macht in unserer Zeit, und will die Kunst auf der Höhe der Gegenwart stehen, so muß die Weltanschauung der Dichter, wie die Darstellung der Welt das Gepräge der unverbrüchlichen Gesetzlichkeit tragen, wie diese in der Naturordnung, in der sittlichen Weltordnung uns zum Bewußtsein gekommen ist. Die Wunder gehören in das Gebiet der Phantasie, aber in dem vielfältigen Getriebe der wirkenden Kräfte und in ihrer Wechselbeziehung offenbart sich die allwaltende Einheit, und in der aufsteigenden Entmickelung ,des Lebens, der Verwirklichung idealer Zwecke, innerhalb des Naturniechanismus ein Reich der Freiheit, des Guten, Wahren, Schönen. Unser Freiheitsgefühl, Freiheitsbemußtsein ist aber so gut eine Thatsache der Erfahrung wie der Mechanismus der Natur und seine Nothmendigkeit, ja wir würden von dieser schwerlich eine Vorstellung haben, wenn wir sie nicht von der inneren Erfahrung unserer Selbstbestimmung als dem Ersten unterscheiden; aber unsere Freiheit ist fortmährend Befreiungsthat, Erhebung aus dem Naturzustande und seiner Nothmendigkeit zum Selbst, zur Erfassung des eigenen Wesens im Unterschiede von der Welt, fortwährende arbeitende Selbstbehauptung auch gegen ein Eindringen der Außenwelt, wie gegen die eigenen Triebe, denen gegenüber der Wille sich als die wissende Macht der reinen und ganzen Wesenheit bewährt, indem er durch sie und in ihnen sich selbst bestimmt und seiner Selbstherrlichkeit inne wird. Der französische, skandinavische Materialismus bleibt bei der anfänglichen Naturgebundenheit stehen, stellt die Einflüsse der Außenwelt wie die den Willen übermannenden Affecte in den Vordergrund, und macht dann nicht sowohl

das Gesunde, Normale, sondern das Pathologische, Kranke, erblich Belastete zum Stoff seiner Darstellung. Warum begeben sich Deutsche unter die Fremdherrschaft, wie auch deutsche Denker im Felde der Ethik sich dem Militarismus der Engländer unterwerfen, statt mit Kant und Fichte unter dem Banner deutscher Geistesfreiheit zu fechten, das Gute in der Gesinnung und im Willen, in der Verwirklichung unseres Lebensideals statt in dem Nutzen zu suchen, den die Handlungen bringen? Der Wissenschaft ist unser Selbst das ursprünglich und unleugbar Gemisse, — unser Bewußtseinsinhalt, von dem aus wir die Natur als Grundlage und Bedingung desselben erkennen; wir gehören zur Natur, aber sind kein wesenloses Phänomen oder Anhängsel desselben, sondern erst in uns werden die Bewegungen der objectiven Außenwelt in Empfindungen ausgelöst und somit wahrgenommen, genossen, gedacht; ohne die fühlende denkende Subjectivität wären sie so gut wie gar nicht da. Der Materialismus macht das Zweite, die Materie, das von uns erst Erschlossene, das Phänomen der Kraft, zun. Ersten, und meint die Realität des Ersten, des Denkens und Wollens leugnen zu dürfen; die materialistisch naturalistische Kunst bleibt beim Menschen als Sinnenwesen stehen, sie hält sich nur an die thierische Natur; die idealistische Kunst lebt in der Freiheit des Geistes, und geräth damit in Gefahr, die Natur und ihre Gesetze als die nothwendige Bedingung des geistigen Lebens zu vergessen, zu überfliegen; die wahre reelle Kunst der großen Meister alter und neuer Zeit erfaßt die ganzen Menschen, erfaßt das Ganze der Wirklichkeit, und ihr Ziel ist nicht Aufregung und Verbitterung, sondern Versöhnung und Freude, denn sie stellt die Harmonie des Sinnlichen und Geistigen dar, die wir ja auch fortwährend erleben und bethätigen.

^chliemanns Troja und seine Vertheidiger.

von

Ernst Boetticher.

— Berlin. -

in Aufsatz von Dr. Moriz Hörnes, Amanuensis am K. Natur-
historischen Hofmuseum zu Wien, im Juniheft von „Nord und
Süd", betitelt „Schliemanns Troja und sein Angreifer", ist
in der unverkennbaren Ueberschätzung geschrieben, daß der Verfasser über
den Parteien stehe. Seine Darstellung ist obendrein auf nachweisbar
unrichtige Angaben gestützt und ganz geeignet, alle der Zache ferner Stehenden
zu täuschen. Das allein legt mir die Pflicht einer thatsächlichen Berichtigung
in dieser hochangesehenen Zeitschrift auf. Ueber subjective Anschauungen
mit dem Herrn Verfasser zu rechten, liegt mir natürlich unendlich fern,
erblicke er immerhin in mir, „eine typische Erscheinung in dem gesteigerten
Geistesleben unserer Tage" und „einen jener unglücklichen Entdecker, über
welche eine (sc. fixe) Idee furchtbare, sie in's Verderben stürzende Gewalt
gewonnen." Andere mögen auf die Frage antworten, ob der jugendliche
Doctor, der aus „Kreisen" die, ihm zu glauben, ausschließlich „zur Wahrung
und Mehrung (!) der menschlichen Erkenntnisse berufen sind", herabschaut
auf „die breitere Schichte, welche im Besitze allgemeiner Bildung und
regen Geistes das Nichteramt in wissenschaftlichen Fragen unbefugt (!)
ausübt", eine typische Erscheinung im Sinne engherzigen Zunftgeistes fei.
Wenn derselbe sich aber schließlich gar bemüßigt fühlt, mir an Stelle von
Streitschriften und Sendschreiben „ehrliche wissenschaftliche Arbeit" anzu-
rathen, so brauche ich wohl nur beiläufig auf meine zahlreichen seit 1883

Ernst Boetticher in Berlin.
in wissenschaftlichen Organen veröffentlichten kunsi- und culturgeschichtlichen bezw. archäologischen Abhandlungen Hinzumeisen, die es, soweit sie sich mit Troja-Hissarlik beschäftigen, schließlich zu Wege gebracht haben, daß die gemäß Schliemanns früherer Erklärung (siehe „Troja" S. 316) „für immer beendete" Ausgrabung jetzt wieder aufgenommen worden ift.
Schliemann wich dem Gewicht, welches die Wissenschaft meinen Arbeiten beilegte. Den Ausschlag gab der Pariser ^on^r^s c1'L,ritKr«stvI«ßie et ä'L.r«K6«I«ßie pröliistori^us Dort mar die Frage von Hissarlik-Troja auf die Tagesordnung gesetzt, und das Sekretariat forderte mich auf, cl'v venir tairs uve Oorr>ir>uni<.'!lti«n sur un sujst c^ui vous est pärticuliciemerit familier.^ Ich legte darauf dem Congreß ein umfangreiches noch unedirtes Manuscript vor, die Frucht vieljähriger Museenstudien, das ausgestattet mit sehr zahlreichen und meist von mir in den Museen gezeichneten Abbildungen von allerlei Geräth die These vertritt „Schliemanns Funde von Hissarlik sind eine Hinterlassenschaft des Tobten- und Ahnenkultus." Welche Beurtheilung dasselbe gefunden hat, und wie vergeblich der persönlich anwesende Dr. Schliemann diese abzuschwächen suchte, ist aus dem um die Jahreswende zu erwartenden ?rc>cö8>Verd»I äu Coußi^s, der überdies einen ausführlichen illustrirten Auszug daraus bringt, zu ersehen. Mein Erfolg rief unmittelbar Schliemanns Entschluß hervor, durch Wiederaufnahme der Ausgrabungen einen letzten Versuch zu machen, mich zu widerlegen.
Bekanntlich hat Schliemann zwei Gutachten veranlaßt. Das erste gaben zwei Zeugen ab, die auf seine Einladung meinen Untersuchungen vom 1.^6. December v. I. beiwohnten, das andere acht Zeugen, die ebenfalls persönlich eingeladen seine neuen Ausgrabungen Ende März l. I. besuchten, Professor Virchom an der Spitze, ein Zeuge, dessen bekannte Haltung gegen mich leine Objectivität ausschließt. Auf das erstere Gutachten stützt sich Herr Dr. Hörnes, uni eine bekanntlich noch offene Frage „definitiv erledigt und gegen mich entschieden" zu erklären. Er nennt jene Zeugen „Vertrauensmänner" der Akademien der Wissenschaften zu Berlin und Wien, was im Grunde dasselbe sagen will wie jene von Dr. Dörpfeld unterzeichnete Erklärung vom November v. I, in der Neuen Fr. Presse und Kölnischen Zeitung, des Wortlautes „Professor Niemann ist als unparteiischer Zeuge .gewählt' von der Akademie der Wissenschaften in Wien, Major Steffen als solcher .anerkannt von vielen Mit' gliedern der Wissenschaften in Berlin." Der Urheber dieser Erklärung, der auch in Zuschriften an mich seltsamerweise früher und besser wußte, was die Akademien thun würden, als diese selbst, hat dieselbe nie widerrufen, und so bewirkte sie, daß die Presse von jenen Zeugen stets als „Experten der Akademien der Wissenschaften" und „Schiedsrichtern" sprach Die Folge davon mar, daß die Veröffentlichungen derselben wie Urtheile von „Vertretern wissenschaftlicher Behörden" Beachtung fanden. Dr. Hörnes

selbst giebt dafür ein Beispiel. Thatsache ist aber, daß die Berliner Akademie trotz Virchoms Bemühungen, die Wahl des Major Steffen herbeizuführen, Herrn Dr. Schliemann erklären ließ „es sei nicht ihre Sache, sich in schwebende Controversen einzumischen", und daß die Wiener Akademie den Professor Niemann ebenfalls nicht gewählt, sondern nur „dem Herrn Dr. Schliemann als unparteiischen Zeugen neben anderen auf Ersuchen namhaft gemacht hat."*) Unter Hinweis auf diese nur von Professor Virchow und D>. Schliemann gewählten „Vertrauensmänner" sagt nun Herr Dr. Hörnes „und Bötticher sah sich gezwungen, die gegen Dörpfeld erhobene Beschuldigung der mala öcle8 in aller Form zurück-zunehmen. Seine Feuernekrovolentheorie gab er nicht auf, aber die einzige Stütze, die sie zu besitzen schien, hat er ihr selbst entziehen müssen." Diese Darstellung verkehrt den Sachverhalt ganz und gar. Jeder weiß, und die Erneuerung der Ausgrabungen bestätigt es, daß nieine „Theorie" keineswegs auf jene nachträglich von den Gegnern künstlich aufgebauschte „Beschuldigung" gestützt ist, und ebenso mißbräuchlich ist der Ausdruck, „Bötticher sah sich gezwungen" letztere zurückzunehmen. Dies that ich pflicht-gemäß und gern, nachdem ich in mehrtägigen, gemeinsam mit den Zeugen angestellten Untersuchungen folgendes erkannt hatte: Schliemann setzte den Spaten an, wo schon Maclaren (1820) und Eckenbrecher (1842) Troja gesucht, wo Frank Calvert schon vor ihm gegraben und Gemäuer entdeckt, wo Landleute einen Schatz von 1200 Silber-Statern des Antiochus III. ge-funden hatten. Ihn beherrschte von Anbeginn der Gedanke und der Wunsch, Troja zu finden. Dies ließ ihn Dinge nicht wahrnehmen oder würdigen, die der Stätte erst ihr eigentliches Gepräge gaben, und Vieles zerstören, was erhalten bleiben oder doch vorher Photographie werden mußte. Das änderte sich auch unter der Mitarbeit Dörpfelds, eines seit Ende der siebziger Jahre in Olympia thätig gewesenen Eisenbahn-Bauführers i. J.1882 zunächst nicht wesentlich. Es wurde damals, infolge der von der Wissen-schaft gegen das Troja von 1879 erhobenen Bedenken, tabula rnsa gemacht, d. h. das Gemäuer, das die Stadt Troja sein sollte, wurde bis auf wenige Reste beseitigt, die nun in eigenartiger Verquickung mit dem Gemäuer der nächst tieferen Schicht zu Baulichkeiten der Burg Troja „reconstruirt" wurden. Das hat vor mir schon E. Brentano ('s- 1883 Frankfurt a. M) und viel schärfer als ich angegriffen**)-. Aber fo planlos die Ausgrabungen, so willkürlich die auswählende Wegnahme von Gemäuer und so verfrüht und unsicher Dörpfelds Reconstructionen genannt werden müssen, eine absichtliche, planmäßige Entstellung ließ sich nicht nachweisen. Dem ent-sprechend gab ich meine Erklärung zu Protokoll. Warum aber stellte man

*) Die mit „" versehenen Sätze geben den Wortlaut der Antwort der Akademien auf meine Anfrage.

*") E. Brentano, Troja und Neu-Jlion (Heilbronn 1382).

mir darnach am 6. December das Ansinnen, auch noch zu erklären, die
Herren Schliemann und Törpfeld „verläumdet" (also wider besseres Wissen
beschuldigt) zu haben? Nun, welcher böse Geist dies Wort auch dictirt
haben mag, es klärte mich auf über die Situation, in welche man mich
hineindrängen wollte.
Eine ausführliche Darlegung meiner „Theorie" verbietet mir leider
der Raum. Ich beschränke mich auf wenige Punkte. Unrichtig ist
Dr. Hörnes' Angabe, ich ginge von der (allerdings!) falschen Voraussetzung
aus, „daß alle primitiven Ueberreste menschlicher Kunstfertigkeit, die in
prähistorischen Culturschichten gefunden werden, aus Gräbern stammen,
und daß alle in Gräbern gefundenen Beigaben Erzeugnisse einer eigenen
für den Todtencult arbeitenden Industrie seien." Das für „alle" voraus-
zusetzen, wäre natürlich nonsons. Wohl aber behaupte ich dies mit gutem
Grunde für einen großen Theil jener Funde und zeige an unanfechtbaren
Beispielen (wie Bexten u. a. Werkzeugen aus Thon, durchlässigen Thon-
gefäßen, nur markirten Nietlöchern und anderen Beweisen des Halbfertigen),
daß kritiklose Auffassung aller als wirkliche Gebrauchsgegenstände ganz falsche
Culturbilder schafft. Die Erkennung einer Todtencult-Jndustrie, die Unter-
scheidung ihrer naturgemäß minderwerthigen Erzeugnisse von denen, in
welchen sich wirklich die Leistungsfähigkeit der jeweiligen Culturepoche aus-
spricht, das ist meine „Theorie." Sie mag Manchem unbequem sein, wird
aber nicht, „verwirrend" sondern klärend in der anthropologischen Märchen-
welt wirken. Der Hügel von Hissarlik ist nun sozusagen ein Museum
aller der Dinge, auf denen die anthropologischen Systeme und Systemchen
aufgebaut sind. Deßhalb — und das ist des Pudels Kern — sollen die
Trümmer von Hissarlik, wenn nicht Troja, so doch jedenfalls Ansiedlungen,
aber nimmermehr eine Nekropole bedeuten. So wollen es die Anthropologen.
Es ist das Widerstreben überlebter Systematik gegen neue Erkenntniß.
Mit Troja ist es freilich vorbei. Nach Hörnes müßte man zwar glauben,
„die Frage nach der Bedeutung des Hügels von Hissarlik sei definitiv
erledigt" und der „glückliche Schliemann" habe gesiegt. Thatsächlich,ist
aber aus den Protokollen vom Dezember und März ersichtlich, daß nicht
einmal die Zeugen Schliemanns Troja anerkannt haben, denn sie vermei-
den jede Aeußerung darüber. Einer derselben, Dr. Waldstein, erklärte
obendrein in einein am 24. Mai l. I. in der Royal Institution zu London
gehaltenen Vortrage „It still rsmaivs nut provsn ^Kstlier LissurliK
is tk« Iliuiu «5 Homer or no." Anderseits wird sogar von ehemaligen
Gegnern anerkannt: „Hissarlik ist faktisch und unbestreitbar eine Zeitlang
eine Nekropole gewesen" und mir das Verdienst zugebilligt, zu einer
schärferen Problemstellung und genaueren Erforschung des merkwürdigen
Hügels auch meinerseits ehrlich beigetragen zu haben." (Verl. Philolog.
Wochenschrift von 25. Januar l. I. Nr. 4). Die Meinungen meiner Gegner
sind also getheilt, die einen betrachten den ganzen Hügel, die anderen nur

die unteren Schichten als Ansiedlungsreste. Ich will nun zuin Schluß
mit drei Strichen das Bild dieses Hügels zeichnen, natürlich unter Berück-
sichtigung der neuesten Ausgrabungsergebnisse.
Auf dem nordwestlichen Abhang eines Höhenzuges, der etwa 100
Fuß hoch von Ost nach West gegen den Skamander streicht, erhebt sich ein
kleiner Terrassenbau. Die Höhe der westlichen und südwestlichen Terrassen-
mauer (nach Schl. „Unterbau der Burgmauern") ist nun auf 8 in festge-
stellt. In ihren 3—4 m breiten und 2,70 in vorspringenden Strebepfeilern
wie sie ägyptischen, babylonischen und assyrischen Bauten jeder Art eigen
sind, sieht Schliemann „riesigeThurms", die gleich denMauern,ein „kolossales
höchst imposantes Aussehen gewährt haben," und auf der von dieser Futter-
mauer getragenen Terrasse, die hinten (östlich), wo der Berg ansteigt,
nur 1 ru hohe Futtermauern hat, dabei nur 117 m von V. u. 0. und
90 in von ^. und 8. breit ist, erblickt Schliemann „die heilige Pergamos
mit ihren großartigen Bauanlagen," während ich dort nur Brandhöfe
einer Nekrovole erkenne. Den dort ungewöhnlich massenhaft gefundenen
Brandschutt und die höchst merkwürdigen Brandspuren schreibt Schliemann
dem Umstände zu, daß alle jene Ansiedlungen (bis jetzt eilf) durch Feuers-
brünste zu Grunde gegangen seien, „Troja" sogar dreimal (!), aber
erfahrene Architekten sagen mit mir, daß die dort so häusig sz. B. auch im
„Palast (Megaron)" alias „Tempel" ^j angetroffene grünliche Verglasung
des Lehmbodens nicht von Feuersbrünsten (und nun gar so ärmlicher
Hütten), sondern nur durch stetig miederholte planmäßige Brände, deren Herde
jene Böden waren, hervorgerufen sein kann. Entsprechend solchen ewigen
Bränden ist die 4 m starke nach babylonischer Art mit Luftlöchern ver-
sehene Lehmziegelmauer, welche die Plattform wie eine Ofenwand umschloß,
von Innen her fast durch und durch rothbraun verglüht, außen aber d. h.
auf der dieser Brandstätte abgekehrten Seite unversehrt. Auch sie ist
durch Strebepfeiler verstärkt (gleich babylon., assyr. und ägypt. Ziegel-
bauten jeder Art). Es sind bis jetzt fünf sogenannte „Thore" und eine
kleine Pforte aufgedeckt,*) ein durch keine anderweitige Akrovolisanlage
zu stützender srurmrrss äs rickesss. Nüchterne Betrachtung unterscheidet
deutlich zwei Kategorien: 1) „Thore" zu denen man auf steilen Rampen
hinaufgelangt (Südmest-Südost-Nordost) und 2) „Thore", die bis mitten
in die Terrasse eingeschnitten sind und allmälig und bequem <nach Art von
Poternen? auf die Plattform geleiten (West- und Süd). Offenbar sind

*) Die Aufdeckung dieser «2 m hohen und 1,20 in breiten, ,Ausfallpforte"' (I),
durch welche man auf schmalem Wege im Innern der Burgmauer hinaufsteigen konnte,"
was also einen Corridor kundgicbt, ferner die Aufdeckung eines zweiten radial bis mitten
in den Platz führenden „Thores" und der Baulichkeiten außerhalb der „Burgmauern"
bestätigen meine Borausfage in meinem Buche I.» Irois äs «, dlismgnn (K. W. Hierse-
mann Leipzig) S. 22, 23, Pl. 4 und 5. Was Schl. snr die Anschluszmauer S O der,
Unterstadt hielt, ist als eine dritte Ramve erkannt worden.

letztere die eigentlichen, vor Rauch und Gluth geschützten Eingänge, die
Rampen aber dienten nur zum Abschieben der Brandmassen der Nekropole,
darum ihre Steilheit und daher die Verglühung ihrer Steinplatten (siehe
Jlios S. 301). Die hinter den Rampen gelegenen vermeintlichen Thor-
bauten haben denselben Grundriß wie der sogenannte „Palast (Megaron),"
nämlich den des Tempels von Nhmunos, und waren ebenfalls nur
Brandhöfe, aus denen der Brandschutt, den Schliemann unten gefunden
hat, direct die Rampe hinabgeschoben worden ist. Da die Brandhöfe
geheiligtem Zwecke dienten, so haben sie Tempelgestalt erhalten. Die Ver-
brennungshöfe (usti'ius) der römischen Kaiser zeigen dies auch, der der
Antonine z. B. den Grundplan des babylonischen Tempels. Hier hat der
geehrte Leser in großen Zügen das reale Bild der vermeinten „heiligen
Pergamos", der Fundstätte aller der unzähligen Dinge, die wie die Pithoi,
Gesichts- und anderen Aschenurnen, wie die 22000 Wittel und die Phallus
(beides im ägyptischen und asiatischen Cultus Symbole der geschlechtlichen
Fruchtbarkeit und darum des Fortlebens, der Wiedergeburt) und wie das
archäologische „Kinderspielzeug" (einfach verkleinerte Mitgaben für Kinder-
gräber) deutlich kuud thun, daß ihre Fundstätte eine Nekropole ist, wie
das auch auf dem Pariser Congreß (siehe oben) als ein sehr starker
Beweisgrund anerkannt wurde.

Im Uebrigen bitte ich auf meine neueste Schrift „Hissarlik wie es ist",
115 S. mit 14 Plänen und zahlreichen Abbildungen (Berlin 1890,
T. Trautwein'fche Buchhandlung) verweisen zu dürfen.

Der hippokratische Eid.

Novelle,

von

Rudolf Schmidt*).

— Kopenhagen, —

^ Kammerherrin hatte den Professor glücklich um die Ecke bugsirt. Dort zwischen der dunkelrothen, faltenreichen, seidenen Gardine und dem kokett geschnitzten Ebenholz-Bücherschrank, in welchem einzelne solide Werke in großem Format mit altmodischen, dabei aber funkelnagelneuen Ledereinbänden wie absichtlich neben den schlechtgebundenen, auf Rücken und Vorderseite mit phantastischem Gold- und Farbendruck geschmückten Shirtingsbänden gestellt waren, welche Gedichtsammlungen und Novellen mit dem Namen solcher Verfasser enthielten, die auszustellen die gnädige Frau für zeitgemäß und passend erachtete.

Der Professor war ein stattlicher Mann von ungefähr fünfzig Jahren, gesund und kräftig trotz seines bereits völlig ergrauten Haarwuchses und mit jenem sicher prüfenden, ausgeprägt gebietenden Ausdruck der Züge, welcher stets auf den ersten Blick den Arzt verräth, der sich seiner Autorität und Tüchtigkeit bewußt ist.

Die Kammerherrin war trotz ihrer Fülle noch eine schone Dame; sie stammte aus einer adeligen Familie, und in ihren feingeschnittenen Zügen lag ein gewisses Etwas, welches darauf hindeutete, daß auch sie sich ihrer Autorität und der Fähigkeit, die Männer nach ihrem Willen zu lenken, völlig bemußt war.

*) Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von Mathilde Mann.

Rudolf Schmidt in Kopenhagen.
„Meine gnädigste Frau," unterbrach der Professor sie, „Dora Kranz
ist ein schönes Mädchen, ein mit vielen Talenten ausgestattetes, ein reiches
Mädchen, — das habe ich Alles schon lange gewußt, ehe Sie so liebens-
würdig waren, mich darauf aufmerksam zu machen; leider ist dies Alles
jedoch kein Hinderniß gewesen —"
«Lieber Herr Professor/' entgegnete die Gnädige, ihn scherzend in
derselben Weise unterbrechend, „ein gewisser, hervorragender Arzt ans
unserem gemeinsamen Bekanntenkreis ist ein berühmter Mann, ein vortreff-
licher, mit Fug und Recht hochgeachteter Mann; leider ist dies Alles jedoch
kein Hinderniß gewesen, daß er Junggeselle geblieben und dadurch in mehr
als einer Hinsicht gehindert ist, diejenige Gellung und Wirksamkeit zu
erlangen, zu der er berechtigt ist. Sie erwähnten vorhin selber, daß Tora
Kranz ein reiches Mädchen ist! Geld spielt nun einmal eine Rolle in dieser
Welt, lieber Herr Professor. Denken Sie an das neue Institut, das Sie
so gern errichten wollen, und das Sie doch am liebsten ihr Eigen nennen
würden; bedenken Sie Ihre ganze Stellung "
„Meine Stellung!" siel ihr der Professor abermals mit ruhiger Ironie
in die Rede. „Erst vor drei Monaten übernahm der Herr Kammerherr
das Amt, kraft dessen uns Kopenhagenern seine administrativen Talente zu
Gute kommen sollen. Ein kurzes Vierteljahr ist für die gnädige Frau
hinreichend gewesen, um am Himmel des geselligen Lebens gleich einem
Stern voller Geist und Originalität zu strahlen. In diesem Falle ist die
gnädige Frau jedoch — ich bedaure, es sagen zu müssen, — keineswegs
original gewesen!"
Eine leichte Röthe ergoß sich über die Wangen der Kammerherrin.
Sie war im Geheimen nicht wenig stolz über den raschen, selbständigen
Griff, mit dem sie Alles anzufassen pflegte, und merkte jetzt, daß der Doctor
ihr diese Kunst abgelauert hatte. Aber in völlig ungezwungenem Tone, in
den sich ein wenig Neugierde mischte, fragte sie:
„Was in aller Welt können Sie nur damit sagen wollen, Herr Pro-
fessor?"
„Ich will damit sagen, daß, falls Sie es für einen originellen Ein-
fall halten, mich mit einer Frau zu versorgen, Sie den weiblichen Bestand-
theil unseres gemeinsamen Umgangskreises viel zu niedrig anschlagen. Das
ist eine alte Geschichte, meine gnädige Frau, so alt, daß sie beinahe abge-
droschen erscheint! Ich kann Ihnen nicht mit Sicherheit angeben, welche
Summen die kleine Anweisung, die Sie mir da vorhin gaben, in der
Reihe derer einnimmt, die man mir in den letzten fünfzehn Jahren hat zu
Theil werden lassen. Sie kommen zu spät, gnädige Frau, viel zu spät
für eine Dame von Ihrem Genie und Ihrer Empfindungsgabe. Ich
bedauere es sehr, aber Sie hätten Probestttckchm mit einein Anderen
anstellen sollen!"
Tiefere Röthe färbte die Wangen der Kammerherrin. Ihr Probe-

stückchen! Ja, freilich hatte sie mährend einer Reihe von Jahren als Allein-
herrscherin die kleine jütländische Kreisstadt regiert, aus der sie kam; freilich
sollte die Verbindung, die sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte,
zwischen dem Professor und Dora Kranz zu Stande zu bringen, den Grund-
mall zu einer entsprechenden kleinen Machtstellung in der Hauptstadt bilden.
Wenn aber diese beiden ruhigen Augen, die sie eben mit so höflichen und
doch so bestimmtem Blick ansahen, sie auch in diesem Punkt wirklich durch-
schaut hatten, dann galt es für sie erst recht, ihren Willen durchzuführen,
und zu zeigen, daß sie ihren Einfluß nicht vergebens eingesetzt hatte.
„Bester Herr Professor," sagte sie mit einem gewissen Nachdruck, „wie
oft in Ihrem Leben sind Sie wohl einem Mädchen, wie Dom Kranz,
begegnet?"
„Nicht allzu oft — das gebe ich zu," erwiderte der Professor. „Aber
trotz aUedem, gnädige Frau — geben Sie den Gedanken nur auf! —Sie
müssen nämlich wissen," fügte er mit einem eigenartigen, schelmischen und
dabei doch ernsten Blick hinzu, „ich habe den hippokratischen Eid abge-
legt?"
„Den hippokratischen Eid? Was hat es denn mit dem aus sich, Herr
Professor?" ertönte eine muntere Stimme hinter ihnen.
Es war eine stattliche Blondine von untaoelhafter, wenn auch nicht
mehr ganz jugendfrischer Schönheit, die im Vorübergehen diese Frage
gelhan. Jetzt stand sie lächelnd da. ihre weißen, ohne Zweifel echten
Vorderzähne zeigend, und wartete auf die Antwort.
Das Kleid aus blahlila Seide hob ihre üppige Figur auf das Vor-
theilhafteste hervor. Ueber ihrer ganzen Erscheinung lag ein fast etwas
zu weit gehendes Selbstbewußtsein. Hinter ihr stand ein älterer Herr in
schwarzem Frack mit weißer Battist-Halsbinde, die um den aufrecht stehenden
Kragen geschlungen war. Seine weichen aufgedunsenen Züge trugen in
diesem Augenblick einen verhaltenen feindlichen Ausdruck; er konnte offen-
bar den Professor nicht leiden.
Dieser blickte die Blondine fest an und antwortete kühl und kurz:
„Der hippokratische Eid, mein gnädiges Fräulein, erheischt, daß man
sich niemals veiheirathet!"
Dora Kranz hatte keine Ahnung von dem gehabt, was soeben
zwischen der Gnädigen und dem Kammerherrn verhandelt worden mar;
aber der Ton, in dem die Worte vorgebracht wurden, ließ sie so deutlich
die Absichtlichkeit derselben erkennen, daß sie, vielleicht von einem geheimen
Jnstinck' belehrt, plötzlich glühend roth wurde und nicht im Stande war.
Etwas darauf zu erwidern.
Auch die Kammerherrin besaß nicht Geistesgegenwart genug, um
einige gleichgültige Worte zu äußern; sie biß sich ärgerlich in die schwellende
Unterlippe. Es entstand eine ungemülhliche Pause, während welcher der
Herr mit der weißen Halsbinde seine Augen in unbestimmter Anklage zu

den gewundenen Stuckverzierungen der Decke erhob, worauf er seine Lippen zusammenpreßte, wie Jemand, der wohl etwas sagen könnte, wenn er nur wollte.
Glücklicherweise kam in demselben Augenblick der Kammerherr, athemlos und voll administrativen Eifers selbst mitten in den Zerstreuungen des geselligen Lebens und zog den Professor mit sich fort in eine Fenster-nische, um seine Ansicht über eine kürzlich zur Sprache gekommene com-munale Frage, die auch hygienische Interessen berührte, zu hören. Aber selbst als der Arzt frei war, wich die Verlegenheit nicht gleich.
Ter ältere Herr hatte eines der ersten ledergebundenen Bücher au« dem geöffneten Bücherschrank genommen und fing an, in demselben zu blättern.
„Wonach suchen Ehrwürden?" fragte die Gnädige, froh, diesen kleinen Ableiter zu finden.
„Ich meinte nur," erwiderte er, „die gnädige Frau haben hier ja so eine Art historisches Wörterbuch. Wir wollen doch einmal sehen! — Ja, hier stehen wirklich einige Zeilen über den vorhin erwähnten Eid. Derselbe soll aus den Mysterien des griechischen Alterthums stammen, er verlangte von jedem echten Sohne Aesculavs ein Versprechen, ‚sein Leben in Keuschheit und Frömmigkeit zu führen und seine Kunst zu pflegen'. In Keuschheit nur und Frömmigkeit! Ja so, hm!"
Dora Kranz verstand, daß der hochehrmürdige Herr vor Begierde brannte, Etwas zu erzählen, was er nicht wohl in ihrer Nähe sagen konnte. Nun, sie würde es späterhin schon erfahren! Mit Geistesgegenwart betrachtete sie die goldenen Lyren und Hippogryphen auf den rothen, herausfordernden Einbänden einiger Gedichtsammlungen und mährend der Geistliche stehen blieb und auf's Neue die Stelle durchlas, die sein Bedenken erweckt hatte, verschwand sie lautlos durch die Portiöre in das anstoßende Zimmer.
Sobald sie fort war, fragte die Kammerherrin gerade heraus:
„Hat der Herr Professor wirklich ein so ausschweifendes Leben geführt?"
Hochehrmürden setzte das Buch wieder an seinen Platz und antwortete:
„Ausschweifendes Leben ist wohl nicht eigentlich die rechte Bezeichnulm, gnädige Frau. Ein Mensch kann sich in jungen Jahren Vieles und Mancherlei gestatten, was, wenngleich an und für sich tadelnswcrth, doch der persönlichen Natur förderlich ist. Etwas ganz Anderes dagegen ist das, was gleich einem Gift, einem Verderben in das Dasein eines anderen Menschen eingreift und seinen bleibenden Stempel auf dasselbe drückt, bei dem Betreffenden selbst aber nicht das geringste Gefühl von Ver-antwortlichkeit oder von Neue hinterläßt."
Der Geistliche preßte die Lippen aufeinander und senkte das Hanvt.
Die Kammerherrin verstand, daß er weiter ausgefragt werden wollte.

„Ist da denn in dem früheren Leben des Professors so Etwas von
einem — einem Roman gewesen?" fragte sie.
Das mar hinreichend.
„Ein Roman, gnädige Frau? Sagen wir lieber eine Tragödie mit
den blutigsten Folgen für den am wenigsten schuldigen Theil!"
Und jetzt erzählte er mit gedämpfter, seidenglatter Stimme und einem
gewissen singenden Vortrag jene alte Geschichte, über welche im Laufe der
Zeit in dem Grade Gras gewachsen war, daß auch nicht die entfernteste
Andeutung darüber an das Ohr der Kammerherrin gedrungen war, daß
der Professor als Districtarzt in einer kleinen Stadt mit einer verheiratheten
Frau fortgelaufen sei; daß diese, obwohl fast augenblicklich zu ihrer Pflicht
zurückgekehrt, doch durch diese momentane Verirrung einen dauernden Stachel
in ihrer Seele behalten habe und nun als Wittwe Sühne und Erlösung
bei ihm suche, ohne daß sein Trost jedoch die erwünschte Wirkung erzielen
könne. Und während so ein nagender Kummer an ihrem Leben zehre,
wandere der Urheber des ganzen Unheils selbstbewußt und guter Dinge
in den geselligen Kreisen einher, folge allen seinen Launen und nehme die
Huldigungen, die man ihm erweise, als schuldigen Tribut hin!
„Sind die gnädige Frau etwa der Ansicht, daß ein solcher Mensch
ein Recht hat, von einem abgelegten Keuschheits- und Frömmigkeitseid zu
sprechen?" schloß er.
Im Innersten ihres Herzens fand die Kaimnerherrin, daß dies
bischen Entführung im Grunde kein Hinderniß für den Professor sei, sich
mit Dom Kranz zu verheirathen. Sittliche Empörung lag ihr nun einmal
ziemlich fern. Es war eigentlich nur feine, zwar nur auf Umwegen, aber
doch höchst bestimmt ausgesprochene Abneigung gegen ihre Pläne, die ihren
hellen Zorn entfachte. Ehe sie aber noch eine passende Antwort fand,
stand der Professor unerwartet wieder neben ihnen.
Aus der Fensternische am anderen Ende des Saales hatte er sie die
ganze Zeit mit den Augen verfolgt, und nachdem er den Kammerherrn
losgeworden, stand er nun da mit jenem eigenthümlichen Blick, der so
ganz den Eindruck machte, als könne er die Leute wie Glas durchschauen.
Die Kammerherrin ängstigte sich förmlich vor einer spöttischen
Bemerkung, und ihr fiel ein Stein vom Herzen, als der Professor sich
mit wenigen Worten empfahl: er stand des Morgens stets sehr früh auf
und begab sich deswegen am Abend gern zeitig zur Ruhe. Als sie aber
schon hoffte, die Gefahr sei glücklich vorübergegangen, blieb er plötzlich
vor dem geöffneten Bücherschranke stehen, öffnete mit einem eigenartigen
Lächeln das historische Wörterbuch, das der Propst etwas unachtsam
hineingestellt hatte, sorgfältig wieder an seinen früheren Platz und begann
dann, wie Fräulein Tora es vorhin gethan, die vergoldeten Rücken der
Gedichtsammlungen zu mustern, wobei noch immer dasselbe eigenlhümliche
Lächeln seine Lippen umschwebte.

„Nein, Oehlenschläger ist hier wohl nicht!" sagte er endlich, „Oehlen-
schläger findet man niemals in so wohl assortirten Büchersammlungen.
Das ist schade! Ich hätte so gern eine Stelle im „Stärkodder" nach-
geschlagen."
Sowohl die Kammerherrin als auch Hochehrwürden mußten, daß es
jetzt kommen würde. Jnstinktmäßig schwiegen Beide.
Aber es kam trotzdem.
„Ew. Hochehrmürden müssen nämlich missen, daß im „Starkodder"
ein Geistlicher vorkommt, welcher zu der Erkenntniß gelangt, daß er mehr
aus einer Sache gemacht hat als sein Gott. Das geschieht sehr selten im
täglichen Leben! — Gute Nacht, meine gnädige Frau!"
Der Propst schnappte nach Luft, als würde ihm die weiße Battist-
binde plötzlich zu eng. Ihm wollte keine Antwort einfallen, aber der
Blick, den er der hohen, davonschreitenden Gestalt nachsandte, drückte
zugleich persönlichen Haß und hochkirchliche Entrüstung aus.
Nachdem ihm der Diener im Vorzimmer seinen Pelz angelegt hatte,
wanderte der Professor mit kurzen, schnellen Schritten die Straße hinab.
Er schlug nicht den nächsten Weg nach seiner Wohnung ein.
Das Gezischel des hochehrwürdigen Herrn hatte eine schmerzliche
Stelle in seinem Innern wie mit einem spitzen Stachel berührt, und trotz
seines siegreichen Rückzuges lag eine stille, feierliche Wehmut auf seiner
Stirn.
Diesen Ausbruch hatten seine Züge noch nicht verloren, als er mit
einem Patentschlüssel seine Thür öffnete. Die alte Haushälterin, die wie
gewöhnlich aufgeblieben mar, um ihn zu erwarten, kannte diesen Ausdruck
nur zu gut und wußte im voraus, vaß heute Abend keine Rede von dem
gewöhnlichen Plauderstündchen sein könne. Schweigend folgte sie ihm in
sein Arbeitszimmer, schraubte die Lampe, die auf dem Schreibtisch brannte,
ein wenig höher und zündete die auf den Consolen und Etageren ange-
brachten Lichter an — ihr Herr mochte, wenn er des Abends zu Hause
mar, gern viel Licht haben! Dann schürte sie das Feuer, das in dem
großen Majolika-Ofen brannte, und verfchwand lautlos wie ein Schatten.
Der Professor setzte sich an den Schreibtisch, entnahm einer Schub-
lade ein kleines, in rosenrothes Papier gebundenes Notizbuch, auf
dessen erstes Blatt er mit seiner festen, deutlichen Hand das Wort
„ProvositioneS" geschrieben hatte, und ließ die Augen langsam über die
numerirten, in Abkürzungen und Andeutungen niedergeschriebenen Posten
gleiten, die das Buch enthielt. Dann ergriff er eine Feder und zeichnete
folgende, in derselben mystischen Weise abgefaßte Linie auf!
„April 188 — Wensin V. — Fol. I). X. Z00000."
„Nr. 27, — das erste Viertel des dritten Dutzends!" murmelte er
mit einem schwachen Anklang von dem Lächeln, das seine Patientinnen auS
der vornehmen Damenwelt so sehr fürchteten.

Der hippokratische Lid,
Noch eine Zeit lang umspielte ein Nachklang jenes Lächelns seine"
Lippen, mährend er in Gedanken die Vielen Nevue passiren ließ, die,
seit er berühmt geworden und mit einer bedeutenden Chiffre in der
Steuerliste verzeichnet war, sich bereit gezeigt hatten, — so unverblümt,
ja oft aufdringlich bereit, ihm sein einsames Leben zu versüßen?
schmachtende Fräulein, die beinahe selber geworben hatten, Mütter und
Tanten, welche die Vollmacht der Nichten besaßen, eifrige Menschheits-
beglücker, wie noch eben die Kammerherrin, die gern ihre Hand mit im
Spiel haben mochte, und die möglicherweise auch bevollmächtigt mar.
Eines nach dem anderen glitten an seiner Erinnerung die vielen „Ange-
bote" vorüber, die fast alle mit soviel Geld und Gut ausgestattet waren,
daß sie reichlich die angesehene Stellung aufwogen, deren Erlangung das
ersehnte Ziel der Betreffenden war; viele der früheren Posten bildeten
ein Seitenstück zu den ZOO WO Kronen, die er bei den Anfangsbuchstaben
zu dem Namen von Dora Kranz verzeichnet hatte.
Dann verschwand das Lächeln plötzlich. Ein bitterer, tödtlicher Ernst
lag jetzt über den feinen Zügen.
Er gedachte der langen Jahre harten Kampfes, in denen er, ver-
leugnet von früheren Bekannten, vermieden wie ein Mensch, dessen bloße
Nähe ansteckend wirkte, in seiner elenden Wohnung am Amagerwalle
gelegen hatte, meistens nur von den Bewohnern der armseligen Nachbarschaft
aufgesucht. Und jetzt? Er mußte, was Ruhm, Gunst und weibliches
Verlangen merth waren, denn er mußte, welchem Umstände er dies Alles
zu verdanken hatte!
Er legte das kleine Heft wieder an seinen alten Platz, lehnte sich
in den Stuhl zurück und versank in Grübeln, wie das seine Gewohnheit
mar. wenn er nicht studirte oder schrieb.
Es mar immer und ewig dasselbe, um das sich seine Gedanken drehten,
das Abenteuer, das er im ersten Mannesalter erlebt hatte, und das ihn
immer wieder mit namenlosen Staunen darüber erfüllte, was ein Menschen-
herz Alles in sich bergen kann, ohne es selber zu ahnen; es war der Kampf,
das Einlösen, das siegreich errungene Verständniß, welches abermals in
einer Reihe von lichten Bildern an seinem geistigen Auge vorüberzog.
Es stammte aus den letzten Knabenjahren, von dem Wissensdurst und
dem brutal einseitigen Drang nach Auszeichnung, das wußte er! Unter
, dem Drang nach „allseitiger Tüchtigkeit" trachtete er nach einem Abiturienten-
examen mit Auszeichnung in allen Fächern; als sein Ziel erreicht war,
empfand er nicht einmal Stolz darüber, dazu hatte ihn die ganze Geschichte,
Alles in Allem zu wenig Mühe gekostet. Dagegen war es ihm klar gewesen,
daß jetzt der erste Schritt auf der Bahn zurückgelegt sei, und daß, wenn
auch freilich diese Bahn eine lange war, es für ein vernünftig denkendes
Wesen nur die eine gab.
Deswegen hatte es ihn auch so über alle Maßen erbost, als der Poet,

der alte verabschiedete dänische Lehrer ihm auf dem Walle begegnet mar und im Vorübergehen zu ihm gesagt hatte: „Dreizehn Auszeichnungen, das ist ja geradezu widerwärtig, mein lieber B. Nur dem Packesel ist jeder Sack gleich gut!" Daß so ein älterer Mann, der doch auch studirt hatte, die „allseitige" Tüchtigkeit so ganz verkennen konnte: „Packesel!" Nun, der Mann war ja ein Poet, ein Lyriker, der den Gedanken jedem gesunden Menschenverstand zuwider in Reim und Vers einengte; und dam: mußte er außerdem aus alten Zeiten, daß er nie zu seinen Bevorzugten gehört hatte.

Wenn er jetzt zurückdachte, aus welchem eigenartig scharssinnigen Jnstinct war nicht der Widerwille des dänischen Lehrers gegen ihn entsprungen! Aber erst im späteren Alter hatte er Achtung vor Jnstincten bekommen. Und gerade deswegen gehörte auch jene Begegnung mit zu den Ereignissen, über die er in einsamen Sunden zu grübeln pflegte; bei der Gelegenheit war es ihm ja zum ersten Male gerade in's Gesicht gesagt, daß ihm Etwas sehle, und dabei war seiner Ansicht nach der Andere derjenige, dem Etwas abging! — —

So völlig war er noch auf seinem alten Schüler-Standpunkt geblieben, daß er in seinem Fuchsjahr Vorlesungeil in allen möglichen Fächern hörte und eigentlich eine geheime Lust verspürte, in ihnen allen ein Emmen abzulegen. Die Medicin, zu deren Studium er sich schon als Knabe entschlossen, bot ihm jedoch bald Nebenfächer genug, um die eisernen Kammern seines Gedächtnisses mit wissenschaftlichem Stoff der verschiedensten Art zu füllen.

In seine Studentenzeit fiel gerade jener öffentliche Wortstreit zwischen den zwei ärztlichen Autoritäten, der ein ungeheures Aussehen in der medicinischen Welt erregte. War die Medicin im Wesentlichen eine Kunst oder eine Wissenschast? War es das Genie, das Talent zu errathen, der ahnungsvolle Blick in die dunkle Werkstadt des menschlichen Organismus, der in der letzten Instanz den Ausschlag gab? Oder trug die gesetzmäßige Erkenntnis; mit den sicheren Methoden und den allgemein gültigen Resultaten den Sieg davon? Seinem ganzen Naturel nach mußte er sich nochwendigerweise auf die Seite der zweiten Auffassung stellen, und er ereiferte sich denn auch in dem Maße für dieselbe, daß einige seiner Bekannten, nur um ihn zu necken, die Partei der „Kunst" ergriffen. Bei einem gemüthlichem Gelage, zu welchem zu seinem Aerger einige Verse geschrieben waren, erinnerte ihn sogar ein munterer, von Wein glühender Bursche daß der Dichtergott Apoll auch der Gott aller braven Mediciner sei. Er nahm daraus Veranlassung eine Rede zu halten, in welchem er mit beißendein Spott diesem Gctte zu Leibe ging, der in einem Phaöton mit blanken Sonnenpferden am Himmel dahinfuhr und dabei doch den Ehrgeiz besaß, der Gott einer Wissenschaft sein zu wollen, die zu ihren besten

Waffen den Thermometer und das Mikroskop zählt. Was sollte überhaupt ihr stolzes, klares Studium mit einem Gotte?
Hatte er sich in seinen Schuljahren nichts aus Poesie gemacht, so verschloß er sich derselben jetzt aus Trotz vollständig. Er las niemals einen Roman und legte bei jeder Gelegenheit ein freudiges, unerschrockenes Bekenntnis; seiner Abgestumpftheit ab, die in seinen Augen das Kennzeichen eines männlichen Sinnes war. Er nannte sich selber „normal".
Da war noch ein anderes Mitglied der antiken Göttermelt, mit dem er auf gespanntem Fuße lebte. Seine Kameraden waren ein Völkchen lustiger Mediciner der gewöhnlichen Art. Sie machten die einst dem Meeresschaume entstiegene Göttin in der niedrigen Gestalt, in welcher sie entehrt aus dem Pfuhl der Menschheit steigt, zum Gegenstand ihres Cultus und huldigten ihr bei kleinen Festlichkeiten auf den Candidatenstuben in mancher ausgelassenen Lib.Uion.
Auch an ihn trat die Versuchung heran, genau so wie an die Anderen. - Aber die Schaustellung unbekleideter Leiber, welche das Hospitalleben mit sich sührte, wirkte aus ihn nur ekelerregend und abstoßend.
Er sprach beim Becher Wein diese Ansicht mit großer Offenheit aus, was zur Folge halte, daß man ihn gutmüthig auslachte und ihm dann sagte, daß er davon gar nicht mitreden könne.
Ueber diese Worte sann er lange nach. Gerade um dieselbe Zeit hatte er eine Abhandlung über Farbenblindheit gelesen. Wie eine flüchtige Möglichkeit ging ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er wohl im Grunde in geistiger Hinsicht farbenblind sei, so daß er den Reiz der Farbe niemals erfaßte, obgleich sein Auge dock) sonst klar und schars war. Aber einen Mangel, der sich nicht fühlbar macht, sieht man im Allgemeinen nickt als Mangel an. Er wies jenen flüchtigen Einfall mit Verachtung von sich, nannte sich auch in diesem Punkte „normal" und sand, daß seine Entwicklung, so wie sie war, gut sei. «
Das Studiuni mar sein Ein und Alles geworden. Er betrieb es mit glühendem Eifer und unermüdlichem Fleiß, was seine Kameraden veranlaßt«, ihm den Beinamen „Schrubbhobel" zu geben, — eine Benennung, die ihm außerordentlich zusagte. Der knorrige, widerspenstige Stoff, den die Erfahrung bot, sollte ja gerade überwunden und von dem geivaffnetcn Gedanken umgestaltet werden.
Am Abend nach dem glanzvoll bestandenen Staats-Eramen nahm ein Verwandter ihn mit in's Theater. Er war seit seiner Kindheit nicht dort gewesen und hatte keine Ahnung mehr, welchen Eindruck eine solche Vorstellung damals auf ihn gemackt hatte. Mit großer Spannung sah er den Vorhang aufgehen. Auf der Bühne stand die Schauspielerin, der er seit vielen Jahren täglich gelb und verblüht an ungefähr derselben Straßenecke begegnet war; — jetzt stand sie da mit geschminkten Wangen, gepuderter

Perrücke und einem kurzen, geblümten Kleide mit abstehenden Pocken: das Stück spielte im vorigen Jahrhundert.
Zu seiner nicht geringen Verwunderung gewahrte er, wie die Theaterbesucher beiderlei Geschlechts ringsumher auf den Bänken sich den scenischen Illusionen Hingaben; und doch saßen sie dort ja ebenso nahe am Orchester wie er, und konnten selbst ohne Opernglas sehen, daß die Dame sich nicht nur dicke rothe Schminke auf die Wangen gelegt, sondern auch einen breiten, scharfen Kohlenstrich unter beide Augen gezogen hatte. Ohne daß er sich recht über den Grund klar wurde, berührte dieser Umstand ihn ganz eigenartig, und mährend das Haus das mohlgelungene Spiel mit donnerndem Applaus belohnte, war es ihm unmöglich, die Sache von einer anderen Seite zu sehe», als daß dies die ihm wohlbekannte Frau A. mar, welche dort in einem aparten Costüm vor den Lampen stand und sich zierte.
Der brillante Ausfall des Examens verschaffte ihm ein Reisestipendium, und er begab sich nach Paris, hier sollte ein einziges Erlebniß gleichsam sein ganzes frühere Leben besiegeln.
Als er eines Abens in den Champs Einstes umherschlenderte, erblickte er in einer Seitenallee über dem Eingange zu einem mit Hellem Gasflammen erleuchteten Garten die Worte: „L»l madille." Aus Neugier ging er hinein, um doch einmal das vielbesprochene Etablissement in Augenschein zu nehmen.
Hier wanderten dieselben „Versuchungen." denen die Kameraden als ganz selbstverständlich nachgegeben hatten, in großer Anzahl umher, — an und für sich wohl nicht schöner, wohl aber in kostbarerem Kleidern mit seidenen Zwickelstrümpfen, die in Lackschuhen mit hohen Absätzen und von einer, — das mußte er zugeben, — höchst psissigen Forin verschwanden. Der Anblick dieser Ausstellung amüsirte ihn aber gleichzeitig mit unendlichem Erstaunen.
Er hatte sich die Sache indessen noch nicht lange angeschaut, als eine der „Versuchungen," die wiederholt ganz nahe an ihm vorübergegangen war, ihre beiden Hände über seinen, rechten Arm faltete, ihm in die Augen schaute und ihn mit ihrem bezauberndsten Lächeln fragte:
Die einzig klare Empfindung, die er in diesem Augenblick hatte, war, daß die Dame ebenso wie die Schauspielerin an jenem Abend einen schwarzen Strich unter jedem Auge hatte, und daß sie wie diese eine Nolle spielte. Ein leises Grauen überfiel ihn, aber mit der größten Nuhe antwortete er, indem er sich ihrer Berührung entzog:
,,rl« ne «oupe ^aru»i«, Waclaruo!^
Die Dame trat ein Paar Schritte zurück: ihre schwarzen Augen nahmen einen zornigen Ausdruck an. Da er aber ruhig stehen blieb, wie Jemand, dem es Ernst mit seinen Worten ist, machte die Verbitterung einem sonderbar ironischen Staunen Platz. Sie zuckte die Achseln und

sagte mit einein leisen Anflug von Mitleid, indem sie sich auf ihren
spitzigen Absätzen umdrehte:
,.?auvre Oaryou!"
Drei Minuten später kam sie wieder an ihm vorüber, dies Mal
jedoch am Arme eines langen, steifen Engländers mit unbeweglichem
Broncegesicht und langweiligem vier Zoll langen Backenbart. Er mußte
sich unwillkürlich die Frage stellen, wie es eigentlich zugehe, daß dieser
Sohn Albions trotz seines kalten Aeußeren so offenbar unter dem Ein-
flüsse all' dieser Schminke und all' dieser Toilettenkünste stehe, von denen
er selber sich nur unangenehm berührt und abgestoßen sühlte. Das lustige
Gelachter der Kameraden von Kopenhagen die in solchen Fällen wohl von
einem „griechischen Traume" gesprochen hatten, tönte ihm in den Ohren.
Also auch der Engländer, der dort am Ausgange verschwand, träumte? —
Er selber gehörte nun einmal zu den Wachen, Klarsehenden!
Gleich nach seiner Rückkehr aus Paris wurde er Kreisarzt in Fladkjöping
mit bedeutender Praxis in Stadt und in der Umgegend. Trotz angestrengter
Thntigkeit fand er doch Zeit, seine eigenartigen Anschauungen in medicini-
schen Zeitschriften zu verfechten, und er that dies stets in scharser, trockener,
aber ungewöhnlich klarer Sprache, die nur hin und wieder durch schneiden-
den glanzlosen Witz belebt wurde. Bei jeder Gelegenheit eiferte er für
die Medicin als rationelle, praktische Wissenschaft, deren Resultate unum-
stößlich seien wie die ewigen Gesetze selber.
Es erregte sein unverhohlenes Erstaunen, als eine Dame, die er
längere Zeit hindurch ohne Ersolg wegen Kardialgie behandelt hatte, ihni
von einem Ausflug aus Kopenhagen heimkehrend, lachend erzählte, daß sie
sich von dem Augenblicke an erholt habe, als sie, seinem ausdrücklichen
Verbot zuwider, Schwarzbrot gegessen. Und er mar sich doch bemußt, bei
seinen Verordnungen Rücksicht auf Alles genommen zu haben!
Nicht aus professionellem Neide, sondern allein in Folge seiner Ueber-
zeugung war er eifrig bemüht, die Quacksalber zu verfolgen, deren es in
jener Gegend eine Menge gab. Eigentliche Betrüger waren diese Leute
im Grunde niemals, sondern nur sest überzeugt von Meinungen die er
von seinem Standpunkt aus ganz vernunftwidrig nennen mußte; und
während es fast nie vorkam, daß Einer unter ihnen durch seine Bei-
ordnungen Schaden anrichtete, sügte der Zufall es so lächerlich, daß Viele
genasen, was natürlich sehr zu der Erhöhung ihres Selbstvertrauens bei-
trug. Und der Schmied von Vilsbnck, sah ihn, als er vor Gericht mit
ihm confrontirt wurde, so eigenartig treuherzig an und sagte in seinem
breiten Dialekt: „Ich Hab' nun einmal den Blick, Herr Doctor!"
Jener Proceß gegen den Schmied war eigentlich die erste Veranlassung,
daß er mit dem Bürgermeister von Fladkjöping in Berührung kam, einem
Bureaukraten aus der richtigen goldenen Studentenzeit, dem Vetter eines
der leitenden Politiker des Landes, der in Folge dessen merkwürdig geneigt

war, jedes an ihm begangene Versehen als eine Versündigung gegen „die Idee" zu betrachten.

Da er nun aber drei unverheirathete Töchter hatte, wurde der Doctor vermittelst der Idee in's Haus gezogen.

Wie deutlich erinnerte er sich noch, daß er sie gleich beim ersten Anblick alle drei häßlich, grobknochig und abstoßend fand, und daß er eigentlich niemals anderer Ansicht geworden; wie klar sah er es im Hohlspiegel der Erinnerung, mit welch sinnreichen Fangnetzen man ihn trotzdem umsponnen, so daß er, der Anweisung der Mutter folgend, mit großer Befangenheit um die Aelteste freite, die mit beiden Händen zugriff; wie stieg es von Neueni in ihm auf, das resignirte Gefühl, daß ein Kreisarzt nun einmal verheirathet sein müsse und daß dies ja die passendste Partie in ganz Fladkjöping für ihn sei! Wie fühlte er noch heute ein schwaches Nachmehen jener Angst die ihn bei den eifrigen Vorbereitungen zur Hochzeit, zu welcher der politische Vetter des Bürgermeisters sein Kommen in Aussicht gestellt hatte.

Und dann trat der Wendepunkt ein, der Bruch, die Umwälzung, der Strudel in den alle seine früheren Grundsätze und Ansichten wie in einen Trichter hineingesogen wurden, um nie wieder an die Oberfläche zu kommen! So stellte es sich Alles zu einem getreuen Spiegelbilde zusammen, überwältigend, betäubend mit demselben Gepräge absoluter Unfaßbarkeit wie damals! —

Es kam eine Schauspielertruppe in die Stadt. Trotz seiner offen ausgesprochenen Abneigung wünschte die Schwiegermutter durchaus, daß er mit in's Theater kommen solle; hocherfreut war er deswegen, als ein Bauer ihn, gerade, als man sich in's Theater begeben wollte, mehrere Meilen über Land zu holen kam.

Vom Komödienspiel hatte er ein für alle Mal genug bekommen, und daß die erste Liebhaberin eine Dame aus guter Familie mar, die in Folge heftiger Neigung einen reisenden Komödianten geheirathet hatte, was ging ihn das an? Ueber diesen Punkt hatte er seiner Schwiegermutter mit solchem Nachdruck die Wahrheit gesagt, daß er sich aus dem Grunde freute, sortzukommen.

Aber kurz nach seiner Heimkehr, gegen elf Uhr Abends wurde heftig an seiner Glocke geschellt. Eine Schauspielerin von der Truppe hatte einen Nervenanfall bekommen. In dem besten Zimmer des Gasthofes fand er eine bereits etwas verblühte, aber noch immer gut aussehende Dame in weißem svitzenbesetzten Nachtkleide, die einem jüngeren Manne mit langem Schnurrbart in sehr bestimmtem Tone befahl, sich zu entfernen, worauf sie ohne weiteren Uebergang mit matter Stimme ansing, ihm ihren Zustand zu beschreiben.

Sie war wirklich leidend.

Als verhätscheltes Kind reicher Eltern aufgewachsen, hatte sie schon

frühe ihre Neigung der dramatischen Kunst zugewandt, mar aber von allen
drei Theatern Kopenhagens höflich aber auf das Bestimmteste abgewiesen
worden. Schließlich hatte der Zufall den Besitzer des langen Schnurrbarts
in ihren Weg geführt. Er war ein höchst unbedeutender Schauspieler aus
der Provinz und stand in socialer Hinsicht weit unter ihr; sie aber hatte
ihn so eifrig ermuntert, daß er bald ihren Wunsch begriff, er möge um
sie werben, was er denn auch that. Die Famlilie stand der vollendeten
Thatsache starr gegenüber. Um keinen Skandal hervorzurufen, willigte
man ein, und die Trauung fand so schnell wie möglich statt. Ihr mütter-
liches Erbe wurde ihr ausgezahlt, und jetzt begann ihr künstlerisches Wander-
leben, mährend dessen sie von einer Provinz-Bühne zur anderen flatterte,
für kurze Zeit die unternehmungslustigen Besitzer der betreffenden Thespis-
karren durch ihren vornehmen Mädchennamen wie ihren von Hause mit-
gebrachten Schmuck blendend, wobei sie nicht verfehlte, ihnen gebührend
unter die Nase zu reiben, daß sie „genug zu leben habe," ein Glück,
dessen die Herren Theaterdirectoren sich nicht rühmen konnten. In jeder
kleinen Stadt, in die sie kam, wartete sie auf den großen, durchschlagenden
Erfolg, der ihr den Zutritt zu dem Theater der Hauptstadt bahnen sollte,
und wenn dann die Enttäuschung kam, traten regelmäßig ihre Nerven-
anfälle ein.

Auch in Fladkjöping war die Enttäuschung nicht ausgeblieben, und
jetzt lag sie da.

Dies Alles konnte der neugebackene Kreisarzt nicht ahnen. Ein unver-
kennbares Gepräge von Bildung, das über ihrer ganzen Persönlichkeit
ruhte, erweckte sein Mitleid, und kaum ward sie des Eindrucks gewahr,
den sie hervorrief, als sie ihren schmerzlichen Selbstbetrug, die traurige
Geschichte ihrer Ehe, den grenzenlosen Jrrthum, dem sie sich in Bezug auf
ihren Mann hingegeben, vor seinen lauschenden Ohren auskramte. — Das
Ganze mar eine Komödie, die sich in jeder Stadt wiederholte, eine kleine
Uebung außerhalb der Bühne, aber das konnte er ja nicht ahnen! Auf
ihn wirkte dieselbe kraft seiner eigenen ehrlichen, aufrichtigen Natur mit
der Macht der Wahrheit. Er war gerührt über ihr unglückliches verfehltes
Leben und war viel zu treuherzig, um es ihr zu verbergen.

Die Künstlerin beschloß im Geheimen, die Wirkungen ihres Anfalles
über das gewöhnliche Maß zu verlängern. Sie gab sich, und zwar nicht
ohne Erfolg, den Schein, als klammere sie sich an ihn, als suche sie bei
ihm Hülfe und Stütze; und er stand schon dermaßen unter einem ihm völlig
neuen, bis dahin ganz unbekannten Einflüsse, daß die Lächerlichkeit der
Situation ihm keineswegs klar wurde. Als er endlich ging, preßte sie seine
Hand krampfhaft und nahm ihm das Versprechen ab, daß er sich am nächsten
Morgen wieder nach ihr umsehen wolle.

Als er nach Hause ging, sühlte er ihre Finger wie ein stetes Feuer
auf seiner Hand. Er befand sich in einer nervösen Erregung, wie er sie

nie zuvor gekannt hatte, und der Gedanke an die wenigen gedämpften,
kühlen Zärtlichkeitsbegegnungen, die gleichsam aus Schuldigkeit zwischen
ihm und feiner Braut ausgetauscht waren, erfüllte ihn plötzlich mit eisigem
Schaudern.
Als er sich am nächsten Morgen wieder im Gasthofe einstellte, fand
er die Künstlerin noch immer im Bette liegend. Sie trug ein frisch
geplättetes, blendend weißes Nachtkleid uad hatte alle die kleinen, geheimnifz-
vollen Künste einer eleganten Krankentoilette angewendet. Ein eigenartig
feines Parfüm, das sich schon beim Eintreten wie ein leichter Rausch auf
seine Sinne gelegt hatte, ging von ihrer Persönlichkeit aus. Der Mann
zeigte sich an jenem Tage garnicht — er war auf der Probe.
Sobald er sich an ihr Bett gesetzt hatte, ergriff sie mit krampfhaftem
Eifer seine Hand und begann da, wo sie am vorhergehenden Abend stehen
geblieben war. Unwillkürlich bemerkte er, daß sich unter ihren schwimmenden
Augen Reste jener Kohlenstriche befanden, die früher so abstoßend auf ihn
gewirkt hatten. Aber wie sie so dalag und mit katzenhaft einschmeichelnder
Stimme sprach, merkte er voller Verwunderung, daß jenes grobe Kunst-
mittel scenischer Illusion ihm hier im grellen Tageslicht anziehend erschien,
ohne daß er sich selber darüber Rechenschaft zu geben vermochte.
Die Sache war die, daß er schon völlig befangen war von einer
Illusion, die von innen herauskam und ihre eigene Beleuchtung mitbrachte.
Die Frage, wie diese jähe Umwandlung vor sich gegangen war, trat nicht
an ihn heran. Mit der Intelligenz eines reisen Mannes verband er eines
Knaben absoluten Mangel an innerer Erfahrung; was sich in ihm rührte,
dem gab er sich blindlings hin ohne Ueberlegung und Nachdenken.
Die Dame im Bette merkte, daß sie ihn in seiner Gemalt hatte.
Dies veranlaßt« sie, sich noch ein gutes Stück über den gewöhnlichen Kreis
ihrer Klagen hinaus zu wagen. Sie stellte sich ihm als eine sowohl in
Folge eigener Fehler als auch durch die Macht der Verhältnisse mißhandelte
Seele dar. Ihre Sehnsucht nach der Bühne sei nur ein unverstandener
Ausdruck für ihr Verlangen nach einem wahren, reineren Leben gewesen.
All dies Gewäsch wirkte auf ihn wie eine edle, nie zuvor gehörte
Musik. Es war, als antworte ein Tönen und Klingen aus einem heimlichen
Raum in ihm selber. Als sich ein weißer Arm während der bewegten
Rede plötzlich aus dem Spitzenärmel hob und sich um seinen Hals schlang,
da beugte er sich überwältigt herab und preßte Kuß auf Kuß auf ihre
glühenden Lippen. Die schwarzen Kohlenstriche waren seinen Augen ganz
nahe, das vermehrte nur den Reiz.
Endlich ging er, weil sie ihn sanft daran erinnerte, daß es sein müsse.
Als er den Bürgermeister in der Entfernung erblickte, machte er einen Umweg
und bog in eine Gasse mit holperigem, spitzigem Pflaster ein, in der er
nicht das Geringste zu thun hatte. Auch zum Frühstück, das er gewöhnlich
im Hause des Schwiegervaters einzunehmen pflegte, fand er sich heute nicht

ein. Er fühlte, daß es ihm fortan eine Unmöglichkeit sein würde, jene
Schwelle je wieder zu betreten.
Der Verabredung gemäß fand er sich gegen Abend wieder bei der
Künstlerin ein. Die Vorstellung sollte gerade beginnen — der Maun mar
auch jetzt nicht anwesend.
Gleich einer summenden Bremse mar im Laufe des Tages durch der
guten Dame eitles Haupt der Gedanke geschwirrt, daß der Doctor der
Mann sei, mit dessen Hülfe es ihr gelingen müsse, das Ziel ihrer Wünsche
zu erreichen. Er war völlig von ihr hingerissen, und sie phantasirte sich
in einen Zustand hinein, der sie schließlich glauben machte, daß auch sie
ihrerseits ebenso von ihm eingenommen sei. Jetzt erst sollte sie die
läuternde Macht einer großen Leidenschaft kennen lernen. Die Rolle der
Pathenia gehörte zu den vielen, die sie einstmals aus ihrer Theatertollheit
auswendig gelernt hatte. „Zwei Herzen und ein Schlag," — hier war
oas Dichterwort zur Wirklichkeit geworden!
Und er, der Thor mit dem scharfen Verstände, er ging auf diese
mageren Theaterkünste mit all' ihrem Flitter und den abgedroschenen
Redensarten ein; — für ihn mar dies Alles neu, groß, funkelnd von der
Herrlichkeit der Leidenschaft. Nur noch eine Unterredung mit den dazu-
gehörigen Umarmungen — und er mar mit Haut und Haar gefangen.
Ein geheimes Verhältniß war seinem offenen Charakter zuwider. Er schlug
eine Flucht in das Ausland als das unter den obwaltenden Verhältnissen
Zunächstliegende, Natürlichste vor.
Sie hörte ihn überrascht an, selbst erstaunt, daß sie einen Mann
soweit gebracht habe, ging aber augenblicklich, ohne das geringste Bedenken
darauf ein. Ihr Mann war für sie eine solche Nebenperson, daß sie seine
Existenz völlig vergaß. Ohne daran zu denken, daß sie noch vor Knrzem
erklärt hatte, sie sehne sich fort von der Bühne, sie fühle das Bedürfniß
nach einem höheren, edleren Leben, malte sie sich jetzt in ihrem Papageienhirn
den Gedanken aus, daß es nun nur darauf ankäme, deutsch zu lernen,
um als große Künstlerin in Deutschland ihr Glück zu machen. Fühlte sie
sich doch plötzlich durch die Bande des Blutes unwiderstehlich zu jenem
Lande hingezogen; mar doch ihre Urgroßmutter in Eutin geboren!
Höchst verwundert war der Postmeister des Städtchens, als spät am
Abend ein Bote vom Doctor kam niit einem geschriebenen Zettel, auf
welchem dieser für den nächsten Morgen, präcise fünf Uhr, einen Wagen
bestellte, der ihn nach der 6 Meilen entfernten Station bringen sollte.
Nicht weniger verwundert waren der Bürgermeister und die beiden anderen
Honoratioren, die ihre Partie L'hombre beim Postmeister spielten, als dieser
hereinkam und ihnen die Neuigkeit brühwarm mittheilte. Als nun der
Mann der Künstlerin am anderen Morgen mit tragischer Miene in der
Gaststube erzählte, daß seine Frau auf unerklärliche Weise und ohne auch
nur ein Wort zu hinterlassen, verschwunden sei, da fehlte es ja natürlich

nicht an Leuten, die sofort Verdacht schöpften; aber sie schwiegen natürlich
ganz kleinlaut, als der Bürgermeister mit seiner strengsten Miene erklärte,
daß ein solches Benehmen von Seiten des Doctors ihm gegenüber völlig
unmöglich sei. Als jedoch der Kutscher am Nachmittage mit dem Fuhrwerk
zurückkam und berichtete, daß eine tief verschleierte Dame bei dem Durchgange
des Färbers in den Wagen gestiegen sei, da verstand Fladkjöving es nur
zu wohl, sich einen Reim aus der Sache zu machen, und der Scandal
mar unvermeidlich.
Schon mährend der Fahrt, als sie in der grauen Morgendämmerung
so mohleingepackt in Shawls und Plaids neben einander saßen, bemächtigte
sich der beiden Fliehenden eine eigenartige Verlegenheit, sie lehnten sich,
nachdem einige kühle Worte gewechselt waren, Jeder in seine Ecke und
gaben sich den Schein, als schliefen sie. Als sie die Eisenbahn erreicht
hatten, empfanden sie es gleichsam als Erleichterung, daß ihnen der
Schaffner einen Platz in einem ziemlich gefüllten Eoupö anmies. An
Bord des Kieler Dampfers hielt die Künstlerin es jedoch für ihre Pflichl,
wieder eine verliebte Miene anzunehmen. Sie hing sich an seinen Arm
und begann schmachtend auf Deck auf und ab zu wandern. Es mar
indessen starker Seegang, der nach nicht gar langer Zeit höchst genirend
wurde und sie zwang, die Kajüte aufzusuchen. Seekrankheit und Erotik
paffen nicht gut zu einander — das fühlte sie und nahm deswegen ihre
Zuflucht zu der gemeinsamen Damencajüte, was ihm abermals eine uner-
klärliche Erleichterung verschaffte.
Am nächsten Morgen langten sie in Hamburg an. Sie waren noch
angegriffen und erschöpft, deshalb hielten sie es für das Gerathenste, in
ein Hötel einzukehren. Außerdem hatten sie keinen im Voraus überlegten
Reiseplan — sie hatten überall nicht an das Ueberlegen gedacht!
Als der Kellner das Fremdenbuch brachte und die Herrschaften
ersuchte, sich einzuzeichnen, überkam den desertirten Kreisarzt erst das
Bewußtsein des Schrittes, auf den er sich eingelassen. Es mar eine
dringende Nothwendigkeit, sie als seine Gattin in das Buch einzutragen,
— das erkannte er völlig klar; aber eine Macht, die stärker war als er,
führte seine Hand, und nachdem er seinen eigenen Namen verzeichnet hatte,
schrieb er den der Künstlerin in die Rubriken unter denselben. Sobald
der Kellner die verschiedenen Namen gewahr wurde, äußerte er mit gerunzelter
Stirn, daß die Herrschaften vermuthlich Jeder sein eigenes Zimmer zu
haben wünschten.
Dies bejahten Beide mit fieberhafter Hast. Sobald der Kellner ihr
ein Zimmer angewiesen, erklärte sie mit sichtlicher Befangenheit, daß sie
sich zurückziehen wolle, um ein wenig Toilette zu macheu. In nicht viel
beherzterem Tone machte er dann seinerseits den Vorschlag, sobald sie
fertig sei, die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.
Nach Verlaus einer Viertelstunde erschien sie wieder, geputzt und in

einem anderen Kleide, das zusammengerollt zu unterst in der Reisetasche gelegen hatte. Er wunderte sich im Geheimen darüber, daß er sie im MgligHe so schön gefunden; sie sah ja alt und verblüht aus. Die eben überstandene Seekrankheit halte auch ihr Theil dazu gethan; und dann, was für ein Costüm war dies! Geschmacklos, auffallend, anspruchsvoll!
Als sie sich abermals an seinen Arm hängte, durchzuckte es ihn krampfhaft — er konnte nicht dagegen ankämpfen. Er fühlte das und ließ deswegen, sobald sie auf die Straße kamen, ihren Arm fahren.
So wanderten sie denn von bannen, um die kürzlich errichtete Gemäldesammlung am Alster-Bassin zu besehen! und von dort fuhren sie in einer Droschke nach dem Zoologischen Garten. Die Kunst hielt sie für ihr specielles Departement und glaubte deshalb, sie sei es sich selber schuldig, eine hysterische Bewunderung an den Tag zu legen, was ihn ungeheuer langweilte. Rur mit Mühe brachte er hin und wieder eine einsilbige Bemerkung über die Lippen und war herzlich froh, als sie die Sammlung absolvirt hatten.
Im Zoologischen Garten vertauschten sie die Rollen. Er war, was die fremdartigen Thiergattungen anbetraf, wohl orientirt und erging sich mit einem Interesse über die Lebensmeise der Thiere und ihre Verwandtschast zu einander, das sie von ihrem Standpunkt aus äußerst prosaisch fand. Als sie in die Vogelabtheilung kamen, brachte er sie vollständig zur Verzweiflung; für sie waren alle diese hüpfenden Geschöpfe mit den vielsilbigen Namen Eins so gut wie das Andere; und als er sich schließlich ganz warm sprach, indem er ihr den Unterschied zwischen einem Zwergpapagei und einem Gesellschaftsvogel auseinandersetzte, kam die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihren Mann zu behandeln pflegte, unwillkürlich zuni Vorschein und mit nackten Worten erklärte sie ihm, daß sie die Sache jetzt satt habe.
Er schmieg verlegen und ohne ein Wort zu wechseln, legten sie den Weg zum Hotel zurück. Ter Kellner stand am Eingange. Wie selbstverständlich öffnete er ihnen die Thür zum Nestaurationssalon und bediente sie während der nun folgenden Mahlzeit mit einer Gravität, welche die Ungemüthlichkeit sehr vermehrte.
Es war inzwischen Abend geworden. Sie hallen Beide keine Lust, wieder auszugehen und eine Unterhaltung wollte nicht in Gang kommen. Eingeschüchtert von den strengen Mentoraugen des Kellners, sagte sie ihm in kühlem Tone „Gute Nacht" und ließ sich aus ihr Zimmer leuchten.
Er trank den Rest des von der Mahlzeit übrig geblicbenen Weines, guckte in die Abendnummer einer Hamburger Zeitung, ohne von dem, was er las, einen Begriff zu haben und sagte unaufhörlich zu sich selber, daß der ersehnte Augenblick jetzt da sei, jetzt endlich! Sie waren ja miteinander entflohen, er sollte und mußte ja von der Gluth der Leidenschaft entflammt sein und er mar es auch; noch ein ^las Wein! Was stand

doch in dem dummen Blatt von der im Geheinien geschwächten Macht
des französischen Kaiserreiches? Jetzt hatte er fünf Mal von vorne ange-
fangen und doch war ihm der Sinn des Artikels nicht klar geworden.
Aber natürlich! Er mußte ja auch in einer solchen Stimmung sein, daß
ihm der Sinn aller Zeitungsartikel unverständlich blieb. Er mar ja ver-
liebt, zum ersten Male in seinem Leben, hatte ja die Liebe Macht über
ihn gewonnen! So also war Einem zu Mulhe, wenn man liebte, wenn
man mit ganzer Seele, unwiderstehlich lieble! Noch ein Glas Wein?
Die Flasche war leer.
Unwillkürlich stand er auf. Beim Schlüsselbrett stand der Kellner,
stramm und correct, den Schlüssel zu seinem Zimmer in der Hand und
folgte ihm verbindlich aber kühl mit einem brennenden Licht die Treppe
hinauf.
Als die Thür sich hinter der schwarzgekleideten Gestalt geschloffen
hatte, blieb er eine volle Viertelstunde ausrecht und unbeweglich wie eine
Statue am Tische stehen. Es kam ihm wie etwas Unvermeidliches vor,
daß er sich leise zu ihrer Thür hinschleichen und anklopfen müsse; es
schien ihm seine Schuldigkeit zu sein. Ja, jetzt war der Moment gekommen!
Es mußte ihn ja förmlich treiben, ihn mit aller Macht zu sich heranziehen.
Er meinte so bestimmt, daß das dazu gehöre! Aber die Beine versagten
ihm ihren Dienst — sie wollten sich nicht von der Stelle rühren.
Dann schenkte er sich ein großes Glas Wasser ein, das er mit einem
Zug hinunterstürzte und dann war er plötzlich fest entschlossen, zu Bette
zu gehen. Gerade als er seinen Rock ablegte, hörte er die elektrische
Klingel aus einem benachbarten Zimmer ertönen, worauf der feierliche
Schritt des Kellners draußen auf der Treppe erklang. Aber er achtete
nicht weiter darauf. Zwei Nächte hindurch war ihm kein Schlaf in die
Augen gekommen. Jetzt überkam ihn die Müdigkeit mit unwiderstehlicher
Macht; sobald sein Kopf die Kissen berührte, schlief er auch schon.
Er schlief volle zehn Stunden. Tief beschämt, daß es so spät geworden,
sprang er aus dem Bette und klingelte halb angekleidet nach Kaffee. Als
ihm der Kellner denselben brachte, bemerkte derselbe mit einem schaden-
froben Blick in seinen, jetzt nicht mehr strengen Augen, daß die Dame,
welche gestern zusammen mit dem Herrn Doctor angekommen, heut Morgen
mit dem 6 Uhr-Zuge nordwärts gereist sei.
Und so verhielt es sich denn auch in der That. Nachdem die
Künstlerin einige Stunden auf ihrem Zimmer gesessen, vertieft in Betrach-
tungen ähnlicher Art, wie die, welche ihn bei seiner Zeitung erfüllt hatten,
war sie plötzlich von einer rasenden Wuth über sein kühles Verhalten
ergriffen morden. Als sie dann schließlich hörte, wie er sich auf sein
Zimmer begab, hatte sie freilich einen Augenblick lang eine heillose Angst,
befallen — sie war von Natur durch und durch Dame; als aber der
^aitt der gemessenen, sich entfernenden Schritte auf der Treppe verhallten.

ohne daß er sich als schmachtender Schäfer vor ihrer Thür eingefunden hätte, da stieg die Erbitterung wieder mit einer Heftigkeit in ihr auf, daß sie glaubte, ersticken zu müssen. Abermals drehte sich Alles in ihrem Papageienhirn und ihre verletzte Eitelkeit schuf in aller Eile das vorliegende Abenteuer zu einem ganz neuen um. Sie mar durch schändliche List von der Seite ihres Gatten gelockt; wohl hatte sie sich einen Augenblick bethören lassen, aber als echte Tochter der im ganzen Lande geachteten Familie hatte sie der Versuchung im entscheidenden Augenblick widerstanden und sich aus den bestrickenden Netzen befreit! Jetzt bedurfte sie nur der Vergebung ihres Gatten und der Menschheit, dann würde die Gemüthserschütterung — deren war sie fest überzeugt — es bewirken, daß ihr Genius die Puppe sprengte und die bis dahin gebundenen Psycheschmingungen entfaltete. Schnell ein Telegramm! Auf dem kleinen Schreibtisch am Fenster lagen Blanquets. In aller Eile warf sie einige, an „Schauspieler P. in Fladkjöping, Dänemark" adressirte Worte aus das Papier, klingelte dann noch dem Kellner und trug ihm auf, das Telegramm noch in der Nacht befördern zu lassen. In demselben benachrichtigte sie ihren Gatten, daß sie früh am andern Morgen aufbrechen würde und bat ihn, ihr bis Fredericia entgegenzureisen. Da die Verwaltung der Kasse stets ihr Amt gewesen, war sie reichlich mit barem Gelds versehen von Hause gereist. Es ward ihr ein Leichtes, ihre Rechnung zu begleichen und ein Billet zu lösen, ohne dem Prosaiker da drinnen ein Wort zu sagen. Einen Augenblick überkam sie doch ein Gefühl der Neugierde, in das sich ein klein wenig Rührung mischte. Ob er nun wohl einsam und sehnsuchtsvoll in seinem Zimmer saß und mit sich selber kämpfte? Sie öffnete ihre Thür ganz leise und schlich auf den Zehenspitzen hinaus auf den Corridor, wo vor Kurzem das Gas gelöscht mar. Was für ein regelmäßiger, durchdringender Laut mar es doch, den sie da gerade in der Richtung seines Zimmers vernahm? Du großer Gott! Ja, es unterlag keinem Zweifel! Das Ungeheuer schnarchte!

Der Besitzer des langen Schnurrbartes stellte sich pünktlich in Fredericia ein. Da er im Wesentlichen von dem Gelds seiner Frau lebte, so ging er bereitwillig auf die erhoffte Versöhnung ein, im Stillen fest entschlossen, den größtmöglichsten Vortheil aus dieser Sache zu ziehen. Hierin hatte er sich auch nicht getäuscht. Fladkjöping besiegelte den Sieg der Tugend über die Verirrung, indem das kleine Theater dreimal hinter einander ausverkauft wurde und man die beiden Gatten mit stürmischein Applaus begrüßte. Dann reiste die Gesellschaft nach einem andern, nahegelegenen Kjöping weiter, wo sie jedoch nicht mit derselben Begeisterung aufgenommen wurde.

Wenn dagegen das Auszischen eines Kreisarztes überhaupt möglich gewesen wäre, so würde er sicher ausgezischt morden sein. Er konnte es nicht vermeiden, nach Fladkjöping zurückzukehren, um seine Angelegenheiten

zu ordnen, und selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, würden ihn die Reue und die Scham, die ihn plötzlich überkamen, dazu getrieben haben, diese selbst auferlegte Buße zu erdulden.

Fladkjöping that Nichts, um ihm die Sache zu erleichtern. Durch ihren hohen Leiter, den Bürgermeister, erhielt die sittliche Entrüstung officiellen Ausdruck. In feierlicher Amtstracht stellte er sich bei ihm ein, um von ihm ein Gesuch um Entlassung aus der Kreisarztstellung zu fordern, — „ganz kurz, nur der Form wegen. Der Abschied sei ihm sicher!"

Als Privatmann gab er ihm darauf den Verlobungsring der Tochter zurück und verlangte mit eisiger Würde den Ring, ^welchen die Tochter ihm gegeben. Als Privatmann ertheilte er ihm ferner den guten Rath, sich für einige Zait auf eine Irrenanstalt zurückzuziehen; als Arzt müsse es ihm ja ein Leichtes sein, sich ein Attest über momentane Geistesstörung zu verschaffen, was sehr dazu beitragen würde, den Scandal zu dämpfen.

Dann setzte er seine Mütze mit der Goldschnur wieder auf und ging, ohne zu grüßen. — von bannen.

Der einsame Mann blieb unbeweglich in seinem Stuhle sitzen und saß noch dort, lange nachdem die Dämmerung schon angebrochen war. Seine Kehle war ihm wie zusammengeschnürt; seine Zunge hatte einen bitteren Geschmack, als habe er Galle hinuntergeschluckt; unablässig bohrten sich die Worte des Bürgermeisters in seine Ohren gleich einem glühenden Stift.

Dahin war es also in wenigen Tagen mit ihm gekommen! Wagte man es wirklich, ihm diesen blutigen Hohn zu bieten? Für mahnsinnig sollte er sich erklären lassen? Freilich, — hier brach er in ein gellendes Gelächter aus, über das er selbst erschrak, — freilich, warum denn nicht? Er mar ja mahnsinnig gewesen! — —

Wie mar denn das Alles eigentlich gekommen? Er, der so stolz war auf seinen klaren Verstand, er, der da meinte, geprüft, geforscht, Erfahrungen gesammelt zu haben — er war in einem Augenblick durch etwas überrumpelt worden, das im Verborgenen in ihni gelebt haben mußte, das sich wie ein verstecktes Feuer auf Schleichwegen weiter verbreitet hatte, und dessen Vorhandensein Niemand geahnt, das dann, als diese Frau ihn so sinnlich schmachtend mit den schwarzen Strichen unter dm Augen angeschaut hatte, in hellen Flammen aufgelodert war. Ja, so hatte sich die Sache zugetragen!

Bis zu welchem Grade seine Existenz vernichtet war, das sollte er erfahren, als er nach Kopenhagen kam. Der politische Vetter mar natürlich von dem Bürgermeister über die der „Idee" zugefügte Kränkung in Kenntniß gesetzt morden und war sofort der Ansicht, daß es sich hier um ein Vergehen handele, von welchem er und seine Partei nothwendigerweise Notiz nehmen mußten. Hatte er doch nicht allein ausdrücklich versprochen, zur Hochzeit zu kommen, sondern auch mit Interesse diese Verbindung auf einem politischen Zmeckessen besprochen und bei Gelegenheit sogar dem

Minister gegenüber bestätigt. Er war nun natürlich gezwungen, unangenehme Erklärungen zu geben; in seiner Person jwar Alles, was es an Edelmuth und Tugend in Dänemark gab, mit Hohn und Geringachtung behandelt! Wie das Verbrechen unerhört und unfaßlich mar, sollte auch die Strafe nachdrücklich und vernichtend sein!

Und ein so fester Zusammenhang war zu jenen Zeiten in dem Kreise, der das Land beherrschte, daß der frühere Kreisarzt den Einfluß desselben bei jeder Berührung, selbst bei dem geringsten Zufall mahrnahm. Er merkte ihn an den Blicken auf der Straße, an hingeworfenen Aeußerungen in den CafSs; merkte ihn bei Allem, was er vornahm, wie ein absichtlich durchgeführtes Herausdrängen. Es war eine Gesellschaft in Waffen, die er gegen sich hatte; aller Widerstand war fruchtlos, nirgends eine Stütze zu finden.

Da wurde er denn schließlich nach jenem einsamen Hause am Amagerwall verschlagen; seine Praxis bestand aus den armseligen Bewohnern der benachbarten Straßen. Er lebte von dem geringen Vermögen, das er besaß, unternahm einsame Spaziergänge auf dem öden Felde, zeigte sich niemals in der eigentlichen Stadt, und brachte es endlich fo weit, daß sein Dasein völlig der Vergessenheit anHeim siel.

So lebte er in Armuth und Einsamkeit, über das Geschehene grübelnd und das anfänglich Unverstandene wieder und wieder zu immer klarerem Verständnis; analusirend, voller Scham nicht so sehr über die Verirrung selber, als darüber, daß ihn dieselbe so weit hatte fortreißen, daß er sie so plötzlich hatte begehen können.

Hier war etwas Versäumtes nachzuholen, das fühlte er. Im Uebrigen betrachtete er sein Leben als abgeschlossen, hielt er sich für einen lebensmüden Greis. Die Frauen, denen er in seiner Praxis begegnete, waren nicht gerade verführerisch; und daß es draußen in der Welt andere gäbe, auf den Gedanken kam er gar nicht einmal.

Da brachte ihm ein Trödler aus der Prinzenstraße, dessen Frau er während einer schweren Lungenentzündung behandelt hatte, eines Abends einen Stapel Bücher zum Geschenk. Dieselben rochen nach Schimmel und mochten wohl schon zehn Jahre in dein Schaufenster des Mannes gestanden haben. Er begriff, daß dies so eine Art von Honorar sei, durch welches ihm der Trödler seine Dankbarkeit zu erkennen geben wollte; und da in den meisten Fällen Honorar wie Dankbarkeit völlig ausblieben, so dankte er dem biederen Händler für feine gute Absicht und ergriff, sobald er allein war, auf's Gerathewohl eines der Bücher.

Es mar ein Band von Goethes Werken — seine „Sprüche in Reim und Prosa". Seit der Schulzeit hatte er keinen Reim gelesen. Mit einer gewissen Neugier begann er nun; es waren ja' lauter kurze Bruchstücke, er konnte aufhöre», mann er nur wollte.

Aber er hörte für's Erste nicht auf.

Er fand in diesen Sprüchen nicht allein eine Menge Gedankenstoff,
der ihn selber früher schon durch den Kopf gegangen, und zwar in so
frischer, origineller Fassung, daß er fortmährend ganz neue, bis dahin
unbeachtete Seiten daran entdeckte, — sondern auch die metrische Form
wirkte in dem Maße angenehm und anregend auf ihn, daß er dieselbe
nur zu gem mit in den Kauf nahm.
Spät in der Nacht griff er nach einem andern Bande; das war
„Wahrheit und Dichtung", jene berühmte Selbstbiographie Goethes,
in welcher alle die kleinen Unebenheiten des wirklich Erlebten geschickt ver-
deckt sind, aus welcher aber die große Selbsterkenntnis; eines großen Menschen
uns wie aus einem mit höchster Kunstfettigkeit geschliffenen Spiegel ent-
gegenstrahlt. In drei Abenden verschlang er das Buch von Anfang bis
zu Ende.
Verständniß! Das war ja das, wonach er strebte, und was er
jetzt gefunden zu haben glaubte. Durch die Klarheit des Verständnisses
ließ er sich zur fortgesetzten Lectüre verleiten, zu einer Lectüre auch dessen,
was sich ausdrücklich als Gedicht zu erkennen gab. Und das Verständniß,
das breite, unfaßbare sichere Verständniß, das dem Spiegelbilde der
Sonne auf dem stillen Meer an Tiefe und Klarheit glich, überstieg, —
das fühlte er, — sein eigenes Verständniß so himmelhoch, es sprach wie
nirgends sonst aus den gereimten Linien des „Faust" zu ihm, und der
Verslaut schmeichelte nicht nur seinem Ohr, es verlieh auch, — das mußte
er zugeben, — dem Gesagten eine eigenartig vermehrte Klarheit und
Beweiskraft. Und er, der es bis vor Kurzem beinahe für einen Tollhäusler-
einfall gehalten, daß Jemand seine Gedanken in Reime brachte! Aber dies
war nicht seine einzige Versündigung. Auch hier mar er einhergegangen
wie Jemand, dem ein Sinn fehlte, und der dann dessen Vorhandensein
bei Anderen für einen Fehler gehalten.
Hätte er, statt nur von Zellen, Knochen, Sehnen und Fibern zu lesen
auch entsprechende Aufmerksamkeit auf das verwendet, was in dem ge-
schlossenen Raum hinter der Gehirnschale vor sich ging, hätte er, statt
ausschließlich Thermometer und Mikroskop anzuwenden, auch einen forschen-
den Blick in das innere seelische Leben gethan, so hätte die Ueberrumpelung,
ihm niemals in dem Maße eine Nase drehen, ihn derartig vor sich selber
und vor der Welt zum Narren machen können. Er war aber stumpfsinnig
gewesen, verschlossen, dümmer als er selbst bis vor Kurzem geahnt hatte.
?auvrs (?N?on! ja allerdings, er war ein Bedauernsmetther!
Zwischen den Büchern, die ihm der Trödler gebracht, befanden sich
auch einige Romane von Balzac. Zur Abwechslung sing er einen der-
selben an, war aber in Folge der langgezogenen Umständlichkeit im An-
fange nahe daran, das Buch bei Seite zu legen. Die unerwarteten sprach-
lichen Hindernisse reizten ihn jedoch. Er hatte ja geglaubt, französisch
vollkommen zu verstehen, und sah sich nun genöthigt, oft Zeile für Zeile

Vocabeln nachzuschlagen; dann faßte er das Ganze wie eine Sprachübung auf und fuhr mit der Lectüre fort.
Es mährte nicht lange, so merkte er voller Verwunderung, daß der Verfasser ein scharfer Beobachter war, der ein solches Talent besaß. Anderen seine Beobachtungen mitzutheilen, daß die kleine Stadt in der Bretagne mit ihrem aus uralten Zeiten stammenden Baustil und ihren eigenartigen, terassenförmig längs dem Flusse angelegten Gärten, sowie die ihm wildfremden und keineswegs besonders interessanten Personen sich seinem Vorstellungskreise mit der ganzen Kraft des Selbsterlebten ein- prägten, so daß er auf den weiteren Verlauf der Begebenheiten gespannt wurde, weil er Alles so vollständig verstand. Und dies war die Frucht der Beobachtungsgabe! Aber das Verständniß, das sich hier entwickelte, war ein verzweigtes, zusammengesetztes, es mar verwirrt wie ein in Un- ordnung gerathenes Knäuel Garn, dessen Knoten doch allmählich Alle mit gleichsam liebevoller Behutsamkeit gelöst werden, und trotz der oft unleid- lichen Breite einer mangelhaften Kunst hielt ihn die Ueberlegenheit dieses Entwirrens in steter Spannung.
Das mar die richtige Speise für ihn! Die ganze Methode des Ver- fassers stimmte so eigenartig mit derjenigen überein, nach welcher er selber nun einmal von Natur und in Folge seines Studiums angelegt mar.
Als die Bände, welche sich in dem Bücherstapel vorgefunden, durchgelesen waren, kaufte er wieder und wieder andere. Aber mährend des Lesens nahm er sich selber immer wieder vor, wurde er sein eigener Balzac; er revidirte den Prozeß seiner Verirrungen durch alle Akte, bemächtigte sich desselben kraft der Erkenntniß Punkt für Punkt und freute sich, die Herrschaft über das erlangt zu haben, was ihn vorher gleich einem Geheininiß, von dessen Existenz er selber nichts geahnt, überrumpelt hatte, und das ihn mit Entsetzen vor dem Räthsel erfüllt hatte, welches ihn mit Gorgonenaugen anstarrend vor seinem geistigen Blicke stand. Er sagte sich selber, daß die Phantasterei in Folge der Mißhandlung, welche der Phantasie zu Theil geworden, in helle Flammen ausgeschlagen sei; es mar dies eine Selbstentzündung, gleich derjenigen, welche entsteht, wenn Waarenballen in einem Schiffsraum zu eng verstaut sind.
Aber er mar ja auf dem besten Wege der Genesung! Plötzlich wurde der Franzose ihm denn doch zu verwickelt und trocken, er verspürte auf einmal Lust, etwas Dänisches zu lesen; da waren ihm denn einige von Oehlenschl ägers Jugenddichtungen in die Hände gefallen. Der starke Eindruck von Verstocktheit und Engherzigkeit, der noch wie ein Alp auf ihm ruhte, war hauptsächlich daran Schuld, daß diese üppig wuchernde, unerschöpflich reiche Poesie auf ihn ebenso wirkte, wie auf jene Zeit, aus welcher sie stammte, und ihn mit demselben Gefühl von Gesundheit und Glück erfüllte. Es war für ihn gleichsam ein stärkendes Bad in grünen, schaukelnden Salzwasserwogen. Bei jeder neuen Dichtung, die er durchlas,

fühlte er, wie die seelischen Kräfte in ihm mit einer Lebhaftigkeit und Gleichmäßigkeit circulirten wie nie zuvor in seinem Leben; der geistige Funke in ihm wurde erst jetzt zur hellen Flamme entfacht: es war, als nähme er durch jenen einzig dastehenden dichterischen Durchbruch sich selber mit seiner Sprache von Neuem in Besitz. —

Soweit war der Professor in seinem Rückblick gekommen. Jetzt sprang er plötzlich auf, strich mit der Hand über die Stirn, trat dann an die kleine Bücherborte, welche an der Wand hing und in der seine Lieblingsschriftsteller einen Platz gefunden hatten, und entnahm derselben einen dünnen Band, der kostbar in weißem Pergament gebunden und mit goldenen Lettern und blutrothem Schnitt verziert war. Es mar dies Oehlenschlögers „Stärkodder" in der Originalausgabe aus dem Jahre 1812 mit dem schlechten Druck und dem feinen Titelblatt in Stahlstich, — das gemaltige Gedicht der Aussöhnung, welches das kritische Gewürm mit seinem Geifer besudelt hatte. Schon allein durch seine breite, mannigfaltige Menschenschilderung hatte ihn die Tragödie gepackt, seine Lieblingsdichtung war dieselbe jedoch kraft ihres Grundgedankens geworden. Auch er hatte Buße gethan wie ein Held, das wußte er! Sinnend glitt sein Blick über die Seiten.

Plötzlich zeigte sich ein Lächeln auf seinem ernsten Antlitz: Thors Code, strahlend in Kraft und Stolz, und dann dieser kleine Propst Eilersen! Er hatte dem geistlichen Herrn mit den genieinen Verleumdungen zuviel Ehre erwiesen! Jetzt erst wurde es ihm klar, in wiefern es seine wohlbegründete Bedeutung hatte, daß ihn das Schicksal nach Verlauf vieler Jahre im geselligen Leben aufs Neue mit diesem Streiter der Kirche zusammenführte. Sr. Hochehrmürden, der längst seinen „griechischen Traum" in eine echt christliche Entwickelung umgearbeitet hatte, mar in den letzten Jahren der mohlbesoldete Seelsorger der vermittmeten Frau P. geworden, — so hieß nämlich die Künstlerin jetzt. Nach vielen bitteren Enttäuschungen hatte sie vor einer Reihe von Jahren, nachdem ihr eine bedeutende Erbschaft zugefallen mar, endgültig Abschied von der Bühne genommen und war nnt dem Besitzer des langen Schnurrbarts in das Privatleben zurückgekehrt. So lange sie den Mann zu Pantoffeln hatte, war ihr die Zeit nicht sonderlich lang geworden; aber nach seinem Tode in ihrem Wittmenstande hatte sie sich zum Zeitvertreib auf einen neuen Kunstzmeig, den der religiösen Anfechtungen geworfen, und kraft des Gesetzes, das verwandte Seelen stets zusammenführt, wurde Sr. Hochehrwürden ihr Seelsorger. Es war ihr eine Erleichterung gewesen, ihin den Professor als einen Sohn Belials mit der hinterlistigen Überredungskunst der biblischen Schlange ausgerüstet, hinzustellen; und da der machsende Ruhm seines alten Kameraden aus der Studentenzeit dem neidischen Manne längst ein Dorn im Auge gewesen, so war er mit großem Eifer auf diese Auffassung eingegangen. Seine Mittheilungen

ver hippokratische Lid.
waren Schuld daran, daß die alte längst vergessene Geschichte aufs Neue
in allen Winkeln und Ecken besprochen wurde, ohne jedoch einen besonderen
Eindruck hervorzurufen. Auch der Professor wußte nur zu gut, daß er
dies Alles ihm zu verdanken habe. Daß aber jetzt, wo er auf der Höhe
seines Ruhmes stand und bis in sein innerstes Mark hinein ein Anderer
geworden war, die alte Verfolgung in einem schwachen Abklatsch wieder
auflebte. — das mar für ihn nur ein neuer Grund, das alte, wohl-
bekannte Thema niemals zu vergessen, sondern dasselbe stets wieder von
vorn an zu beginnen. Ja, so mar es, und so sollte es sein!
Der Professor stellte das kleine Buch an feinen Platz zurück und
setzte sich abermals in seinen Stuhl.
Ja, wie eigenthümlich mar das Alles doch gekommen! Gerade zu
jeder Zeit, als es ihm so klar einzuleuchten schien, daß er sich selber jetzt
durch angestrengte Arbeit völlig umgewandelt habe, — gerade in jener
Zeit änderten sich in demselben Maße, in dem seine Lebensstellung eine
andere wurde, auch seine früheren Anschauungen.
Die kleine Tochter des Fettmaarenhändlers, der wenige Häuser von
ihm entfernt wohnte, war an einer Nnterleibsentzündung erkrankt, und ehe
die Krankheit noch in die Krisis getreten war, stellte es sich heraus, daß
die eine Lunge des Kindes sehr angegriffen mar. Wenn er hier die
gewöhnliche Behandlungsmeise anwandte, so mußten die Heilmittel, welche
erforderlich waren, um die eine Krankheit zu bekämpfen, unfehlbar das
andere Leiden verschlimmern. Da fuhr ihm gleich einem Blitzstrahl der
Gedanke durch den Kopf, eine kleine Lehmhütte um die Wiege zu bauen
und innerhalb dieses engen Raumes unaufhörlich Essig auf rothglühende
Plättbolzen verdampfen zu lassen. Durch Einathmungen konnte die
schwache Lunge geheilt werden, ohne daß die andere Krankheit Nahrung
fand. Die ganze Idee verdankte er einer augenblicklichen Eingebung. —
Wie er so allein im Zimmer stand, und in dem kleinen bleichen Antlitz
die ersten sicheren Zeichen von dem Siege des Lebens über den Tod ent-
deckte, da erinnerte er sich jenes Ausspruches, welcher in seiner Studenten-
zeit seinen höchsten Unwillen erregt hatte, — daß die Poeten und Aerzte
denselben Gott haben sollten. Es war ihm, als sähe er den goldgelockten
Apollo in seiner weißen Toga, die blanke Lyra in der Hand sich oben
auf der Zinne des Olympes mit göttlich milder Ironie stehen; es sauste
ihm in den Ohren wie tönender Saitenklang, — erst jetzt verstand er den
tiefen Gedanken, der den Worten der Mythe zu Grunde lag. Demüthig
kniete er an der Wiege des Kindes nieder, erkannte dem meißgekleideten
Gott als seine Gottheit an und that ihm unter strömenden Thränen Abbitte.
Und jetzt stand der innerste leitende Gedanke seiner Lebensaufgabe
vor ihm. Freilich kam es auf Forschungen, Methoden und Gesetze an:
aber die Anwendung, der Gebrauch, die Aenderungen, welche die einzelnen
Fälle erheischten, beruhten einzig und allein auf dem „Blick", wie damals

der Schmied mit beleidigender Unverschämtheit behauptet hatte. Und der „Blick"? der beruhte wiederum auf einer plötzlichen Eingebung, derselbe kam aus dem tiefsten Inneren, er stand nicht unter wissenschaftlichem Commando, er stammte aus einem Trunk aus der Quelle der Musen, jenem ewigen Born des gedankenbefruchtenden Errathens, — demselben, aus welchem die Kunst und die Dichtung schöpften. Seine Thcitigkeit war in ihrem innersten Wesen eine Kunst, — jetzt erkannte er das klar, — auch die Dichtung erforderte ein Erforschen, Beobachten und Anwenden des sicher aufgefaßen Gesetzes.

Aber von dem Augenblicke an, wo er der momentanen Eingebung ihr Recht einräumte, stand ihm dieselbe auch bei, gleich einer geheimnißvollen, magischen Kraft. Denn erst jetzt begannen die genialen „Kuren", vermittels derer er so schnell in die Reihe der in seinem Fache anerkannten Größen trat, und die stets auf überraschenden Richtsteigen an's Ziel führten, wenngleich die Wahl seiner Mittel seine Kollegen nicht selten mit Zweifel und Verwunderung erfüllte.

Welches Aufsehen erregte es in dem selbstbewußten, aber trotzdem vom Auslande stets sklavisch abhängigen Kopenhagen, als eine in Frankreich erscheinende, medicinische Zeitschrift die Abhandlung, welche das einheimische wissenschaftliche Organ ihm unter nichtssagendem Vormunde zurückgeschickt hatte, nicht allein in französischer Uebersetzung brachte, sondern dieselbe sogar mit einer schmeichelhaften Nachschrift begleitete und dadurch Anstoß zu einer Verhandlung gab, zu welcher sich Autoritäten in Deutschland, England und Frankreich betheiligten. Der unbekannte Armenarzt wurde plötzlich ein vielbegehrter Mann, und die Kur an dem schwedischen Prinzen, zu welcher er ausdrücklich verschrieben war, setzte dem Werke die Krone auf. Die Welt lächelte ihm zu, tagtäglich wurde er mit so vielen Einladungen überschwemmt, daß er sie weder annehmen konnte noch mochte, und als jene große, ärztliche Commission gebildet wurde, wurde er einstimmung zum Vorsitzenden derselben erwählt.

Die Härte der Zeit hatte er ihrerseits als mohlverschuldete Strafe hingenommen; ihr Vergessen hatte er geduldig ertragen in Hinsicht auf das Viele, was kraft derselben in einer erstarkenden Einsamkeit in seiner Seele ersproßt war. Die Freundlichkeit aber, welche sie ihm jetzt plötzlich erzeigte, erfüllte ihn mit Ekel, berührte ihn wie etwas Widerwärtiges, dessen schamlose Selbstentblössung er kaum fassen konnte.

Seine jähe Verirrung, der Skandal, dessen Urheber er gewesen, waren keineswegs vergessen. Nur hatte man plötzlich angefangen, das Alles mit anderen Augen anzusehen. Es wurde vertuscht, belächelt, für eine nichtssagende Bagatelle erklärt oder gar als ein Beweis excentrischer Genialität angeführt. Der politische Vetter drückte ihm auf einer Soiree sehr herzlich die Hand und nahm ihn bei Seite, nur um ihm seine Freude auszudrücken, daß er zum Vorsitzenden der Commission gewählt sei: er sei „eine Kraft",

auf die man zum Glück für die Menschheit endlich aufmerksam geworden
und von der in Zukunft noch unendlich Vieles zu hoffen fei.
Er verstand nur zu gut, daß dies ein Handgeld war, womit man
ihn für die „Partei" zu werben gedachte, denn diese beherrschte das Land
nicht mehr so ausschließlich wie vor sechs Jahren, und man mußte sich
nach neuen vielversprechenden Necruten umsehen. Und ehe er sich noch
von seiner Verwunderung über die Naivetät dieses Koberns erholt hatte,
langte ein an ihn adressirter Brief mit dem Poststempel Fladkjöping an.
Er erkannte die Handschrift des Bürgermeisters, der inzwischen auf Grund
seines intimen Verhältnisses zu der „Idee" Etatsrath und Ritter geworden
mar. Mit bureaukratischer Liebenswürdigkeit lud er ihn ein, doch einmal
die kleine Stadt zu besuchen, „in welcher er eine später so ehrenvolle
Laufbahn begonnen habe;" das Fremdenstübchen im Giebel, — er erinnerte
sich desselben wohl noch: mit der Aussicht über den Fjord? — würde
zu jeder Zeit zu seiner Verfügung stehen. — Die grobknochigen Töchter
waren alle drei noch unbegeben, das wußte er auch — — — —
Er ergriff das Schreiben seines früheren Schmiegervaters mit einer
Feuerzange und steckte es in den Ofen.
Aber dies Alles war nur die Einleitung. Von jetzt an nahm die
Freundlichkeit der Welt consequent die eigenthümliche Form an, ihn mit
aller Gemalt verheirathen zu wollen!
Gerade um diese Zeit mar er in einer historischen Quellschrift auf
einen Bericht über jenen merkwürdigen Eid gestoßen, an welchen begeisterte
Jünger den Namen des großen Arztes des Alterthums geknüpft hatten —
ein Mönchsgelübde, bevor es noch Mönche oder ein Mittelalter gab, ein
heldenmüthiges Gelübde der Geduld und Selbstaufopferung. Er hatte sich
seltsam ergriffen gefühlt von den Forderungen, welche hier von einem
dunklen Instinkt zusammengefaßt an die Pfleger seiner „Kunst" — so nannte
er seine Beschäftigung ausdrücklich — gestellt waren, und er mar noch von
diesem Eindruck befangen, als er ungefähr acht Tage später in einer wenig
bekannten Erzählung Balzac's, dessen zahlreiche Werke er noch immer in
seinen Erholungsstunden mit Vorliebe las, auf eine Bemerkung stieß, welche
diesen Eindruck wieder auffrischte und die ausdrücklich an ihn gerichtet zu
sein schien. Der bizarre Menschenkenner sprach dort ja in seiner eigen-
artigen Sprache die Ansicht aus, daß wenn der, dessen Leben ein keusches
gewesen, Raum zur ernsten und würdigen Anwendung seiner Kräfte findet,
sich Stahl in seinen Muskeln und geistige Klarheit in seinem Gehirn zeigt,
und daß gleichzeitig sein Wille übernatürliche Stärke erhält, erfüllt mit dämo-
nischer Kraft.
Die schneidende Stimme der Jetztzeit warf ein Licht auf die dunkle
Sage des Alterthums. Es war ihm, als sei eine Erkenntniß, die gefesselt
in^ihm gelegen, bei dieser Uebereinstimmung plötzlich in Worte gekleidet
worden. Es stand jetzt so klar und deutlich vor ihm: wenn er im Stande

mar, das aufreibende Leben, welches er lebte, zu leben: zu studiren, zu schreiben, die ungeheure, sich fast über die Grenzen des Möglichen erstreckende Praxis zu bewältigen und gleichzeitig überall, wo er es für wünschenswert!, hielt, einzugreifen — wenn er im Stande war, diese Herkuleslast zu tragen, und zwar mit dem stets machsenden Gefühl von Kraft und Gesundheit, so verdankte er das jener sonderbaren Erziehung, die er durch die Macht der Umstände in Einsamkeit und Enthaltsamkeit sich selber hatte zu Theil werden lassen. Und wenn er bei seiner Berührung mit der Welt so ziemlich Alles durchsetzte, was er wollte und mit leiser Ironie, gleichsam mit eisernem Finger im seidenen Handschuh, als unumschränkter Herrscher leitete und regierte, so wies auch dies auf die Richtung zurück, welche sein Leben durch das Verhängnis; und aus freier Wahl nun einmal eingeschlagen hatte. Da gelobte er sich denn auf das Feierlichste, derselbe zu bleiben, der er war niemals in eine andere Form sein Wesen nmschmelzen zu lassen, sondern einsam gleich einem Adler auf dem Felsengipfel zn leben; sich in's Leben hinabzubegeben und Gutes zu thun, wo er nur konnte, sich an den Licht-blicken echter Menschlichkeit, welche dasselbe bot, zu erquicken, an Nichts Anstoß zu nehmen, unablässig zu forschen und zu beobachten und sich dann mit der errungenen Beute ans sich selbst zurückzuziehen!

Das war es, was die Welt und namentlich die guten Damen seiner wohlhabenden Praxis nicht verstehen konnten! Beständig betasteten sie mit blinder Gemalt gerade das Reinste und Edelste in ihm, hielten sie es für ihre Pflicht, , ihm eine Frau zu verschaffen. — Dom Kranz — das kleine Heft war doch sorgfältig wieder verwahrt? — mar in der Reihe der An-gebote als Nr. 27 verzeichnet. —

Der Professor lächelte wehmüthig und drehte den Schlüssel zu dem Schubfache noch einmal um, ehe er denselben wieder in die Tasche steckte.

Im selben Augenblick erschien feine alte Haushälterin und meldete, daß „Ludovika" draußen im Entr^e stehe und den Herrn Professor gerne sprechen wolle. Es mar die Tochter des Kellerbewohners im gegenüber-liegenden Hause; er hatte sie im Frühling von einer gefährlichen Knochen-hautentzündung im Hüftbecken kurirt. Das Mädchen war heute consirmirt worden, das siel ihm esst jetzt wieder ein. Nachdem sie den ganzen Abend spähende Blicke zu seinem Fenster hinüber gesandt, hatte Ludovika endlich entdeckt, daß Licht in seinem Zimmer war, nnd da war sie denn gekommen und hatte um eine Unterredung mit dem Professor gebeten.

„Lassen Sie das Mädchen hereinkommen," sagte er, und seine Züge klärten sich auf. Er betrachtete Ludovika offenbar als einer jener „Licht-blicke".

Mit struppiger, rothblonder Mähne und treuherzigem Blick in den runden blauen Augen trat die Consirinandin ein, in der Hand ein Präsentirbrett auf welchem sich ein Glas Punsch und ein geradezu überwältigend großes Stück hellgelben Apfelkuchens befanden. Ihren Eltern und anderen Menschen

gegenüber hatte sich Ludovika stets gerühmt, daß sie gar nicht bange vor deni Herrn Professor sei, und die Miene, mit welcher sie ihm den Apfelkuchen vräsentirte, verriet!) auch die felsenfeste Zuversicht, daß ihr Einfall gut aufgenommen werden würde.

Und das mar auch wirklich der Fall. Und noch mehr, der Professor fragte sie umständlich aus, wie es ihr jetzt gehe und was für eine Stellung sie nun antreten wolle, und dann nahm er ihr das Versprechen ab, daß sie ihn einmal wieder besuchen würde. Schließlich gratulirte er ihr und steckte ihr ein blankes Zmanzigkronenstück in die kleine blaurothe Pfote, die sie ihm vertrauensvoll entgegenstreckte.

Für diejenigen, welche sich darüber wunderten, daß der berühmte Arzt trotz seiner bedeutenden Einnahmen kein eigentliches Vermögen hatte, würde dieser kleine Zug vielleicht einen aufklärenden Wink enthalten haben.

Als sich die Thür hinter dem Mädchen schloß, nahm der Professor einen Mund voll von dem Punsch und schnitt eine Grimasse. Dann trennte er mit dem Löffel vorsichtig eine kleine Ecke von dem klebrigen Apfelkuchen ab, probirte ihn und schnitt abermals eine Grimasse.

„Ja, herunter muß es nun einmal," sagte er mit seinen: eigenthümlichen Lächeln.

Aber ehe er sich setzte, um ernstlich an die Arbeit zu gehen, glitt plötzlich ein verklärter Zug über sein Antlitz; seine ernsten Augen hatten einen feuchten Glanz.

Festen Schrittes trat er an ein kleines, aufrechtstehendes Pult, auf welchem, beleuchtet von zwei Wachslichtern in ciselirten Bronceleuchtern, ein aufgeschlagenes griechisches Buch lag, dessen Blätter ein quer über demselben angebrachtes eisernes Lineal am Umschlagen verhinderte. Auf der einen Seite, mit rother Tinte wie mit rothem Blut unterstrichen, stand jenes Gelübde, in Keuschheit und Frömmigkeit zu leben, und seine Kunst zu pflegen — der hippokratische Eid.

^llustrirte Bibliographie.

DaS malerische Schweden. Eine Schilderung in Wort und Bild. Mit Texten
von G. Sl. Alden, Wilh. Berg, C, I. Bergmann. C. E. Bcrgstrand, Aug. Bondeson,
Aug. Eajanus, G Djurklou, Anders Flodmann, Wilh, Kücsner. John Sieander,
Johcm Nordlander, Magnus Nordström, B. Schlegel, Albr. Segerstedt, Th. Strömberg,
Joh. S. Sunblad, C. O. Widmark und Eva Wigström und IM Illustrationen von
O. Arborelius, D. v. Essen, A. T. Gellerstedt, Rob. Haglund, C. F. Hcrnlund,
P. D. Holm, C. W. Jaensson, John Kindborg, Severin Nilsson, Gusicw Rydberg,
T. Tallberg, I, Tirsn und G, T. Wallsn. Uebersctzt von Dr. Otto Hoppe.
Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm.
S. Schottlacnder.

ES ist merkwürdig, welch' geringes Interesse der so kosmopolitische Deutsche in
Bezug auf die ihm stammverwandten nordischen Völker bisher an den Tag gelegt hat,
welche unglaublich geringe Kenntniß von Land und Leuten in Deutschland verbreitet
ist. Der germanische Wandertrieb, die Sucht, fremde Gegenden und Menschen kennen
zu lernen, war lange fast ausschließlich nach Süden hin gerichtet? Italien, das gelobte
Land der Dichter, Künstler, Natursreunde, absorbirte fast allein den ganzen Strom
der Vergnügungsbummler und Kunstpilger, der sich alljährlich aus Deutschland
ergoß. So erklärlich und natürlich diese Anziehungskraft des „Gartens Europas" war.
so ist doch nicht zu leugnen, dasz auch in diesem Jtalienfieber, wie überall, die Mode
einen großen Antheil hatte, und daß diese einseitige Verhimmclung des schönen Südens
eine Vernachlässigung und Geringschätzung der Gaben, welche die nördlichen Länder
Europas besitzen, verschuldet hat. Das beginnt nun anders zu werden; dieser Um-
schwung mag nun ebenfalls zunächst durch die Mode herbeigeführt worden sein; die
Reisen des deutschen Kaisers, welcher für die Naturschönheiten der nordischen Gebiete
besonders empfänglich zu sein scheint, haben unstreitig sehr viel dazu beigetragen, die
Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken und einen im Steigen befindlichen Fremdenver-
kehr nach dorthin in's Leben zu rufen; aber was zunächst noch Modesache sein mag,
wird gewiß in Kurzem Herzenssache geworden sein, wenn die Kenntniß und das Gefühl
für die eigenartigen Reize jener Gegenden geweckt und verbreitet sein wird.

beleuchtete: denn mit dem Luneviller Frieden vom 2. Januar 1801 nur deshalb zu beginnen weil er das 19. Jahrhundert einführte, ist für das Verständnis; der ganzen Revolutionszeit gar zu ungeeignet. Die von Napoleon beabsichtigte Wirkung des Reichsdepntationshauptschlusses: ?!us ä'«Wper,:nr ä'^Ilemn^ns! trois sinz,srsnrs s,i .^IlemsZue: Graues, Antriebs «t ?russs hätte weit mehr hervorgehoben werden müssen. Der „Rheinbund" Ludwigs XIV mutzte schon Seite 37 Erwähnung finden, die Aufhebung, des Prinzen von Enghien (S. 44) eingehender behandelt werden. Der Zustand Preutzens vor 1806 wird nicht recht klar: aber vielleicht hat sich der Verfasser die Schilderung dieser Zeit für die zweite Abtheilung vorbehalten. Jedenfalls sind mir auf die Fortsetzungen gespannt, und das gereicht dem Verfasser zum Lobe und zur Empfehlung. Kz.

I

Edouard de ZNorsier.

liomäncierg gllem»nil8 eontsrnrioräins, — ?sri8, I^iKruiris noäääiniqus Oillivr.

Augenscheinlich das Werk eines jüngeren, sehr belesenen, sprachkundigen, begeisterten Franzofen von einer seltenen Vorurteilslosigkeit und einer bewundernswerthen Fähigkeit sich in eine fremde Volksseele zu versenken. Morsier behandelt nur vier unserer bedeutendsten lebenden Erzähler: Spielhagen, Heyse, Freytag, Raube: aber in manchen Abschweifungen und Anmerkungen zeigt er, das; er die neuere deutsche Literatur — und nicht Klotz die erzählende — gründlich kennt. Das Urtheil eines belesenen und feinsinnigen Fremden über unsere Literatur hat einen besonderen Reiz; cS ergänzt, berichtet oder befestigt unser eigenes Urtheil. Morsier hat vor den deutschen Kritikern den Vorsprung, dag er seine Urtheile fast immer vergleichend schöpft, und oft überrascht er den Leser durch die Kaltblütigkeit mit der er den Franzosen die Lücken in ihrer Poesieseele nachweist. Das Buch ist von jenem Geiste erfüllt, der in der Frau Stael Werk über Deutschland athmet, und einem deutschen Kritiker stände eS übel an, wollte er unserem französischen Beurtheiler vorhalten, was er vielleicht etwas zu rosenfarbeu gesehen hat. Das Buch verdient, in Deutschland gelesen zu werden als tüchtige kritische Leistung auf einem von uns selbst nicht sehr fleitzig gepflegten Felde und ganz besonders als schöner Beweis für die hocherfreuliche Thatsache, dah auch bei den Franzofen völlig unbefangene, großherzige, begeisterte Auffassung deutscher geistiger Ruhmesthaten möglich ist. Solchem Buche gegenüber verschweigt die Kritik gern die kleinen „Menschlichkeiten," die in ihm vorkommen, aber gewih auch in keinem deutschen Buche über französische Literatur fehlen, oder wenn sie lächelnd anführt, dafz der Verfasser die „rothe Erde" Westfalens zwischen München und Nürnberg sucht, so meint sie es nicht böse. — Alle? in allem eine der herzgewinnendsten Arbeiten des jungen Frankreichs über deutsches Geisteswefen. L. L.

Bibliographische Notizen,

Ouellenbuch^ur Geschichte der Reu- und Urtheilen zu führen, wie es die eiu-
zeit von Schilling. Zweite ver- ^ fache Lectüre des originalen Berichtes de-
besserte Auflage. Berlin. Gaertners > wirkt. Häufig konnte man die Wahr-
Verlagsbuchhandlung (Hermann Hey- »ehmung macben, dah der Unterricht in
selber). der alten Geschichte dadurch nutzbringender
Schon seit einer Reibe von Jahren wurde, da» bei der Lectüre der klassischen
bemühen sich ernste Schulmänner, den Ge- ! Autoren der Schüler mit eigenen Augen
schichtsunterricht auf eine neue Grundlage einen Blick in die Vergangenheit thut.
zu stellen durch Einmhrunq der Schüler »i5r erarbeitet sich den intellektuellen
in die Quellen selbst. Man kann sich nicht Genuh — sagt der bekannte Pädagoge und
verhehlen, dasz auch der lebendigste Bortrag Historiker O. Jäger — während er dem
nicht im Staude ist, Personen oder Ereig- Geschicktsvortrage blos folgen kann, ze-
rrisse so unmittelbar zur Anschauung zu ! langweilt, wenn er langweilig, neugierig,
bringen, noch weniger zu eigenem Denken ^ wenn er anziehend ist; aber in jedem Falle

ohne jede intensive Freude, welche die ernste, productive Arbeit gegenüber der bloS recev-tiven begleitet". Es kommt also vor Allem darauf an, auch für das Mittelalter und die »euere Zeit dem Schüler die Quellen zugänglich zu machen. Schilling hat sich, ein Verdienst erworben, indem er sich der Aufgabe unterzog, aus dem ungeheuren Material für die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte die wichtigsten Stücke aus-zuwählen und selbst aus diesen noch das auszuscheiden, was ohne Störung des Zu-inmmei, Hanges fortbleiben konnte Nur die vollkommene Beherrschung des Quellen-stoffes und ein feines Tactverständniß für daS Wesentliche ermöglichte es dem Autor, alle bedeutsamen Ereignisse und Persönlich-keiten der neueren Zeit in einem oder mehreren Documenten vorzuführen, ohne die Sammlung allz» umfangreich zu machen. Das Buch, zunächst für Schulzwecke be-stimmt, wird seinen Weg auch bald in die Kreise der Studenten finden, wo ein der-artiges Hilfsmittel seit Langem vermißt wird. Aber auch außerhalb der „Schule" wünschen wir dem Buche zahlreiche Leser. Auf jeder Seite spürt man dm frischen Hauch der Vergangenheit und wo man'S packt, da ist's interessant.

Die Geschichtsschreiber der deutschen Borzeit. Zweite Gesammtausgabe. Unter Leitung von W. Wattenbach, Leipzig, D y ck'sche Buchhandlung.

Seitdem wir vor zwei Jahren über die neue Gesammtausgabe der Geschichts-schreiber der deutschen Vorzeit berichtet haben, sind in regelmäßiger Folge zelm kleinere Bände erschienen, die zweite Hälfte des neunten und den Anfang des zehnten Jahrhunderts umfassend. Wir »oben damals schon hervor, daß in den Berichten der mittelalterlichen Historiker ein wahrer Schatz verborgen liegt, der noch lange nicht genug gekannt und gewürdigt ist; denn unter den gangbaren Literaturge-schichten nimmt keine von diesen Erzeug-nissen Notiz, weil sie allesammt in lateini-scher Sprache abgefaßt sind; aber der Geist darin ist deutsch, ebenso wie das Em-pfinden und deutsch ist Alles, wovon er» zählt wird. Aber nachdem die fremde Form durch die einheimische ersetzt ist, werden jene Schriften hoffentlich in weitere Kreise eindringen und durch Erschließung der Vergangenheit zur Kräftigung des nationalen Sinnes das Ihrige beitragen.

Es enthält Bd. 20: Nithards Bier Bücher Geschichten; Bd. 21: Die Übertragung

durch seine Schilderungen oder die sachge»
mSszen Illustrationen. In den Lehrcr-
und Schülerbibliotheken der Gymnasien
sollte das Werk nirgends fehlen.
Km.

Römische «cschichte von Wilhelm
Ihne. 6. —8. Band. Leipzig,
W. Engelmann.

Als Ihne vor mehr als zwanzig Jahren
den ersten Band seines großen Werkes
herausgab, glaubte er, die Geschichte Roms
bis zur Umwandlung der Republik in die
Monarchie in drei Bänden darstellen zu
können. Wie Niebuhr und Mommsen, so
schwebte auch ihm als ein weiteres Ziel
die Behandlung der Kaiserzeit bis zu dem
Punkte vor, wo daS berühmte Werk des
Engländers Gibbon einsetzt, also bis zum
Zeitalter der Antonine. Aus den ur-
sprünglichen drei Bänden sind acht ge-
worden und an eine Fortsetzung über die
ersten Anfänge der Monarchie hinaus ist
schon darum nicht zu denken, weil
die Hälfte deS siebenten nnd der ganze
achte Band im Wesentlichen auf einem
Manuscript beruhen, welches der im
I. 1877 gestorbene A. W. Zumpt «ziem-
lich ausgearbeitet" hinterlassen hatte. Es
behandelte die römische Geschichte von
Casars Tode bis zur Alleinherrschaft des
Augustus; und da Ihne fand, dasz Zumpt
in der Art und Weise der Erzählung, in
der Auffassung und Beurtheilung von
Personen und Ereignissen mit ihm überein-
stimmte, so bedurfte es nur einiger, aller-
dings nicht immer leichter Aenderungen,
um seine und seines Freundes Arbeiten
mit einander zu verschmelzen.

Ihnes Werk hatte seit seinem Erscheinen
einen ausnahmsweise schwierigen Stand.
Mommsen hatte kurz vorher die Kreise
der Gelehrten sowohl wie der Gebildeten
durch seine geniale Behandlung desgleichen
Gegenstandes erobert: und Ihne stellte sich
in einen ausgesprochenen Gege„satz dazu;
er nahm Anstofz daran, daß Mommsen nur
die Ergebnisse seiner Forschung vorlegte,
während es nothwendig sei, dem Leser
überall klar zu machen, auf welchem Woge
man dazu gelangt sei. Ihne hatte dadurch
selbst den Vergleich mit seinem groszen
Vorgänger provocirt und er durfte sich
nicht wundern, wenn die Kritik in herber
Art es aussprach, daß der Vergeich
durchaus zu seinen Ungunsten ausfalle.
Es fehlte ihm in der That die juristische,
nationalökonomische und philologische Bil-
dung, die Mommsen in so hohem Maße
besaß; es fehlte ihm auch jene wunder-
bare Gabe des Stils, durch welche sein
Gegner die Leser förmlich bestrickte. Ihne
hat sich durch den Mißerfolg seiner beiden
ersten Bände nicht von der Fortsetzung
des Werkes abhalten lassen. Die Kritik
erkannte an, daß er mit der Größe sener
Aufgabe gewachsen sei; sie hob auch die
unleugbaren Vorzüge des Buches hervor:
die Ruhe und Selbständigkeit des UrtheilS.
den Scharfsinn der Untersuchungen, die in
Form von Excursen die Darstellung be-
gleiten, die zutreffende Auffassung ge-
wisser Erscheinungen, so daß es im
Großen und Ganzen als eine Förderung
unserer Kenntnis; der römischen Zustände
bezeichnet werden kann.

In den vorliegenden Bänden bildet

Julius Cäsar's THStigkeit den Gipfel-
punkt der Darstellung. Wie einst Carl
Wilhelm Nitzsch gegen Mommsen's über-
triebene Verherrlichung Cäsar's aufgetreten
war, so bildet auch Jhne's Auffassung
eine Art Protest gegen den Cultus des
Genies. Eine Analyse der verschiedenen
Ansichten würde den einer Anzeige zuge-
wiesenen Raum weit überschreiten: aber
es sei gestattet, die Worte anzuführen, in
denen Ihne sein Urtheil über Cäsar, als
über „ein Werkzeug in der Hand der ge-
schichtlichen Nothwendigkeit" kurz zu-
sammenfaßt (VII. 193): „ES ist un-
möglich, in den verschiedenen Anordnungen
Cäsar's einen einheitlichen Plan zu er-
kennen, oder den Versuch, Rom eine neue
Verfassung zu geben. Cäsar verfuhr nicht
anders als seine Vorgänger in der Ge-
setzgebung. Er suchte für Abstellung
anerkannter Schäden zweckdienliche Mittel,
wie sie sich darboten, und wich in dem Ur-
tkeile über deren Zweckdienlichkeit nicht
von der hergebrachten Anschauung ab.
Ein neues Princip ist nirgendwo zu er-
kennen; und daher sind seine Reformen
nichts andere? als eine organische Weiter-
entwickelung des Vorhergegangenen. . . .
Unbewußt der historischen Nothwen-
digkeit gehorchend, führte er die republi-
kanische Verfassung in die Monarchie
hinüber, ohne mehr zu ändern, als was
zu diesem Zwecke nothwendig mar." Den:
Genie Cäsar's wird aber auch Ihne voll-
kommen gerecht. K, ,»,

Eine Maienfahrt durch Griechen-
land. Von Georg Behrmann. Ham-
burg (LncasGröse).

Ein Stück griechischer Culturgeschichte
liefert die Darstellung dieser Reise, welche

des heiligen Alexander; Bd. 22: Leben der Erzbischöfe Ansgar und Rimbert; Bd. 23: Die Jahrbücher von Fulda und Xanten; Bd. 24: Die Annalen von St. Bertin und St. Vaast; Bd. 25: Leben de« AbtS Sigil vou Fulda; Bd. 26: Der Mönch von St. Gallen über die Thaten Karls des Großen; Bd. 27: Die Chronik des AbteS Regino von Prüm; Bd. 28: Die Fortsetzung des Regino. I.. Geschichte des römischen Kaiser» reich« von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zum Einbrüche der Barbaren von Victor Duruy. Uebersetzt von Professor vr Gustav Hertzberg. Mit circa 2««0 Illustrationen. 5 Bände. Verlag von Schmidt K Günther in Leipzig.

Die Geschichte des römisclM Kaiserreichs von Victor Duruy, dem einstigen Unterrichtsminister Napoleons III., liegt jetzt in der deutschen Übersetzung vollendet vor. Wir haben gleich nach dem Erscheinen des Werkes darauf hingewiesen, daß es in unserer historischen Literatur eine wesentliche Lücke ausfülle, daß der Einzige, der im Stande wäre, eine Darstellung der römischen Kaiserzeit zu geben, welche den höchsten Anforderungen genügte, vorläufig nur das Verhciltniß Roms zu den Provinzen dargestellt hat. Das französische Werk hat in Gustav Herzberg einen mit dem Gegenstande völlig vertrauten und seinsinnige» Uebersctzer gefunden und die Verlagsbuchhandlung hat durch eine elegante typographische Ausstattung und die Auswahl der Bilder ein wahres Prachtwerk geschaffen. Wenn auch die Ansichten Duruys vielfach nicht von den deutschen Gelehrten getheilt werden, so hat Hertzberg dennoch Recht daran gethcm. keine Bearbeitung, keine Aenderung wissenschaftlicher Art vorzunehmen; die Kürzungen, die er sich gestattet hat, sind mehr räumlicher Natur: sie betreffen z. B. Beziehungen auf Einzelheiten der altfranzösischen Geschichte, die für die meisten deutschen Leser kaum verständlich sein werde», oder Erörterungen über die geologischen Urzustände des Mittclmeergebiets, die mit dem Gegenstände nur sehr äußerlich zusammenhängen, oder einige gelehrte Excurse, die dem Original angehängt sind. Duruy selbst bat sein Interesse für die deutsche Ausgabe bekundet, indem er dem lleberseyer eine Reihe werthvoller Verbesserungen und Nachträge zur Verfügung stellte. Wo man das Buch aufschlagt, da fesselt es

der Verfasser mit drei Gcfäbrte» im Mai
188S durch Griechenland von der Westküste
der Pelcponnesos aus über Olympia,
Phigalia, Jthome, Sparta, durch Arkadien
und über Argos zu den prähistorischen
Königspalästen von Tiiyns und Mykenä,
nach Epidanres, von hier zur See noch
Athen, nach Besichtigung des attischen
Landes und nach einem Abstecher zu den
Kykladen über Theben nnd Delphi zurück
nach Corinth moclte; von hier führte ihn
der Weg über Constantincpel in die Heimat
(Hamburg). Gut benantert in der Ge-
schickte, Literatur und Kunst des alten
Hellenenvolkcs benutzt der Verfasser jede
sich bietende Gelegenheit, im Anschluß an
die beschriebenen Oertlichkeiten aus dem
reichen Schatze seines Wissens zu spenden
und an allbekannte Thatsachen zu erinnern.
Zwischen die Hinweise auf das alteGriechen-
land sind Schilderungen der heutigen lccalen,
socialen und literarischen Verhältnisse ein-
geschoben, wcbei anspreclende Uebersetzungcn
neugriechischer Erzählungen und Dichtungen
die Aufmerksamkeit fesseln. Hieran reihen
sich anziehende Berichte eigener Erlebnisse,
ohne daß dabei die Persönlichkeit des Ver-
fassers allzusehr in den Vordergrund tritt;
dieselbe macht sich nur in den öfters be-
liebten Bemerkungen über die Beziehungen
zwischen Griechen nnd Juden kenmlicb.
Im Einzelnen sind manche Ergebnisse der
neuesten Ausgrabungen dem Erzähler unbe-
kannt geblieben. Infolge der reichen Ab-
wechselung in der Vertheilung des Stoffes
wird das Blick, namentlich auf den huma-
nistisch gebildeten Leser seine Wirkung
nicht verfehlen. ?. ll,

Geschichte des Spanischen Rational»
dramaS von Adolf Sclaesfer.
Leipzig. F. A. Brock Hans. 2 Bde.

„öine neue avsfnhrlichere Geschickte
des sraniscten Nationcüdramas, ein Buch,
welches neben seinem schönwisscnsck östlichen
Hauptzwick auch denjenigen eines Referenz-
Zweckes für Fackmann nnd Laien eifüllt,
erscheint nach dem heutigen Stande der
literarischen Forschung dringend geboten.
Gerade das unendlich ausgedehnte poetische
Labyrinth der altsponische» Komödie, ein
Gegenstand des Staunens und der Be-
wunderung aller Zeiten, ermangelt immer
noch des Ariadnefadens, welcler den wiß-
begierigen Literaturfrcund methodisch auch
in dessen verborgene Winkel geleitet."
Diesen Zweck soll nach des Verfassers
Borrede das vorliegende Buch erfülle» und
es erfüllt ihn in hohem Grade, Niemand

lvird die an sich trefflichen Werke über denselben Gegenstand des Grafen Adolf Sctack, des Dichters Klein in seiner Geschichte des Dramas, Ticknors in seiner Geschichte der Spanischen Literatur u. o. unterschätzen, wenn er gleichwohl zu der Ansicht sich bekennt, daß sie einerseits nicht mehr den Forderungen der modernen Wissenschaft gerecht werden, andrerseits den Gegenstand keineswegs erschöpfen. Das vorliegende Werk, die Frucht zehnjähriger eingehender Studien, enthält bei größter Uebersichtlichkeit einen Reichthum dcS Materials, der Staunen und Bewunderung erregt. Nicht nur die großen Dichter werden uns in ihrem Lebensgange und ihren Werken vorgeführt, sondern auch die clii mirwrum sseiitium, wobei von jedem bedeutenderen Drama eine genaue Inhaltsangabe geboten wird. Ileberall fußt der Verfasser auf eigenen Forschungen, was seinem Urtbeil eine wohlthuende Selbständigkeit und Sicherheit verleiht. Das Werk entspricht somit nicht nur den höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen, sondern wird auch jedem gebildeten Laien eine Fundgrube der An» regung nnd Belehrung sein, Tie äußere Ausstattung ist ganz vortrefflich.

Paul Giisjfeldt und das humanistische Gymnasium. Von Dr. Dirichlet. Königsberg, Koch.

Daß Güszfeldts Buch nicht ohne Entgegnung bleiben würde, war vorauszusehen. Dirichlets Schristchen enthält nichts, was nicht sckon oft von Verteidigern des Gymnasiums angefühlt ivorden wäre, und schießt auch weit über das Ziel hinaus, da es an Güßßfeldt nichts Gutes läßt. Wenn Dirichlet am Schlüsse ziemlich spöttisch bemerkt, daß Güfzfeldt keinem Leser weh gethan Hot, so dürfte auch Güfzfeldt sich durch dieses Buch nicht allzu schmerzlich berührt fühle», . L. ^.

Shakespeare vom Standpunkte der vcr> gleichenden Literaturgeschichte. Von vr, W. Wetz, Privatdocente» a, d. Univ. Straßburg. Erster Band: die Menschen in Shakespeares Dramen. WoimS, P. Reiß.

Da» Buch — dessen gesammte» Inhalt eingehend zu besprechen unser Nanm nicht gestattet — enthält feine nnd fruchtbare Gedanken. Beispielsweise erwähne ich die Ausführung (S. 47ff.), daß so vieleShakesvearesche Gestalten den Naturmensche» nahestehen, d. h. dnß sie handeln nicht etwa wie die

idealen Naturkinder Rousseans und seiner Anhänger, sondern so, wie vorurtheilslose Beobachtung die Menschen ohne höhere Cultur in der That handelnd zeigt; jedem Impulse schnell und oft mit raschem Wechsel folgend, ohne vernünftiges Abwägen und ohne starkes Bewußtsein von sittlichen Pflichten. Sehr zutreffend ist daher auch des Verfassers Bemerkung — die aber an ganz anderer Stelle ausgesprochen wird, S. 245 — daß ein seelisches Leiden, welches durch den Conflict verschiedener Pflichten hervorgerufen wäre (wie z. B. das des Schiller'schen Max Piccolomini) in allen Tragödien Shakespeares überhaupt nicht vorkommt. Auch sonst finden sich recht hübsche, nur manchmal allzubreit ausgeführte Erörterungen; bisweilen jedoch hindert die Neigung, aus den einzelnen Beobachtungen allgemeine „Gesetze" zu gewinnen, die Erkenntniß und richtige Würdigung der individuellen Züge in den Charakteren. Was soll die Vergleichung zwischen Othello und Goethes Tasso S. 38« ff. ? Die Anordnung des Stoffes ist sehr mangelhaft; die einzelnen Capitel schließen sich nach ihrem Inhalt gegenseitig nicht streng aus, und die deshalb vielfach vorkommenden Berührungen und Beziehungen zwischen dem an verschiedenen Stellen Vorgetragenen sind nirgends hervorgehoben oder zusammenfassend verwerthet. Es macht fast den Eindruck, als ob der Verfasser eine strenge und einheitlich gegliederte Einleitung seines Stoffes für eine seiner unwürdige Pedanterei gehalten hat. Ebenso gering scheint er von der philologischen Thätigkeit zu denken, welcher er für die Literaturgeschichte, und zumal für die „vergleichende" fast jeden Werth abspricht (S, 21 ff.) Wie viel gerade für die Erkenntniß und richtige Würdigung Shakespeares durch strenge und gewissenhafte philologische Arbeit (ich erinnere hier nur an Alexander Schmidt!) gewonnen ist, scheint der Herr Verfasser beim Hinschreiben solcher Sätze nicht erwogen zu haben.

Es kann nicht ausbleiben, daß diese zuletzt angedeuteten Mängel den Werth und die Wirkung des Buches verringern, welches sonst — wie wir wiederholt bemerken — auch recht gute und treffliche Partien enthält.

Für den zweiten Band wird auf S, XIII. der Vorrede eine Vergleichung der Menschen Shakespeares mit denen Corneille? in Aussicht gestellt.

är.

Ein ästhetischer Kommentar zu
Homers Jlias von Professor Ur. Es.
Kammer, Gymnasialdirecior in Lv,.-i.
Paderborn, Druck und Verlag von
Ferdinand Schönin gh.
Aus einer Betrachtung der Jlias nach
ästhetischen Rücksichten gewinnt der Ver-
fasser die Ueberzeugung, daß ein ursprüng-
liches, von Homer verfaßtes Epos im
Laufe der Zeit in Folge der langen münd-
lichen Ueberlieferung durch Sänger und
Rhapsoden eine große Menge von Zusätzen
erhalten hat und dadurch um das Doppelte
seines Umfanges erweitert worden ist und
will diese Zudichtnngen im Einzelnen fest-
stellen. Wir können dem Ergebnisse des
Verfassers nicht beipflichten und erachten
überhaupt die Zeit als noch nicht ge-
kommen, die homerische Frage einem
größeren Publikum — denn an ein solches,
zunächst an die Lehrerwelt und an die
Jugend, wendet sich das vorliegende Buch
— zu unterbreiten, so lange noch nicht
einmal für die grundlegendsten Ideen über
die Entstehung der homerischen Gedichte
eine leidlich gesicherte, in den maßgebenden
Kreisen anerkannte Anschauung erreicht ist.
Trotzdem bildet Kammers Werk auch für
den Gegner des in ihm vertretenen Stand-
punktes eine empfehlensmerthe Lectüre;
denn mit liebevoller Begeisterung führt
Kammer die Schönheiten der ältesten Jlias
in der Erfindung und in der Durchführung
des Planes, in den Charakteren der Per-
sönlichkeiten und in der Sprache dem Leser
vor Augen. Einen besonderen Genuß ge-
währt der zweite Abschnitt des ersten
Theiles, woselbst die homerischen Menschen
der ursprünglichen Jlias in ihrer Stellung
den Naturmächten und der Thierwelt gegen-
über, in ihren Beschäftigungen und ihren
psychischen Eigenschaften auf's Prächtigste
geschildert werden. s. b.
Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß
Elise Raoziwill und die Kaiserin
Augusta. Mit Briefen des Prinzen
Wilhelm. Herausgegeben vonGneomar
Ernst von Natzmer. Berlin.Gebrüd er
Paetel.
Die cntsagungsreichc Liebesgeschichte
des verewigten Kaisers und der eben so
schönen, als geistig hochstehenden Prinzeß
Elise Radzimill, über welche dem Publikum
aus Zeitungen und biographischen Ver-
öffentlichungen bereits viele Bruchstücke be-
kannt sind, erscheint hier zum ersten Male
von ihrem Entstehen bis zum Ende in
übersichtlicher Darstellung unddurch briefliche

Documente beglaubigt, Sie lehrt uns, daß
auch das Leben der Mächtigsten dieser Erde
oft thränenreich genug ist und erfüllt von
schweren Seelenkämpfcn; wie diese von den
beiden Bctheiligten getragen werden, er>
weckt unsere ganze Sympathie sür sie,
männlich und würdig und doch im Innersten
erschüttert, zeigt sich uns Prinz Wilhelm,
still und ergeben die junge Prinzessin; aber
während das Schicksal dem Prinzen für
den versagten Liebestraum unsterbliches
Heldenthum gewährte, welkt die junge
Mädchenblume, deren Leben nur noch dem
Wohlthun Anderer gewidmet ist, langsam
dahin, bis der Tod sie von einem für sie
freudlos gewordenen Dasein erlöst, m?.

Gustav Sühne, fein Lebensbild und
Briefwechsel mit Zeitgenossen. Heraus-
gegeben von E. Pierson. Mit Vor-
wort von W. Kirch dach. Dresden,
E. Pierson.

Ein Mitglied des „jungen Deutsch-
land," als Besitzer der Zeitschrift Europa
(184S—1851) und als Schriftsteller in
lebhaftem Berkehr mit TK. Mundt.Gutzkow.
Fanny Tornow, eine Zeitlang auch mit
Berthold Auerbach, tritt hier in Briefen
und schriftstellerischem Nachlatz der Nach-
welt, welche von den literarischen Bewe-
gungen jener Zeit Kenntnih nehmen will,
neubelebt entgegen. ?.

Windelband, Fichtes Idee des deutschen
Staates. Freiburg i. B., Mohr.

Verfasser weist nach, wie Fichte, dessen
große Bedeutung für die Erweckung unseres
Nationalgefühls allgemein bekannt ist, sich
doch noch zuweilen in das Weltlingerthum
verlor, wenn er den Staat, den Gegen-
stand seines Gefühls, durch Begriff zu be-
stimmen suchte. UebrigenS ist es über-
raschend, wie oit Fichtes Ausführungen auf
die heutigen Zustände passen. R, Z.

Schwarz, weiß, roth! Eine Ethik des
Patriotismus. Von Th. Brecht. Halle
a, S., Strien.

Ein warmer Mahnrus an alle Deut-
schen, sich nach den Erfolgen der letzte«
Kriege nicht dem Gefühl der Sicherheit
hinzugeben, sondern strenge Anforderungen
an sich zu stellen und nicht über den kirch-
lichen und politischen Parteien das Vater-
land zu vergessen. Das Werk, welches
mit vielen Tagesmeinungen in's Gericht
geht, ist sehr zu empfehlen. R. ^.

Ducllftrafcn von Breslauer. Berlin,
Rosenbaum K Hart.

Das Buch, welches merkwürdigerweise
auf Militair- und Studentenduelle nicht
eingeht, stellt fest, datz durch Strafen die

Duelle nicht aus der Welt zu schaffen sind, und erwartet eine Aenderung nur von der Erziehung. R, ^.

Emile Zola, «lphonse Daudet und andere Naturalisten Frankreichs von Emil Burger, Dresden und Leipzig. E. P i er s o n's Verlag. 1889.

Eine knappe Darlegung über Werden, Wesen und Ziele des fraiizösischen Natura» lismuS wäre eine verdienstvolle Arbeit. Man erwartet das von dem vorliegenden Büchlein aber vergebens. Die hier und da eingestreuten Bemerkungen darüber sind zu dürftig und unzureichend. Der Verfasser giebt zunächst eine Analyse von Zolas und charakterisirt den Dichter in verständiger, matzvoller, wenn auch allzusehr aphoristischer Weise. Alsdann folgen zwei kleine Aufsätze über Alphonse Daudet als Humorist und „Dreitzig Jahre in Paris". In ersterem analysirt der Verfasser „Tartarin von Tarascon", „Die Könige im Exil", „Fromont ^»n, und Risler ««n,", „Jack": der flüchtige Vergleich mit Cervantes und der mit Zola sind reich an treffenden und feinen Bemerkungen. Ein vierter Aufsatz behandelt die literarischen Producte de« Chauvinismus, anknüpfend an JuleS LegouxS „?ro ?:ltrla". Den Schlug des Büchleins bilden vier novellistische Skizzen, welche anmuthig und reizvoll sind. DaS Büchlein ist eine anregende Lectüre und nützlich für die, welche sich in der modernen französischen Literatur umthun wollen. Es kann daher warm empfohlen werden.

s. s.

P. «. RoseggerS Ausgewählte Werke. Pracht-Ausgabe. Mit «10 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer. In ca. IIS Liefe» rungen, Lexikon Octav s 50 Pf. Wien, A. Hartleben,

Vor Weihnachten 1889 zeigten mir den Abschluß der zuerst in Aussicht genommenen vier Bände dieser Prachtausgabe a». Die Verlagshandlung läfzt jegt noch eine in gleicher Weise vorzüglich illustrierte auf zwei Bände berechnete Fort» setzung folgen, welche die neuesten Werke Roseggers enthält. Die uns vorliegenden zehn Lieferungen 75—86 enthalten die Er»

zählung „Jacob der Letzte/ eine ernste und tiefergreifende Darstellung aus dem Ankämpfen des alten GebirgSbauernlebens gegen die vordringende Cultur der Groß-grundbesitzer und Jagdherren; sodann den größten Theil des uns früher noch nicht bekannt gewordenen Werkes „Martin der Mann". In dieser höchst eigenartigen Dichtung werden die Verehrer Roseggers seine Musc auf ganz neuen Wegen wandeln sehen. In der Einkleidung fast märchen-haft gehalten, und in eine weit abliegende Vergangenheit versetzt, berührt diese Er-zählung die tiefsten socialen und politischen Fragen aller Zeiten, die in dem brieflichen und mündlichen Gedankenaustausche einer aus ländlichem Stillleben plötzlich auf den Thron berufenen Fürstin mit ihrer Jugend-freundin, der Förstersfrau, anschaulich her-vortreten. 0.

Im «amvf mit Bornrtheilen. Novelle von Hans Wittenberg. Danzig, Carl Hinstorff.

Im Nahmen einer Novelle behandelt der Verfasser die 4 uellfrage und den Kon-flikt, in welchen ein Mitglied aristokratischer Kreise der Gesellschaft gegenüber geriith, wenn er seine prinzipielle Gegnerschaft gegen das Duell im praktischen Leben be-wahrheitet und den Zweikampf ablehnt. Ohne grade neue Gesichtspunkte in dem Widerstreit der Meinungen in dieser augen-blicklich so sehr actuellen Frage zu ent-wickeln, zeigt der Versasser, wie der Einzelne nur mit Gefährdung seiner socia-len Existenz sich dem fest eingewurzelten Vor-urtheil entgegenzusetzlen vermag. Schließ-lich bleibt er zwar Sieger, aber erst nach-dem er aus den alten VerKältnisjen sich vollkommen losgelöst. — Es ist schade, daß der Versasser in der Erfindung der Fabel bisweilen „romanhaft" im Übeln Sinne wird, es beeinträchtigt dies recht sehr den Genuß an der sonst gut geschriebenen No-velle, m?.

Reue Novellen «««Margarethe von Bülow. Berlin, Walher K Apolant.

Aus zwei dieser Novcllensammlung vorangeschickten biographischen Skizzen, die eine von Freihern von Münchhausen, einem Onkel der Aersasserin, die andere von Fritz Mauthner, können wir uns über die genealogischen Verhältnisse der Familie, über den Werdegang und den leider so früh erfolgten tragischen Tod Margarethe von Bülow's unterrichten; sie starb im Alter von 24 Jahren, als sie einem Knaben das Leben rettete, den sie beim Schlitt-

schuhlaufen im Eise einbrechen sah. In-
dem wir diese nachgelassenen Novellen einer
so frühzeitig dem Leben Entrissenen lesen,
werden mir von tiefer Wehmuth ergriffen,
daß es einer so ungewöhnlichen Begabung
nicht vergönnt war, zu voller Reife zu ge-
langen; was wir vor uns haben, sind
Talentproben, die an sich beachtenswerth
genug, mehr noch aber das Bedauern wach-
rufen, daß ein Menschenleben die Voll-
endung nicht erreichte, welches zu den
höchsten Aufgaben berufen schien. Es ist
erstaunlich wie ein so junges Geschöpf die
Nachtseiten des menschlichen Lebens mit
solchem Verständnis; zu erfassen und dichte-
rischdarzustellen vermochte. Allerdings geben
einzelne der uns vorliegenden Skizzen mit
ihrem herzbeklemmenden Pessimismus, mit
ihren noch unfertigen, unklaren Charakter»
Zeichnungen Zeugnis, davon, daß die Ver-
fasserin den Ungestüm der Sturm- und
Drang-Periode noch nicht überwunden
hatte; — die überschäumende Jugendkraft
hatte noch nicht gelernt Maß zu halten;
leider nahm ihr der Tod die Feder aus
der Hand, noch ehe sie uns ihre reifsten
Früchte hinterlassen konnte. m?.

«nS der schönen wilden Lieute-
nantSzeit. Roman aus dem öster-
reichischen Covallerieleben von Baron
Carl Torresani. 3 Bde. II. Aufl.
Dresden, E. Piersons Verlag.

Wie ein solcher Roman eine zweite
Auflage erleben konnte, ist uns unverständ-
lich. Wir haben es voraussichtlich nur
mit einer Titelausgabe zu, thun, denn
banaleres Geschwätz über einen uninter-
essanten Stoff ist uns kaum vorgekommen.
Wir glauben' behaupten zu dürfen, daß
selbst Leser, die in ihren Ansprüchen be-
scheiden sind schon »ach den ersten Caviteln
uns beistimmen werden. Der Humor in
dem Bnche ist durchaus gesucht und die
Sprache häufig mehr als geschmacklos.

Am Belt. Roman in 2 Bänden von
Gregor Samarow. Stuttgart,
Deutsche Verlagsanstalt.

Samarow bietet uns hier einen
Familienroman init geschichtlichem Hinter-
grund und versetzt uns in die Zeit des
Kampfes der Deutschen zur Befreiung der
Herzogthümer Schleswig - Holstein vom
dänischen Joche. Mit vielem Glück hat

der Verfasser die historischen Vorgänge in
die Handlung zu verweben gewuszt und
mit dem Geschick einer der der ersten
Adelsfamilien Schleswigs verknüpft. Inter-
essant schildert er uns die Spaltungen unter
den einzelnen Mitgliedern derselben, von
denen ein Theil dieser, der andere jener
Macht zujubelt. Auch die Gestalten König
Friedrich VII. sowie seines Nachfolgers
Christian IX. läßt er scharf hervortreten
und erwägt ohne doctrinair zu werden in
fesselnd erzählender Form die politische
Lage und die Ursachen des Krieges. Ganz
besonders wirkungsvoll und mit besonderer
Sorgfalt durchgearbeitet sind die Seelen-
kämpfe, welche die beiden Liebespaare des
Romans zu bestehen haben.
TIS.

Im «ampf um die Ueberzeugung.
Roman in drei Bänden v. K. Rinhart
(Katharina Zitelmann), Dresden, E.
Pierson's Verlag.

Im Kampf um die Ueberzeug trennen
sich zwei Herzen, die einander aus Liebe
einst gefunden. Die verschiedene Auffassung
von Religion ist es, die diesen Kampf her»
vorruft.

Die Verfasserin hat nicht ohne Geschick
das Problem, das der ganzen Erzählung
zu Grunde liegt, gelöst. Etwas weniger
Häufung von Personen, die der eigentlichen
Handlung fern liegen und dadurch Ver-
meidung ermüdender Längen wären er-
wünscht gewesen und auch hie und da eine
etwas sorgfältigere Behandlung der Sprache.
Immerhin zeigt dies Werk von un-
vrrkennbarer Begabung und richtiger Auf-
fassung von Verhältnissen und Menschen.
Recht geschickt führt uns die Verfasserin die
gerade bei Geistlichen nicht selten zu findende
Heuchelei vor. Als ein Beispiel hierfür
gilt der Prediger Laufen, der von der
ganzen Aristokratie vergötterte Seelsorger
der Neichshauptstadt, der sich nicht entblödet
der jungen schönen Cornelia, der Frau seines
intimsten Freundes gegenüber Verführungs-
gedanken zu hegen uns sie dem Herzen ihres
Mannes zu entfremden. Cornelia bildet
gleichzeitig die Hauptperson des Romans,
die im Kampf um ihre Ueberzeugung fast
ihr ganzes Leben vertrauert und doch um
derselbenWillen Alles erträgt.

Auch die Durchführung des Charakters
dieser edlen Frau ist der Verfasserin sehr
wohlgelungen. Wir haben es also hier mit
einem Werk zu thun, das einer freundlichen
Aufnahme aller denkenden Leser gewiß ist,
I>s.

moffsky, bekannt unter dem Namen Fürstin Tarrakanoff.

Die Phantasie des Lesers wird förmlich auf die Folter gesvannt durch die Verwickelungen, von welchen eine immer grausamer und unnatürlicher ist, als die andere, in die die junge Fürstin geräth, bis der Tod sie und den Leser von den erlittenen Qualen erlöst. Das Buch ist unleugbar gut geschrieben; da aber der Verfasser es sich entgehen läßt dem Einzelschicksal einen großen zeitgeschichtlichen Hintergrund z» geben, so ist es ein Sensationsroman, der nur dem Unterhaltungsbedürfniß dient. in?.

Kröulein LudingtonS Schwester von Edward Bellum y. Roman über die Unsterblichkeit. Deutsch von Clara Steinitz. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Eine liebenswürdige Satire auf den Spiritismus und — wenn man will — auch auf den Glauben an die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Der Verfasser, bekannt durch seinen Rückblick aus dem Jahre 2IXX>, ist ein außerordentlich kluger, feiner und geistreicher Kopf, der sein Thema gründlich anfaßt und es auch erschöpfend behandelt, aber ^ er ist kein Dichter. Den uns vorgeführten Personen — es find ihrer nur sehr wenige — mangelt es an Fleisch und Blut, eS sind nur Schemen, und den dargestellten Situationen fehlt Anschaulichkeit und Gegenständlichkeit. Eine gewisse Trockenheit, die an Chroniken erinnert, durchzieht das ganze Buc>> und macht es mitunter, trotz des interessanten Grundthemas, langweilig. Immerhin gehört es aber zu den Büchern, die zu denken geben, und da die meisten Menschen um das Fortbestehen ihres Seelchens nach dem Tode sehr besorgt sind, so wird es gewiß unzählige Leser finden.

Gedichte von L. Rafael. Mit einer Einleitung von Felix Dahn. Zweite Auflage. Leipzig, BreitkopfKHärtel.

Mit Freuden begrüßten wir die zweite Auflage dieser Gedichte, welche sehr bald die wohlverdiente Theilnahme gefunden haben. Die Verfasserin hat im Einzelnen Manches an den Gedichten der ersten Ausgabe gebessert und vervollkommnet: sie hat aber auch neue Gaben hinzugefügt, die sowohl wegen der sinnig-ernsten Be> trachtung der Natur und des menschlichen Lebens mit seinen Aufgaben und Zielen als auch wegen der edlen und schönen Form das lebhafte Interesse besonders unserer Leserinnen erwecken werden. Auch die äußere Ausstattung des Büchleins ist höchst geschmackvoll und gediegen. 0.

Berliner Neudrucke. II. Serie Bd. III, Berliner Gedichte 1863—180S. Gesammelt und herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Pätel.

Die Gedichte, welche dieser Band enthält, dürften de» meisten Lesern völlig unbekannt sein, denn Geiger hat sich auf solche Gedichte beschränkt, welche feit ihrem ersten Erscheinen nicht mehr gedruckt worden sind. Das Buch will in erster Linie nicht ästhetischen Genuß bereiten, sondern will den Gcschichtsfreunden die Möglichkeit geben, sich das Bild jener verhängnißvollen Zeit lebendig vor die Seele zu rufen. Diesen Zweck erreicht das Buch vollständig, ES enthält Gedichte an die Könige, welche während dieser Zeit in Preußen regierten,

ferner Lieder, welche die Zeitereignisse, wie den amerikanischen Freiheitskrieg und die französische Revolution, besingen. Wir begleiten auch einen Dichter in den Thier- garten, „den heiligen Hain", nehmen an der Eröffnung des neuen SclmuspielhauseS thetl, lernen die berliner Hofgesellschaft, die Prediger und Freimaurer kennen und ge- denken berühmter und unberühmterMänner, die in jenen Jahren von der Erde schieden. Das Bnch wird viele Leser finden.

Am Bierwaldstätier See. Malerische Ansichten von Berg, Thal und See. Mit begleitendem Text von Alfred Brennwald, unter Mitwirkung von Dr. W. Grothe. Herausgegeben von F. Schleicher (Luzern, I. Fr, Schleicher K Co.).

Ein Reisebegleiter reizendster und originellster Art. Wunderschöne Land- schaftsbilder in ganz ausgezeichneten Re- productionen und begleitet von einem sach- lich unterrichtenden, manchmal schwungvoll schildernden Text. Für Besucher der Schweiz, die mehr als den flüchtigen Ein- bruch des Augenblicks haben wollen, wird dieses Büchlein eine schöne Erinnerung sein. Die Bilder — 32 Aquarellen nach Originalaufnahmen immhafter Künstler — haben einen selbstänolgen künstlerischen Werth, indem sie die schönsten Punkt aus der Umgegend des Vierwaldstätter Sees in glücklicher Auffassung wiedergeben. Die Ausstattung des Buches in Albumformat entspricht seinem Zwecke außerordentlich. rl.

Zwischen ElbeundAlfter. Hamburger
Novellen von Ilse Frapan. Berlin,
Gebrüder Paetel.
Bei der erschreckenden Ueberhandnahme
des Dilettantismus grade auf dem Gebiet
novellistischer Produktion, ist es eine wahre
Erquickung in der Verfasserin der Ham-
burger Novellen ein eben so eigenartiges
als starkes Talent kennen zn lernen. Hier
ist nichts Gesuchtes oder Gekünsteltes, ih«
Motive sind die einfachsten und alltäglichsten,
aber wo sie anklopft, springt der Quell
echter und wahrer Poesie.
Ans wenigen Seiten entwirft Ilse
Frapan ein Stimmungsbild, mit welchem
sie unser Gemüth gefangen nimmt, wenn
sie einen Vorgang von der Straße schildert,
oder das Schicksal der kleinen fünfjährigen
Schauspielerin, die im selben Augenblick,
in welchem ihre Mutter daheim elend und
verlassen stirbt, ihr Dasein im bunten
ischmetterlingsklcid, durch einen Fall vom
Schnürboden endet. Neben diesen Skizzen
sind die kleinen Erzählungen „Altmosische
Leute" „ThcdcheBolzen" :c. wahre Cabinets-
stücke der Klelmnalerei mit glücklichster
Benutzung des Hamburger Localcolorits.
Das Buch verdient unsere wärmste
Empfehlung. in?.
Die Prötendenttn. Historischer Roman
aus der Rcgiernngszcit Katharina II.
von Alexander Olinda.Freiburgi.B.,
Adolf Kiepert.
Die Negierungszeit der Kaiserin
Katharina II. mit ihrem blutigen Jntriguen-
sviel bietet dem Romanschriftsteller ein noch
immer nicht erschöpfte« Stoffgebiet, ob-
gleich der Geschmack des gebildeten Lese-
publikums an deni sogenannten historischen
Roman, in welchem die geschichtlichen That-
sachen in freier Erfindung behandelt werden,
sich durchaus nicht mehr in demselben
Grade erfreut, wie in einer hinter uns
liegenden Zeit.
In dem uns vorliegenden Werke
schildert der Verfasser das Schicksal eines
jungen Mädchens, deren eigene Wünsche
und Neigungen allen ehrgeizigen Plänen
abhold waren, dann aber von anderen,
selbstsüchtige Zwecke verfolgenden Jntri-
guanten, das Loos einer Thronprätendentin
aufgezwungen wurde und die dadurch aus
einer grausamen Situation in die andere
geräth. DaS in Rede stehende junge
Mädchen ist eine im Geheimen erzogene
Tochter der Kaiserin Elisabeth, aus deren
Ehe mit dem Oberhofjägermeister Razu-

Nord und Süd.
S»Ile«reu>, llrSLn (I?rsu v„n ^ckKmk«I>I>, viu
KeUsmx, L,, ?r»ul«in I^uSln^tuu » LoK«ost«r.
lttvlltdel. ckeokn Urcklger ror»ci>u»«i>rel»e». Her-
öleckerm«»», X, I»I5—>»<o, Mnkuväü««,,/ »
I»«—1»70," 2M««r Lang. Ure»I»u. deKIss'
LruNgnN, Hui«,,, veutscks Vsrls^szvssllscd,
^ulsrsklil ««v, (irlinri Ij»ll«s>r«W, Lrslsr
«.^8cKutt>u«uu«r,
^,»>I,„S ^ ,
krledünsdurx, V., 5!„r ^rdsitsikr,^», Liu«
Vuritei', ^, ^, V,, I'«««r »us ?sx»s, Ssm»n in
X I. ^»l,r«/lj, 14, »V !>lutt^!>r,, ^. L„LsId»ru,
Herllli», IK,, K„ k,«^i^I«s ^uknnkts-
Verl,«,
»!nüri»I», ?r. v,, Julius <^ll«^r. Led««»i>i»i in
Llutlzi»rl, 1^, l,»?,
^„c»b««»I>>, L,, vi« ^nkllw;« «er ?vs?is,, <Zrunu»
LsicKioKts u>>r Lissas,,. L, ttsrsvu.
^d, I°ruI>t,seK«r I.sils»d«„ uiuok >!»«
vom «. ^luni 18»»».. U»un vsr, (.', .««.vor.
I>»i>»ljk, 1K, UiisI«,,,
lilrcKK»«", Stiwlsv uvä Lrnin n,«!, >i>i>vlov's !
«i^«„ru> VorKo, Äii t^u>i„ s l'urir^il, Lall«,
0, Ueno».
Äidriklsu, 2«silc>^uS, Ssln», ?r, ^. rsrlds,.
asr Xarur ^ IKmdurx, <Z, V, !>eil?°X»eIik.
LIis»t«rs^»cKi«I,t«. Lmter ?nsil, I>eir«i^.
Idsilnns?oIs„s, lluliiliiutionssokiik, I^eii«^,
dsslsv V«rK ckvr kr»i>!ös, ^utorkslkuniislins^,
«Her «otloneo. II, ^»>>r/ II, IKsil Au».
Zlurroz, II, <^u, n. II. Zlorrov, Li,, gskänrliedos
K»»c»«urs ?^Iv, ^.u^»«v»KIts Vorli«. jlll
I^ioloruns ««—»4. Wie,,, ^, II«iÄ«dev.
IZilä. V>rijzi„aI'I!Ilist,, ,„ j» Vulldilusrll
Ittc ^eedMo« ck« «elivorliedr». llit Ivos».
SoleoK», L,, ?!in dtroikus uuick Inäisn. Mit
^bkiluuu««!,, Wwsl>s,uo„, L. V.
xlezfrle«, V., ^mc, jlvroli, üsinvk uuä Lnä»
8»rßer, II,, I>«r W«Itdru.n>! unck »,« or goli>scl>I
»Kdcrt, Ii, v,, Iiis Rütddsl. I>»i>uISrc
ö. I? ZI, ttukkr,
>VIIbr»u>It, ^ , ^ä»ms ^ödus, liomA,,, 2«»ir«
^utl«««, Lsrllo, VV, llsrvl, löesssr sei«
i?e»«drI5t cker Äe«IIskK»N Nr Lrcklluncke
«crllv. «s, Lsiick, Z. IIsN, ö«rUv. 0,
«ellsekrikl lSr ri,II»»»,,I,l« n»S pKU««,pKIzcI»r
lirllli. Hsrsus«, von II, b'iek« unck U,
I/Iriei, wllijsitt vs„ Ii, ?,^cllsnb«rs, ^, 1^.
ü?, IZgnä, Ilsri i. j. I>»U«, L, tt>?Ik<>r,

K W
1890er. k'rlSOks ?Ü1W^. 1890«7.

KKml>i»IK. 47 »
-«4-

I,,,,,,,,,,,,„„„„„„„„„„„„„„„I„„„„ ,·„„„„ „i„,„I,„„ ,„„„„

UsbsrsssiLLks 0spöt8 in llsn gri>88ton LMtsn sllsr «slttksils
MM
^ ^ ^ ^

11,394,000 in 1LS7,
12,720,000 „ 1L3L,
15,822,000 ,. 1889.
F«/«^/^« Fi'rcM/>» «"«5 ^^///^tt/«e?« 7a/e/i>:v^t ^
wo/tt« «ttc/e ^/ ^?«^« « n/^Fs«tt/k>'//F
Lkil^ILtt IVI^OIO^^.

November <8Y0

Inhalt.

,N»r» und SKd" erscheint am Anfang jede, Monat, in heften mit je einer Kunstbeilage,
prei, pro «yuortal (Z hefte) «i Marl. —
Alle Buchhandlungen und poftanftollen nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und <Süd" be>
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von «Word und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Nord und SÃ¼d.
Sine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
Paul Lindau.
I.V. Band. â€” November >890. â€” Heft j6H.
<MiI einem Portrait in Radirung: Albrrt Cracgcr,Z

Breslau
Schlesische Bllchdruckerei, ttunst. und Verla gs.Ansta lt
vormals S. Schottlaender.

Paraskewula.

Eine Novelle aus Griechenland,

von

Eduard Engel.

— Verlin. —

I.

einen wackeren Agogiaten Jraklis aus Delphi hatte ich am Fuß
der Gipfelwand des Parnaß beim weidenden Maulthier gelassen
und war allein zur 5vibe ImmnM'll.ttctt. lieber ric'cindeö
Geröll ging der Weg steil in den blauen, völlig dunstlosen Aether des
5Dktobertag.es hinauf, und ich mußte scharf Acht geben, um auf den rund-
lich gebogenen Sohlen der griechischen Bergfchuhe in deni steinernen Gerinnsel
fest zu süßen. Eine ziemliche Weile hörte ich noch durch die munderklare
Luft hinter mir des Jraklis schmermüthige, ein wenig näselnde Singstimme,
mit der er seit unserem Ausbruch aus Delphi im erbleichenden Monden-
schein bis jetzt zur flimmernden Mittagsstunde fast unaufhörlich sich und
mir den beschwerlichen Weg verkürzt hatte. Kaum daß er sich unteriveilen
Zeit gelassen, seinem Maulthier einen kräftigen Fluch zuzuschreien, wenn es
gemächlich stehen blieb und eine vertrocknete Königskerze, ein Büschel längst
abgeblühter Assodelen oder eine hochstielige Bergdistel abrupfte.

Ich wußte ihn wohlversorgt in dem duftigen Thymian, drein er sich
gebettet, mit dem leeren Nucksack unter dem Kopf, und hatte keinen Anlaß,
von meinem steilen Kletterweg aus ihn zurückzublicken. Indessen ich meine
poetische Erklimmung des Musenberges vollendete, holte er wohl drunten in
guter Ruhe den zu früh unterbrochenen Schlaf der vergangenen Nacht
behaglich prosaisch nach.

Eduard Lngel in Berlin.
Ein lindes Lüftchen umflatterte den höchsten Berggipfel, auf dessen felsigem Thron ich mir's im Anschauen der unsagbaren Pracht ringsum ohne jede Sorge um den mir noch bevorstehenden langen Tagesmarsch gut sein ließ. Fast mit einem Rundblick konnte das Auge hier alles einsaugen, was in alter und neuer hellenischer Geschichte hochgeheiligten Namen trägt. Hier saß ich auf dem erhabensten Sitz zwischen Delphi und Thermopylä und nur eine halbe Kopfmendung brauchte ich gen Norden zu machen, so schimmerte fern an der thessalisch-türkischen Grenze das Schneehaupt des Olympos zu mir herüber, thürmte sich daneben die Riesenpyramide der Ossa init ihren steilen und darum schneefreien dunklen Wänden empor.
Ein Blick niederwärts zeigte mir die Stelle am Malischen Meerbusen, wo zweimal im Zeitraum von 22 Jahrhunderten die tapfersten Griechen-herzen an den Schwefelquellen von Thermopylä gegen die eindringenden übermächtigen Barbaren verblutet waren.
Erst als die sich mählich nach Westen neigende Sonne mich zum Auf-bruch mahnte, warf ich einen Blick hinunter nach der Richtung, aus der ich gekommen, nach dem Korinthischen Golf und über ihn hinweg auf die rebenbekränzten Uferberge von Achaja. Und dann betrachtete ich schaudernd den garstigen Geröllmeg, auf dem ich zum Gipfel gelangt war, und ver-folgte ihn Stück für Stück hinab in das Paßkesselthal, in dem ich meinen getreuen Jraklis sammt seinem Mulari zurückgelassen, und endlich trieb mich die Neugier, das Fernglas anzusetzen, um mich des Wohlbefindens von Mensch und Thier von hier aus zu vergewissern.
Richtig, er lag noch deutlich erkennbar im leuchtenden Sonnenschein neben dem Felsblock, auf dem wir gefrühstückt hatten und um dessen eine scharf vorspringende Kante der Leitstrick vielfach verschlungen und verknotet war, um das eigensinnige Mulari an seinen abenteuerlichen Gelüsten nach Seitensprüngen zu hindern. Ringsum kein anderes lebendes Wesen, nicht drunten an der Schulter des Berges, nicht oben in Lüften. Kein Ton aus bewohnten Stätten stieg bis zu dieser Höhe. Zuweilen, wann ich gespannt hinunterlauschte, vermeinte ich wohl aus der Tiefe von mehr als tausend Fuß ein feines Gebimmel von des Mulari Halsglöckchen zu ver-nehmen: doch war das nur eine Täuschung des Ohres, an dem die große Einsamkeit dieser Gipfelmelt leise klingend vorüberzog.
Aber was ich jetzt durch mein altes gutes Glas sah, war keine Täuschung. Eine weiße Gestalt kam dort unten aus schwindelnder Tiefe in derselben Richtung dm Paß herauf, aus der ich vor mehr als zwei Stunden zur Höhe geritten. Zu Fuß, mit gleichförmigem, etwas schleppendem Schritt kam sie daher auf dem ziemlich ebenen Wege, der an dem letzten Kegel des Parnaß unten vorbeiführte. Von hier aus gesehen war es wie ein geisterhaftes Schweben. Konnte das auch einer der schlanken Pferde-hirten mit seinem weißvließigen Mantel sein, wie ich deren heute zwischen der Korykischen Höhle oberhalb Delphis und dem Paß schon so viele

angetroffen, Tabak und Wein mit ihnen getheilt und Rede und Gegenrede
getauscht hatte? Ganz gewiß, wer sonst sollte so allein bis zu dieser Höhe
dringen? Aber hatten mir nicht gerade die Hirten unterwegs gesagt, daß
sie ihre Thiers, die berühmten Schimmel des Parnaß, nur selten so weit
hinauf weiden ließen, weil es in trockener Jahreszeit hier arg an Wasser
gebräche?
Jetzt stand die wandelnde weiße Gestalt drunten still, und ich konnte
deutlich beobachten, wie sie sich umschaute, als hätte sie den Weg verfehlt
und wüßte nicht mehr aus und ein. Aber dann wieder schwebte sie ent-
schlossen vorwärts, kam näher und näher jenem grünen Fleckchen in der
Steinwüste, wo mein Mann und sein Thier ruhten, und jetzt hatte sie den
Schlafenden erblickt und war stehen geblieben. Aber nun sah ich sie auch
deutlicher als vorher, dicht unter mir und wurde gewahr, wie ihr langes,
loses schwarzes Haar bis zum Gürtel niederfluthete, vom Winde, der über
den Paß wehte, leicht hin und her getrieben. Ich unterschied das knie-
lange Uebergewand der griechischen Frauen von dem kurzen Hirtenmantel
und wußte, daß ein Weib dort unten seinen einsamen, wilden Weg ging.
Als sie ein paar Schritt vor dem Schlummerplätzchen meines Führers
angelangt war und ihn offenbar bemerkt hatte, blieb sie wieder stehen;
dann that sie noch einen Schritt vorwärts: vielleicht wollte sie ihn wecken.
Endlich kauerte sie sich nieder, zog ein weißes Kopftuch übers Haar und
verharrte regungslos im brütenden Sonnenschein.
Beim Niedergleiten über das rieselnde Gestein hatte ich nnt mir selber
genug zu schaffen und konnte nicht nach dem fremden Menschenkind in der
Tiefe ausschauen. Erst nach einer halben Stunde anstrengenden Springens
und Rutschens und Stapfens kam ich so nahe, daß ich nun auch mit
bloßen Augen die beiden Menschen und das Thier unterschied, und dann
stand ich endlich so dicht über ihnen, daß ich sah, das fremde Geschöpf
war ein ganz junges Weib, wohl noch ein Mädchen, ein halbes Kind.
Jraklis war längst wach, denn ich hörte ihn wieder singen. Vielleicht
hatte er sich inzwischen mit der Fremden ausgeplaudert; wenigstens saßen
sie auf demselben flachen, niedrigen Felsblock, wenn auch durch eine schick-
liche Entfernung von einander getrennt. Das Maulthier stand gesattelt und
gezäumt für mich wieder bereit, unser bischen Gepäck war aufgeladen und
festgeschnallt, und ich hätte ohne Weiteres aufsitzen und weiterreiteu können.
Die Fremde hatte mir kaum das Gesicht entgegengeivandt, als ich auf sie
zutrat und sie mit dem Landesgruß: „Gesundheit Dir!" begrüßte; doch
erwiderte sie den gleichen Gruß, wiewohl mit tonloser Stimme — der
Stimme einer Sterbensmüden, so dünkte mir. Und doch sah diese kindliche
Frau nicht aus wie eine Schmerkranke. Freilich ein feines blasses Ge-
sichtchen, aber griechische Mädchen haben selten geröthete Wangen. Die
Blässe schien wohl auch stärker, als sie wirklich war, durch die überreiche
Fülle des rabenschwarzen Haares, welches ihr Gesicht so breit umrahmte.

daß von den Ohren nichts und von den Wangen nur ein schmaler Streifen zu sehen mar. Und als sie ihre Augen mir langsam zukehrte, da wußte ich, warum sie mir den Eindruck einer Todkranken gemacht hatte: nie im Leben hatten mich so große hoffnungslose Augen mit einem so todessehn» süchtigen, abwesenden Blick angeschaut. Ein unaussprechliches Leid, ein tragisches Grauen lauerten darin und sahen mich so todttraurig an, daß ich ganz vergaß, ja kaum ein Weib vor mir zu haben, nur ein erwachsenes Kind.

Und doch, seltsam: wie ich sie so mit einem Blick überflog, indessen sie wieder gleichgiltig an mir vorüber ins Leere starrte, konnte mir ein gewisser Widerspruch unjugendlicher, entstellender Fülle in ihrer Gestalt nicht entgehen, so zartgliedrig und kindlich sie im Uebrigen erschien. Ein reifes Weib mußte sie sein; jedenfalls ein Weib und kein Mädchen, denn sie war unverkennbar gesegneten Leibes. —

Während ich den Sattelgurt und die hänfenen Steigbügel vorsichtig prüfte für den mir als recht gefährlich geschilderten Niederritt zu den Thermopylen, stand Jene immer noch regungslos an den Felsblock gelehnt mit schlaff niederhängenden Armen. Jraklis war ein unermüdlicher Sänger, aber das Neben mar nicht seine Sache, und das ungefragte Reden nun gar nicht: so ließ er mich denn ruhig gewähren und wirbelte seine dicke Cigarette aus einem Mundwinkel in den andern. Nur als ihm meine Vorsicht ein wenig übertrieben vorkam, sagte er ein kurzes, beruhigendes: „Gut ist's!" und dann frug er: „Gehen wir?" — „Gehen wir!" erwiderte ich und schwang mich in den Sattel, und dann zu Jraklis: „Und diese Frau ?"

„Die geht mit uns hinunter."

Es inußte also wohl so seine Ordnung haben, und da ich nichts dagegen einwenden konnte, daß sie bei uns blieb, so frug ich nicht weiter, rief dem Thier das ermunternde „Embrus" (vorwärts) zu und begann den Abstieg.

Ich mar lange genug in diesem Theil Griechenlands hin und wieder gewandert, um auf der Stelle die Fremdartigkeit auch in der Kleidung dieser Frau zu bemerken. Daß sie nicht aus Phokis stammte, war mir klar: der schilfgrüne Mäanderfaum ihres langen Uebergewandes unterschied sie deutlich von der Frauentracht Mittelgriechenlands. Jetzt ging sie mit muthigen Schritten in kurzer Entfernung vor mir her, und ich konnte sie unauffällig nach Belieben betrachten. Wie sie in ihrem Zustand es nur aushielt, so rüstig auszuschreiten! Und in welcher Haltung! Nicht rechts, nicht links wandte sie das Gesicht; immer geradeaus, als sähe sie irgendwo in blauen Femen ein winkendes Ziel, dein sie zustrebte. Keinen Blick warf sie auf die bunte Pracht der Schmetterlinge, die uns in erstaunlichem Gewimmel umflatterten. Die Bergcvclamen dufteten in solcher Fülle um uns, daß alle Gehänge wie märchenhafte hellviolettene Teppiche leuchteten. Jraklis pflückte mir ganze Arme voll der reizenden Blumen; aber die Fremde bückte sich nicht ein einziges Mal, um eine zu brechen und sich

ins Haar zu stecken, wie es sonst griechische Frauensitte ist. Sie trug
nichts in ihren Händen, nicht das kleinste Bündel, nicht Stock noch Stecken.
Ihre rothledernen Zaruchia (Bergschuhe) waren zerfetzt und glichen lose
um die Füße hängenden Sandalen. Und darin ging sie, ohne sich um
die Steine und Schrunde dieser ungeheuerlichen Felsentreppe sonderlich zu
kümmern, mit der Sicherheit einer Schlaswandlerin vorauf, und mein
kräftig ausschreitendes Mulari überholte sie nicht.
Absichtlich hielt ich mein Thier ein wenig zurück, um ihr einen kleinen
Vorsprung zu lassen und, von ihr nicht gehört, nun doch meinen Jraklis
auszufragen. Sie war kein gewöhnliches Menschenkind und kein gewöhn-
liches Menschenschicksal trug sie mit sich an Leib und Seele. Schon ehe
ich eine Ahnung dessen hatte, was hinter ihr lag, was vor ihr drohte,
quoll in meinem Herzen ein tiefes Mitleid auf mit dem armen stolzen
Wesen, das da vor mir den Berg hinabschritt, umflossen vom Adel eines
großen Unglücks.
„Woher kam sie?" frug ich den Agogiaten.
„Von Arachoma."
Arachowa liegt am östlichen AbHange des Parnaß und mindestens
acht Wegstunden von der Paßhöhe, an der ich mit ihr zusammengetroffen.
„Dort ist sie aber nicht zu Hause?" frug ich weiter.
„Nein, Herr, sie hat dort nur die letzte Nacht geschlafen."
So hatte sie also den weiten Weg in einem Zuge zu Fuß gemacht,
fast einen weiteren, wenn auch weniger beschwerlichen, als den ich in
gleicher Zeit von Delphi reitend zurückgelegt!
„Und woher stammt sie?"
„Das sagt sie nicht."
„Hast Du sie gefragt?"
„Ja, aber sie sagt es nicht; sie sagt gar nichts."
„Und wohin will sie?"
„Das sagt sie auch nicht. Hinunter, meint sie nur, ans Meer,
weiter nichts." Und dann nach einer Pause: „Ich glaube, Herrchen, sie
ist verrückt." Er sah mich bei diesen Worten forschend an, ob ich nicht
auch dächte, das seltsame Geschöpf sei verrückt; doch ich zuckte nur die
Schultern und erwiderte nichts.
Jäher und jäher wurde der Abstieg, der Stunde um Stunde durch
dichten Edeltannenmald hinabführte. Kurz vor Agorjani, dem noch hoch
am Parnaß klebenden Oberdorf dieses Namens, mar es, als bei einer
scharfen Wegewendung zuerst das purpurblaue Meer zwischen denThermopylen
und dem Othrys im abendlichen Sonnenglanz heraufleuchtete. Ich hatte
meine Karte ausgebreitet und ließ das Maulthier rasten, um behaglich
Umschau zu halten über das neue Landschaftsbild, und spähte nach dem
nördlichen Ufer des Malischen Meerbusens aus, wo der Karte zufolge das
Hafenstädtchen Stylida, mein Reiseziel für einen der nächsten Tage, liegen

mußte. Da hörte ich aus der Tiefe des Weges dicht unter mir ein leises
Aufschreien und dann ein Weinen wie von einem kranken Kinde, „O,
mein Gott, o mein Gott!" stöhnte es herzbrechend —: dem armen Weibe
mußte ein Leid geschehen sein. In wenigen Augenblicken hatten wir sie
erreicht, ich war vom Thier gesprungen und nun sah ich sie wieder. Sie
hatte sich unter einen hohen Myrthenbusch der Länge nach niedergeworfen
und blickte mit dürstendem Auge in die Richtung, aus welcher der schmale
blaue Meeresstreif zwischen den hier besonders hochstämmigen Lorber-
bäumen aufblitzte.
„Bist Du krank, Schwester?" frug ich sie.
Sie hob nach griechischer Art zur Verneinung den Kopf in den Nacken,
sah mich aber nicht an.
„Warum weinst Du aber und jammerst zu Gott? Bist Du krank,
so sag's und laß uns Dir helfen."
Statt der Antwort mies sie mit der Rechten, einer schmalen, dünnen
Leidenshand, hinüber auf die weiß schimmernden Pünktchen an? Nordufer
des Meeres und frug: „Wie heißt der Ort drüben? Ist das schon
Wolos?"
„Nein, das ist Stylida."
„Und Wolos, sieht man es nicht?"
„Nein, Schwester, das können wir von hier noch nicht sehen, das liegt
am Fuße jenes Berges." Und ich zeigte auf den lang hingestreckten Rücken
des Pelion, der fast den ganzen nördlichen Horizont abschloß.
Sie stöhnte dumpf auf, ließ den Kopf in die Hände fallen und
rührte sich nicht mehr. Ein Zittern aber durchflog ihren Körper, und mir
war's, als unterdrückte sie mit Heldenmuth ein immer wieder ausbrechendes
leidenschaftliches Schluchzen. Sie hier liegen zu lassen, während der kühle
Abendwind von den Berggipfeln niederschnob, wäre unmenschlich gewesen.
Augenscheinlich war sie sür heute am Ende ihrer Kräfte, und ihr Weinen
war vielleicht nur die Folge übermenfchlicher körperlicher Anstrengung.
Das Mindeste, aber auch das Einzige, was ich für sie thun konnte, mar,
ihr für den Rest des Tagemarsches bis nach dem Unterdorf Agorjani mein
Thier anzubieten; dort gab es Menschen, hilfreiche Frauen, vielleicht sogar
so etwas wie einen Arzt, — man konnte weiter sehen.
Ich kniete neben ihr in das Mvrthengebüsch und rührte ihr sanft die
Schulter: „Du bist sehr müde, Schwester?"
Sie nickte leicht.
„Aber hier kannst Du nicht bleiben, die Nacht sinkt nieder und es
wird kalt werden. Steig auf mein Mulari und sei guten Muchs."
Sie hob den Kopf, sah mich voll an und wollte etwas erwidern.
Ihre blassen Lippen zitterten, und große klare Thränen flössen über ihre
verhärmten Wangen. Dann hob sie sich mit den, Oberkörper vollends in
die Höhe, streckte mir die Rechte entgegen, und ehe ich mich dessen erwehren

konnte, hatte sie meine Hände ergriffen und wild geküßt. „Charistö" (ich
danke), hauchte sie, „Du bist gut."
Jraklis stand verlegen lauschend neben uns und beguckte bald sie bald
mich aus verwunderten Augen. Endlich frug er mich: „Was machen
wir mit ihr, Herr?" — Er hielt sie noch immer für verrückt.
„Aufs Mulari helfen wir ihr, Bruder, und meinen Mantel kannst
Du nur auch gleich losbinden, denn sie wird ihn nöthig haben, bis mir
Hinunterkommen."
Und so thaten wir. Sie ließ sich jetzt wie ein fügsames schwaches
Kind in den Sattel heben, nahm auch den wärmenden Mantel hin, und
so zogen wir zu Dreien durch die schon dämmernde Schlucht, vorüber an
manchem gespenstig in den Abendhimmel ragenden verbrannten Fichtenbaum,
unter mächtigem Platanenlaub, durch Lorberhaine und Mvrthenbüsche,
tiefer und tiefer zum Fuße des Berges hinab.
Ich ging neben dem Maulthier, um die Fremde vor den überhängenden
Baumzweigen zu warnen, unter denen der Weg entlang führte, denn sie
achtete mit halbgeschlossenen schweren Lidern nicht auf den Weg vor ihr,
noch auf die Menschen und Dinge um sie. Nur so ost ich ihr einfach
„bück' Dich!" rechtzeitig zurief, folgte sie mechanisch meinem Ruf; endlich
frug ich sie, um sie ein wenig aus ihrem Brüten zu wecken: „Kennst Du
Leute in Agorjani?"
Wieder erhob sie verneinend das Haupt.
„Aber Du mußt dort übernachten. Weiter können wir heute nicht
reiten."
Sie seuszte und machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte.
Aber erst nach einiger Anstrengung überwand sie wirklich ihre Scheu und
flüsterte, indem sie sich seitwärts zu mir niederbeugte: „Wenn ich ein
wenig geruht habe "
„Nun, was dann, Schwester?"
„Dann möchte ich weiter."
„In der Nacht?"
„In der Nacht! Der Mond kommt bald."
Beinahe Hütt' ich jetzt laut dasselbe gesagt, was Jraklis offenbar
dachte, denn er blinzelte mich verschmitzt an: sie ist doch verrückt. — In
ihrer Stimme aber bebte etwas, was nicht nach Wahnsinn klang oder doch
nur nach dem Wahnsinn eines unheimlichen, zielbewußten Entschlusses.
„Du findest den Weg nicht, Schwester; mein Führer hier hat mir
gesagt, der Weg von Agorjani über die Berge drüben nach den Thermopvlen
ist zu schwer zu finden. Bleibe bei uns, morgen ziehen wir weiter."
„Ich will nicht nach den Thermopvlen, Herr, ich will nach Wolos."
Armes Mrrchen, dachte ich, mit Deiner griechischen Geographie ist es
schwach bestellt; wie kannst Du anders als durch die Thermopvlen nach
Thessalien gelangen? Aber mir klangen noch ihre letzten Worte in den

Ohren nach; ich wiederholte sie stillschweigend und frug mich, mo ich diesen
Tonfall und manche fremdartige, weichere Wortform wohl schon gehört
haben mochte. Es klang mir ungewohnt, und doch hatte ich es in meinem
Leben schon einmal genau so gehört. Wo mar das nur gewesen? —
Das wachsende Dunkel zwang mich, des Weges zu achten, und riß mich
aus meinem Nachsinnen.
Es war mittlerweile wärmer geworden, und wir waren in eine der
schützenden Falten am Fuße des Parnaß auf der Nordseite gekommen, in
der kein Lüftchen ging. Der Weg senkte sich in großen Kehren zu Thal.
Schon zeigten sich vereinzelt Oelbäume mit ihren, silbergrauen Laub und
ihren wunderlich zersvaltenen Stämmen. Auch Weinfelder mit reifen,
schwarzen Trauben zogen sich zu beiden Seiten des Weges die Hänge
hinab, und mein Jraklis brach nach schöner Landesart vor den offenen
Augen der auf freiem Felde beim Keltern beschäftigten Winzer gemüthlich
die größten Trauben für sich, seinen Fremden und dessen Schützling.
Rauchwolken kräuselten sich vor offenen Kochfeuern über die Felder hin.
Hier und da blaffte uns ein svitzzahniger Hund an und mußte durch einen
drohend aufgehobenen Stein zur Ruhe gescheucht werden. Freundliche
Abendgrüße schollen herüber und hinüber. Das Ziel des Marschtages
konnte nicht mehr fern sein.
Ich sagte das der Reiterin; da bemerkte ich zu meiner Ueberraschung,
daß sie von einem mäßigen Laib groben schwarzen Bauernbrotes, das sie
in der Gürteltasche getragen haben mußte, mit einem der buntstieligen
plumpen peloponnesischen Messer sich ein Stückchen abschnitt und davon
aß. Ich hatte mich den Weg entlang so in den Gedanken hineingelebt,
ein ganz außerordentliches Wesen neben mir reiten zu sehen, daß ich mir
nicht beikommen ließ, sie möchte am Ende eines so langen Marsches
Hunger empfinden wie ein anderer Mensch. Und als das Mulari gerade
in diesem Augenblick durch einen flinken, gurgelnden Bergbach trappelte,
bat sie mich sogar, es anzuhalten, sie wolle absteigen und trinken. Ich
hieß sie ruhig im Sattel bleiben und reichte ihr von dem klaren Bach-
wasser zur Genüge in meinem Neifebecher. Als ich ihr aber eine der
pfundschmeren Trauben mit den großen süßen Beeren hinaufreichte, mies
sie die mit einer so entschiedenen Handbemegung zurück, daß ich wohl ein
geärgertes Gesicht machte, denn sie fügte gleich darauf mit entschuldigender
Betonung hinzu: „Ich esse nur Brot."
„Und Du trinkst nur Wasser?" frug ich ein wenig spöttisch.
„Ich trinke nur Wasser, Herr," erwiderte sie mit ernstem Gesicht.
„Hast Du ein Gelübde gethan, nur Brot und Wasser zu genießen,
Schwester?"
„Kein Gelübde, Herr, aber seitdem ich unterwegs bin " Sie
stockte und ließ dann wieder den Kopf auf die Brust sinken.
Jraklis mar aus seinem Entsetzen über die verrückte Reisegefährtin

paraskewula,
allmählich wieder zu sich gekommen. Die süßen Trauben und die Nähe des Nachtquartiers hoben seinen Muth, und so fing er denn wieder seinen Singsang an, zunächst allerlei ernste und lustige Zweizeiler, die lustigen nach der Art des griechischen Bauernvolkes in ebensolchem Leichenbitterton wie die ernsten.

Die Reiterin verzog keine Miene, verrieth durch keine Bewegung ihre Theilnahme. Wie sie so vornüber gebeugt im Sattel saß, umrahmten die langen Strähnen schwarzen Haares gleich einem Trauerschleier das bleiche Gesicht und hingen über das meißmollene Oberkleid nach allen Seiten sast bis zum Sattel nieder.

Jetzt begann Jraklis ein neues Lied, das in ganz Griechenland wohlbekannte furchtbare „Tragudi" von der armen Konstantina. Durch die linde Abendluft klangen die schluchzenden Verse wie ein Todtenklagelied und brachen sich an den Felswänden der Bergesfalte, in der wir einHerzogen. Und also sang er:

»Nicht du bist schuld, o Kosten«, nicht du, unselige Arme, —
Tie hündische Scliwicgermutter nur, die dich ins Bett getrieben.
Bereite, liebe Schwieger, dir, bereite dir das Lager,
Denn heut noch kehrt dein Kostas heim zu süfzem Liebeskosen."

Beim ersten Berse schon hatte die Reiterin sich im Sattel zurecht gesetzt und deni Sänger einen scheuen Blick zugeworfen. Ihre Unruhe steigerte sich bis zum Entsetzen, als Jraklis, ohne ihrer zu achten, mit Singen fortfuhr, indem er von Zeit zu Zeit eine Weinbeere in den Mund schob —:

„lind dort, im frühsten Morgengrau», zwei Stunden vor der Sonne,
Verspürte sie auf ihrer Brust den Druck der Silberknöpfe
Und wuszte, KostaS war das nicht, es war der — —"

„Siova!" (schweig), schrie auf einmal die Reiterin dem Führer zu, so laut und zornig und traurig zugleich, daß er mit offenem Munde stehen blieb, keinen Ton mehr vorbrachte und das Weib ängstlich anstarrte, als werde sie im nächsten Augenblick nach Art böser Geister ihm ein Leid anthun. Tann aber sich besinnend schüttelte er seinen gutmüthigen Lockenkopf, sah mich sanft lächelnd an und sagte nur: „Hab ich nicht Recht gehabt, Herrchen?"

Jedoch die Unterbrechung hatte ihre Wirkung gethan: er wagte nicht einmal, das Lied, welches die Reiterin so furchtbar erregt hatte, bis zu Ende zu singen. Und so rückte unsere kleine Karawane bald nach der siebenten Abendstunde in dem Unterdorf Agorjcmi ein, eben als hinter den Höhen von Euböa die Vollmondscheibe in den schwarzblauen Himmel schwebte.

II.
Bei einem Gevatter meines Jraklis, dem reichsten Bauern des armen braunen Hüttendorfes Agorjani, dem Panagiotis Purnaras, fanden wir freundliche Aufnahme nach gastlicher Landessitte. Trotzdem weigerte sich die fremde Frau, über die Schwelle zu treten, vielmehr kauerte sie sich auf den, hohen Treppensöller vor der Thür zum oberen Geschoß nieder. Der Panagiotis niit seiner behenden, neugierigen kleinen Frau, der Mango, hörte mit allen Zeichen des Schreckens des Jraklis Erzählung von der Art, wie Jene sich plötzlich zu ihm gesellt und wie sie sich unterwegs gegen uns benommen. Furchtsam segnete und bekreuzte die junge Mutter ihre drei auf dem Estrich spielenden Kinderchen vor dem gespenstigen Wesen draußen an der Schwelle. Doch wagte sie nicht, es hinmegzumeisen.
„In der Mittagstunde ist sie zu Dir gekommen?" frug mit scheuem Blick Panagiotis meinen Führer.
„Ja, es mar so um die Mittagsstunde, — nicht wahr, Afendi?"
Ich bestätigte, daß ich das Weib plötzlich um die Mittagstunde hätte über den Paß kommen sehen.
Da stand der Bauer auf, schloß behutsam die Thür, nachdem er der draußen Sitzenden überhöflich zugerufen: „Zum Guten!", um ihren etwaigen unheimlichen Absichten freundlich zu begegnen, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie ist eine Nerawe."
„Du meinst?"
„Ja gewiß, Afendi; bedenke: um die Mittagstunde, wann alle Geister umgehen! Sei froh, Jrakli, daß sie Dir nicht einen Schlag gegeben, wie das die Neraiden mit den Schläfern um die Mittagszeit thun, sonst lägest du noch mit zerbrochenen Gliedern oben am Parnaß.
„Vielleicht ist sie doch keine Nermde," wandte Jraklis sinnend ein.
„Sie aß Brot und trank Wasser, und sie weinte, und das thut keine Neraide; auch glänzen ihre Kleider nicht wie die von Neraiden, sie sind zerrissen und schmutzig. Sie wird nur irgend so ein Luftvhantasma sein; was meinst du, Afendi?"
„Ich meine, sie ist ein armes, unglückliches Weib und überdies schwangeren Leibes; wir müssen sie hereinholen und betten, denn morgen will sie weiter nach Wolos."
Die beiden Männer und die Bauernfrau schwiegen und blickten einander verlegen an. Keines wagte, zu der Fremden hinauszutreten und sie anzureden. Es war nicht Hartherzigkeit; insonderheit leuchtete der jungen Wirthin bei meinem Hinweis auf den hilfebedürftigen Zustand des fremden Geschöpfes das Mitleid aus den schwarzen Augen, wie sie zur Thür blickte. Dennoch mar ihr Grauen vor der unheimlichen „Welt da draußen" noch größer, wie der heutige Grieche alle jene unfaßbaren Wesen bezeichnet, von denen das Lhristenthum ihm nichts sagt und an die er doch

ebenso fest glaubt, wie seine heidnischen Vorfahren es gethan haben. Und nun faß draußen vor ihrer eigenen Schwelle im schimmernden Mondenlicht solch ein Wesen, und noch dazu eines, von dem man nicht einmal wußte, welcher Gattung es angehören mochte.

„Herrchen, Herrchen!" rief Jraklis mir warnend zu, als ich selbst zur Thür schritt und den breiten Eisenriegel zurückschob.

„Laßt mich allein mit ihr, mir thut sie nichts," sagte ich und trat hinaus auf den Söller.

Sie saß noch regungslos da, wie wir sie verlassen hatten, aber ein- geschlafen war sie nicht, denn beim Biegen und Knarren der dünnen Holz- bretter des luftigen Söllers hob sie den Kopf und versuchte zu lächeln, als sie mich miedererkannte. Sie schien in mich ein wenig mehr Zutrauen zu setzen als in ihre eigenen Landsleute.

Es war ganz still im Dorf geworden; die müden Winzer waren zur Ruhe gegangen. Nur mein Mulari ließ beim willkommenen Abendfutter aus mohlgefüllter Krippe drunten im Vorhof zuweilen fein Halsglöckchen ertönen.

Im blendenden Mondesglanze leuchteten alle Bergspitzen rundum, und gen Norden, wo das Meer tief ins Land hinein spülte, blitzte ein langer Streifen flüssigen Silberlichts auf. Große kalte Sterne glitzerten erbarmungslos aus weltfernen Höhen auf dieses einsame Weib. Der schnelle Bergbach murmelte sein eintönig Lied, heimelig rauschten die vielen Röhrenbrunnen im Dorf, sonst lag die Welt im Schlummer.

„Du mußt zu uns ins Haus kommen, Schwester," sagte ich ihr leise, gab aber meiner Stimme einen gemissen Ton der Strenge.

„Ich kann nicht, Herr."

„Ei was, warum sollst Du nicht können?"

„Ich kann nicht bei den Menschen sein."

„Es sind gute Menschen, komm!"

„Ich weiß, Herr, aber ich kann nicht."

„Weißt Du, was sie von Dir denken?"

„Nichts ärgeres, als was ich bin."

„Sie halten Dich für ein Gespenst, für eine Neraide."

Sie mußte doch lächeln. Dann schmieg sie eine Weile und blickte zu den Felsenhöhen hinauf, von denen mir heute herabgestiegen. Endlich sagte sie mit einem schnellen Entschluß: „Weißt Du denn, wer ich bin ?"

„Wie soll ich das wissen? Ich bin ja ein Fremder."

„Woher bist Du? Aus England?"

„Nein, aus Deutschland."

„Aus Deutschland — ja, das kenne ich auch! unser Lehrer hat uns auch von Deutschland gesagt. Das ist das Land, woher die Königstochter, unsere Sofia, kommen wird, nicht wahr?"

„Ja, das ist es."

Eduard Engel in Berlin,
„Dann wirst Du von mir schon gehört haben, sie kennen mich überall:
ich bin die Paraskemula!"
In ihrer Stimme bebte ein Ton, der mich durchschauerte. Es war
so wunderlich, so tragisch-lächerlich, aber ich konnte mir nicht helfen, es
machte mir denselben Eindruck wie jener Vers furchtbarer Offenbarung:
„Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geschlecht!" Nur hatte sie keinerlei
Geberde nach der Art einer Theaterheldin dabei gemacht, sondern sie hatte
sich nur still von dem Söller aufgerichtet, war dicht vor mich hingetreten
und sah mir ins Gesicht, als wollte sie mir daraus meine Gedanken über
sie saugen. Dann wiederholte sie leise: „Die Paraskemula, weißt du,
die aus Siderukastro in der Mani —"
Aus der Mani war sie also! Darum hatte ich auch gleich den
freinden und mir doch bekannten Klang ihrer Sprache gemerkt; mein Ohr
hatte in den drei Jahren, seitdem ich die Mani durchzogen, doch nicht Alles
vergessen. Aus der Mani, iin fernsten Süden des Pelovonnes, war sie
und wohl gar den ganzen Weg bis hierher —. Ich setzte meine Gedanken
laut fort und frug: „Du kommst jetzt geraden Weges aus der Mani?"
„Geraden Weges, Herr."
„Und wohl gar zu Fuß?"
„Wie sollte ich anders? Ich ging weg, wie ich war, nur ein Brot
und ein Messer nahm ich mit. Später haben sie mir unterwegs ein Stück
Brot geschenkt, wann ich drum bat. Ich ging gleich, als ich seinen Brief
bekam."
„Wessen Brief denn, Paraskemula, Aermste?"
„Wessen? Das weißt Du nicht? Hat es denn nicht in allen Zeitungen
gestanden?"
„Was weiß ich hier unterwegs von Zeitungen!"
„Dann kennst Du auch ihn nicht?" frug sie mit großen erstaunten
Augen.
„Wen denn?"
„Meinen Kostas!"
„Nein, den kenne ich nicht. Wie heißt er denn weiter?"
„Du kennst den Kostas nicht?!"
„Ich sagte Dir: nein, Schwester; wie sollte ich?"
„Kostas Papadopulos kennst Dn nicht?" sagte sie mit ungläubigen!
Staunen.
Scherzend antwortete ich: „Er ist wohl Dein Gatte?" Doch übel
bekam mir mein Scherz, denn fassungslos aufschluchzend sank das unselige
schöne Geschöpf zu meinen Füßen in die Kniee und wimmerte: „Nein, er
ist es nicht, — nein, er wird es niemals sein! — O Kostas, mein Armer,
— o Kostas, mein Geliebter, — wo bist Du, mein Augenlicht, mein
Seelchen, mein Held?!"
Ich mar mit meiner Männerweisheit zu Ende. Wollte sie mir von

selbst nichts weiter sagen, — abfragen mochte ich nichts, denn noch tiefer
als ihre Verzweiflung war' ihre Schani, und Männer sind in solchen
Fällen nichts nütze.
„Soll ich die Frau, die Mango, zu Dir herausrufen? Sie ist gut.
Sag ihr, was Du mir nicht sagen willst."
„O nein, Afendiko, lieber Dir, Du bist gut zu mir gewesen den
bösen Weg hierher."
„Gut, so sag mir, was Du zu sagen hast, und kann ich Dir Helsen,
so helf' ich."
„Mir kann niemand helfen, Herr!" Sie sagte das ganz ruhig, ohne
die Stimme zu erheben.
„Gott kann Dir helfe?, Schwester."
„Auch Gott nicht, Herr."
Es durchrieselte mich kalt bei ihren Worten: eine Griechin, die in
ihrer Noth nicht auf Gott hofft!
„Glauben sie bei Euch in Germania auch an unsern Gott?"
„Gewiß, Schwester, an den nämlichen."
„Und wenn sie zu ihm beten, so hilft er ihnen?"
„Ja, wenn die Menschen es verdienen."
„Bei uns hilft er nicht, Herr! — Nein, bei uns nicht. Ich habe
gebetet; o Herr, wie habe ich gebetet! Jeden Tag und jede Nacht, feitdem
das Unglück geschah. Und Kostas hat mir geschrieben, — sie holte aus
den Falten ihres Oberkleides ein ganz zerknittertes Stück Papier —, wie
auch er gebetet hat; aber Alles hat nicht geholfen. Wollt Ihr es missen?
Euch möcht' ich es sagen." — Ihr Athem ging hastig, es trieb sie zum
Sprechen, sich einer mitfühlenden Menschenseele anzuvertrauen. „Ja, ich
muß es einem Menschen sagen, sonst ersticke ich. — Nein, helfen könnt
Ihr mir auch nicht, nicht einmal der König kann mir helfen. Ich habe
ihm geschrieben, aber er hat sagen lassen, er will nicht Helsen. Aber sagen
muß ich es Jemandem. Kommt hinunter, hier könnten sie uns hören —
dort hinunter."
Ich nahm sie bei der Hand und stieg mit ihr die schwankende Stiege
hinab in den Hof, wo die große Kufe hoch mit Trauben gefüllt für den
werdenden Most dastand. Ein feiner Weingeruch durchdüftete die weiche
Abendluft, und ein leises perlendes Schäumen stieg aus den gährenden
Trauben zum Rande empor. Neben dem Faß bis zur Hofmauer schimmerten
die auf grober Zeltleinwand zum Trocknen ausgebreiteten, schneeigen
Flöckchen der Baummollblüthen. Eine lange plumpe Mulde lag umgestülpt
am Boden, hart an der Treppe, und bot uns Beiden einen engen Sitz
neben einander.
„Ich wollte lieber hier erzählen," sagte Paraskemula, „oben ist es
so hell," und sie zog ihr Manoili (Kopftuch) über die schwarzen glänzenden

Haanvellen, so daß ich, halb abgemandt wie sie saß, kaum etwas von ihrem Gesicht erblickte. —
„Ja, Herr, seit zwölf Tagen bin ich jetzt unterwegs," begann sie; „es kann aber auch ein Tag mehr sein oder einer weniger, denn ich bin schwach im Kopf geworden und kann nicht mehr gut zählen. Am Tage immer die Sonne und Nachts wenig Schlaf, da verlernt man das Zählen."
Dann unterbrach sie sich: „Hast Du — hast Du eine Schwester?"
Ich bejahte. Sie athmete erleichtert auf: „Dann kann ich erzählen, und Du kannst es verstehen. — Er hat keine Schwester gehabt."
„Du meinst den Kostas?"
„Den Kostas? Nein. Freilich, der hat auch keine, aber der hat ja mich gehabt. — Ich meine den Andern."
„Welchen Andern?"
„Den kennst Du auch nicht? Nun ja, wie solltest Du? Wassilis hat er geheißen!" — Sie spie bei dem Namen aus. „Der Hund! Der Wärwolf! In fremder Erde wird er verfaulen! — Nein, nicht verfaulen, die Erde wird ihn nicht verzehren, ein Wärwolf wird er werden!" Sie zitterte vor Haß und Zorn am ganzen Leibe. „Ja, das wird er! Ich habe es ihm am Kreuzweg zugeflucht, und das wenigstens haben Die da draußen erhört. — Ja so, ich wollte Dir erzählen. Es ist besser, daß Du es jetzt weißt, als daß Du es später erfährst, und falsch dazu. Und Du nimmst mich morgen wieder mit Dir?"
„Das thu' ich, und wenn Du es so eilig hast, schaffe ich ein Thier für Dich und mir reiten Beide."
„Das willst Du für mich thun, Herr?! O ja, thu' es. — Eilig? — O, ich wollte, ich wäre gleich dort, in diesem Augenblick! Vielleicht ist es schon zu spät, heut' ist noch Zeit, morgen vielleicht schon zu spät! O mein Gott! O mein Christus! O allerheiligste Jungfrau!" —
„Und wenn Tu mir Alles erzählt hast, so thust Du nach meinem Wunsch und legst Dich bei der guten Marigo zur Ruhe, damit Du morgen gesund weiter kannst?"
„Ja, Herr, das verspreche ich Dir." Sie reichte mir ihre kalten, zitternden Hände.
„Dich stiert, Paraskewula, Tu solltest ein wenig Wein trinken und Dich stärken."
Ich wollte mich erheben.
„Bleib sitzen, Herrchen, ich bin stark genug, ich muß nur ein wenig ruhen. Ich brauche keinen Wein, KoftaS hat auch keinen. Sie geben ihm nichts als Brot und Wasser,, warum sollte ich da wohl Wein trinken? Bei uns in der Mani trinken wir selten Wein; die Mani ist kein Land für Wein, Herr."
„Ich weiß, Paraskewula; aber Palliaren giebt es dort in Menge."
„Weißt Du das?" Und ihre Augen blitzten. „Ja, die giebt es

genug, und Kostas war der beste Pallikare. — Aber woher kennst Du die ManiZ"
„Närrchen, woher man sie eben kennt. Ich bin dort gewesen."
„Auch in Siderokastro?"
„Nein, leider nicht, aber in Pnrgos, in Kulumia, in Kitt« "
„O, auch in Kitta!" Und ein Freudenglanz überhuschte ihre Züge.
„Von Kitt« war ja auch mein Kostas, aber er konnte dort nicht bleiben, sie waren dort zu arm, und so kam er nach Siderökastro und baute sich eine Schmiede. Ja, ein Schmied mar der Kostas. Welch ein guter Schmied! Er machte Messer und machte Sensen und Hacken und Sägen und Spaten, und einmal hat er einen ganz neuen Pflug geschmiedet, besser als die fränkischen Pflüge, und Reifen um die Räder und um die^Eimer, und was machte er nicht! Und die Schmiede mar gerade unserem Hause gegenüber, den, Hause des PapSs (Priesters), meines Vaters, weißt Du. Aber eigentlich war ich nicht sein Kind, sondern nur sein Seelenkind."
„Sein Seelenkind?"
„Nun ja. Du weißt, wenn Jemand ein fremdes Kind zu Eigen nimmt, so heißt es bei uns sein Seelenkind. Ich bin ein Unglückskind gewesen vom ersten Tage meines Lebens. Mein Vater starb vor meiner Geburt, in Kalymnos beim Schroammfischen, ertrunken; meine Mutter starb zwei Tage nach meiner Geburt, und nur ich blieb leben, ich Unglückselige! Da erbarmte sich die Pavadiä (Priesterfrau) und nahm mich zu sich, denn sie hatte keine eigenen Kinder. Zu mir sind aber keine Miren (Schicksals-göttinnen) gekommen, um mich zu segnen, denn es mar Niemand da, um sie zu bewirthen, und so sind sie gar nicht gekommen; Du weißt wohl, Herr, ohne das kommen sie nicht, oder sie segnen nicht.
Nun, also das mit dem Kostas! Ich mar schon 15 Jahre alt, als er nach Siderokastro kam, und gleich den ersten Tag sah ich ihn, als er den Papäs besuchte, der ein Halbvetter seines Vaters war. Er war ein munderschöner Mensch, der Kostas; aber das war kein Wunder: sein Großvater war der Sohn einer Neraide gewesen. Manche glauben nicht dran, Manche sagen, es giebt gar keine Neraüden; ich aber weiß es besser: es giebt Nercüden.
Der Kostas mar groß wie ein alter Hellene, wie ein Gigandas, und stark, Herr, stark wie ein Löwe; ein Eisenmensch, sag ich Dir. Und dabei so gut, so gut, keinem Menschen hat er je was zu Leide gethan. Für Jeden hatte er einen Scherz, und nun gar für die Kinder! Für die machte er tausend Teufeleien aus Blech und Holz in feiner Schmiede. Gerade die Kinder mocht' er so gern, und darum sage ich, es ist gelogen, was sie von ihm sagen, erfunden und gelogen, und er schreibt es ja auch selbst, daß es gelogen ist. Hier in seinem Brief steht es, daß er unschuldig ist an des kleinen Jannaki Tode.

Wer der Jannskis ist? Du wirst es schon erfahren, Herr, laß mich
nur erzählen.
Ich hörte also den Kostas alle Tage der Woche in der Schmiede
hämmern und sah ihn am Sonntag in der Kirche, und er sah mich auch.
Und wenn es zum Tanze kam draußen auf der Tenne, so wußte er es
immer so einzurichten, daß wir Beide zuerst das Taschentuch faßten*) und
so den Tanz anführten. Und er mar der beste Tänzer im Dorf, aber auch
der beste Ballmerfer und der klügste Jäger, und weil er ein Fremder
war, ärgerten sich manche Bursche; die meisten aber mochten ihn doch
gern, denn Kostas besserte ihnen die Flinten aus, wenn sie entzweigingen,
und die Pistolen und die Messerklingen.
Am meisten aber haßte ihn der Wassilis, weil er merkte, ich tanzte
am liebsten mit dem Kostas, und srüher hatte immer der Wassilis mit mir
getanzt. Er war der Sohn des Antoniadis, des Reichen, des Dimarchen,
und darum glaubte er, das Seelenkind des armen Papüs müßte über-
glücklich sein, daß er Augen auf mich machte. Ich aber kümmerte mich
nicht so viel um ihn, wie ein Kürbiskern, denn Du mußt wissen, "
sie stockte und spielte verlegen mit den Fingern — „Kostas hatte mir
schon gesagt, daß er mich heiraten wollte, sobald er sich ein Haus neben
der Schmiede gebaut. Sonst aber wußte Niemand davon, nicht einmal
die Pavadi«,, obwohl die sich etwas dachte. Er hatte es mir gesagt, als
ich einen Melkeimer holen ging, um den er einen neuen Reifen gelegt
hatte. Und als er mir den Eimer gab und ich frug, wieviel der Reifen
koste, da sagte er mir, daß er gar nichts koste, wenn ich einen andern
Reifen von ihm annehmen wolle, und damit gab er mir diesen hier, den
er selbst geschmiedet; ist er nicht schön, Herr?"
Sie zeigte mir einen breiten, dünnen Stahlreifen an ihrem rechten
Mittelfinger mit allerlei gar nicht übel eingeritzten Figürchen, einem Herzen,
einem Pfeil und einem lodernden Feuer.
„Das mar nun gut, und eine schöne Zeit sing an. Im März mar
es, und gleich darauf begann Kostas sein Haus zu bauen, ein ganz hohes
mit einer steinernen Treppe davor, und oben drüber sollte ein Thurm
stehen, und ein Zimmer sollte sogar in dem Thurm sein, ganz so wie die
Häuser in Kitt« sind, sagte er, wo alle Palliaren solche Thurmhäuser
haben. Die Leute wußten nicht recht, warum er zu bauen ansänge, denn
für ihn allein mar in der Schmiede Platz genug. Der Wassilis aber
dachte sich, wie es mar, und als ich mit Kostas am ersten Ostertag wieder
auf der Tenne getanzt hatte, lachte Wassilis höhnisch und sagte abseits,
so daß nur ich es hören konnte: „Bettler und Bettlerin tanzen zusammen."

*) Das griechische Landvolk kennt keinen Paarctanz, sondern nur Reigentänze,
bei denen ein Vortänzer die ersle Tänzerin an einem bon Beiden gehaltenen Taschen»
tuch führt.

paraskewula, ^6?
Als er jedoch sah, daß ich böse wurde und vom Tanzplatz gehen wollte, kam er mir nach und gab mir gute Worte und bat und beschmor mich, ihn zum Manne zu nehmen, denn er könne ohne mich nicht leben. Und wenn ich es nicht thäte, so gäbe es ein Unglück. Was sollte ich ihm antworten? Ich sagte, er solle nie wieder so etwas reden, sonst werde ich es dem Kostas sagen. O, hätte ich nur das nicht gethan! Aber im Mai sollte ja schon die Hochzeit sein oder im Juni, und warum sollte der Wassilis es da nicht auch wissen? Damals mußte es auch schon der Pap^s und die Papadi« und waren es zufrieden. Wenn man einen Menschen lieb hat und er hat einen wieder lieb, kann es da nicht die ganze Welt wissen?
Der Wassilis aber lachte höhnisch auf, spie aus und sagte dann: der Kostas kriegt Dich nicht, der Bettler! Ich werde Dich kriegen! — Da wurde ich aber zornig und stieß ihn mit der Faust vor die Brust und rief: Kein Anderer soll mir je die Fingerspitzen berühren als Kostas allein! — O, Herr, was für ein Gesicht machte Wassilis da! Wie ein Wärwolf, sag ich Dir. Ganz weiße Augen, und die Zähne spitzten sich nur so hinter den offenen Lippen. Aber feige mar er wie ein Hund, wie ein verfluchter Türke, denn nun bat er mich, ich sollte dem Kostas nichts verrathen, er wollte auch nie wieder die Augen zu mir erheben, nur dem Kostas sollte ich es verschweigen; verriethe ich ihn, so ginge es dem Kostas schlecht, und wenn er ihn von hinten erschießen sollte! Wie ich den feigen Schuft sah und hörte, ekelte er mich so, daß ich ihm Alles versprach, nur um ihn loszuwerden. Ich sagte aber auch dem Kostas nichts davon. Zehnmal nahm ich es mir vor und zehnmal unterließ ich es. Was willst Du, Herr: der Wassilis war eben der Sohn des Dimarchen, und wenn Kostas sich mit jenem etwas zu schaffen machte, so konnte ihm der Vater das Leben in Siderokastro böse und bitter machen, und das Haus war schon halb fertig, — also ich schwieg. Der Wassilis aber that auch so, als ob er mich nicht mehr kennte und seine Gedanken von inir abgewandt hätte, so daß ich wieder ganz froh wurde. Und dann auf einmal kam das Unglück über mich und den Kostas! "
Sie saß mit weit aufgerissenen Augen da und starrte in die Mondesscheibe. Ich wagte ihr nichts zu sagen.
„In der Nacht vor dem heiligen Jrenentage hatte ich von Mäusen geträumt, und die Papadiü sagte gleich, das bedeute ein Unglück. Kostas jedoch, dem ich es erzählte, lachte mich aus: in Kitt« glaube man an so etwas nicht, da bedeute das Träumen von Mäusen, daß man viele Kinder bekommen werde. Und er lachte und neckte mich so, daß ich mich schämte, denn bis zu unserer Hochzeit waren noch zwei Wochen; sie sollte am ersten Junitag, am Freitag, einem Glückstag, sein, — und ich gab ihn, einen Klaps auf die Hand. — O, Herr, und das war das Letzte, was ich Kostas

angethan: geschlagen Hab ich ihn! Und seitdem haben meine Augen ihn nicht wieder gesehen! —

Kostakis rief mir noch nach: „Viele, viele!" und lachte. — Er war immer ein lustiger Bursche gewesen, und das war das Letzte von seiner Stimme, was ich vor dem Unglück gehört, denn gleich darauf stieg ich zum „Eisenberg" hinan, wo der Pav^s sein kümmerliches Gerstenäckerchen hatte, um dort die reifen Halme zu schneiden. Sie sagen aber nur so: „Eisenberg", denn es wächst dort kein Eisen, nur weil sie mal vor langen Zeiten, vor 3t) und 40 Jahren, alte eiserne Schwerter und Lanzen dort in der Erde aufgefunden, nennen sie ihn den Eisenberg.

Gut, wie ich so auf dem Felde bin und schneide und schneide und noch an meinen Traum denke und an Kostakis lustige Worte und so vor mich hin lache, höre ich hinter mir etwas übers Feld schleichen. Ich drehe mich um, doch seh ich nichts, und weiter hinaus mar der Blick durch die blühenden Rosenlorbern verdeckt. Denk' ich, es wird ein Hase gewesen sein oder ein Bergfuchs, und schneide weiter. Da, wieder das Schleichen, darin ein Sprung, und eh ich mich umdrehen kann, hat mich Einer von hinten um den Leib gepackt und mich zur Erde niedergeworfen und mich geküßt, daß ich nicht schreien konnte, und mir vor Schmach und Ekel beinahe die Sinne vergingen. Der Wassilis war es, der mich einsam hatte hinaufgehen sehen, und in dessen Hände ich nun gegeben war. Sein Gesicht war wie ein Hahnenkamm so roth, und seine Augen blitzten wie Schlangenaugen. Ich mehrte mich, so gut ich konnte, und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Aber da kam die Wuth über ihn, noch stärker als zuvor, und er brüllte mich an: ,^Haben will ich Dich oder ich tödte Dich!" und dabei wollte er mich packen und mich bezwingen "

Sie schmieg vor Scham und Abscheu. Oben ging die Hausthür mit leisem Knarren: die Bäuerin hatte sich ein Herz gefaßt, wie sie unten hatte sprechen hören, und durch ein Späitchen hinausgeblickt. Ich rief ihr zu: „Wir kommen bald, beruhige Dich, mir geschieht nichts."

Paraskewula fuhr fort: „Er bezwang mich nicht, denn damals mar ich noch stark und ich hielt seine Hände und biß hinein, daß er vor Schmerz und Wuth aufheulte. Endlich gelang es ihm, mich von sich zu schlenkern, und dann griff er meine Hände mit seinen Fäusten und schleppte mich hinter sich drein übers Feld den Eisenberg hinan, immer höher, bis mir die Sinne schwanden. Er trug sein Gewehr über den Rücken, dasselbe, das Kostas ihm erst vor wenigen Tagen wieder in Ordnung gebracht, dem Hunde! Ich habe um Hülfe geschrien und die allheilige Jungfrau angerufen; aber das Feld ist über eine Stunde vom Dorf hoch am Berge gelegen, — wie sollte mich da jemand hören? Und als er merkte, oafj ich von Sinnen sei und mich nicht mehr wehrte, schleppte er mich bis nahe zur Spitze des Eisenberges und dann über den Kamm nach der anderen

Seite hinüber, wo es wieder zum Meer hinabging. Dort wußte er Bescheid, denn er hatte dort oft gejagt, und endlich schleppte er mich in eine tiefe, niedrige Höhle, wie deren am Eisenberg und in der Mani überall so viele sind. Es war aber so finster darin wie in einem Sack. Er warf mich zur Erde und drückte mich mit aufgestemmten Knie nieder, daß ich vermeinte, mir bliebe der Athem weg und ich müßte gleich sterben. Dann band er mir mit seinem Flintenriemen die Füße zusammen, daß ich nicht weglaufen konnte, ganz wie einem Lamm, das man zu Ostern schlachten will. — Du weißt, Herr, es kommt bei uns in der Mani vor, daß ein Bursch ein Mädchen raubt und in die Berge schleppt; aber nur, wenn ihre Eltern nicht zugeben wollen, daß er sie heirathe. Nachher' geben sie es bald zu, und dem Burschen geschieht nichts. Warum auch? Wenn die Beiden unter sich einig sind, warum soll er sie nicht wegschleppen, wenn er sie mit guten Worten von den Eltern nicht kriegen kann? Aber nie hat einer in der Mani gethan, was jener Teufel an mir gethan, nie und zu keiner Zeit.
Was in Siderökastro inzwischen und nachher geschehen, das habe ich erst später erfahren, erst als ich vor das Gericht nach Sparta gerufen wurde, um Zeugniß abzulegen über den Wassilis und den Kostas. — Als dieser am Abend hörte, ich sei vom Eisenberg nicht zurückgekommen, suchte er mich zwei Nächte und zwei Tage lang. Er kannte aber die Höhlen am Eisenberg noch nicht so gut, wie die Anderen. Einmal war er mir so nahe, daß ich seinen Ruf hören konnte; aber der Wassilis hielt mir den Mund mit seinem Gürtel zu, daß ich nicht antworten konnte und meinte, ich müßte ersticken.
Dann ging Kostas zum Dimarchen, um sich mit dem zu besprechen, was zu geschehen habe, und daß er ihm helfen solle, mich aufzusuchen. Damals dachte Kostas noch nicht an den Wassilis, aber im Hause des Dimarchen merkte er bald, wie die Sache stand. Der Wassilis hatte von seiner hündischen Absicht zu dem zweiten Bruder, dem Nikolaos, der allein zu Hause mar, kein Hehl gemacht, und dieser freche Hund — sie waren Alle eine hündische Familie, Herr — sagte dem Kostaki ins Gesicht: „Die Paraskewula wird wohl ihre Hochzeit mit dem Wassilis in den Bergen halten; die hat es fein angestellt; hättest Dich beeilen sollen." Als Kostas diese Worte vernahm, hat er den Niko bei den Schultern gepackt und gegen die Wand geworfen, daß sie beinahe geborsten ist, und hat ihm zugeschrien: „Sterben mußt Du, und Ihr Alle müßt sterben, wenn es so ist. Willst Du mir sagen, wohin Dein Hund von einem Bruder die Paraskemula geschleppt hat?"
Der Niko hat entweder nichts von dem Versteck gewußt, oder er hat nichts sagen wollen, und wie er schwieg, hat Kostas ihn um die Kehle gepackt und gewürgt, bis er blau im Gesicht wurde und dann schwarz und dann todt umfiel. Darauf hat Kostas seine Flinte genommen und ist wieder zu dem Eisenberg hinaufgezogen. Ich habe ihn wieder rufen hören und auch dem Wassilis hat er zugerufen: „Komm her, Du Hund, Du Gottverfluchter,

daß ich Dich erwürge wie Deinen Bruder!" Und er hat seine Doppelflinte drei Mal abgefeuert, um mir ein Zeichen zu geben; aber wieder hat mir der Wassilis den Mund zugehalten, daß ich nicht rufen noch mich rühren konnte. In der Nacht aber nach diesem Tage, als ich vor Kummer und Elend fest eingeschlafen mar, da — da hat er mich bezwungen und hat mich in dieses Unglück gebracht, worin Du mich jetzt stehst." Sie hatte sich von mir noch weiter abgemandt, als sie mir dieses Gräßlichste erzählte, und nur mit Mühe vernahm ich die Worte, die sie sprach.

„Und jetzt, Herr, weißt Du, warum ich ging und ging und mich nicht sorgte um das Gewürm, das ich in meinem Schooß trage; — warum ich mich verfluche und was in mir ist, und nicht wünsche, die Stunde zu erleben, wann ich das Kind jenes Teufels ans Licht gebären muß." —

„Aermste!"

„Noch nicht, Herr, noch nicht! Höre nur, was alsdann geschah."

„Mit Kostas?"

„Ja, mit Kostas! O, der Pallikare, der Löwenherzige! Das Erste, was er that, als er verzweifelt vom Eisenberg ins Dors zurückkam, war, daß er dem Dimarchen begegnete. Ter lauerte schon auf ihn mit seinen beiden Söhnen Lukas und Dimitri und noch drei Anverwandten, um ihn zu fangen und ihn vors Gericht nach Sparta zu schleppen. Als ob Koslas sich nur so fangen und schleppen ließe! Noch ehe der Dimarch ihn gesehen, hatte Kostas schon seine Flinte angelegt und ihn mitten durch die Brust geschossen. Dann schlug er den Dimitri, den dritten Bruder, mit dem Flintenkolben nieder, das ihm das Hirn herausdrang, und fort mar er. Von den Kugeln, welche die Anderen ihm nachschössen, traf ihn keine, Gott ließ das nicht zu.

Dann hat er Tag für Tag auf der Lauer gestanden; aber die Hunde wagten sich nicht mehr vor die Thür. Jedoch was thut Kostas, Herr? Neben dem Hause des Dimarchen hat ein hoher, hoher Wallnußbaum gestanden mit langen, dicken Aesten, die sich bis über das Dach hinbreiteten. In der Nacht, wie es ganz dunkel ist, schleicht Kostas sich unter den Baum, die Hofhunde fahren auf ihn los und bellen, bis das Haus innen lebendig wird, so viele überhaupt noch von den Teufelssöhnen lebendig waren: noch zwei und außerdem der kleinste, Jannakis; aber der war erst sieben Jahre alt und hatte noch kein Böses gethan. Kostas läßt die Hunde bellen und klettert auf den Wallnußbaum und von dort aufs Dach, und wie der Lukas und der andere Sohn, der Spiro, mit den Gemehren vor die Thür treten, sehen sie Niemand. Die Hunde aber bellten wie toll zu dem Baum hinauf. Da singen sie an, in das Geäste hineinzuschießen, denn sehen konnten sie nichts, weil es rabenfinster war. Und sie riefen den kleinen Jannakis und sagten ihm, er solle ihnen mit Fichtensvähnen leuchten, das; sie den Kostas vom Baum herunterschössen. Indessen aber ist Kostas aufs Dach gestiegen, hat die Schindeln abgerissen, ist in den

Bodenraum gesprungen und dann hat er sich in den unteren Flur geschlichen,
und wie der Jannakis mit den brennenden FichtenspShnen draußen leuchtet,
hat er den Lukas und den Spiro aus ihrem eigenen Hause heraus durch
den Rücken geschossen. Er hat auch den Jannakis gesehen, wie der sich
hinter die steinerne Treppe verkroch; dem Kinde aber wollte er nichts zu
Leide thun, nachdem er die Männer alle erschossen. Seht, Herr, darum
sage ich, er ist unschuldig an dem Tode des kleinen Jannakis, denn wenn
er auch den hätte tödten wollen, hätte er ihn nicht gleich getödtet?"
„Aber Jannakis ist doch getödtet worden?" wandte ich ein.
„Nein, nicht getödtet worden, — hier lies, was Kostas mir ge-
schrieben hat und was er den Richtern in Wolos gesagt hat, aber sie
haben es ihm nicht glauben wollen, und doch hat Kostas in allem die
Wahrheit gesagt."
Sie zog aus ihrem Oberkleid denselben zerknitterten Brief, den ich
schon einmal gesehen, zeigte mir die Stelle, und ich las, mich ins Mond-
licht vorbeugend, die von ihren Thränen und von den mannigfachen
Falten im Papier halb vernichteten Sätze in sehr unorthographischem, aber
kernigem Mainoten-Griechisch:
„Was sie davon erzählen, daß ich den Jannakis, den Kleinen, auch
getödtet habe, das glaube Du nicht, meine Paraskewula, denn es ist ge-
logen. Ich habe es den Geschworenen und den Richtern erzählt und
wieder erzählt, wie es war, aber sie haben es mir nicht geglaubt. Gott
weiß es besser. Wäre er größer gewesen und älter, so Hütt, ich es gethan,
aber ich habe nur die Männer getödtet, nicht einen Knaben, dessen Herz
noch nichts Böses wußte. Und wenn ich jetzt zu Dir lüge, Paraskewula,
so soll die Erde mich nicht verzehren! — Mit des Jannaki Tode ist
es aber so zugegangen. Ich schlich nach jener Nacht, da ich die beiden
letzten Hunde erschossen, immer Abends im Zwielicht ums Dorf, um zu
erspähen, ob sie Dich gefunden oder ob der Wassilis zurückgekehrt
sei. Einmal Hab' ich auch Deinen Vater, den Pav»s, draußen bei den
Oliven angetroffen und ihn befragt; das kann er Dir nur bestätigen.
Und wie ich eines Abends, es mar ein paar Tage nach dem Begräbnis
der Beiden, so heranschleiche und mich hinter der Kirche verberge, denn
hinein getraute ich mich nicht, da sehe ich den Jannaki auf der obersten
Kirchtreppenstufe stehen, und er springt im Spiel die Stufen herunter und
wieder hinauf, wie es Kinder ja in der Art haben. Ich bleibe eine
Weile verborgen hinter dem Feigenbaum an der Kirche, und wie ich denke,
der Jannaki sieht mich nicht, will ich mich davon machen. Da erblickt
er mich plötzlich, wie er eben herabspringen will, erschrickt und schreit auf
und fliegt die Stufen hinunter und überschlägt sich dabei und fällt mit
dem Kopf vornüber gerade auf die Kante der untersten Stufe und bleibt
auch gleich todt liegen: und in dem Augenblick sehe ich eine große schwarze
Schwalbe über das Kirchdach fliegen, dann war sie verschwunden. Du

siehst also, daß es der Charos selber war, der den Jannaki getödtet hat, und nicht ich; denn der Charos kommt manchmal über die Menschen wie ein Adler, manchmal aber auch wie eine Schwalbe, und ich denke, bei den kleinen Kindern wird er wohl als Schwalbe kommen. Du weißt ja auch, was der Charos zu seiner Mutter sagt, und was sie bei uns singen:
„Find' ich wo drei, so nehm' ich zwei, und find' ich zwei, — den einen,
Und find' ich einen ganz allein, so nehm' ich diesen einen."
Und so ist es mit Jannaki gegangen und nicht anders, und darauf will ick) sterben, wenn es dem Könige so gefällt."
„Ich glaube, was Kostas schreibt," und ich sagte ihr damit keine Unwahrheit.
„Sei gesegnet. Du und Deine Mutter und Schwester! Die Richter und die Herren in Athen und der König haben es nicht geglaubt. Zwei Tage noch und zwei Nächte hielt mich das Unthier gesangen in der Höhle, aber er hat nicht mehr gewagt, mich anzurühren. Ich hatte ihm, als ich in jener Nacht erwachte und die Knöpfe seiner Jacke auf meiner Brust fühlte, einen Ohrlappen abgebissen. Er hatte mir die Füße binden können und auch die Hände, aber meinen Zähnen konnte er nicht Gemalt anthun. Am dritten Tage ging er weg und ließ mich gebunden halbtodt liegen. Ich hatte seit zwei Tagen nichts getrunken und nichts gegessen; ich wollte mich verhungern lassen, nachdem mir solche Schande angethan. Als ich aber Stimmen vernahm, Hirten, die über den Berg kamen und unwissentlich an dein Eingang zur Höhle vorübergingen, da erwachte in mir die Lust zu leben und mein Dorf wiederzusehen und meinen Kostas, und ich schrie, bis sie mich suchten und fanden. Und dann erfuhr ich Alles in Sidewkastro, nur von Kostas und Wassilis mußte Niemand zu sagen, wo sie geblieben waren. Hätte ich nicht immer noch gehofft, Kostas werde zurückkommen, obgleich sie einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten, fünfhundert Drachmen, — nicht einen Tag länger hätte ich gelebt. So aber wartete ich, ob ich nicht etwas von Kostas hören möchte. Der aber war verschwunden, als hätten ihn die Tartara der Erde verschluckt, und auch von dein Hund, dein Wassilis, hörten wir nichts. Es kamen aber Richter und Oberrichter und alle solche Leute nach Sider6kastro, und ich mußte selber bis nach Sparta hinabgehen und dort Zeugniß ablegen. Nur das, was mit mir in der Höhle am Eisenberg geschehen mar, sagte ich ihnen nicht. Und als zwei Monate vergangen waren, da kam eines Tages der Steuereinnehmer von Gythion ins Dorf und der erzählte, was vor einer Woche geschehen war und was sie nach Athen und in die anderen Städte geschrieben hatten mit dem Telegraphen: der Wassilis mar entflohen vor der Rache des Kostas, als er erfahren, was mit seinem Vater und seinen sämmtlichen Brüdern geschehen war. Und er war immer weiter nach Norden geflohen, nach Korinth und noch weiter, und endlich war er nach Thessalien gekommen, wo früher die Türken wohnten, und

da glaubte er in Sicherheit zu sein. Jedoch der Kostas mar ihm auf der
Spur; er hatte erfahren, aus den Zeitungen, — denn er kann lesen, mein
Kostas —, was ich vor den Richtern erzählt und daß ich dem Wassilis
das Ohrläppchen abgebissen, und viele Leute hatten unterwegs solch einen
Vermundeten gesehen, und so ging Kostas immer dem Gerede der Leute
nach. Und endlich in Wolos am Hafendamm, wo sie die Eisenbahn ent-
lang gezogen haben, da sah Kostas den Wassilis, wie er, um sich Brot
zu verdienen, an den eisernen Wagen schob, und sprang auf ihn los
und stieß ihm sein Messer in den Nacken, daß es vorn am Hals heraus-
kam, und der Hund siel nieder unter die eisernen Wagen, und die rollen-
den Räder gingen über ihn weg und schnitten ihm den Kopf ab. — Das
erzählte der Steuereinnehmer in Siderökastro beim Papäs. Ich stand
dabei und that einen lauten Freudenschrei, — und in dem Augenblick
fühlte ich zum ersten Mal, wie das Kind jenes todten Hundes sich in
meinem Schoß regte!" —

Die besorgte Bäuerin erschien mit einem brennenden Kienspahn oben
auf dem Söller und leuchtete nach uns.

„Gleich, Schwester," rief ich ihr zu, aber mir mar die Kehle wie
zugeschnürt, daß sie mich kaum verstand. Sie blieb oben stehen und
leuchtete sorgend weiter.

Ich erhob mich und nahm Paraskemula bei der Hand, so daß auch
sie aufstand.

„Du fragst mich nicht, was mit Kostas geschah, Herr?" sagte sie
mit hinsterbender Stimme.

„Was soll ich noch fragen, Schwester, Aermste?"

„Ich muß Dir's aber sagen, damit Du wissest, warum ich gehe und
gehe. Sie haben Kostas gerichtet und haben ihn zum Tode verurtheilt,
und das Schiff mit dem Halsbeil darauf und mit dem Henker und den
Soldaten holt ihn ab von Wolos, wo er im Gefängniß sitzt, und es wird
ihn nach Gnthion führen, und dort schneiden sie ihm den Kopf ab, bloß
weil er den Jannaki getödtet habe, und doch ist er ganz unschuldig daran.
Das mit dem Vater und den anderen Hunden wollten ihm die Oberrichter
und der König verzeihen und sie hätten ihm das Leben gelassen und ihm
nur die Freiheit genommen; nun aber nehmen sie einem Unschuldigen das
Leben! Vor zwei Wochen aber oder so bekam ich einen Brief von ihm,
diesen hier, darin bittet er mich, ich möchte nach Wolos kommen, er wolle
mich noch einmal im Leben sehen. Und wie ich den Brief bekommen habe,
bin ich aufgestanden und bin fortgegangen, immer nach Norden, und habe
nach Wolos gefragt, und nun, wenn ich hinkomme, wer weiß — —"

„Morgen reiten wir, so schnell uns die Thiers tragen können, und
nun komm und ruh Dich, damit Du morgen bei Kräften feiest."

Ich faßte ihre Hand; sie ließ sich führen ohne Widerstand, und so
stiegen mir zu der doch ein wenig furchtsam zurückweichenden Bäuerin die

Treppe hinauf und fanden ein Jedes unsere Lagerstätte bereitet, so gut
die bunten Teppiche und Decken über harten Brettern solche lieferten.

III.

Vor Thau und Tage saßen wir auf, diesmal auf zwei Maulthieren,
denn es war meinem findigen Jraklis noch zu später Abendstunde gelungen,
in dem Bergdörfchen beim Schänkmirth ein Neitthier für Paraskemula
aufzutreiben. Ich hatte ihm und meinen bäuerlichen Gastfreunden nur
mitgetheilt, daß sie nach Wolos eile, um einen sterbenden Anverwandten
zum letzten Mal zu sehen, und daß sie im übrigen keine Neraide, sondern
ein ganz gewöhnliches, nur sehr unglückliches Menschenkind sei. Als ich
sie beim erblassenden Schein des Mondes am Brunnen, dran sie sich
gewaschen, unten im Hofe begrüßte, sagte sie mir, zum ersten Mal, seit sie
auf dieser Wanderschaft sei, habe sie geschlafen wie früher als Kind, bevor
das Unglück über sie hereingebrochen: „Ich habe mein Herz erleichtert,
indem ich Dir Alles erzählt habe, darum habe ich geschlafen."
Ich zwang sie, ein winziges Täßchen der schwarzen, duftenden Brühe
zu trinken, die man in Griechenland, mit mehr Recht als sonstwo, Kaffee
nennt; mein Hinweis auf die Unmöglichkeit, sonst bei guten Kräften schnell
vorwärts zu kommen, genügte, um sie zu Allem gefügig zu machen. Nur
Wein rührte sie unterwegs nicht an, und ich drang nicht in sie. Als wir
zum Meere hinunterstiegen, an den Abhängen des Kalidromos entlang durch
die Thermopnlen ritten, und sie die blauen Wellen nahe zur Rechten
schimmern sah, wurde sie hoffnungsvoller: „Wolos liegt am Meere,"
sagte sie. Sie hatte es sich wie etwas Selbstverständliches gefallen lassen,
daß ich ihr das Maulthier stellte, und sie dankte mir nur noch durch
ein liebliches Neigen des Kopfes, als ich ihr sagte, in Stylida sollte
das Reiten aufhören, dort würde ich sie auf ein Schiff bringen und die
Ueberfahrt nach Wolos für sie bezahlen. Sie nahm jetzt von mir einen
jeden Gefallen init jener feinen, stillen Anmuth hin, die dem freudigen
Geber das lästige Entgegennehmen lauten Dankes reich ersetzt.
Müde kamen mir zu noch späterer Stunde als Tags zuvor nach
15-stündigem Ritt, nur unterbrochen durch eine kurze Mittagsrast in den
Thermovylen, in Lamm, der Hauptstadt der Doppelprovinz Phokis-Phthiotis,
an. Ich brachte Paraskemula in dem ganz ordentlichen kleinen Gasthof
des Nestes unter und ließ ihr ein herrschaftliches Zimmer geben zum
Staunen des Wirthes, der große Augen machte, als er die zerrissenen
Schuhe und die abgenutzten Kleider der Fremden sah. Doch hütete ich
mich, ihm zu sagen, wer sie sei, sprach nur von einer armen unterwegs
getroffenen Frau aus dem Peloponnes, die zu ihrem Manne nach Wolos
wolle und die ich unter meinen Schutz genommen, weil sie in ihrem Zu-
stand unmöglich länger zu Fuße wandern könne.
Ich hatte sehr wohl daran gethan, denn wie ich mich Abends mit

einigen Offizieren im Speisezimmer des Gasthauses unterhielt, vernahm
ich eine Nachricht, die Paraskewula, wenn sie davon erfahren, sogleich
aufgescheucht und noch bei Nacht und Nebel hinausgetrieben hätte. Es
mar das Stadtgespräch des schläfrigen Nestes, wie es zur Stunde wohl
das Stadtgespräch in jedem griechischen Orte war, wo es eine Telegraphen-
anstalt gab: Kostas, der fünffache Mörder, mar aus dem Gefängnis; in
Wolos ausgebrochen, war eine Woche verschollen gewesen und gestern
Mittag in Stylida wieder ergriffen morden, also etwa zur selben Stunde,
als ich Paraskewula auf dem Abhang am Parnaß zum ersten Mal erblickt
hatte. Jetzt mar er wieder doppelt gefesselt auf dem Regierungsdampfer, der
auf telegraphischen Befehl sofort von Wolos eingetroffen war, und morgen
Mittag sollte die traurige Fahrt auf dem Henkerschiff südwärts gehen,
der Küste der Mani zu und dann nach Gythion. Das griechische Gesetz
schreibt nämlich vor, daß jeder Mörder an der Stätte, oder doch in der
Nähe, wo er seine Blutthat verübte, sie auch büßen muß, und so grebt es
denn nach Zwischenräumen einiger Jahre in Griechenland das entsetzliche
Schauspiel des wandernden Fallbeils, welches sammt dem Henker und
den Verurtheilten auf einem Kriegsschiff von Hafen zu Hafen gefahren wird.
Ich mar mit einer allgemeinen Empfehlung des leitenden Ministers
an alle ihm unterstellten Behörden ausgerüstet und zum ersten Mal auf
dieser Reise machte ich davon Gebrauch. Noch am späten Abend telegra-
phirte ich an den Kapitän des Dampfers, der den lieblichen Namen «Die
Nachtigall" führte, ich würde am Vormittag des nächsten Tages mit der
Paraskewula, die ich zufällig unterwegs angetroffen, in Stylida anlangen
und bäte ihn, mir und meinein Schützling den Besuch des Schiffes und
seines Hauptpassagiers zu gestatten. Ich berief mich auf die Empfehlung
des Ministers, die ich mitbrächte, und bat um sofortige Antwort. Kaum
eine Stunde drauf kam auf meine dringende Anfrage die höfliche Ge-
währung und die Bitte, vor 12 Uhr Mittags in Stylida zu sein.
Und so geschah's. Paraskewula hatte bis in den hellen Morgen
hinein geschlafen und ihre Blicke leuchteten, als sie ein gut bespanntes
Wäglein vor dem Gasthaus stehen sah zur eiligeren Fahrt nach Stylida,
denn dorthin gab es schon eine gute Fahrstraße. Leider war das Amts-
geheimniß von dem Telegraphiften nicht gewahrt morden, denn als wir
in den Wagen stiegen, hörte Paraskewula aus der neugierig umstehenden
Menge mitleidige Rufe: „Das ist die Paraskewula, die Aermste! Gott
erbarme sich ihrer!" — Aber bald waren wir den Hügel, auf dem Lamm
liegt, hinunter und rollten, von einer dichten weißen Staubwolke gefolgt,
auf das schon von hier sichtbare Stylida los. Und jetzt erzählte ich ihr
vorsichtig und schonend, was ich mußte, wie der Zufall es glücklich gefügt,
daß sie schon in wenig mehr als einer Stunde ihren Kostas sehen werde.
Ich hatte mich auf einen stürmischen Ausbruch schmerzvoller Freude gefaßt
gemacht, aus Thränen und Gesckrei und Heiligenbeschmörungen. Sie wurde

aber ganz still, schloß vor dem deutlich herüberschimmernden Stylida die Augen, und alle Zeichen tödtlichen Grauens standen auf ihrem stummen Geficht.

„Du freust Dich gar nicht. Deinen Kostas wiederzusehen, Paraskemula?"

„Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht," und sie fchlang in rathloser Aufregung die Finger ineinander.

„Zwei Wochen bist Du gewandert über die Berge und durch die Schluchten, und jetzt weißt Du nicht, ob Du Dich freuen sollst?"

„O Herr, ich kann mich nicht freuen, — ich fürchte mich so?"

„Vor dem Schicksal, das den Kostas erwartet?"

„Nein," flüsterte sie, „nicht davor, das habe ich ja längst gewußt."

„Was hast Du sonst zu fürchten?"

„Den Kostas!" sagte sie nur, ohne das Haupt von der Brust zu erheben.

„Wie kannst Du ihn fürchten? Was kann er Dir vorwerfen? Bist Du nicht unschuldiger und unglücklicher als er?"

„Er weiß noch nicht das Aergste, Herr! Ich habe es keinem gesagt als Dir, und wenn er mich nun sieht "

„Du mußt ihm Alles sagen, Paraskewula, wie Du es mir gesagt hast,"

„Werden sie mich denn mit ihm sprechen lassen?"

„Sie werden, laß mich dafür sorgen!"

„Ach, ich weiß nicht, ob ich es ihm sagen kann, wie Dir, Herr."

„Wenn er so ist, wie Du mir erzählt hast, so wird er Dir glauben; Du mußt ihm, der zum Tode geht, die volle Wahrheit sagen."

„Ich werde ihm erzählen, was Du gehört hast, denn das ist die volle Wahrheit."

5

Der Anker der „Nachtigall" war schon aufgenommen, als mir am Uferdamm in Stylida anlangten. Gleich nachdem wir das Verdeck des Henkerschiffes betreten hatten, erscholl das Commando: „Volle Fahrt vorwärts!" und der kleine Schraubendampfer schoß durch die aufrauschenden Wellen. Meiner harrte noch eine kleine Ueberraschung, deren Ursache meinem Schützling zu Gute kam. Der Kapitän der „Nachtigall" war Herr Kondojannis, mein lieber Gastfreund von einer früheren Hellasreise, unter dessen Commando ich auf einem mir seiner Zeit zur Verfügung gestellten Regierungsdampfer manche Lustfahrt in griechischen Gewässern gemacht hatte. So kostete es mir nur einige bittende Worte, um ihn zu bewegen, dem Kostas und der Paraskewula auf dieser letzten traurigen Fahrt jede Erleichterung zu gönnen, die er mit seinem Amte vereinigen konnte. Paraskewula hatte ihren Verlobten noch nicht zu Gesicht bekommen; sie stand zitternd neben mir auf dem Hinterdeck und wärmte gedankenlos ihre klammen Hände an der großen in der Sonne funkelnden Revolver-

kanone, welche des kleinen Kriegsfahrzeuges einzige Waffenrüstung bildete.
Sie wagte nicht, auf dem Schiff umherzublicken, sondern starrte wie von
einer geheimen Gewalt hingezogen auf einen Haufen seltsamer Geräthe,
die von einer schmarzgetheerten Segeltuchhülle nur halb verborgen neben
dem Steuerrad logen: zwei lange Holzbalken mit einer vertieften Rinne
auf je einer Seite, dann mehrere kleinere Hölzer, Querbalken, ein paar
hänfene Seile, ganz neue, und in der Mittagssonne des strahlenden Oktober»
tages blitzend ein seltsam geformtes Eisen, dreieckig, dick und plump an
der einen Seite und scharf wie ein Messer an der anderen, scharf wie ein
Beil, — und da wußte ich auch, was ich sah, zum ersten Mal im Leben:
das Fallbeil der irdischen Gerechtigkeit. Ich ergriff Paraskemula an der
Hand und wollte sie abkehren, damit sie das Schauderhafte nicht sähe;
sie hatte es aber schon errathen wie ich und hatte laut aufgeschrieen. Ein
einziger gellender Schrei: „Mein Gott, erbarme Dich!" — und dann
nichts mehr. Leichenblaß lehnte sie gegen das gelbe Kanonenrohr, ihre
Zähne schlugen im Frost aufeinander, ihre bläulichen Lippen bebten, aber
sie blieb stumm.
Da kam ein Offizier der Bewachungsmannschaft vom Vorderdeck auf
den Kapitän zu und meldete ihm: der Gefangene wisse, wer an Bord fei,
und habe den Schrei gehört; er lasse den Kapitän bitten, die Paraskemula
zu ihm zu bringen. Er verspreche, ganz ruhig zu sein, man brauche ihm
die Fesseln gar nicht abzunehmen; er sei schon zufrieden, wenn er sie nur
sehen und sprechen könne.
Paraskemula hatte die leise Meldung gehört, und nun hafteten ihre
Augen an den Lippen des Kapitäns.
„Willst Du zu ihm?" fragte dieser.
Sie nickte nur.
„Und Du versprichst mir, ganz ruhig mit ihm zu sein?"
Sie nickte wieder.
„So komm, ich führe Dich selbst zu ihm; aber Du rührst ihn nicht
an, hörst Du!"
„Wie Du beliebst, Herr Kapitän."
Sie ging mit wankenden kleinen Schritten zwischen mir und dem
Kapitän dem Vorderdeck zu. Das laute Schnauben und Stampfen der nie
zuvor gesehenen Maschine mittschiffs erschreckte sie so, daß sie sich bekreuzte.
Und nun sahen sich die beiden jammervollen Geschöpfe Auge in Auge. Sie
blieb ein paar Schritte von ihm stehen und holte tief Athem, aber ihre
Lippen öffneten sich nicht.
Kostas saß mit hochaufgerecktem Oberkörper, die mächtige Brust halb
entblößt, auf einem zusammengerollten Tauknäuel ganz vorn am Bugspriet.
Mit allen Kräften strebte er jetzt empor, daß ihm die Adern am Halse
und an den Schläfen dick aufschmollen. Eine schwere Kette fesselte ihm
beide Füße über den Knöchelgelenken, und auch um seine Hände wanden

sich die Ringe eines starken Strickes. Man hatte ihm die Kleider gelassen, in denen er aus Siden'ckastro entwichen mar; sie hingen in Lumpen an seinem riesenhaften Leibe. Die seit Monaten nicht gekürzten Haare baumelten ihm in wirren Locken bis zum Halse nieder und gaben ihm auf den ersten Blick etwas abschreckend Wildes. Als er jedoch Paraskemula auf sich zu- kommen sah, löste sich die Spannung seines ganzen Wesens mehr und mehr, und sein Ausdruck^ änderte sich wie unter einer Zauberhand, bis aus dem Nahmen des dunklen Lockengestrüpps ein weiches, zärtliches Jünglingsgesicht blickte. Das war er, wie ihn seine Braut geschildert, der lömenherzige Junge von 21 Jahren, der keinem Kinde ein Leid thun konnte und der nun dem Henkerbeil verfallen war, weil er einer ganzen Familie bis auf den letzten Sprossen den Tod bereitet hatte.

Er hob die gebundenen Arme zu Paraskemula empor, aber sie zögerte noch, sich ihm ganz zu nähern.

„Fürchte Dich nicht vor mir, mein Augenlicht!" sagte er mit einer merkwürdig sanften Stimme.

„Ich fürchte mich nicht, Kostaki."

„Setz Dich zu mir, wenn es der Herr Kapitän erlaubt."

Der Kapitän nickte, aber Paraskemula blieb regungslos stehen und faltete ihre Hände über ihrem Leibe.

„Bist Du den weiten Weg hierher gekommen und willst nun nicht neben mir sitzen?"

„O mein Kostaki!" schrie sie auf; dann stürzte sie auf ihn zu, um- schlang seinen Hals und küßte sein verfehmtes Haupt. —

Der Kapitän und ich traten zurück, so weit, daß sie mit einander sprechen konnten, ohne von uns gehört zu werden. Und nun begannen sie zu reden, anfangs wirr und hastig, mit flüsternder Stimme. Dann erzählte Paraskemula, leise, immer leiser, so daß Kostas sich zu ihrem Munde nieder- beugen mußte. Zuweilen drang es wie ein brüllendes Stöhnen aus seiner breiten Brust; dann wieder sagte er ihr tröstende, liebkosende Worte, wie eine Mutter ein meinendes Kind beschwichtigt. Nach einer Weile entstand eine große Stille zwischen den Beiden, während welcher des Gefangenen Augen des Mädchens Gestalt langsam und scheu überflogen. Mit stockender Stimme frug er sie nach etwas, das nur sie vernahm; doch sie schmieg und rückte ein wenig von ihm ab. Er frug wieder, und sie fchmieg wieder. Da wußte er das Furchtbarste, und nun begann dieser starke Mensch, der Eiserne, zu meinen, daß es den wetterharten Kapitän und mich zwang, uns abzuwenden und einander nicht in die Augen zu sehen.

„Ich wollte, sie hätten ein anderes Schiff zu diesem gräßlichen Geschäft abgeschickt," sagte Kapitän Kondojannis nach einer Weile. „Aber was kann man den beiden armen Geschöpfen thun?"

„Lassen Sie dem Kostas wenigstens die Hände entfesseln, Kapitän — was?"

Paraskewula,
„Ja, das kann man wohl thun; ich habe nur den strengen Befehl,
eine nochmalige Flucht zu verhindern, und dazu reicht die Kette um die
Füße aus."
Dem Kostas wurde der Strick von den Handgelenken gelöst, und er
rief dem Kapitän zu: „Ich danke — Gott vergelte es Dir!" Dann
reichte er Paraskemula die Hände und so saßen sie Beide wohl eine Viertel-
stunde still da, und man hörte nichts als den klingenden Wind im Tau-
werk und das Aechzen der Maschine und das Aufschäumen der Bugwelle.
Dann begann Kostas zu erzählen, leidenschaftlich, halblaut, so daß wir
vereinzelte Worte hörten, wilde Zornesworte, erbarmungslose. Und nun
wieder ein Schweigen; die Beiden hatten einander nichts mehr zu sagen.
Wir fuhren eben an dem schmalen Meeresann vorüber, der sich auf
die nördlichen Sporaden zu aufthut, und Herr Kondojannis zeigte mir in
der dämmernden Ferne den steilen Felsenklotz der Insel Skiathos. Ich
hatte, halb abgewandt, gerade bemerkt, wie Paraskewula dem Kostas etwas
ins Ohr flüsterte, so leise, daß kein Laut zu uns drang, worauf er mit
erschrecktem Staunen den Kopf geschüttelt und die Hände abwehrend gegen
sie ausgestreckt hatte. Der Kapitän sprach auf mich ein von den Inseln
Skiathos und Skopelos, wohin sie vor fünf Tagen gefahren waren, um
dort eine Hinrichtung vollstrecken zu lassen, von dem österreichischen Kriegs-
schiff in jenen Gewässern mährend der letzten Blokade und von der Politik
des Herrn Trikupis, — und so achtete cr nicht auf das, was jetzt zwischen
den beiden Menschen vom am Bug geschah. Ich aber sah es und sehe
es noch heute. Paraskewula dringt mit flehenden Worten in den noch
widerstrebenden Kostas; dann giebt dieser nach. Nun reicht sie ihm ver-
stohlen, hastig, aus ihrem Gürtel etwas, was ich nicht gleich erkenne.
Kostas macht sich mit beiden Händen dran zu schaffen und sucht es vor
meinen aufmerksamer werdenden Blicken zu verbergen. Ich höre noch,
wie sie ihm zuruft: „Küsse mich, mein Kostaki!" und sehe, wie er ihren
Kopf mit beiden Händen ergreift und sie auf Stirn und Mund küßt.
Dann macht er das Zeichen des Kreuzes über sie und sich, sie breitet die
Arme weit vom Leibe, seine Rechte holt zum Stoße aus, ein Blntstrom
schießt über ihr weißes Oberkleid und leuchtet purpurn in der Sonne, —
und dann ein Stoß auf sein» eigene Brust und noch ein Stoß, und nun
sinkt er zurück wie sie und rührt sich nicht mehr. —
„Paraskewula!" rufe ich und fpringe auf das Mädchen zu. Da
liegt ihr Haupt schwer in meinen Händen; sie will die Augen noch einmal
öffnen und kann es nicht, will die Lippen öffnen, um mir ein Wort zu
sagen. „Charisto!" hatte sie sagen wollen, aber sie hauchte nur: „Charts—"
Ich ließ sie langsam auf die harten Dielen des Verdecks nieder und hielt
ihre Hände, bis ich fühlte, wie im warmen Sonnenschein die Grabeskälte
sie durchdrang.

Am Meer.

von

Albert Lrseger.

Nordhausen.

I.

Hinter mir des Tages Schwüle,
All des Lebens kärm und Streit,
Morgenfrische Mecreskiihle,
Wunderbare Einsamkeit.
Sanftes wehen, dumpfes Rauschen,
Töne, sehnsuchtsvoll und bang,
Freudig glaubt das Herz zu laufchen
Seiner Jugend fernem Sang,
An den duft'gen Wolkensäumen
Stille weiße Segel zieh'n,
Und mit längst versunk'nen Träumen
will die Seele weiter flieh'n.
Gottesfriede, Himmelssegen
Auf den lichten wassern ruht —
Da beginnt ein leises Regen,
ZitternS ringelt sich die Fluth;
Näher immer kommt's gezogen,
Tändelnd, wie ein blendend Spiel,
Ueberall ein wallend wogen
wandert nach dem gleichen Ziel.
Und die schaumgekrönten Wellen
Treibt ein mächt'ger Drang zum kand,
Bis verendend sie zerschellen
Auf der Düne ödem Sand.
Die Sonne verlischt in der kühlen Fluth,
Es flüstern die Wellen leise,
Mir wird so still und fromm zu Muth',
Zch höre die alte weise . . .
j Herein bricht die Nacht, am Himmel sind
l Die Stcrnlein schon aufgegangen,
Die Mutter hält das müde Aind
In ihrem Schooß umfangen.

Am Meer,
Rings tiefe Ruhe, nichts regt sich mehr,
Ein heil'ger Friede waltet,
Ich halte vom Abendspriichlein her
Die Hände noch fromm gefaltet.
Und lieblich durch meine Träume geht
Ein seltsam flüsterndes Klingen,
Ist es ei» kied, ist's ein Gebet,
Was ihre kippen fingen?
^ Empor avs des Herzens tiefstem Schacht,
Die himmlischen Töne steigen,
Das ist ein Sang, dem in der Nacht
Die Engel lauschend sich neigen.
Ich habe den Klang, wie verlor'nes Glück,
Gesucht durch mein ganzes keben,
Mitleidig hat das Meer zurück
Das alte kied mir gegeben.
Und von der Fluth zu dem Träumer am Strand
Weht grüßend ein Hauch hernieder —
Ich fühle der Mutter segnende Hand
Auf meinem Haupte wieder.
prächt'ger Reize npp'ge Fülle
Vuillt empor und taucht hernieder,
Blendend aus der leichten Hülle
Drängen fessellose Glieder,
wiegen sich auf feuchtem Pfühle,
kocken tändelnd rings umher.
Schwüle kust verscheucht die Kühle,
Flammend blitzet auf das Meer.
vollerblühte Sommerrosen,
Die der wind in s Wasser streute,
wild im Kampf die Wellen tosen
Um die heißbegehrte Beute,
Von berauschendem verlangen
Beben zitternd kand und kuft —
Sehnend meine Blicke hangen
An der Ferne blauem Duft.
^ Dort am lichten Himmelssaume
Kräuselnd seh' ich's leise wallen,
Zu dem weißen Wogenschaume
Scheint ein Stern herabgefallen;
Schimmernd hebt aus sanften Gluthen
Sich der blüthengleiche keib,
Friedlich glätten sich die Finthen
^ Um das mädchenhafte Weib.
Stolze Schönheit, nie geschaute,
kadet zur andächt'gen Feier,
Holde Anmuth, lang vertraute,
köchelt grüßend aus dem Schleier:
Nicht verweilend darf sie bleiben,
wo die Stürme rauh und wild,
weiter muß sie, weiter treiben,
I Ein verschwimmend Märchenbild.
Tief im Herzen fühl' ich's brennen,
Mächtig sich die Sehnsucht heben,
Ja, ich glaube, Dich zu kennen:
vir verfiel mein ganzes keben;
Bis der Gram das Haupt mir bleichte
Sucht' ich Dich mit bangem weh',
Niegefundne, Unerreichte —

Meiner Träume blonde Fee I
Im Meeresgründe schlafen
verborgne Schläfer viel,
Die nicht erreicht den Hafen,
Gescheitert fern vom Ziel;
Nord und Slid. l.v,, z«4.
Der Kampf ist ausgerungen,
Die wogen zieh'n vorbei,
Die Brandung hat verschlungen
Des kebens letzten Schrei.

Albert Traeger in Nordhausen.
wenn sich die Schatten senken,
Heimliches keben wacht,
Alter kiebe gedenken
Die Todlen in der Nacht;
Die Wellen flüsternd nennen,
was bang das Herz vcrlor,
Sehnende Schmerzen brennen
Mit wildem Drang empor.
viel Thränen sind vergossen
Ins Meer voll heißer Gluth
Und suchen unverdrossen,
was in der Tiefe ruht,
Ertrunken und versunken,
verstoßen aus dem kicht;
Die ruhelosen Funken
Finden das kiebste nicht.
Nach oben will sich's heben,
Nach unten will es zieh'n.
Die sich zu einen strebe»,
Müssen sich ewig flieh'n,
Nie treffen sie zusammen,
Irren getrennt einher —
Lodernd in kiebesflammen
keuchtet nächtig das Meer.
Andächtige weihestunde —
Ans dem dämmernden Grunde
Aufsteigt ein milder Glanz,
Sanst verrinnendes wallen,
Schimmernde Tropfen fallen
wie verlen vom Rosenkranz,
verhallende Glockenklänge,
Hinzitternde Gesänge,
Weihrauch duftet von fern,
Die Kniee fromm sich beugen,
Dir Ehrfurcht zu bezeugen,
Des Meeres leuchtendem Stern,
Hernieder den Frieden bring'st Du,
Zu stiller Ruhe zwing'st Du
Der Wellen wilde Jagd;
wenn rauh die Stürme wehen,
Bleibst unterm Kreuz Du stehen,
Des Herrn demüthige Magd.
5»
Der Schiffer im Drang der wogen
vom Strudel sortgezogen,
! Befiehlt Dir Seel' und keib;
, Du betest mit den Kleinen,
I An Deinem Herzen weinen
^ Darf da» verlass'ne Weib.
Kein Kummer ist Dir verborgen,
Du trägst der Menschen Sorgen
Lmpor zu Gottes Thron,
In tödtlicher Beschwerde
Hast Du den Schmerz der Erde
Gelitten um Deinen Sohn.
5tren' aus die himmlische» Rosen,
Segne die Schlummerlosen,
Beschütze uiisern Traum.
Der Tag will sich verbluten.

Breite über die Finthen
Des Mantels blauen Saum!

Schulreformen im Auslande und ihre Bedeutung für uns.

von

W. WeteKamp.
— Breslau. —

alter und wahrer Satz sagt, dasi nur für da-ö ^eben und
K.^?^ Schule leinen; daraus erwirbt sich mit Notl,-
ivendigkeit, daß die Schuir sich den veränderteil Gebens- und
Culturverhältnissen anpassen muß, wenn sie anders ihren Zweck erfüllen
soll, und daß eine Schuleinrichtung, sei sie auch zu einer gegebenen Zeit
die denkbar beste, doch im Laufe der Zeit veralten muß. Immer mehr
bricht sich auch bei uns die Ueberzeugung Bahn, daß die höhere Schule
nicht mehr den Anforderungen der Neuzeit entspricht, und daß eine gründ-
liche Reform derselben noththut. Es ist natürlich, daß eine derartige um-
fassende Reform auf um so größere Schwierigkeiten stoßen muß, je größer
das Staatswesen ist, in welchem sie vollzogen werden soll, und es darf
uns daher nicht mundern, wenn wir sehen, daß viele kleinere Staaten die
Reform des höheren Schulwesens in modernem Sinne schon seit längerer
Zeit ins Werk gesetzt haben. Es ist dies für uns keineswegs ein Unglück,
es kann uns im Gegentheile diese Thatsache nur von großem Vortheile
sein, wenn wir uns nur vor Augen halten, daß jene kleineren Staaten
für uns gewissermaßen die Versuchsfelder abgeben. Es ist uns so er-
möglicht in eine große umfassende Reform einzutreten, ohne daß wir genöthigt
wären selbst erst Schritt für Schritt den Weg aussindig zu machen, welcher
zu betreten ist. Wir brauchen nur das dort als gut Erkannte für uns zu
verwerthen, das als schlecht Erkannte ausznmerzen, um auch für unseren

N). lvetekamp in Breslau.
Staat ein den Anforderungen der Neuzeit entsprechendes Schulwesen zu erhalten. Gerade jetzt, mo mir vor der Einberufung einer Enquöte-Commisfion stehen für die Durchberathung einer Schulreform, ist es von größter Wichtigkeit, daß die Kenntniß von den Reformen in außerdeutschen Ländern weit niehr an Verbreitung unter den Gebildeten der Nation gewinnt, als es thatsächlich der Fall ist.
Zuerst waren es die nordischen germanischen Staaten: Norwegen, Dänemark, Schweden, welche umfassende Schulreformen durchführten, sodann schlössen sich die Schweizerischen Cantone Bern und Genf mit gründlichen Reformen an und neuerdings treten auch noch einige andere Staaten in gleiche Bestrebungen ein. Wir wollen nun im Folgenden zunächst die Lehrpläne einiger derselben genauer betrachten, um aus diesen dann die für uns wichtigen Ergebnisse abzuleiten:
1. Normegen: Die jetzige Ordnung des Schulwesens wurde eingeführt durch Gesetz vom 17. Juni 1869. Die höhere Schule zerfällt in eine sechsklassige Mittelschule und ein dreiklassiges Gymnasium, welches sich in eine Lateinlinie und eine Reallinie gabelt. „Die Mittelschule ist die Borschule für das Gymnasium, zugleich soll sie aber den Schülern, welche aus ihr in das Leben übertreten, eine abgeschlossene und auf ihre Bedürfnisse berechnete Bildung geben. Die Gymnasien haben durch einen Lehrgang, der ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, die Vorbereitung für die Universität und für die höheren Fachschulen zu übernehmen." (An die Mittelschule kann sich auch eine practische Realklasse anschließen.) In der untersten Klasse der Mittelschule, also unserer VI — ich werde im Folgenden stets unsere Klassenbezeichnungen wählen, da ein Vergleich mit unseren Verhältnissen dadurch erleichtert wird und uns diese Bezeichnungen auch geläufiger sind — liegt das Hauptgewicht auf der Muttersprache, welche acht wöchentliche Stunden erhält. Von diesen werden im zweiten Halbjahre einige abgegeben zur Einübung der Elemente des Deutschen, welches in V als erste Fremdsprache mit 6 Stunden eintritt. In IV kommt keine neue Sprache hinzu, fondern erst in lll d, wo sich die Gabelung in zwei Linien anbahnt, indem die Schüler, welche später in die Lateinlinie eintreten wollen, das Lateinische, diejenigen, welche in die Reallinie eintreten wollen, das Englische beginnen. Alle übrigen Fächer sind nach wie vor gemeinsam. In III» und IIb treten 2 Stunden Französisch hinzu, welche aber mahlfrei sind. Beim Abgange aus der Mittelschule wird eine Prüfung abgelegt als Abschluß für die, welche in das practische Leben übergehen, und als Vorbedingung für die Aufnahme in das Gymnasium. An diese Prüfung knüpfen sich außerdem noch gemisse Berechtigungen. In dem Gymnasium findet gemeinsamer Unterricht für die beiden Linien nur in der Religion, im Norwegischen und Altnorwegischen statt. Das Hauptgewicht in der Lateinlinie liegt auf den

alten Sprachen, in der Neallinie auf Englisch, Mathematik und Naturwissenschaften; letztere fallen in der Lateinlinie vollständig fort.
Den Abschluß des gesaimnten Unterrichts bildet das sx«rnM ai-tiuin, welches also unserer Abiturientenprüfung entspricht. Das Reifezeugniß der Lateinlinie berechtigt zu allen Studien ohne Nachprüfung; für den Besuch der Kriegsakademie ist aber eine solche erforderlich in Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen. Die Abiturienten der Reallinie werden ohne Weiteres zugelassen zum Studium der Naturwissenschaften, der Rechtswissenschaften und der technischen Fächer und zur Kriegsakademie; für das Studium der Medicin ist eine lateinische, für das der Philologie und Theologie eine lateinische und griechische Nachprüfung nöthig. Diese Nachprüfung ist nur eine mündliche; iin Lateinischen werden für dieselbe die Anforderungen gestellt, welche für die Lateinschüler nach Abschluß der Ild vorgeschrieben sind, nicht die für die Reifeprüfung der Lateinlinie.
2. Dänemark: Die Reformen fanden ihren vorläufigen Abschluß durch das Gesetz vom 1. April 1871. Die höhere Schule ist sechsklassig, es fehlen ihr die unserer VI, V und I« entsprechenden Klassen. Zur Aufnahme in die unserer IV entsprechende unterste Klasse muß der Schüler sich einer Prüfung in Deutsch, Französisch und den Realien (Rechnen, Naturgeschichte, Geschichte, Geographie) unterziehen, er muß also vorher eine Privatschule besucht haben. Der sechsjährige Cursus zerfällt in eine untere Abtheilung von 4 und eine obere von 2 Klassen; letztere theilt sich in eine sprachlich-historische und eine niatheniatisch-naturmissenschaftliche Linie. In den beiden untersten Klassen (IV und IHK) ist der Unterricht vollständig für alle Schüler gemeinschaftlich, auch noch fast vollständig in III» und IIb; nur treiben diejenigen, welche später zur altsprachlichen Abtheilung übergehen wollen, von lila ab Griechisch, die übrigen in gleicher Stundenzahl Dänisch, Mathematik und Naturlehre. Das Lateinische beginnt in der untersten Klasse (IV), doch ist nochmals hervorzuheben, daß die Schüler schon in der Aufnahmeprüfung Kenntnisse im Deutschen und Französischen nachzuweisen habe».
Nach dem Besuche der Ild findet eine Prüfung statt, mit welcher für die altsprachliche Linie der Unterricht in Mathematik und Geographie, für die inathematisch-naturwissenschaftliche der Unterricht im Lateinischen und der Geographie abschließt. Die erstere der beiden Abtheilungen der Oberstufe legt das Hauptgewicht auf Lateinisch und Griechisch, die letztere auf Mathematik, Naturlehre und Zeichnen. In den übrigen Stunden, also etwa in der Hälfte aller Unterrichtsstunden ist auch hier der Unterricht gemeinsam. Statt des Deutschen kann in den beiden oberen Klassen auch Englisch getrieben werden.
Durch Verfügung vom Jahre 1882 ist für die mathematisch naturwissenschaftliche Abtheilung eine Stunde wöchentlich angesetzt zur Lectüre

griechischer Schriftsteller, die aber natürlich nicht im Original, sondern in dänischer Uebersetzung gelesen werden. Durch dieselbe Verfügung ist auch die Zahl der Turnstunden sür jede Klaffe von 3 auf 4 erhöht.
Die sich an die Reifeprüfung knüpfenden Berechtigungen sind für beide Abtheilungen einigermaßen gleich; nur muffen die Abiturienten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Linie sich für das Studium der Theologie und der Rechtswissenschaften einer verhältnißmäfzig leichten Nachprüfung unterwerfen und zwar für ersteres Fach im Lateinischen und Griechischen, für letzteres nur im Lateinischen.
3. Schweden: Wie wohl in keinem anderen Lande ist man in Schweden bemüht gewesen, die höhere Schule stets mit den veränderten Lebensbedingungen in Einklang zu halten. Die letzte größere Reform wurde abgeschloffen durch das Gesetz vom 1. November 1878. Wie in Norwegen bilden auch hier die drei untersten Klassen eine vollständig einheitliche Grundlage für den gesammten höheren Unterricht. Der Lehrplan dieser Klassen steht dem der Volksschulen sehr nahe: 67 von den zusammen 87 wöchentlichen Stunden derselben sind der Religion, der Muttersprache, den Realien und den technischen Fächern gewidmet und nur 20 entfallen auf die einzige auf dieser Stufe gelehrte Fremdsprache, die auch hier wiederum nicht das völlig fremde Lateinisch, sondern das stammverwandte Deutsch ist. In IHd bereitet sich die in den obersten Klassen des neunjährigen Cursus mit Entschiedenheit durchgeführte Trennung in mehrere Linien vor, indem die Schüler vor die Wahl gestellt werden entweder am lateinischen Unterrichte theilzunehmen oder sich für Englisch und Zeichnen zu entscheiden. Im Uebrigen ist der Unterricht für alle Schüler der Unter-III und Ober-HI gemeinsam, also in 7 Fächern mit 22 von den 30—32 wöchentlichen Stunden. In Ober-III beginnt der französische Unterricht. Von Unter-II ab wird die Trennung zwischen den Lateinschülern und den Realschülern völlig durchgeführt und zwar gabelt sich von hier ab die Anstalt in 2 „Lateinlinien": und „L" und eine „Reallinie". Diese Linien entsprechen etwa unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Für die Lateinlinie ^ schmilzt der mathematisch-naturwissenschaftliche Unterricht auf 5 Stunden wöchentlich zusammen, dagegen sind für den sprachlichen Unterricht 22 Stunden angesetzt, von denen das Lateinische und das in Unter-II neu hinzutretende Griechisch den bei weitem größten Theil (14—15 Stunden) beanspruchen. In der Lateinlinie L fällt das Griechische weg, dafür tritt Englisch und Zeichnen und verstärkter Unterricht in Mathematik ein. In der Reallinie, welche von Sprachen nur Englisch, Deutsch und Französisch treibt, liegt das Hauptgewicht auf den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern, welche 13 Stunden wöchentlich in Anspruch nehmen. Das Zeichnen hat in dieser Linie 3 Stunden wöchentlich für jede Klasse.
Was die Berechtigungen anbetrifft, so giebt das Reifezeugnis? der Lateinlinie ^, Zutritt zu allen Studien, das der Lateinlinie L ebenfalls zu

allen, außer dein der Theologie und Philologie, das der Neallinie zum
Eintritt in die technische Hochschule und die Bergakademie. Die Abiturienten
der beiden Lateinlinien müssen sich zum Studium an letzteren beiden An-
stalten einer Nachprüfung in Mathematik, Physik und Chemie unterziehen, in
welcher dieselben Anforderungen gestellt werden wie an die Realabiturienten.
Zur Aufnahme in die Kriegsakademie müssen sie eine Nachprüfung in der
Mathematik bestehen. Das Griechische hat auf die Berechtigungen also
fast gar keinen Einfluß; eine Folge davon ist, daß die Schülerzahl in den
oberen Klassen der Lateinlinie ^ sich seit 1869, in welchem Jahre das
Griechische für mahlfrei erklärt wurde, stetig vermindert, während die der
Lateinlinie L und der Neallinie zunimmt. Im Jahre 1873 betrug die
Zahl der Griechisch lernenden Schüler der 4 oberen Klassen noch 63,8«/«,
dagegen war sie schon im Jahre 1883 auf 32,7 °/v also auf nahezu die
Hälfte gesunken; ein wichtiger Fingerzeig dasür, wie sehr die Schülerzahl
einer Schule abhängig ist von den Berechtigungen, welche der Besuch der
Schule bietet!

Wir wollen das schwedische Schulwesen nicht verlassen, ohne der außer-
ordentlichen Sorge und Aufmerksamkeit kurz zu gedenken, welche man der
Körperpflege der Schuljugend widmet. Niemals dürfen mehr als 2, oder
in den oberen Klassen 3 durch Pausen von je 5—10 Minuten von ein-
ander getrennte Schulstunden aufeinander folgen, es müssen dann bis zum
Beginn der folgenden Stunde 2 Stunden schulfrei sein; der Unterricht
fällt demgemäß auf die Stunden von 7—9 und von 11—2, unter Um-
ständen noch von 4—5. Turnunterricht haben die Schüler täglich in einer
halben Stunde, daneben bestehen vielfach Schulturnvereine. Spiele, Baden,
Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen werden eifrig gepflegt, für letztere beiden
Uebungen wird öfters ein halber oder ganzer Tag frei gegeben. Oeffent-
liche Wettläufe sind sehr beliebt. Die Schüler der Ober-III erhalten
ferner wöchentlich eine Stunde Gemehrererciren, die der Secunda und Prima
eine bis zwei Stunden Bajonnett-, Säbel- und Florettfechten. Die Schüler
der Secunda und Prima nehmen außerdem an den sogenannten „erweiterten
Militärübungen" theil, welche am Ende des Frühjahrs- und Anfang des
Herbsttcrmins stattfinden und ungefähr 8—10 Wochen insgesammt dauern.
Die diesen Uebungen gewidmete Zeit beläuft sich auf täglich eine Stunde.
Die betheiligten Klassen werden für diese Zeit vom Turnunterricht und
unter Umständen auch von einzelnen wissenschaftlichen Stunden befreit. —
Die Ferien haben eine sehr große Ausdehnung, man kann ruhig sagen eine
zu große; so sind die Monate Juni-August völlig schulfrei, zu Weihnachten
sind vier Wochen Ferien. Die großen Sommerferien können von nicht ver-
setzten Schülern benutzt werden, um sich für eine nachträgliche Versetzungs-
prüfung vorzubereiten; eine Vergünstigung, von welcher in ausgedehntem
Maße Gebrauch gemacht wird.

Zum Schluß wollen mir noch erwähnen, daß für jede Anstalt ein

Schularzt vorgeschrieben ist, welcher unter anderein sämmtliche Schüler
zweimal jährlich zu untersuchen und bei dieser Gelegenheit festzustellen hat,
wer vom Turnen und den Waffenübungen zu dispensiren ist. Aermere
Schüler werden von ihm unentgeltlich behandelt*).
4. Kanton Bern: Die Neuregelung des höheren Schulwesens im
Canton Bern wurde schon im Jahre 1885 angeregt und im Jahre 1889
abgeschlossen. Sie ist wesentlich das Werk des Erziehungsdirectors Dr. Gobat,
welcher die ihn leitenden Grundsätze in einem 58 Seiten starken Vortrage
an die Negierung des Cantons ausführlich darlegte. Es sind dies im
wesentlichen dieselben Gründe, von denen man auch in den übrigen Staaten
geleitet wurde, und auf welche mir noch im Weiteren zurückkommen
werden**).
Die höhere Schule des Kantons Bern zerfällt in ein Progymnasium
von 2 Jahrgängen und ein Obergymnasium mit 3 Jahrgängen. Die Auf-
nahme in die unterste Klasse geschieht nach vollendetem 10. Lebensjahre;
diese Klasse würde also unserer Quinta entsprechen. In den 3 ersten
Jahren wird auch hier nur eine einzige Sprache gelehrt und zwar wieder-
um eine neuere, das Französische; erst vom vierten Jahre ab tritt eine
zweite Sprache hinzu: für die späteren Gymnasiasten das Lateinische, für
die späteren Realschüler das Englische (alte Sprachen werden in der Real-
linie überhaupt nicht getrieben, dagegen Naturwissenschaften, Mathematik
und Zeichnen stärker betont). Im fünften Schuljahre beginnt für die
Gymnasiasten das Griechische, doch ist dieses wahlfrei; auf Antrag ihrer
Eltern können die Schüler von diesem Fache befreit werden, wenn sie
dafür in gleicher Stundenzahl bestimmte andere Fächer nehnien. Statt des
Englischen kann in der Neallinie auch Italienisch getrieben werden.
Bezüglich der Berechtigungen ist zunächst hervorzuheben, daß das
Griechische auf dieselben gar keinen Einfluß hat. Die Zöglinge
der Gymnasial-Abtheilung haben Zutritt zu allen Studienfächern, mögen
sie am griechischen Unterricht theilgenommen haben oder nicht; für den
Eintritt in die technische Hochschule zu Zürich müssen sie sich einer Nach-
prüfung in Mathematik unterziehen. Das Reifezeugniß der Nealabtheilung
berechtigt zu allen Studien, außer Theologie und Medicin; für das Studium

*) Wer sich eingehender über das schwedische höhere Schulwesen und seine Ent-
wicklung unterrichten will, dem empfehlen wir das Studium von Klinkhardt: Das
höhere Schulwesen Schwedens und dessen Reform im modernen Sinne. Leipzig, Julius
Klinkhardt. 1887.

**) Die Eingabe Gobat'S ist auszugsweise mitgetkeilt von Director Dr. Krumme
in einem Aufsatze über das außerordentliche Schulwesen in Nr. 5 der „Mittheilungen
SeS Vereins für Schulreform" herausgegeben von ttr. F. Lange. Die Arbeit Krummc's
ist neuerdings unter dem Titel: .Die Aenderungen im höheren Schulwesen einiger
auszerdeutschcr Staaten Europas während der letzten zwanzig Jahre" bei Otto Salle
in Braunschweig erschienen. In der Arbeit sind auch die wichtigsten Schulreformdebatten
mehrerer Länder mitgetheilt.

der letzteren, welches Bundesangelegenheit ist, wird eine Nachprüfung im Lateinischen verlangt, die darthun soll, daß der Prüfling Livius, Cicero, Vergil und schon gelesene Abschnitte aus Horaz und Plautus in das Deutsche übersetzen kann. Auch in der Reifeprüfung der Gymnasialabtheilung wird eine Uebersetzung in das Lateinische (Griechische) nicht verlangt, noch weniger ein lateinischer Aufsatz, sondern nur eine solche aus dem Lateinischen (Griechischen) in das Deutsche. Diese Einrichtung ist getroffen morden, um dem Uebermuchern des grammatischen Unterrichts Einhalt zu thun und die Lectüre in den Mittelpunkt des Unterrichts zu setzen.

In den größeren Orten des Cantons bestehen lateinlose, sogenannte Secundarfchulen, welche wie die Progymnasien ihre Schüler mit vollendetem 10. Lebensjahre aufnehmen. Schüler dieser Anstalten können ohne Schmierigkeit, wenn sie später sin Fach, für welches Lateinisch erforderlich ist, studiren wollen, sich soviel Latein durch Privatunterricht aneignen, daß sie in das Obergymnasium eintreten können. Damit fällt für diese Schulen der Grund für eine Umwandlung in Progymnasien und vielleicht gar Erweiterung zu Obergymnasien vollständig weg.

5. Genf: Durch die letzte Regelung des Schulwesens im Jahre 1888 sind Volksschule und höhere Schule in engsten Zusammenhang gebracht. Die Volksschule nimmt die Kinder init vollendetem 7. Lebensjahre auf, wenn sie vorher die Kleinkinderschule besucht haben oder die verlangten Kenntnisse in einer Prüfung nachweisen. An den 5. Jahrgang der Volksschule schließt sich sodann die höhere Schule, welche demnach die Kinder mit vollendetem 12. Lebensjahre aufnimmt. Sie besteht aus einer unteren Abtheilung von 3 Klaffen und einer oberen von 4 Klassen; letztere gabelt sich in eine klassische Abtheilung, eine Realabtheilung, eine technische und eine pädagogische Abtheilung. Die erste Fremdsprache, mit welcher die Kinder bekannt werden, ist das Deutsche, welches vom 4. Jahrgange der Volksschule an betrieben wird. Die zweite Fremdsprache, das Lateinische, beginnt in der untersten Klasse der höheren Schule. Zum Eintritt in den Obercursus sind einmal die Schüler berechtigt, welche den Untercursus mit Erfolg absolvirt haben, sodann für die technische und pädagogische Abtheilung auch diejenigen, welche ein Abgangszeugnis? einer „Fachschule" aufweifen können. Es sind dies Schulen, welche sich mit zweijährigem Cursus an die 6. Klasse der Volksschule anschließen und für solche bestimmt sind, welche sich dem Handel oder dem Gewerbe widmen wollen. Die klassische Abtheilung treibt das Lateinische in verstärktem Maaße und beginnt das Griechische, welches auch hier mahlfrei ist. Die Realabtheilung setzt das Lateinische mit 4 Stunden wöchentlich fort; in der untersten Klasse derselben wird das grammatische Pensum abgeschlossen und wiederholt, in den folgenden Klassen und ebenso bei der Reifeprüfung allen die Uebersetzungen aus der Muttersprache, hier also aus dem

Französischen in das Lateinische völlig sort. — Die Reifeprüfung im Lateinischen ist in der Nealabtheilung nur eine mündliche; es werden Stellen aus Vergil, Cicero, Livius, Sallust und — schon gelesene — aus Horaz und Plautus vorgelegt. — Außer dem Lateinischen und Deutschen wird in der Nealabtheilung noch Englisch gelehrt. In der technischen Abtheilung werden von Fremdsprachen nur Englisch und Deutsch, in der pädagogischen nur Deutsch betrieben.

Wie in Bern hat auch in Genf das Griechische auf die Berechtigungen gar keinen Einfluß. Das Reifezeugniß der klassischen sowohl, wie der Nealabtheilung berechtigt zu sämmtlichen Universitätsstudien. Zum Eintritt in die philosophische Facultät berechtigt das Reifezeugniß aller 4 Abtheilungen, zum Studium an der Züricher technischen Hochschule werden ohne weiteres die Abiturienten der Real- und der technischen Abtheilung zugelassen, die der klassischen Abtheilung müssen sich vorher einer Aufnahmeprüfung unterziehen.

6. Ungarn: In Ungarn besteht seit 1880 ein achtklassiges Gumsium und eine achtklassige Realschule. Im Gymnasium beginnt das Lateinische in der untersten Klasse, Deutsch in IV und Griechisch in Ober-III; die Realschule treibt von Fremdsprachen nur Deutsch und Französisch. Für die letzten 3 Jahre ist mahlfreier Unterricht im Lateinischen angesetzt. Das Reifezeugniß des Gymnasiums berechtigt zu allen Studien an der Universität und der technischen Hochschule, das der Realschule zum Studium der Mathematik und Naturwissenschaften, zum Eintritt in die technische Hochschule, die Akademieen für Forst- und Landwirthfchaft, die Bergakademie und das Mittelschullehrerseminar. Durch eine Nachprüfung im Lateinischen erwirkt sich der Abiturient die Berechtigung zum Studium der Medicin und der Rechte; durch eine solche im Lateinischen und Griechischen wird das Reifezeugniß der Realschule dem des Gymnasiums gleichwerthig. Eine im letzten Jahre vom Unterrichtsminister Czaki eingesetzte Commission beschloß zu beantragen, daß künftighin nur eine höhere Schule bestehen solle, in welcher in den unteren 4 Klassen völlig gemeinschaftlicher Unterricht sein, in den oberen 4 Klassen aber in wöchentlich 4 Stunden Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen gegeben werden solle.

Dieser Antrag fand nicht volle Zustimmung im ungarischen Landtage, es wurde aber beschlossen, das Griechische künftighin nur noch von Theologen, Historikern, Philosophen und Philologen zu verlangen, aber nicht mehr von Aerzten und Juristen. Das Studium der letzteren beiden Fächer ist demnach den Realschülern wesentlich erleichtert. Das Griechische ist demzufolge auch nicht für alle Gymnasiasten verbindlich; beim Eintritt der Schüler in die Ober-Iii haben deren Eltern zu erklären, ob erstere am griechischen Unterricht theilnehmen sollen oder nicht. Der Uebergang von der „griechischen" zur „nichtgriechischen" Abtheilung ist nur bei Beginn

eines Schuljahres auf Grund einer besonderen Prüfung möglich. Die „Nichtgriechen" erhalten erweiterten Unterricht in der ungarischen Litteratur und lesen im Zusammenhang damit die griechischen Klassiker in ungarischer Uebersetzung unter gleichzeitigem Studiuni der wichtigsten Momente aus dem griechischen Culturleben. Außerdem soll durch eifrige Pflege des Zeichenunterrichts auf die Bildung des ästhetischen Sinnes und auf Empfänglichkeit für die Schöpfungen der bildenden Künste hingewirkt werden. Der Cultusminister verfehlte übrigens nicht auszusprechen, daß er diese Reformen als Vorarbeit für die spätere Schaffung einer einheitlichen Schule mit Gabelung in den oberen Klaffen ansehe.

Wir wollen hiermit die Betrachtung der in anderen Ländern durchgeführten Reformen abschließen und uns nun zunächst klarzumachen suchen, worin der Fortschritt in den Schulverhältnissen jener Länder gegen die unsrigen besteht, und worin sich diese hauptsächlich von jenen unterscheiden.

Um hierin zu einem klaren Ergebniß zu gelangen, wird es sich empfehlen, zunächst einen kurzen Rückblick auf die Entmickelung des höheren Schulwesens zu werfen, wie sie sich ziemlich gleichartig in allen europäischen Cultmstaaten vollzogen hat. Die Grundlage des höheren Schulwesens war überall die Gelehrtenschule; d. h. eine Lateinschule. Zu einer Zeit, in welcher der Wissenschaftsbetrieb an den Universitäten fast ausschließlich in der Erklärung und Aneignung der in lateinischen Uebersetzungen gelesenen griechischen Philosophen, Mathematiker, Astronomen, Mediciner bestand, in der alle wissenschaftlichen Werke in lateinischer Sprache geschrieben, alle Collegien in derselben Sprache gelesen wurden, in welcher das Lateinische gewissermaßen zum zweiten Male eine lebende Sprache geworden mar, mußte der Unterricht in erster Linie auf Sicherheit und Gewandtheit in dieser Sprache hinzielen. Die Zahl der Fächer in diesen Gelehrtenschulen, welche später Gymnasien genannt wurden, mar ursprünglich eine geringe: Religion, Lateinisch, Mathematik und zum Theil Griechisch waren die hauptsächlichsten. Mit der zunehmenden Cultur, mit der Ausbreitung des Verkehrs der Völker untereinander, mit dem Emporblühen der modernen Wissenschaften stellte sich das Bedürfniß heraus, immer mehr Fächer im Unterrichte zu berücksichtigen: die Muttersprache, Geschichte, Geographie, neuere Sprachen, Naturwissenschaften u. s. w. verlangten Einlaß. Man bequemte sich den neuen Forderungen so viel als möglich an, sah aber bald ein, daß es nicht möglich sei, alle diese Fächer in den Rahmen des Alten einzufügen, ohne durch ein Uebermaß von Lehrstoff eine heillose Zersplitterung der Kräfte herbeizuführen. Man versuchte sodann, den neuen Bedürfnissen dadurch gerecht zu weiden, daß man neben den altsprachlichen Gymnasien andere Schulen, Realschulen, errichtete, welche einen vorwiegend modernen Charakter trugen und somit mehr den Bedürfnissen derjenigen entgegenkamen, welche sich eine höhere geistige Bildung erwerben

wollten, die zugleich den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßt war. Nun baute aber der Lehrplan der Universitäten auf dem Unterricht der Gymnasien auf, der Besuch des Gymnasiums war also unerläßliches Erforderniß für jegliches Universitätsstudium und damit für den Zugang zu allen höheren Beamtenstellen. Kein Wunder daher, daß die Nealanstalten nur unter besonders günstigen äußeren Umständen, zur Zeit großen wirthschaftlichen Aufschwunges oder einer vollständigen Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten, zu einiger Blüthe gelangen koniüen: und daß sie nur in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl in Jndustriegegenden oder in größeren Städten, in denen eine rasch anwachsende Bevölkerung den verschiedensten Schulen stets hinreichendes Schülermaterial zuführt, gegründet wurden. Für gewisse Berechtigungen, welche den Realanstalten später zuerkannt wurden, wurden diese auch wieder eines Theiles ihres realen Charakters beraubt; sie näherten sich in ihrer Anlage wieder mehr dem Gymnasium. Die Folge hiervon mar die Gründung von Anstalten mit noch mehr ausgesprochen realem Charakter. Das Gymnasium andererseits konnte sich, da es wegen des fast vollständigen Bcrechtignngsmonopols die größte Mehrzahl der Schüler auszubilden hat, den Bedürfnissen des modernen Lebens auch nicht entziehen und mußte den Realien einen größeren Raum gewähren.

Dieser Weg führt also auf der einen Seite zu einer Ueberfüllung der Lehrpläne mit Unterrichtsgegenständen und damit zur geistigen Ueberbürdung*) der Schüler, auf der anderen Seite zu einer beklagenswerthen Vielgestaltigkeit der höheren Lehranstalten, welche fast ohne Zusammenhang miteinander stehen und wegen der ungleichartigen Vertheilung der Berechtigungen unter ganz verschiedenen Bedingungen zu kämpfen haben.

*) Wohl mag es richtig sei», dag die früher zu leistende häusliche Arbeitszeit vielleicht gröszer gewesen ist, als jetzt; aber damit ist noch nichts für oder gegen die Ucberbürdung bemiesen, denn die Ermüdung hängt nicht allein von der absoluten Arbcitsmenge ab, sondern auch von der Form in welcher, und den äuheren und inneren Verhältnissen, unter welchen sie geleistet wird. „Wenn man einem Gelehrte»/ sagt Paulsen (Geschichte des gelehrte» Unterrichts, Leipzig 1M5 S. 758), „welcher vielleicht 1Z—1t Stunden an einem Werk mit groszer Anstrengung arbeitet, dieses Werk aus der Hand nähme und ihm dafür täglich vier Pensen leichter Arbeit, deren jedes in zwei Stunden bequem absolvirt werden könnte, zuwöge und die Leistung nach Ablauf von je zwei Stunden controlirte: würde ihm nicht solche Zuchthausarbeit erdrückend und tödllich sein? Mir kommt nun vor, dafz die Umformung, welche n»scr Gqmiiasialunterricht im Laufe dieses Jahrhunderts erhalten hat, in der Richtung sich geltend macht, dag zusammenhängende und freie Arbeitsleistung in zusammhangslose, aufgegebene Pensenarbeit umgewandelt worden ist" . . . „eine wirkliche Arbeitsleistung wurde von dem früheren Gymnasiasten nur in einem Fach, dem der alten Sprachen verlangt und auch hier wesentlich nur im Lateinischen. Jetzt dagegen werden wenig Schultage im Jahre sein, in welchen der gewissenhafte Schüler nicht wenigstens drei Pcnsa abarbeitete und nicht so gar selten wird die Zahl derselben sich auch verdoppeln,"

'*) Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 188U.

Die vielfachen Mängel des jetzigen Systems: Ueberbürdung, Ueber-
süllung der gelehrten Berufe, allzu frühe Entscheidung über die Art der
zu besuchenden höheren Schule und damit über den späteren Beruf der
Kinder u. s. w. sind in den letzten Jahren so oft dargestellt und drängen
sich mit solcher Gewalt Jedem auf, der mit der Schule in Berührung
kommt, daß es überflüssig sein möchte, darüber noch Worte zu verlieren;
die Unzufriedenheit mit dem bestehenden System ist allgemein, sogar unter
den Vertretern des Gymnasiums. „Die jetzigen Zustände," sagt Dr. H. Thiel,
Geheimer Ober-Regierungsrath und vortragender Rath im Ministerium für
Landwirthschaft, Domänen und Forsten, in seiner prächtigen Vorrede zu
Director Matzat's Schrift **), „können doch nur dem als haltbar erscheinen,
welcher den frivolen Muth hat, die verkrüppelte geistige Ausbildung der
Mehrzahl der vorzeitig abgehenden Gymnasiasten für nothwendig zu erklären,
nur damit die Gymnasien in ihrer jetzigen Verfassung und zu Gunsten der
Minderzahl der bis zum Abiturienteneramen Durchdringenden von jener
ruissrn, contribusns plsbs materiell unterhalten werden können."
Die beiden von uns betrachteten Wege zu einer genügenden Berück-
sichtigung der modernen Bildungselemente führen also zu keinem erfreulichen
Ziele. Weder das Miteinander der verschiedenen Fächer auf derselben
Anstalt, noch das Nebeneinander auf verschiedenen Anstalten stellt sich
als brauchbar heraus; es muß also ein anderer Weg gesucht werden.
Die Schüler, welche eine höhere Schule besuchen, scheiden sich ziemlich
deutlich in 3 Gruppen. Die einen, bei denen sich schon in den unteren
Klassen zeigt, daß sie den Anforderungen der Schule auf die Dauer nicht
gewachsen sind, verlassen die Schule schon in den unteren Klassen, gewöhnlich
in IV oder Unter-III nach erfolgter Consirmation. Eine zweite Gruppe
bleibt dann noch 2—3 Jahre auf der Schule, um im Alter von 16 bis
17 Jahren in das praktische Leben überzutreten. Bei uns hat auf die
Zahl dieser letzteren das Einjährig-Freiwilligen Zeugniß einen gemissen
Einfluß.
Ist nun, wie bei uns, der Lehrplan der neunklassigen Schulen auf
die Wenigen zugeschnitten, welche die ganze Schule absolviren, so verlassen
die Uebrigen, die überwältigend größere Mehrzahl, etwa ^/z aller Schüler,
die Schule mit einer nach unseres Cultusministers eigenen Worten „ver-
kümmerten und verkrüppelten" Bildung. Nun, ein Schulwesen, in welchem
sich ein so großer Theil der heranwachsenden Jugend in einer derartig üblen
Lage befindet, kann wohl kaum als ein gesundes angesehen werden.
In den von uns betrachteten Staaten, in denen sich früher ganz ähn-
liche Uebelstände gezeigt haben, hat man durch entsprechende Reformen ver-
standen, dem Uebel an der Wurzel beizukominen. Bei aller Verschiedenheit
der Stundenpläne im Einzelnen zeigen sich überall gewisse grundlegende
Principien mit auffallender Uebereinstimmung. Zunächst ist es der Ausbau

des höheren Schulunterrichts aus einer gemeinsamen Grundlage, einer einheitlichen Mittelschule, auf welcher alle Schüler denselben Unterricht genießen; so daß also die Väter nicht schon beim Eintritt ihrer Söhne in die höhere Schule, in einem Alter derselben, in welchem sich über ihre Anlagen und Neigungen noch gar kein wichtiges Urtheil fällen läßt, gezwungen sind, zwischen verschiedenen Anstalten zu wählen. Der Lehrplan dieser Unterstufe ist natürlich auf die Bedürfnisse derjenigen zugeschnitten, welche die höhere Schule nur wenige Jahre besuchen, um dann nieist in's praktische Leben überzutreten. Demgemäß werden auf derselben vorwiegend die modernen Fächer berücksichtigt, während die klassischen Sprachen zurücktreten; mir sehen daher, daß in keinem der betrachteten Staaten*) der Beginn des lateinischen Unterrichts vor Beginn des vollendeten 12. oder 13. Lebensjahres der Schüler fällt. Durch diese Einrichtung werden ferner noch zwei weitere Vortheile erreicht; erstens beginnen die Schüler mit einer neueren Sprache den fremdsprachlichen Unterricht, sie schreiten also, wie dies allein pädagogisch richtig ist, vom Leichteren zum Schwereren, nicht wie bei uns in umgekehrter Richtung fort, und zweitens gewinnen die Schüler Zeit, sich erst mehrere Jahre in die eine Sprache einzuleben, ehe sie zu einer zweiten übergehen.

An die gemeinsame Unterstufe schließt sich in allen Staaten eine Oberstufe, welche sich in entschiedenster Weise in zwei oder mehrere Zweige gabelt, welche dann nach dem Princip der Arbeitstheilung in vollkommenster Weise die Vorbereitung sür die verschiedenen Berufe übernehmen können. Gewöhnlich wird diese Gabelung auf einer mittleren Stufe vorbereitet, welche wiederum einen möglichst abgeschlossenen Unterrichtscursus hat. Wir sehen also, daß an die Stelle des Mit- oder Nebeneinander das Nacheinander getreten ist.

Wie das Lateinische so weicht natürlich auch das Griechische zu Gunsten der modernen Fächer zurück; in allen betrachteten Staaten wird es eine kürzere Zeit hindurch gelehrt als bei uns und es hat in einzelnen Staaten gar keinen, in anderen nur geringen Einfluß auf die Berechtigungen. Wie sehr sich unser Gymnasium bezüglich der den alten Sprachen gewidmeten Zeit von denen der betrachteten Staaten unterscheidet, ist aus folgenden Zahlen ersichtlich: Es werden auf die alten Sprachen verwandt: in Preußen 117 Stunden wöchentlich, in Schweden, Norwegen, Holland, Oesterreich, Italien 73—78, in Dänemark 66, in Frankreich 60, in Genf (obligatorisch) 43 und in Bern (obligatorisch) 30 Stunden. <Vergl. auch die beigefügte tabellarische Uebersicht).

Fassen wir nun noch einmal kurz die Wünsche zusammen, die sich nach den vorstehenden Betrachtungen auch für eine Reform unseres höheren

*) Ausgenommen Ungarn, welches durch seine neuerliche Reform erst demselben Ziele näher zu kommen versucht hat.

Schulwesens ergeben, so würden dies folgende sein: Der gesummte höhere
Unterricht ruht auf einem sechsklassigen, mindestens bis zur IHK latein-
losen, gemeinsamen Unterbau, welcher nach der IV und IIb einen gewissen
Abschluß zeigt. In den drei untersten Klassen darf nur eine (neuere)
Sprache gelehrt werden. Der Lehrplan des Unterbaues hätte sich ungefähr
dem der höheren Bürgerschule gleich zu gestalten; etwa mit fakultativem
Latein von Illb ab. Eine Abschlußprüfung in IIb würde die Berechtigung
zum einjährigen Dienst zu gewähren haben. An den genieinsamen Unterbau
schließt sich ein dreiklassiger Oberbau, welcher sich in mehrere Zweige gabelt,
die etwa den drei oberen Klassen des früheren Gymnasiums, der früheren
Realschule I. 0. und der Oberrealschule entsprechen. Zu empfehlen möchte
nach dem Muster des Cantons Genf auch noch eine 4. Abtheilung,
die pädagogische, sein, welche an die Stelle der Volksschullehrerseminare
zu treten hätte. Für die Volksschullehrer und iure sociale Stellung könnte
eine derartige Vorbildung nur von Nutzen sein. Für die obere Abtheilnng
möchte wünschenswert!) sein, daß nur möglichst wenige Fächer als ver-
bindliche in den Lehrplan aufgenommen, die übrigen dagegen als wahlfrei
hingestellt würden. Dem Schüler der oberen Klasse müßte auch eine viel
größere Gelegenheit gegeben werden, sich in selbständigem Arbeiten zu
üben an Gegenständen, für welche er besondere Lust und Anlage hat;
damit möchte die Abspannung und Ermüdung, über welche jetzt so ein-
müthig in Bezug auf die Schüler der Oberstufe geklagt wiro, von selbst
schwinden. „Der kleine Knabe," sagt Paulsen,*) „ist dankbar, wenn ihn
jemand an die Hand nimmt und von Stunde zu Stunde beschäftigt; der
Jüngling, der jene tief einschneidende Entwicklungsepoche des Uebergangs
zur Pubertät hinter sich hat, lehnt instinctiv diese Fonn der Leitung ab.
. . . Unser Gymnasium, so scheint mir, trägt dieser Thatsache nicht hin-
länglich Rechnung; es regiert und beschäftigt im Grunde den zwanzig-
jährigen Primaner kaum viel anders, als dcn zehnjährigen Sextaner."

Auf die Vortheile, welche eine derartige Einrichtung der höheren
Schule mit sich bringt hier noch näher einzugehen, erübrigt sich wohl,
da dieselben zu klar auf der Hand liegen: wir könnten vielleicht kurz
sagen, sie liegen in der Vermeidung aller der Uebelstände, welche die jetzige
Einrichtung unseres höheren Schulwesens mit sich bringt und die genugsam
bekannt sein möchten.

Wir hatten oben aus den allgemeinen Klagen über unsere Schulen
auf das Vedürfniß nach einer Umänderung derselben geschlossen: wie steht
es denn nun in dieser Beziehung in den betrachteten Ländern; ist man
dort mit dem eingeschlagenen Wege zufrieden? Die Antwort werden wir
uns holen müssen in den Ländern, in welchen die einheitliche Mittelschule
am längsten besteht, in den nordischen Staaten.

*) A. a. O, 753.

Am 20. März dieses Jahres sagte in dieser Beziehung im Abgeordneten-
hause der Abgeordnete Dr. Graf-Elberfeld, daß man in jenen Ländern
mit der Einheitsschule durchaus unzufrieden sei; sollte diese Angabe richtig
fein, so würde es allerdings mit den gleichen Bestrebungen bei uns schlecht
bestellt sein. Glücklicherweise ist diese Behauptung des Herrn Dr. Graf
aber, wenn sie auch merkwürdigerweise unwidersprochen blieb, eine falsche:
man ist in allen drei Ländern derartig mit dem eingeschlagenen Wege
zufrieden, daß man augenblicklich bemüht ist, auf demselben weiter zu
schreiten. (Daß es natürlich dort im Anfange, besonders unter den älteren
Schulleuten, Unzufriedene gegeben hat und vereinzelt auch noch giebt, ist ja
klar, ändert aber an der ganzen Sachlage nichts.)
Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die in jenen Ländern vor-
geschlagenen weiteren Reformen:
In Dänemark hat der Cultusminister Scavenius beantragt, das
Griechische nur noch zwei Jahre auf dem Gymnasium zu treiben. Der
Unterricht märe dann in den untersten vier Klassen der sechsklassigen
höheren Schule völlig gemeinsam, die letzten beiden Jahrescurse mit
griechischem Unterricht würden zu einer Fachschule für künftige Philologen
und Theologen werden. In Norwegen brachte der Gutsbesitzer Dr, ^>i-.
Konow im Storting einen Antrag ein: „Die Regierung wird gebeten,
einen Ausschuß einzusetzen, der die Frage in Erwägung zieht, ob die den
höheren Unterricht betreffenden Gesetze einer Revision zu unterwerfen sind
auf der Grundlage, daß das Griechische aus der Reihe der Unterrichts-
fächer ausscheidet, das Lateinische aber als wahlfreier Unterrichtsgegenstand
in den oberen Klassen beibehalten wird." Bon den 24 Rednern, welche
zum Antrag sprachen, gehörten 9 zur conservativen Partei, 7 zur Regierungs-
partei (gemäßigte Linke) und 8 zur äußersten Linken, 15 von den Rednern
waren akademisch gebildet. Von den sämmtlichrn Rednern traten nur
zwei, der ehemalige Cultusminister Hertzberg und ein Oberlehrer IZngh
zur Vertheidigung der jetzigen Stellung der klassischen Sprachen auf. Alle
übrigen Redner sprachen entweder entschieden gegen die klassischen Sprachen
lim ganzen 14), oder sie fanden die Form des Konow'schen Antrags zu
straff und zogen den des Abgeordneten Dahl (Theologe) vor, welcher
lautete: „Die Negierung wird gebeten, eine Revision unseres höheren
Schulwesens in Erwägung zu nehmen; darunter auch die Frage der
Stellung der klassischen Sprachen." Dieser Antrag bezweckte der Regierung
freiere Hand zu lassen und der Sache eine allseitiger« Prüfung zu sichern.
Dahl selbst erklärte sich mit der Tendenz des Konow'schen Antrags völlig
einverstanden. Unter den Herren, welche die klassische Schulbildung am
heftigsten angriffen, waren 3 Altphilologen, 4 Theologen und 2 Juristen.
Auch der Cultusminister Sverdruv meinte, „daß der Weg zur höheren
Bildung für die meisten künftig durch die modernen Bildungselemente
gehen werde." Bei der Abstimmung wurde der Konom'sche Antrag mit

64 gegen 47 Stimmen verworfen, während der Antrag Dahl mit 94 Stimmen angenommen wurde. (17 Abgeordnete stimmten gegen ihn, da sie seine Fassung zu unbestimmt fanden.) In Folge dieser Verhandlungen soll die Regierung beabsichtigen, demnächst Anträge zur Umgestaltung des höheren Schulwesens einzubringen.

In Schweden hat der Unterrichtsminister Wennerberg, ein Schulmann von Fach, in der zweiten Kammer des Reichstags eine Vorlage ein» gebracht, welche hauptsächlich das Vermaltungsgebiet, Aenderungen in den BesoldungsverhSltnissen der Lehrer u. A. betrifft. In dieser Vorlage ist mit keinem Motte die Rede davon, daß die Einheitliche Mittelschule sich nicht bewährt habe; der Minister sagt im Gegenteil: „Weit entfernt die Verlegung des Anfangs des Lateinischen nach Untertertia als einen pädagogischen Fehler anzusehen, erkenne ich dann vielmehr eine der für unser höheres Schulwesen heilsamsten und von Billigkeit wie Gerechtigkeit am dringendsten geforderten Maßnahmen der Schulreform von 1873."
Sodann ordnet er, um dem Ueberwuchern des grammatischen Elements Einhalt zu thun, an, daß in der Reifeprüfung künftighin an Stelle der Uebersetzung in das Lateinische eine solche aus dem Lateinischen tritt. Diese Maßregel muß natürlich bewirken, daß auch in den voraufgehenden Unterrichtsjahren die Wiedergabe lateinischer Texte auf Schwedisch und zwar gutes Schwedisch zur Hauptaufgabe des Unterrichts wird.

Vielfach waren Klagen darüber laut geworden, daß, entgegen dem Geiste der Unterrichtsverfassung, der Unterricht der Unter- und Mittelstufe schon der Abgangsprüfung vorarbeite. Um diesem Uebelstande entgegen zu arbeiten, schlug der Minister vor, den drei untersten Klassen und den beiden mittleren Klassen bestimmt abschließende Unterrichtscurse zuzuweisen und an das Ende des dritten nnd fünften Jahres je eine Schulprüfuna zu legen. Die zur Berathung eingesetzte Commission ging in Betreff des Lateinischen noch über die Vorschläge des Ministers hinaus, indem sie beantragte den Anfang des Lateinunterrichts von Unter-HI nach Unter-II hinauf zu schieben, sodaß dann der völlig einheitliche Unterbau der höheren Schule die Klassen bis Ober-III einschließlich umfassen würde. Die zweite Kammer machte die Ansichten der Commission sich zu eigen und beschloß mit überwältigender Majorität den Hauptgegenständ der ministeriellen Vorlage, die Erhöhung der Lehrergehälter nur dann zu bewilligen, wenn der Anfang des lateinischen Unterrichts bis Unter-II hinaufgeschoben würde. Der Minister sagte eine dahingehende Vorlage zu. Die angeführten Thatsachen zeigen wohl klar genug, daß man in den nordischen Staaten nicht daran denkt, von dem in Bezug auf die Gestaltung des höheren Schulwesens eingeschlagenen Wege wieder zurückzutreten. Inzwischen sind nun die Behauptungen des Herrn Dr. Graf auch noch officiell widerlegt morden durch eine Denkschrift der schwedischen Schulbehörde, welche auf Nachsuchen der badischen Schulverwaltung vor

einiger Zeit in Karlsruhe eintraf; es ist in derselben mit keinem Worte erwähnt, daß man in Schweden mit der Schulreform schlechte Erfahrungen gemacht habe, oder an ein Rückmärtsrevidiren derselben denke.

Wie sehr die heutigen Culturbedingungen eine Entmickelung des höheren Schulwesens in der von uns angegebenen Richtung verlangen, zeigt sich auch darin, daß dieselben Bestrebungen sich in den verschiedensten Staaten bemerkbar machen. In Rußland hat eine unter dem Vorsitze des Fürsten Wolkomski, Adjuncten des Unterrichtsministers, einberufene Regierungscommission beschlossen, die Anzahl der Unterrichtsstunden sür die klassischen Sprachen von 85 auf 69 Stunden wöchentlich herabzufetzen und die gewonnene Zeit den anderen Unterrichtsfächern, insbesondere der Naturgeschichte und dem Zeichnen zuzuwenden. Der Reichsrath hat nun zwar den neuen Plan zustimmend beurtheilt, derselbe wird aber doch wohl vorläufig nicht Gesetzeskraft erlangen, da man sich über die Verwendung der frei gewordenen Stunden nicht einigen kann.

In Frankreich hat sich ebenfalls kürzlich ein Verein für Schulreform gebildet, die ,,^,8S«Oiüti«ii national« pmir l'ensöiANöinöllt Locouä»iie," welcher fast genau dieselben Ziele verfolgt, wie der „Verein für Schulreform" sie in Preußen und weiterhin in ganz Deutschland erstrebt. Der Aufruf zur Gründung betont zunächst, daß auch die einsichtigsten Körperschaften selten geneigt sind, aus eigenem Antriebe sich neuen Bedürfnissen anzupassen, daß sie vielmehr sich zu durchgreifenden Reformen gewöhnlich nur dann verstehen, wenn sie einen kräftigen Anstoß von außen erhalten. Der Verein will daher sich bestreben durch Einwirkung auf die Oeffentlichkeit eine nationale Bewegung hervorzurufen, welche stark genug ist alle Hindemisse aus dem Wege zu räumen und über den Schlendrian zu triumphiren.

Nachdem der Aufruf sich sodann gegen das Vorwiegen des altsprachlichen Unterrichts gewendet hat, fährt er fort: „Allen diejenigen Studien aufzuzwingen, von welchen nur Wenige wirklichen Nutzen haben, heißt das geistige Kapital des Landes vergeuden, heißt die französische Jugend von der gewerblichen Thätigkeit, auf welcher allein die materielle Wohlfahrt der Nation beruht, ablenken und sie in viel zu großer Anzahl auf die öffentlichen Aemter und auf einige stets überfüllte Berufe hinweisen; es heißt endlich, die Zahl der Bewerber, der Unzufriedenen und derjenigen, die ihren Beruf verfehlt haben, in's Ungemessene vergrößern." Es seien allerdings Schulen ohne die alten Sprachen errichtet, diese siechten aber seit 20 Jahren dahin, da ihnen die Berechtigungen fehlen und ihr Unterricht daher gering geschätzt würde. Zudem befänden sich die Eltern in böser Verlegenheit, wenn sie für ihre kaum 11 Jahre alten Söhne zwischen zwei Schulen zu wählen hätten, die sich gegenseitig schaden! — Alles wie bei uns! nur daß bei uns die Eltern schon für ihre neunjährigen Söhne die Wahl der Schule vornehmen müssen. —

Die Mittel, welche der Verein zur Abhülfe vorschlägt, sind auch dieselben, wie wir sie aus den betrachteten Schuleinrichtungen abgeleitet haben und wie sie bei uns immer mehr Anhänger finden.
Der Verein schlägt nämlich um eine sichere Ausmahl der Befähigten zu ermöglichen vor, dem Schulwesen folgende Einrichtung zu geben: Der höhere Unterricht soll zwei Stufen, eine für alle Schüler einheitliche Mittelschule und eine höhere Mittelschule mit Gabelung umfassen. Die einzelnen Abtheilungen der letzteren sollen für die Universität, die technische Hochschule u. s. w. vorbereiten. In einer oder mehreren Abtheilungen der höheren Mittelschule sollen dann auch die alten Sprachen eine Stelle finden, so daß dieselben nur für diejenigen Schüler bleiben, welche sie für ihren Beruf nöthig haben und also wirklichen Nutzen aus ihnen ziehen.
Den Borsitz des Vereins führt der Abgeordnete Berger, Gmeral-director der vorigjährigen Pariser Weltausstellung. Außerdem gehören deni Vorstande an: die Generalinspectoren des öffentlichen und des technischen Unterrichts, Foncin und Jacquemart, Salomö, Professor am Luceum Charlemagne u. A. Zum Gönnerausschuß gehören u. a. die früheren Minister Flourens, Goblet, Lockroy und Sarrien.
In der Senatssitzung vom 17. Juni d. I. intervellirte der Abgeordnete Combes den Minister des öffentlichen Unterrichts über die Nothwendigkeit, ohne Verzögern größere Umänderungen im höheren Schulwesen im Sinne der ^.ssociation rianorinle vorzunehmen. Tie Verhandlungen, welche an die Pläne des Ministers zur Umänderung des UniversitSts-wesens anknüpften, waren sehr eingehende und nahmen die Sitzungen vom 17. und 19. Juni in Anspruch. Auf die Verhandlungen genauer hier einzugehen verbietet der Raum, doch wollen mir wenigstens einige wichtige Aeußerungen, welche bei dieser Gelegenheit sielen, nach der „Rsvns intsr-usrivnsls 6e 1'er>8ttFriemevt" Nr. 7 vom 15. Juli 1890 (Paris Colin K Cie.) anführen.
Der Minister lehnte in seiner Antwort auf die Interpellation von vornherein ein Eingehen auf Einzelheiten, insbesondere auch auf die Erörterung der von Combes vorgeschlagenen Bildung mehrerer abgeschlossener, aufeinander folgender Curse ab; er wolle nur im Allgemeinen seine Ansichten vorbringen. Nachdem er sich über die allmähliche Entwickelung des Realunterrichts (enseiAveiriMt speciale), wie sie sich unter der Gemalt der äußeren Verhältnisse vollzog, geäußert hat, fährt er fort:
„Wir haben diese Entwickelung zu beendigen und zu vollenden: wir müssen an die Seite unseres alten klassischen Unterrichts den modernen Unterricht als völlig gleichberechtigtes Glied hinstellen; einen Unterricht welcher dem erfteren nicht schaden, sondern vielmehr dazu dienen wird, ihn, zu entlasten und dadurch zu heben.
Wir werden so nebeneinander und jede für sich bestehend die drei nothmendigen Arten des Unterrichts erhalten: Den technischen Unterricht,

den modernen clafsischen Unterricht und den alten klassischen Unterricht. Was ich genauer ausführen wollte, ist der Charakter, welchen die beiden Unterrichtsarten erhalten müssen und besonders jener des modernen Unterrichts.

Wir verlangen, daß er, kurz gesagt, ein klassischer Unterricht sein soll.

Was verstehen mir darunter? Wir nennen, und wie wir glauben mit Recht, klassischen Unterricht denjenigen, welcher dem Geiste nicht allein eine gemisse Menge Wissen giebt, sondern ihm vor Allem eine Methode verschafft. Wir nennen klassischen Unterricht denjenigen, welcher das Kind denken und infolge davon seine Gedanken gut aussprechen lehrt ...

Der klassische Unterricht soll nicht für ein bestimmtes Fach vorbereiten, er soll die intellectuelle und sittliche Erziehung in ihrer Allgemeinheit und Reinheit übermitteln. Er muß den Schüler vertraut machen mit jenen allgemeinen Ideen, welche ein wesentlicher Theil jenes geistigen Erbes sind, das uns von der politischen und geistigen Freiheit Griechenlands geworden ist, und welches, übermittelt durch Rom, wiederbelebt in der Renaissance, bereichert durch die modernen Wissenschaften zur französischen Revolution geführt hat und den Geist des heutigen Frankreich kennzeichnet.

Diese allgemeinen Ideen, diese Fähigkeit zu denken und diese Methode sind es, welche der neue Unterricht ebenso gut geben muß, wie der alte.

Ich glaube auch, daß es möglich ist, wenn auch nicht dieselben Resultate zu erhalten, wie sie durch den altsprachlichen Unterricht erzielt wurden und erzielt werden, so doch wenigstens solche, welche wohl merlh sind, unter anderen Gesichtspunkten mit jenen in Vergleich zu treten.

Ja, ich glaube, daß es möglich ist, mit einem modernen Unterricht, wie ich ihn eben geschildert habe und der von jenem Geiste erfüllt ist, junge Leute zu erziehen, welche im socialen Leben den aus dem altsprachlichen Unterricht hervorgegangenen gleichwerthig sind."

Für die alten Sprachen trat hauptsächlich Jules Simon ein, der eine glänzende Lobrede auf dieselben hielt. Seine Ausführungen gipfelten in dem Satz: „Wenn es einen Vorwurf zu machen giebt, so ist es der, daß sie unter der Gewalt der äußeren Umstände nicht genug gelehrt werden. Und wenn ich etwas im Unterrichtswesen zu gebieten hätte, Herr Minister, so würde ich, anstatt mich darüber zu beklagen, daß die klassischen Wissenschaften zu stark betrieben würden, sagen: Nein, nein! wir lehren sie noch nicht genug, sie müssen noch mehr gelehrt werden."

Gegen Simon wandte sich hauptsächlich der berühmte Chemiker Berthelot, der seine Rede folgendermaßen begann: „Ich theile in Bezug auf die Werthschätzung der alten Sprachen ganz die Meinung meines berühmten Freundes Jules Simon und diejenige, welche unser College

Chalamet mit soviel Beredtsamkeit vertheidigt hat. Ich glaube, daß die alten Wissenschaften eine eigenthümliche erzieherische Kraft haben. Es giebt in der Thai viele philosophische Wahrheiten und Vieles, welches Kunst und Literatur betrifft, was von den Griechen und Römern zum ersten Male gesagt ist und zwar in einer Form, welche jemals weder übertroffen noch erreicht wird. Folglich glaube ich, daß ihr Studium niemals durch das der neueren Sprachen, auch nicht durch das des Franzosischen erreicht werden kann."

„Ich bin aber bei alledem ganz und gar kein Gegner des Studiums der neueren Sprachen: im Gegentheil, ich halte sie für unerläßlich. Ich glaube, daß sie in jeder Erziehung, sei sie eine sprachliche oder naturwissenschaftliche («oit liltörsiire, soit soientiL^ue), heute mit die erste Rolle zu spielen haben; weil der ganze Charakter auf den unsere Civilisation hindrängt, ein Charakter der Einheit, der Allgemeinheit, des Ausdrucks von Wahrheiten und Formeln ist, welche allen Nationen und allen Rassen gemeinsam sind. Unter diesem Gesichtspunkt muß jede große Nation sich auf dem Laufenden erhalten über Alles, was bei den Nachbarnationen gesagt und geschrieben wird; muß jedes Volk auf dem Laufenden sein bezüglich der wissenschaftlichen Forschungen, der Kunst und der Literatur seiner Nachbarvölker. Die neueren Sprachen sind nach meiner Meinung für alle gleich nothwendig, ihre Kenntniß muß eine der ersten Rollen, sowohl in der naturwissenschaftlichen wie in der sprachlichen Erziehung spielen . . ." Im übrigen spricht sich Berthelot für volle Gleichberechtigung des altsprachlichen und des modernen Unterrichts aus.

Wenn die Interpellation Combes auch einen directen praktischen Erfolg nicht gehabt hat, so hat sich doch gezeigt, daß man auch in Frankreich in den maßgebenden Kreisen von der Wichtigkeit der modernen Unterrichtsfächer durchdrungen ist.

Wir sahen, daß jede grundlegende Reform des höheren Unterrichtsmesens verbunden war mit einer Beschränkung der alten Sprachen und ohne eine solche überhaupt sich nicht ermöglichen läßt. Aber nicht allein die Betrachtung der Reformen in anderen Ländern, auch die der Entwickelung unseres eigenen Schulwesens führt zu demselben Schlüsse, wie dies Paulsen im Schlußcapitel zu seiner Geschichte des gelehrten Unterrichts ausführlich nachweist. Aber gerade diese Nothwendigkeit einer Beschränkung des altsprachlichen Unterrichts ist ein Haupthinderniß für ein kräftiges Fortschreiten der Schulreform. Die leitenden Kreise verdanken zum größten Theil ihre Bildung den humanistischen Gymnasien und zwar denen einer Zeit, in der ein naturwissenschaftlicher Unterricht auf denselben kaum bekannt war; es ist nicht zu verwundern, daß es ihnen schwer wird, sich in den Gedanken zu finden, daß man eine allgemeine Bildung auch auf anderem Wege soll erhalten können. Unter den eifrigsten Vertretern der humanistischen Bildung fehlt es auch nicht an solchen, welche einem weiteren Rückgang des klassischen Unterrichts

als gleichbedeutend mit einem Zurücksinken in die Barbarei ansehen. Nun, wir können uns damit trösten, daß uns diese Barbarei bei ähnlichen Gelegenheiten schon oft genug prophezeit ist, ohne daß man bis jetzt viel von dem Eintreffen dieser Prophezeiungen gemerkt hätte. Die ganze Culturbemegung der letzten Jahrhunderte kann man als die allmähliche Loslösung einer selbständigen modernen Cultur von der antiken bezeichnen; soll die Schule ihre Bestimmung nicht vollständig verfehlen, so wird sie nicht umhin können, dieser Bewegung zu folgen. Nicht dadurch wird das Interesse der Schule gewahrt, daß man sich dieser naturnothwendigen Entwicklung derselben entgegenstemmt — ein solches Verfahren hat immer noch schließlich zu einem plötzlichen Umsturz geführt —, sondern dadurch daß man versucht, die Schule in beständige Wechselwirkung zu bringen mit den veränderten Culturverhältnissen und den jeweiligen Anforderungen des allgemeinen praktischen Lebens. Diese Entmickelung des höheren Schulwesens ist aber nicht möglich ohne die beständige Mitwirkung aller Gebildeten der Nation. Wohl fehlt es nicht an Stimmen, welche denen die nicht Fachleute sind, d. h. nicht selbst als Lehrer thätig waren, jede Berechtigung absprechen, in Schulsachen mitzureden. Es kann nichts Falscheres geben als diese Behauptung! Mögen die Fachleute das Feld für sich in Anspruch nehmen, wenn es sich um das „Wie" handelt (wennschon sie auch hier nicht allein zuständig sein möchten), das „Was" ist in erster Linie Sache der Eltern, welche ihre Söhne der Schule anvertrauen, Sache eines jeden Gebildeten, dem das Wohl der Jugend und damit der Zukunft des Vaterlandes am Herzen liegt. Nicht aus theoretischem Tifteleien, sondern aus der Beobachtung des gesammten öffentlichen Lebens sind die Forderungen für die Gestaltung des höheren Schulwesens abzuleiten, und das ist, um es nochmals hervorzuheben, nur möglich unter Beihülse der Gesammtheit der Gebildeten; es ist nicht allein ihr Recht, es ist ihre Pflicht, hier nach Kräften mitzuwirken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das thätige Interesse am Schulwesen im Laufe der letzten Jahre bedeutend an Ausdehnung gewonnen hat, aber gerade jetzt, wo durch den herrlichen Erlaß unseres Kaisers über den Unterricht an den Cadetten-Anstalten auch sür unser bürgerliches Schulwesen der Anstoß gegeben ist zu einer kräftigen Fortentwickelung, gerade jetzt, wo eine Commissi«« eingesetzt ist zur Berathung über eine Umgestaltung derselben, gerade jetzt heißt es auf dem Posten sein! Trage jeder soviel an ihm ist dazu bei, daß das große uns bevorstehende Werk einer Schulreform zu einem gedeihlichen Abschluß geführt werde, unserer Jugend zum Segen, dem Vaterlande zum Heile!

Uebersicht über die in den einzelnen Staaten den verschiedenen
Fächern wöchentlich gewidmeten Stunden.
Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen den Procentsay (auf Ganze abgerundet)
der den einzelnen Fächern gewidmeten Stunden verglichen mit sämmtlichen Unterrichts-
stunden (cmfzer Turnen und Singen).
Für Dänemark und Genf erniedrigt sich der Procentsatz der den alten Sprachen
gewidmeten Stunden und erhöht sich die absolute und die Procentzahl der übrigen
Stunden, wenn man die hier fehlenden unteren Klassen zurechnet.
Aiuttcr,
spräche
Alte
Sprachen
«euere
Sprache,,
Mathemat,
Fächer und
Zeichnen
Natur-
wisse,,,
schatte,,
Geschichte
u, Geo-
graphie
Gymnasium
21(8)
117l44)
21 (8)
40 (15)
18 (7)
28 (11)
s
Realgymnasium
27 (1«)
54 (19)
54 (19)
62 (22)
3« (11)
3« (11)
Oberrealschule
30(11)

82 (30)
73 (27)
36(13)
30(11)
mark.
Sprachlich-Historische
Abtheilung
17 (9)
68 (38)
28(16)
21(12)
14(3)
23(13)
Mathematisch-natur-
wisscnschaftl. Abtheilnng
19(11)
29(16) 28(16)

!
45 (25)
22 (12)
23 (13)
K
Norwegen.
Lateinlinie
35 (13)
70(27)1 30(12)
42 (16)
11 (4)
42 (16)
Reallinie
35 (13)

62 (24)
61 (24)
26 (10)
46(18,
Lateinlinie
32 (12,
74(27)
46 (17)
42 (16)
13 (7)
35(13)
S
Lateinlinic L
32 (12)
48 (18 ,
60(22)
54 (20)
18 (7)
35 (13)
IS
Reallinie
32 (12)

78 (28)
73 (26)
34 (12)
35 (13)
Humanistische Llbtheilling
28(14)
43(21) 24(12)
32(16)
18 (9)
30(15)
Genf.
i
Real-Abtheilung
31 (15)
32 (16)
44(22)
41 (20)
23 (11)
28 (14)

Technische Abtheilung
27 (13)
16(8)

42 (21)
68 (32)
23 (11)
27(13)
«
Literarabtheilung
37 <15)
30,13)
36(15)
53 (22)
22 (9)
31 (13)
Realabtheilung
39 (16)

49 (20)
74 (31)
28 (12)
31 (13)

Helgoland.

von

G. VierckF.

— Berlin-Gr, kichterfelde. —

Kampf und Blutvergießen, selbst olme laiiivvieii^c mr,^-
»mtische Unterhandlungen ist das kleine Felseneiland in der
^^AH Nordsee in deutschen Besitz gelangt und auf solche Weise endlich
mit dem Lande vereinigt worden, zu dem es seiner geographischen Lage,
seiner Bevölkerung, ja selbst seinem Verkehr nach allein gehört. Tie
Mündungen mehrerer der größten und wichtigsten Flüsse Deutschlands
beherrschend, war es in den gegenwärtigen Verhältnissen in fremdem Besitz
und seinem jetzigen unbefestigten Zustande schon ein vorzüglicher Stützpunkt
für etwaige Deutschland feindliche Flotten, in deutschem Besitz dagegen ist
es eine unschätzbare Warte, von welcher aus die Nordsee mit Leichtigkeit
beobachtet werden kann. Die kleine Insel erhöht die Wehrkraft des deutschen
Reiches zur See um ein Beträchtliches und bildet iu beinahe gleicher Ent-
fernung von Wilhelmshafen und von dem am westlichen Ende des Nord-
ostseekanals geplanten Kriegshafen von Brunsbüttel einen strategischen Punk
von höchster Bedeutung.

Daß diese unter anderen Gesichtspunkten mit Recht als Perle der
Nordsee bezeichnete Insel uns auf friedlichem Wege im Austausch gegen
einige allerdings ganz ungleich größere Besitzungen in Afrika überliefert
worden, ist ein mittelbarer Triumph der unermüdlichen Bestrebungen der
wahren Menschenfreunde, welche das allerdings utopische Ideal verfolgen,
den Krieg aus der Welt zu schaffen. Die Art, wie dieser Besitzwechsel

sich vollzogen hat, beweist deutlich, daß auch auf dem Gebiete des politischen internationalen Verkehrs neue weitere Anschauungen, gesundere Grundsätze zur Geltung gelangen, als diejenigen waren, welche die Diplomatie früherer Zeiten großentheils beherrschten. Die englische Regierung und das englische Volk würden allerdings trotzdem nicht so leicht in die Abtretung der so vorzüglich gelegenen Insel gewilligt haben, wenn sie nicht nachgerade zu der Einsicht gelangt wären, daß dieselbe für sie von keinem Werth war, daß sie dasür Besitzungen erwerben konnten, welche ihnen ungleich größeren Nutzen gemährten.

Jedenfalls ist dadurch ein Wunsch erfüllt worden, den Deutschland hegte, seitdem es zum Bewußtsein seiner Macht gelangt, seitdein der Kleinstaaterei ein Ende gemacht, das deutsche Reich geschaffen, der Grund zu einer deutschen Flotte gelegt morden ist. Schon 1848, als die Einheitsidee so mächtig zum Ausdruck gelangte, wurde der lebhafte Wunsch rege, Helgoland müsse auf die eine oder die andere Weise für Deutschland erworben werden, denn wenn letzteres zur See wehrkräftig werden und sein wollte, so konnte es diese Insel nicht entbehren, deren Wichtigkeit sich während der Continentalsperre und sonst in der Geschichte der Kriege zwischen den nordischen germanischen Stämmen auf das Deutlichste bekundet hatte. Vierzig Jahre mußten vergehen, ehe das sagenumwobene Eiland in einer alle Welt überraschenden Weise auf Grund eines friedlichen Neber-einkommens durch Einverleibung in das deutsche Reich einer neuen Bestimmung entgegengeführt wurde. Daß dieser räumlich kaum nennenswerthe Zuwachs, den das Reich empfing, den offenen Feinden und den geheimen Gegnern nicht gleichgültig mar und ist, begreift sich leicht, wenn man die strategische und nautische Bedeutung der Lage Helgolands in's Auge faßt, aber es sind dadurch auch noch andere Wünsche und Gelüste geweckt morden.

So sähe man es in Spanien gern, wenn England nun auch Gibraltar herausgäbe und es sind sogar in diesem Sinne von gemissen Kreisen Schritte gethan, Mit geringem Erfolge jedoch, denn die Verhältnisse liegen dort ganz anders als hier hinsichtlich Helgolands, und Spanien müßte im Stande sein, größere Opfer zu bringen, als es zu bringen vermag und als der Nationalstolz zu bringen gestatten würde, um England zu bewegen, jenen Felsen aufzugeben, der es zu einer der stärksten Festungen der Welt gemacht hat. Italien würde wahrscheinlich sehr gern Malta, Griechenland die Türkei und Rußland Cypern haben mögen, und andere Mächte würden sich freuen, die auf ihren Gebieten oder in ihrer Nähe befindlichen und organisch zu ihren Gebieten gehörenden fremden Enclaven und Besitzungen einzutauschen. Es ist sogar fehr möglich, daß wir in nächster Zukunft zahlreiche auf solchen Besitzmechsel abzielende internationale diplomatische Unterhandlungen angebahnt sehen werden.

Helgoland aber ist durch seine Hereinziehung in das Deutsche Reich

eigentlich erst seiner wahren Bestimmung in der Weltgeschichte entgegengeführt, gleichsam wie das Dornröschen des Märchens erst zu vollem Leben erweckt worden, obgleich es trotz seiner der Größe einer deutschen Kleinstadt gleichen räumlichen Ausdehnung eine lange und bewegte Geschichte aufzuweisen hat. Letztere ist sogar gewissermaßen ein kleines Spiegelbild der politischen und der Culturgeschichte der Völker und Stämme, welche die benachbarten Küsten der Nordsee bewohnten, denn Helgolands Geschicke waren meist mit denen der gegenübergelegenen Länder auf das Innigste verknüpft.

Ein flüchtiger Blick auf die interessante Geschichte der Insel wird das eben Gesagte bestätigen.

Die Sage, welche bei dem Mangel an zuverlässigen geschichtlichen Nachrichten über die ältesten Bewohner Helgolands und ihre Thaten ein breites Feld für ihre Bethätigung fand, hat, gestützt auf die vereinzelten Mittheilungen der alten griechischen und römischen Geographen und Geschichtschreiber, die Lücken auszufüllen gesucht, die die historische Forschung ergab und die Insel mit einem ganzen Kranz von Dichtungen umgeben, welcher das natürliche Interesse an diesem in jeder Beziehung eigenartigen Felseneiland auf das äußerste gesteigert hat. Die Behauptung mittelalterlicher und neuerer Gelehrten, daß Tacitus Helgoland gemeint hat, wenn er von einer Cultusstätte der Göttin Hertha sprach, war Veranlassung zu der Annahme, daß diese mitten in der stürmischen Nordsee gelegene, dem Kampfgetümmel des Festlandes entrückte, schwer zugängliche Insel einst schön bewaldet und die letzte Zufluchtsstätte der nordgermanischen Religion vor dem siegreich vordringenden Ehristenthum mar. Und als sich gegen die Annahme, daß Helgoland jemals bewaldet sein und heilige Eichen- und Buchenhaine besitzen konnte, gegründete Bedenken erhoben, da mußte die Insel wenigstens herhalten, um als Cultstätte eines offenbar friesischen Gottes Fosethes zu gelten, der ein Enkel der Hertha sein sollte und dessen Tempel die britischen Missionaire und Apostel des siebenten Jahrhunderts zerstörten.

Helgoland erscheint somit in seiner ältesten Periode nicht nur innig verbunden mit den heidnischen Culten, welche bei den germanischen Stämmen der Küstengebiete der Ost- nnd Nordsee herrschten, sondern wurde sogar von der Sage und zum Theil selbst von der Geschichte zum Range der Cultstätte einer oder mehrerer der angesehensten germanischen Göttergestalten erhoben.

Die erste zuverlässige geschichtliche Nachricht zeigt es uns verwickelt in die für ganz Deutschland so ungemein bedeutungsvollen Kämpfe der Franken gegen die Sachsen und Friesen. Der Königssitz der letzteren wurde auf Helgoland verlegt, mindestens sollte der Friesenkönig Radbod dort, nachdem er von Pipin geschlagen, seine Zuflucht genommen haben, zum Christenthum bekehrt morden und gestorben sein. Wenngleich auch

davon das wenigste vor der heutigen geschichtlichen Kritik bestehen kann, so ist doch allerdings gewiß, daß König Radbod längere oder kürzere Zeit auf Helgoland residirt hat, welches somit jedenfalls durch jene epochemachenden Kämpfe verschiedener der mächtigsten germanischen Stämme in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Zu unbedingter Herrschaft gelangte das Christenthum auf Helgoland; jedoch erst gegen das Ende des 8. Jahrhunderts und dann verschwindet die Insel für längere Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts beinahe ganz aus dem Gesichtskreis der Geschichte. Nach Adam von Bremen, der um 1072 die erste durchaus zuverlässige Beschreibung der Insel gab, wurde dieselbe 1050 von dem Bischof Eilbert gewissermaßen neu entdeckt. In der dazwischen liegenden Zeit mar es aber nicht nur das häusige Ziel der Wikingerfahrten gewesen, sondern seine ganz ausschließlich auf die Schifffahrt angewiesenen Bewohner betheiligten sich wahrscheinlich selbst sehr eifrig an diesen kühnen Fahrten. Daß die Nonnannen und andere Korsaren der Nordsee dort oft genug Zuflucht suchten und fanden, bestätigen manche spätere Nachrichten und Anzeichen, und sicherlich lebten auch die Helgoländer selbst zum Theil von Seeraub, da die Lage ihrer Insel hierfür auf das beste geeignet war. Trotzdem scheint es, daß selbst in jenen rauhen Zeiten Helgoland eine Art von geheiligter Cultstätte war, und daß es für ein großes Verbrechen galt, irgend welches Eigenthum der Insulaner zu entwenden, ein Verbrechen, das dem Aberglauben der Normannen gemäß immer mit dein baldigen Tod gesühnt werden mußte. „Es geht die Sage," berichtet Adam von Bremen, „daß Seeräuber, wenn sie auch nur die kleinste Beute von dort entführt, entweder bald durch Schiffbruch umgekommen oder von Jemand erschlagen worden; keiner sei unbeschädigt heimgekehrt. Weshalb die Seeräuber den dort lebenden Einsiedlern mit großer Ehrfurcht einen Beutezehnten darzubringen pflegen. Die Insel ist nämlich sehr fruchtbar an Feldfrüchteu, sehr reich an Geflügel und nährt Triftvieh; sie hat einen einzigen Hügel, keinen Baum, wird von rauhesten Felsen umschlossen, ist ohne Zugang außer einem, wo auch süßes Wasser, ein Ort allen Schiffern ehrwürdig, besonders aber den Seeräubern. Woher sie auch den Namen empfangen hat, daß sie Heiligland heißt."

Die damals Lebenden erklärten somit den an Stelle von Fosethslcmd allmählich getretenen Namen, der in den verschiedensten Formen als Haleglun, Haligland, Helgelund, Hildiglund, Heiligland u. A. erschien als Ausdruck der Heiligkeit dieses kleinen Eilands, während andere spätere und moderne Forscher ihn von einem mythischen König Helgo oder von dem Stamme Hal abzuleiten versucht haben. Was die Insel, die in heidnischer Zeit schon als Heiligthum betrachtet wurde, dann auch in christlicher Zeit zu einem solchen machte, ist schwer einzusehen, wenn nicht der von Adam von Bremen angegebene Grund des Vorhandenseins einer Süßmasserquelle dafür angenommen werden soll. Die Eristenz einer solchen Quelle wird

21,0 S. Diercks in Berlin-Gr. Lichterfelde.
aber von neueren Forschem und besonders von Geologen in Abrede gestellt, da die in moderner Zeit gefundenen natürlichen Quellen nur Brackwasser enthielten. Das schließt indessen nicht aus, daß früher nicht auch wirklich trinkbares Quellmasser vorhanden gewesen ist, um so mehr, als jüngere Chronisten des vorigen Jahrhunderts dies bestätigen. Jedenfalls bürgt das Zeugniß Adams von Bremen dafür, daß Helgoland, das auch als die Insel der heiligen Ursula und ihrer 11009 Jungfrauen bezeichnet wurde, lange Zeit im Gerüche der Heiligkeit stand.
Das hinderte jedoch nicht, daß gerade in dieser selben Zeit die nahe-gelegenen Hansastädte die Nordseeinsel für ein gefährliches Räubernest hielten und dieselbe unter ihre Botmäßigkeit zu bringen suchten. Dadurch geriethen sie jedoch mit den Dänen in Conflict, die Helgoland 1356 be-fetzten, es jedoch schon 60 Jahre später an Hamburg verpfändeten. Bis 1684 stritten sich nun die drei Mächte, welche überhaupt um die Herrschaft auf der Nordsee in stetein Kampfe lagen: der Hansabund, Dänemark und die Herzöge von Schleswig beständig um den Besitz der Insel, die bald dem Einen, bald dem Andern als Eigenthum zufiel, sich dabei jedoch immer eines hohen Grades von Unabhängigkeit erfreute und ihre alte demokratische friesische Verfassung unangetastet zu erhalten verstand.
Inzwischen hatten die Helgoländer ihre Haupteinnahmequelle verloren. Der Heringsfang, welcher um 1530 noch die starke Bevölkerung von 2000 Menschen ernährte, hörte etwa zwanzig Jahre später ganz auf, weil die Heringe damals ihren Lauf veränderten und nicht mehr nach Helgoland kamen, das dieselben doch in ihr Nationalmappen aufgenommen hatte. Hummer, Schellfische und andere Fische mußten nun Ersatz bieten für die vollständig aus jenen Gewässern verschwundenen Heringe. Tie Erhöhung des Seeverkehrs steigerte aber zugleich auch auf zwiefache Weise die Ein-nahmen der Helgoländer: einmal durch das Strandgut, das die zahllosen in der Nachbarschaft der Insel scheiternden Schiffe ihnen gewährten, das dem damals herrschenden Strandrecht gemäß als Eigenthum der Inselbe-wohner betrachtet wurde und von dem auch die Landesherren und ihre Vögte sehr beträchtliche Procente erhielten; zweitens durch den Lootsendienst, den die Helgoländer in der Nordsee monovolisirt hatten. Man sagte jedoch vielfach den Helgoländer Lootsen nach, daß sie die von ihnen geleiteten Schiffe an den ihnen wohlbekannten Klippen in der Nähe der Insel zum Scheitern brachten und es wurde daher die Ausübung des Lootfendienstes von 1685 an von der Ablegung einer Prüfung abhängig gemacht, und außer-dem bemühten sich die Bewohner der zahlreichen Fischerdörfer an den Elb-ufern, M der Wesermündung und an den Hüsten Holsteins den Helgo-ländern das Privilegium des Lootsendienstes streitig zu machen. Ter hieraus für die Helgoländer erwachsende Schaden wurde einigermaßen aus-geglichen durch den einträglichen Abbau des mit der Insel verbundenen Kreidefelsens, der unter dem Namen der weißen Klippe, Wittklipp, in den

älteren Beschreibungen der Insel erschien. Ohne es zu ahnen, fügten sich
die Helgolander dadurch jedoch neuen schweren Schaden zu. Die Witt-
klipp, welche den Kern der heutigen Düne bildete, die Verbindung der
letztern mit der Insel sicherte und den Südhafen gegen die Stürme aus
Norden schützte, wurde allmählich abgetragen und Wind und Wetter thaten
das Ihrige, das Zerstörungswerk zu vollenden. Die vielen Sturmfluthen,
welche um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die Felseninsel
heimsuchten, spülten die Reste der Wittklipp fort und vernichteten am
31. December 1720 die Verbindung zwischen der Insel und der Düne
vollständig. Die Entfernung beider von einander beträgt jetzt 1200 Meter.
1714 wurde Helgoland wieder dänisch, nachdem es seit 1689 im
Besitz der Herzöge von Gottorp gewesen war und es blieb dänisch bis
zum 5. Septeniber 1807, an welchem Tage es von den 'Befehlshabern
einer englischen Flotte besetzt wurde, um bis zur Abtretung an Deutsch-
land englisch zu bleiben.
Der Niedergang des Lootsenmefens, der geringe Ertrag des Fischfanges
erzeugten zu Anfang dieses Jahrhunderts einen großen Nothstand, dem
vorübergehend nur durch die Continentalsperre gesteuert wurde, welche
Napoleon I. über die westeuropäischen Häfen verhängte. Helgoland wurde
damals Stapelplatz für die ungeheuren Massen englischer und continentaler
Waaren, die dort gegen einander ansgetauscht wurden. Hunderte von
großen Kauffahrteischiffen aller Völker lagen 1809 beständig auf der offenen
Rhede von Helgoland vor Anker und die Helgoländer verdienten große
Reichthümer durch den Schmuggelhandel, den sie mit den für den Continent
unentbehrlichen englischen Waaren trieben. Aber dieser Aufschwung mar
nur von sehr kurzer Daner und die Roth, welche darauf folgte, war um
so empfindlicher.
Unter diesen Umständen regte ein unternehmender Helgoländer
Siemens mit Namen, den Gedanken an, ein Seebad auf der Insel zu
eröffnen. Jahre vergingen jedoch, ehe er seine schwerfälligen friesischen
Landsleute von der Einträglichkeit eines solchen Unternehmens überzeugen
und das nöthige Geld zusammenbringen konnte, nm 1826 die ersten vier
Badebuden auf der Düne einzurichten. Der Erfolg war ein überraschend
günstiger, Helgoland wurde ein beliebter Badeort, und der Umstand, daß
daselbst eine Spielbank bis in die Zeiten hinein eristirte, in denen diese
Institute in den meisten Culturländern Europas bereits aufgehoben waren,
bis 1871 nämlich, trug nicht wenig dazu bei, den Fremdenverkehr stetig
zu steigern.
In neuester Zeit aber erregt die schnelle Verminderung der Düne,
die einzig und allein für Badezmecke geeignet ist, die gerechten Besorgnisse
der Helgoländer, die mit Verzweiflung dem Augenblick entgegensehen, in
dem auch diese letzte ungemein bequeme und äußerst lucrative Erwerbsquelle
versiegt, indem die Düne unter der Oberfläche der See verschwindet.

Für die Engländer ermies sich der Besitz Helgolands während der
ganzen Dauer ihrer Herrschaft nur zwei Mal vorübergehend als nützlich,
zur Zeit der Continentalsverre und zu der des Krimkrieges, während dessen
die in Deutschland geworbenen Rekruten, o«. 4000 an Zahl, auf der Insel
untergebracht und für den Kriegsdienst geschult wurden. Im Uebrigen
war das Eiland für sie völlig werthlos und sie thaten auch nichts zu feiner
Befestigung, zu seiner Umgestaltung in eine Festung oder einen sicheren
Kriegshafen. Nur als Napoleon 1811 die Anlegung eines festen großen
Kriegshafens an der Nordseeküste in's Auge faßte, wurde in England die
Befestigung Helgolands in Betracht gezogen. Die ehemalige Wittklipp
sollte durch einen festen Bau ersetzt, womöglich die Düne mit der Insel
wieder wie früher durch eine Mole verbunden, jedenfalls die nördliche
Durchfahrt derart verengt werden, daß der Südhafen einigen Schutz gegen
die dort so häusigen Stürme gewährte — aber diese Pläne wurden auf-
gegeben, sobald Bonaparte und mit ihm seine weitreichenden Entwürfe
sielen. In den Kriegen zwischen den Deutschen und Dänen blieb Helga,
land neutral, in sofern wenigstens, als die Helgoländer nicht geradezu
an den Kämpfen in ihrer Nähe Theil nahmen, wenngleich sie die Dänen
mit ihren Lootsen versahen und ihnen eine Kohlenstation gewährten.
Ziehen wir aber nun die Summe, um den Werth zu bestimmen, den
Helgoland bisher für alle seine Herren gehabt hat, so sehen wir, daß seine
Nolle immer nur eine sehr untergeordnete war, daß sich keiner derselben
die Mühe genommen hat, etwas Durchgreifendes für die Insel zu thun,
ihre Bedeutung zu erhöhen, sie zu einem festen Stützpunkt für kriegerische
Unternehmungen, zu einer Flottenstation, zu einem Kriegshafen, zu einer
Festung zu machen. Das lag ja allerdings großentheils an den früheren
Verhältnissen. Die entscheidenden Schlachten zwischen den Dänen, den
Schlesmigern und den Hanseaten wurden meist zu Lande geschlagen; die
Verkehrsmittel, die Kampfmittel zur See waren ganz unvergleichlich dürftigere
als heute; die Geschwindigkeit der Bewegung der Schiffe, die Tragweite
der Geschütze waren sehr geringe. Unter solchen Umständen war Helgoland
nur merthvoll, in soweit es durch seine Feuerbluse und den späteren Ersatz
derselben, einen Leuchtthurm, den Seefahrern die Wege wies; in sofern
es durch die rücksichtslose Ausübung des Strandrechts seinen Herren be-
deutende Einnahmen sicherte; in sofern die jeweiligen Besitzer der Insel
auf derselben Niederlagen ihrer Waaren einrichten und den Lootsendienst für
sich allein in Anspruch nehinen konnten. Der Werth, den Helgoland für
seine verschiedenen Beherrscher besaß, mar somit nur ein äußerst geringer.
Die Helgoländer selbst aber hatten von diesen ihren Herren auch keinen
großen Vortheil. Sie sahen sich von ihnen weder kräftig beschützt und in
ihren Interessen gefördert, noch nahmen sie von ihnen etwas ein. In
Botmäßigkeit Dänemarks, Schleswigs, Englands verkehrten sie doch fast
ganz ausschließlich mit den Bewohnern der gegenüberliegenden deutschen

Küsten, brachten dorthin im frühesten Mittelalter ihre Heringe, später ihre
Hummern, Schellsische und sonstigen Ergebnisse des Fischfanges, dann
nachher die Kreidemassen, welche sie auf der Wittklipp gewonnen und als
Helgoland Badeort wurde, da waren seine Besucher fast ausschließlich
Deutsche und nicht nur die Bewohner der nächstgelegenen Ortschaften,
sondern Deutsche aus allen Theilen des Binnenlandes. Engländer aber
betraten den Boden Helgolands als Badegäste fast nie, höchstens Dänen
als flüchtige Touristen.
Die Beziehungen Helgolands zu England waren besonders merkwürdig.
Der gesammte Verkehr zwischen der Insel und dem britischen Reiche mußte
über Deutschland gehen. Deutsch waren die Münze und die Sprache der
Insulaner. Außer der Familie des Gouverneurs, zwei oder drei Beamten
und der kleinen Abtheilung englischer Küstenmächter waren keine Engländer
auf der Insel und der Verkehr zwischen ihnen und den Eingeborenen mußte
in sehr vielen Fällen, so z. B. bei Gerichtsverhandlungen mittelst eines
Dolmetschers hergestellt werden.
Die Annahme, daß Helgoland somit erst durch Einverleibung in das
Deutsche Reich seiner eigentlichen wahren Bestimmung entgegengeführt, und
jetzt erst berufen sein wird, eine weltgeschichtlich bedeutende Nolle zu
spielen, nicht mittelbar, sondern ganz unmittelbnr und direct durch sich
selbst von Nutzen zu sein, bedarf somit nach dem Vorstehenden kaum der
Erwähnung, wenn man die strategische und nautische Bedeutung der Insel
für das Deutsche Reich unter den gegenwärtigen Verhältnissen gebührend
würdigt.
Um Helgoland jedoch zu dem zu machen, was es für Deutschland
werden kann, genügt es nun allerdings nicht, daß an Stelle der grün-
meiß-rothen Flagge nunmehr die schmarz-weifz-rothe am Flaggenmast auf
dem Oberlande weht und daß dort oben wieder ein paar Salutgeschütze
aufgepflanzt werden. Es sind vielmehr andere viel größere und viel kost-
spieligere Aufgaben zu erfüllen, wenn Helgoland wirklich ein Stützpunkt
für die deutsche Macht, die deutsche Flotte sein, vollends wenn es ein
Kriegshafen und ein befestigter, weit vorgeschobener Vorposten werden soll.
1848 schon, als der Plan für die Herstellung einer deutschen Flotte ent-
worfen, als der Besitz Helgolands für die Entwickelung derselben als
unentbehrlich erachtet wurde, war man sich vollständig darüber klar, daß
die Insel dann durch sehr umfassende Arbeiten widerstandsfähig gegen
etwaige Feinde, aber auch gegen Wind und Wellen gemacht werden müsse.
Die Deutsche Marinezeitung sagte damals, die ganze Insel müsse mit einein
festen Damm umgeben werden, damit der Felsen dadurch vor weiterer
Zersetzung bewahrt würde. Man erkannte damals die Nothmendigkeit der
Herstellung eines Hafens und die oben ermähnten Pläne der Engländer,
die Insel wieder mit der Düne zu verbinden, einen Ersatz für die Witt'
klipp zu schaffen, wurden von Neuem hervorgeholt.

Diese oder ähnliche denselben Zwecken dienende Arbeiten werden
auch jetzt von deutscher Seite ausgeführt werden müssen, wenn Helgoland
einen höheren Werth erlangen soll als der war, den es für England besaß.
Und es ist kaum anzunehmen, daß die deutsche Regierung und die deutsche
Volksvertretung vor den Kosten zurückschrecken werden, welche die Befestigungs-
bauten der Insel erfordern, um so weniger, wenn sie in Betracht ziehen
was hätte geschehen müssen — falls Helgoland in englischen Händen blieb
— um eine sichere Verbindung zwischen Wilhelmshafen und Brunsbüttel
herzustellen. Ein Kanalbau, die Anlage eines neuen Kriegshafens in
der Nähe der Elbmündung, ja selbst die bloße Befestigung Cuxhafens
und die Herstellung eines großen Kriegshafens daselbst würden sehr viel
größere Kosten verursacht haben, als erforderlich sein werden, um Helgo-
land zu umdämmen, und um entweder die Düne mit der Insel zu ver-
binden oder die erstere vor der völligen Vernichtung zu schützen. Technische
Schmierigkeiten, die die moderne Jngenieurwissenschaft und die Wasserbau-
kunst nicht zu überwinden vermöchten, sind in Helgoland nicht vorhanden
und man braucht nur zu sehen, was die in allen diesen Dingen gar nicht
bewanderten Helgoländer selbst mit ihren primitiven Hülfsmitteln und an-
geschwemmten Schiffshölzern zum Schutze des Unterlandes geschaffen haben,
um zu begreifen, daß beispielsweise die vollständige Umdämmung der 3978
Meter Umfang messenden Felseninsel keine großen Hindernisse bieten kann.
Es ist nun aber schon das Bedenken laut geworden, ob es denn über-
haupt lohnt, irgend etwas auf Helgoland zu verwenden, das ja doch über
kurz oder lang dem gänzlichen Verfall preisgegeben sein soll.
Es herrschen in dieser Beziehung höchst übertriebene Besorgnisse und
da die Thatsache, daß die Insel in Folge der steten Einwirkung atmo-
sphärischer Einflüsse so wie der durch Wind und Wellen erzeugten Abrasion
allerdings stetig kleiner wird, aller Welt bekannt ist, so begreift es sich,
wie in ungenügend unterrichteten Kreisen die falsche Vorstellung herrscht,
daß das Kleinerwerden der Insel sehr rasch und in sehr bedeutendem
Maße vor sich geht. Es ist davon in Wahrheit jedoch nicht die Rede und
auf Grund genauer Messungen ist berechnet morden, daß wenn der Auf-
lösungsproceß in gleicher Weise fortdauert wie in den letzten 50 Jahren
allermindestens 700 bis 1000 Jahre vergehen werden, ehe das Gestein
vollständig zerbröckelt sein und die Insel von der Seeoberfläche verschwinden
wird. 700 bis 1000 Jahre bedeuten für das geschichtliche Leben der
Menschheit schon recht viel; wir wissen, daß die Lebensdauer mancher der
größten Culturvölker der Erde kaum eine solche Länge aufzuweisen gehabt
hat. Wie anders können sich die Weltverhältnisse in dieser langen Zeit
gestaltet haben! Für jetzt und für die nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte
kann Helgoland jedenfalls für die.Entwicklung Deutschlands als Seemacht,
für die Entwicklung der deutschen Flotte von unberechenbarem Werth sein,
und was hinter diesen Jahrhunderten liegt, darum brauchen wir uns nicht

zu kümmern. Und bei der Berechnung der Weiterexistenz Helgolands um
700 bis 1000 Jahre ist obendrein vorausgesetzt, daß Menschenhände nichts
thun werden, um dem Zerstörungsvroceß der Elemente entgegenzuwirken.
Es kann in dieser Beziehung jedoch sehr viel geschehen und es unterliegt
wohl kaum einem Zweifel, daß wir schon in kurzer Zeit Arbeiten in Angriff
genommen sehen werden, die darauf abzielen, die Felseninsel wie die
Düne gegen die Macht der Sturmfluthen zu schützen, Helgoland nicht nur
seinen Ruf als Seebad zu sichern, sondern es auch zu einem festen Vor-
posten deutscher Macht, zu einem brauchbaren Hafenplatz zu machen.
Tie große Sorge von dem raschen Verfall der Insel ist auch durch
die Fabeln über frühere Größe, durch die bezüglichen Berichte leichtgläubiger
Chronisten und durch die entsprechenden Elaborate phantasievoller Charto-
graphen erhöht morden. Naturereignisse, die vor Zehntausenden, vielleicht
Hunderttausenden von Jahren eingetreten, sind in den Bereich der histori-
schen Zeit hineingezogen und dadurch ganz falsche Vorstellungen über die
Entstehungsgeschichte der Insel und über ihre natürliche Fortentwicklung
bei den Massen derer erzeugt worden, welche von der Naturgeschichte der
Erde wenig oder nichts wissen. Bei der Stetigkeit der Natur des Bodens
des nördlichen Deutschlands und der Nordsee ist es ausgeschlossen, daß
Helgoland in historischer Zeit jemals mit den gegenüberliegenden deutschen
oder mit den schleswig-holsteinischen Küsten verbunden gewesen, durch große
Sturmfluthen von dem Festlande getrennt worden ist und im Jahre 800 n. Chr.
die riesige Ausdehnung gehabt hat, die der königliche Mathematikus und
Chartograph Johannes Mener von Husum der Insel auf einer um 1640
entworfenen Karte gegeben hat, welche 1694 dem beschreibenden Werke des
Dr. Kaspar Dankwerth über die Herzoglhümer Schleswig und Holstein
hinzugefügt ist. Helgoland erscheint auf dieser Sagenkarle als ein großes
bewaldetes, mit vielen Flüssen, Häfen, Ortschaften versehenes und in eine
große Zahl von Kirchsprengeln getheiltes Land.
Diese ungeheuerliche chartographische Leistung ist eigentlich nur in
sofern interessant, als sie zeigt, wie kritiklos gelegentlich noch um die Mitte
des 17. Jahrhunderts bei der Herstellung von Landkarten verfahren wurde.
Ter Charakter der Helgoländer Bevölkerung hat denen, welche nu„
einmal der Insel wegen ihrer räumlichen Kleinheit und aus Unwillen
darüber, daß sie gegen angeblich viel versprechende Besitzungen in Afrika
eingetauscht wurde, durchaus keine Bedeutung zugestehen wollen, auch Be-
sorgnisse eingeflößt. Tenn die Helgoländer stehen in dem Rufe, daß sie
für ihre Herren niemals Liebe gehegt, sondern sich darauf beschränkt haben,
geduldig das ihnen auferlegte fremde Joch zu tragen. Dieser Vorwurf
entspricht ja allerdings den Erscheinungen, die das Leben des kleinen Jnsel-
völkchens im Allgemeinen aufgewiesen hat. Ter Jndifferentismus der
Helgoländer erklärt sich aber sehr leicht aus der Naturanlage wie aus der

politischen Geschichte derselben. Die Friesen zeigen überall, wo wir sie heute noch finden, einen bedeutenden Grad von Phlegma, der wohl hauptsächlich durch den Einfluß des Nordseeklimas, durch die Einwirkung des starken Salzgehaltes der Luft auf die Blutbereitung zu erklären ist. Der friesische Charakter hat sich aber vielleicht nirgends so rein erhalten als auf Helgoland, das durch eine im Allgemeinen stark bewegte See von den, Festlande getrennt, dem Einfluß des Seeklimas mehr als irgend ein anderes Friesisches Gebiet ausgesetzt gewesen ist und besten Bevölkerung obendrein b?s in neuere Zeiten streng auf Erhaltung des alten Stammcharakters gehalten hat. Heirathen von Helgoländerinnen mit Männern anderer deutscher Stämme oder mit Ausländern galten bis vor Kurzem als verwerflich und höchst unpatriotisch.

Das Phlegma der Friesen bedingt ihre Neigung zum Conservatismus, ihr starres Festhalten an dem Herkommen, an den Sitten, Gebräuchen und Ueberlieferungen der Vorfahren, somit auch an ihrer uralten erzdemokratischen Verfassung, und ihren Gesetzen. Es ist daher sehr schwer, sie für Neuerungen zu begeistern, deren Einführung nicht einen unmittelbaren günstigen materiellen Erfolg für sie selbst gewährleistet. Erst die durch die modernen Verkehrsmittel und Verkehrsverhältnisse gesteigerte Berührung der weiblichen Einwohnerschaft Helgolands mit der Außenwelt — denn die Männer hatten von jeher die beste Gelegenheit fremde Länder, Völker und Sitten kennen zu lernen — hat viele alte Ueberlieferungen und Gebräuche, leider auch die hübsche helgolander Tracht verschwinden lassen. Ihre alten Rechte sogar haben die Engländer 1868 einfach über den Haufen geworfen, indem sie dem Gouverneur der Insel völlig unumschränkte Gemalt übertrugen. Allerdings beeinträchtigte diese „Verfassungsreform" Helgolands die Freiheit der Helgoländer nicht im Geringsten, legte dem allen Friesen von Natur eigenen Freiheitsdrang keine Zügel an, lief; sie die Abhängigkeit von England so gut wie gar nicht empfinden, und es bot sich somit die interessante Erscheinung, daß sich der theoretische staatliche Absolutismus, eine völlig despotische Verfassungsform mit den, praktischen demokratischen Nepublikanismus der Einwohner völlig gut vertrug. Allerdings ging es den letzteren nah, daß ihre alten Rathskörperschaften und Verwaltungsbehörden mit einem Federstrich aufgehoben wurden und dem Umstände ist es zuzuschreiben, wenn Besucher der Insel in dem Charakter ihrer Bewohner neuerdings so viel Verschlagenheit haben finden wollen. Sie haben sich indessen in dieser Beziehung wohl getäuscht, diese Verschlagenheit ist nämlich nichts anderes als die den Friesen wiederum von Natur eigene Verschlossenheit, Wortkargheit Fremden gegenüber und ihre große Ruhe. Verspricht der Helgoländer wirklich etwas, so erfüllt er sein Wort auch ohne Rückhalt und man kann sich sicher auf ihn verlassen. Sucht man indessen etwas wider seinen Willen und fein natürliches Empfinden zu erzwingen, und sieht er, daß er der Uebermacht weichen,

sich unterordnen muß, so ist es bei seiner Charakteranlage völlig begreiflich, daß er Ausflüchte sucht und verschlagen wird.

Jnl gewöhnlichen Leben äußerst phlegmatisch und gleichgültig, ist er in außergewöhnlichen Verhältnissen, wenn ihm, den Seinen oder selbst den ihm fern Stehenden Gefahren drohen, und sobald er sich auf seinem eigentlichen Lebenselement, dem Meere, befindet, muthig und selbst tollkühn, ohne indessen auch dann seine äußere Ruhe zu verlieren. Ein ungemein feiner und scharfer Beobachter sieht er Alles, was in den Bereich seiner Augen kommt, handelt rasch und entschlossen. Hat er einen Beschluß gefaßt, so weicht er von demselben nicht ab, so lange nicht gewichtige andere Umstände einen neuen der veränderten Sachlage entsprechenden Entschluß bedingen.

Der Helgoländer ist von einer rührenden Vaterlandsliebe; nichts geht ihni über sein kleines Eiland und wenn das Seeleben ihn selbst Jahrzehnte von demselben ferngehalten hat, so sucht er wenigstens dort begraben zu werden.

Daß er selbstsüchtig ist, kann man ihm nicht verdenken. Andere sind es in weniger offenkundiger aber viel schlimmerer Weise. Seine Erwerbsquellen sind naturgemäß äußerst eng begrenzt, und um zu existiren, muß er dieselben ausbeuten, so gut und so viel es geht.

Was nun sein Verhalten zu seinen vielen Herren betrifft, die er in: Laufe des Jahrhunderts gehabt hat, so ist dasselbe allerdings im Allgemeinen wenig herzlich gewesen. Er hat während der ganzen geschichtlichen Zeit Helgolands immer die Erfahrung gemacht, daß die fremden Herrscher ihn und seine Insel nur für ihre Zwecke ausbeuteten, und nichts für ihn selbst, zn seiner Wohlfahrt, zur Erleichterung seines eignen Lebens thaten. Selbst was seitens der englischen Gouverneure geschah, wurde nicht zum Nutzen der Helgoländer sondern im Jutereffe der fremden Badegäste und der Schifffahrt gethan. Wo sollte da die Liebe für die dänischen, schlesmigschen, hanseatischen, englischen Vögte, Gouverneure, Fürsten und Regierungen herkommen?

Auch der deutschen Herrschaft sahen die Insulaner nach Bekanntwerden der Absicht des Besitzmechsels ihrer Insel mit Gleichgültigkeit entgegen, denn sie sagten sich: „schlechter kann es nicht gut werden."

Schon jetzt dämmert jedoch die Hoffnung auf, daß es besser werden wird, daß Deutschland sich seiner neuen Landsleute nachdrücklicher annehmen, besser für sie sorgen wird als alle früheren Herren, nur wollen sie ihre persönliche Freiheit nicht beschränkt wissen.

Trotz der Kleinheit Helgolands bieten sich Deutschland daselbst somit viele wichtige bedeutende Aufgaben, und es ist wohl sicher, daß es verstehen wird, sich unter schonender Rücksichtnahme auf die berechtigte natürliche Eigenart der Helgoländer auch bald ihre Liebe zu gewinnen, sie auf dem Gebiete, auf welchen? sie allein in hohem Grade leistungsfähig sein können, auf dem der Marine, zu eifrigen Förderern der Interessen Deutschlands zu machen.

Der Dichter der Sehnsucht.

Line Studie über I. P. ^akobsen.

von

Gl« tzsnsson.

— St, Lögier s»r vevey, —

I,

enn man im Sommer an einem sonnigen Tag auf dem Dampf-
boot sitzt, das die seelandische Küste zwischen Helsingör und
Kopenhagen befährt, so kann Einem ein dänisches Wort un-
gewollt auf die Lippen kommen — das Wort „Inde", lAnmuth, Lieb-
lichkeit). Der blaue Sund ist voller weißer Segel, eine südländifch weiche
Wärme erfüllt die Luft und den ganzen Bogen der Küste entlang liegen
Wälder, wie der Kranz auf dem Haupt einer Braut. Jede halbe Stunde
legt das Dampfboot an einer der weit in's Meer reichenden Holzbrücken
an, hinter welchen eine Reihe Sommervillen in Grün gebettet liegen, so
sicher und gut, wie die bunten Eier im Nest eines Vogels.

Ist man an einer dieser Holzbrücken abgestiegen, und sind die Billen
bei einer Biegung des Waldweges Einem aus dem Gesicht entschwunden,
und steht der Wald auch hinter Einem wie eine grüne Mauer, die den
Sund verbirgt, so kann dasselbe Wort Einem wieder über die Lippen
springen: „Inde!" Die Felder liegen weitgestreckt da mit gelber Saat
und grüner Saat und das Zittern der Sommermärme in der Luft und
das Getriller der Lerchen rinnt in einander wie die sachte, schwache
Wellenbewegung auf einem Luftocean von Schweigen, und alle Dörfer
schlafen friedlich, so daß man ihren gleichmäßigen Atbemzug zu hören
meint, und so tief, daß man ihr Schnarchen zu vernehmen glaubt. Und
wieder umschließen Einen Baumgruppen, und wieder dehnt sich die Ebene

vor Einem aus, aber vom Pfade den Waldrain entlang winken idyllische
Häuschen mit grünem Moos auf den Strohdächern und poetischen Inschriften
über den Thüren, wie: „Waldlust", „Buchenruh", „Seefreude"; und
drinnen in der Tiefe der Wälder, in den Thälern schimmern kleine, dunkle,
blanke Seen, als wären sie die Augen der Landschaft, Augen wie die eines
jungen, schwärmerischen Mädchens, das Tag und Nacht von seinem Herz-
liebsten träumt.
Und wie die Natur des Landes, so ist seine Sprache und so sind
seine Frauen. Die dänische Sprache mit ihren weichen Endungen und
weichen Consonanten ist lieblich wie die Buchenwälder in der Zeit des
Blätterspringens, weich wie die lange Wellenlinie der Flachlandhügel — „d et
yndige Sprog", die liebliche Sprache. Der dänische Mädchentypus ist
Kind, Jngönue, die himmelblaue Unschuld — natürlich, oder gespielt —
klein und zart, mit Augen, als wären sie die geträumte blaue Bluine und
Bewegungen wie die eines kleinen hüpfenden Vogels im Bauer, — „den
yndige Pige", das liebliche Mädchen.
Bei den großen Kulturvölkern, die ihr eigenthümliches Nationalitäts-
leben in der wehrhaften Ruhe des Machtbemußtseins verbringen, formt
sich der Nationalcharakter in freier Stärke nach selbstgegebenem Typus
und einem Ideal aus erster Hand, kräftig genug, um fremde Elemente
in sich aufnehmen zu können, ohne daß dadurch sein eigenes originales
Wesen beeinträchtigt würde, bildet er sie zu nährendem Most um und
assimilirt sie mit seinen: eigenen Blut, — wie ein. großer Fluß durch das
Land gleitet, dabei beständig neue Zuflüsse aufnimmt, die seine Wasser-
menge vermehren, und ruhig, breit und majestätisch durch die Jahrhunderte
hinrollt. Aber es giebt auch Zwerge unter den Nationen, die durch Jso-
lirung und ein unberührtes Leben fern von allen Eindrücken in ihrer
eigenen Krystallform versteinern und auch noch als Fossilien ihren eigen-
thümlichen Typus bewahren. Dänemark ist ein kleines Land, das
seinen Platz mitten im Kreuzungspunkt verschiedenartiger Kultureinflüsse
erhalten, sein Nationalitätskern ist in der Gluth, die sich auf einem
folchen Punkt entwickelt, in einen halbgeschmolzenen erweichten Zustand
gerathen, in dem er sich formen, kneten uud drehen läßt von jeder be-
liebigen Hand, in alle möglichen Figuren. Das Allerstabilste, das einzig
Unveränderliche, das eigentlich Charakteristische im dänischen Volkscharakter
ist dieses geleeartige, wachsweiche Gemüth, das sich in den Nationaleigen-
fchaften im Guten und Bösen verräth: in der Empfänglichkeit für neue
Zeitgedanken und Kulturströmungen, im geschmeidigen Verständnis; aller
geistigen Erscheinungen, im unsicheren Schwanken, wenn es sich darum
handelt das wirkliche Leben zu packen und sich ihm hinzugeben, in der
Neigung alle Handlung in Reflexion aufzulösen, in der Vorliebe für die
blassen Kopien des Traums dem farbenprunkenden Meisterbild des Lebens
und der Leidenschaft gegenüber.

Alle diese nationalen Hauptlinien der Natur und des Volkes findet man tief eingegraben in I. P. Jakobsen's Dichtung wieder.

Das Jahr 1864 ist für Dänemark ein bedeutungsvolles Jahr, nicht blos politisch, sondern auch kulturhistorisch. Die Nation ging aus dem Kriege hervor, wie ein einzelner Mensch aus einer seelischen Krise, oder einer schweren Krankheit hervorgeht. Sie hatte so groß über sich selbst, ihre Kraft, ihre Aufgaben, ihre Zukunft geträumt und ihre höchstbetrauten Führer hatten unter dem Selbstvertrauen und dem Selbstenthusiasmus mit Phrasen eingeheizt. Die Träume sprangen in tausend Stücke wie eitel Glas, was sie waren, und hinter ihnen lag die nackte, häßliche Wirklichkeit; man begriff, daß man nun nicht länger vermeiden konnte mit ihr, als einem sehr bedeutsamen Factor zu rechnen. Gleichzeitig kam man auch dahinter, daß die bekannten Floskeln, die so lange hohen Kurs in Gedichten und Festreden gehabt, dürres Stroh waren, das wohl raschelte und knisterte, aber keine Wärme gab. Das Geschlecht, das nun emporwuchs, saß frierend und muthlos auf den abgebrannten Baustellen. Der Eine sah vor Allem den Humbug in der zusammenbrechenden Herrlichkeit und wurde ein harter, kalter Satiriker; der Andere sah vor Allem das Unglück und wurde Melancholiker. Es lag eine gewisse bittere Resignation in der Zeit — man mußte zusehen, wie man sich in das Unentrinnbare fand; zugleich erwachte ein zäher, mißtrauischer Scepticismus, ein Bedürfniß allen Dingen auf den Grund zu sehen; die Nation hatte sich ja einmal die Augen verbinden lassen und das hatte sie eins ihrer Beine gekostet; endlich war ein stilles Suchen nach den neuen Idealen vorhanden, welche allein das gebrochene Rückgrat der Nation heilen konnten.

Alle diese Züge der Zeit stehen in Relief in I. P. Jakobsen's Dichtung.

Jakobsen wurde in der kleinen jütländischen Stadt Thisted im Jahre 1847 geboren; er starb ebenda 1884. Er lebte ein skandinavisches Durchschnittsleben — ohne reiche Erlebnisse und starke Conflicte; ein Leben in grauer Einförmigkeit, das Stubenleben eines Forschers, das nach innen gekehrte Seelenleben eines Träumers. Er mar Gelehrter, sein Studienfach war Botanik und darin war er Specialist: seine Debutarbeit war eine gelehrte Abhandlung über die dänischen Desmidiaceen. Er blieb Gelehrter in seinen Dichtungen, in seinen Seelenanalysen, in seinen Naturschilderungen, in der strengen Wahl seiner Ausdrücke, in der gründlichen Sichtung seines Materials. Die Sehnsucht des Einsamen und Kranken nach der Gesundheit und dem Leben, nach der Sonne und der Nacht der Leidenschaften, nach dem großen Glück und dem großen Kummer, nach Allem dem, was er doppelt entbehrte, weil er wußte, daß es niemals sein werden würde, all diese ungestillte Sehnsucht verlieh feinem melodischen Stil einen Geschmack von allzu großer Süße und hüllt die Welt, die seine Dichterphantasie schafft, in einen Flor, der aus allen

Nüancen von Roth gewebt war: aus dem Roth des Weines, dem Roth des Blutes, dem Roth der rothen Rosen.

II.

Als Novellist debutirte Jakobsen 1872 mit „Mogens". Die kleine Novelle steht jetzt da als ein Portal zu der ganzen modern skandinavischen Literatur.

Zuerst und vor Allem kam in ihr eine Naturanschauung und Naturschmärmerei zu Worte, die scharf gegen die in Skandinavien übliche romantische contrastirte, welche ja auch ihre Schönheit hat, aber jene Schönheit, deren Farben verblichen und deren Relieflinien abgeschliffen sind, weil jeder ästhetisirende Hinz und reimende Kunz sie seit langen Jahren mit seinen Fingern betastet.

Mogens und Thor« stehen eines Abends auf einem Hügel im Garten und betrachten den Sonnenuntergang. Es ist Spätsommer; „da waren tausenderlei leichte, helle, hunderterlei starke, strahlende Farben." Sie sprechen über die Natur und worin ihre Schönheit besteht; jedes von ihnen schildert auf welche Art es die Natur liebt.

Thor« sagt:

„Aber was für ein Vergnügen haben Sie denn an einem Baum oder Strauch, wenn Sie sich nicht vorstellen können, daß lebendige Wesen in ihm wohnen, die die Blumen öffnen und schließen und die Blätter glätten. Wenn Sie einen See sehen, einen tiefen klaren See, lieben Sie ihn denn nicht deswegen, weil Sie sich denken, daß tief, tief unten in ihm Geschöpfe leben, die ihre Freuden und Sorgen, ihr eigenes wunderliches Leben mit wunderlichem Sehnen und Verlangen haben; und was ist denn z. B. an Bredbjerg Grönhöi Schönes, wenn Sie sich nicht vorstellen, daß es drinnen wimmelt und summt von ganz, ganz kleinen Gestalten, die seufzen, wenn die Sonne ausgeht und anfangen mit ihren schönen Schätzen zu tanzen und zu spielen, sobckld der Abend kommt."

Tarauf antwortet Mogens:

„Ueber jedes Blatt, jeden Zweig, jeden Lichtstreifen und jeden Schatten kann ich mich freuen. Kein Hügel ist so kahl, keine Torfgrube so viereckig, keine Landstraße so langweilig, daß ich mich nicht einen Augenblick lang darin verlieben könnte. — Ja, ich kann das nicht erklären, aber es liegt in der Farbe, der Bewegung, der Form, die es hat, und in dem Leben, das es erfüllt, in den Säften, die in Bäume und Blumen emporsteigen, der Sonne, dem Regen, durch die sie wachsen; und der Sand, der zu Hügeln zusammengeweht wird und die Regengüsse, die die Abhänge furchen und spalten, ach! das kann man gar nicht verstehen, wenn ich es erklären soll. — Und ist das nun Alles Form und Farbe und Bewegung, so reizend, so leicht, und ist nun hinter dem Allen eine seltsame Welt, die lebt und jubelt und seufzt und sich sehnt und das Alles

singen und sagen kann, o dann fühle ich mich so verlassen, wenn man dieser Welt nicht nahe kommen kann "

Die älteren Dichter hatten die Natur anthrovomorvhisirt, ihren Cr- scheinungen eine religiöse Interpretation gegeben, oder sie als moralisches Symbol gebraucht, oder sie in patriotischem Entzücken als der einen oder anderen historischen Erinnerung in Verbindung geschildert: aber die Natur als solche, aus erster Hand, in ihrer eigenen Schönheit, ihrem eigenen Leben hatten sie noch nicht in's Auge gefaßt, nicht verstanden, nicht geliebt und besungen. Es ist ebenso so charakteristisch, wie natürlich, daß der erste Dichter dieser Naturauffassung im Norden derselbe Mann war, der Darwin m seiner Heimath bekannt machte.

Aus dieser neuen Auffassung der Natur in ihrem äußeren und inneren Leben — mit dem scharfen nuancirten Blick des Malers und dem intimen Verständniß des Forschers — solgte zunächst eine neue Art sie zu schildern, die damals, vor 18 Jahren, Alle in Verwunderung setzte, von den unvermeidlichen „Vielzuvielen" lächerlich gemacht und von einer ganz kleinen Elite bewundert wurde. Man mar in der Dichtung an die traditionellen Bilder, die Gemeingut-Ausdrucke, die grauen Worte gewöhnt: die Abendröthe war roth, der Wald grün und die Vögel sangen. Bei dem neuen Dichter fand man nicht eine Farbe, sondern zahllose Nuancen einer Farbe, nicht einen grünen Wald recht und schlecht, sondern einen Wald, der eine wahre Probekarte aller Schattirungen von Grün war. All das Mannigfaltige, was in einem solchen Wald an lebendigem Leben, verborgenen Kräutern und unbekanntem Gekriech und Geflatter vorhanden ist, war hervorgezogen, um in dem brausenden, schwellenden Naturorchester mitzusingen. Alles erhielt Linien, denen man folgen konnte und die Einem nicht entglitten; Alles wurde zu Körpern, die man mit der Hand oder dem Gedanken berühren konnte ohne daß sie sich in Dunst auflösten. Der Dichter verweilte mit sichtbarem Wohlbehagen in seiner Natur- beschreibung; man fühlte es ihm an, daß er sich in ihr zu Hause wußte, als säße er in seiner eigenen Stube, jeden Gegenstand aus- und inwendig nach seineni Aussehen und seiner Geschichte kannte, und in einem langen und intimen Zusammenleben sie alle liebgewonnen hatte. Deshalb kam er heran mit beiden Armen voll von bezeichnenden und genauen Worten.

III.

Im Thema und der Titelperson dieser Novelle liegt Jakobsen's ganze spätere Production in nu< « „Mogens" ist ein Naturkind, das in das moderne Leben tritt, ohne auch nur eins der vielen Kleider und Vorhänge der Civilisation zu haben, mit denen es seine Wildennacktheit decken könnte. Er ist aus einem feinen und reichen Heim hervorgegangen, aber als er zwanzig Jahre alt ist, hat er noch keine andere Welterfahrung als die, welche man zwischen den Knien seiner Mutter und in der Einsamkeit erlangt.

Er war nie in einer Stadt gewesen, er kennt keine anderen Bücher, als die Lieder und Sagen, „in diesem Jahr gedruckt", die auf den Dorfjahrmärkten verkauft werden und die schöne Kunst der Malerei ist für ihn einsbedeutend mit Altarbildern. Er ist nicht blos der Ungebildete, der Unerzogene, ein Mensch, der keine Kenntniß und keinen Schliff erhalten; er ist eine Landschaft, die unbewußt von Licht in Schatten, von Schatten in Licht wechselt, eine Landschaft mit Sonne am Himmel und mit Sonne unter Wolken, mit plötzlichen Windstößen und der Stille der Sternennacht, so hypernaiv, so superlativisch unmittelbar, daß er in einer überreflectirten Zeit, wie die unsere, nur aus einem Gemüth geboren werden konnte, welches krankhaft in dem Verlangen schwillt, seine eigene, tiefste Sehnsucht zu einer Gestalt zu formen, in der gerade jenes Ideal von Lebensführung verwirklicht ist, das in Einein selbst nie zu mehr als einem Traum werden kann — der Gegensatz zu der Realität, die man selbst bezeichnet.

„Marie Grubbe"*) ist Mogens' geistige Zmillingsschmester. Der ganze Plan, das Muster in der bunten Mosaik, die den Roman „Frau Marie Grubbe" bildet, ist von derselben volkspsychologisch und individuell bestimmten Dichterpersönlichkeit entworfen, die sich in „Mogens" offenbarte. Das Grundinteresse, mit dem Marie Grubbe's Lebensschicksal Jakobsen anzog, und die Frage, die er in seiner Schilderung desselben stellen wollte, beruhen auf dem Gegensatz zwischen einem Leben in Traum und Sehnsucht und einem Leben in Leidenschaft und Wirklichkeit.

Marie Grubbe ist eine historische Persönlichkeit. Einige Actenstücke aus ihren? Leben haben sich erhalten u. A. ein Zusammentreffen mit Holberg. Sie gehörte dem höchsten Adel Dänemarks an, wurde mit einem Sohn des Königs verheirathet und endete doch als die Frau eines armen Fährmanns. Was den bedeutendsten Dichter des modernen Dänemarks zu dieser wunderlichen Lebensgeschichte hinzog, mar das psychologische Näthsel, das sie darbot; er konnte nämlich sowohl eine wahrscheinliche Lösung desselben geben, wie Gelegenheit finden, was er selbst als Däne, als Kind seiner Zeit und als Individualität auf dem Herzen hatte, zu entwickeln und zu formuliren.

Diese Marie Grubbe, von der Jakobsen erzählt, ist geschaffen aus jenem gemischten Ton, der sowohl die gröbsten, wie die seinsten Stoffe der Menschennatur enthält. Zur Hälfte dickblütige Sinnlichkeit, zur Hälfte auserlesener Persönlichkeitsstolz; eine seltsame, verhängnißvolle Mischung von Gutem und Bösem mit fließenden Grenzen; eine chemisch unauflösliche Bereinigung der größten Gegensätze, Poesiehimmel und Prosaerde — das ist ihr Wesen. Die Seelenschwingung, die sie einem Knecht auf dem

^) I. P. Jakobsen's sämmtliche Werke in chronologischer Ordnung sind: „MogcnS" 1872, „Ein Schutz im Nebel" 1875, „Marie Grubbe" 1876, „Zwei Welten" 1879, „Nils Lyhne" 188«, „Da hätten Rosen sein sollen", „Die Pest in Bergamo" 1881, „Frau Förch" 188S. „Gedichte und Entwürfe" erschienen nach seinem Tode.

Gute ihres Mannes in die Arme wirft, ist sehr trüb, sie ist dabei halb
das Ideal eines Weibes, halb Dirne. Sie umspannt in sich alle Hohen
der menschlichen Natur und, dadurch bedingt, auch alle ihre Tiefen, sie ist
zugleich Aether und Erde. Sie ist einer jener spröden Organismen, in
deren Lebensfunctionen der Mißlaut lauert, leicht schlummernd und leicht
geweckt, wie in den hohen Violintönen. Sie wird heimgesucht von jenen
unerklärlichen Gelüsten, jenen grundlosen, und in ihrer Grundlosigkeit und
Unerklärlichkeit unwiderstehlichen Einfällen, von denen man nicht weiß, ob
man sie als atavistische Rückfälle oder pathologische Erscheinungen charakte-
risiren soll, da sie ebensoviel von mystischem Naturgrund, wie von über-
feinerter Nervenentwickelung an sich zu haben scheinen. So z. B. ergreift
sie das Gelüst sich aus dem Fenster auf das Straßenpflaster zu werfen,
oder sich selbst in die weiche Armbiegung zu beißen, oder ihrem Mann das
Messer in die nackte Brust zu stoßen — warum?
Marie Grubbe läßt auf einer der Nachmittagspromenaden des Hofs
folgende Worte gegen Sti Hög fallen:
„Sehet das Leben, die Welt, sie scheinen mir so unsäglich prächtig
und schön; es müßte so stolz und über die Maßen lustig sein, mitzu-
thun; ob in Kummer oder Glück, das machte keinen Unterschied, blos
daß ich richtiglich litte, oder mich freute, nicht zum Scherz wie in einem
Mummenschanz, oder Fastnachtsspiel. Mich gelüstet, daß das Leben mich
nähme und mich niederbeugte, oder erhöbe, so stark, daß mir kein Gedanke zu
Sinne käme, außer dem, der mich erhöbe, oder mich niederbeugte; ich wollte
zusammenschmelzen mit meiner Trübsal, oder brennen in meiner Freude.
Ach, Ihr faßt das niemals! Wäre ich auch wie einer der Feldherrn
des römischen Reichs, der im Triumphmagen durch die Gassen geführt
ward, so wollte ich es solchermaßen sein, daß ich der Sieg selber märe
und das Jubiliren und das Freudengeschrei des Volkes und der Ton der
Posaunen und die Macht und Ehre, alles zusammen in einem gellenden
Klang, so wollte ich sein, aber nicht wie der, welcher in elendiger Ehrsucht
und kaltem Hochmuth, derweilen der Wagen dahinrollt, in seinem Herzen
daran denkt, wie stolz er dem neidischen Haufen in die Augen steche und
wie ohnmächtig die Wogen des Neides nach seinen Füßen lecken, mährend
er mit Wohlbehagen den Purpur weich um feine Schultern fühlte und
den Kranz kühl um seine Stirn. — Versteht Ihr, Sti Hög, das, glaube
ich, ist leben, das Leben, danach ich dürste, aber ich wußte bei mir selber,
solchermaßen würde es nie für mich werden, und so will mich dünken, als
wäre ich selbst schuld daran auf die eine oder andere unbegreifliche Weife,
als hätte ich mich gegen mich selbst versündigt, oder mich selbst in die
Irre geführt, ich weiß nicht, aber es scheint mir, als flöße daraus all'
meine bittere, Bekümmerniß, daß ich an eine Saite gerührt, die nicht
klingen sollte und da sie zu klingen ansing, zerriß etwas in mir, das nicht
geheilt werden kann, so daß ich nie wieder die Rührigkeit erlange, daß

ich die Thören des Lebens aufzwingen könnte, sondem draußen stehen muß und den Tönen des Festes lauschen, ungebeten und ungesucht, wie eine miß- geschaffene Dirne."

In diesen Worten hat die Heldin des Romans den Hauptzug ihres Charakters trefflich gezeichnet — den Zug, den der Verfasser durch die Schilderung ihres Lebens in Beleuchtung gestellt.

Der scharfe Gegensatz zwischen Traum und Leben zieht sich durch Marie Grubbes ganze Geschichte. Alle die Ereignisse und Conflicte, aus denen ihr Leben sich entwickelt, offenbaren immer dasselbe Streben, immer dasselbe Resultat: den immer eitlen, immer mißglückten Versuch dem Leben abzuzwingen, was der Traum vorspiegelt. In der ersten Scene sind alle folgenden vorgezeichnet. Die vierzehnjährige Marie saß und träumte in einem der Lusthäuser im Garten ihres Vaters auf einem jütländischen Edelhof. Den Tisch hatte sie bedeckt mit RosenblSttern und ihre nackten Arme in der kühlen Feuchte derselben gebadet, bis es seltsam zu kochen und zu brodeln ansing in ihrem jungen Blut. Mit glühenden Wangen und hastigen Schritten ging sie durch den Garten an die Fahrstraße; da mar ein Heufuder umgeworfen und der Vogt prügelte den Kutscher mit einem dicken Stock. Was hier dunkel und unbewußt vor dem Kinde gleich zwei unvereinbaren Elementen stand wie Wasser und Oel, gleich zwei Melodien, die mißlautend gegen einanderschnarrten: die Poesie und die Prosa des Lebens, schlummernde Phantasie und brutale Wirklichkeit, das sollte später als immer schärfer geprägter Text der Jungfrau und dem Weibe wie ein schreckendes Mens Thekel entgegenflammen bei jeder Biegung ihres Lebens- weges. Jedesmal wenn sie sich nackt in's Leben legen wollte, wie in ein Bad von Rosenblättern, wurde sie aufgeschreckt zur machen Enttäuschung durch den Klang dieser Stockhiebe, die sie alsbald auf ihrer eigenen Haut brennen fühlte.

Ihr Verhältnis; zu Ulrich Christian ist eine Enttäuschung. Jungfrau Marie hatte in Geschichtenbüchern und Liedern viele schöne und munder- bare Sachen über Helden gelesen, aber daß solch ein Held wirklich da sein, daß er Einem auf einer von Kopenhagens Straßen begegnen könnte, das hatte sie sich niemals vorgestellt. „Helden, das mar etwas Ver- gangenes, etwas, das einmal gewesen war." Und da sieht sie Ulrich Christian, den Sohn des Königs, den heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt gegen die Schweden. Er wird nun sür sie das Handgreifliche, ein Pfand dafür, daß es Anderes in der Welt giebt, als blos das Alltägliche. Sie liebt ihn, wie allein das junge Mädchen seinen Traum lieben kann; und da dieses junge Mädchen eine stolze Jungfrau ist, wie wenige, so ist ihr Traum gleich einer brausenden Fanfare und vielen starken Farben. Sie fühlt nichts Bestimmtes für diesen Helden ihrer Träume, der plötzlich an ihrem Fenster in körperlicher Wirklichkeit vorbeireitet; sie weiß nur, wenn er sagen wollte: Komm, so müßte sie kommen, und sagte er: geh!

so müßte sie sich entfernen. Sie sehnt sich nach ihm, wie der Schlaflose sich danach sehnt, daß es Tag werden tnöchte; und als ihre Liebe zu bewußtem Dasein erwacht, ist es ihr, als läge sie in brennendem Feuer. Aber darauf sieht sie ihn auf seinem Sterbebette als einen elenden Wurm, ein ekelhaftes Thier, den Gott, dem er immer getrotzt und den er immer verachtet, um Pardon anrufend, nachdem er vor dem Bilde der Höllenqualen selbst feinen Degen zerbrochen, ein überwundener Feind, der schmählich um Gnade bettelt. In einer kurzen Stunde war alle ihre Sehnsucht, ihr Glaube und jede ihrer Hoffnungen verwelkt, zusammengeschrumpft und weggeweht.

„O, wenn das das Ende war von aller Größe: ein knechtisches Winseln, ein lüsterner Wahnwitz und knieende Angst, o, so gab es keine Größe; der Held, den sie sich geträumt, er ritt durch die Pforten des Todes mit klirrendem Sporn und klingendem Zügel, entblößten Hauptes, mit gesenktem Degen, aber nicht mit Angst in stierenden Blicken, nicht mit Gnadengebeten auf zitternden Lippen. Es gab keine strahlenden Gestalten mehr, denen man in anbetender Liebe sich entgegensehnen konnte, keine Sonne, an der man sich lichtblind starren konnte, so daß Alles zu Strahlen und Glanz und Farben ward; — matt und grau — Alles; Alles matt und grau und öde, abgrundtiefe Alltäglichkeit, lauwarmes Werktagsleben, nichts weiter."

Ihr Verhältnis; zu ihrem ersten Mann, Ulrich Friedrich Gyldenlöme, ist gleichfalls eine Enttäuschung. Was sie an Ulrich Friedrich liebte, der in Allem ein Typus der MiriWse cloröe jener Zeit war, das war nicht die Persönlichkeit, der wirkliche Mensch; sie liebte in ihm eigentlich blos den, der die Pforten zu der Herrlichkeit und Pracht des Lebens weit vor ihr aufschlagen konnte; sie liebte im Grunde den Königsfohn und die Pracht. Er demaskirt sich indessen als eine sehr unechte Perle in der leuchtenden Einfassung und enthüllt sich immer inehr als der rohe Tölpel, der er ist; die strahlenden Träume, die Marie ihm umgehängt wie ein Festgewand, zerfallen zu Lumpen an seinem Körper, er kann keinen einzigen der Wechsel einlösen, die sie auf seinen fürstlichen Namen und Person gezogen; der Mensch, den Marie niemals geliebt, Ulrich Friedrich, und das Prachtleben, das sie mit seinem Namen identificirt, da es blos durch ihn zu einer Wirklichkeit für sie werden konnte, fallen auseinander, und was übrig bleibt von ihrem angetrauten Manne, ist gerade so viel, daß sie Ueberdruß und Verachtung für ihn empfinden kann. Er kroch aus der Hülse ihrer Träume hervor wie eine ekle Raupe, zu nichts nütze, als darauf zu treten.

Ihr Verhältniß zu Sti Hög, dem Mann ihrer Schwester schließlich, ist eine Enttäuschung. Sti Hög ist eine dunkle, zusammengesetzte Natur. Es giebt, sagt er zu Marie, hier im Leben eine geheime Gesellschaft, die man die Gesellschaft der Melancholischen nennen könnte. Sie besteht aus Leuten,

die von der Geburt eine andere Natur, als die gewöhnliche, erhalten, die nach mehr verlangen und stärker begehren, als Andere; deren Sinne besonders subtil sind, die die honigtriefenden Blumen des Lebens, aus denen sie ihre tägliche Nahrung saugen, an Stellen zu suchen vermögen, da keiner sie vorhanden glauben sollte: unter dunklen Blättern, auf dürren Zweigen, die die Wollust zu genießen vermögen, die in Kummer und Verzweiflung verborgen ist. Als Marie sragt, weshalb diese Menschen, die mehr aus dem Leben saugen können, als Andere, die Melancholischen genannt werden sollen, antwortete Sti Hög: „Also Ihr fragt, weshalb sie die Melancholischen genannt werden, wenn alle Wollust, die sie erfaßt, ihre Haut wechselt und Ueberdruß wird, wenn aller Jubel nur der Freudigkeit letzter qualvoller Athemzug ist, wenn alle Schönheit nur Schönheit ist, die schwindet, und alles Glück ein Glück, das zerbricht." Diese Menschen haben Augenblicke, in denen sie sich vom Leben und der Welt zurückziehen in dem vollen festen Glauben, daß die Einsamkeit ihr rechtes Element sei; aber sie haben sich kaum recht zur Ruhe gesetzt, so sehnen sie sich wieder nach dem Leben und was des Lebens ist, sehnen sich wie Brand und rothe Lohe, sehnen sich um Sinn und Verstand. Zu dieser geheimen Gesellschaft, deren Mitglieder über die ganze Welt verstreut sind, ohne ein anderes Ordenszeichen als die verborgene Bildung der Seele, gehört Sti Hög. Es ist etwas in seinem Wesen, was alle Frauen, die in seinen Weg kommen, gefangennimmt und was ihn selbst an alle diese Frauen festlöthet: es geht die Rede von ihm, sein Herz sei aus so glühender Materie gemacht, daß es in lohenden Brand geräth, sobald nur ein Rock ihm zufächelt. Es ist anfangs seine geistige Ueberlegenheit, die ihm Marie zuführt. Seine Rede ist immer neu und interessant, ungleich jeder anderen; es sah aus, als hätte er einen eigenen, nur ihm selbst bekannten Weg zum Verständniß von Menschen und Dingen, mit stolzem Hohn verkündigt er, daß das Thier im Menschen mächtig stark sei und mit kalter, leidenschaftlicher Beredtsamkeil entwickelt er vor ihr, wie wenig Zusammenhang im Wesen des Menschen vorhanden ist, wie ganz und gar er sich in der Macht des Zufalls befindet. Alles das bringt Marie, wie den anderen Frauen, den Glauben bei, daß er absonderlichere Gaben und mächtigere Kräfte besitze, als sonst in das Loos der Sterblichen fallen, „sie beugte sich in Bewunderung, ja fast in Anbetung vor der gewaltigen Macht, die sie ahnte". Als Sti Hög darauf einmal in einem heftigen Auftritt verräth, daß die Wildheit des Gemüths, die Marie aus allen Ritzen seines Temperaments hervorleuchten gesehen, wirklich in Flammen ausschlagen konnte, da giebt sie sich ganz und ohne Vorbehalt dem neuen Gott hin. Aber der neue Gott verliert bald seine Glorie: „Ach, Sti, Sti," ruft Marie aus, „warum bist Du die Bauernseele, die Du bist, der kriechende Madenwurm, der sich treten läßt und doch nicht sticht? Wenn Du wüßtest, wie groß ich Dich glaubte! Stolz und groß und stark. Dich, der so schwach ist! Aber daran waren Deine

klingenden Worte schuld, die von einer Macht logen, die Du nie besessen, die von einer Seele schrieen, die Alles war, was Deine nie war, oder werden kann. Sti, Sti, mar es Recht, daß ich Kleinheit fand, statt Stärke, elenden Zweifel, statt kecker Hoffnung, und Stolz, Sti, wo ist Dein Stolz geblieben?" Marie hatte vergessen, daß Sti zur Gesellschaft der Melancholischen gehörte, deren zum Unglück verdammtes Naturell es ist, nicht an sich selbst, die eigene Macht, den eigenen Werth zu glauben, „des Lebens dunkles Haupt nicht zur Erde niederzwingen" zu können — und die das Leben für sich und die Anderen, die sie an sich knüpfen, verderben, „indem sie alles Zimmerholz des Lebens in Gedankenspähne zerspalten."

Jakobsen hat den Schlüssel zu dem verschlossenen Gemach, das Sti Hög's Persönlichkeit ist, nicht von sich gegeben; er hat ihn hingestellt mit einem dichten Schleier vor seinem Antlitz. Warum? Hat ihm der Muth gefehlt, die physiologische Unfertigkeit zu bezeichnen, die die Wurzel dieser ganzen monstruösen psychischen Vegetation sein könnte? Oder war er von dem natürlichen Schamgefühl beherrscht, das uns davon zurückhält, unsere eigenen heinilichen Gebrechen zu besprechen und zu entblößen? Das Letztere kann mit großer Wahrscheinlichkeit der Fall sein; denn Sti Hög! ist ein gut Stück Jakobsen selbst. Er ist im Allgemeinen ein typischer Däne, er ist besonders ein Däne nach 64 und er ist ganz im Besonderen Einer von der Generation, die in Dänemark nach Jakobsen's eigener emporwuchs und zu der der Dichter den Uebergang bildete, — eine Generation, deren Kennzeichen es war, mit sentimentalem Zerschmelzen oder ohnmächtigem Grinsen dem Leben gegenüberzustehen, in das sie nicht zu fassen vermochte, und die — wie Sti Höy — ihre Armuth in den bunten Prunk der großen starken Phrasen wickelte, oder Ueberlegenheit mit den abwehrenden Geberden des Hohns zu heucheln suchte. —

Marie's Verhältniß zu ihrem zweiten Mann, dem wohlgeborenen Herrn Palle Dyre war freilich gar keine Enttäuschung, aber blos ans dein Grunde, weil sie sich überhaupt keine Illusionen gemacht, als sie ihn heirathete; und daß sie sich schließlich als Frau des Färgmanns Sören mohlbesand, kam wohl daher, weil sie so oft und so stark desillusionirt worden, daß alle Flugfedern ihrer Sehnsucht ausgefallen waren. Wenn ein Mensch viele Tage lang gehungert, schmeckt ihm trockenes Brot gut, auch wenn es hart ist, und er vergißt zu träumen, wenn sein Haar anfängt grau zu werden.

IV.

„Mogens" war die Geschichte des phänomenalen Naturkindes, in dessen Aladdinsturban alle echten Früchte des Lebens, feine Freuden und seine Sorgen, von selbst sielen. „Frau Marie Grubbe" mar die Geschichte eines Weibes, das unter dem starken Bestreben, seine Träume zu Leben

zu verwirklichen, fällt. „Nils Lohne", Jakobsens zweiter großer Roman,
ist die Geschichte eines Mannes, der das Leben nicht leben kann, da er
alle seine beste Kraft in Träumen verbraucht hat.
Alle diese drei Typen wachsen aus derselben unterirdischen Wurzel.
Sie führen zurück auf die Persönlichkeit des Verfassers, eine Persönlichkeit,
vor der das Verhältniß zwischen Traum und Leben als eine Bordergrunds-
frage stand. Sie bezeichnen gleichzeitig drei Stadien in der Entmickelung
des Dichters, in denen sich die zunehmende Kränklichkeit verräth. „Mogens"
ist der triumphirende Träumer, der Träumer, der kraft seiner Naivetät das
Leben in seine Arme zwingen kann; „Marie Grubbe" ist die starke Träumerin,
die alle Bedingungen, sich das Leben unterthänig zu machen, besitzt, aber
untergeht in ihrem Zusammenstoß mit demselben, hauptsächlich deshalb, weil
es sich als ein Gegner erweist, mit dein es sich nicht lohnt zu kämpfen,
als ein Feind von so schlechter Art, daß jeder, der sich mit ihm einläßt,
sich selbst dadurch erniedrigt und Gefahr läuft, ebenso erbärmlich zu werden.
„Nils Luhne" ist der ohnmächtige und verkrüppelte Träumer, ein armer
Kerl ohne Willen, ein Weichthier ohne Knochen, der sich immer weiter vom
Leben wegträumt, von dem Leben, das er nicht leben kann.
Nils Lohne ist ein Buch über die Sehnsucht, — die Sehnsucht auf-
gefaßt als ein farbenschimmernder Blutigel, der an der großen Hauptader
der Menschheit saugt. Die Sehnsucht durch alle Lebensalter, die Sehnsucht
zu allen Jahreszeiten, die Sehnsucht ohne Grund und ohne Ziel, die Sehn-
sucht nach dem Leben, die Sehnsucht nach den Träumen, die Sehnsucht um
die Sehnsucht nach der Sehnsucht selbst willen, die Sehnsucht nach Allem,
was man nicht hat, Allem, was man nicht erhalten kann, die Sehnsucht
nach Allem, was das Leben nicht besitzt, die Sehnsucht nach der Sonne,
wenn der Schnee fallt und nach dem Gewitter, wenn die Seele Ruhe
hat, die Sehnsucht nach dem Morgen und die Sehnsucht nach dem Gestern,
die Sehnsucht bis in den Tod und über ihn hinaus.
Nils Lvhne's Mutter ist eine Träumerin, so eine stille Träumerin,
wie die dänische Natur sie erzeugen kann. Als junges Mädchen betrachtete
sie sich selbst, im Gegensatz zu ihrer sehr prosaischen Familie, als etwas
Merkwürdiges, Einzigartiges, als eire Art tropischer Pflanze, die unter
ungünstigem Himmelstrich emporgewachsen, kaum vermochte, ihre Blätter
kümmerlich zu entfalten, während sie in einer wärmeren Luft, unter einer
möchtigeren Sonne schlanke Stengel niit einem wundervoll reichen und
strahlenden Blumenflor getrieben hätte. Das, meinte sie, mar ihr eigent-
liches Wesen, das, wozu die rechten Umgebungen sie gemacht hätten und
sie träumt tausend Träume von jenen sonnenhellen Gegenden und ver-
zehrt sich in Sehnsucht nach ihrem echten, reichen Ich. Ihr ganzes
Leben wird zu einer Reihe von Enttäuschungen, die blos von dem Einen
zusammengebunden werden, was der Grund ihrer Persönlichkeit bildet:
der Sehnsucht. Sie träumte von so vielen Herrlichkeiten des Lebens, die

sie locken und nach denen sie sich sehnt; aber sie braucht blos mitteil unter ihnen zu stehen, so verlieren sie ihren Glanz und ihre Pracht. Daun fühlt sie sich betrogen — und fangt wieder an zu träumen und sich auf's Neue nach etwas Anderem zu sehnen. Da sie als gealterte kranke Frau nach dem Süden reist, sehnt sie sich ihm entgegen, als dem Land, wo alle ihre Sehnsucht sich endlich zu Nuhe legen soll, wie ein Vogel in seinein Nest. Aber die Farben, mit denen ihre Phantasie das Erwartete aus-gestattet, waren auch diesmal, wie früher, zu grell gewesen, als daß ihr Traum nicht die Wirklichkeit hätte beschämen sollen. In nie befriedigter Sehnsucht reist sie von Ort zu Ort, überall suchend, ob sich denn nirgendwo ein Plätzchen fände, das sie wiedererkennen könnte als ein Stück von der geträumten Welt; aber sie findet es nicht. „Es kam ja denn auch Alles zusammen. Alles zusammen kam es, aber es erfüllte und bezauberte sie weder mit der Macht, noch der Innerlichkeit, die sie davon erwartet hatte. Ganz anders hatte sie sich das gedacht, aber ganz anders hatte sie sich auch selbst gedacht. In Träumen und Gedichten, da hatte es gewisser-maßen immer auf der anderen Seite des See's gelegen, der Nebel der Entfernung hatte das unruhige Gewimmel der Einzelheiten ahnungsvoll verschleiert und die Formen zu großen Zügen in geschlossener Ganzheit gesammelt, und das Schweigen der Entfernung hatte seine Feststimmung darüber gebreitet und es war so leicht, es in Schönheit zu ergreifen: aber jetzt, wo sie mitten darin war und jeder kleine Zug für sich dastand und die vielen Stimmen der Wirklichkeit hatte und die Schönheit zerstreut war, wie das Licht des Prismas, jetzt konnte sie es nicht zusammenfassen, es nicht auf die andere Seite des See's bekommen und mit tiefem Mißmuih mußte sie sich selbst eingestehen, daß sie sich arm fühlte mitten in all' diesem Reichthum, mit dem sie nichts anzufangen wußte." Das war der letzte Traum, der sich in ihrem einsamen Winkel vor ihr offenbart hatte, der Traum von der Herrlichkeit des fernen Landes; als auch der zerspringt, träumt und sehnt sie sich nach deni einzigen, was noch übrig ist für eines sterbenden Menschen Traum uikd Sehnsucht: nach dem Tode, nach dem Lande jenseits des Grabes, nach dem Leben, das sich hinter dem Erden-leben in seiner Unendlichkeit ausbreitet; sie sehnt sich danach in dem Glauben, das; ihre Sehnsucht dort endlich gestillt werden soll.

Ein solches Blut trögt Nils Luhne in seinen Ader». Das ist die eine der beiden Mächte, die um Nils Seele in seiner Kindheit kämpfe,,. Die andere Macht ist der Bater, und er soll das Princip der praktischen Prosa in der Erziehung des Sohnes vertreten; aber dieser Repräsentant für die erdgebundenen Interessen und die engen Perspectiven des Nutzens ist selbst eine träumerische Natur, so gut wie eine, und er kann stunden-lang aus einem Grenzmall sitzen und über die Felder hinstarren in vege« tativer Riche. Während seiner ganzen Kindheit lebt Nils zusammen mit seiner Mutter in der Welt der Feensagen, so intim und stark, daß es

gewissermaßen ein Leben war, das neben dem wirklichen Leben geführt wurde. Ja, damit nicht genug: dieses Leben in Traum, in Phantasie und Sehnsucht wurde das eigentliche Leben, das, welches Allem einen Sinn gab, Alles umfaßte. Der Knabe hörte soviel« Geschichten, denen die sentimentale Empfindelei einer Frau einen glücklichen Ausgang gab, daß er sich daran gewöhnte, das ganze Leben mit all' seinem Kummer, Unglück und Leiden als etwas zu betrachten, dessen bitteren Stachel Jeder, der Lust dazu hätte, abbrechen könnte. Darum erhält sein Antlitz einen erschreckten Ausdruck 'und ein nervöses Zittern fährt durch seinen Körper, als er zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht der unbeweglichen Hörte des wirklichen Lebens gegenüber gestellt wird und begreift, wenn man einmal verurtheilt ist zu leiden, so ist dieses Urtheil weder eine Dichtung, noch ein leerer Spuk, sondern man wird zur Folterbank ge- schleppt und man wird gefoltert, ohne daß im letzten Augenblick eine abenteuerliche Befreiung oder ein plötzliches Erwachen kommt, wie aus einem Traum.

Die Persönlichkeit, Nefstrup, die seit den Kindheitsjahren und durch das Mannesalter hindurch die größte Macht über Nils ausübt, besitzt dies Vermögen aus dem Grunde, weil sie der Gegensatz des Träumers, weil sie ein Mann der That und Initiative ist, und in ihrem Wesen nicht einen Tropfen Träumerei, oder Phantasterei beherbergt. Als Knabe führt Refstrup solche Spiele ein, in denen es besonders auf körperliche Kraft und körperliche Ausdauer ankommt, als Mann ist er einer von denen, die das Leben resolut am Flügel fassen — in beider Hinsicht ist es der Mensch, den Nils von Allen am meisten bewundert, ganz instinctiv, wie er dazu durch die Anziehungskraft der Wesensgegensätze gezwungen wird.

Als Träumer mar Nils durch seine Kinderjahre gewandert, als Träumer trat er durch die Pforte, die in das gefährliche Land des Jünglingsalters führt. Sein Leben ist Sehnsucht, nichts als Sehnsucht, subtile, verletzliche Sehnsucht. „Er sehnte sich nach tausend zitternden Träumen, nach Bildern von kühler Feinheit: — leichte Farben, flüchtiger Duft und feine Musik von ängstlich gespannten, zum Zerspringen gespannten Strömen silberner Saiten; — und dann Schweigen, bis in des Schweigens innerstes Herz, wohin die Wogen der Luft nie die Trümmer eines einzigen Tons getragen, wo Alles sich zu Tode ruht im stillen Glühen rother Farben und in der wartenden Wärme feurigen Wohlgeruchs." Für das wirkliche Leben, das kantige, sonnenklare Leben taugt er nicht viel. Er weiß das auch selbst, denn er ist ebenso überreflectirt, wie verträumt; er fühlt fein Unvermögen in ein intimes Verhältniß zum Leben zu treten bald als eine Feinheit der Seele, bald als ein geheimes Gebrechen; er sehnt sich danach zu leben, er schämt sich vor dieser Fremden, dieser Schönheit, die er nicht zu fassen wagt und der er es anfühlt, daß sie seiner Ohnmacht in die Augen sieht. Wie beneidete er sie nicht, diese selbstgewisse Unbesonnenheit, die so leicht

alle die Worte im Munde führt, die handeln und Folgen haben, Folgen,
denen sie keine Gedanken schenkt, che sie ihr auf die Fersen treten. Die
Menschen, die so waren, kamen ihm vor wie Centauren, Mann und Pferd
aus einem Guß, Gedanke und Sprung eins, eins und dasselbe, während er
in Reiter und Roß getheilt war, Gedanke eins, Sprung etwas ganz Anderes."
Er legt sein eigenes Wesen vor sich auseinander und stellt die beiden Gegen-
sätze fest: was er ist und was er sein möchte. Er sagt es laut zu sich
selbst, daß er ein Träumer ist, der nicht wagt, was er im innersten Herzen
will: leben. Ihm ekelt vor sich selbst, er höhnt sich selbst und geißelt sich
selbst: „Er mar seiner selbst müde, der kalten Gedanken und Hirngespinnste.
Das Leben ein Gedicht! Nicht wenn man immer umherging und an seinem
Leben dichtete, statt es zu leben. Wie war das inhaltslos, leer, leer, leer:
dieses Jagdmachen auf sich selbst, seine eigene Spur listig beobachtend —
in einem Kreis natürlicherweise, dieses zum Spaß-Sichhineinwerfen in
den Strom des Lebens und zugleich dasitzen und nach sich selbst angeln
und sich selbst auffischen in der einen oder anderen curiosen Vermummung!
Wenn es nur über ihn kommen wollte — das Leben, Liebe, Leidenschaft,
sodaß er nicht mehr damit dichten konnte, sondern daß es dichtete mit
ihm. — Unwillkürlich machte er eine abwehrende Bewegung mit der Hand.
Er mar doch im Innersten bange vor dieser Macht, die man Leidenschaft
nannte. Dieser Sturmwind, der mit all' dem Gesetzten, all' dem Autorisirten,
all' dem Erworbenen im Menschen davonwirbelte, als mären es welke Blätter!
Er mochte das nicht. Diese prasselnde Flamme, die sich verschwendet in
ihrem eigenen Rauch — nein — er wollte langsam brennen. — Und
doch, es war so jämmerlich, dieses Dahinleben mit halber Kraft, im
stillen Wasser, mit der Küste in Sicht, o daß der Strom käme und
Sturm" ... u. s. m. So geht es in einer Unendlichkeit von Schwankungen
durch sein ganzes Leben.
Als er zum ersten Mal liebt, nicht in der Phantasie, sondern ein
wirkliches Weib liebt und sich selber sagt, daß er liebt, ist ihm zu Muthe.
als sei er einer Gefahr entronnen, oder als hätte er eine heroische That
vollführt; er fühlte sich als eine bemerkensmerthe Person und geht umher
mit einem Gefühl von Hochmuth. Zu gleicher Zeit häutet er sich,- er
tritt vor sich selbst hin als ein ganz verschiedener Mensch von dem, der
er srüher gewesen: es geht ihm jetzt erst auf, wie er aussieht und wer er ist,
während er früher blos mit einem geträumten Nils Lyhne zu thun hatte:
und er sieht zu seiner Ueberraschung, daß dieser Nils Luhne, den er früher
geneigt gewesen wie einen minder präsentablen Freund zu betrachten,
mehr als genug den idealisirten Nicolaus seiner Träume aufwiegen kann.
So durch und durch ist Nils Lyhne ein melancholischer Träumer, daß
seine Liebe sür die Frauen das Gewand des Vermissens und der meh-
müthigen Sehnsucht trägt. Von dieser Art ist seine Liebe für Frau Bove.
„Erinnerst Du Dich, Tema, erinnerst Du Dich des Mondscheines im

vorigen Jahr? Magst Du ihn? O Du weißt nicht, wie grausam er sein kann. So eine mondscheinhelle Nacht, wenn die Luft in kühlem Licht erstarrt und die Schatten so lang sind — Tema, Blumen und Blätter halten ihren Duft so dicht um sich wie einen Reif von Duft, der über ihnen liegt, und alle Laute klingen so fern und schwinden so plötzlich hin, verweilen so gar nicht; — sie ist so unbarmherzig, so eine Nacht, denn die Sehnsucht wächst so seltsam stark in ihr, sie schweigt sie hervor aus jedem Winkel, den man in der Seele hat, saugt sie hervor mit harten Lippen, und es blinkt keine Hoffnung, schlummert kein Versprechen in all' der kalten starrenden Klarheit. Ach, ich weinte, Tema." Seine Liebe zu Fennimore, vor ihrer Befriedigung, in den ersten Anbetungstagen, ist wie ein Gefühl von Heimweh: „Wenn sie mit ihrem Nähzeug dasaß und mit dieser sanften ruhigen Stimme sprach, aufsah mit diesen klaren, treuen Augen, so wurde sein ganzes Wesen zu ihr hingezogen mit eines starken und stillen Heimwehs unwiderstehlicher Macht. Es verlangte ihn sich vor ihr zu demüthigen, die Knie zu beugen und sie heilig zu nennen. Immer hatte er so eine wunderliche Sehnsucht nach ihr hin, nicht blos, wie sie war, sondern nach ihrer Kindheit und nach alle den Tagen, da er sie nicht gekannt." Und seine Verliebtheit in Gerda, die achtzehnjährige, ländliche Unschuld, die seine Frau wird, als er selbst schon ein müder, resignirter, gealterter Mann ist, hat etwas Verwandtes mit der stillen Träumerei, der vegetativen Ruhe, mit der er, wie sein seliger Vater vor ihm, stundenlang auf einem Grenzwall sitzen und hinstarren kann über seine Felder. Diese seine letzte Liebe hat jenes Colorit von Sehnsucht, das über einer Herbstlandschaft liegt: der Sehnsucht, die rückwärts geht nach dem Verflossenen, der Sehnsucht, die eine Art Erinnerungsmehmuth ist.

Aus demselben Jahr, als der Roman „Nils Lyhne" erschien (1881), datirt sich eine kleine Zeichnung „aus dem Skizzenbuch": „Da hätten Rosen sein sollen". Quer über eine Campagna zieht sich ein Weg, an dem eine Villa in einem Garten liegt. Ueber dessen Mauer hängt ein Ueberflufz von Rosen und der Weg erweitert sich draußen zu einem Rondel, in dessen Mitte ein Springstrahl leise in sein Porphyrbecken herabplätschert. In dieser Umgebung läßt der Verfasser zwei Pagen ein Proverb aufführen, der eine, der ältere ist in Gelb, der andere, der jüngere, in Blau gekleidet. Der Gelbe steht auf dem gebauchten Balkon der Mauer, der Blaue sitzt auf einer Bank am Springbrunnen. Das Thema des Proverbs: „die vage Jünglingsliebe, die niemals Ruhe findet, sondern rastlos durch die Länder aller Ahnungen und die Himmel aller Hoffnung flattert, krank vor Sehnsucht danach, in dem starken innerlichen Glühen eines großen gesammelten Gefühls gestillt zu werden."

„Nein, glaube mir," sagte der Gelbe zum Blauen, der Aeltere zum Jüngeren, „die Liebe, die Du findest, gebunden von zwei weißen Armen, mit zwei Augen vor Deinem nahen Himmel und zweier Lippen sichrer

Seligkeit, die ist zu nahe der Erde und dem Staube, die hat die freie Ewigkeit der Träume getauscht für ein Glück, das nach Stunden zu messen und in Stunden gealtert ist; denn wenn es sich auch ewig verjüngt, so verliert es doch jedesmal eine der Strahlen, die in einem Glorienkranz, der nicht verwelken kann, um die ewige Jugend der Träume flammen. Nein, Du bist glücklich."

„Nein, Du bist glücklich," antwortet der Blaue, „ich gäbe eine Welt darum, wenn ich märe wie Du."

Und der Blaue erhebt sich und fängt den Weg nach der Camvagna hinabzuwandern an und der Gelbe sieht ihm nach mit einem mehmüthigen Lächeln und sagt vor sich hin: „Nein, er ist glücklich."

Aber ganz unten am Wege kehrt der Blaue sich noch einmal nach dem Balkon um und ruft, während er das Barett lüftet: „Nein, Du bist glücklich!"

Ja, welcher von Beiden ist der Glückliche? der Gelbes oder der Blaue? oder Keiner? Der Verfasser sagt nichts darüber; er wünscht blos, daß ein Windstoß kommen und einen Regen von Rosenblättern aus den blumenschmeren Zweigen, die über der Gartenmauer hängen, herabschütten und dem weggehenden Pagen nachwirbeln möchte.

Denn der kranke Dichter, welcher die Sehnsucht geschildert wie kein Anderer in Skandinavien — die Sehnsucht als saugende Pein und die Sehnsucht als rosenrothe Ahnung, die Sehnsucht als schwerster Spleen und die Sehnsucht als beflügeltes Glück — er fühlte auch in seiner eigenen Seele die midersvruchsreiche Zusammensetzung der Sehnsucht aus Gut und Böse, aus Sterilem und Lebenzeugendem, und er war selbst ein Unterthan in ihrem Elfenland, in dasselbe gebannt wie durch Zauber:

„Du Blum' im Thau!
Du Blum' im Thau!
Raun' mir von den Träumen, den Deinen,
Ist nicht in ihnen dieselbe Luft,
Dieselbe seltsame Elfenlandluft,
Wie in meinen?
Und flüstert und seufzt und klagt es da nicht,
Durch sterbenden Duft und schlummerndes Licht,
Durch erwachenden Klang, durch keimenden Sang:
In Sehnsucht,
In Sehnsucht ich lebe."

Was Einem zuerst in die Augen fällt, wenn man ein Buch von Jakobsen aufschlägt und liest, ist die Eigenart der Sprache. Jakobsen gehört zu den Schriftstellern, von denen man blos eine Periode zu lesen braucht, um gleich darauf schwören zu können, wer sie geschrieben hat. Er ist in seineni Stil absolut sein eigener Herr und Meister, unvergleich-

lich, unnachahmlich. Zu seiner Prosa giebt es kein Seitenstück in der ganzen Literatur des Nordens. Wie eine seltsame Pflanze, deren rechte Heimath die Tropen sind, die aber in der feuchten Wärme eines skandinavischen Treibhauses sich zu künstlicher Ueppigkeit entwickelt hat, weckt sie des Betrachters Erstaunen und Bewunderung durch ihre Riesenblätter und ihre farbenprunkenden Blüthen.

Dieser Stil hat sein Princip und seine raisou-ä'Strs in Jakobsens Methode. Man findet unter den lyrischen Gedichten, die nach seinem Tode herauskamen, ein kleines Bruchstück, das die Eeigenthümlichkeit dieser Methode besonders anschaulich macht und ihren centralen Nerv entblößt. Es heißt: „die Stunde des Stelldicheins" und schildert die Seelenregungen eines jungen Mädchens, während es auf den Geliebten wartet. Das ist ein Thema, so alt wie Methusalem, ein Gemeinplatzthema, aber mir will es scheinen, als stände es durch seine Behandlung absolut einzigartig in der Weltliteratur da. Durch geheimnißvolle Mittel hat der Dichter vermocht in seiner Seele die millimeterkleinen Gefühlscentren zu vergrößern, um deren gesammelte Summe wir in täglicher Rede den groben Faden schlingen, den das Wort „Warten" bezeichnet; und für diese fast unsichtbaren, gewöhnlich ungreifbaren Seelenphänomene hat er darauf die genaue Aequivalente in Worten, im Rhythmus, im ganzen Drum und Dran gefunden. Er ist nicht bange vor der Scheidelinie, auf der bei einer solchen Methode das Sublime und das Parodische sich berühren; und so echt, so durchdacht und selbstsicher ist seine Kunst, daß er diese Grenze überschreiten kann, ohne daß das Wagstück sich an ihm rächt, während jeder Andere, den der Versuch gelockt hätte, unrettbar ausgeglitten wäre zum Gelächter Aller. Es ist natürlich, daß ein Dichter, der sich zur Aufgabe gemacht auf diese Weise das fast Unkörperliche, das im Auftauchen schon halb Verschwundene, die Nücmce eines Halbtones, den Schatten des Schattens einer Gefühlsschwingung, den letzten hinsterbenden Ton vom Echo eines Serlenechos zu schildern — daß er neuen Erzadern der Sprache nachforschen und in ihrer Verarbeitung bisher unbekannte artistische Mittel anwenden mußte.

Das ist die eine Ursache von Jakobsen's fast unübersetzbarer, wunderbarer und bewunderungswürdiger Sprache, die andere hat man in seiner Kränklichkeit zu suchen. Die unheilbar Brustkranken haben ja in der Durchsichtigkeit der Gesichtsfarbe und im seltsamen Glanz der Augen etwas, was nicht von dieser Welt zu sein scheint; zugleich möchte man glauben, daß Jakobsen ein Ohr für Töne hatte, die wir Andern niemals hören, einen Blick für Farben, die wir Andem niemals sehen. Das Leben, das unter und hinter dem Alltags- und Durchschnittsleben liegt, behorcht er mit seinen geschärften Sinnen; aber selbst das wirkliche Leben, das Leben des Alltags und Durchschnitts, das rund um ihn hemm lebt und klingt und sich regt, erhält durch seine kranken Sinne und die Farben

einer Schilderung etwas Blühenderes, als es in unseren Augen hat. Es
ist in seiner Auffassung und Darstellung von Menschen und Natur etwas
wie ein glühender Widerschein seiner eigenen heißen Sehnsucht nach ihnen,
der heißen Sehnsucht des Kranken nach dem, wovon er weiß, daß es nie
sein wird — ein Widerschein wie von Blut und Rosen. Man findet in
„Marie Grubbe" folgende Schilderung! eines Weibes: „Wie war sie nicht
schön! des Auges mächtige, saugende Nacht, aus dem der Tag hervorbrach
in Strömen wimmelnden Lichtgefunkels, derLippen schmerzlich schöner Bogen,
der Wange stolze Lilienbläfse, die langsam in rosiggoldener Röthe schwand,
wie eine Wolke, die die Morgensonne bescheint, und dunkelgeadert wie
zarte Blumenblätter die feinen Schläfen, die sich geheimnißvoll verloren im
schwarzen Haar ..." Erinnert das nicht an die Visionen eines Haschisch-
rauchers? Oder man lese diese Rosenschilderung: „Dieser! Blumensammet,
der sich in Licht und Schatten brach, von erröthendem Weiß zu bläulichem
Roth, von feuchtem Rosa, das fast schwer ist, zu einem Lila, so leicht,
daß es kommt und geht, als läge es in der Luft. Jedes einzelne, ge-
rundete Blumenblatt reizend gewölbt, weich im Schatten, aber im Licht
voller tausend kaum sichtbarer Funken und Blitze; mit all' seinem schönen
Rosenblut in Adern gesammelt, in der Haut verbreitet. . . und dann der
schwere süße Duft, der schwebende Hauch von dem rothen Nektar, der
kocht in den Blumengefäßen." Ist nicht in der Art von Wollust, die man
im Künstler hinter diesen Worten ahnt, etwas Nahverwandtes mit dem
gierigen, rafsinirten Genuß, den Menschen übercultivirter Zeiten fühlen bei
einem Bad in warmem, rauchendem Stierbluts
Farbenreichthum, Ueberfattheit an Säften wie bei einer Pflanze in
allzustark gedüngter Erde; Ueberreife wie bei einer Frucht, die der FSulniß
nahe ist — das ist der eine Charakterzug an I. P. Jakobsens Stil. Die
andere Eigenheit liegt im Rhythmus, dem Wellenschlag, der Kadenz. Die
Musik in I. P. Jakobsens Stil ist Kunst, Natur zu Kunst geläutert, die
meisterliche Wiedergabe des Lebensrhythmus einer individuellen Seele; sie
giebt Botschaft von einer großen, stark ausgeprägten Persönlichkeit, aber
vor Allem von einer kranken Persönlichkeit. Sie stimmt uns weich und
traurig, zu Ueberdruß, zu Resignation, zu der ganzen Gefühlsfcala, die
durch diese Töne läuft. Sie führt uns in dunkle Gebiete, wo die Sorge
still und unbeweglich sitzt, während die Abendröthe im Erlöschen ist. Sie
ist monoton, wie die Sehnsucht, ausdörrend und beklemmend, wie sie.
Aber auf diesem schwierigen Instrument ist Jakobsen Virtuos; selbst
unter diesen empfindlichen, zitternden Tönen, die nur durch ein Nichts von
einander verschieden sind, weiß er den rechten für jede, noch so unmerk-
liche Schwingung der Seele zu finden. Man lese als Beispiel davon
„Frau Fönß' Briefe an ihre Kinder": der Künstler hat hier im bloßen
Tonfall das Aequivalent für die Gefühlswelle gefunden, die durch die
Menschenseele geht in dem Augenblick, wo die Thränen hervorbrechen

wollen und schon unter den Augenlidern brennen; und so rein und stark
ist dieser Tonfall geformt, daß es uns selbst dabei zu Muthe ist, als säßen
mir vor einem Menschen, der im Begriff ist zu meinen. Jakobsen besitzt
die Kunst, mit der ein Dichter eine Illusion durch den bloßen Rhyth-
mus der Sprache hervorrufen kann.

Diese Krankhaftichkeit des Dichters, die seiner Sprache andere und
buntere Farben, als die, welche das normale Leben besitzt, und den dunklen
Timbre des Rhythmus gegeben, offenbart sich auch in der Art der Motive,
die er behandelt. Wie sie ihn zu den starken Worten trieb, treibt sie
ihn auch zu den starken Motiven. Er liebt die einen, wie die anderen,
gerade darum, weil sie stark sind und gesättigt scheinen von der Ge-
sundheit des Lebens. Aus diesem Grunde schildert er die starken Leiden-
schaften, die harten Conflicte, die bunten Gegensätze, — die gesucht
starken Leidenschaften, die gekünstelt harten Conflicte, die arrangirt
bunten Contraste. Und gleich wie seine Worte so übervoll waren vom
Saft des Lebens, daß er über den Rand schmoll und nach allen Seiten
niederfloß, so liebt er als Dichter Personen, die, wie Mogens, von
Naturunmittelbarkeit schäumen, Leidenschaften, welche in ihrem Extrem
abnorm, gespenstisch werden, wie in „Ein Schuß im Nebel", historische
Ereignisse, die dazu auffordern die stärksten Worte der Sprache zu ver-
schwenden, wie in der „Pest in Bergamo". Mit dem Wohlbehagen
des Kranken, des Träumers, des Geschwächten schwelgt er in diesen
allzu salzigen Wogen, ebenso wie er als Mensch sein eigenes Leben con-
sequent damit schloß, um noch zwei Dinge genießen zu können: Blumen
und — englische Damenromane.

Zur Geschichte der Inquisition im 5anguedoc
im I.Z. und ^. Jahrhundert.*)
von
Fridolin tzoffmsnn.
- Köln. -
I.
ie Original-Protokolle sind zerstört oder zerstreut," sagte B.Haurüau
in seinem Buche über Bernard Delicieux, betreffs der diesem
zu Grunde liegenden Quellen. „Man findet die Copie davon
in mehreren Bänden der Sannnlung Doat in der National-Bibliothek."
Der Meinung, daß nennenswerthe Reste von den ursprünglichen Geschäfts-
Documenten der alten südfranzösischen Jnquisitions-Gerichte nicht mehr vor-
handen seien, waren so ziemlich alle Autoren, welche über die Ketzerver»
folgungen im Languedoc oder die Geschicke der Dominicaner jener Zeit
geschrieben haben. So sprach sich schon vor beiläufig 200 Jahren selbst ein
Historiker des genannten Ordens aus, von dein man hätte annehmen können,
er brauche, wenn noch etwas Derartiges zu finden sei, nur die Hand aus-
zustrecken, um es zu greifen.
Charles Molinier belehrt uns nun eines Bessern.
Die Original-Handschrift des „Sentenzenbuchs der Toulousaner In-
quisition", welches der holländische Remonstranten-Theologe Philipp a Lim-
borch im Jahre 1692 zu Amsterdam veröffentlichte, ist und bleibt ver-
Inquisition äsns lo midi 60 Is I renes su XIII st »u IV, sisole, Ltuäs
«ur Iss soviles äs svn Kist«ir«. ?ar OKärlss ölolinier, 1'sris 1880. 4öt S. gr. 8.
— Lsroarä Oslioisux st I' Inijnisition ^Idigeoiss (1300—1320), ?»r L, ll»ursnu,
Alsmwe lls I' Institut, ?»ris, 1877, 22« S. 12«,

schollen. Er selber verrieth nicht, wie sie in seine Hände gekommen mar, und wo sie nach den vier Jahren seines Besitzes Hingerieth, ist gleichfalls ein Räthsel. Dieser Documenten-Band enthielt, wie der Geschichtskundige weiß, die „Glaubens-Acte", welche der durch 630 Ketzerbrände berühmte, 1331 als Bischof von Lodöve gestorbene Inquisitor Bernard Gui von 1308 bis 1323 eingeleüet und durchgeführt hat. Das war nur ein eng beschränktes Material, und so begreift es sich, daß Limborch in der seinem Documenten-Abdruck beigegebenen „Dissertation" es gar nicht versuchte, die alte Inquisition, welche zu Toulouse mit dem h. Dominicus und seinem Orden in's Leben trat, und von welcher die spanische nur ein auf dem ablebenden Stamme üppig gedeihender Zweig ist, geschichtlich darzustellen; es wäre ihm dies auch nicht möglich gewesen. Möglich wird es erst jetzt werden, nach und nach, in dem Maße, als B. Haureau Nachfolger findet in der Bearbeitung einzelner Abschnitte jener Geschichte unter Benutzung der Quellen, welche Ch. Molinier endlich an's Licht gezogen hat; auf solchen Monographien kann sich dann die zusammenhängende Geschichte aufbauen.

Und gerade solche Quellen werden die lauterste Ausbeute liefern, welche, wie ein, vor Molinier wie es scheint, fast unberührtes Manuscript auf der Stadtbibliothek zu Clermont, sogar der Reinschrift der Jnqisitoren selbst entgangen ist. Wir werden weiter unten sehen, daß auch eine solche für die Jnquisitions-Bibliothek bestimmte Reinschrift der Protokolle die ursprünglichen Verhandlungen nicht mehr vollständig wiedergab. Die Beschreibung und Inhaltsangabe dieses Clermonter Manuskripts nimmt fast die Hälfte des Molinier'schen Buches in Anspruch. Es ist die „Kladde", das „Memorial" des Actuarius bei der inquisitorialen Justiz von Carcassonne und enthält die Protokolle von 221 Sitzungen aus den acht Jahren nach 1250. Das darin enthaltene Material ist reichhaltig genug, um uns die Züge zu einem vollständigen Bilde zu liefern von der Organisation, den Richtern und den Strafen der Jnquisitions-Tribunale jener Zeit. Die zweite Hälfte des Molinier'schen Buches, worin dieses Bild entworfen wird, ist denn auch der einzige für weitere Kreise lesbare Theil derselben; von dem Uebrigen fürchtet der Verfasser selbst: er werde „siu^üiörsiusllt seo st ariäs" erscheinen, denn er sei in der That voll von „<Miül8 minutieux » l'sxoös".

Wir begnügen uns, auf diese mehr zusammenhängende Darstellung der inquisitorialen Gerichtsbarkeit in den letzten Decennien des 13. Jahrhunderts aufmerksam gemacht zu haben und versuchen, um den Lesem einen Begriff von diesen Dingen zu geben, anstatt auf diese zweite Hälfte des Buches näher einzugehen, dafür lieber aus den Notizen der ersten und dem Buche B. HaurSaus in den folgenden Abschnitten unseres Essays die Erzählung eines Processes aus dem Beginne des 14. Saeculums, welcher mit seinen politischen Ausläufern geeignet ist, in den Culturkampf jener Tage tief einzuführen.

Das von Molinier beschriebene und ausgezogene, B. Hauröau un-
bekannt gebliebene Manuscrivt der Pariser National-Bibliothek, welches
uns hierzu die des Letztern Buch ergänzenden Angaben liefert, giebt uns
zugleich auch einen Begriff von einer Reinschrift der Jnquisitions-Gerichte.
Das Einschreibebuch des Actuarius, wie mir ein solches in dem Clermonter
Mcmuscrivte vor uns haben, lag immer offen, um von Tag zu Tag, von
Stunde zu Stunde, Alles in sich aufzunehmen, was immer bei dem be-
treffenden Tribunal vorging. Da fanden sich Aufzeichnungen der ver-
schiedensten Natur bunt durcheinander, in abgekürzten Worten, sozusagen
cursiv in der Fassung wie in den Schriftzeichen. Aus diesen unförmlichen
Notizen, die bei Verhören z. B. den Aussagen des Angeklagten flüchtig
folgten, wurden dann später die Sitzungs-Protokolle zur Aufbewahrung in
den Jnquisitions - Archiven stilgemäß redigirt und ausgeschrieben. An
Klarheit und vor Allem an übersichtlicher Ordnung gewannen sie dabei
natürlich immer, an Wahrhaftigkeit wohl niemals. Von dem Geiste, in
welchem diese Reinschriften der Aussagen seitens der Zeugen und Angeklagten
besorgt werden, giebt der schon genannte Inquisitor, in seiner „Vractic^-,
einen Leitfaden für die Amtsbrüder, nach Art des „Directorium in<M-
sitorum" des aragonischen General-Inquisitors Eymeric; trotz der discreten
Form in welche er die betreffende curiose Anweisung einkleidet, eine be-
zeichnende, nicht mißzuverkennende Probe. ' Hinter einem Schema zu einem
Verhör albigensischer, — oder wie er sie nennt: manichäischer — Ketzer
folgt eine „lustruotio 8eu illtoriuäti« huaeägm generali" und in diesem
«gewissen allgemeinen Winke" heißt es: „Zu bemerken und zu beachten ist
aber bei dem Vorstehenden, daß wie viele Verhöre zur Erforschung des
Thatbestandes auch stattfinden mögen, nämlich gemäß der Zahl der Personen
und der Handlungen, es dennoch nicht förderlich ist, sämmtliche Aussagen
niederzuschreiben, sondern nur diejenigen, welche mehr mit der Substanz
oder dem eigentlichen Charakter des Factums in Zusammenhang stehen und
mehr die Wahrheit zu enthalten scheinen. Wenn nämlich in dem einen
Protocoll sehr viele Aussagen, in dem andern aber weniger vorkommen,
so könnte letzteres verstümmelt erscheinen; auch ist bei so vielen mährend
des Processes gemachten Aufzeichnungen kaum eine Uebereinstimmung der
Zeugen-Aussagen herauszufinden. Diese zwei Uebelstände sind sorgfältig
zu vermeiden." Ch. Molinier widmet der in zwei handschriftlichen Exem-
plaren in der Stadtbibliothek zu Toulouse aufbewahrten „?ra«rieg" des
Bernard Gui, aus deren ?äi8 yuinw er vorstehende Stelle lateinisch mit-
theilt, die Seiten 197—236.
Drei Thatsachen constatirt Ch. Molinier in seinem Werke unbestreitbar:
1. daß die Original-Documente, welche die alte Inquisition im Languedoc
betreffen, heute naturgemäß verhältnißmäßig selten geworden sind; 2. daß
die vorhandenen noch nicht ausgebeutet wurden, weil man von ihrer Existenz
kaum etwas wußte, daß sie aber hinreichen, um auch die älteste Organi-

sation und Thätigkeit der Glaubens-Tribunale aufzuhellen; 3. daß also
diese alte Geschichte der Inquisition noch zu schreiben bleibt.
Die Quellen, auf welche die französischen Forscher, und so auch
B. Hauröau bisher sich ausschließlich beschränkten, war die Collection Doat
in der Pariser National-Bibliothek. Der Ursprung dieser großartigen
Sammlung, der interessantesten von allen, welche im 17. Jahrhundert ver-
anstaltet wurden, ist bekannt. Im Jahre 1669 erhielt Jean de Doat,
Rath des Königs, Präsident der Kammer von Navarra, den Auftrag, alle
Urkunden zu sammeln, welche sich auf die Rechte der französischen Krone
in der Provence und dem Languedoc bezogen und zur Geschichtskenntniß
von diesen Ländern beitragen könnten. Im Auftrage de Doats wurden
nun von fämmtlichen, unter diesen Gesichtspunkt fallenden Documenten in
allen Archiven Südfrankreichs Abschriften angefertigt. Diese Copien,
prachtvoll in schweres levantinisches Ziegenleder gebunden und geziert mit
dem Wappen des Ministers Colbert, welcher der Ausführung des Doat'schen
Unternehmens seine schützende und fördernde Hand geliehen hatte, bilden
in der vorgenannten Bibliothek die stattliche Reihe von 258 Folio-Bänden.
In siebenzehn derselben Covieen von mehr als 500 — XXI bis XXXVII —
finden sich damals noch in den Archiven von Toulouse, Albi, Car-
cassonne und Narbonne vorhandenen Documenten der Inquisition. Man
übersieht die mannigfachen Ungenauigkeiten und Fehler der von Doat
benutzten Abschreiber gern in dem Gefühle, daß ohne ihre Arbeit der letzte
große Sturm, der solche Dinge zur Verheerung sich ausersah: der Fana-
tismus der großen Revolution, die meisten der nun wenigstens der Haupt-
sache nach geretteten Aktenstücke der Forschung völlig entzogen haben würde.
Gewiß haben wenige Archive so mannigfache Anlässe zur Zerstörung
geboten, wie die der Inquisitoren, besonders im mittägigen Frankreich.
Im 13. und 14. Jahrhundert richtete sich der Haß der Bevölkerung, der
aus den Glaubenstribunalen lastete, begreiflicherweise auch gegen deren
Schriftstücke. Bei den großen Aufständen, wo die Autorität der mönchi-
schen Richter vor dem unbändig aufflammenden Volkszorne zerstob wie Spreu
vor dem Winde, wurden deren Bücher in Fetzen gerissen und haufenweise
verbrannt. Aber auch in gewöhnlichen ruhigeren Zeiten waren sie nicht
sicher. Es bildeten sich unablässig Complote, um sich dieser Symbole der
Leibestortur und Seelenquälerei zu bemächtigen und durch ihre Zerstörung
den verhaßten Ofsicianten die Mittel zum Fortbetriebe ihrer unerträglichen
Verfolgungen zu entziehen. In Bernard Guis „practica" findet sich ein
Stück, betitelt: „I^ttera 6« Kospiti« iuyuigitoruin I^Kolosas non sxpo
o.«Q<tc>", aus welchem hervorgeht, daß die Inquisitoren fortmährend auf
der Hut sein mußten, damit nicht der erste Beste sich unter irgend einem
Vormande bei ihnen einschleiche mit der geheimen Absicht, die in dem be»
treffenden Hause aufbewahrten Gerichtsacten zu ruiniren. Ganz besonders
waren die Archive in Gefahr, wenn die Inquisitoren sich durch ihre Amts-

Übung gezwungen sahen, von einer Stadt zur andern zu ziehen und dabei ihre Acten niitzuführen. An jeder dazu günstigen Wegesstelle war dann ein Hinterhalt zu fürchten, aus welchem Ketzer hervorbrechen konnten, begieriger auf die Beseitigung der Schriftstücke, welche vielleicht gegen sie oder ihre Freunde Schuldbemeise oder Denunciationen enthielten, als auf die Beseitigung der Richter selbst. Der Bd. XXXI und der Bd. XXVI der Sammlung Doat enthalten hierüber interessante Mittheilungen, besonders der an zweiter Stelle genannte. Hier werden über ein solches, im Jahre 1283 zu Carcassonne geschmiedetes Comvlot, an welchem eine Menge der angesehensten Bürger der Stadt betheiligt mar, Aufschlüsse gegeben. Das Beachtensmertheste ist wohl, daß auch ein Geistlicher, der Erzdiacon Sanche Morlana dabei betheiligt war.
Im 14. Jahrhundert entschlossen sich die Inquisitoren, ihre Justizdocumente in einige wenige Städte, deren Rechtgläubigkeit und Kirchlichkeit ihnen für deren gesicherten Bestand Gewähr zu bieten versprach, zusammenzubringen. So anvertraute man z. B. das Archiv von Carcassonne der frommen Bürgerschaft von Montpellier.
Endlich kam der Tag, an welchem auch die Jnquisitions-Tribunale von dem Loos alles „Schönen auf der Erde" ereilt wurden: der Tag, cm welchem Niemand sie mehr haßte, weil sie in Ohnmacht und Vergessenheit versunken waren. Man sollte denken, nun hätten die Acten dieser fluchwürdigen Justiz unaufgestört in ihrem Staube der Wiederbelebung durch die künftigen Geschichtsforscher entgegenschlummern können, durch Nichts mehr bedroht, als durch den Zahn der Zeit und die Würmer. Es erwuchs ihnen aber noch ein gefährlicherer Feind: nachdem ihre Eigenthümer sie gegen ganze erboste Völkerschaften mit Erfolg geschützt hatten, wurden sie selbst gleichgültig gegen sie; man ließ sie verkommen. Daß die Prediger-Brüder unter Ludwig XIV. sich besonders gedrückt gefühlt hätten unter der Erinnerung an die blutigen Ernten ihrer Vorfahren von der Art eines Guillem Arnaud und Bernard Gui, dürfen mir nicht annehmen — für diese Unterstellung würden uns die Beweise fehlen. Dagegen sind unzweideutige Anzeichen dafür vorhanden, daß die Söhne des h. Dominicus sich gegenüber dem Ruhme ihrer alten Ordensgenossen als Oomini «ans« gegen die Ketzer sehr frostig verhalten. So weit mar man freilich auch noch nicht, daß, wie dies ein Jahrhundert später geschah, erleuchtete und freimüthige Mitglieder des Clerus selbst Worte des Tadels über die unbarmherzigen Grausamkeiten der Inquisitoren aus der Zeit Gregor's IX. in den Mund nahmen. Aber das steht fest: die Dominicaner des 17. Jahrhunderts können nicht anders als mit vollendeter Gleichgültigkeit auf die actenmäßigen Nuhmeszeugnisse ihrer alten Ordensgenossen im Languedoc niedergeblickt haben, sonst hätten sie nicht in demselben Augenblicke, wo die Collection Doat veranstaltet, also vor aller Welt die solchen Actenstücken innewohnende Wichtigkeit constatirt wurde, es dulden können.

daß die Jnquisitions-Archive von Toulouse Stück um Stück in alle Winde zerstoben. In dem Archive der Haute-Garonne findet sich gegenwärtig ein Manuskript, dessen einzelne Blätter, Pergament-Reinschriften von Bekenntnissen, die zwischen 1254 und 1256 vor dem Jnquisitions-Tribunale eben zu Toulouse aufgenommen sind, im Jahre 1674 als Einbanddecken von Steuer-Controll-Registern entdeckt morden waren. Auch nach dieser Zeit scheint der Verschleuderung nicht Einhalt gethan morden zu sein. Im Jahre 1781 fand der gelehrte Abbö Magi, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Toulouse in den Händen eines Schulbücher-Verkäufers zwölf Pergament-Blätter, welche aus einem Bande von Toulousaner Jnquisitions-Sentenzen herausgerissen waren und Urtheile aus, der Zeit von 1246 bis 1248 enthielten. Diese Blätter wurden durch Abb6 Magi dem ihnen drohenden Verhängnis?, zu Umschlägen sür Abc-Bücher verwendet zu werden, entrissen und befinden sich jetzt als kostbarer Schatz in der Nationalbibliothek zu Paris.

Zuletzt, wie um ein seit zwei Jahrhunderten fortgesetztes Zerstörungswerk mit einem Schlage zu vollenden, kam die Revolution. Die Stadtarchive von Carcassonne wurden im Jahre 1793 verbrannt und mit ihnen wahrscheinlich die des dortigen Klosters der Dominicaner und des Jnquisitions-Tribunals, wenn, was nicht constatirt werden kann, die letztermähnten überhaupt aus ihrem Asyl zu Montpellier wieder zurückgebracht worden waren. Die Archive des Departements de l'Aude, wohin man sie bei einer allenfallsigen Rettung wohl gebracht haben müßte, enthalten sie nicht, wie sich dort denn auch nicht ein einziges von diesem doch so berühmten und thätigen Tribunal vorfindet. Alles was von ihm uns erhalten ist, sind die glücklicherweise zahlreichen Copieen der Sammlung Doat und einige zerstreute Fragmente. Von den Letzteren ist das mehrerwähnte Memorials des Actuarius, welches, wie gesagt, über 221 Sitzungen aus den Jahren 1250—1258 berichtet, weitaus das bedeutendste. Wann und auf welchem Wege es in die Clermonter Stadtbibliothek gekommen ist, wer wüßte das zu sagen?!

In Anbetracht, daß es doch nur der blinde Zufall mar, der das erhielt, was erhalten ist, kann der Forscher bei dem Studium von Ch. Moliniers Buch nur das Glück preisen; denn wenn besonnene Wahl die Stücke für die künftige Erhaltung auszuscheiden gehabt hätte — sie wäre sicher auch aus diejenigen gefallen, welche nun wirklich auf uns gekommen sind. Wir verweisen zur Begründung dieses Urtheils nur auf die wenigen Blätter, welche Abb6 Magi 1781 aus den Händen des Schulbücherverschließers gerettet hat und welche eine Serie von Sentenzen gegen Häretiker der Diöcese Toulouse aus der Amtszeit der Dominicaner-Inquisitoren Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre, von 1246—1248, enthalten. Diese Urtheile wurden verhängt in feierlichen Versammlungen, an welchen Theil nahmen der hohe Clerus von Toulouse oder der Umgegend, die weltlichen

Fridolin Hoffmann in Köln.
Dignitare, Mitglieder des Domcapitels, die Landrichter oder Oberrichter des Grafen Raimond VII., und zu welchen auch das Volk geladen mar. Wir haben es also hier mit förmlichen „^utos cle f«", „Glaubensacten" zu thun, denen man von geistlicher Seite auch den Namen „öffentliche Strafpredigten" beizulegen liebte. Der erste dieser „Glaubensacte" fand statt am 18. März 1246, der letzte am 14. Juni 1248. In dieser kurzen Zeit von zwei Jahren und drei Monaten wurden im Ganzen siebenund-dreißig solcher öffentlichen Versammlungen abgehalten und ungefähr zwei-hundert Ketzer, darunter mehr als vierzig Frauen verurtheilt. Der Schau-platz dieser inquisitorialen Solennitäten mar weitaus in den meisten Fällen das Kloster bei der Kirche Saint'Sernin (elsustrum 8äv.«ti Laruruini) zu Toulouse; nur ausnahmsweise fanden sie statt in der genannten Kirche, in dem Hause des Abtes, im Stadthause, in der Kirche Saint-Etienne, einige Male auch außerhalb der Stadt, nämlich zu Cahors und Escalquens.

Was die Formel der Urtheilssentenz betrifft, so finden wir, daß auch schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts die nämliche gebräuchlich mar, deren die Inquisition sich auch später immer und überall bediente. „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Amen. Im Jahre des Heils 1245, am XV. der Calenden des April, Wir, Brüder des Predigerordens Bernard de Caux und Jean de Saint-Pierre, durch die Apostolische Autorität abgeordnet zu Inquisitoren der Häretischen Bosheit in der Stadt Toulouse, In Anbetracht, daß —" u. s. m.

Der Strafen, die uns hier begegnen, sind es hauptsächlich zwei: Gefängnis; auf Lebensdauer und Consiscation. Von zeitweiliger Haft finden sich nur zwei Beispiele, eine zehn- und eine fünfzehnzährige. Die Confis-cation wurde einzig verhängt gegen die den Forderungen des Gerichts Nichtfolgeleistenden, ohne Rücksicht auf die Schwere, der sonst gegen sie erhobenen Anklage, mochten sie nun auf die Vorladung gar nicht erschienen sein, oder vor dem Tribunal die Aussage verweigert haben. Außer den beiden vorgenannten Strafen kamen nur noch zwei und zwar in selteneren Füllen zur Anwendung: 1) Die Verpflichtung, Tuchkreuze von auffälliger Farbe auf den Kleidern aufgenäht zu tragen, und 2) Almosensvenden zu kirchlichen Zwecken.

Ihre besondere Wichtigkeit erhalten die in Rede stehenden Documente nicht nur dadurch, daß sie uns, was hier freilich nur kurz angedeutet werden kann, ein vollständiges Bild speciell von der eigentlichen inquisitionalen Rechtspraxis in deren erster Zeit darstellen, fondern, daß sie, zusammengehalten mit andern, innerlich verwandten, aus derselben Epoche, es ermöglichen, daß wir von der ganzen Glaubensrichterei der Dominicaner-Tribunale, in deren primitiver Gestalt eine ziemlich ausreichende Vorstellung gewinnen.

Unter diese ergänzenden Documente rechnen wir vor Allen: die in der Stadtbibliothek zu Toulouse bewahrten Bekenntnisse der Bewohner des Lauragais, welche in den Jahren 1245 und Z246 von den Autoren der

oben charakterisirten Sentenzen, den Toulousaner Inquisitoren Bernard
de Caux und Jean de Saint-Pierre, gesammelt worden sind. Diese Be-
kenntnisse bilden gewissermaßen die Exposition des Dramas, zu welchen!
uns dann die Sentenzen der Nationalbibliothek die Lösung bieten und die
Schlufzscene vor Augen führen.
Das ist das Verdienst der mühevollen Arbeit Ch. Moliniers: Daß
er den zerstreuten Actenresten aus dem ersten Jahrhundert der Inquisition
nachgegangen ist, sie in ihrem Werths aufweist und mit einander in Corre-
lation setzt.
In der That: kaum zwölf Jahre sind verflossen, seit die Bulle
Gregors IX. die Glaubenstribunale förmlich constituirte, indem sie die
Prediger-Brüder mit den betreffenden Functionen betraute — und schon
sehen mir sich Alles vereinigen, um das Institut in seiner Entwickelung zu
hindern. Kaum hat es einigermaßen Wurzel geschlagen, noch ringen seine
Practicanten danach, die nöthige Uebung und Routine zu gewinnen, da
erheben sich sämmtliche Klassen der Gesellschaft, um ihm die Existenz streitig
zu machen. Selbst vor dem Morde der Richter schreckt man nicht zurück.
Die Fürsten hassen es als einen Eingriff in ihre weltlichen Rechte. Viele
Bischöfe sehen in ihm eine Beschränkung ihrer ordnungsmäßigen kanoni-
schen Jurisdiction; diese wie jene verzweifeln nicht daran, mit ihm fertig
zu werden, wenn sie es am guten Willen, es zu fördern, fehlen lassen
werden. Gegen alle diese Angriffe und diese Mißgunst besitzt die Inquisi-
tion noch keine der Waffen, welche ihr schon fünfzig Jahre später zu Ge-
bote stehen, und mit denen sie dann ihre Feinde zu Boden schlägt. Noch
ist sie nicht einmal des Schutzes ihrer Gründer, der Päpste ganz sicher. Dann
aber in den folgenden Jahrzehnten, häufen sich die Bullen der Stellver-
treter Gottes: Jnnocenz IV., Alexanders IV., Clemens IV., Gregors X.
Nicolaus IV., aus welchen sie ihre privilegirte Gesetzgebung schöpfen, eine
furchtbare Nüstkammer, die ihnen nie eine Waffe versagt, wenn es gilt,
sich dem bürgerlichen und canonischen Rechte entgegenzustellen. Siebenzig
Jahre hindurch haben zehn Pontificate daran gearbeitet, das Arsenal der
Dominicaner-Inquisition fest und unüberwindlich zu machen, so daß es,
wenn es galt, denn auch den Päpsten selbst zu Zeiten Trotz bieten konnte.

II.

Um's Jahr 1300 sehen mir, etwa ein Menschenalter hindurch, die
Dominicaner-Inquisition im mittägigen Frankreich auf der Höhe ihrer
Macht; die Ueberwindung der bis dahin wider sie unternommenen An-
griffe hat sie gewissermaßen übermüthig und trotzig werden lassen. Ihr
willkürliches Gebühren ist zwar auch jetzt nicht unbestritten; im Gegentheil,
der von Anfang an unausrottbare, sie verfolgende Haß wird nunmehr
sogar geschürt von einem zornglühenden Redner des mit dem Zwillings»
Orden der Prediger-Brüder rivalisirenden Franciscaner-Ordens auf form-

lichen, zu diesem BeHufe bewerkstelligten Rundreisen. Trotz zeitweiliger päpstlicher Reprimanden, trotz momentaner Ungunst des Landessürsten: aus einem gemeinsamen Anstürme der mißhandelten Städte des Languedoc geht das Institut der Glaubensrichter, die Vorkämpfer seiner Gegner erbarmungslos niederwerfend, aus's Neue siegreich hervor. Es ist ein Proceß, unter allen, von denen uns Tocumente aufbehalten sind, einzig in seiner Art, welcher, im December 1299 begonnen und in seinen AuslSufen bis zum Jahre 1336 dauernd, diese Phase der südfranzösischen Jnquisitionsgeschichte widerspiegelt. Aus den MittHeilungen, welche die sich gegenseitig er« gänzenden Bücher von Ch. Molinier und B. HaurSau nach den in der Pariser National-Bibliothek, theils in Copieen, theils in Original-Hand, schriften bewahrten Documenten gemacht haben, lassen sich die äußeren Umrisse des Processes in ziemlichem Zusammenhange herstellen. Die Anklage wird erhoben wegen Ketzerei und daraufhin erfolgen auch schnell die Urtheile über die Mehrzahl der Jncriminirten. Die in den Proceß verwickelten Männer sind aber größtentheils Verwandte und Freunde derjenigen, welche während der nächstfolgenden Jahre in den verschiedenen Städten, vor Allem zu Aldi, gegen die Inquisition complottiren und revoltiren; gegen die Anstifter dieses Aufstandes wird dann gleichzeitig die Beschuldigung erhoben, daß sie die Herrschaft über das Languedoc, welche erst seit dem Jahre 1271 bei der Krone von Frankreich war, dem mit seinem Gebiete angrenzenden Hause von Aragon in die Hände zu spielen versucht hätten.

Der angeklagten Ketzer sind es im Ganzen sünfunddreißig. Davon gehören fünfundzwanzig nach Aldi, sechs nach Malmont, zwei nach Lescure, je einer nach Cortes und Lautrec. Ihrer Lebensstellung nach sind sechs Rechtspracticanden; einer davon, Meister Naimond Constans, ist Notar der bischöflichen Curie, ein Anderer, Raimond Calviöre, ist königlicher Hof-Notar. Die Mehrzahl ist zudem reich; der Procurator der öffentlichen Einkünfte im Gerichtsbezirke von Carcassonne, Meister Arnaud Assallit, weiß davon zu erzählen: noch in den Jahren 1322 und 1323 figuriren in seinen Geschäftsberichten Auseinandersetzungen betreffs der consiscirten Güter von achtzehn der im Jahre 1300 Verurtheilten! Der Bischof von Aldi, Bernard de Castanet, hat von diesen guten Vermögensverhältnissen jedenfalls auch Kenntniß gehabt, und wenn sie auch nicht Mitursache gewesen sein mögen, daß er auf die Einleitung des Processes drängte, so bildeten sie doch sicher einen Beweggrund, daß er ihn mit Eifer betrieb und möglichst schnell dem Ende zuzuführen suchte. Alle Immobilien nämlich, die „gesetzlich" den Antheil des Königs an den Consiscationen bildeten und nicht, in demselben Jahre, in welchem sie beschlagnahmt waren, verkaust wurden, sielen dem Bischof von Albi zu. Dieses Privilegium stammte von König Ludwig IX., dem „Heiligen" (1226 bis 127«) und wurde 30 Jahre später, untenn 17. August 1303,

von Philipp dem Schönen erneuert. Gerade dem Herrn Bernard de Castanet kamen diese Einkünfte sehr zu statten. Im Jahre 1S82, also 34 Jahre nach der Grundsteinlegung zum Kölner Dome, hatte er den Bau einer Kathedrale zu Ehren der heiligen Cäcilie begonnen, und der riesenhafte Plan erforderte mehr als gewöhnliche Mittel: die Kirche sollte auch zur Festung dienen, wenn die rebellische Stadt wieder Gelüste bekommen sollte, ihrem Bischof zu Leibe zu gehen wie im Jahre 1277, kurz nach Bernard de Castanet's Inthronisation, als er kaum das Leben rettete, dann zusehen niußte, wie man fein Bischofshaus in Trümmer legte. An dem neuen Gotteshause sollte der Chor-Abschluß als eine undurchdringliche Mauer für ähnliche Fälle Widerstand und Schutz bieten.

Wir wiederholen es: Der Bischof wird zur Förderung seiner Baupläne wohl Keinen verurtheilt haben, der in seinen Augen unschuldig war; ganz gewiß aber hat er sich gehütet, zu ihrem Nachtheile einem Angeklagten nachsichtiges Erbarmen zu erzeigen, den er schuldig fand. Aber wenden wir uns noch einmal kurz zu der Qualification der diesmaligen Angeklagten zurück: sieben derselben hatten im Jahre 1290 — und darunter figurirte einer, Pierre Rigaud, als regierende Magistratsperson von Albi — als Zeugen bei einem Todesurtheil seitens der Inquisition assistirt, was doch auch als nichts anderes als ein Zeichen ihres gesellschaftlichen Ansehens betrachtet werden kann.

Jetzt legt man ihnen zur Last, daß sie zusammen mit zahlreichen Bürgern aus Albi und der Umgegend seit Jahren eine Art häretischer Kirche gebildet hätten. Ihr Mittelpunkt, als ihre geistlichen Häupter seien zwei Priester, sogenannte „Vollkommene" der Secte gewesen, die schon im Jahre 1276 vor dem Jnquisitionstribunal zu Carcassonne feierlich i» c>cmwm3OiiZin verurtheilten Albigenser Raimond del Boc und Guillem Didier. Diese Religionslehrer hätten sür sie die kirchlichen Ceremonien verrichtet und ihnen Predigten gehalten; dafür feien ihnen von ihren Anhängern die leiblichen Bedürfnisse bestritten und für ihre Lebenssicherheit gesorgt worden. Nachts seien diese zwei Priester unterwegs gewesen, tagsüber hätten sie sich bald hier bald dort in dem alleingelegenen Landhause eines der Sectirer verborgen gehalten, und dort die von allen Seiten herbeigeschlichenen Angehörigen der Gemeinschaft, so viele ihrer rechtzeitig benachrichtigt werden konnten, in ihrem Widerstande gegen die heilige Kirche und deren Einrichtungen zur Reinheit des Glaubens bestärkt.

So große Einbuße die Häresie unter den gegen sie geführten Gewaltstreichen erlitten haben mochte — todt mar sie, wie man hieraus sieht, noch lange nicht.

Im Adel hatte sie den früheren Halt und Hort freilich nichl mehr: gar manche der früheren kleinen Herren hatten bei der Annexion des Landes nach Norden wandern und auf ihren Schloßburgen alterprobten königlichen Vafallen Platz machen müssen; die übrigen waren niederge-

schlagen und durch die zur Erleichterung der Besitzergreifung provisorisch
verhängten, aber vielfach nicht wieder aufgehobenen Confiscationen verarm:.
Mit deni Bürgerthuin jedoch stand es anders und besser. Wer nicht
Handel trieb oder das fehr in Ehren stehende Nechtsstudium pflegte und
practicirte, der sicherte sich durch die Bebauung seines Landbesitzes eine
ehrenwerthe Unabhängigkeit. Vergessen wir nicht, daß die ehemals freien
und mächtigen Städte Aldi, Earcassonne, Eordes, Nodez, Narborme.
Toulouse, Limour u. s. w. sich aus der Nömerzeit einen hohen Culturstavd
bewahrt hatten. Ihre Blüthe hatte angehalten wenigstens bis zum Jahre
1229, d. h. bis zum Ausgange der mörderischen „Kreuzzüge", welche man
gegen diese „Nester der Ketzerei" führte, um die Bewohner des Landes
zur römischen „Rechtgläubigkeit" zurückzuzwingen. Nach dieser summari-
schen Papstgeiszel that dann die regelrechte Inquisition das Ihrige, mu die
Bevölkerung und deren Wohlstand herunterzubringen — es war „dasselbe
Garn, nur eine andere Nummer." Eh. Molinier beziffert die von dem
berühmten Toulouse? Inquisitor Bernard Gui zwischen 1307 und 1323
auf den Scheiterhaufen geführten Ketzer auf sechshundertunddreißig Stück.
Aber es war eine noch immer behäbige, selbstbewußte, thätige und dem-
zufolge mächtige Bevölkerung, mit der man es zu thun hatte. Wenn
darum die ronifeindlichen Ueberzeugungen einerseits auch nicht mehr aus
das Schwert der Herren auf den Burgschlössern zu ihrer Vertheidigung
zählen konnten, andererseits auch in die breiten Massen weniger tief ein-
gedrungen waren, als man dies gemeinhin annimmt — von ihrem festen
Boden in der Bürgerschaft aus gebot sie über zwei Dinge, welche sich noch
immer in der Welt Geltung zu schaffen wußten; über die Intelligenz, die
sich in Nespect zu setzen vermag auch ohne Adelstitel und über den Reich-
thum.

Während des 13. Jahrhunderts war die Inquisition von den ftanzösi-
schen Königen aus Rücksichten auf das fiscalische Interesse geduldet, um
nicht zu sagen gepflegt worden; beim Ausgange dieses Saeculums war
die Aufregimg der Bevölkerung im ganzen Languedoc eine allgemeine.
Man hatte darauf gerechnet, vom Norden her wohl auch geflissentlich die
Hoffnung geweckt, daß die Könige das Land von seinen geistlichen Tyrannen
erlösen werden; aber gleichviel, ob man sich diese Hoffnungen selber gemacht
hatte oder hatte machen lassen — die Erfüllung der segensreichen Folgen
des „glorreichen Anschlusses" an das Kronland ließ auf sich warten. Die
Jüngeren hofften noch, die Aeltercn jedoch redeten bereits unter mancherlei
verdächtigen Anspielungen von der „guten alten Zeit unter den Grasen".
Earcassonne hatte schon im Jahre 1295 seinen Aufstand gehabt; 1303
revoltirte er zum anderen Mal, nachdem Aldi ihm 1302 damit vorauf-
gegangen war. Daß mit den gegen die Inquisitoren erhitzten Kövsen nicht
zu spaßen sei, hatte man schon 1242 erfahren, am 29. Mai, dem Himmel-
fahrtstage, wo zu Avignonet der Glaubensrichter Guillem Arnaud mit

sechs seiner Begleiter vom Toulouser Tribunal todtgeschlagen morden war. Unsere deutschen Altvordern haben es bei dem einen Konrad von Marburg belassen können, um sich vor der Glaubensrichterei des h. Ofsiciums verhältnißmäßig Ruhe zu verschaffen; wie in Moliniers Buch verzeichnet ist, waren die Südfranzosen mit der siebenfachen Blutthat von Avignonet noch nicht gebessert und sie mußten noch im Jahre 1334 wieder einmal zu dieser Art Selbsthülfe greifen und der heiligen Sippe des Dominicus einen weiteren „Märtyrer" liefern. Im August 1301 schickte König Philipp der Schöne den Bicedom von Amiens Johann de Picquigny, und Richard Leneveu, Archidiacon an der Kathedrale von Lisieur in der Norinandie, zwei erfahrene und seiner Sache ergebene Männer in's Languedoc, um den so laut beklagten Mißständen abzuhelfen, und wo dies sich nicht in kurzer Hand thun lasse, wenigstens die Beschwerden zu prüfen und das Resultat dieser Prüfung ihm zur Kenntniß zu bringen. Der Hauptmiderstand auf den hierbei auch diese Männer stießen, war, wie später kurz zu erzählen sein wird, die Inquisition, und so sehen mir denn im April 1304 den Hauptagitator gegen die Dominicaner, den Franciscaner Bernard Delicieur, nach Roussillon gehen, um mit einem der Söhne des Königs von Majorca über die Annahme der Krone des Languedoc zu verhandeln.

Die Wirren, auf deren Brennpunkt mir hiermit flüchtig hinwiesen, füllen fast zehn Jahre der Geschichte des Languedoc, aber auch so waren sie noch früher beigelegt als der Ketzerproceß zu Ende geführt, von dem wir zu ihnen abschweiften. Das Jnquisitionsgericht zu Albi, vor welchem derselbe verhandelt wurde, mar eine Dependenz des Tribunals zu Carcassonne. Somit führte denn auch der Inquisitor dieses letzteren Bezirks dabei den Vorsitz und zwar neben dem Bischöfe von Albi, dem schon genannten Bernard de Castanet. Außer ihnen und zwar dann als delegirier Stellvertreter des Titular-Jnquisitors. der zu Carcassonne die Hände voll hatte, fungirte auch der Prior des Dominicaner-Convents zu Albi Foulques de Saint-Georges, welcher übrigens schon im Jahre 1300 in Anerkennung seines Eifers den Titel eines Inquisitors von Toulouse erhielt. Foulques ermies sich für diese Beförderung dankbar: es verging keine Woche, ohne daß er einige Bürger aus den besten Gesellschaftsklassen durch den Stadtvogt in's Gefängnis; hätte abführen lassen. Er kenne seine Leute, pflegte er zu sagen: ganz Albi sei ungläubig oder ketzerisch, der Eine wie der Andere entweder Verführer oder Verführter. Als Nachfolger des Nicolas d'Abbeville erscheint später Geoffroi d'Ablis, als Nachfolger des Foulques — und zwar mußte dieser dem Unwillen des Königs weichen — Guillem de Mori«res. Nicolas d'Abbeville war eine hochfahrende Natur, jeden Einspruch wies er trotzig zurück; wen er einmal als seinen Gegner erkannte, mar in feinen Augen rechtlos; dennoch waren Foulques und Castanet die Schlimmeren. Zu dem CKarakter des ersteren dieser Beiden

werden wir weiter unten einen bezeichnenden Zug zu verzeichnen haben.
Ter Bischof Castanet war voller feudalen Stolzes, wodurch die Herbigkeir
seiner juristischen Strenge noch schroffer zu Tage trat. Aus dem Languedoc
selbst gebürtig, mar er im Jahre 1276 aus Rom, wo er als „Auditor
des apostolischen Palastes" behufs der Ketzerverfolgung eine gute Schule
durchgemacht hatte, als Bischof nach Aldi zurückgeschickt worden. Er selbst
nannte sich mit Stolz „Vice-Jnquisitor"; als „Jnterims-Foulques" carri-
kirte man ihn im Volke. Für den in Rede stehenden Proceß wurden die
Sitzungen fast sämmtlich im bischöflichen Palaste gehalten. Es waren ihrer
im Ganzen achtundzmanzig. Bis ans die drei letzten fanden sie statt vom
2. December 1299 bis zum 30. März 1300 mit einer, wohl durch die in
diese Zeit sallenden vielen Feiertage motivirten Pause vom 20. Deceinber
bis zum 17. Januar. Und nun beachte man das Datum der drei, ein
neues Moment durchaus nicht bietenden Schlußsitzungen: 17. Jannar und
6. August 1303 und — 5. März 1319! Die Inquisition anerkannte ja
weder Verjährung noch eine sonstige Rechtsregel sür ihre Procedur: daß
dieses regellose und willkürliche Handeln hergebrachte Gepflogenheit der
Inquisitoren mar, dafür bringt Molinier manigfache Beispiele aus seinen
Quellen bei. So wurde ohne irgend welchen Proceß eine häretische Frau
verbrannt zu Toulouse durch den dortigen Bischof Raimond de Fauga,
einen vormaligen Dominicaner, am Tage der Canonisation seines Ordens-
stifters und wohl zur Feier derselben. Eine in der Stadtbibliothek zu
Clermont aufbewahrte Handschrift, die von dem Jnquisitionstribunal zu
Carcassonne herstammt, läßt Folgendes constatiren. Eine Frau aus Cornßge,
Ha-Fais genannt, wird zum ersten Male verhört am 16. März 1250.
Dann findet sie sich nicht mehr ermähnt bis in den Aufzeichnungen von
acht Jahren später. Wahrscheinlich war sie während dieser ganzen Zeit
unter Schloß und Riegel gehalten worden; wenigstens lassen zwei beiläufige
Bemerkungen bei ihrem Wiederaustreten, die eine, daß sie zu lebensläng-
licher Haft verurtheilt worden, die andere, daß sie lange im Kerker zuge-
öracht habe, kaum etwas Anderes annehmen. Im Jahre 1258 besteht sie
dann vier weitere Verhöre: am 7. April, am 1. und 24. September, am
20. October. Hier zwei andere Beispiele aus denselben Acten: Alazais,
Frau des Arnaud Raimond aus Lenne, die verurtheilt wurde, die Ketzer-
kreuze auf ihren Kleidern aufgenähet zu tragen, bestand ihr erstes Verhör
am 14. März 1250, das zweite am 1. März 1254. Alamande Cat,
Wittme von Bernard d'Arzens, wurde zum ersten Male verhört 1251, ein
zweites Mal am 1. September 1255. In vielen anderen Fällen hat
dagegen nicht einmal ein erstes Verhör stattgefunden und die Richter sind
ohne weitere Informationen als die Aussagen der Belastungszeugen mit
dem Endurtheil vorgegangen.

In dem Processe zu Aldi scheinen die beiden Willkürlichkeiten, Ueber«
stürzung und Verschleppung in einander gespielt zu haben. Fünfundzwanzig

Sitzungen in drei, noch dazu durch Kirchendienst stark in Anspruch ge-
nommenen Monaten und in diesen Sitzungen einundsechszig Einzelverhöre
bei fünfunddreißig schwer Beschuldigten. — Das mar doch schnelle Arbeit.
Diese Hast scheint jedoch den Inquisitoren nicht einmal genug gewesen zu
sein: sie warten es mit dem Urtheilsprechen gar nicht ab, bis sie die Schuld
sämmtlicher Angeklagten, die doch eigentlich in ihren Augen eine gemeinsame,
nach ihren Behauptungen gar solidarisch ist, festgestellt haben; sobald eine
kleinere, oder größere Partie ihnen als überführt gilt, ergehen die Sentenzen.
Am 28. Januar 1300 verurtheilten Nicolas d'Abbeville und Bertrand de
Clermont^ Titular-Jnquisitor von Toulouse und Prior zu Narbonne, eine
Gruppe von acht Köpfen, darunter Jean Constans und Raimond Calviere,
beide aus Aldi, zu lebenslänglichem Gefängnisse in seiner ganzen Strenge: —
„ad vsrvotuuin oarosism stiioti rauri, ubi vanis lioloris in «ibuiu,
et »HUä tribulatiollis in notum, in vineulis et eatuerils t?rr«is, Muni»
raucl« niwisrrsnwr." Auch in der Strenge, mit der die Inquisition im
Allgemeinen verfuhr, gab es noch Stufengrade; so hatte man auch zwei
Arten von Haft: le rnur lur^e (luurus Isir^us) und te mur Stroit (muru8
stiietus). Die für Zeitlebens Eingesperrten waren nach dieser Bezeichnung
die „Eingemauerten" (smruurös). Die Kerker lagen zwischen fünf Fuß
dicken Mauern; somit war das Tageslicht, welches selbst die über der Erde
gelegenen durch kleine vergitterte Fensteröffnungen erhielten, noch spärlich
genug. Zwei, um die besagte Mauerdicke von einander abstehende, Thüren
bildeten doppelten Verschluß. In der inneren Thür war oben eine Oeffnung
angebracht, durch welche man mit dem „1i,trusns" verkehrte, d. h. ihm
die Nahrung und von Zeit zu Zeit ein frisches Hemd hineinreichte. Und
welche Nahrung! Für den Unterhalt der Gefangenen — auch der provisorisch
Jnhaftirten, der «apri — wurden dem Wächter pro Tag und Person acht
Denare vergütet. Der Denare hatte ein Sou zehn, und von den letzteren
wurden, wie heute, zwanzig aus eine Livre gerechnet. Man wird den
Werth der damaligen Münze annähernd richtig schätzen, wenn man ihn auf
mindestens das zwanzigfache des heutigen tarirt. Das in Rede stehende
tägliche Kostgeld erhöht sich damit auf etwa eine halbe Mark nach den
heutigen Nahrungsmittelpreisen. Und der Wärter wollte doch auch etwas
daran verdienen! Wir thun der betreffenden Menschenklasse mit dieser
Unterstellung nicht Unrecht. Ein Brief des Papstes Gregor IX. vom
16. März 1238 an die Amtleute und Oberlandrichter im Albigenserlande
mahnt,' auf die bis nach Rom gedrungenen Klagen hin, die Jnquisitions-
häftlinge nicht vor Hunger umkommen zu lassen. Auch der förmlichen Be-
raubungen ist hier zu gedenken, deren die Zellenhüter sich an den ihnen
Anvertrauten schuldig machten; der Papst Clemens V. mußte noch im
Jahre 1312 ausdrücklich verbieten, daß die Kerkermeister ihren Gefangenen
wegnähmen, was denselben mit Erlaubniß der Inquisitoren von Verwandten,
Freunden oder Wohlthätern zugebracht werde. Wir haben oben von der

„engen Haft" einen kleinen Begriff zu geben versucht. Von dem in seinen Resten noch vorhandenen „Thurms der Inquisition" zu Carcassonne sprechend, bemerkt Ch. Molinier: „Alle Beschreibung wird zu eitler Teclamation, Angesichts der in diesen Mauern uns vor Augen tretenden Wirklichkeit. Man kann zweifelhaft fein darüber, ob die Inquisitoren selbst eine solche Hast für eine gelindere Strafe erachten als den Tod in den Flammen. Hier also zehrten sich menschliche Wesen langsam auf, ohne Luft, ohne Licht, festgeschmiedet an die Mauer, die Füße beladen mit schweren Eifenketten, ohne andere Nahrung als das „Brot der Schmerzen" und als einzigen Trank das „Wasser der Aengsten", wie es in zahllosen Urtheilen heißt."

Eine so verwegene Justizvermeigerung wäre kaum glaublich, wenn nicht ein unbestreitbarer Beweis dafür vorläge, in einem Schreiben des bekanntlich zu Avignon residirenden Papstes Clemens V. Zehn Eingekerkerte, darunter vier aus dem Proccsse von Aldi, wurden seit acht Jahren und länger, theils in dem Gefängnisse zu Albi, theils in dem zu Carcassonne festgehalten, ohne jemals regelrecht verurtheilt morden zu sein. Sie mußten ihre Beschwerden und ihr Verlangen, endlich einmal endgültig verdammt oder losgelassen zu werden, auch zu den Ohren des Kirchenoberhauptes mehrfach miederholen, ehe sie Gehör fanden; endlich aber ordnete der Papst in einem an Bertrand de Bordes, den Nachfolger des Bernard de Castanet auf deni Bischofsstuhle zu Albi, sowie an die Albigenser Inquisitoren gerichteten Briefe vom 8. Februar 1310 an, cm das von den Betreffenden verlangte Urtheil heranzuschreiten.

Am folgenden 7. März 1300 verurtheilten die mehrgenannten Inquisitoren zu Albi von den sünfunddreißig Angeklagten, deren Vernehmung im Ganzen, wie mir wissen, noch immer nicht abgeschlossen mar, weiiere elf zu ewigem Gefängniß. Auch diesmal befanden sich drei Bürger von Albi darunter: Jean Baudier, Gcnllard Fransa und Raimond Garsia, deren Verwandten uns, wie die Namen zeigen, bei den Aufständen von Albi in den nächstfolgenden Jahren begegnen werden. Was die übrigen sechszehn Angeklagten betrifft, so werden auch einige von ihnen noch, obgleich der Text einer ausdrücklichen Verurtheilung nicht auf uns gekommen ist, dieser wohlfeilen Formalität wohl gewürdigt morden sein; von einigen anderen aber ist es sicher, daß man ihnen selbst diesen Schein von Gerechtigkeit vorenthalten hat. Nichtsdestoweniger freilich wurden sie als denselben Strafen wie ihre Complicen, dem ewigen Kerker und der Vermögens-Confiscation, verfallen betrachtet.

Ob die Intervention Clemens V. irgend Etwas genützt hat, missen wir nicht; zwei wenigstens von den vier Petenten aus dem Proceß zu Albi begegnen uns noch neun Jahre später als ihres Nrtheils harrend, unv da wurde es ihnen nur zu Theil in Folge des Drängens besonderer Umstände. Diese zwei waren Guillem Salavert aus Cordes und Jsarn Colli. Der Erst' genannte wurde am 5. März 1319 aus seinem Kerker dem Bischof von

Aldi, Börand de Fargues und dem Inquisitor Jean de Beaune vor-
geführt. Er mar zum ersten Male verhört worden am 24. Februar 1300,
zum zweiten, und, wie es scheint, letzten Male am 7. August 1303, hatte
also neunzehn Jahre ohne Urtheil und Recht im Kerker zugebracht. Für
ihn und Jsarn Colli wenigstens war also auch das directe Eingreifen des
Papstes im Jahre 1310 fruchtlos gewesen. Er kann auch jetzt im März
1319 nur aussage», was er im Februar 1300 gesagt hat, und erhält
nun, nach einem weiteren halben Jahre, am 30. September zu Toulouse
von den Inquisitoren Bürnard Gui und Jean de Beaune sein Verdict
dahin, daß er die Kreuze auf den Kleidern zu tragen und verschiedene
Wallfahrten zu machen hat. Der am selben Tage denselben Richtern vor-
geführte Jsarn Colli dagegen widerruft die Geständnisse, welche seiner
Zeit Bischof B^rnard de Castanet und der Nachfolger des Fonlques, Guillem
de Moriöres, ihm durch die Folter (vi toi-mentorum) entrissen hatten.

III.

In unserem vorigen Abschnitt ist dem Leser der Name Bernard
Telicieur mehr als einmal begegnet. Dieser noch nicht vierzigjährige
Franciscaner-Mönch war es, welcher in denselben Tagen, als die ihm
gesinnungsverwandten Bürger von Albi, deren Schicksal wir erzählt, die
Kerkerthüre hinter sich zufallen hörten, der Inquisition den Fehdehandschuh
hinwarf und damit zwanzig Jahre lang ihre Gegner wie ihre Schützer in
Atheni hielt von Rom bis nach Paris. Um eines gewissen Chastel Fabri
willen war Bernard Delicieux im Jahre 1300 mit dem Carcassonner
Inquisitor Nicolas d'Abbeville an einander gerathen. Chastel Fabri hatte
den Dominicanern als fluchwürdiger Ketzer, den Franciscanern zu Albi
dagegen als achtungswerther Freund gegolten und bei seinem Tode auf
deren Gottesacker eine ehrende Ruhestätte gefunden. Unzweifelhaft reizte
gerade diese Inschutznahme des Bemakelten seitens des rivalisirenden
Ordens die Dominicaner dazu an, ihm noch nachträglich den Proceß zu
machen und damit gleichzeitig ihre Nebenbuhler zu treffen; denn einen
Ketzer ehrlich begraben hieß nach den von der Inquisition vertretenen
Kirchengesetzen sich selber der Ketzerei schuldig machen. Bernhard Delicieur
hatte die Welt gesehen und das hierarchische Kirchenmesen von dem Evan-
gelium Christi unterscheiden gelernt: den in Mailand mit Raimundus Lullus
angeknüpften Verkehr setzte er anstandslos fort, auch als Jener seiner Lehre
wegen von der päpstlichen Ercommunication getroffen mar. Als er den
gefährlichen Kampf unternahm, war er sich keiner Hülfe bemußt, als der
ihm eigenen Gabe der Rede und feiner uneigennützigen Absichten. Darüber
hinaus bedachte er nur Eins: schon allzulange bedrängt die Inquisition
diese arme Bevölkerung von Albi, Carcassonne und Toulouse, und das
sind seine Landsleute, die Kinder seines Vaterlandes; für seine Volks-
genossen zu leben, zu streiten, nötigenfalls zu sterben ist aber die Pflicht

Fridolin Hoffmann in Köln.
jedes rechtschaffenen Mannes. Gegen Chastel Fabri zwar setzten die Inquisitoren ihr Vorhaben durch: der Todte wurde verklagt, ohne langen Proceß verurlheilt, seine Güter in Folge dessen confiscirt, ein volles Menschenalter später, im Jahre 1328, auch noch Erhebungen angestellt über das Leben und die Ansichten seiner Gattin Rirende, ihre Gebeine ausgegraben und verbrannt.
Als im August 1391 die früher schon genannten königlichen Unter-suchungs-Commissare Jean de Picquigny und Richard Leneveu in Toulouse anlangten, gerieih auf die Kunde hiervon das ganze Albigeuserland in Aufregung: wenn diese beiden Männer redlichen Willens waren, so mußten sie, von den Beschwerden des Landes gehörig unterrichtet, denselben Ab: hülfe schaffen. Bernhard Delicieux reiste mit einem der Gemeinderäthe von Aldi nach Toulouse. Sie machten sich anheischig, die Commissare über die Lage der Bevölkerung vollständig aufzuklären, wenn ihnen Sicher-heits-Briefe ausgestellt wurden. Diese wurden ihnen gewährt. Nach Albi zurückgekehrt, hielten sie Versammlungen ab, um die unmittelbar durch die Inquisitions-Urtheile Betroffenen anzuregen, persönlich oder durch Depu-tationen ihre Klagen zu Toulouse vorzubringen. So erschienen denn vor Picquigny und Leneveu eine große Anzahl von Frauen aus Albi, um wegen der von ihrer Seite gerissenen Männer Gerechtigkeit zu heischen. Ebenso erschien«: angesehene Bürger aus Carcassonne und den umliegenden Städten als Beschwerdeführer. Die königlichen Commissare hatten sich so bald davon überzeugt, daß die Aussagen und Absichten des Bernard Delicieux vertrauenswürdig seien, und sie stützten von da ab gern ihr Urtheil auf das seinige. Sie sehen ein, daß die Dinge so nicht weiter gehen können und erklären sich bereit, dem Könige von der kläglichen Lage der Bevölkerung Mittheilung zu machen; das ist aber auch Alles, was sie thun können. Sache des Königs wäre es dann, bei dem Kirchenoberhaupte gegen dieses Treiben eines religiösen Ordens in seinem Lande Protest zu erheben.
Als die Rückkehr der Commissare nach Paris bevorstand, beschlossen die angesehensten Einwohner von Carcassonne und Albi, eine Deputation mit ihnen zum Könige reisen zu lassen. Bernard Delicieux sollte der Anführer derselben sein. Aus Albi wurden weiter mitgeschickt, Guillem Fransa, einer aus dem Rath, Pierre de Castanet, aus einer alten Patricier-Familie. Verwandter des srüher mehrgenannten, zelotischen Bischofs von Albi und dessen entschlossenster Gegner, Meister Arnould Garsia und Meister Pierre Pros, zwei vielgesuchte Anwälte, Freunde des Albigensischen Volkes und der Inquisition verhaßt wie diese ihnen. Der in dem eben geführten Processe zu lebenslänglichem Kerker vermtheilte Jean Bauoier ist ein naher Verwandter des Pierre Pros. Für Carcassonne soll an erster Stelle das Wort führen Elie Patrice, den die Domicaner seines Ansehens im Volke wegen das „Königlein von Earcassonne" nennen. Auch ein Weib schließt sich der Deputation an, eine gewisse Navenias; sie trägt das Zeugniß,

das sie gegen den ehrwürdigen Bruder Foulques de Saint-Georges geltend
machen will, unter dem Herzen. Die Stadträthe von Aldi haben ihr zehn
Livres Tourische Münze als Reisegeld und ein Reitpferd bewilligt, auf
daß sie dem Könige sich vorweise, als lebendiges Document von der sitt-
lichen Reinheit des Mannes, der seine Mitmenschen wegen vorgeblich
mangelnder Rechtgläubigkeit so unnachsichtig verfolge.
Die Dominicaner hatten ihren Vorposten dicht am Ohre Philipps,
denn einer ihres Ordens mar Beichtvater des Königs, sie boten Alles auf,
um den Angriff abzuschlagen; aber diesmal unterlagen sie doch der Wucht
der gegen sie gehäuften Beweise. Der König überwies das von beiden
Seiten Vorgebrachte zweien seiner Freunde, dem Crzbischofe von Narbonne,
also dem Metropolitan« der Bischöfe von Aldi und Carcassonne und dem
ConnStable von Frankreich zur Prüfung. Der schon zwei Tage später
erstattete Bericht ging dahin, daß das Verfahren der Inquisitoren nicht zu
rechtfertigen sei. Des Königs Spruch legte dem Bischof von Albi, als
Mahnung für die Zukunft, eine Geldbuße von 2000 Livres auf; betreffs
des Foulques de Saint-Georges wandte Philipp sich an dessen Oberen
mit dem Ersuchen, ihn von seinem Jnquisitionsamte abzuberufen, da der-
selbe durch sein Verhalten Staat wie Kirche, ja selbst die eigene Ordens-
gemeinschaft schwer geschädigt habe. Ein zu Paris abgehaltenes General-
Capitel des Ordens lehnte dieses Verlangen als einen Uebergriff in die
kirchliche Gerechtsame rundweg ab. Der König ging einen Schritt weiter:
er versprach. Alles zu vergeben und zu vergessen, wenn man seiner billigen
Forderung, die ihm von der Rücksichtnahme auf die Ruhe des Landes vor-
geschrieben werde, nur halbwegs entgegenkomme. Der Orden verschwur
sich nun uin so hartnäckiger zu festem Widerstande. Erst jetzt erinnerte sich
der König, daß er Herr im Lande sei: er schrieb an die königlichen Amt-
leute zu Toulouse, Carcassonne und Agen, die Jnquisitionsgefangenen in
ihren Verwahr zu übernehmen, dem Bruder Foulques jede neue Ketzer-
verfolgung zu verbieten und ihm sein Einkommen zurückzubehalten. Nun
mußte man sich doch fügen, wenigstens äußerlich. B. Hauröau berichtet:
„Foulques de Saint-Georges behielt seinen Titel bis über Ostern die
folgenden Jahre hinaus. Erst am 29. Juni 1302 bekam er durch Beschluß
eines zu Paris abgehaltenen Generalcapitels in Guillem de Mori^res,
Prior des Dominicanerklosters zu Albi, einen Nachfolger. In den ersten
Tagen des Juli schrieb der König an die betreffenden Amtleute einen neuen
Brief mit der Weisung, den Guillem de Morieres anzuerkennen und ihm
die Verwaltung der Jnquisitionskerker sowie das Amtseinkommen zurück-
zugeben." Hiernach hätte Philipp IV. seinen königlichen Willen und sein
landesherrliches Recht also endlich durchgesetzt gehabt; nach den Notizen
aber, welche Ch. Molini er aus den von ihm durchforschten Documenten
des Processes zu Albi beibringt, war der König dennoch der Geprellte:
„Am Dienstag, 17. Januar 1303 besteht Guillem de Mauricm ein letztes

Verhör zu Albi im bischöflichen Palaste, vor Bernard de Castanet und den Inquisitoren Nicolas d'Abbeville und Fouques de Saint-Georges." Titel wie Function sind also dein Letztern — wenigstens bis dahin — erhalten geblieben, trotz dem Könige!

Im Uebrigen hielten sich die Inquisitoren doch eine Zeit lang in den Schranken srüher nicht gekannter Mäßigung. Nach ihrer Niederlage im Geheimen Raths des Königs fürchteten sie die Überwachung des Vicedoms, der seine reformatorische Thätigkeit zu Toulouse wieder aufgenommen hatte. Mit der Einleitung neuer Processe hielten sie inne; damit waren aber die Folgen der früheren nicht aufgehoben: die confiscirten Güter blieben in den Händen des Fiscus und des Bischofs, die Kerker gaben keinen der Eingesperrten ihren Angehörigen zurück. Der König wußte wohl, daß unter denselben mancher ungerecht Verurtheilte sich befand, aber er meinte, die Sentenzen eines Tribunals, das nicht von der königlichen Gemalt abhing, zu Recht bestehen lassen zu müssen. Wir haben freilich oben davon gesprochen, daß er über das Gehalt der Inquisitoren verfügte, aber die Auszahlung der Inquisitoren-Gehälter war eine Last, welche man der Krone zuschob als man ihr ein Mitanrecht an den Confiscationen zugestand. Der Grundsatz, daß alle Rechtspflege vom Könige ressortire, bezog sich, so hatten ja die geistlichen Herren die Fürsten gelehrt, nur aus die bürgerlichen Angelegenheiten.

Der verhaltene Ingrimm des Volkes machte sich denn auch Lust.

Zuerst zu Albi. Schon längst mied man den Gottesdienst in der Kirche der Prediger-Brüder; Niemand nahm sie zu Begleitern bei Begräbnissen. Nun kamen öffentliche Beleidigungen hinzu; aus dem Hohngelächter, mit dem man sie aus der Straße empfing, wurde mehr als einmal der Ruf: „Schlagt die Hunde todt!" deutlich herausgehört. Am empfindlichsten aber fühlten die Söhne des heiligen Dominicus sich gekränkt, als der Magistrat die von ihnen über dem Stadtthore, welches dicht am Kloster lag, aufgerichtete Statue ihres Ordensstifters herunternehmen und dafür die Bildnisse mehrerer Jnquisitions-Gegner: des Vicedoms, des Archidiacons, des Arnould Garsia und des Pierre Pros als der „Wohlthäter der Stadt" dort anbringen ließ.

Zu Caracassonne hatte unterdessen auch Nicolas d'Abeville einen Nachfolger erhalten. Es war Geoffroi d Ablis aus dem Prediger-Kloster von Chartres. Auch er wußte sich in die „bösen Zeiten" zu schicken, ohne seinem Eifer für die Reinhaltung des Glaubens allzuviel Zwang anzuthun. Auf die persönlichen Vorstellungen des Bernard Delicieur i. I. 1391 zu Paris hatte Philipp der Schöne bestimmt, es sollten durch die königlichen Landvögte keine von den Inquisitoren verlangten Festnehmungen mehr ausgeführt werden, es habe denn vorher der Diöcesanbischof seine Zustimmmig dazu gegeben. Nun ist es aber der einzige Erzbischof von Narbonne.
Pierre de Montbrun, von dem gerühmt wird, er habe mit der Inquisition

nicht an einein Seile gezogen. Trotz des „streng gesetzlichen" Verfahrens des Geoffroi d'Ablis verging darum auch zu Carassconne kein Tag, an dem nicht Mütter, Weiber oder Söhne vor dem unheimlichen Tribunale erschienen, um die frisch erfolgte Verhaftung ihrer Ernährer zu beseufzen und dabei verdeckte Drohungen auszustoßen. Mit dem Einkerkern also fuhr man munter fort, aber mit dem Verbrennen mar es einstweilen vorbei: für die Dauer seines Commissanats mar der Vicedom die höchste richterliche Autorität in der Provinz, und der ließ Keinen hinrichten, so Viele auch von dem heiligen Officium dem weltlichen Arm überwiesen wurden.

Im Jahre 1303 sehen wir Bernard Delicieur im Lande umHerreisen und predigen. Er liebt es, dabei ein Geschichtchen zu erzählen von Böcken, die man durch Quälereien zur Verzweiflung getrieben und die sich dann mittels ihrer Hörner selber Ruhe verschafft haben. Nach einer solchen Predigt in der Minoriten-Kirche zu Carcassonne begaben sich die frommen Zuhörer zu den Häusern einiger srüheren Stadträthe, von denen man mußte, daß sie die Inquisition und deren Officianten begünstigten, und machten dieselben ein Stockwerk niedriger. Das Andenken an diese Gemaltthat erhielt sich lange, denn der Anblick der ruinirten Wohnungen frischte dasselbe immer wieder auf. Blut war dabei nicht vergossen worden, weil die betreffenden vormaligen Stadtväter: Bernard Jsarn, BartlMemi Ney und Guy Sicredi, schon vor der Predigt sich zeitig aus dem Staube gemacht hatten, das offene Pulversaß vor Augen sehend und den Funken fürchtend.

Es trafen im Herbste aus verschiedenen Orten der Provinz zahlreiche Consular-Deputationen mit Protesten ganzer Gemeinden, sowie Advocaten zur Geltendmachung der Beschwerden einzelner Verurtheilter zu Carcassonne ein. Auf das Drängen des Mönches Vernard kamen endlich auch die Königs-Commissare dorthin. Schon bei ihrem Eintritte gab es einen fast blutig gewordenen Tumult, weil man einen bekannten Begünstiger der Inquisition, den Nechtspracticanten Guirald Gahlard an der Seite des Vicedoms sehen mußte. Man drängte die Reformatoren sofort zum Minoriten-Kloster, wo die angesehensten Bürger von Carcassonne mit den Abgesandten von Albi, Cordes und anderen Städten zu gemeinsamer Berathung versammelt sind. Das find keine stürmenden Volksinassen, wie die draußen, sondern lauter besonnene lebenserfahrene Männer, aber auch diesen kocht es im Gemüthe. „Auf zu den Kerkern!" ist die Parole. „Wir nehmen die Gefangenen aus ihren Erdlöchern heraus und bringen sie auf die Stadtthürme! Freilassen dürfen wir sie nicht, denn sie sind nach leider zu Recht bestehenden Gesetzen verurtheilt, aber sie sollen menschenwürdige Gefängnisse haben!" Die königlichen Commissare sind in bedrängter Lage; da war es ebenso schwer, einen bestimmten Entschluß zu fassen, wie ihm auszuweichen. Man gedulde sich nur noch ein Kleines — sie werden zum Rechten sehen, so schnell wie möglich!

Einige Tage später wurde der Vicedom aus der Straße von einer

Schaar Frauen umringt, die ihm den Weg versperrten. Es sind die Frauen der „Eingemauerten" von Aldi. Bernard Delicieur ist bei ihnen. Das sei die Folge, wenn die Uebung der Gerechtigkeit über Gebühr hinausgeschoben werde, rief er dem Vicedom zu, indem er sich bemühte, die Verzweifelnden wenigstens von Thätlichkeiten zurückzuhalten. Die Bewegung ergriff nun die ganze Stadt. Aus allen Häusern traten die Gegner der Inquisition heraus, um sich dem Kloster der Minoriten zuzuwenden zu einer allerletzten Berathung. Diese war bald zu Ende. „Wenn die Herren Commissare auch durch den Jammer der Weiber sich nicht zum Einschreiten bewegen lassen und noch heute am Tage die Kerker öffnen, so besorgen wir dies Geschäft, wir, die hier versammelten Bürger." Die Häupter dieses Unternehmens sind Pierre de Castanet und Guillem Frans«. Ter in der Kirche versammelten Mitverschmorenen sind es etwa achtzig, darunter manche Handwerksleute, die das Geräthe schon mitgebracht haben, um jeden bei der Befreiung ihrer Angehörigen, Freunde oder Landsleute sich ihnen entgegenstellenden Widerstand zu brechen. Da kommt die Nachricht: Der Vicedom habe dem Drängen nachgegeben und sei auf dem Wege zu Hen Kerkern. Der Dominicaner-Mönch Gahlard de Blumac ruft dem an der Spitze des Volkes Nahenden durch das der Pforte nächstgelegene vergitterte Fenster freilich zu: er möge die Grenze, welche die königliche Jurisdiction von der kirchlichen scheide, resvectiren; er hat, die Dinge kommen sehend, diesen Protest bereits zu Papier gebracht und reicht ihn dem Vicedom durch die Treillien hindurch. Der Vicedom aber heißt die Kerkermeister unverzüglich öffnen und dringt, von Bernard Delicieur, Arnould Garsia und Pierre Pros gefolgt, in das Innere des Gebäudes; die Menge ihm auf dem Fuße nach. Die Kerker werden geleert, die Insassen in die Zellen der Stadtthürme geführt. Wie die letztere Thatsache zeigt, war weniger oie Glaubens-Inquisition als solche, als die mißbräuchliche Ungebühr, welche die Diener des heiligen Ofsiciums damit trieben, in der größeren Masse der Grund des Widerwillens: das Gefühl, daß der Mensch überhaupt das Recht habe, zu glauben oder nicht zu glauben, frei über religiöse Dinge zu reden oder nicht zu reden, je nach feinem Verstand oder Unverstand, dieses Gefühl, das man von manchen Seiten heute noch verleugnen möchte, lag damals eben noch unentdeckt in der Menschenseele.

Das mar Mitte August. Tie aus Aldi Anwesenden kehrten heim und verkündeten, sie hätten Den gesehen und Den, und auch Den — im hellen Tageslicht — und Alle säßen jetzt in luftigen, gesunden Gefängnissen.

Es wäre zu verwundern, wenn die durch den Kerkersturm und das, was man dabei gesehen, aufgeregten Gemüther sich sofort wieder spiegelklar und eben gezeigt hätten. Auch predigte Bernard Delicieur weiter — was er bis jetzt erreicht hatte, war ja doch nur Stückwerk in Anbetracht seines hohen Zieles. Nach einer solchen Predigt gab es bedrohliche Zusammenrottungen vor dem Dominicaner-Kloster; das Portal der Kirche wurde

demolirt, sämmtliche Glasfenster entzwei geworfen. Die Inquisition zu
Carcassonne erschien vogelfrei, aber sie ließ sich nicht einschüchtern. Nachdem
Geoffroi d'Ablis sich mit seinen Amtsbrüdern in der Nachbarschaft darüber
in's Einvernehmen gesetzt hatte, verhängte er über den Vicedoin die Ex-
communication unter zwei Beschuldigungen: er habe beständig dem h. Officium
den weltlichen Arm zur Bestrafung von Ketzern geweigert und habe mittels
Einbruch in die Kerker der Kirche dieser ihre Gefangenen entzogen. Die
Verkündigung dieser Sentenz in der Marien-Kirche zu Castres führte dort
zu widrigen Auftritten. Der stellvertretende Landvogt von Albi, Pierre
Nicolai, beschied den Priester, der sie vollzogen hatte, Jean de Recoles,
^ vor sich und ließ ihn hart an, daß er sich zu dem Geschäfte habe brauchen
lassen gegen den zeitweiligen Vertreter des Königs. Jean de Recoles
berief sich auf den ihm von seinen Obern gewordenen Auftrag. Der
Landvogtei-Verweser ließ ihn jedoch als Gefangenen in das Minoriten-
Kloster abführen. Auf dem Wege dahin wurde der Priester von dem aus-
geregten Volke thätlich mißhandelt, ohne daß dieser Unbill gemehrt morden
wäre; er solle widerrufen, verlangte man von ihm. Auch die Minoriteu
suchten ihn hierzu zu überreden. So mar jede Nechtsregel den Bethätigungen
des Haffes gewichen. Dieser Haß gegen die Inquisitoren war gerecht-
fertigt, aber die Gesetze, auf Grund deren Jean de Necoles gehandelt
hatte, waren, wenn auch vom Papste ausgegangen, doch vom Könige
sanctionirt; ein königlicher Beamter durfte ihnen also nicht entgegenarbeiten.
Einzig in der Hand des Königs lag es, die Provinz von ihren geistlichen
Drängern zu befreien. Diesem fehlte jedoch die nöthige Einsicht, daß es
Fälle giebt, in denen man durch halbe Maßregeln die Dinge nur schlimmer
macht. Er hat sich früher halbwegs gegen die Inquisitoren erklärt, weil
man ihm Hoffnung gemacht hatte, daß die durch die Glaubens-Processe
aufgeregte Provinz sich dann beruhigen werde. Nun mußte er von der
einen Seite Vorwürfe hören: er habe die Ketzerei dadurch ermuthigt, so
daß jetzt, wolle man sie überwinden, ein noch strengeres Einschreiten nöthig
sei als früher, mährend andererseits in der That die Bevölkerung sich
unruhiger zeigt, als je. Die Königin Jeanne de Navarre, welche einen
Minoriten-Bruder zum Gemissensleiter hatte, erwies auch nach diesen Vor-
gängen den vor ihr klagenden Albingensern noch ihre volle Sympathie,
vor dem Könige aber mußte selbst der Vicedom sich anstrengen zu dem
Beweise, daß er wirklich Nichts gegen die Religion, Nichts für die Häresie
gethan habe: von Paris aus ersuchte er — der noch erhaltene Brief datirt
vom Dienstag vor Allerheiligen 1303 — die Gemeinde-Vorstände zu Car-
cassonne, Albi, Ponniers, Böziers u. s. w. um das Zeugniß, daß er,
weit entfernt, als der „erbittertste Feind der Kirche und ihrer Diener,
aufgetreten zu sein, nur den ebenso unmenschlichen wie unnützen, ja schäd-
lichen Quälereien der Inquisition ein Ziel gesetzt habe. Auch eine neue
Gesandtschaft der Bevölkerung von Carcassonne, Castres, Albi und Cordes,

als deren Sprecher wieder Bernard Delicieur und seine Mitstreiter Guillem Fransa, Pierre de Castanet, Arnauld Garsia und Elie Patrice auftraten, vermochte es nicht, den König zu einer entschiedenen Willensmeinung zu bewegen: Philipp nahm die Inquisition nicht geradezu in Schutz, gab aber auch den gegen sie Klagenden keinen andern Trost, als er werde zu Weihnachten selber nach Toulouse kommen, den Stand der Dinge zu prüfen; hoffe aber, fügte er nachdrücklich hinzu, bis dahin Nichts von neuen Tumulten hören zu müssen.

Ein Versuch der Inquisitoren Guillem de Moriöres zu Aldi und Goeffroi d'Ablis zu Carcassonne, bei dem wirklich um die angesetzte Zeit erfolgten Eintreffen des Königs diesem ihren Hauptwidersacher aus dem Wege zu halten, mißlang; sie erklärten nämlich dem zur Begrüßung des Landesherrn nach Toulouse gekommenen Minoriten-Provincial von Aquitanien, Bernhard Delicieur sei ein Volksaufmiegler, der füglich unter Clausur zu halten sei; sie würden ohnedies nächsthin gegen ihn vorgehen müssen, weil er sie in der Ausübung des ihm vom apostolischen Stuhl übertragenen Amtes behindere. Sein Provincial scheint jedoch keine Schuld an Bernard gefunden zu haben, denn dieser blieb im Genüsse freier Bewegung und nutzte sie, als der König den zu ihm abgesandten Deputationen von Aldi und Carcassonne Audienz gab. auch aus; vorab, um den Dominicanerbruder Nicolas von seinem Vertrauensposten als Beichtvater des Königs herunterzustoßen. Er denuncirte ihn als einen Verräther, welcher was im Geheimen Nathe gegen die Flamänder geplant werde, diesen sofort hinterbringe. Die Denunciation muß nicht haltlos gewesen fein, denn bald darauf war Bruder Nicolas vom Hofe entlassen. Gleichzeitig wurde aber auch Bernard Delicieur vor den König gefordert, um sich vor diesem und dem um ihn versammelten Geheimen Rath als Urheber der Volksaufstände bezichtigen zu hören. Schon beim Einritte des Königs in Toulouse hatte sich ihm eine unzählige Schaar von Männern und Weibern in den Weg geworfen und nach „Gerechtigkeit" geschrieen. So hatte Bernard sie geheißen. Er machte aus seiner Agitation gegen die Inquisition vor dem Könige und dessen Räthe auch gar kein Hehl. Sie bedrücke und quäle sein Volk und darum sei er ihr geschworener Feind, suche er sie zu vernichten. Ja, er habe sich auch jetzt allerwärts heiser geschrieen, um die Leute aus den südlichen Städten in Toulouse zu versammeln, damit sie dem Könige gegenüber auf ihrem Rechte beständen. Das Resultat der Berathung waren wiederum Halbheiten. Die Competenz der kirchlichen Glaubenstribunale, meinte der König, ist vom Staate anerkannt. Die von denselben wegen Häresie Verurtheilten müßten an den Papst appel« liren, nicht an den König. Er, Philipp, habe sich gewiß über mancherlei Eingriffe des Papstes zu beklagen — man erinnere sich, daß der eben gestorbene Papst Bonifaz VIII. war, der Autor der namentlich gegen Frankreich gerichteten Bulle „Ilnnm pmicwm" — aber er werde sich nicht

durch Uebergriffe in die kirchlichen Gerechtsame entschädigen. Und so erneuerte denn Philipp, meinend das Richtige zu thun, in einer Ordonnanz vom 14. Januar 1304, dann in einer weiteren vom Juni 1305 alle Vorschriften, welche er oder seine Vorgänger zum Zweck eines geregelten Bestandes des hl. Ofsiciums gegeben hatten. Hiernach sollten u. A. alle wegen Häresie Verurtheilten, sowie deren Söhne und Bruderssöhne der von ihnen verwalteten öffentlichen Aemter entsetzt, jedwede Geldsammlung zu Gunsten der Gegner des hl. Osficiums verboten sein. Die Inquisition müsse zur „Reinerhaltung des Glaubens" geschützt werden, so lange, bis der Papst selber sie aushebe nach eigenem Gutbesinden. Freilich betonte der König gleichzeitig in den strafendsten Ausdrücken, daß das Verfahren ihrer Diener lange genug zum Aergerniß aller rechtlichen Leute gewesen sei und sich ändern müsse; aber das mar doch nur, als wenn man dem Unkraut verböte, sich nicht allzubreit zu machen!

Bernard Delicieux und seine Mitstreiter gaben sich denn auch über die Lage keiner Täuschung hin. Auf seiner weiteren Rundreise nach dem festlich geschmückten Carcassonne gekommen, hatte der König bei dem Hinaufreiten auf's Schloß den Elie Patrice zur Seite. „König von Frankreich !" sagte dieser auf der Freitreppe, von welcher man die ganze Stadt vor sich liegen sah, mit nachdrücklicher Betonung des Schlußsatzes, „wendet Euch um und gönnt dieser armen Stadt einen Blick; sie gehört zu Euerm Reiche und wird sehr gedrückt." Der König hatte seiner Umgebung sofort einen Wink gegeben, diesen Mann fürder fem zuhalten. „Von dem König ist Nichts mehr zu hoffen" war der Zuruf Patrice's an die Freunde, als er durch die Stadt zurückritt. „Der König läßt uns im Stich und der neue Papst Benedict IX. wird uns als Dominicaner seinen Ordensbrüdern opfern." Am Sonntag „Quasimodo", dem ersten nach Ostern ließ Bernard Delicieur in einer zu Carcassonne gehaltenen Predigt das Wort fallen, daß der König durch übergroße Nachsicht seine Herrscherpflichten verletzte.

So gering die Aussichten waren, die beim Könige vergeblich verlangte Abhilfe von Rom zu erlangen — der Versuch mußte gemacht werden. Schon sofort nach der Ercommunication des Vice-Dom hatte Bernard die einleitenden Schritte zu dessen Appellation in die Hand genommen und als er darauf hinwies, daß ein Ansuchen um Gerechtigkeit in Rom nicht nur Sporteln koste, sondern man auch die geistliche Justitia vorher durch Präsente in eine angenehme Stimmung versetzen müßte, hatten sich sämmtliche Städte zu angelassenen Geldbeträgen bereit erklärt. Daß man das für den Vicedom thue, sei nur schuldiger Dank, und zudem sollte ja, um die inquisitoriale Censur des Vicedoms in's rechte Licht zu setzen, gleichzeitig beim Papste eine Beschwerde der verfolgten Städte und Landschaften betrieben werden. Angesichts dieser Geldsammlungen waren begreiflicherweise die Inquisitoren schnell bei der Hand, die oben erwähnte Erneuerung des Verbotes solcher „unkirchlichen" Dinge zu erwirken.

Der Dominicaner-Mönch auf dein päpstlichen Stuhl, Benedir Xl,
hatte, trotzdem er nur vom einen zum andern Jahre regierte, doch Zeit
gefunden, seinen Ordensgenossen in Südfrankreich einen großen Dienst zu
leisten: unter dem 16. April 1304 liefz er dem Minoriten-Provincial
den Auftrag zukommen, den Bruder Bernard Delicieur als hartnäckigen
Widersacher des heiligen Ofsiciums festnehmen und wohlbemahrt nach Rom
führen zu lassen. Das genannte Ordens-Provincialat wurde eben von
Pater Jean Rigaud in SteUvertretnng verwaltet. Jean Nigaud erklärte,
als Bernard Telicieux sich weigerte, die Reise nach Rom anzutreten, diesen
dem Banne verfallen. Diese Sentenz wurde jedoch nicht nur von Bernhard
und seinen Freunden mißachtet, sondern auch, als der regelrechte Provincial
die Amtsführung wieder selbst in die Hand genommen hatte, auf einem
Ordens-Capitel zu Albi förmlich für nichtig und wirkungslos erklärt. Unter-
dessen war Benedict gestorben, Bernard schöpfte neue Hoffnung, Von der
Kanzel rief er dem Bolke von Languedoc zu: „Es heißt die Schurken der
Inquisition und ein ihnen dienstbarer Bischof sind, um den guten Ausgang
unserer Appellation zu hintertreiben, nach Rom gegangen. Immerhin! Sie
werden dort einen neuen Papst und den Vicedom finden, der ercommunicirt
ist um euretwillen und sich seiner Haut zu wehren wissen wird. Aber
Eines bleibt euch zu thun: bedenket, daß wer in Rom eine Sache zum
guten Ende führen will, dieselbe mit Geld fördern muß. Verkauft also
Alles, was ihr habt: euere Häuser und Weinberge und Gärten und schickt
den Erlös nach Rom; denn wenn euer Bischof als Sieger von dort
zurückkehren sollte, so seid ihr doch drum — er wird euch euere Habselig-
keiten confisciren, eine nach der andern." Und als die Kunde kam, der
Vicedom sei in Italien gestorben, und zwar ohne seine Lösung vom Banne
noch erreicht zu haben, da hielten sie ihm trotzdem die kirchliche Leichenfeier
und Bernard beklagte ihn von der Kanzel herab als einen Martvr: der
Vicedom ist in unser Land gekommen, ohne es zu kennen; aber er sah,
daß seine Bewohner ehrbar waren und gut, nur schwer bedrückt. Da eilte
er zum Könige, um Zeugniß abzulegen für die Verfolgten gegen ihre
Dränger. Und als der König dem Uebel abzuhelfen zögerte, trat unser
Freund vor dem Papste klagend auf. Als er aber auch hier nicht fand, was
er suchte, da ging er vor den Richterstuhl Gottes, um den Papst zu verklagen."
Während man zu Carcassonne, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte
Bernards, auf gute Meldungen aus Rom harrte, kamen böse aus Paris.
Der Beichtvater der Königin, Bruder Durand, wie man sich erinnert
ein Ordensgenosse Bernards, sowie der Sohn des Vicedoms, Guillem de
Picquigni) meldeten gleichzeitig, König Jacob II. von Majore« habe
Philipp dem Schönen Enthüllungen gemacht über gewisse landesver-
rätherische Verhandlungen zwischen einigen Notabeln des Languedoc und
seinem Sohne Fernand. Diese Behauptung entbehrte allerdings, wie wir
wissen, nicht ganz der thatsächlichen Begründung. Jacob II., aus dem Hause

Aragon, König von Majores, war seit dem Jahre 1292, als Herr von
Montpellier, gleichzeitig unmittelbarer Krön-Vasall von Frankreich und
als solcher hatte er bei der Rundfahrt Philivv's durch Languedoc fammt
dem etwa vierundzwanzigjährigen Prinzen Ferdinand dem Könige in
der genannten Stadt seine Huldigung dargebracht. Dem Könige dann
bis Ntmes folgend, hatte dort, am Hoflager selbst, der Prinz den
Minoriten Bernard angeredet und als die Jnquisiton zur Sprache kam,
bemerkt, ihm würde es zur Genugthuung gereichen, das in dieser An-
gelegenheit zu thun, was der König von Frankreich nicht thue. In
Folge dieses Wortes hatte sich dann ein Verkehr zwischen den Mißvergnügten
des Languedoc und dem Prinzen angesponnen, von dem Bernard sich
sofort zurückgezogen haben wollte, sobald er sich zu einem Complot zu
verfestigen schien. Thatsache ist, daß von einem gewissen Zeitpunkte ab
Bernards thatendurstigere Freunde, wie Elie Patrice mehr und mehr ihre
eigenen Wege gingen. Jacob glaubte jedoch einen starken Beweis für
Bernards Mitschuld darin finden zu müssen, daß Letzterer jbald nach der
Unterredung zu Nimes mit dem Prinzen auf dessen Schlosse im Roussillon
gehabt habe. Bernhard wurde also von seinen Freunden zu Paris gemahnt,
wenn er sich rechtfertigen könne, dies bald zu thun, da der König sehr
erzürnt und, seinen Aeußerungen nach, Willens sei, prompte Justiz zu
üben. Diese erfolgte denn auch: am Vorabend des St. Michelstages 1305
wurden zu Carcassonne fünfzehn der Angeschuldigten, an ihrer Spitze Elie
Patrice, das „Königlein von Carcassonne", am 29. November dann noch
vierzig Einwohner von Limour an den Galgen gebracht. Wer's nicht
müßte, daß nur ihr Kampf gegen die Inquisition ihnen dieses Schicksal
bereitet hat, der könnte es ersehen aus den Worten, mit denen der fromme
Inquisitor Bernard Gui das Ereigniß aufzeichnete: „Und Diejenigen,
welche vormals wie unsinnig mit ihren Nabenstimmen gegen die Prediger-
Mönche gekrächzt hatten, denen drang nun das Gekrächze der Raben, denen
sie zum Fräße dienten, in die eigenen Ohren; denn es wurden Raben
gesehen, die ihnen unter großem Geschrei das Gehirn auspickten; das weiß
ich von Augenzeugen."

Bernard Delicieur, der sich noch vor dieser Execution an der Spitze
einer Deputation nach Paris begeben hatte, suchte sich vor dem Könige
von der Beschuldigung an dem Complot zu entlasten, aber Philipp wollte
von Nichts hören: er schrieb an den neuen Papst, Clemens X., der haupt-
sächlich ihm die Wahl verdankte — wie er ja auch der erste der Sieben
war, die, das dem Papstthum aufsässige Rom meidend, ihren Sitz zu
Avignon nahmen — er solle den als Kleriker der geistlichen Gerichtsbar-
keit unterstehenden Minoriten-Mönch Bernard unverzüglich festnehmen lassen.
Bernard wurde demzufolge in seiner Zelle in Paris inhaftirt.

Aber auch Clemens V. wurde der ewigen Klagen über die Inquisi-
toren endlich einmal müde. Er erhielt im Jahre 1305 einen Brief der

Domherren von Aldi, der Domherren von Saint-Salvi, dem Abt und den Mönchen von Gaillac, welche fämmtlich dahin sich aussprachen, die Wirren im Albigenserlande seien einzig auf die mit Recht verabscheuten Jnquisitions-Officianten zurückzuführen. Unterm 13. Mai ordnete Clc-nens V. eine Untersuchung in Carcassonne und Aldi an und betraute mit derselben die zwei CardinSle Berengar de Fr6ool, Cardinalpriester von S. S. Nereus und Achilleus und den Cardinal von San Vitale, Pierre de la Chapelle, sowie den berühmten Abt Arnold« de NoveKi: das Resultat dieser Untersuchung wurde in einem bis auf das eine der zwei angehängten Siegel noch vollständig erhaltenen Protocolle vom 15. April 130V niedergelegt; es ist auf Geheiß der beiden Legaten von zwei Notaren ausgefertigt in Gegenwart mehrerer Zeugen und Beschwerdeführen. In den Kerkern von Carcassonne fanden die Cardinäle zweiundvierzig Gefangene. Siebenundzmanzig davon gehörten zu dem im Jahre 1299—1300 in Aldi geführien Proceß; wir finden u. A. die Namen: Jean Baudier, Raimond Calvivre, Guillem Fenassa, Pierre Rigaud, Raimond Garsia, Naimond Hugues, Guillem de Maurean. Bis auf zwei wurden sie nach Prüfung der gegen sie erhobenen Beschuldigungen wie der über sie verhängten Uriheile in Freiheit gesetzt. Von den zwei Zurückbehaltenen: Guillem Garric und Raimond Lemaistre verließ der Letztere das Gefängniß erst im Jahre 1322 und zwar um mit drei neu Verurtheilten gemeinsam den Scheiterhausen zu besteigen. Tie Kosten der Hinrichtung von allen Vieren machte nach der Rechnungsablage des königlichen Procurators Arnauld Assaillit «umiu» »uminnrurn «cht Livres, vierzehn Sons, sieben Heller. Das Vermögen auch der als ungerecht bestraft Freigelassenen blieb freilich dem Fiscus und dem Bischof verfallen und bei Einzelnen wenigstens war es beträchtlich. So bezog allein der König aus den Liegenschaften des obengenannten Guillem Fenassa im Jahre 1305 sechöhundertsechs Livres, 13 Sous, zwei Heller; von da ab bis 1308: 1197 Livres, also zusammen mindestens 40—50 Tausend Francs heutigen Geldwerths.

Nachdem die Cardinalscommission die bisherigen Kerkermeister zu Carcassonne entlassen und denen, die an ihre Stellen kamen, neue Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, untersuchte sie einige Tage später die Gefängnisse des Bischofs zu Aldi, wo sie in den engen Zellen ohne Lust und Licht Unglückliche angekettet fanden, die schon seit fünf Jahren und länger ihres Urtheils harrten. Die Ketten wurden gelöst, die unterirdischen Kerkerhöhlen geschlossen, das ganze Haftsystem auch hier geändert.

Bernard Delicieur war von Paris nach Lyon gebracht worden, wo Clemens sich pomphast hatte krönen lassen und von dort, ohne zur Untersuchung gezogen zu werden, auf allen Reisen des Papstes mitgsführt, bis man ihn schließlich, ohne Urtheil wie ohne Freisprechung, hingehen ließ, wohin er zu gehen begehrte. Er hätte sich bei der Kunde von den Vorgängen zu Carcassonne und Albi befriedigt fühlen können, wenn ihn nicht

der Gedanke gequält hätte an das Loos derjenigen seiner ehemaligen Mitstreiter, die sich zu dem Verkehr mit dem fremden Fürsten hatten verleiten lassen. Und mit den halb Schuldigen sind ganz Unschuldige am Leben gestraft worden: Die Ehre dieser will er wenigstens retten! Was ihn zu dieser neuen Arbeit ermunterte, war eine hocherfreuliche Nachricht aus Avignon: unterm 13, Juli 1308 hatten dort die Cardinüle über die Appellation des im Banne gestorbenen Vicedoms Jean de Picquignv, endlich Beschluß gefaßt, den ganzen Proceß umgestoßen, der betreffenden Jnquisitionssentenz jede Wirkung abgesprochen.

Bernhard Delicieur eilt nach Carcassonne, die alten Freunde miederzusehen und sich, jetzt da ihre Sache endgültig gewonnen scheint, mit ihnen von den vergangenen zwar opferreichen aber nun ja doch auch ruhmreichen Tagen des Kampfes zu unterhalten — da erfährt er von einer unterm 27. Juli ergangenen päpstlichen Bulle, in welcher Clemens IV. die „Weichherzigkeit" der mit den Jnquisitionsangelegenheiten betraut gewesenen Cardinüle tadelt, den Bischof von Aldi betreffs der grausamen Härten rechtfertigt, und die Predigermönche, „diese um die Kirche so hoch verdienten, dennoch über so arg verleumdeten Männer" seines Schutzes versichert. Die Inquisitoren in der Lombardei hatten ihm eben die in den Wahnsinn gehetzten Banden des Häretikers Dolcino in den Alpen vernichtet — dafür glaubte der charakterlose Mann der in unredlicher Politik alle seine Handlungen durch den augenbl cklichen Vortheil bestimmen ließ, ihnen sich dankbar bezeugen zu müssen.

Mit dem Schwanken des Papstes Clemens mar auch das Schwanken der inquisitorialen Macht vorbei; sie stand jetzt fester als je. Wer in Frieden leben wollte, mußte Bedacht nehmen, daß die Glaubensrichter ihn mit gnädigen Augen ansahen. Alle vormaligen Mitstreiter Bernards, soweit sie nicht schon gehenkt oder verbrannt oder noch eingekerkert waren, sahen sich auf's Neue nach Rettung um, dann, als diese nicht zu finden war, unterwarf sich der Eine nach dem Andern. Pierre Pros hatte sich anfänglich in die Gascogne geflüchtet, dann nach Lyon begeben, wo er Pierre de Castanet, Arnauld Garsia, Guillem Frans«, Guillem Borel, Raimond Baudier und andere hervorragende Bmger aus Carcassonne, Albi, Limour u. s. w. treffen sollte, welche am Hofe des Papstes sür ihre Sache zu wirken gedachten. Um zu diesem zu gelangen, mußte man die Cardinüle passiren; die Cardinüle hatten aber ihre Tare für die guten Dienste, die man von ihnen verlangt. Die diesmaligen Petenten erklärten selber ihre Sache von besonderer Wichtigkeit, danach waren also auch die cardinalischen Trinkgelder zu bemessen. Es wurden bezahlt: dem Cardinal de Saint-Croir 2000 Livres; dem Pietro dei Coloma 500 Livres. Man multiplicire die Zahlen init Zwanzig, wenn man sehen will, was diese Summe sür heute bedeuten würden! Erreicht wurde trotzdem Nichts. Nun blieb den Gehetzten noch Eines übrig: „sich zu unterwerfen." Das thaten

denn auch, nach Hause zurückgekehrt, die oben Genannten alle — bis auf Einen, den Guillem Borel. — Dieser heute, Jener morgen; sie nahmen jede Buße und Pein auf sich, welche die Inquisitoren ihnen aufzuerlegen die Gnade hatten. Guillem Borel starb unbußfertig; dafür wurden im Jahre 1322 seine ketzerischen G ebeine wieder ausgegraben und mit denen des Pierre Borel und des Guillem Andreas, welche sämmllich bei den Minoriten im Kloster zu Carcassonne bestattet waren, verbrannt. Die Kostenaufstellung für dieses geistliche Vergnügen ist uns in den Aufzeichnungen des königlichen Procurators Arnauld Assaillit erhalten.

„Vier Taglöhner, jedem 15 Heller 5 Sous
Item zwei Maurer, welche die Steingrnft öffneten, jedem 2 Sous 4 Sous
Itsm für einen Sack und die Stricke, um die Gebeine durch Karcassonne zu schleifen bis zu dem Burggraben, wo sie verbrannt wurden 4 Sous 6 Tcnare
Itsm für die zwei Zugthiere, welche den Sack mit den Gebeinen vom Minoritenkloster durch die Stadt bis zum besagten Graben hinschleiften 4 Sous 5 Tenare
Item de» städtischen Beamten (sie sind in der Zahl von sechszehn namentlich aufgeführt), welche bei der Verbrennung zugegen waren, für ihre eigenen Auslagen . 31 Sous 6 Denare
Itsm Läinil,«eri« (?) für jede Person 20 SouS 6tt Sous

Jni Jahre 1315 — Clemens V. und Philipp IV. waren beide todt — finden wir Bernard Delicieux als einfachen Klosterbruder, ohne Lehramt und Würde, im Hause seines Ordens zu BSziers. Er sucht Frieden im Vergessensein, denn was soll er noch in einer Welt erstreben, wo die Geister vom Widerstande erlahmt oder vom Schrecken gebannt sind und Jeder gute Gründe zu haben meint, vom Andern sich abzuschließen und den Nachbarn mißtrauisch zu meiden?! Und dennoch sollte er nicht als Verschollener sondern als Kämpfer sterben.

Der Geschichtskundige weiß: um diese Zeit begannen die Streitigkeiten im Franciscaner-Orden heftig zu werden um den eigentlichen Begriff der gelobten evangelischen Armuth. Bernard stand auf der Seite der „Spiritualen", derjenigen, welche ihn im engsten Sinne faßten, den Behauptungen der Päpste und Ordensobern entgegen. Die Spiritualen von Böziers und Narbonne, im Ganzen fünfundsechszig, einigten sich, gemeinsam zum Papste nach Avignon zu ziehen, um ihre Ansichten zu vertreten; sie verlangten von Bernard, daß er sie führe. Konnte er ablehnen? Es war Einer von Denen, die sich erst Ruhe gönnen im Tode. Es war ihm freilich jedes Unternehmen mißlungen und er hatte sich verschworen, nun Hand abzulegen von Allem. Aber jetzt sagte man ihm, daß seine Erfahrung, sein Rath, sein Wort Anderen förderlich sein könne — und sofort war er wieder mit ganzer glühender Seele dabei, um jedenfalls neuen Mühen, mit ziemlicher Gewißheit, neuen Enttäuschungen, vielleicht neuen Gefahren entgegenzugehen.

Papst Johann XXII. hatte Bernard Delicieur niemals gesehen, lvohl
auch noch nicht allzuviel von ihm gehört; als aber die Audienzstunde ge-
kommen war — am 23. Mai 1318 — und Bernard für seine Brüder
zu sprechen begonnen hatte, da unterbrach ihn alsbald ein in der Umgebung
des Papstes stehender Ordensgenosse von der gegnerischen Partei mit den
Worten: „Ei, das ist ja der Bruder Bernard, jener Fanatiker, der das
Albigenserland so viele Jahre hindurch in der Verwirrung hielt." Bernard
wurde ohne Weiteres festgenommen und ihm der Proceß gemacht. Erst
im Juni des Jahres 1319 war die Voruntersuchung zu Ende. Bernard
wurde darauf seinen geistlichen Richtern im Languedoc zugeführt, erst nach
Toulouse, dann nach Castelnaudary, schließlich nach Carcassonne. Hier be-
gann das Jnquisitorium am 2. October. Daß er Alles aufgeboten habe,
das h. Officium zu ruiniren, räumt er ohne Weiteres ein, das rechnet er
sich zum Verdienst und bedauert nur, daß es ihm so schlecht gelungen ist.
Betreffs der zweiten Anklage wegen versuchten Landesverraths ertrug er
die Folterqualen in standhaftem Schweigen. Am andern Tage aber gesteht
er aus freien Stücken, inwieweit er an der Verschwörung mit dem Prinzen
Fernand von Majorca betheiligt war: er hat dieselbe weder angeregt noch
gebilligt; seine Mitschuld gesteht er ein; doch habe er ja am königlichen
Hofe wie vor dem Papste Clemens V. zu Avignon hierüber bereits Rede
gestanden und sei stillschweigend ohne Strafe entlassen worden. Bernard
wurde verurtheilt, einmal, weil er lange Jahre hindurch die Inquisition
bekämpft, Städte und Dörfer gegen sie aufgewiegelt und so die Diener
des h. Officiums in ihrer apostolischen Sendung behindert, dann weil er
gegen den König von Frankreich mit dem Prinzen von Majores conspirirt
hat." Nach erfolgter Degradation von seiner priesterlichen Würde und
schmähender Entreißung des Ordenskleides — die Excommunication mar
schon über ihn verhängt worden, als Bernard in der Voruntersuchung zu
Avignon nicht Alles sagte, was man von ihm wissen wollte — wurde der im
Kampfe unterlegene Held in den Kerker zu Carcassonne den unseren Lesern be-
kannten „Jnquisitionsthüren" am Ufer der Aude, abgeführt, an eiserne
Ketten gelegt und der Gewalt des Inquisitors Jean de Beaune unterstellt,
unter Beschränkung der ihm zu reichenden Nahrung auf Brot und Wasser.
Zu Ostern 1320 mar er den Leiden und Entbehrungen erlegen.

Ch. Molinier läßt sich bei seinen fast 500 große Seiten füllenden
Mittheilungen nirgendwo zu einem erregten Worte verführen; Angesichts
der Reste des „Jnquisitionsthurmes" zu Carcassonne und der von seinen
Insassen erzählenden Handschriften aber kann er den Ausruf doch nicht
unterdrücken: „Diese Steine wie diese Documente sprechen ein lautes
Verdammungs-Urtheil über ein Tribunal, das nur zu oft gerichtet hat ohne
Gerechtigkeit und ohne Erbarmen."

Der Eumeniden Macht.

Novelle
von
Julius Gesellhofen.
— Breslau, —

s war an einem der ersten Tage des März, als die kleine ober-
schlesische Stadt N. durch die schier unglaubliche Nachricht
i überrascht wurde, der Hauptmann Warmuth, ein bei seinen
Kaineraden, wie bei der bürgerlichen Gesellschaft gleich beliebter Offizier,
habe sich erschossen.

Niemand konnte sich in Anbetracht des heiteren Naturells, der gesell-
schaftlich und materiell durchaus gesicherten Lage und der glänzenden Aus-
sichten des Abgeschiedenen ein Motiv für solch eine BerzmeiflungstKat
denken, zumal da auch kein Mensch, der ihn gekannt, an eine augenblick-
liche Geistesstörung glauben wollte. Man stand vor einem unlösbaren
psychologischen Räthfel, und deshalb schüttelten in der ersten Stunde alle
Leute, die von der Sache hörten, die Köpfe und meinten zuversichtlich,
das Gerücht müsse falsch sein.

Aber es mar nicht falsch. Der Feldwebel Nerger — von Warmuths
Compagnie — der eben über den Markt schritt, um sich beim Adjutanten
zum Napport zu melden, bestätigte mit einem ingrimmigen Gesicht, hinter
dem der alte Soldat seinen tiefen Schmerz verbarg. Allen, die ihn mit
bestürzter Frage anhielten, die unbegreifliche Thatsache.

Zu zweifeln mar also nicht mehr daran. Was konnte aber den Be-
dauernsmerthen veranlaßt haben, Hand an sich zu legen? Das war die
Frage, die jetzt auf allen Gassen ventilirt wurde. Die ungeheuerlichsten

Vermuthungen tauchten auf. Hier sprach man von einem geheimnißvollen Unbekannten, mit dem der Verblichene vor einigen Tagen heimlicher Weise eine Zusammenkunft gehabt haben sollte; dort munkelte man von verbotenen politischen Beziehungen, und da war von einem amerikanischen Duell die Rede. Die meisten Stimmen aber sprachen sich für die Annahme aus, daß eine unglückliche Liebe im Spiel sein müsse. Und dies Gerücht behielt die Oberhand, so daß schon am nächsten Tage Niemand im Städtchen mehr darüber im Zweifel mar, Hauptmann Warmuth habe seinem Leben ein Ziel gesetzt, weil die Geliebte seines Herzens ihm unerreichbar gewesen. Aber damit war die mißbegierige Bevölkerung nicht zufrieden. Sie mußte doch das Hinderniß kennen, das dem Helden des Tages im Wege gestanden hatte. Es wurden daher immer neue Combinationen gemacht und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit verbreitet. Galeotto mar in voller Thätigkeit.

Die Offiziere des Regiments, von dem zwei Bataillone am Ort standen, waren dem traurigen Factum gegenüber nicht minder rathlos, wie das bürgerliche Publikum und vermochten sich gleichfalls nur in Vermuthungen zu ergehen.

Natürlich mar auch im Casino von nichts Anderem die Rede.

Warmuth war einer der wenigen Offiziere der preußischen Armee von heut, welche von der Pike auf gedient haben.

Ende der sechziger Jahre war der damals achtzehnjährige Bauernbursche als Dreijährig-Freiwilliger in ein der Provinz Sachsen angehöriges Infanterie-Regiment eingetreten. Schon mährend des Nekrutenjahres hatten seine Vorgesetzten seine ungewöhnliche Befähigung bemerkt und in Berücksichtigung seines berechtigten Ehrgeizes mar er bald zum Gefreiten und am Ende des zweiten Jahres zum Unteroffizier befördert morden.

Als solcher rückte er 1870 mit seinem Regiment in's Feld. Auf dem Marsche erkrankt, blieb er einige Wochen in einer kleinen rheinischen Stadt liegen und marschirte dann mit dem Ersatz eines Po sensch en Regimentes nach. Dieser Truppentheil, bei dem er während des ganzen Feldzuges verblieb, kam oft in's Feuer und immer zeichnete sich Warmuth nicht nur durch Kaltblütigkeit und persönlichen Muth, sondern auch durch einen richtigen strategischen Blick aus, soweit dies in seiner untergeordneten Stellung zur Geltung kommen konnte. Er wurde daher fast immer im Vorpostendienst verwandt und machte gelegentlich, als er wegen augenblicklichen Mangels an Offizieren einen detachirten Zug führte, einen so wohl berechneten, gewandten und erfolgreichen Vorstoß, daß sein Bataillons« Commandeur, der ihn schon miederholt vor der Front belobt hatte, höheren Orts auf ihn aufmerksam zu machen sür gut sand.

Das eiserne Kreuz erster Klasse zierte bereits seine Brust und als er vor Paris bei einem Ausfall der Franzosen sich wiederum als Held ermies, indem er die von den Feinden erbeutete Fahne des Regiments mit todes-

verachtender Tollkühnheit zurückholte, ward er auf dem Schlachtfelde zum
Offizier befördert und erhielt von König Wilhelm eigenhändig den Orden
pour lu mörit«.
Der neue Offizier wußte sich vortrefflich in seine veränderte Stellung
zu schicken. Dienstlich boten sich ihm dabei gar keine Schwierigkeiten und
was die gesellschaftlichen Formen anlangt, so beobachtete er so lange eine
kluge Zurückhaltung, bis er sich völlig sicher fühlte und niemals hatte ihm
Jemand den geringsten Verstoß nachsagen können.
Nach dem Friedensschluß kam das Regiment in eine kleine vosensche
Garnison an der russischen Grenze zu stehen, deren fast durchgängig polnische
Bevölkerung gegen das preußische Militär eine kühl reservirte Haltung
zeigte.
Das gesellige Leben der Offiziere beschränkte sich also lediglich auf
ihren eigenen kleinen Kreis, die Stadt bot keinerlei Zerstreuungen und die
Umgegend glich einer kahlen, reizlosen Einöde. Die Kameraden fluchten
ingriminig über den unerträglichen Aufenthalt, aber für Warmuth war
derselbe gerade der richtige Boden, auf dem er gedeihlich sich entwickeln
konnte.
Er verschloß sich in seine Clause, um mit eherner Willenskraft und
nimmermüdem Fleiße die Schulbildung einzuholen, die ihm in der Kindheit
versagt gewesen war. Er zeigte, was ein ernster Mann in dieser Hinsicht
zu leisten vermag, denn in wenigen Jahren war er unbestritten der kennt-
nißreichste und belesenste Offizier im Regiment.
Und nun begann er sich mit demselben Eifer und, wie sich bald zeigte,
mit demselben Erfolg auf die Kriegswissenschaften zu werfen.
In rascher Folge wurden ihm verschiedene ehrenvolle Cominandos
übertragen, und nachdem er eine an maßgebender Stelle Aufsehen erregende
Arbeit über die topographischen Verhältnisse Schlesiens mit besonderer
Berücksichtigung der Möglichkeit, daß es in der Zukunft einem deutsch-
russischen Kriege als Schauplatz dienen könne, geliefert hatte, ward er zur
Kriegsakademie einberufen und später bei der Beförderung zum Hauptmann
mit einem bedeutenden Anciennitätsvortheil in das oberschlesische Regiment
versetzt, dem er bis jetzt angehört hatte.
Und gerade in dieser Zeit ging bei den Kaineraden das jedenfalls
wohlbegründete Gerücht um, daß feine Berufung in den großen General«
stab unmittelbar bevorstehe. Es mar also völlig unbegreiflich, was ihn
bei so bevorzugter Stellung und bei so glänzenden Aussichten zu der
Schreckensthat getrieben haben konnte, zumal da auch seine pecuniaren
Verhältnisse, wie Jeder wußte, in der besten Ordnung sich befanden. Tie
Offiziere riethen hin und her und konnten doch keine Lösung finden. Und
schließlich mußten auch sie sich zu der Ansicht neigen, daß eine der in der
Stadt umlaufenden sensationellen Deutungen der Wahrheit doch vielleicht
nahe kommen könnte. Dennoch schüttelten die Aelteren und Erfahreneren

unter ihnen auch dazu wieder die Köpfe, denn Warmuth und eine Liebes:
affaire waren zwei Begriffe, die sich schlechterdings nicht vereinigen ließen.
Die Jüngeren aber tauschten bedeutungsvolle Blicke miteinander und
hatten ihre eigenen Gedanken über die räthselhafte Begebenheit.
Stille Wasser pflegen tief zu sein: — das wußten sie und zogen ihre
Schlüsse daraus.
Und sie waren nicht ganz auf falscher Spur; aber freilich war der ge-
heime Zusammenhang ein wesentlich anderer, als ihre leichtlebige Lieutenants-
Phantasie ihn sich ausmalte.
Während seiner zwanzigjährigen Offizierslaufbahn hatte Warmuth als
einziges Ziel seine geistige Vervollkommnung im Auge gehabt, soweit der
Dienst ihm dazu Zeit ließ; seinen gesellschaftlichen Pflichten hatte er nur
flüchtig und ohne Interesse genügt, die stillen Freuden geheimer Liebeleien
aber niemals gesucht. Er hatte dafür keine Zeit.
Und doch war er keineswegs unempfänglich für weibliche Reize, und
in den spärlichen Mußestunden, die er sich gönnte, überkam auch ihn zu-
weilen die Sehnsucht, Herz an Herz und Mund auf Mund zu pressen, wie
nur Mann und Weib es thun können.
Dann stiegen alte, längst verwischte Bilder in seiner Seele auf; ein
Paar braune Augen schauten ihn treuherzig an, und ein frischer Mund,
der in den Lauten seiner Heimat sprach, bot sich ihm willig zum jiusse.
Und weiter träumte er sich in die Vergangenheit zurück; die Erinnerung
zeigte ihm eine Tannenschonung, in der ein junger Bursche, der Knecht des
Oberförsters, arbeitete, während auf der benachbarten Waldmiese ein
schlankes Mädchen die Kühe ihres Bauern hütete. Scherzworte flogen
herüber und hinüber und dann saßen die jungen Menschenkinder, die kaum
den Kinderschuhen entwachsen waren, im weichen Moose unter einem zehn-
jährigen Tannenbäumchen, hatten die Anne umeinander geschlungen und
herzten und küßten sich. Die ganze Welt und sonderlich ihre Dienstpflichten
waren vergessen.
Der Herr Oberförster kam auf seinem Schecken vom Feldweg herüber-
geritten und sah, daß einige Kühe in die Schonung eingebrochen waren.
Ein grimmiges Donnerwetter — Da fuhr der junge Offizier
mit der Hand unwillig über die Stirn, als wolle er unliebsame Erinnerungen
verwischen. Er stand auf, machte einen Gang durch das Zimmer und
setzte sich an seine Arbeit. Was kümmerten ihn die alten Geschichten!
Die Erinnerungsbilder ließen sich verscheuchen, aber die stille Sehn-
sucht blieb doch im Herzen zurück. Diese wurde jedoch allezeit von dem
Willen im Zaume gehalten, sodaß sie das seelische Gleichgewicht nicht zu
stören vermochte.
So hatte Warmuth in ruhigem Genügen sein Dasein geführt, indein
er in stetem Fortschreiten seinen Geist mehr und mehr bildete, feine Kennt-
nisse erweiterte und seinen Ehrgeiz befriedigte.

Da ward er plötzlich durch ein seltsames Ereigniß aufgeschreckt und
aus dein Geleise seiner geregelten Lebensführung geworfen.
Als er im vergangenen Herbste die ihm zugetheilten Rekruten über-
nahm und sie seiner Gewohnheit gemäß selbst rangirte und dabei einer
genauen Prüfung ihrer körperlichen und geistigen Eigenschaften unterwarf,
fiel ihm auf den ersten Blick ein schlank gewachsener hübscher Bursche auf,
der in seinem Typus von den übrigen merklich abstach.
Es sand sich, daß er ein Schlossergefelle aus dem Mannsfeldischen
war, der in der Gegend, von der das Regiment seinen Ersatz bekam, ge-
arbeitet hatte, und daher mit ausgehoben morden war.
Warmuth sah nach dem Namen, und es siel ihm wie Schuppen von
den Augen.
Die Gesichtszüge des Burschen, besonders der Ausdruck seiner Augen,
ja sogar die Laute seiner Stimme hatten mit einem Schlage wieder die
alten Erinnerungen in ihm geweckt, und der Name hatte ihm Gewißheit
gebracht; er hatte ihren Sohn vor sich.
Einen Augenblick überkam ihn eine weiche Stimmung und unwillkür-
lich legte er dem jungen Menschen die Hand auf die Schulter; aber schon
im nächsten Moment wandte er sich die Stirne runzelnd wieder ab. Der
Junge inußte ja unehelich geboren sein, da er den Namen der Mutter trug.
Und Sie? — sie war also — — oh! der Gedanke that ihm weh.
Er scheuchte gewaltsam die Erinnerungen von sich und erledigte mit gleich-
gültigem Blick, aber sorgfältig wie immer, das Geschäft der Besichtigung
und Einrangirung seiner Leute.
Dann ging er seiner Wege, ohne sich nach dem Burschen noch einmal
umgesehen zu haben.
Aber die Regungen des Herzens ließen sich doch nicht unterdrücken.
Die Bilder der Erinnerung stiegen immer wieder, und jedesmal in leb-
hafteren Farben vor ihm auf, und eine geheimnißvolle Gewalt in seiner
Brust, der er nicht zu widerstehen vermochte, zwang ihn, sich mehr und
mehr mit dem Rekruten zu beschäftigen, der ja, ob auch in Unehren ge-
boren, immerhin ihr Sohn war.
Erst that er dies nur iin Geiste. Dann erschien er öfter als sonst
beim Ererciren der Rekruten und solgte mit seinen Blicken dem Gebühren
nur dieses einen Mannes. Und endlich trieb es ihn, demselben persönlich
näher zu treten. Er redete ihn gelegentlich an und fragte ihn nach seinem
Herkommen und seinen besonderen Verhältnissen, was nichts Auffälliges
war, da er es von jeher liebte, mit seinen Leuten nähere Fühlung zu haben.
Bald hatte er mit seinem scharfen Auge einen Einblick in das geistige und
seelische Leben des jungen Soldaten gewonnen.
Das Resultat der Beobachtung war zunächst die Ueberzeugung, daß
der Bursche außerordentlich beschränkten Geistes sei, und daß der Trieb
zu Höherem schwerlich je in ihm werde erweckt werden können. Diese

Wahrnehmung betrübte ihn, obgleich er selbst nicht wußte, warum. Aber
sein Interesse an dem Menschen ward dadurch nicht verringert. Er fuhr
fort, ihm eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken und nahm ihn schließlich,
als die Rekruten in die Compagnie eingestellt wurden, sogar als Bursche
in seinen persönlichen Dienst.
Uneingestanden, vielleicht sogar unbewußt, regte sich auf dem Grunde
seiner Seele das Verlangen, einen erziehlichen Einfluß auf ihn zu ge-
geminnen. Aber dieser Schritt wurde für ihn verhängnißvoll.
Sein Urtheil über die geistige Befähigung des jungen Menschen be-
stätigte sich nicht nur vollkommen, sondern er gewahrte auch sehr bald, daß
es demselben ebenso an Gemüth mangelte, und daß seine Natur eine Reihe
böser Jnstincte aufmies, die in Folge einer schlechten Erziehung sich üppig
ausgebildet hatten, und, die zu unterdrücken, es heut jedenfalls zu spät
war. Der Bursche hatte diebische Gelüste, die er mit der größten Frech-
heit und ohne die geringsten Gemissensscrupel befriedigte. Zudem mar er
ein abgesagter Feind der Wahrheit. Er log nicht nur, um den Übeln
Folgen seiner Missethaten zu entgehen, sondern auch aus Bosheit und
Schadenfreude.
Hauptmann Warmuth ward durch diese Wahrnehmungen in die miß-
muthigste Stimmung versetzt. Er mar jedesmal gegen den Unwürdigen
auf's Aeußerste aufgebracht, bestrafte ihn auch miederholt mit unnachsichtiger
Strenge, fühlte aber doch immer wieder ein gewisses Mitleid für ihn und
eine geheime Scheu, sich von ihm gänzlich abzuwenden.
Er befand sich in einer zwiespältigen Gemüthsverfassung, die ihm die
Seele verdüsterte und die geistige Kraft lähmte. Aber seine entschlossene
Natur ertrug einen solchen Zustand nicht lange. Sie drängte ihn, zu
handeln, statt zu dulden.
Er setzte daher seinem vagen Tasten und Schwanken ein kurzes Ziel,
indem er eines Tages an den Pfarrer seines Heimatsdorfes schrieb und
ihn um eingehende Mittheilungen über das Vorleben seines Schützlings
bat. Er setzte voraus, daß der alte Herr, der zu seiner Zeit das Amt
des Seelenhirten dort verwaltet hatte, nicht mehr am Leben, oder wenigstens
schon emeritirt sein würde. Und er hatte richtig gerechnet, denn das um-
gehend einlaufende Antwortschreiben war mit einem ihm fremden Namen
unterzeichnet. Dasselbe lautete:
' „Euer Hochmohlgeboren
erlaube ich mir in Beantwortung Ihrer geehrten Anfrage ergebenst
mitzutheilen, daß der Schlossergeselle, jetzt Musketier, P. ein von Grund
aus verdorbener und meines Erachtens leider unverbesserlicher Mensch ist.
Da er, wie ich aus Ihrem Schreiben schließe, auch in seinem neuen Ver»
HSltniß als Soldat verinuthlich schon wieder schlimme Streiche verübt
hat, halte ick es für meine Pflicht, Ihnen als seinem derzeitigen Vor-

gesetzten ein richtiges Bild von diesem entarteten Gottesgeschöpfe zu
entwerfen. Schon in der Schule zeigte er sich als boshafter, gemalt-
thätiger und durch und durch verlogner Junge. Obgleich sein Auffassungs-
und Denkvermögen von je her sehr gering war, besitzt er doch eine gewisse
Verschlagenheit, die ihn befähigt, im richtigen Augenblick seine Um-
gebung mit Erfolg zu täuschen und seinen Bortheil dabei wahrzunehmen.
Hierorts ist Jedermann überzeugt, daß er schon seit seiner Kindheit her
eine ganzes Reihe von Diebstählen und andere Unthaten auf dem Ge-
wissen hat; und doch ist es niemals gelungen, ihn zu überführen. Nur
wegen Körperverletzung ist er mehrmals bestraft morden.
„Nachdem er die Schule verlassen, arbeitete er erst in hiesigen Berg-
werken als Häuer, aber keine Grubenverwaltung mochte ihn behalten,
da er überall Böses stiftete. Nachher wurde er Schlosser, aber auch
der besonnenste und strengste Meister vermochte ihn nicht zum Guten
zu erziehen und so hat er sich meistens in den Fabriken herumgetrieben
und ist mir dann aus den Augen gekommen. Wenn nun auch die
militärische Disciplin ihn nicht zu bessern vermag, was ich leider fast
befürchte, so ist er nach meiner Ueberzeugung für das zeitliche Leben
verloren.
„Sollten Sie nun fragen, wie es kommt, dasz ich als ein christlicher
Priester, der die Nächstenliebe zu predigen hat, kein Wort zum Beste»
dieses Mannes gesagt habe, während doch kein Mensch ganz verworfen
ist, so erwidere ich Ihnen, daß ich mich im Borstehenden nur zum Ber-
kündcr der in hiesiger Gegend verbreiteten öffentlichen Meinung gemacht
habe, der ich auch, soweit sie sich auf Thatsachen stützt, volle Berechtigung
zuerkennen muß.
„Ich selbst aber möchte diesem Verbiet, das die v«x popnli gefällt
hat, noch ein Wort christlichen Eibarmens hinzufügen, denn ich empfinde
für den Mann trotz seines umfangreichen Sündenregisters in Wahrheit
ein warmes und tiefes Mitleid. Er ist ein lebendiges Beispiel für
das Bibelwort, daß der Herr die Sünden der Bäter heimsucht an den
Kindern. Auch in seiner Seele haben triebkräftige Keime des Guten
gelegen, aber sie sind erstickt worden, ehe sie sich entwickeln konnten.
Am Tage des Gerichts werden die, welche die Schuld daran tragen,
sich zu verantworten haben.
„Der arme Mensch ist in den ungünstigsten Berhältnissen zur Well
gekommen und aufgewachsen. Die Nachrichten darüber habe ich, da ich
zu jener Zeit noch nicht in meinem jetzigen Amte stand, aus den Mit-
theilungen älterer Inwohner mit Mühe zusammengebracht. Ich gebe
Ihnen, was ich weiß. Die Mutter des Jungen war eine leichtfertige
Dirne, die sich in noch sehr jungen Jahren mit einem kaum älteren
Burschen einließ. Sie starb im Wochenbett und ließ das Kind ohne
Mittel, ohne Schutz und Hilfe nnd ohne verwandtschaftlichen Halt zurück.

Der Vater, dessen Namen ich nicht habe ermitteln können, mar zur Zeit ihrer Niederkunft bereits verschollen. Er soll Knecht bei dem damaligen Oberförster gewesen und wegen eines Streites mit seinem Dienstherrn trotzig in die weite Welt gegangen sein. Niemand hat seitdem wieder etwas von ihm gehört.

„Das Kind, das nun der Gemeinde zur Last siel, ward einer Arbeiterwittme zur Pflege übergeben, die selbst mit sünf Sprößlingen gesegnet war. Sie hat seine Erziehung geleitet bis zum zehnten Jahre — wie? mögen Sie sich selbst ausmalen. In dem Jungen steckten heftige böse Leidenschaften, aber Niemand versuchte es, sie zu unterdrücken; es steckten auch gute Eigenschaften in ihm, aber Niemand unternahm es, sie zu pflegen und für ihre Entwickelung zu sorgen. So ist er geworden, was er jetzt ist. Ich kann ihn daher wohl verabscheuen, aber nicht verdammen. Ich bete zu Gott, daß es der bemährten militärischen Zucht noch gelingen möge, ihn auf den rechten Weg zu führen. Genehmigen Sie :c.

N. N. Pfarrer in X."

Der Hauptmann hatte bebend zu Ende gelesen. Jetzt ließ er das Blatt sinken und siel bleich und kraftlos in den Sessel zurück. Der Schlag, den er erhalten, mar vernichtend.

Jetzt wußte er, was ihn mit geheimnißvoller unwiderstehlicher Gewalt zu dem Burschen hingezogen; die Stimme des Blutes hatte vernehmlich gesprochen; und der Brief des Pastors hatte ihm die Augen geöffnet. Er übersah mit grausamer Klarheit den Zusammenhang der Dinge und er sah, daß er an einem Abgrunde stand, der sich plötzlich zu seinen Füßen geöffnet hatte.

Die Scene in der Tannenschonung, die als ein liebliches Idyll in seiner Erinnerung gelebt hatte, mar in Wirklichkeit der Anfang einer herzzerreißenden Tragödie. Das entscheidende Moment darin, das er nur als ein süßes Traumbild in seinen Gedanken behalten, stand nun in seinen furchtbaren Folgen vor ihm und heischte Rechenschaft für den kurzen Rausch der Sinnenlust.

Das Mädchen, das vor Gott sein Weib geworden, mar verdorben — gestorben durch seine Schuld; sein Sohn von ihm um seine Kindheit, um Ehre und Glück, um Alles betrogen, haltlos in den Wirbel der Leidenschaften gestoßen und ohne Führung dem reißenden Strome des Lebens überantwortet! Und er selbst ein vornehmer Mann, geachtet und geehrt von Jedermann und rüstig im Aufsteigen begriffen auf einer glanzenden Laufbahn!

Der Contrast mar ein zu scharfer, der Versuch eines Ausgleichs der Gegensätze unmöglich. Und eine Sühne der Schuld undenkbar, unerreichbar, unausführbar!

Warmuth mar ein zu guter Menschenkenner. Er wußte, daß das Unkraut der Seele, das mit dem Leibe herangewachsen ist und aus ihm beständig neue Lebenskraft erhält, sich nimmermehr ausrotten läßt. Sein Sohn war dem Verderben geweiht und auch der beste Wille und die festeste Hand vermochte ihn nicht diesem unheilvollen Geschick zu entreißen.
Der Hauptmann ächzte laut auf, erhob sich von seinem Sitz und schleppte sich mit schlotternden Knieen nach der entgegengesetzten Wand des Zimmers. Ueber dem Sopha hing eine geschmackvoll geordnete Waffentrophäe. Ihr entnahm er einen Revolver, den er während des ganzen Feldzuges getragen hatte. Er hob die Waffe, ließ sie aber gleich wieder sinken. Die Lebenslust lohte noch einmal in ihm auf, und die Frage: Giebt es keinen andern Ausweg? fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. Da fiel sein Blick auf den Brief des Pastors und im nächsten Augenblick knackte der Hahn, ein schmacher Knall, wie von einer Peitsche, durchtönte das Zimmer und lautlos brach die stattliche Gestalt zusammen. Eine schwache Blutmelle, entquoll einer kleinen Oeffnung über dem linken Auge, rieselte über die Stirn herab und färbte die Diele mit dem Purpur des entschwindenden Lebens.
Zwei Tage später ward der Hauptmann Warmuth mit vollen militärischen Ehren zur Erde bestattet, denn der Oberstabsarzt des Regiments, der die Leichenschau gehalten, hatte amtlich erklärt, er könne die That nur im Zustande augenblicklicher Geistesstörung verübt haben. Der Divisionsprediger pries in seiner Leichenrede die großen Verdienste und glänzenden Gaben des Verewigten und mies darauf hin, daß, wenn auch nicht Weib und Kind den Verlust desselben zu beweinen hätten, doch treue Kameraden wie Brüder um ihn trauerten.
Der Bursche des Abgeschiedenen stand mit in Reih' und Glied am Grabe, und als die Ehrensalve abgegeben wurde, flog ein hämisches Lächeln über sein hübsches Gesicht. Gut, daß er diesen Vorgesetzten los mar! Der hatte ihm doch zu sehr auf die Finger gesehen.

Daß der (von den Anarchisten tödtlich verwundete) Berthold durch ein halb im Fieberwahn hingeschriebenes Gedicht die lunglcmbliche!) Liebe seiner Pflegerin Marie von sich ab und auf seinen würdigen Vater hinlenkt, ist doch selbst für einen Roman zu wunderbar. Ich fürchte, daß diese eigenthümliche Umwandlung des Don-Carlos'Stoffcs auf die meisten Leser mehr komisch als erhebend wirken wird.

Dah Wilbrandts neuer Roman kein unbedeutendes Werk sein würde, war ja zu erwarten. Aber als ein recht erfreuliches können wir ihn bei aller Anerkennung seiner Vorzüge nicht bezeichnen. Erfreulicher wird er für uns auch nicht durch die eingelegten Reden von der deutschen Flotte und der Zukunft des Reiches. Patriotismus kann in einem Romane nur dann wohlthuend wirken, wenn er in ihm selbst seine Begründung findet. Aber wenn in Deutschland nicht noch andere Adamssöhne lebten, als die von Wilbrandt geschilderten, so hätte eS weder eine Flotte noch eine große Zukunft. L.

Bibliograph!

DicLevenSanschauungendergroKen Denker. Sine Eniwickelungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato biSzurGegenwart. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Verlag von Veit und Comp. 18!X).

Der Verfasser nennt mit Recht unsere Zeit eine Zeit vorwaltenden und vordringenden Specialifirens, „Die gelehrte Detailforschung in allen Ehren — seien wir auf der Hut, über den Notizen nicht die Ideen zu verlieren und den Geist durch Urkunden erfegen zu wollen." Es ist ein große? Verdienst von Eucken, den Ertrag der Vergangenheit in lebendige Beziehung zur eigenen Arbeit zu setzen, wie er sagt. Er umspannt in dem vorliegenden Buche die uugeheuere geistige EntWickelung von Plato bis zur Gegenwart. Nicht eine Sammlung der philosophischen Systeme will er uns bieten; in breitem Strome fließt an uns die geistige Entmickelmig vorüber: der geistige Zusammenhang der Denker mit ihrer Zeit, die historischen und damit auch die inneren Bedingungen für das Herauswachsen aus ihrer Zeit und wiederum der Einfluß aus ihre Zeit, das wird hier dargethan. Freilich haben wir es mit Gliedern einer Kette zu thnn, da aber die einzelnen Glieder sich auseinander entwickeln, da der innige geistige und culturelle Contact der verschiedenen Epochen verfolgt und ausgespürt wird, bekommt das Ganze Festigkeit und Leben. Das klassische Alterthum ist der Boden für die EntWickelung; die Lebensanschauungen des nationalen Griechenthums, die Ausgleichung der christlichen Welt mit dem Griechenthum nimmt den größten Theil der Schilderung vorweg.

sche Notizen.

Das ist nicht ganz gerecht, denn darüber kommt die Neuzeit zu kurz. Nur in ganz großen Zügen werden uns die Zeiten eines Baco, eines Kant, wenn auch scharf umrissen, vorgeführt. Wohl hätte man

hier und da namentlich bei der Darstellung der Systeme etwas mehr Eingehen gewünscht, so z, B. bei Spinoza, wohl hätte man in der ganzen Entwickelung ein stärkeres Hervortreten des culturgeschicht» lichen Momentes gewünscht, aber das kann noch Alles bei späteren Auflagen nachgeholt werden. Die Klarheit und der Schwung der Darstellung, die vollendete Beherrschung des Stoffes, die Objectivität und Sicherheit, Alles bekundet den Meister.
5. S.

Die Strategie des PerikleS erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang über Thukydides und Kleon. Von Hans Delbrück. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer, 189«.

Seinem epochemachenden Buche „Die Perserkriege und die Burgunderkriege" hat Delbrück nunmehr ein zweites Werk von gleicher Trefflichkeit und gleichem wissenschaftlichen Werthe folgen lassen, indem er wiederum von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus eine gerade in letzter Zeit vielfach erörterte Frage zu lösen sucht. Durch schlagende Gründe und in klarer, fesselnder Sprache weiß er den Leser von der Richtigkeit der pcrikleischen Kriegführung zu überzeugen ; kaum jemals ist die Ehrenrettung einer historischen Persönlichkeit schöner und mit gelungenerem Erfolge durchgeführt worden.

Nachdem Delbrück aus Clausewitz'
und Friedrichs des Großen Schriften
neben der Niederwerfungsstrategie die
Listen; noch eines zweiten Systeme?, der
Ermattung?- oder doppelpoligen Strategie,
nachgewiesen hat, deren Natur es ist, nicht
durch Entscheidungsschlachten den Gegner
niederzuschmettern, sondern durch „Manöver"
ihn zu erschöpfen, zeigt er in einem parodisti-
schcn Capitel an dem Beispiele Friedrichs
des Großen, welches Zerrbild sich ergiebt,
wenn der Geschichtsschreiber die Anforde-
rungen der Ni^ederwerfungstheorie stellt,
wo doch nur wie im siebenjährigen Kriege
das doppclpolige System am Platze war.
Jetzt erst ist der Boden für die Beant-
wortung der Hauptfrage, nach der Feld-
herrntüchtigkeit des Perikles, vorbereitet.
Ein Ueberblick über die Auffassung des
Perikles von Seiten Dunckers und v. Pflugk-
Harttungs und ein Bild von der Unzuver-
liiisigkeit unseres OuellenmaterialS, welches
aus der einander widersprechenden Ber-
werthung desselben entwickelt wird, führen
in die eigentliche Behandlung des ThemaS
ein. Für den peloponnesischen Krieg hat
sich den Athenern die Wahl der Nieder-
werfungsstrategie verboten, da zu Lande
die Streitkräfte ihrer Gegner den ihrigen
erheblich überlegen waren; demgemäß konnte
Perikles keine der vier verschiedenen, von
Duncker für die Eröffnung des Krieges
vorgeschlagenen Operationen zur Anwen-
dung bringen; er konnte nicht die Ent-
scheidung in einer großen Schlackt suchen.
Um die thatsächliche Ausführung des somit
als Idee gerechtfertigten perikleischen KriegS-
planes zu beurtheilen, werden die drei
ersten Kriegsjahre des veloponnesiscken
Krieges eingehend geprüft! davon haben
die ersten Fcldzüge, bis zur Expedition
des Hagnon nach Poridaa, welche allein
auf Rechnung des Perikles kommen, durch-
aus das Gepräge einer entschlossenen, ein-
heitlichen Leitung. Nicht minder stehen
die Maßregeln, welche den peloponnesischen
Krieg vercmlaßten und einleiteten, das Ver-
halten der Athener gegenüber Korkyra, Po-
tidäa und Megara, sowie die Bündnisse mit
den sicilischen antisyrakusanischen Städten,
mit dem Plane des Perikles im vollen Ein-
klänge. Schließlich werden auch bezüglich
des samifchen Feldzuges die Vorwürfe, die
von Pflugk-Harttung gegen diemilitärischen
Leistungen des Perikles erhoben hat, in
scharfer, aber wohlbegründeter Weise zurück-
gewiesen. Als Anhang sind „zwei kriegs-
geschichtliche Untersuchungen betreffend

Tbukydides und Kleon" beigefügt, 8. Ii.

Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Von Hermann Oldenburg. 2. Aufl. Berlin 189«. W. Hertz.

DaS Erscheinen einer 2. Auflage des an ein größeres Publicum sich wendenden Werkes ist ein erfreuliches Zeichen des Interesses, das man bei uns der Lehre des großen indischen Lehrers und Religionsstistcrs zuwendet. Die neue Auslage ist im ganzen wenig verändert und nur durch das Weglassen der ausschließlich an die Gelehrten sich wendenden Excurse verkürzt- Das Werk, leicht und gießend geschrieben, beruht auf genauester Kenntmß der Quellen und ist wohl geeignet, das deutsche Publicum mit den Grundsätzen und den Anfängen der buddhistischen Lehre bekannt zu machen. Wir haben für die Anfänge des Buddhismus kein besseres Buch. ?. S.

Zeitschrist sür Philosophie und Philosophische «ritik. Vormals herausgegeben von I. H. Fichte und H. Ulrici, jetzt redigirt von Prof. Or, R. Falckenberg. Halle, C. E. M. Pfeffer.

Unter allen philosophischen Zeitschriften verfolgt die oben genannte am entschiedensten und am erfolgreichsten die Aufgabe, auch den weiteren Kreis der gebildeten Leser über die Strömungen des deutschen wie des ausländischen Geisteslebens zu unterrichten. ES geschieht dies nicht nur durch die in klarer Darstellung und edlem Stil gehaltenen Aufsätze wir erwähnen in dieser Beziehung aus den beiden uns heute vorliegenden Heften des 97. Bandes besonders die schöne Studie von G. Glogan über Goethe, sowie die Arbeit von Hedwig Bender über das Wesen der Sittlichkeit und den natürlichen Entwickelungsproceß des sittlichen Gedankens —, sondern auch durch die durchweg sehr gut orientirenden Be» sprechungen philosophischer Bücher und literarischen Ucbersichten, Die altbewährte Zeitschrift verdient von neuem empfohlen zu werden. vd.

Jlluftrirtes Convcrsations»Lel.ikon. 4. und 5. Band. Leipzig und Berlin. Otto Spamer.

Spamers Lexikon füllt neben den großartigen Unternehmungen der Firma Brockhaus und Meyer einen leeren Plao in unserem Schriftthum aus. Sind von die Illustrationen gewissermaßen nur er-

läuternde Beigaben, so werden sie hier zu einem wesentlichen Bestandtheil. Der Reichthum an Bildern ist es, der das Spamer'sche Lexikon wie der Titel mit Recht sagt, zu einem „Hausschatz für das Volk," zu einem Orbis pietn« für die studirende Jugend macht. Die beiden neu vorliegenden Bände, die sechs Buchstaben von ? bis I enthalten, bieten nicht weniger als 1650 Bilder. Besonders bevorzugt sind die Portraits; auch die Abbildungen von Städten oder aus irgend einem Grunde wichtigen Gegenden nehmen einen großen Raum ein. Der Text ist leicht faßlich und zuverlässig. Besonderes Interesse bieten zahlreiche Portraits von Zeitgenossen. rl.

Gotthold Ephraim LessingS sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. 3. Auflage besorgt durch Franz Muncker. IV. Band, Stuttgart, G. I. Göschen.

Die bewährte Lachmann'sche Ausgabe, die einzige, die für ein ernsteres Studium LessingS in Betracht kommen konnte, war schon lange einer Durchsicht bedürftig, da die Lessingforschung gerade in den letzten Jahrzehnten viel Neues zutage gefördert hat, Franz Muncker war der Berufensten einer, das Werk der Neu-Herausgabe zu wagen, und die ersten Bände seiner neuen Lesfing-Ausgaben sind auch init Recht allgemein beifällig begrüßt worden. Der vierte erscheint nach einer längeren Pause; er enthält die ersten prosaischen Arbeiten des jungen Lessing, vorwiegend Beiträge zu Zeitschristen. Die frühesten sind aus MyliuS' „Naturforscher", ferner hat der Verfasier aus der „Previlegirten Berlinischen Zeitung" und aus den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" in den Jahren 1748—1757 mehrere längere und kürzere Bücherbespreckmngen noch zu dem hinzugefunden, was bereits Forscher wie Redlich, Wagner, Malzahn und Bocksberger Lessing vindicirt hatten. Der vierte Band enthält ferner zwei Uebersetzungen LessingS: „Die Gefangenen" von Plautus und Rollius' „Römische Historie", beide nach Originaldrucken. Für die ersten Bände der schönen Ausgabe ist auch diese mit größter Sorgfalt hergestellt, und die äußere Ausstattung ist des großen Lehrer? der deutschen Nation würdig. rl.

Walther vo» der Vogelweide. Ein Dichterleben von Anton E. Schönbach.

„Ist cS denn wirklich so schwierig, die Vergangenheit des eigenen Volkes zu

verstehen? Mit allem Bedacht uud allem
Nachdruck muß auf diese Frage „Ja" ge-
antwortet werden!"
Es ist bezeichnend, daß der Verfasser,
der seit zwei Jahrzehnten sich als Forscher
und als UniversitiitSdocent um das Ver»
ständniß der deutschen Vorzeit bemüht hat,
diese Worte am Anfange einer Schrift
über denjenigen Dichter des Nüttelalters
ausspricht, der unter allen am meisten po-
pularisirt worden ist, der in allen Lehr-
büchern der Literaturgeschichte ausführlich
besprochen wird, dessen Lieder und Sprüche
in einer Unzahl von neuhochdeutschen Be-
arbeitungen dem großen Publicum und der
lieben Schuljugend beider Geschlechter vor-
liegen. In der That — trotz oder vielleicht
auch wegen der vielen Bücher die über
Walther von der Vogelweide geschrieben
sind, ist die richtige Auffassung und Er-
kenntniß seiner Lebensverhältnisse, seiner
kirchlichen und politischen Stellung, seiner
dichterischen Kunst viel umstritten geblieben.
In letzter Zeit hat man mehr als
früher sich bescheiden gelernt in Bezug ans
die Reconstruction der Daten seines äußeren
Lebensganges; man hat aber eroster sich
bemüht, seine Dichtungen innerhalb ihrer
Zeit zu verstehen und zu würdigen. Als
eine auf gründlichstem Studium beruhende
und in edlem und verständlichem Stile vor-
getragene Darstellung der Resultate dieser
Forschung kann Schimbachs Schrift bestens
empfohlen werden. Die einzelnen Stellen
aus Walthers Gedichten hat Schönbach
theils nach der sinngetreuen, die Form
aber sehr frei umgestaltenden gereimten
Bearbeitung Samhaber's, theils in schlichter
eigener Prosaübersetzung gegeben, llr.
Die Kultur der Vergangenheit,
Gegenwart und Zukunft in ver-
gleichender Darstellung vonOttoHenne
am Rhyn. Danzig. Carl H iustorff's
Verlag (Gustav Ehrkc) 1890. 1. Band.
In dem knappen Rahmen des vor-
liegenden Bandes behandelt der als
kulturgeschichtlicher Schriftsteller allbekannte
Verfasser die Grundlagen der Kultur, die
Stufen derselben und die Kultur der
Arbeit; d. h. das Verhältniß des Menschen
zur Natur, die örtliche und zeitliche Ent-
wickelung der Kultur und Erwerb, Genuß,
Wohnung, Schmuck und Kleidung, Natür-
lich ist Vieles bei der zusammenfassenden
Darstellung nur angedeutet oder gestreift,
jedoch überall zeichnet der Verf. mit kräf-
tigen Striche» und gicbt ein klares Bild.
Das Buch ist lehrreich und interessant und

kann zur Lectüre, noch mehr aber zur Anschaffung warm empfohlen werden, weil man es nie ohne eine schöne und neue Anregung empfangen zu haben aus der Hand legen wird. ». s

Sein und Werden in Ranm und Zeit. Wirtschaftliche Studien von Emanucl H errmann. Berlin. Allgemeiner Verein fürDeutsche Literatur 1889.

Diese „Wirtschaftlichen Studien" sind geiswolle, anregend und schön geschriebene Essays aus kulturgeschichtlichem, nationalökonomischem und philologischem bezw. historischem Gebiete; wenigstens möchte man dem letzteren die 3. Studie: Im Kulturkreise der Odyssee zuthcilen. Der Verfasser behandelt den Boden, auf welchem Nationalökonomie und Kulturgeschichte zusammentreffen; das Buch hat daher einen reichen, abwechsclungsvollen Inhalt, so daß man ihn schwer andeuten kann. s, s.

Nervosität und Mädchcnerziehung in Haus und Schule. Chr. Ufer. Wiesbaden, I. F. Bergmann 189«.

Verfasser tritt der Frage, welche bis jetzt vorwiegend vom medizinischen Standpunkte aus erörtert worden ist, vom pädagogischen Standpunkte aus näher. In der Schrift, welche sich nicht nur an Pädagogen und Mediziner, sondern auch an die Eltern wendet, wird zunächst eine kurze Erörterung über die Nervosität, ihr Wesen und ihre Kennzeichen gegeben, sodann werden die verschiedenen Ursachen für die starke Verbreitung derselben untersucht und endlich erörtert, in welcher Weise derselben entgegengearbeitet werden könnte. Verfasser empfiehlt in dieser Hinsicht Einschränkung des Lehrstoffes, enge Verknüpfung der verschiedenen Lchrgegenstände, „elementare Methode" des Unterrichts, eifrige Körperpflege ?c. — Die Schrift eignet sich wohl zur Orientirung über den Gegenstand, besonders auch wegen der reichlichen Litcraturangaben. >Vi>.

Tino Moralt. Kampf und Ende eines Künstlers. Von Walther Siegfried. Jena, H. Costenoble.

„Es giebt in der Kunst, wie in jedem Kampfe Helden, welche sich ganz ihrer Bestimmung hingeben und zu Grunoe gehen, obne das erstrebte Ziel zu erreichen." Diesen Satz Tolstois sucht der Verfasser <an dem Schicksal eines eifrig strebenden, aber unglücklich untergehenden Münchener Künstlers zu erweisen. Ausgewählte

Stellen aus „Werthers Leiden" machen aus
die in der That vorhandene Verwandt-
schaft mit dem Goethe'schen Roman auf-
merksam. Freilich hat Goethe feinen
Werther nie einen Helden genannt, ltr.
Briefwechsel zwischen M. Gnk von
der Burg und K. von Münch-
Vellinghausen (Kr. Halm). Her-
ausgegeben von Dr. R. Schach inger.
Wien, A. Hölder.
In vorzüglicher Ausstattung erscheint
der Briefwechsel von Friedrich Halm mit
seinem Lehrer und Freunde, der uns
werthvolle Einblicke in die Leidensjahre
des einen, wie in die Strebezeit des anderen
eröffnet. Namentlich für die dichterische
Entwickelung Fr, Halms in den Jahren
1833—1843 bieten die Briefe manches
wichtige und lehrreiche Document. är.
Hoffmann von Fallersleben und
sein deutsches Vaterland, Von !)r. H.
Gerstenberg. Berlin, F. Fontane.
Hoffmann von Fallersleben hat be-
kanntlich in sechs Bänden sein Leben bis
zum Jahre 1860 beschrieben (Hannover
1868) mit genauer Mittheilung vieler
Aktenstücke und mancher bis dahin unge-
druckten Dichtungen. Ich kann dem Ver-
fasser der vorliegenden kleinen Schrift
darin nicht beistimmen, daß diese Selbst-
biographie eine nicht recht genießbare
Lectüre sei; vielmehr giebt sie über die
persönliche Entwickelung des hochbegabten
und als Forscher wie als Dichter gleich
fruchtbaren Mannes (wm z. B. auch
Gustav Freytag die Einführung in das
deutsche Mittelalter verdankte) höchst
interessante Nachmeise und läßt zugleich
(namentlich bei Darstellung der Breslauer
Jahre von 1822-1343) tiefe und be-
lehrende Einblicke in das wissenschaftliche,
gesellschaftliche und politische Leben der
^ Zeit thun. Aber in der That ist eine
vom Standpunkte nnserer Zeit zusammen-
gefaßte und ergänzte neue Darstellung der
Wirksamkeit Hoffmanns ebenso wie eine
vollständige Sammlung seiner meist in
kleinen Einzeldrucken erschienenen, zum
Theil noch ungedruckten, politischen und
I unpolitischen Gedichte ein Bedürfniß.
! Beides bereitet Herr Gerstenberg für eine
! Ausgabe der »gesammelten Werke" Hoff-
, manns in gleichem Verlage vor, welcher
wir aufrichtig den besten Erfolg wünschen.
I Lie vorliegende Schrift soll gewissermaßen

der Vorbereitung und Einleitung für
dieses bereits angekündigte Gesammtmerk
dienen. Sie bietet eine warm geschriebene
Charakteristik des Patrioten Hoffmann
von Fallersleben, mit gut gewählten Be-
legstellen aus gedruckten und bisher unge-
druckten Dichtungen. L.

Leberecht Hühnchen als Großvater.
Von Heinrich Seidel. Leipzig, G.
A Liebeskind.

Schon in früheren Werken des liebens-
würdigen Verfassers war die Gestalt deS
Herrn Leberecht Hühnchen gezeichnet, jenes
eigenthümlichen Menschen, der im Leben
der Weltstadt seine einfach natürliche LebenS-
sührung und Weltanschauung und seinen
in sich selbst gefesteten Charakter festzu-
halten versteht. Wer etwa nicht glauben
möchte, daß man noch im heutigen Berlin
idyllisch leben und Idyllen erleben kann,
der lese dies Büchlein — er wird eines
Besseren belehrt werden. 0,

Englands Stellung zur ersten Zhei«
lnng Polens. (Habilitationsschrift.)
Wolfgang Michael, Dr. MI. Ham-
burg und Leipzig. Verlag von Leopold
Voß. 13SU.

Ueber Englands Stellung zu der
Theilung von 1772 erfahren wir hier, daß
es eigentlich gar keine Stellung zu dem
wichtigen Ereignis; einnahm. Mit anderen
Worten, die Vernichtung einer ganzen
Nation ließ den Inselstaat vollständig kühl,
sofern nicht die eigenen Interessen dadurch
gefährdet wurde». Diese wurden aller-
dings in handelspolitischer Hinsicht in dem
polnisch gebliebenen Danzig stark berührt,
insofern letzteres, seit lange ein starkes
Handelsemvorium für englische Ein- und
Ausfuhr, rings vom preußischen Gebiete
eingeschlossen war und somit gezwungen
werden sollte dem Prrußenkönig dienstbar
zu werden. England war natürlich lebhaft
bemüht, den ihm so günstig gewesenen
swtus ,j,io änt« aufrecht zu erhalten;
daher war die ganze polnische Frage für
dieses Reich nichts weiter als eine Danziger
Frage. Als es hier seinm Einfluß hin-
reichend gewahrt glaubte, gab eS weder
eine polnische noch eine Danziger Streit-
frage mehr für das kühl berechnende Insel-
voll. — Die gediegen wissenschaftliche Be-
nutzung und Ausnutzung aller, selbst vieler
archivalischer Quellen macht die Schrift
allen Fachgenossen, die in dieser Richtung
weiter arbeiten wollen, äußerst werthvoll.

Gtudien und Charakteristiken. Von
Joseph Sittard. 3 Bände. Ham-

burg und Leipzig. Verlag von Leo-
pold Voß.

Eine vorzüglicheSammlungvon kleinen
musikalischen Arbeiten, historischen, kritischen
und ästhetischen Inhalts. Sittard hat
gründliche und umfangreiche Quellenstudien
gemacht und weiß das Gewonnene in einer
Form darzubieten, die von Trockenheit
und Pedanterie ebenso frei ist, wie von
Ueberschwänglichkeit und Gespreiztheit. Als
besonders werthvoll und interessant sind
die historischen Artikel: „Von fahrendem
Volke" und „Zum Don Juan-Jubiläum"
zu bezeichnen: in zweiter Linie sind die
ausführlichen Besprechungen alter und neuer
Opern (Bd. 3) zu nennen.

LiedeSperleu des deutschen Bolls.
Zweistimmige Originalsätze beliebter,
leicht sangbarer Lieder. Zusammen-
gestellt von Engel undApian. Leipzig.
Verlag von Hilmar Brennewitz.

Viel und schwer ist schon wiederholt
in VolkSliederfammlungen gegen den guten
Geschmack und die musikalische Correctheit
gesündigt worden. Das vorliegende
Heftchen schließt sich seinen Vorgängern in
würdiger Weise an. Eine so stümper-
hafte Behandlung des zweistimmigen Satzes,
wie sie um nur zwei Beispiele zu nennen,
in den Liedern Nr. 60 <„Das ist der
Tag des Herrn") oder in Nr, 122 („So
pünktlich zur Secunde") vorliegt, geht
doch über den Spaß. Auch mit den
Texten sprinaen die Herausgeber oft in
unverantwortlicher Weise »in, so ist
Scheffels „Als die Römer frech ge-
worden" auf netto 5 Strophen castnrt
worden. Es wäre geradezu ein Unglück
zu nennen, wenn eine solche Sammlung
in's Volk oder in die Schule dränge.
sd.

Führer durch den Koncertsaal. Von
Hermann Kretzschmar. II. Ab-
theilung, zweiter Theil. Leipzig. A. G.
Liebeskind.

Der Verfasser behandelt in dem vor-
liegenden <Schluß-) Theile das Oratorium
und die weltliche Cantate in ebenso gründ-
licher und erschöpfender Weise, wie in den
beiden vorhergehenden Bänden die Jnstru-
mentalcomposition und die Kirchenmusik.
Mit besonderer Vorliebe sind G. Fr.
Händel's größere chorische Werke analysirt.
Die Schöpfungen der Neuzeit sind kürzer,
aber dabei doch scharf und prägnant be-

spreche». — Von dem in demselben Verlage erschienenen „Führer durch die Oper" von Otto Neiget ist die zweite Abtheilung des 1. Bandes erschienen. Reitze! erläutert darin die Hauptwerke der Componisten Spohr, Weber, Marschner, Schumann, Kreutzer, Lortzing, Nicolai und Flotow mit großer Sachkenntnisz und liebevollem Eingehen auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten eines jeden Tonfetzers. eb.

Das Wiener Theatcrleben.
Müller Adam - Guttenbrunn.
Leipzig und Wien, Otto Spamer.

Wiener Bühnen-Unwesen. Von F. Scenicus. Offener Brief an den Vereinsausschufz des „Deutschen VolkstheaterS." Wien, Franz Deuticke.

Beide Schriften behandeln denselben Gegenstand: die Lage der Wiener Theater und insbesondere das Verhältnis; des neugegründeten Deutschen Volkstheaters zur dramarischen Production und zur Schauspielkunst, Adam Müller-Guttenbrunn ist nicht nur ein genauer Kenner dieser Verhältnisse, sondern auch ei» offener, unbestochener Richter. Wer in voller Wahrheit die gegenwärtigen Theaterzustände Wiens kennen lernen will, muß sein vortrefflich geschriebenes Büchlein lesen. Es ist eine wahre Wohlthat, angesichts der verschleiernden, unfreien Tageskritik endlich jemand zu hören, der ohne Rückhalt das ausspricht, was seine nach ernstem Studium gewonnene Ueberzcugung ist. — Von demselben Ernst ist auch das Büchlein von Scenicus getragen, aber es ist schlecht und unklar geschrieben und macht ganz den Eindruck des Dilettantischen. rl,

Die Wunder der Bühne. — »eure» Kilver a«S dem Tchauspielerleben. Von Heinrich Grans. Leipzig, Otto Spamer.

Ein Theatermann, der das Lebe» hinter den Coulissen aus eigener Erfahrung kennt, weiht hier die Laien in feine Geheimnisse ein? „Die Wunder der Bühne" schildern uns das Innere des eigentlichen Bühnenhauses: der Verfasser wählt die Form eines Rundganges und übersieht wohl kaum etwas, was die Laien interessiren könnte. — Die „Genrebilder" sind leicht hingewonene Skizzen, die als leichte Unterhaltungslectüre ihren Zweck erfüllen.
rl.

Mnnchener JahresauSfiellniig von Kunstwerken aller Rationen. 189«.
Text von Q, I. Bierbaum-München.

Münchener Kunst- und VerlagS-Anstalt.
I)r, E. Albert K Co.

Unsere modernen Künstler dürfen sich wahrlich nicht darüber beklagen, daß ihre Werke zu wenig bekannt würden. Kaum ist eine Kunstausstellung eröffnet, so beeilen sich nicht blos die regelmäßig erscheinenden Zeitschriften, sondern auch eigens unternommene Publicationen hervorragender Kunstanstalten, die bedeutendsten der ausgestellten Kunstwerke in vortrefflichen Reproduktionen allgemein zugänglich zu machen. Die von der Albert'schen Kunstanstalt nun bereits im zweitenJahrgange herausgegebene Veröffentlichung von Werken der Münchener Jahresausstellung nimmt durch die Vorzüglichkeit ihrer nach einem neuen Valentinen Hochdruckverfahren hergestellten Reproductionen sicher eine der ersten Stellen ein, und empfiehlt sich gleichzeitig bei geschmackvollster Ausstattung durch große Billigkeit. In zwei starken Heften zum Preise von je 3,»v Mk. erhalten wir nicht weniger als 42 Vollbilder und 48 große TerMustrationen nach den hervorragendsten der ausgestellten Gemälde und Scuipturen, unnachahmlich in der Treue und Kraft der Wiedergabe des Originals. Der Text von O. I. Bierbaum ist frisch und elegant geschrieben und sucht dem Streben der modernen Kunst nach inniger WahrheitS» treue mit verständnißvoller Kritik gerecht zu werden. 5l. 8.

Architektonik des gothische« Stils von l)r, Rudolf Adam», Mit 513 Zink-Hochätzungen. Hannover, Hello in g'sche Verlagsbuchhandlung.

Das rüstige Fortschreiten der umfassend angelegten „Architektonik auf historischer und ästhetischer Grundlage" von R. Adamy wird von allen Freunden kunsthistorischer Studien mit Dank begrüßt werden. Von dem zweiten Bande, die Architektonik des Mittelalters umfassend, bringt die vor» liegende dritte Abtheilung den Schluß, so daß die Vollendung des ganzen Werkes in nicht allzu ferner Zeit zu erwarten ist. Das günstige Urtheil, welches wir über die früheren Abschnitte des Werkes zum Theil in eingehenden Besprechungen gefällt haben, können mir dieser Fortsetzung gegenüber nur wiederholen. Die Darstellung des Verfassers bewährt ihre alten Vorzüge der Übersichtlichkeit und Klarheit. Die diesmal besonders zahlreich beigegebenen

Illustrationen zeichnen sich wiederum durch ihre Eleganz und Schärfe Vortheilhaft aus. Möge das Unternehmen sich immer neue Freunde gewinnen und zur Verbreitung des Verständnisses für das Wesen und die Schönheit der Architektur in weiteren Kreisen beitragen! Kl. 8.

O Dn mein Oesterreich! Roman von Ossip Schubin. Zweite Auflage. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Deutsche Verlags-Anstalt.

Ossip Schubin gehört zu den ge» lesensten Schriftstellerinnen — der unter obigem Titel vor einem Jahre erschienene Roman liegt uns bereits in der zweiten Auflage vor; — sie besitzt aber auch nicht zu unterschätzende Vorzüge in ihrer flotten Schreibweise und der Kunst Spannung zu erwecken und bis an das Ende ihrer bändereicheu Erzählungen festzuhalten. — Der kleine Ausschnitt des Lebens, den sie sich zum hauptsächlichen Occupationsfeld für ihre schriftstellerischen Streifzüge aus-ersehen, umfaßt das Leben und Treiben der österreichischen Aristokratie; hier ist sie zu Hause und kennt ihr Publicum, mit seinen vielen liebenswürdigen Vorzügen und feinen großen Schwächen, welche aufzu-decken sie sich nicht scheut, wenn auch nicht mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit, weit eher mit einer gewissen wohlwollenden Voreingenommenheit, die selbst für die Verirrungen noch eine Entschuldigung findet. Nicht ganz so heimisch scheint Ossip Schubin in den Kreisen der „Finanz" zu sein, oder sie läßt sich von angeborener Abneigung in der Objectivität ihres Urtheils beeinflussen, denn weshalb sollten gerade diese Kreise eine Vereinigung von Herzenshärte, Geschmacklosigkeit««« Mangel an Takt — und Zartgefühl bilden? Der Verfasserin ist es aber auch nicht darum zu thun, sociale Schäden aufzudecken, Standesvorurtbeile zu bekämpfen und Conflicte zu lösen, die sich aus veralteten Anschauungen mit modernen Ideen ergeben, — sie will unterhalten und immer wieder unterhalten — dasz sie damit dem Ge-schmack eines großen Theils des lesenden Publicums entgegenkommt, beweist die Nachfrage, die nach ihren Büchern besteht.

Sinkende Seiten. Erzählung aus dem letzten Hansakriege. Von Ernst Jung-mann. Breslau und Leipzig, Schlekische Buchdruckerei, Kunst- und Vcrlagscmstalt, vormals S. Schottlaender.

Die letzten Kämpfe der Hansastadt Lübeck um die Beherrschung der Ostsee

bilden den geschichtlichen Hintergrund dieser
fesselnd geschriebenen Erzählung, welche
zugleich in das bürgerliche Leben und die
Cultur Norddeutschlands im sechszehnten
Jahrhundert lehrreiche und reizvolle Ein-
blicke eröffnet. 0.
4d«I, L,, v»s Slistlcinil äs» OsnuioKe» Ssers».
4n>x»t»r, O, v„ <v«saksrt von <!srl»mli>, Di«
4oie»Uinder, I,,, (Zss«inn»»Iks Vsrlc«, Visit«
LtnttMrt, .l, «. OvtK'üod» Nu^nK.
Sänasn. 's, ösnil, Stuttgart,^,« OottssoKs
LnsKK,
N»»e»irem, »riiLn, vis I'sIKver vom ?s»ls„»
vmvsrsum,
verlier, , KoscKicKto Sss ?i«ns», Ltunrss,
KsieK illustr, mit r»ksll>, IZeil,«?» uM Lsxt>
vlecksrmsuii, 15,, ISIS—>8^g, Mnkuvä?«»n2iß
1840—IS?«,'' Zvsiter S»„<I, Lreswu. Lclls»,
LI»»«I»kIier v»cker»e>»tk. Ilsron»?, von !>', vo»
lisdsr ni,j ^ Lsvsrsckorwr, III, ,l»Kr«anj!
Ilokr 1, AiincKo», V«rls«sänst»lt für Kunst
nnii VisssnseKatt vorW gruclimalln,
^ vvdsrüst/llvs, ^v«I Lillys. Lambnig, Ver»
IsKsmistsIt <vorv>, ^. ?. Klontsr>,
l?»ucr, 8t»«t unck LrÄsonng, ScKuInolitiscKo
VKorl«!^ K , Xoilgsnüssisonv 1«i»IioKt«r, Ltuckisn
Oonrockt, O,, OilsUsntsviKum. I^Krersoustt unä
Ldi>«r»L»ede«I»ed, ü, von, Dort» unck LcKIoss-
gvüllkivktvn, 2««ito vsrm, ^uU»s« veilin,
Lledlsr, Iii,, Ssil IZr„»lIsndl,ig, Lr^KInn« », >I.
?sil«n ?nsckrirk» <>es I?l»t«n von Ilolsn-
rollern, IZr»„>Iendms /H,, ?, NsvcKsrt,
Lnxel, L,, V»v,I »o XV,lli>I nnä «nllersHovsIIsn,

I>«r I?«>KI»r. 8»mmwn« liomsnsn, kko
NvK, Vion^Lipsä ck, „k>?idl«r,"
swlt V"rm, 8, 8cdoitl»s„cksr,
rSKrrr ckurüd /iirlkn, g»rk,use»s«d«n von cksr
rü«»I> ^" 0,1,^ ° ^ «°»>"«>«° uns
«runn, « , IIür^iscK» IZildsr »ns Vsr«»n«»nl,»it
nnä <Z»s»uv»rt, I, 8«n«, ?«»itsr ö»n<I,
»»merllux, Ii,, I>sr Kiini? von Siov, Li>iscd«
»nck vistrick», llsksruwr >»—>!, U»mdn^,
H»i»er»»x, K , Oer Lövi? von Äon. LpisoK«
DioKtunx in ?«Kn <Zk»^nesn, IIwstr, von
8» IIIusti. «nck «insr Iv»rt», lLuru,,, Vrmäer»
diUo? X«, t»Z, I»«,) Lörick, Uro» r«ssli
Nein?«, ?, unZ voelte, N, OoutscK« ?««tlll,
<I>»ns«r ^«»«tsllvn« !8«III Lsilin, lioson-
I>er gcriox v»» I^veodurr nn>I cki» Xon«n Zss
I!r»ni», II, ^»drßi, Uokl l«, Lsrlii,, Ilsrm,
NoMn»»n v«u r»II«i>Ikden, «',vs»min«It«
^ NI I, II, vsrlin, ?vnwns. ^
IIüIIrnnrvurdel »I» ^rüirdor. >ucd von einsm
8tn,r«är!, I'»n> Hoff,
>e>IK>», I„ v, ^n ^«isns LIKtsn nnck ?ar»wn»
K^>fsi, ilit «insr K»r!e. 7« Voll- vnck 17l>
^ Olmllr?, L, UiN»I, ^ z,' - „
Swiiio, ^Visn, ^ rioKIsr s Vittv« «okn.
Im «nvipuvlit cker «rknlreform»I>««eUnn«.
.1»!«.^ j„ Mnk ^uku««n, vrsscksn, k!.
.IvnUk»n», 8,, ^ Din« VsrsucKuv?, Ron,»«.
ü»tlkl>«, l^. I riSllsn! i?ri«l»lll ?n»jm>!
I/^krI<I»e xitkorssqu« «t »»srvsillsuss. ?«r 5,
^ v»mnx»,r>sv. O«s«I. IK. H»v,
0rijki»»I ^ddiläun^sv n, K«rtsnKsiI«??n,
lÄvst, ^ntnrls, vsdsr», von I?, L«K«r.
ILo^sIKorns ^I!«sv>, Roin»r,didl, 7, ^aki?,
^ IZ!>n<I S > 8tul>?»rl, ^, Liyrslnorv,
LiKIiojzr, Lurs,m IZsrlin. r«t?» ^»»«nck,
Lsrttn, ^^n«s«,
pe<I<>rz»nI.Vedev, Di« Unriendn^, Hin»
SsutsoK« ünltllrütttl« im Oswv. Z. ^llH.
s»r>on in vst-^trik», ^««ils ^»^»gs, IZsiIi».
plrtsker, ?r,, LoKvI« nnck HnItru70nl»I<:KsIviuv.
Vortrs«, IZrsnnR!«««,?. v, Snlls,
l>I»»cd>i^ il,, vor DisonKImix ISio
unssrv In^on, Lrskslil, ll. ?I»»seK>ls,
K«t!r«r, 0, vi« nntnr«is«>Q»oK»ktIicK«
»Ugem, liomnnbibl, 7, ^»dr«, L»»>I I, 2.>
?tntts«t, ^, üu^sIKuio,
!?»>cn»W« Xvmnnti»? H«Icks»««ä!«d,t in
SeKmecklnU, I)i« Ilsäsnlisn 8r, UiosIIsv? ck«
sol>«s,^, 8»II^ ^
SeKSKeli I>rln»n-Wwi>sll, IllnstriN von
tteor^ 8cdii>>«I, I>«>i»iF, ^, ?i>«
^iekiidlii, 0 ilu msin OsstorrsioK! ?am«i
von Ossix 8<I>ud,„ ^»»««, Orsi
VI« 8ee«ls«n <>» Ve>tverK«Kv». llskrnm; «I «,
i» Mnk ^nkmjssn UiVsckkv, I), ?isi«,n.
V»», R. ^ulisri? Kou>»n, LlnttUl«, O«ät«QS
Lu?dk'°°" «owiktsn. «»imovsr, U«d,n ««Iis
V»Itev, H,, Sil^nos, nickt (Zs1«Kr!»iQll«it > Hin

k«I<i«rn, IZsrIin, U,««nK»um Si N»ik.
«IIK«««^ ^ , ?riockrick NSI^siIin, rritz »s»t«r.
,,Zl«örn«klt.« I»SS—l»S«, Lerlill, ?r«»
5ch!esisil?r Suchdruikerki, «uns,» und vcrlagzanstal, voimali S. Scholklornder, Sivilan.

1890er. k'riSOKe 1890sr,

^Ile ^1iiimlM88Â«r-gAllckIlli,^i,, ^gtkekÃ¶ll Ulli! UroZuisteii.
Usdsi-gssIsoKs 0spÃ¶t8 in lion grÃ¶8stsn 8tÃ¤lltsn sllsr Â«slttnsils

11,394,000 in 1SL7,
12,720,000 „ 1L3S,
15,822,000 .. 1889.
7««« ,VkÄ, ttöe/'«// ^ ZÄ/ a/^F?»llVk>//^
LkZI^IStt IVl^OIOXl. ^OUNdl/^.
1^ ^0I.l.I^«I8 lZWP^V. I.,mieo.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von «Lmin Pascha.
Radirnng von Zohann kindner in München.
»Nord und Sit»" «scheint am Ansang jede, Monat« in Herten mit j» einer Xunstdetlag»
—» prei» x» gZoorial (I Heft») b Mark. —»
All» Suchhandlnngen und poKanSalten n«hmen jed«rz»tt V»tiell»ng«n an.
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und ZÜd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

n unsere

!vonnemen!

ie bereits erschienenen Bände von
Nord und Süd
können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden, preis pro Band (— Z Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band I^V (October bis December 1.890), wie auch zu den früheren Bänden 1—I^IV stets zur Verfügung. — Der preis ist nur I. Mark SO Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bediene» und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst SO Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
Schlesische Buchdruckerci, Kunst- und Verlags-Anstalt
Original - GinöclrrööecKen
vorm. S. öchottlaendcr.
(Bestellzettel umstehend)

>
I
Mesterczettec.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Linda».
Lxpl. Band I.. II./III.. IV., V.Vl.. VII.. VIII.^
IX.. X.. XI., XII.. XIII.. XIV.. XV., XVI.. XVII.,
XVIII.. XIX.. XX. XXI., XXII., XXIII., XXIV.,
XXV.. XXVI.. XXVII., XXVIII.. XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV., XXXV.,
> XXXVI.. XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XI.., XI.I.,
Xl.II.,XI.III.,XI.IV.,XI.V.,XI.VI.,XI.VII., XI.VHI.,
XI.IX., I.., I.I.. I.H.. llll., I.IV
elegant broschirt zuin preise von ^ ß.—
pro Band (— Z hefte)
fein gebunden zum preise von 8.— pro Band.
«Lrpl. Heft 1, 2. z, 4, s, 6, 7, 8, ?, ,0, , ,, 12, 12, ,4, ,5.
16, ^7, >8, >9, 2«, 21, 22, 2Z, 24, 25, 26, 27, 28, 2Y, 2», 21, 22, 22,
54, 25, 26, Z7, Z8, 29, 4«, 41, 42, 42, 44, 45, 4«, 4?, 49, «>, 5,,
52, 52, 54, 55, SS, 57, 58, 5g, 6«, 61, 62, KZ, 64, 65, SS, 67, 63, 6?,
70, 7>, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 7g, 80, 81, 82, 82, 84, 85, 86, 87,
88, 8?, 9V, ?>, 92, 92, 94, 95, 9«, S', ?«, S9, l«0, >«l, '«2, 102.
,«4, 105, ,06, 107, 108, 1«9, 11«, III, 112, 112. 114, HS, 116, ,17, >
118, 119, ,2«, ,2,. ,22, 122, 124, 125, 126, ,27, 128, 129. 12«, ,21, j
, 122, 122, 124, 125, 156, 157. 128, 12?, 14«, ,41. 142, 142, 14^, 145, j
146. 14?, ,43, 149, l5«. 151, 152, ,52, 15,, 1S5, 156 ,157, 158. 159,
16«, 16,, 162, 162, ,64
zum preise von ^ 2. pro Heft.
Einbanddecke zu Band I.V. (October bis December I.S90)
Expl. do. zu Band I., II., IH.. IV. V. VI..
VII.. VIII.. IX.. X. XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX.. XX., XXI.. XXII..
XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI.. XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., xxxm., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX..
XI.., XI.I., XI.II., XI.III.. XI.IV, XI.V., XI.VI.,
XI.VII.. XI.VIII., XI.IX. I.., I.I., I.II,. I.III,. I.IV.
zum preise von l,.SO pro Decke.
Wohnung! Name:
Nichtgewünlcht,» dl»»« ,u durchskelchen,
Um gefl, recht deutliche Namens» und U?«dnung»angab« wird erluedt,

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Nonatsschrif
Herausgegeben
von
j)aul Lindau.
I.V. Band. â€” Secember ^8^0. â€” Heft ^65.

Schlesische Bnchdrnckerei, KunstÂ» uns Verlags>Anstalt
vormals S. Schottlaender.

EMPTY

Der zweite Brief.

Novelle,

von

Otto Koyucrre.

— Varmftadt. —

ie Stunde, in welcher uns etwas Ersehntes, vielleicht ernstlich kaum Gehofftes, plötzlich zu Theil wird, ist gewiß eine sehr beglückend aufregende. Wenn aber ein Fall eintritt, an den man nie gedacht hat, ein Fall, welcher ein Glück verlockend zeigt, zugleich aber das GestSndniß abzwingen will, daß man dieses Glück niemals erstrebt habe, und zugleich zum rasch entschlossenen Handeln treibt, dann ist die Aufregung sehr beunruhigend und kann eine ganz verzweifelte Stimmung hervorbringen. So erging es Fabian Heimrod, welcher rathlos in seinem Zimmer umherschritt, immer wieder zu einem offenen Briefe zurückkehrend, der auf seinem Arbeitstische lag, über einer aufgeschlagenen Schulausgabe von Ciceros Werk „Von den Pflichten." Fabian Heimrod mar sonst ein sehr gesetzter junger Mann, der sich früh hatte gewöhnen müssen, das Dasein ernst zu nehmen, und, mehr als seine Altersgenossen, in Berufspflichten und Studien aufzugehen. Sein Leben war bisher ereignißlos und eintönig gewesen. Bei aller geistigen Bildung beschränkten sich seine Erfahrungen nur auf einen engen Kreis des Daseins außerhalb der Gesellschaft. Zwar hatte er schon manchmal gedacht, daß es doch schön märe, wenn in sein Leben von außen herein einmal etwas innerlich Anregendes, menschlich Erweckendes träte — denn zum Philister war er mit seinen einunddreißig Jahren noch nicht geworden — aber was er heute erlebte, mar denn doch ganz unerhört! Es mochten ja schon erstaunlichere

Dinge in der Welt vorgegangen sein, ihm. aber genügte der Inhalt jenes
Briefes zu einem Erlebnis; der aufregendsten Art. Denn es handelte sich
in den wenigen Zeilen um einen Heirathsantrag, auf welchen ihm ein
Korb zu Theil wurde, mährend er sich nicht bewußt war, einen Heiraths-
Antrag gemacht zu haben! Hatte er doch mit der Dame, welche seine
Hand ablehnte, keine zehn Worte gesprochen, und diese wenigen vor fast
zwei Jahren! Stand ihm doch diese Dame, äußerlich wie innerlich, so
fem wie etwa ein schönes Frauenbildniß von Tizian, auf welches er wohl
bewundernd die Augen richten konnte, ohne es doch in persönlicher Be-
ziehung zu sich selbst zu denken! Und diese Dame erklärte ihm schriftlich,
daß sie ihn nicht Heirathen könne! Wie konnte sie, um Gotteswillen,
darauf kommen, da ihm dergleichen noch nicht eingefallen mar? Er
ergriff den Brief, welchen er seit einer halben Stunde wohl zehnmal
durchgelesen hatte, um den Inhalt noch einmal Wort für Wort zu prüfen.
Dieser lautete:
„Verehrter Herr Doctor! Es wird mir recht schwer die geziemende
Fassung für das zu finden, was ich Ihnen zu sagen habe. Aber ich
darf Sie in einer so ernsten Sache nicht lange im Zweifel lassen. Ein
Mädchen, welchem Sie Ihre Hand anbieten, kann sich dadurch nur geehrt
fühlen, und so weiß auch ich die Auszeichnung Ihres Antrages durchaus
zu schätzen. Gleichwohl bekenne ich, ohne viel Umschweife, daß ich nicht
die Ihre werden kann. Fragen Sie nicht nach Gründen — es ist mir
eben unmöglich! Doch wünschte ich nicht, daß meine Ablehnung Sie
erbitterte und Sie uns völlig entfremdete. Mein Bruder bedauert sehr,
daß Sie sein Haus seit zwei Jahren gemieden haben. Schenken Sie uns
Ihren Besuch wieder, lernen Sie uns mehr kennen, und dann werden
Sie einsehen, daß Sie sich eine falsche Vorstellung von mir gemacht, und
zugleich, daß ich Ihnen keine andere als eine ablehnende Antwort geben
konnte. Mit aufrichtiger Hochachtung — Amalie Rüdiger."
Fabian Heimrod sprach den Namen der Schreiberin unwillkürlich
halblaut aus und schüttelte den Kopf über diesen ihm unbegreiflichen
Brief. War hier eine Verwechselung vorgegangen? Aber die Aufschrift
trug doch ganz deutlich und klar geschrieben seinen Namen! Richtig mar
es, daß er sich seit Jahren nicht mehr im Hause Rüdiger hatte blicken
lassen, in welchem er den beiden Söhnen einst Unterricht und Nach-
hülfestunden gegeben. Nachdem der Aeltere in das Geschäft des Vaters
eingetreten, der Jüngere die Universität bezogen, mar er im besten Ein-
vernehmen von der Familie geschieden. Damals trug dieselbe seit einigen
Monaten Trauer, da die Gattin des Herrn Rüdiger gestorben mar. Ihre
Stelle in der Leitung des Hauses nahm gleich darauf Fräulein Amalie
ein, welche Fabian nur flüchtig kennen lernte, da sein Privatunterricht
um diese Zeit aushörte. Wenn er sich seitdem zurückgezogen hatte, so lag
das in dem Gesühl eines Gegensatzes, da er bei seiner bescheidenen

äußeren Stellung als jüngerer Gymnasiallehrer in die glänzenden Verhältnisse jenes Hauses nicht zu passen schien.
Herr Rüdiger mar Kaufmann und Fabrikant, ein wohlhabender Mann, dessen Name selbst in einer Millionenstadt wie Berlin zu den häusig genannten gehörte. Sein Geschäftslocal lag im Mittelpunkte der Stadt, sein Wohnhaus in der Thiergartenstraße, allen täglich Vorüberspazirenden durch seine Architektur und den prächtig blühenden Vorgarten anziehend, vielen als das Rüdiger'sche Haus bekannt. Nachdem es zum Trauerhause geworden und Iah? und Tag sich dem Verkehr so gut wie verschlossen, hatte es sich im vergangenen Winter ein wenig für einen kleinen, und zwar musikalischen Kreis zu öffnen angefangen. Denn Amaliens großartige Gesangstimme sollte nach den Wünschen des Bruders nicht verborgen bleiben. Herr Rüdiger fühlte sogar die Verpflichtung, das schöne Talent seiner Schwester, die bis dahin bei einem anderen Bruder in Königsberg gelebt hatte, jetzt in Berlin zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen. Sie war musikalisch von frühauf geschult, hatte schon vielfach in Concerten gesungen, und fo geschah es, daß sie in Kurzem sich auch in Berlin hören lassen mußte. Das Händel'sche Oratorium, in welchem sie in der Singakademie kürzlich die Altstimme gesungen, machte ihren Namen in allen musikalischen Kreisen rühmlich bekannt.
Fabian Heimrod hatte jenes Concert nicht besucht, da er sich um solche Aufführungen nicht bekümmerte, zumal ihm die Eintrittspreise, bei seinen schmalen Mitteln, zu theuer waren. Aber gelesen hatte er darüber, denn die Zeitungen waren nicht karg in ihrer Anerkennung. Und dann hörte er von einigen seiner College« sogar Gespräche der Begeisterung über die Sängerin. Aber nicht nur von ihrem Gesang war man hingerissen, sondern auch von ihrer Erscheinung, man sprach von ihrer Schönheit, ihrer großen herrlichen Gestalt, dazu auch von der merkwürdigen Schlichtheit ihres Auftretens. Man ging rühmend sogar bis ins Einzelne: Wie sie, sonst in so glänzenden Verhältnissen lebend, zwar sehr gewählt, aber dem Aussehen nach fast schmucklos gekleidet gewesen, und, der Mode zum trotz, ihr reiches Haar einfach gescheitelt getragen habe. Das Alles hörte Fabian gelassen mit an und ließ es an seinem Gehör vorüber gehen, um es bald zu vergessen, wie so vieles Andere, was aus einer ihm fremden Welt kommend ihn nicht berührte.
Aber Alles kam ihm plötzlich wieder in die Erinnerung, als er den Brief von den Händen dieser gefeierten Dame betrachtete, in welchem sie mit aufrichtiger Hochachtung einen von ihm nicht gestellten Heirathsantrag ablehnte. Was sollte er jetzt thun? Schweigen, als wäre nichts geschehen? Dann blieb ihm, wenn er ihr einmal begegnete, das peinliche Gefühl ihres Verdachtes, daß er einst werbend die Augen bis zu ihr erhoben habe! Ueberdies drängte es ihn, die Sache aufgeklärt zu sehen. Schon griff er nach Papier und Feder, um ihren Brief zu entgegnen —

aber er stand wieder davon ab. Es konnte ein endloses Schreiben hin und her gehen, bis das Mißverständniß sich löste. Ein mündliches Aussprechen märe jedenfalls besser — überdies forderte sie ihn ja zu einem Besuche auf! Aber unter diesen Umständen mar das, zumal bei seiner Schüchternheit, eine erschreckende Aufgabe. Freilich, er würde sie auf diese Weise zu sehen bekommen, und eigentlich wünschte er das sehr. Denn aus ihrer Ablehnung war ihm eine Aufmerksamkeit erwachsen, die bereits wie Anziehung wirkte. Aber wie schüchterne und in sich zurück» gezogene Kemüther zuweilen zu dem tollkühnsten Wagestück bereit sind, so mar Fabian Heimrod plötzlich entschlossen, der Dame seine Aufwartung zu machen. Hastig warf er sich in die Kleider und schlug den Weg nach der Thiergartenstraße ein. Er ging sehr rasch, und dabei fast beängstigt durch die Besorgniß, Amalie nicht zu Hause zu treffen.

Als er den Vorgarten betrat, sah er zwei Damen, welche von einem Ausgange kommend, vor ihm her schritten. Sein Herz schlug lebhafter. Aber keine von beiden konnte Amalie sein, da beide nur von kleiner Gestalt waren. Plötzlich wendeten sie sich, schienen ihn zu erkennen, und wie erschreckt beschleunigten sie die Schritte, und zwar um das Haus herum, vermuthlich nach dem Eingang auf der Rückseite. Auch Fabian hatte die Mädchen erkannt, obgleich sie sich in ein paar Jahren aus Kindern zu jungen Damen entwickelt hatten. Die eine war Franziska, die Tochter des Hauses, die andere eine Nichte, welche mit ihr erzogen wurde, genannt Dorchen. Wie oft hatte er Franziska, damals unter dem Namen Fränzchen, wenn sie in die Schulstunde muthwillig hereinsprang, um die älteren Brüder zu necken und Possen zu treiben — wie oft hatte er sie am Anne genommen und zur Thür hinausgeschoben! Dorchen mar ein stilleres Kind gewesen, er hatte nur selten init ihr gesprochen. Diese Erinnerungen flogen nur leicht an ihm vorüber, es galt alle Fassung für sein Gespräch mit Amalien zu bewahren.

Sie war zu Hause. Der Diener empfing seine Karte und trug sie hinein. Fabian that einen tiefen Athemzug. Nicht eine Minute hatte er zu warten, denn schon erfuhr er, daß er willkommen sei. Er trat in ein Empfangszimmer — aber man denke nur nicht, daß er sich darin umgesehen, und einige Stunden darauf eine Schilderung der prachtvollen Einrichtung hätte geben können! Davon sah er garnichts, denn seine Blicke waren auf die Thür gerichtet, durch welche er Amalien eintreten sah. Er fand ihre Erscheinung so großartig, daß er, wie geblendet, um die Anrede verlegen mar. Sie aber, weltgewandt und ruhig, half ihm über die Verlegenheit hinweg. „Wollen Sie hier in mein Zimmer treten, Herr Doctor? begann sie, indem sie in das anstoßende Gemach zurücktrat. Es ist mir lieb, daß Sie kommen, und zwar gleich heute kommen, um so schneller gelangen wir hoffentlich über einiges ^ Unbehagliche hinaus. Auch meinem Bruder wird es lieb sein —."

„Herr Rüdiger weiß auch um die Sache s" rief Fabian, und ärgerte
sich über sich selbst, daß seine ersten Worten wie ein Befürchtung klangen.
„Gewiß, Herr Doctor! entgegnete sie. Ich hielt es für gut. meinem
Bruder, der Ihnen sehr wohl will und Ihnen dankbar geblieben ist —"
Fabian faßte sich ein Herz, sie zu unterbrechen. „Mein gnädiges
Fräulein — begann er: Lassen Sie mich vor allem aussprechen, daß
Sie mich in einem irrtümlichen Verdachte haben! Ihre gütigen Zeilen
beziehen sich auf einen inhaltschweren Brief — ich habe mich aber nicht
unterstanden, Ihnen einen solchen Brief zu schreiben!"
Amalie sah ihn erstaunt an. „Wie soll ich das verstehen? sagte sie.
Ihr Name steht da doch deutlich. —"
„Ich wäre begierig, diesen Brief zu sehen!"
Sie erschrak, und richtete forschend die Augen auf ihn. Dann erhob
sie sich schnell, schloß eine Schublade ihres Schreibtisches auf, aus welcher
sie ein Blatt nahm und es ihm darreichte. Mit Spannung hielt sie die
Augen auf seine Züge gerichtet, während er den Brief entfaltete und
überflog.
„Das ist nicht meine Handschrift, gnädiges Fräulein! begann er
darauf. Ich schreibe nicht so schön — viel krauser und undeutlicher.
Diese langgestreckten, regelmäßigen Wortreihen zeigen mehr eine — so zu
sagen kaufmännische Hand."
Amalie saß sprachlos. Nur das Erröthen, welches sich plötzlich über
ihr Gesicht ergoß, verkündete ihr Erschrecken und ihre Erregung. Die
Möglichkeit, daß sie in eine schlau gelegte Falle gegangen, und sich durch
zu rasches Handeln etwas vergeben habe, erfüllte sie mit Entsetzen.
„Hier hat leider Jemand meinen Namen mißbraucht, fuhr Fabian
fort, der mich nicht gekannt hat — und so auch meinen Stil nicht.
Dieses Schriftstück scheint zum Theil aus einem sogenannten „Briefsteller"
abgeschrieben zu sein, es zeigt keine Spur von Innerlichkeit oder Wärme,
jeder Satz ist hohl und leer, der Ausdruck sehr trivial. Es hat etwas
Beschämendes für mich, meinen Namen darunter zu sehen!"
„Die Beschämung dürfte auf meiner Seite sein! rief Amalie, sich
hastig erhebend. Verzeihen Sie einen Augenblick. Mein Bruder scheint
eben nach Hause gekommen zu sein. Er muß diese Wendung der Sache
sofort erfahren!"
Fabian sah die schöne stolze Gestalt aus dem Zimmer schreiten, und
stand, selbst in nicht geringer Bewegung und Spannung, die Augen
nur auf den unheimlichen Brief gerichtet, den er noch in der Hand hielt.
Nicht lange hatte er zu warten, denn schon nahten sich rasche Schritte.
„Willkommen, lieber Herr Doctor! rief ihm Herr Rüdiger entgegen.
Meine Schwester theilt mir da im Fluge etwas Ueberraschendes mit. Ich
bedaure den Jrrthum! Lassen Sie mich doch einen Blick auf das fragliche
Schreiben thun!" Kaum hatte er es in Händen, als der Ausdruck seiner

Züge besagte, daß er eine sehr unangenehme Entdeckung machte. „Das war freilich nicht zu erwarten — oder vielleicht doch —! Es ist die Handschrift meines Neffen Julius."

„Julius?" rief Amalie in heftiger Aufwallung, während zugleich ein Zug der Verachtung um ihre Lippen sichtbar wurde.

„Nun ja!" fuhr Herr Mdiger fort. „Und hier oben finde ich das » Datum vom 1. April. Sieht beinahe aus, als sollte der Brief ein April-scherz sein. Schade, daß ich ihn nicht gleich gestern zu sehen be-kommen habe."

Amalie ließ sich, wie vernichtet, in einen Sessel nieder. Fabian aber blickte nochmals hastig auf die Schrift, und machte sich bittere Vor-würfe, das Datum nicht früher beachtet zu haben.

Der Hausherr aber faltete das Blatt zusammen und steckte es ein. „Ich werde untersuchen! sagte er. Das Bubenstück soll nicht ungestraft bleiben."

Der junge Mann, welcher fühlte, daß seine Gegenwart nicht länger erwünscht sein könne, empfahl sich mit wenigen Worten der Entschuldigung. Da erhob sich Amalie schnell, bot ihm die Hand und sagte mit bebender Stimme: „Verzeihen Sie mir — wenn Sie können! Ich selbst freilich — kann mir nicht vergeben!"

Herr Rüdiger aber nahm Fabian's Arm, führte ihn durch die Zimmer, fand freundliche Worte für fein Bedauern, daß dem Gaste eine solche Unannehmlichkeit aus seinem Hause hervorgegangen sei, und be-gleitete ihn durch den Vorgarten bis an die Straße, mo^ er sich mit einem Händedruck von ihm verabschiedete.

Amalie aber saß in ihrem Zimmer, außer sich vor Beschämung und Groll, ja, ihre Ausregung war so innerlich, daß sie den heftig hervor-quellenden Thränen nicht wehren konnte. In welche Lage sah sie sich gebracht gegenüber einem Manne, von welchem Sie im Hause ihres Bruders zwar Gutes vernommen, den sie selbst aber bisher kaum gekannt hatte! Einen Theil der Schuld schrieb sie sich selbst zu, durch die zu rasche Entgegnung jenes Briefes. Aber sie hatte geglaubt recht zu thun, wenn sie einen Mann, von dem man mit Hochachtung sprach, mochte er auch vielleicht ein gelehrter Sonderling sein, nicht lange im Zweifel über ihre Gesinnungen ließ.

Jetzt hörte sie ein leises Geräusch, und als sie sich wendete, sah sie ihre etwa sechzehnjährige Nichte Doris, mit dem Ausdruck der An-öngstigung, auf der Schwelle stehen. „Was willst Du, liebes Kind?" fragte Amalie, indein sie sich zu fassen suchte.

„Um Gottesmillen — Tante! Du hast geweint! stammelte das junge Mädchen, selbst schon mit Thränen ringend. Hast Du Unangenehmes erlebt?"

„Wie kommst Du darauf? Es ist nichts."

«Ja, ja, es ist etwas geschehen! fuhr die Kleine, von Angst er-
griffen, fort. Ich habe den Onkel mit Herrn Heimrod bis an das Thor
gehen sehen, sie sahen so ernsthaft aus, und jetzt hast Du gemeint — ach
Tante! Ich kann es nicht verschweigen — ich bin daran schuld! Der
Brief — ich —!" Doris warf sich schluchzend vor Amalie nieder, und
verbarg ihr Gesicht auf deren Knien.
„Du wärst schuldig — Du?" fragte Amalie überrascht. „Nein,
Dorchen, das glaube ich nicht! Dich hat man jedenfalls nur —"
„Aber ich wußte darum, und konnte es nicht hindern. Ich habe
gebeten und gebeten, sie sollten es lassen, aber —"
„Fasse Dich, Dorchen! Hat Julius einen gemissen Brief ge-
schrieben?"
„Ja, er mar bereit dazu, und lachte."
„Aber der Plan dazu ist doch wohl in einem anderen Kopfe ent-
sprungen? Vielleicht war es — ?"
Dorchen nickte bejahend, noch ehe Amalie einen Namen ausgesprochen
hatte. „Also Franziska, nicht wahr? fuhr Amalie fort. Aber wie kam
sie denn wohl darauf, den Namen des Herrn Heimrod für einen so
häßlichen Scherz zu verwenden?"
„Weil er ein so pedantischer Mensch sein soll — stammelte Dorchen
unter Thränen — und weil sein Vorname Fabian so lächerlich wäre,
und — ich weiß nicht was Alles! Ach Gott, und nun war er hier, und
der Onkel weiß es auch, und Du, geliebte Tante mußt mich verachten!
Aber ich habe eine solche Furcht ausgestanden —"
„Beruhige Dich, liebes Kind! Ich hoffe, wir beide können noch
gute Freunde bleiben!" So fand Amalie, indem sie ihre Nichte tröstete,
die Fassung wieder, sich äußerlich zu geben, als wäre nichts geschehen.
Um so entschiedener begann der Hausherr seine Untersuchung. Daß
sein Töchterchen mit bei dem Schelmstück betheiligt sei, witterte er schon,
als er seines Neffen Handschrift erkannt hatte.
In der That war der Plan, Amalien einen Streich zu spielen, von
Franziska ausgegangen. In dem sonst immerhin recht hübschen Köpfchen
dieses jungen Mädchens vereinigten sich leider die gefährlichsten Eigen-
schaften, unter welchen Heimtücke und Bosheit sich nur zu häusig geltend
machten fund schadenfroh aus den Augen funkelten. Mit feinster Be-
rechnung mußte sie Kränkungen zu finden, um Amalien die Stellung im
Hause zu erschweren. Denn diese schöne, gefeierte Tante war ihr im
Wege. Wie konnte eine siebenundzwanzig Jahre alte Person sich unter«
stehen, noch schön und gefeiert zu sein, und als Vielummorbene den Glanz
des Hauses zu vertreten? Diese Rolle kam ihr selbst zu, ihr, der acht-
zehnjährigen Tochter des Hauses, und sie wollte dieses Recht um jeden
Preis durchsetzen. War es, bei der Vorliebe des Vaters, für seine

Schwester, schwierig, sie von der Schwelle zu vertreiben, so galt es, ihr
den Aufenthalt möglichst zu verleiden und sie so zu einem freiwilligen
Ausscheiden zu veranlassen. Leicht war auch das freilich nicht. Denn
außer an dem Hausherrn hatte Amalie auch an ihren beiden Neffen,
welche für sie schwärmten, einen Anhalt, andererseits mar sie eine zu große
und reine Natur, um auf die ihr zugedachten Bosheiten viel Werth zu
legen. Aber Franziska's Vater und ihre Brüder thaten es, und suchten
der Böswilligen oft genug den Kopf darüber zurecht zu setzen, ohne mehr
dadurch zu erzielen als Hohn oder lachenden Trotz. Hatte doch Franziska,
bei ihrem Mangel an Gemüth, auch zu ihren Brüdern kein anderes Ver-
hältniß, als das eines neckenden Herausforderns oder schadenfroher Lustig-
macherei. Der Vater freilich mar nicht selten schwach gegen sie, obgleich
er wußte, daß ihre zärtlichen Schmeicheleien immer auf einem geheimen
Plan beruhten, der aus ihrem Eigenwillen, ihrer Selbstsucht hervorging.
Das junge Mädchen mar, ihrem Charakter nach, unerziehbar, daher es
Amalie nach den ersten gescheiterten Versuchen aufgegeben hatte, ihrer früh
selbständigen Nichte Lenkerin oder Freundin zu sein. Wenn aber Amalie
von der Welt gefeiert und glücklich gepriesen wurde, so war doch ihre
Stellung im Hause ihres Bruders keine recht angenehme, und es gehörte
die ganze Selbstbeherrschung und Vornehmheit ihres Wesens dazu, sich den
täglichen Kleinkrieg nicht anfechten zu lassen.

Nach den freiwilligen Bekenntnissen der kleinen Doris bedurfte es
für den Hausherrn keiner Untersuchung mehr. Sein leichtfertiger Neffe
Julius stand zwar etwas verblüfft, als er die böse Sache entdeckt sah,
doch lachte er nur und nannte sie einen harmlosen Aprilscherz. Herr
Rüdiger aber, der auch sonst reichlich Grund hatte mit ihm unzufrieden
zu sein, entließ ihn aus seinem Comptoir, und verbot ihm, die Schwelle
seines Hauses ferner zu betreten. Auch Franziska leugnete nicht, daß sie
den Brief mit Hülfe eines Briefstellers aufgesetzt, und denselben Julius
zur Abschrift übergeben habe, ja es glänzte die unverhohlene Freude aus
ihren Augen, daß der Streich so gut gelungen. An etwas so Un>
gewohntes, wie eine Strafe von feiten ihres Vaters, glaubte sie nicht.
Diesmal aber war Herr Rüdiger streng. „Du wirst morgen mit mir ab-
reisen! sagte er. Ich werde Dich zu unserem Verwandten, dem Prediger
Gebhart in P. bringen — er nannte einen kleinen Ort in der Nähe von
Stettin — dort magst Du im Pfarrhause das Frühjahr herankommen
sehen. Vielleicht auch den Sommer — darüber soll noch bestimmt werden."
Franziska traute ihrem Gehör nicht. In die Verbannung sollte sie? In
ein solches Nest? Sie lachte, und wollte es als einen Scherz nehmen;
sie legte sich auf das Schmeicheln und Bitten, da sie erkannte, daß es
ernst gemeint fei; sie erklärte trotzig, daß sie bis morgen zu einer Reise
nicht gerüstet sei. „Es wird Alles bereit sein, entgegnete der Vater, und
nichts soll diesmal meinen Willen beugen!" Aber er erschrak fast über

den Ausdruck flammender Vergeltungslust, dem sein Blick in den Augen seiner Tochter begegnete.

Amalie seufzte und rourde sehr bedenklich, als sie von diesem Straf» gerichte des Hausherrn erfuhr. „Nimm das zurück, lieber Eugen!" sagte sie. „Wer weiß — es könnte Unheil daraus entstehen! Laß mich, ja — mich laß abreisen! Der kränkelnden Schwägerin in Königsberg werde ich willkommen sein, mährend Dein Hausstand jetzt auch ohne mich bestehen kann."

Herr Rüdiger mar nicht dieser Meinung, und erklärte, sie unter den jetzigen Umständen nicht loszulassen. Er bestand auf die Strafe für die Schuldigen, und Amalie wagte, beklommenen Herzens, keine weitere Einrede. Wo sie einen entschiedenen männlichen Willen erkannte, ließ sie, in der Fügsamkeit ihrer weiblichen Natur, jeden Widerspruch fallen.

Acht Tage waren seitdem vergangen. Fabian Heimrod hatte nichts von den Vorgängen im Hause Rüdiger erfahren, hatte es sich sogar versagt, auf seinen Spaziergängen die Thiergartenstraße nur zu streifen. Und doch waren seine Gedanken häusig da, wo ihm das erste Abenteuer seines Lebens zu Theil geworden, und er konnte nicht bereuen, sich in dasselbe begeben zu haben. Gern märe er einmal seinem ehemaligen Schüler Albert Rüdiger begegnet, wie es sonst so häufig geschah, wenn derselbe sich gegen Abend aus dem Comptoir in der Stadt nach dem väterlichen Hause begab. Dann kam es zuweilen zu einem kleinen Gespräch — aber seit einigen Tagen suchte Fabian Heiinrod mit den Augen vergeblich nach dem jungen Manne.

Da war es am Sonntag Vormittag, als Herr Rüdiger, der Vater, plötzlich in sein Zimmer trat. „Verzeihen Sie, lieber Freund, begann er, daß ich Sie auf meinen Gegenbesuch so lange habe warten lassen! Aber die Geschäfte, die sich auch nach einer nur zweitägigen Reise immer anhäufen —!" Und er erzählte ihm, wie er mit seinem Neffen verfahren sei, und welche Strafe er über seine Tochter verhängt habe. Fabian konnte ein peinliches Gefühl nicht unterdrücken, daß sein persönliches Eintreten den Anschlag entdeckt, sowie das Strafgericht veranlaßt habe, und sprach einige Worte des Bedauerns aus. Herr Rüdiger aber machte eine abmehrende Handbemegung und fuhr fort: „Sonst sind es die Söhne, welche den Vätern hie und da üble Erfahrungen bereiten, ich aber habe allen Grund, mit meinen Söhnen zufrieden zu sein. Albert ist, trotz seiner jungen Jahre, sehr gesetzt, thätig, ernst und anspruchslos, er ist in . seinem Charakter am meisten meiner Art und Weise verwandt. Heinrich, der jüngere, hat mehr von dem beglückend heiteren Wesen seiner unvergeßlichen Mutter. Angeregt, lebhaft, auf verschiedenen Gebieten gewandt und am geistigen Leben theilnehmend, betreibt er doch sein medicinisches Studium mit Eifer. Beide Söhne sind brav und wohl erzogen, und viel dabei verdanke ich Ihrem Unterricht und Ihrer Leitung, lieber Herr

Doctor! Was soll ich dagegen von meiner Tochter sagen? Wie kommt ein Charakter ohne Gemüthswärme, ohne innere weibliche Anmuth in meine Familie? Doch — lassen mir das! Sie haben mein Haus schon lange gemieden. Dürfen mir nicht hoffen, Sie wieder bei uns zu sehen?"
Heimrod wendete ein, daß es Fräulein Amalie nicht angenehm sein dürfte, gerade jetzt — aber Herr Rüdiger ließ ihn nicht ausreden. „Im ersten Augenblick, mag sein! rief er. In der ersten Stunde aber kann der unbehagliche Eindruck überwunden sein. Und je eher Sie kommen, desto eher wird der thörichte Zwischenfall vergessen."
Gar zu gern hätte Fabian gleich zugesagt, aber er fühlte, daß er sich zurückhalten müsse. „Ich passe so wenig in die große Gesellschaft —" begann er.
„Große Gesellschaft! siel Herr Rüdiger ein. Was denken Sie denn? Wenn wir uns einmal-verpflichtet fühlen, viele Leute bei uns zu versammeln, und Sie machen sich nichts aus der Menge, dann werden mir Sie gern verschonen. Aber unter unseren Freunden möchten wir Sie sehen, oder wenn es Ihnen lieber ist, nur in der Familie! Uebrigens — lassen Sie mich einmal ehrlich reden, lieber Heimrod! Sie sind zu jung, um sich zu vereinsamen. Ihre gelehrten Arbeiten können Sie auch bei einiger Theilnahme an der Gesellschaft machen. Ihrem äußeren Leben aber kann es nur von Nutzen sein, wenn Sie nicht nur viele Menschen sehen und kennen lernen, sondern auch unter ihnen gesehen werden. Sie dürfen nicht dauernd im Verborgenen sitzen. Wagen Sie sich, nicht nur mit Schriften, sondern auch persönlich in die Welt, in der Sie, ohne Schmeichelei gesagt, eine ganz gute Figur machen werden. Doch ich will nicht länger in Sie dringen. Das aber bitte ich mir aus, daß Sie mich als einen Freund betrachten, der Ihnen nicht nur dankbar ist, der sich Ihnen sogar verschuldet sühlt!"
Fabian Heimrod blieb in wechselnden Stimmungen zurück, zwischen freudiger Anregung und tiefer Niedergeschlagenheit. Der Eindruck Amaliens auf ihn war mächtig gewesen. Er durfte ihn nicht erneuern, denn er empfand, daß dieser erste Lichtstrahl, der aus Frauenangen in sein Inneres gedrungen war, ihm verderblich werden konnte, ja, verderblich, denn er erhellte und deckte schon mehr in seinem Herzen auf, als Fabian in sich geahnt hatte. Wie unbeholfen, trübselig, schulmeisterlich prosaisch kam er sich vor, gegenüber dieser einzigen Gestalt! Er hatte von früher Kindbeit gelernt, sich zu überwinden, ruhig vorüberzugehen an dem, was ihm nicht beschieden war, er hoffte auch diesmal darüber hinweg zu kommen. Ueberdies belehrte ihn ein Blick in seinen Kleiderschrank, daß seine äußere Erscheinung bisher von ihm sehr vernachlässigt worden war. Seinen alten Frack, und was dazu gehörte, hatte er neulich, ohne ihn näher zu betrachten, hastig angezogen, als er aber darin nach Hause kam, wurde ihm deutlich, daß das Alles doch überaus abgetragen und schäbig aussah.

ja es setzte ihn nachträglich in Verlegenheit, daß er sich so in der Villa Rüdiger gezeigt hatte. Seinen Kleidervorrath jetzt zu gesellschaftlichen Zwecken zu erneuern, dazu sah er keine Möglichkeit. Zwar hatte er sich ein Sümmchen erspart, und einen Augenblick dachte er frohlockend, dasselbe werde ausreichen — aber nein, das ging nicht, das durfte nicht sein! Denn dieses Sümmchen sollte zu einem Ferienausflug verwendet werden nach einem kleinen thüringischen Orte, wo seine Mutter, die Predigersmittwe, lebte, mit welcher er sein Einkommen theilte. Die alte Frau freute sich schon so lange darauf, ihren Sohn wieder zu sehen! Diese Freude durfte ihr nicht geraubt werden. Er bezwang sich, wußte die Thiergartenstraße durchaus zu vermeiden, und suchte auch seine Gedanken zu bezwingen.

So vergingen die Monate April, Mai, Juni, und jetzt verbreitete der Juli seine Gluthen über die ungeheure Straßen- und Häufermasse der Stadt. Wer es erschwingen konnte, verließ Berlin, und war es ihm nicht gestattet in den Alpen Luft zu schöpfen, so nahm er auch wohl mit einem Gebüsch und einer Wiese in der nächsten Umgebung fürlieb, um etwas freier zu athmen. Auch Fabian freute sich jetzt auf die Bergluft seiner Heimat.

Es mar etwa acht Tage vor dem Beginn der Schulferien, als er an einem Sonntage Albert Rüdiger in den Sälen des Museums begegnete. Schnell ging er auf ihn zu, verwunderte sich aber über das Erschrecken, welches der junge Mann bei seinem Anblick zeigte. „Was ist Ihnen, Albert?" fragte er.

„Verzeihen Sie — nichts!" entgegnete dieser, ohne doch einer Verwirrung Herr zu werden.

„Nichts? Sie wollen mir etwas verhehle». Ich selbst kann es doch nicht sein, der Ihnen einen Schreck einjagt. Oder — es ist doch bei Ihnen zu Hause nichts vorgefallen?"

„So missen Sie nichts? fragte Albert. Es ist doch sonst wohl darüber geredet morden?"

„Aber was soll ich denn missen? Reden Sie!"

„Kommen Sie Herr Doctor!" Albert nahm den Arm seines einstigen Lehrers und führte ihn durch die Galerie marmorner Götter und Heroen in einen der entfernteren Antikensäle, welche weniger besucht zu werden pflegen. „Wir haben in der Familie Hochzeit gehalten! begann Albert im Tone des Widerwillens. Franziska und Julius sind verheirathet!"

„So — so! Das ist mir neu," entgegnete Heimrod, ohne der Neuigkeit Gewicht beizulegen. Höchstens dachte er, Gleich und Gleich gesellt sich gern. „Aber — so fuhr er fort — das scheint Ihnen kein freudiges Ereigniß —"

„Schmachvoll ist es! Schmachvoll! rief Albert mit gedämpfter Stimme. Kurz — bald nachdem der Vater Franziska nach P. gebracht

hatte, wußte Julius sich in Stettin unterzubringen. Niemand von uns ahnte, daß die beiden heimlich einverstanden waren. Schon nach einigen Wochen verschwand Franziska aus dem Pfarrhause. Onkel Gebhart ließ es nicht an Nachforschungen fehlen, und entdeckte die Entflohene in Julius' Wohnung, wo sie sich schon seit mehreren Tagen häuslich eingerichtet hatte. Der Prediger schrieb meinem Vater, daß er Franziska nur unter der Bedingung, daß ihre Trauung mit Julius in spätestens vierzehn Tagen vollzogen würde, in sein Haus wieder aufnehmen werde, und daß er diese Trauung des verlaufenen Paares dem Vater zur Pflicht mache. Ich erzähle Ihnen nicht, welchen Eindruck diese Nachricht bei uns hervorrief, und was es meinem Vater innerlich kostete, seine Einwilligung zu geben. Indessen — Julius ist mündig und sehr wohlhabend. Der Vater reiste nach P. — allein, er wollte Keinen von uns mitnehmen. Es war keine lustige Hochzeit, wie Sie sich wohl denken können. Gleich nach der kirchlichen Einsegnung trat das leichtfertige Paar eine Reise nach Paris an, woher seit zwei Monaten noch keine Nachricht von ihnen gekommen ist. Hat sich diese Geschichte auch ganz in der Stille abgespielt, so mußte diese Art von Verheirathung nachträglich in Berlin denn doch auffallen, und was alles darüber gesprochen wurde und wird, ist mir nicht verborgen geblieben. Wirft man mir doch noch fast täglich die indiskretesten Fragen an den Kopf! Ich weiche scheu aus dem Wege, wo ich einem Bekannten begegne, und so auch erschrak ich fast vor Ihrer Begrüßung, Herr Doctor!"

Heimrod schwieg eine Weile, dann sagte er begütigend: „Nun es wird ja so Vieles vergessen! Und wenn die jungen Leute mit einander glücklich sind —"

„Glücklich?" siel Albert in wegwerfendem Tone ein. „Ich bin überzeugt, Franziska hat es nur aus Bosheit gethan! Es sollte dein Vater ein Aerger bereitet werden. Rücksichten kennt sie nicht. Julius mißsiel ihr freilich nicht, überdies hofft sie mit ihm machen zu können, was sie Lust hat. Eine Zeit lang werden sie jetzt herrlich und in Freuden leben, bis sie einander satt kriegen, und dann giebt es ein Ende mit Schrecken. Für uns vielleicht den neuen Anfang öffentlicher Unannehmlichkeiten. Für den Augenblick sind die Familienglieder dem Gerede ausgewichen, ich hüte allein das Haus. Hoffentlich darf ich, wenn der Vater seine Kur in Karlsbad beendet hat, die Tante und Dorchen in Thüringen aufsuchen."

„In Thüringen?" rief Heimrod in freudiger Ueberraschung.

„Ja. Eigentlich mar eine Reise nach Tnrol für späterhin geplant worden, aber da es unter den gegenwärtigen Umständen erwünscht war, Berlin zu verlassen, hat sich die Tante mit Dorchen nach Friedrichsroda aufgemacht, wo sie auch ein recht hübsches, ländliches Unterkommen ge-

funden haben. Heinrich will, sobald seine akademischen Ferien beginnen, von Leipzig aus auch dort eintreffen."

Der Doctor trennte sich bald von seinem Schüler. Friedrichsroda! Fabian fühlte sich wie von einem holden Schauer überrieselt. Dieser reizende Kurort, ein Lieblingsplatz der Berliner für die Sommerfrische, mar ja kaum eine halbe Stunde weit von dem Wohnorte seiner Mutter entfernt! Dort, in der schönsten Mußezeit, Amalien so in der Nähe zu wissen —! Aber dann wieder — da er den festen Vorsatz gefaßt hatte, ihren Anblick zu meiden — durfte er sich denn noch in diese Nähe wagen? Eigentlich, meinte er, müßte er seinen Neiseplan aufgeben oder verändern. Aber freilich mar er dort immer noch weiter von ihr entfernt, als in Berlin, denn von seiner Wohnung nach der Thiergartenstraße hatte er eine halbe Stunde zu gehen. Und dann — er brauchte ja seine Spaziergänge nicht nach der Richtung gegen Friedrichsroda einzuschlagen! Er wollte darin ganz fest bleiben. Und dennoch war er in sehr glücklicher Stimmung, als er am ersten Ferientage nach Thüringen abreiste. —

Der kleine Ort, in welchem seine Mutter lebte, war halb Dorf halb Flecken, und lautete auch auf „Nöda" aus, wie so viele andere dieser Gegend. Die Pfarrerswittwe wohnte bei einer Familie, die nur entfernt mit ihr verwandt, aber um so näher befreundet war, und in welcher sie, da es noch junge Leute waren, die Tante genannt wurde. Sie bemirthfchafteten einen kleinen Grundbesitz, der ihnen ein mäßiges Einkommen gewährte. Wenn Fabian Heimrod seiner Mutter oft genug vorgeschlagen hatte, bei ihm in Berlin zu leben, so mußte sie das doch in freundlicher Weise abzulehnen. Sie scheute sich vor der ihr fremden großen Stadt, und andererseits fürchtete sie, ein solches Zusammenleben könnte ihren Sohn an einer Verheirathung hindern, welche sie für ihn doch so herzlich wünschte. Der Doctor stand ja mit den, Vetter Lorenz auf so gutem Fuße, daß man seinem Besuche immer gern entgegen sah, und für seine Ferienzeit ein Stübchen im Hause für ihn stets bereit stand. So wurde er auch diesmal als Gast fröhlich willkommen geheißen. Er erfuhr, daß der Vetter noch in diesem Herbst „anbauen" lassen wollte. Denn der Sommerbesuch der Fremden dehnte sich bereits bis hierher aus, und da sein Häuschen eine sehr reizende Lage hatte, war es längst mit begehrlichen Blicken betrachtet worden, und da es auch an Anfragen um ein Unterkommen nicht fehlte, wollte er sich einen solchen Vortheil nicht entgehen lassen.

Als, ein paar Stunden nach Fabians Ankunft, Mutter und Sohn allein im Garten plauderten, begann diese: „Da fällt mir ein, daß ich neulich mit einer Berliner Familie schon von Dir gesprochen habe. Ich hatte etwas mit Lorenzens Schwester in Friedrichsroda zu verhandeln. Bei ihr aber wohnt eine Gesellschaft von wunderschönen Leuten: Eine noch junge Tante, ein allerliebstes junges Mädchen, und zwei junge Herren.

Btto Roquette in Darmstadt.

Als sie meinen Namen hörten, fragten die Letzteren gleich, ob ich mit ihrem früheren Lehrer verwandt sei? Und dann begrüßten mich Alle sehr liebenswürdig. Aber sie schalten ein wenig auf Dich, daß Du mit dem Hause Rüdiger auch garnichts mehr zu thun haben wolltest! Jetzt aber, auf dem Lande hofften sie Dich öfter zu sehen, ja, die jungen Herren fügten hinzu, daß, wenn Du nicht von freien Stücken nach Friedrichsroda kämst, sie Dich in einigen Tagen herüber holen würden. Warum hast Du in Berlin dicse Bekanntschaft nicht festgehalten? So etwas läßt man sich doch nicht entgehen!"

Fabian fühlte sich innerlich erschreckt und doch von heimlicher Freude berührt. Und — werkwürdig! seine gute unschuldige Mutter mußte es sein, die ihn auf das verführerische Ziel wieder hinmies. Er fühlte, daß man mit seinem Verstände in immer neuen Kampf geräth, wenn das Herz einmal anfängt auf sein Recht zu pochen. Er wollte Amaliens Anblick fliehen — ja, er beschloß es auch jetzt noch — und doch klopfte sein Herz lebhafter, wenn er an die Möglichkeit dachte, ihr hier zu begegnen. Doch wollte er sich nicht verrathen, und wußte der Mutter gegenüber einige Gründe für seine Zurückhaltung zu finden.

Wie er sich vorgesetzt hatte, lenkte er in den nächsten Tagen seine Spaziergänge auch wirklich nach einer Gegend, in welcher die Besucher von Friedrichsroda nicht zu erwarten waren. Aber eine Unruhe überkam ihn, er fand hier die Wälder ganz reizlos, die Ausblicke ohne jede Anziehung. In der entgegengesetzten Richtung war ja Alles viel schöner! Am dritten Tage hielt er es nicht mehr aus. Zwar verließ er den Ort noch nach der früher gewählten Seite, dann aber lenkte sein Fuß fast unwillkürlich ab und auf einem Umwege und Bogen über den Berg hinüber. Schon fand er gepflegtere Pfade, Anlagen bei Aussichtspunkten und Bänke zum Ausruhen. Behutsam um sich spähend, wie Einer, der sich auf verbotenen Wegen befindet, schritt er langsam weiter.

Da drangen Töne an sein Ohr, und wie ertappt, blieb er stehen und lauschte. Es war Gesang, mehrstimmig, und klang wie mohlgeübt und eingeschult. Wo mochten diese Klänge, die so herrlich durch den Wald herauf wehten, herkommen. Fast auf den Zehen schlich er sich der Richtung des Gesanges entgegen. Der Pfad führte abwärts. Auf den Bänken, die er ab und zu fand, war niemand zu finden. Da kam eine Lichtung — und wie er hinunter blickte, prallte er zurück, denn nicht fern entdeckte er im Schatten einer breitästigen Buche auf der abgesenkten Waldmiese gelagert, die Gruppe der Sänger, und er erkannte sie als Diejenigen, denen er entfliehen wollte und die er zugleich suchte. Aber wie er mit pochendem Herzen stand und dem Gesänge lauschte, wurde dieser plötzlich durch einen lauten Ausruf unterbrochen. Denn auch der Späher mar entdeckt worden.

„Doctor Heimrod! Ja, ja, er ist es!" rief Albert Rüdiger auf-

springend und ihm entgegeneilend. Heinrich folgte mit gleich freudigem
Willkommensruf. „Jetzt haben mir Sie einmal fest, um Sie nicht so
leicht wieder los zu lassen!" Sie nahmen den nicht mehr Widerstrebenden
bei den Händen, und führten ihn den Damen zu. Es mar das erste
Mal seit jener peinlichen Stunde im April, daß er Amalien miedersah.
Sie hatte Weltton genug, sich unbefangen zu geben und ihn als Bekannten
zu begrüßen, zumal ihre Neffen sich des Wiedersehns so lebhaft freuten.
Dorchen freilich saß, im Gefühle einstiger Mitschuld, etwas beängstigt da
und wagte kaum, die Augen gegen ihn aufzuschlagen.
Es mar ein schöner Aussichtspunkt in das Thal und auf die Berges-
höhen, vor welchem die Gruppe sich gelagert hatte. Aber was galten
Fabian Heimrod alle Reize der Umgebung gegen den Anblick Amaliens,
die in ihrem einfachen Sommerkleids heut so schön und vollendet in seiner
Nähe saß ! „Sie sind in dieser Gegend so gut wie zu Hause, begann sie,
und missen uns die Namen der Höhenzüge zu nennen. Dort ist ja wohl
der Jnselsberg? Aber auf jener Seite —s"
Fabian gerieth in Verlegenheit, denn er hatte sich eigentlich wenig
um die Bezeichnung der Berggipfel gekümmert. Aufs Gerademohl brachte
er einige Namen hervor, mußte sich aber für seinen mangelnden Ortssinn
auslachen lassen, und lachte selbst mit, denn die Gäst« hatten sich bereits
besser umgethan, als er selbst bisher für nöthig gehalten. „Ich hörte
vorhin vierstimmigen Gesang, sagte ex darauf, das Gespräch ablenkend.
Wäre es unbescheiden von mir, wenn ich um eine Fortsetzung bäte?"
Man machte keine Umstände, und sang ein Volkslied, welches, wenn
immer musikalisch gesetzt, doch in Wort und Weise der natürlichen Um-
gebung entsprach. Und als man es beendet hatte, rief Heinrich: „Jetzt,
Tante, singe allein etwas! Deine Stimme übertönt ja doch die uns'rigen,
und ist die Hauptsache. Sie wird hier auch ohne Begleitung prachtvoll
klingen!"
Amalie sah den Sprecher lächelnd an, und warf ihm, wie zur Strafe
für seine Schmeichelei, eine Kleeblüthe an den Kopf. Aber sie ließ sich
nicht nöthigen, und sang ein Lied, das, so kunstlos es war, doch den
wunderbaren Wohlklang ihres Gesanges austönen ließ. — Fabian fühlte
sich durchrieselt und durchschauert. Die Macht des Gesanges ging ihm
wie eine Offenbarung innerlich auf, und hören und zugleich schauen vereinte
sich ihm gleichsam zu einem Erlebniß des erhebendsten Glückes. Aber
leider sollte die weihevolle Stimmung, in welcher die kleine Gesellschaft
lauschte, unterbrochen werden. Denn als Amalie geendet hatte, erscholl
lautes Händeklatschen vom Wege über ihnen. Eine Gruppe anderer Zu-
hörer hatte sich dort eingefunden, und glaubte Beifall spenden zu müssen.
Mit dem Singen war es nun zu Ende. Die jungen Männer äußerten
sich ungehalten, daß es auch in den Bergen keine Waldeinsamkeit gebe,
darin man ungestört sür sich leben und singen könne. Amalie erhob sich

und die Nebligen folgten. Fabian aber griff hastig in das Gras, und
steckte verstohlen etwas in die Tasche. Es war die Kleeblüthe, welche Amalie
gepflückt, ihr Neffe aber, als ein werthloses Gut, hatte liegen lassen.
Es bedurfte jetzt keiner langen Ueberredung, um Fabian zur Be-
gleitung zu veranlassen. Die freie, schöne Natur, die ungebundene
Stimmung der Jugend, dazu die Nähe Amaliens, wirkten zusammen,
auch den Doctor aus seinem Rückhalt hervorzulocken. Amalie erkannte in
ihm einen hochgebildeten jungen Mann, mit dem sich eine Unterhaltung
über künstlerische Dinge nicht nur führen ließ, aus dessen Gespräch sogar
Anregung und Belehrung zu gewinnen war. Lag die Musik ihm ferner,
so war Amalie mit ihm einverstanden, daß er diese lieber anhören, als
darüber reden mochte. Noch mehr verwandte Ansichten stellten sich zwischen
ihnen heraus in der bildenden Kunst und in der Literatur, so weit der-
gleichen schon berührt wurde. Man sprach mit Eifer über allerhand
Schönes und Großes, und zwischendurch wurde gescherzt und gelacht.
Fabian Heimrod wußte in Alles einzustimmen. Er, der sich sonst in der
Gesellschaft, mehr für linkisch und ungewandt hielt, als er es in der That
war, sühlte sich heute so frei und glücklich, daß sein Benehmen und Ge-
spräch ihn zum wirklich angenehmen Begleiter machte. Den beiden Neffen
Amaliens stand es fest, daß dem Familienkreise durch ihn der erwünschteste
Zuwachs gekommen, und daß der engere Verkehr mit ihn: in diesen Tagen
dauernd zu erhalten sei, und wenn er mit Gemalt erobert werden müsse.
Fabian aber fühlte sich innerlichst ergriffen, als beim Abschied in Friedrichsroda
auch Amalie ihm die Hand reichte, und lächelnd sagte: „Auf baldiges
Wiedersehn!"
Albert und Heinrich hatten nicht nöthig mit Gewalt gegen ihren
ehemaligen Lehrer vorzugehen, denn dieser nahm die Aufforderung Amaliens
"sv 'Mist, Hak Ä>sich^chött^am anderen Morgen in Friedrichsroda wieder
einstellte. Er wurde mit Frevde begrüßt, und sogleich zu einem Ausflug
für den ganzen Tag gewonnen.
Und nun begann eine glückliche Zeil^ur Fabian Heimrod. Jeder
Tag wurde zum Feste, eins immer schöner alsXdas andere. Wanderungen,
Ausflüge zu Wagen reihten sich an einander, es^erstand sich ganz von
selbst, daß er alle Genüsse des sommerlichen Landlebens theilte, denn er
gehörte schon zum Familienkreise, ja, er wurde für diest-Leit fast wie das
Haupt derselben angesehen. Amalie blieb sich in ihrem ftMndschaftlichen
Betragen gegen ihn immer gleich, und das Bedeutende ihrer^Persönlichkeit
wirkte auf ihn so bestimmend, daß auch er die SchrankeirVeines
freundschaftlichen Verkehrs nicht überschritt. Das Peinliche ilM5 erste"
Begegnung schien völlig überwunden. Auch bei Dorchen, die im tauchen
Verkehr ganz unbefangen gegen ihn geworden war.
Als der Doctor sich eines Tages im Garten von seiner Mutter ver-
abschiedete, um den gewohnten Weg zu gehen, sprangen die jungen Männer

vergnügt herein, um ihn zum Spaziergang abzuholen. Sie berichteten, daß auch die Tante und Dorchen mitgekommen, und draußen am Wege warteten. Die Frau Pfarrerin blickte über den Staketenzaun, und als sie die Damen erblickte, schritt sie durch die Gartenthür, und bat dieselben, ein wenig bei ihr auszuruhen. Sie folgten der Einladung, und Alle nahmen in einer Laube Platz. „Was könnte ich Ihnen zur Erfrischung anbieten?" sagte die Frau Pfarrerin nach einer Weile. Aber vielleicht steht es vor uns! Sie mies auf einen prachtvollen, breitästigen Baum mit köstlichen Frühäpfeln, goldgelb und rothbackig, dessen Zweige sich unter ihrer Last senkten. „Die Aepfel sind reif und sehr zu empfehlen," fuhr sie fort. „Sie sollen dieser Tage abgenommen werden. Wie wäre es mit einer kleinen Vorernte s Wenn die jungen Herren ein wenig schütteln wollten — sie würden die Geschichte von dem ‚guten Apfelbaum' selbst erleben!"

Heinrich und Albert ließen sich das nicht zweimal sagen, jeder ergriff einen Ast und schüttelten, und ein goldener Regen von Früchten siel über sie. Jnbelnd wie die Buben sprangen sie einsammelnd im Grase umher, auch Dorchen betheiligte sich daran, und selbst der Doctor vergaß seine Würde so weit, daß er dazmischenfuhr, und sich mit Heinrich um den größesten der Aepfel förmlich balgte. Er war so glücklich, ihn zu erobern und seine Beute Amalien zu überreichen. Sie lachte, nahm aber das Geschenk an, und scheute sich nicht, gleich den Anderen fröhlich einzubeißen. „Nur hübsch eingepackt, was nicht verzehrt werden kann!" sagte die Mutter. „Alle Taschen voll!" Sie legte selbst Hand an, die Ernte in den Taschen ihrer Gäste unterzubringen, und bedauerte, endlich keinen Platz mehr dafür zn finden. Diese Bemirthung der Frau Pfarrerin, einfach, natürlich und fast mütterlich, machte auf die Gesellschaft den freundlichsten Eindruck. Auch ihre Persönlichkeit gesiel Allen. Sie mar eine hohe schlanke Gestalt, und ihr Wesen zeigte die angeborene Anmuth, welche auch dem Alter bewahrt bleibt. Als man sich verabschiedete, konnte Amalie den Wunsch nicht unterdrücken, die Frau Pfarrerin möchte an dem Spaziergange theil-nehmen. „Ich wollte es wohl, entgegnete diese lächelnd, muß aber dankend darauf verzichten. Die jugendlichen Füße der Großstädter sind an weite, Wege gewöhnt, und wünschen dieselben auf dem Lande erst recht auszu-dehnen. Wir ländlichen Leute sind darin nicht so geübt, da man zu Hause bleibt, wenn man sich eine gute Stunde machen will. Und gar Berg-pfade zu steigen vermag ich garnicht, obgleich ich von Bergen umgeben bin. Wenn Sie sich aber miteinander unterwegs gut unterhalten, dann werde ich mit meinein Herzen unter Ihnen sein!"

Aber die heutige Ablehnung sollte nicht ein für allemal gelten. An einem der nächsten Tage wurde ein Wagen für einen weiteren Ausflug genommen, und die alte Dame ließ sich überreden, unter den sechs Personen, die sich darin zusammenpackten, Platz zu nehmen.

In diesen Tagen harmlos fröhlichen Lebensgenusses tras ein Brief des Herrn Rüdiger ein, welcher die Seinen stutzig machte. Sie lasen eine etwas getrübte Stimmung daraus und vielleicht noch mehr, was der Vater verschweigen wollte. Albert, der immer pflichtgetreue, erklärte sich sofort bereit, mit dem nächsten Zuge nach Berlin zurückzureisen. Eigentlich waren die Uebrigen auch dazu entschlossen, doch vereinbarte man sich, den Vater nicht zu überraschen, sondern erst einen Brief von Albert zu erwarten, sich aber inzwischen zum Aufbruch zu rüsten.

Als Fabian davon erfuhr, spukten die Schauer des Abschiedes schon beängstigend bei ihm vor. Wirklich gestaltete sich das Beisammensein in den nächsten Tagen nicht mehr so frei und unbefangen. Da gab ein Brief von Albert die entscheidende Wendung. Dem Vater sei die Kur in Karlsbad doch nicht so gut bekommen, als es zuerst den Anschein gehabt, so schrieb er. Sein Gemüth leide überdies durch das Betragen Franziskas, welche seit ihrer Verheirathung, also seit fast vier Monaten, noch nicht ein einziges Mal geschrieben habe. Ablenkung seiner trüben Gedanken und Zerstreuung würden dem Vater gewiß gut thun, und darum sei zu rathen, daß Alle, besonders die Frauen, ihm wieder Gesellschaft leisteten. — Damit war auch bei Amalie, Doris und Heinrich der Beschluß zur Abreise gefaßt, welche am nächsten Morgen stattfinden sollte. Sie sagten dein schönen Thal, den Wäldern und Bergen, in welchen sie so lange umhergemandert, Lebewohl, sowie dem Freunde, den sie hier gewonnen hatten. „Nicht wahr, Herr Doctor, so wendete sich Amalie beim Abschied an ihn, Sie werden unser Haus in Berlin nun nicht mehr, wie früher, vermeiden, sondern den freundschaftlichen Verkehr mit uns fortsetzen. Versprechen Sie es?" Er versprach es, und war nahe daran, ihre ihm dargereichte Hand an seine Lippen zu führen, doch faßte er sich, und ließ es bei einem Händedruck bewenden.

Wie einsam war es nun um ihn her geworden! Er konnte sich in die Lage kaum finden, jetzt allein auf den Pfaden umherstreifen zu müssen, die er in Amaliens Begleitung gegangen war. Am liebsten märe er gleich mit, oder hinterher gereist, und hätte den Rest seiner Ferien in Berlin zugebracht! Aber es fiel ihm aufs Gemissen, daß er in diefer glücklichen Zeit seine gute Mutter doch sehr vernachlässigt hatte, und so sollte die letzte freie Woche ihr allein gewidmet sein. Er durfte sein Gewissen beruhigen. Die Mutter war zufrieden, daß er sich von seinen Studien in freier Muße erholte, und schon ein ganz anderes Aussehen zeigte, als bei seiner Ankunft. Und was sie sonst während seines täglichen Verkehrs mit den Berliner Freunden beobachtet hatte, stimmte sie günstig genug — bis zum freudigen Herzklopfen. Aber die Pfarrerin mar eine kluge Frau, und wollte nicht bemerkt haben, was ihn innerlich bewegte. Kam das Gespräch mit ihm auch häusig genug auf die Familie Rüdiger, so hütete sie sich doch, ihre Vorliebe für Amalie zu betonen, sondern hielt sich in

den Grenzen der Anerkennung Aller. Sie wollte nichts berühren, was
wohl noch nicht spruchreif sein mochte, und wußte, daß Fabian ihr, als
der Ersten, sein Vertrauen schenken würde, sobald von wirklichen Hoffnungen
und Lebensplänen die Rede sein könne.
Acht Tage darauf saß Fabian wieder auf dem Katheder vor seinen
Primanern. Schon gestern, gleich nach der Ankunft, zog es ihn in das
Haus Rüdiger; aber allerhand Geschäfte seines Berufes hinderten ihn an
der Ausführung feines Wunsches. Heut aber, gegen Abend wollte er ein
Wiedersehen feiern — oh, ihn däuchte, es mären Jahre der Entbehrung
feit dem Abschied vergangen!
Allein schon Vormittags gegen ein Uhr stürzte Albert Rüdiger in sein
Zimmer, blaß, aufgeregt, kaum der Sprache mächtig. „Um Gottes Willen,
was ist Ihnen begegnet? rief Fabian. Doch kein Unglück in Ihrem
Hause?"
„In unserem Hause, hier in Berlin — nicht! Aber dennoch in
unserer Familie —! entgegnete Albert, nach Fassung ringend. Noch weiß
es Niemand, außer mir — Ihnen aber muß ich es entdecken! Sie können
vielleicht rathen! Oh, es ist schändlich, unwürdig, infam! Daß uns —
uns dergleichen treffen muß!"
„Sammeln Sie sich, lieber Albert! Was ist geschehen?"
„Es betrifft —" Der junge Mann glühte vor Scham und Er-
bitterung, und zögerte einen Augenblick, die Mittheilung zu machen, die
ihm doch auf den Lippen brannte. „Kurz — rief er endlich: Meine
Schwester und ihr Mann sind nicht mehr in Paris. Julius ist mit einer
Tänzerin davongegangen. Franziska aber — hat man zu Monaco an
der Spielbank, am Arme eines fremden Herren, gesehen!"
„Ist diese unglückliche Nachricht auch wohl begründet?" fragte der
Doctor.
„Sie kommt von der glaubwürdigsten Seite. Ein Freund von mir,
der unsere ganze Familie genau kennt, hat mir das Schreckliche mit-
getheilt. Er wird gegen Andere darüber schweigen. Eine Reise führte
ihn nach Paris. Dort wollte er Julius und Franziska besuchen. Aber
er erfuhr — was man in deutschen Kreisen längst wußte, daß Julius ein
Leben für sich führte, und sich um seine Frau nicht kümmerte. In Monaco
aber hat mein Gewährsmann Franziska niit eigenen Augen gesehen!
Sogar ansprechen wollte er sie — aber sie wich ihm aus. Was ist aus
der Unglücklichen geworden? Wie könnte man sie retten — wenn es noch
möglich ist?"
„Fassen Sie sich, lieber Freund! Wenn diese Gerüchte den Ihrigen
nicht zu Gehör kommen sollten, muß sehr behutsam nach den Thatsachen
gespürt werden. Julius ist Ihr Vetter — ich kenne seine Verhältnisse
nicht, doch hat er ja wohl einen Bruder in Hamburg?"
„Die Verwandtschaft ist von ziemlich wsit her, entgegnete Albert.

Der Kaufmann Barthold Matthiessen ist ein Vetter meines Vaters, und schickte seinen wohl zwanzig Jahre jüngeren Stiefbruder zu uns, weil — er im Geschäft nichts mit ihm anzufangen wußte. Julius ist sehr wohlhabend und Herr seines Vermögens, hat dasselbe aber im Geschäft seines Bruders stehen lassen. —"
„So schreiben Sie an Barthold Matthiessen, sagte Fabian. Lassen Sie die Gerüchte bei Seite, und fragen ihn, wohin Julius und Franziska — „und Franziska" — vergessen Sie das nicht — sich von Paris aus gewandt hätten? Es wäre lange keine Nachricht von ihnen gekommen — stilisiren Sie das etwas diplomatisch, ohne etwas von Besorgnis; einfließen zu lassen. Nur um das Eine bitten Sie Herrn Barthold, daß er seine Antwort nicht an den Vater, sondern an Sie richte!"
Albert fühlte sich durch diesen auf der Hand liegenden Rath schon einigermaßen erleichtert, und beschloß ihn zu befolgen. „Aber bester Herr Doctor! fuhr er fort, lassen Sie die Sache noch unser Geheimniß bleiben! Nicht der Vater, noch die Tante darf fürs Erste davon erfahren, auch Heinrich nicht, denn bei seiner studentischen Lebhaftigkeit konnte er etwas beginnen. —"
„Veilassen Sie sich auf mich!" unterbrach ihn Heimrod. „Wenn Ihr Gewährsmann schweigt, soll vorerst nichts Beunruhigendes in Ihr Haus dringen. Es liegt mir selbst mehr daran, als Sie glauben —" Fabian unterbrach seine Rede, und wendete sich ab, denn es kam ihm vor, als ob er plötzlich erröthete. Und er wollte seinen Schüler nicht ahnen lassen, daß er noch ein besonderes Geheimniß vor dem Hause Rüdiger im Herzen trage.
Als er gegen Abend über die Schwelle schritt, die er seit jenem unglücklichen April - Briefe nicht wieder betreten hatte, geschah es zwar mit freudiger Bewegung, aber nicht mit jenem Sturmschritt der Gefühle, zu welchen ihn gestern noch die Hoffnung angetrieben hatte. Alberts Nachrichten stimmten ihn ernster und gaben ihm die Fassung, seine Herzenswünsche noch in Schranken zu halten. Er wurde wie ein Freund empfangen, ja, der Hausherr dankte ihm sogar, daß er sich der Seinigen so gütig „angenommen habe!"
Brachte der Spätsommer nur auch noch heiße Tage, die drückend über der großen Stadt lasteten, der Glückliche fühlte ihren Druck nicht, denn die Abende wurden länger, und fast an jedem war er Gast des Hauses Rüdiger. Man vermißte ihn ungern, wenn er einmal im Familienkreise fehlen mußte. Man hörte ihn gern vmlesen, und zur Belohnung für seine Bemühungen empfing er dann einige Lieder und Gesänge von Amalien. Jetzt, da sie am Clavier größere Stücke sang, lernte er erst die Macht ihrer Stimme und die Kunst ihres Vortrages kennen, und saß gebannt von dem Zauber, den sie über ihn ausübte.
Eines Abends mußte ihin Albert beim Abschied ein Papier in die

Hand zu stecken, welches er zu Hause entfaltete. Es war die Antwort
des Herrn Barthold Matthiessen. Er wisse, schrieb der Kaufmann, leider
so gut wie nichts von den jungen Ehegatten, nur, daß sie Paris bereits
verlassen hätten und ihre Reise nach Italien gegangen sei. Julius ver-
brauche mehr Geld als billig. Der letzte Creditbrief sei nach Rom ge-
richtet worden. Ueber persönliche Dinge habe er noch keine Kunde gegeben.
Den Flüchtlingen weiter nachzuspüren mar nun schmierig, und Heimrod
wußte keinen anderen Rath als abzuwarten, bis sie sich selbst etwa
meldeten, oder der Zufall eine Nachricht von ihnen brächte. Aber, daß
diese Unkunde über Franziska das Gemüth des Hausherrn bedrückte und
ihm Sorgen erweckte, ja, daß die besorgte Stimmung sich der ganzen
Familie mittheilte, mar nicht zu verkennen. Das einst so gefellige Haus
verschloß sich der Geselligkeit fast ganz. Amalie lehnte jede Betheiligung
an öffentlichen musikalischen Aufführungen ab, die für den Winter in
Aussicht standen. Man ging in diesem Zurückziehen aus dem lebhafteren
Verkehr vielleicht zu weit, aber man hatte die Lust daran verloren, und
es kam dazu die Furcht vor einem neuen öffentlichen Lärm, der etwa be-
vorstehen könnte. Denn Franziskas Schweigen mußte etwas zu bedeuten
haben. Für Fabian Heimrod erwuchs aus dieser Zurückgezogenheit der
Vortheil, daß sein Verhältnis zur Familie ein um so engeres wurde, und
man in dem täglichen Gaste den Freund sah, dessen ablenkende und an-
regende Unterhaltung man kaum noch entbehren konnte. Wie oft drängte
ihn sein Herz, Amalien zu bekennen, daß er ihr mehr zu sein wünschte,
aber er schauderte zurück vor der Möglichkeit, daß sie seine heißeren
Wünsche nicht theilen könnte. Denn was mar er, was konnte er ihr bieten?
Und ihr Betragen gegen ihn blieb sich immer gleich, freundlich, aber in
keiner Weise ihn zu einem Bekenntnisse ermuthigend. Nein, nein! Dieses
Verhältniß der Freundschaft war zu schön und beglückend, als daß er es
durch einen überstürzenden Schritt hätte erschüttern mögen.

Einmal empfing Amalie den Gast allein im Familienzimmer, da die
Uebrigen sich noch nicht versammelt hatten. „Ich habe heute eine mehr
erheiternde Dichtung für unsere Vorlesung gewählt, begann sie, um die
Sorgen unseres lieben Hausherrn ein wenig abzulenken. Was soll ich es
verschweigen — Sie selbst werden ja beobachtet haben, daß er, daß wir
Alle, Sorgen zu bekämpfen haben, und ich brauche Ihnen die Ursache
nicht zu erklären. Wir haben unseren Kreis enger gezogen, weil wir
Fragen und Anspielungen der Leute aus dem Wege gehen wollten, ja
mir witterten hinter manchem vielleicht bedeutungslosen Worte, Andeutungen,
die uns vermuthen ließen, die Leute müßten über unsere Familie mehr
als mir selbst. Eine solche Vermuthung hat sich mir heute bei einem Aus-
gange wirklich bestätigt. Ich sprach eine Dame, welche kürzlich in Rom
gewesen ist. Sie hat Julius dort gesehen. An seinem Arm ging aber
nicht seine Frau, sondern — eine Andere, die man als eine Pariser

Tänzerin bezeichnete. Wo ist inzwischen Franziska geblieben? Dahinein
Bruder bereits darüber etwas misse, bezweifle ich, denn vom sorgenvollen
Brüten würde er längst zum raschen Handeln übergegangen sein. Aber
was soll man thun? Wäre nur eine Spur von ihr zu entdecken —"
„Mein, gnädiges Fräulein! unterbrach sie Heimrod: Wenn eine solche
Spur sich zeigt, so rechnen Sie ganz auf meine Hülfe! Wählen Sie mich
zum Vermittler! Lassen Sie mich handeln, wo es dem Vater vielleicht
zu schmerzlich märe! Allein — was ängstigen Sie sich schon? Was wir
bis jetzt wissen — es klingt ja beunruhigend, kann aber noch — ohne
Lärm und Aufsehen einer günstigen Lösung entgegen gehen. Und ich
wiederhole, daß ich mich ganz in Ihren — in den Dienst Ihres Hauses
stelle, und von ganzem Herzen wünsche, darin zu Ihrer Zufriedenheit
handeln zu dürfen!"
„Vielleicht muß ich Sie einst beim Worte nehmen! sagte Amalie,
indem sie ihm die Hand reichte. Und dann werde ich die Zuversicht
hegen, daß ich unsere Sache dem zuverlässigsten Freunde anvertraut habe!"
Dorchen trat in das Zimmer, und bald sammelten sich die übrigen
Familienmitglieder. Fabian aber las heute in gehobenster Stimmung vor,
und wußte dieselbe der ganzen Gesellschaft mitzutheilen, so daß an diesem
Abend mehr gelacht wurde, als seit lange, und selbst der Hausherr sich
zum Scherzen aufgelegt fühlte. —
Es ging schon stark in den Winter hinein und die Schneeflocken
wirbelten durch die Straßen, als Fabian eine Genugthuung empfing, die
ihn um so mehr erfreute, als er eines solchen Falles garnicht gewärtig
gewesen. Er hatte, als junger Gelehrter, so manche kleinere Arbeit ge-
schrieben, und dieselbe in philologischen und archäologischen Zeitschriften
veröffentlicht. Es war die Thätigkeit seiner früheren Einsamkeit. Cr
gab jetzt schon nicht mehr viel darauf, und, bescheidenen Sinnes wie er
war, hatte er weder im Hause Rüdiger, noch sonst von diesen Dingen
gesprochen. Aber in gelehrten Fachkreisen war man auf ihn aufmerksam
geworden. So empfing er jetzt die Anfrage, ob er zu einer akademischen
Lehrthätigkeit an der Universität zu H. geneigt sei? Es war noch keine
förmliche Berufung, sondern vorerst eine vertrauliche Anfrage. Denn, so
schrieb der Dekan der Facultcit, der bisherige Vertreter seines Faches, ein
sehr alter Herr, sei noch im Amte, man wisse aber, daß er demnächst seine
Pensionirung beantragen werde. Der Professor habe selbst die Blicke auf
Fabian Heimrod, als seinen Nachfolger hingelenkt, doch wäre demselben
eine persönliche Bekanntschaft und Besprechung sehr erwünscht. Die Be-
rufung sei von dem Erfolg derselben übrigens ganz unabhängig, könne
vielmehr für gesichert gelten, wenn er sich für einen Lehrstuhl gerüstet und
von andern Verpflichtungen frei erkläre. — Fabian fühlte sich durch dieses
Anerbieten sehr beglückt und erhoben, seine Zukunft stand plötzlich in
schönerem Lichte vor ihm, seine Hoffnung beflügelte sich, und so mar er

Der zweite Brief,
entschlossen, seine Zusage zu geben, und seinen Besuch für die ersten Tage der Weihnachtsferien anzukündigen. Vorher aber hatte er sich mit seinem Gymnasial - Director zu verständigen. Dieser bedauerte zwar, ihn zu verlieren, konnte aber seinen Entschluß nur billigen und ihm zu einem erweiterten und höheren Wirkungskreise alles Glück wünschen.
Es war noch eine Woche bis zum Beginn der Weihnachtsferien. Daß Fabian das Fest im Hause Rüdiger verleben sollte, mar längst ausgemacht worden, jetzt aber wurde ihm zweifelhaft, ob sein auswärtiges Geschäft es ihm gestatten werde. Von seiner Berufung zu sprechen, zögerte er, denn es konnte ja dieser oder jener Zwischenfall eintreten, der die vorläufige Verhandlung wieder auflöste. Er mußte daher einen anderen Grund für seine Reise zu finden suchen — fühlte sich jedoch etwas bedrängt, diesen Vorwand bis zum Tage vor seiner Abreise noch nicht gefunden, und der Familie von seiner Reise überhaupt noch nichts gemeldet zu haben. Heut aber mußte es geschehen.
Da begegneten ihm in der Thiergartenstraße Amalie und Albert.
„Es kann uns nichts willkommener sein, als Sie unterwegs zu treffen! sagte Amalie.. Albert wollte zu Ihnen — und am liebsten ich mit ihm — denn wir drei haben unter uns zu reden. Kommen Sie!" Sie lud in einen weniger betretenen Baumgang des winterlichen Thiergartens ein.
„Wir brauchen Ihren Rath, fuhr sie fort, vielleicht Ihre Hülfe. Die Spur nach der mir suchen, ist gefunden — Albert, jetzt rede Du!"
„Franziska ist — Operettensängerin! sagte Albert halblaut. Ein Freund von mir — derselbe, der sie auf seinen fortwährenden Geschäftsreisen in Paris und Monaco gesehen, hat sie in Ch. (er nannte eine gewerblich sehr belebte Stadt in Sachsen), auf dem Theater, und zwar in einem Stück von Offenbach, erkannt. Sie spielte unter dem Namen Frau Marl«, und sang in Männerkleidern Couplets, welche sehr belacht und beklatscht wurden. Wenn sie denn doch zum Theater gehen wollte — nur nicht so! Sie hat ja auch kaum eine Stimme!"
„Wenn mein Bruder diese Nachricht erfährt, nahm Amalie das Wort — ich bin überzeugt, so reist er sofort zu ihr, um die Unglückliche aus diesem Kreise zu retten. Denn nur das Unglück — das Betragen ihres Mannes — kann sie zu solchen Schritten gebracht haben. Aber wie müßte ihrem Vater zu Muthe sein — nein, nein! vor einer solchen Gemüthserschütterung muß mein Bruder, bei seiner wankenden Gesundheit, bewahrt bleiben! Selbst wenn ich ihn begleitete — wovor ich mich nicht scheuen wollte — der Sturm auf ihn bliebe derselbe. Aber Albert soll hin — mit eigenen Augen sehen — bei der Schwester versuchen —"
„Wenn ich nur ein Mittel wüßte — fiel Albert ein — die Reise vor dem Vater zu verheimlichen! Ohne seinen Auftrag zu verreisen, liegt garnicht in unseren Verhältnissen. Er würde Verdacht schöpfen, und das Geheimniß müßte ihm entdeckt werden —!"

„Von diesen Sorgen kann ich Sie befreien — soweit meine Befähigung ausreicht!" entgegnete der Doctor schnell. Sein Vertrauen zu sich selbst mar in der letzten Zeit gewachsen, und an gutem Willen für seine Freunde fehlte es ihm nicht. „Ich muß mich morgen nach H. begeben, um — nothmendige Studien an der dortigen Bibliothek zu machen." Er log nicht durchaus, denn diese Studien beabsichtigte er nebenbei in der That. „Auf dem Heimwege mache ich einen Abstecher nach Ch., sehe Frau Marl« auf der Bühne, überzeuge mich, mache ihr meine Aufwartung und versuche mit ihr zu verhandeln, ob —"
„Sie? Das wollten, das könnten — Sie?" So rief Amalie erstaunt, denn sie gedachte des häßlichen Streiches, den Franziska ihm einst gespielt hatte. Aber es ging etwas von Freude, und ein Gefühl von Erlösung durch ihr Herz. Gleichwohl sagte sie: „Wie durften wir das von Ihnen erwarten — und wie dürfen mir es annehmen?"
„Es ist möglich, daß ich meine Ueberredungskunst überschätze, entgegnete er, aber — die Freundschaft kann viel möglich machen! Ob ich die Gesuchte in das Haus ihres Vaters zurück bringe, das — freilich —"
„Das bezweifle ich mit Ihnen, sagte Amalie, und ich kann es für meinen Bruder nicht wünschen. Auch wird sie zu uns garnicht zurückkehren wollen. Sie gehört in das Haus ihres Mannes, so lange ihre Ehe nicht völlig getrennt ist. Für's Erste gilt es nur zu erfahren, wie sie zu Julius steht, wo er sich aufhält, ob sie eine Wiedervereinigung mit ihm für möglich hält? Wäre das nicht der Fall, dann erst — aber, bester Herr Doctor, Ihr Anerbieten ist so aufopfernd für uns, so beschämend —!"
„Wollen Sie die Sache ganz in meine Hand legen? rief Heimrod. Ich würde dieses Vertrauen als eine Gunst, ja als ein Glück empfinden!"
„So handeln Sie denn für uns, und seien Sie unseres Dankes iin Voraus gewiß!" Sie reichte ihm die Hand, während Albert seine Linke ergriff.
„Es ist am besten ich reise, statt morgen, schon heute ab! rief Fabian in freudiger Erregung. So gewinne ich einen Tag. Morgen schon kann ich in Ch. fein, und wenn die Umstände günstig sind, Frau Marly auf der Bühne sehen. Meine Briefe sende ich — an Sie, lieber Albert! Bei Herrn Rüdiger entschuldigen Sie mich, daß ich ohne meine persönliche Empfehlung abreise!"
„Aber zum Feste kommen Sie doch wieder?" rief Albert.
„Wenn es irgend möglich ist — gewiß, und wenn ich irgend etwas von Belang ausgerichtet habe, mit dem frohesten Herzen!" —
Als Heimrod spät Abends auf dem Bahnhofe zum Nachtzuge eintraf, fand er Albert, der sich nochmals von ihm verabschieden wollte. Eigentlich hatte der junge Mann noch eine andere Absicht. Es war ihm eingefallen, daß der Umweg über Eh. doch eigentlich etwas stark, ja als eine Reise

für sich, zu betrachten sei, und daß man an Heinirods Kasse eine solche Zumuthung nicht stellen könne. Amalie stutzte, als Albert im Gespräch darauf kam, aber, obgleich ihr dieser plötzliche Hinweis peinlich genug war, erklärte sie, daß es unmöglich sei, ihm ein Anerbieten zu machen. Auch Albert fühlte die Schwierigkeit, trotzdem aber steckte er den Hundertmarkschein, den er noch besaß, in die Tasche, als er sich auf den Bahnhof begab. Er fand den Freund sehr angeregt und vergnügt, während er selbst nur verlegener wurde, und zu keinem Entschluß kommen konnte. Und als der Zug endlich davonbrauste, hatte Albert seinen Geldschein in der Tasche behalten, und sich vermuthlich eine unangenehme Wendung des Abschieds erspart. —

Heimrod aber langte am anderen Morgen wohlbehalten in der Fabrikstadt an. Er fahndete bald auf den Theaterzettel, und fand unter dem Personal einer modernen Operette Frau Marl« wirklich mit aufgeführt. Er hatte nun den Tag vor sich, und konnte sich an dem fremden Orte von Herzen langweilen, aber das Bewußtsein der Bedeutung seiner Mission brachte ihn darüber hinweg. Als er sich, seine bei Zeiten gelöste Eintrittskarte zum Theater in der Tasche, Mittags an die Wirthstafel setzte, hörte er bereits Gespräche über Sängerinnen und Schauspielerinnen, aber einer Frau Marly wurde nicht erwähnt. Er ließ sich vom Kellner den Zettel geben, und nachdem er eine Weile scheinbar darin studirt hatte, wendete er sich zu seinem kundigen Nachbar: „Da finde ich noch eine Frau Marl«! Ist diese auch sehr hervorragend?"

„Oh, nicht doch! entgegnete der Nachbar. Die Marl« ist eine noch junge Person, Anfängerin, mit nur kleiner Stimme, läßt auch im Spiel noch viel zu wünschen übrig. Hat aber in kleineren Rollen schon ein paar Mal Erfolge gehabt. Sie ist zwar recht hübsch, lebt aber eingeschränkt und unzugänglich. Heut — ? Was giebt sie denn — ?" Er blickte in den Zettel: „Ah ja, sie hat das bekannte Couplet zu singen! Nun, damit pflegt sie die Lacher auf ihre Seite zu bekommen!"

Endlich kam die Stunde heran, und Fabian saß in einer der ersten Reihen vor der Bühne. Eigentlich mußte er über die Ausgelassenheiten und oft frivolen Späße dieser ihm völlig neuen Kunstrichtung sehr lachen, wenn er sie gleich innerlich ablehnte. Jetzt trat Frau Marl« auf, als eine Art von Genius, halb in antikem halb in balletmäßigem Costüm. Es mar wirklich Franziska! Er erkannte sie an ihren Gesichtszügen, an ihrer Stimme — sie mar es unwiderleglich. Und als sie sich mit einiger Keckheit auf der Bühne bewegte und sang, und die Theater-Couplets lebhaft beklatscht wurden, erfüllte ihn eine Betrübniß und widerwärtige Empfindung, die Tochter eines ihm befreundeten Hauses in dieser Weise zur Schau gestellt zu sehen. Sie mußte diesen Verhältnissen entrückt werden, er wollte Alles daran setzen! Die ganze Komik der Gesangsposse war jetzt sür ihn vorüber, er fand Alles abgeschmackt, und während

das Publikum am Schlüsse jubelte, verließ er das Theater verstimmt
und nachdenklich.
Franziskas Wohnung hatte er bereits erfragt, und ebenso erkundet,
daß sie am nächsten Vormittag zu einer Probe auf die Bühne nicht zu
gehen habe. So machte er sich zu guter Zeit zu einem Besuche bei ihr
auf. Das Haus sah nicht nach der Wohnung einer gefeierten Künstlerin
aus, und die drei Treppen zum Stockwerke des Flickschneiders, bei dem
sie sich eingemiethet hatte, waren nicht für verwöhnte Leute eingerichtet.
Heimrod gab der Schneidersfrau, die gerade aus der Thür des Vorplatzes
trat, seine Karte, und ließ anfragen, ob Frau Marly ihn empfangen wollte
.,Hier wird kein Besuch angenommen", sagte die Frau kurz abweisend.
„Wenn Frau Marly den Namen auf meiner Karte liest, entgegnete
er, wird sie —"
„Nein, nein! Von Herren darf ich Karten gar nicht hineintragen!"
„Aber ich wünsche ihr Nachricht zu bringen von ihrem Vater! Es
wird der Dame selbst lieb sein, von ihm zu erfahren. Die junge
Frau steht so allein in der Welt, es ist zu ihrem Besten, daß ich sie
aufsuche. Bitte, melden Sie mich nur!"
Die Schneidersfrau zögerte. „Nu ja, sie steht so allein" — sagte
sie dann — „und ich habe oft schon gedacht — Na, ich will zusehen."
Sie öffnete die gegenüberliegende Thür, ließ sie aber offen. Heimrods
Blick siel in ein dürftig ausgestattetes Zimmer, in welchem sich doch ein
Pianino befand. An diesem saß Franziska, in einem Notenhefte blätternd.
Während die Wirthin ihr die Karte überreichte, trat er, um nicht abge-
wiesen zu werden, ohne Umstände ein.
Bei seinem Anblick sprang die junge Frau auf, und da sie ihn sofort
erkannte, blickte sie ihm mit Verwunderung und Schreck in's Gesicht. Er
begann, daß er auf der Durchreise gestern seinen Abend im Theater
verlebt hatte, und, da er in Frau Marly eine ihm bekannte Dame ent-
deckt, es sich nicht versagen könne, ihr seine Aufwartung zu machen.
Franziska betrachtete ihn mit mißtrauischen Blicken. Dann sagte sie:
„Aber wie kommen Sie — gerade Sie dazu, mich aufzusuchen?"
„Weil Ihre Familie mir sehr befreundet ist," entgegnete er, „und
ich für jedes Mitglied derselben —"
„Nein!" rief Franziska mit scharfem Tone dazwischen, „Sie sind
nicht zufällig hier! Sie kommen im Auftrage meiner Familie! Was
läßt man mir sagen?"
„Ich versichere Sie, daß Herr Rüdiger nichts von ihrer Umwandlung
in eine Frau Marley weiß, noch von ihrer veränderten Lebensbahn. Er
würde, wenn er derartig unterrichtet wäre, niemand einen Auftrag ge-
geben haben, sondern —
Es mag sein!" unterbrach sie ihn. „Sie aber haben es gewußt —
spielen Sie mir nichts vor, Sie haben noch weniger Talent dazu, als

ich! Daß Sie mich gestern auf der Bühne gesehen haben, ist mir
sehr unangenehm. Denn ich kann nichts und werde schmerlich etwas
lernen, zumal — mir wenig oder nichts an dieser Gaukelei gelegen ist!"
„So haben Sie nicht aus Neigung zur Kunst das Theater ge-
wählt —?"
„Neigung zur Kunst —?" rief Franziska mit bitterem Lachen. „Ein
elender Nothbehelf ist es — um des Erwerbes willen für das tägliche
Leben — ich wählte nicht, ich ergriff, was sich gerade bot —!"
„Aber, verehrteste Frau — Ihr Gatte? Er hat ja doch die Ver-
pflichtung —"
„Julius — der?" rief sie mit höhnischem Ton.
„Aber ist es denn nicht möglich, ein Verhältnis; wieder herzustellen,
das — ?"
„Herr Doctor —!" unterbrach sie ihn, „daß Sie — gerade Sie —,
ich muß es wiederholen — erschienen sind, mit mir über diese Ange-
legenheit zu verhandeln, setzt mich in Erstaunen! Aber da sie jedenfalls
mehr über mich und Julius erfahren haben, als Sie mir gestehen wollen,
rede ich lieber offen mit Ihnen. Es mögen Ihnen Entstellungen über
meine Lage zu Ohren gekommen sein — ich will Ihnen die Wahrheit
sagen. Daß Julius mich betrogen, mich in schimpflicher Weife in Paris
verlassen hat, werden Sie wissen. Mit geringen Mitteln stand ich einsam
da, und wußte mir nicht zu rathen. In unserem Hotel wohnte ein alter
Herr aus Irland, ein Gelehrter, ich glaube an der Universität, mit seiner
kranken Tochter, die er nach Nizza führen wollte. In meiner Einsamkeit
schloß ich nähere Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen. Endlich konnte
ich den neuen Freunden meine Lage nicht länger vorenthalten. Sie machten
mir das Anerbieten, mich nach Nizza mitzunehmen und ich ging darauf
ein, da es mir unmöglich war, mich länger in Paris aufzuhalten. In
der Pension zu Nizza glaubte ich eine Spur von Julius zu finden. Ein
Herr, dessen Beschreibung auf ihn paßte, sollte vor einigen Tagen mit
einer Dame von hier aus nach Monaco gereist sein. Mein alter Gönner
war bereit, mich nach Monaco zu begleiten. Wir drängten uns durch
das' Gewühl um die Spielbank, ich spähte umher — vergebens. Wir
fragten in allen Hotels — umsonst, die Gesuchten waren nicht zu finden.
Mir widerstrebte es, meinen Freunden länger zur Last zu falleu. Aber
ein Reisegeld nach Deutschland, welches mir mein Gönner anbot, konnte
ich nicht ablehnen. Ich reiste nach Baden-Baden. Warum gerade dahin?
Ich weiß es nicht. Ausruhen wollte ich, überlegen, was nun zu be-
ginnen sei?"
Da Franziskas Bericht den Ausdruck der Wahrheit trug, freute sich
Heimrod. daß der Herr, mit welchem das Gerücht sie in Monaco zusammen
genannt, zu einem unanfechtbaren Begleiter wurde. „Aber" — sagte er

darauf „Ihr erster Gedanke war doch wohl, sich an Ihre Familie zu wenden, wo man Sie mit offenen Armen empfangen haben würde?"
Die junge Frau schüttelte den Kops. „An meine Familie dachte ich wohl — auf die offenen Arme aber hoffte ich nicht, wenn ich auch nicht fürchtete von der Schwelle gewiesen zu werden. Aber heimkehren als eine Flüchtige? Als eine verlassene — vielleicht Verläumdete und schuldig Erscheinende? Nein, das erlaubte mein Stolz nicht. — An der Wirthstafel in Baden-Baden saß ich in der Nahe von Damen und Herren, die dem Theater angehörten. Sie waren von verschiedenen Hoftheatern, und spielten hier in der Sommersaison. Ich hörte täglich ihre Gespräche, die mich zu interessiren ansingen. Und plötzlich siel mir ein, daß ich als Mädchen häusig in Familienkreisen Komödie gespielt und man mein Talent immer sehr gerühmt hatte. Da meine Mittel auf die Neige gingen, faßte ich den Entschluß, dieses Talent zu verwertheu. Ich theilte mich einer älteren Schauspielerin mit, die mir zwar zuerst dringend von meinem Plan abrieth, mir dann aber doch einen Empfehlungsbrief an ihren Bruder, einen Schauspieldirector mitgab. Er ging auf meinen Wunsch ein, und seit ein Paar Monaten mache ich hier meine Versuche."
Nach einer kleinen Pause begann Heimrod: „Sie gestanden, daß Sie keine besondere Vorliebe für ihre jetzige Laufbahn haben. Wollen Sie trotzdem in derselben bleiben, da Ihnen doch die Wege offen stehen zu Kreisen, die Sie von Kindheit auf gewöhnt waren — ?"
Sie sah ihn mit einem prüfenden Blick an. „Ich weiß nicht, in wie weit ich Ihnen trauen darf, und — eigentlich bereue ich, daß ich Ihnen schon mehr als billig mitgetheilt habe. Meine Familie weiß, daß ich beim Theater bin — ? Gestehen Sie!"
„Gestehen will ich, daß das Gerücht zu Ihrem Bruder Albert gedrungen ist — er wünscht sehr, daß Herr Rüdiger nichts davon erfahre. Albert wollte unverzüglich abreisen, um Sie hier aufzusuchen, ich aber erbot mich, seine Stelle zu vertreten, da ich mich doch einmal zu einer Reise rüstete."
„Seine Stelle zu vertreten?" fragte Franziska. „Und zu welchem Zwecke? Stehen Sie meiner Familie so nahe — und dann — Ihr Anerbieten verstehe ich um so weniger, als ich Ihnen einst einen häßlichen Streich gespielt habe!"
„Es mar in jugendlichem Uebermuth. Ich habe es längst vergessen."
„Ich nicht! Denn die Folgen meines Leichtsinns sind — hart genug über mich gekommen." Und nach kurzem Schweigen fragte sie, indem sie die Augen halb ängstlich zu ihm erhob: „Wie geht es meinem Vater?"
„Er befindet sich nicht gerade schlecht, aber die Besorgniß — das Betrübende von seiner Tochter seit so langer Zeit keine Nachricht zu haben — bedrückt sein Gemüth."
Heimrod sah, wie Franziskas Augen feucht wurden, und darauf ein

heftiger Thränenerguß über ihr Gesicht strömte, den sie in ihrem Taschentuche zu verbergen suchte. Er fühlte Mitleid, aber zugleich eine gewisse Freude, denn nach diesem Zeugniß innerer Bewegung zu schließen, konnte sie nicht so herzlos sein, als er angenommen hatte. Cr ließ ihr Zeit, sich zu sasfen.

„Nun gut — ich beklage es sehr!" sagte sie endlich. „Ich werde meinem Vater schreiben, aber nicht, bevor ich diese Thätigkeit auf dem Theater aufgegeben habe. Ich hoffe, es wird bald geschehen können. Sagen Sie inzwischen meinem Vater —"

„Erlauben Sie —!" unterbrach Heimrod sie: „Ich kann keine Botschaft von Ihnen an Herrn Rüdiger übernehmen. In das VerhSltniß von Vater und Tochter darf ich mich nicht einmischen. Ueberdies, erführe er, in welcher Lage sie sind, er würde doch wohl persönlich einzugreifen suchen — was weder für ihn noch für Sie anzurathen wäre. Ich möchte einen anderen Punkt berühren, auf die Gefahr hin, von ihnen zudringlich gescholten zu werden. Halten Sie es für möglich, das VerhSltniß zu Ihrem Gatten miederherzustellen?"

„Das muß ich, und das will ich!" rief Franziska mit funkelnden Augen. „Ob ich Julius noch lieben und achten kann — das ist hierbei ganz gleichgültig. Ich verlange, daß er inir die Stellung und die Rechte seiner Frau öffentlich wiedergebe! Ich trage keine Schuld gegen ihn. Er — er allein ist der Schuldige. Und es ist nicht Großmuth von mir, wenn ich wieder an seiner Seite erscheinen will, ich poche nur auf mein Recht, und verlange zugleich die Genugthuung seiner Demüthigung. Habe ich das erreicht, dann — mag geschehen, was nicht zu ändern ist. Gehen wir aber künftig getrennte Wege, so will ich nicht als die Schuldige erscheinen, und fordere eine gebührende Fonn für die Trennung."

Heimrod erstaunte über die Sicherheit und Energie einer noch so jungen Frau. „Um die Spuren ihres Gatten zu entdecken" — sagte er darauf — „märe ein Brief von Ihnen an feinen Bruder, Herrn Barthold Matthiessen, wohl das beste Mittel."

Franziska erhob sich, und holte aus der Schublade einer Kommode eine Handvoll Briefe, die sie auf den Tisch legte. „Dies ist meine Korrespondenz mit meinem Schwager Barthold," sagte sie. „Nicht, daß ich Ihnen die Briefe vorlesen wollte, ich zeige sie Ihnen nur zu meiner Beglaubigung. Bald nachdem ich die ersten Schritte über das Theater gethan, und erkannt hatte, daß ich mich in eine für mich unzweckmäßige Bahn begeben hatte, schrieb ich an den Kaufmann Matthiessen. Er war außer sich, drang in mich, sein Haus in Hamburg als das seine zu betrachten, und schickte mir die Mittel zu der Reise. Das verweigerte ich. Mit dem Gelde trug ich meine Schuld an meinen irländischen Gönner ab. Ich verlangte, daß Julius in Person zu mir käme, um mich abzuholen. Ich bin ihm nicht davon gegangen, er ist mir in schimpflicher

Weise entflohen. Er muß jetzt von freien Stücken zu mir zurückkehren
und mich in fein Haus führen. Seit einigen Wochen ist Julius in
Hamburg wieder angelangt. Sein Bruder hat ihm gebührend in's Ge-
missen geredet und ihn bestimmt, mir mein Recht wiederzugeben. Aber
so charakterlos und schwach Julius ist, er weigerte sich, mich persönlich
aus meiner jetzigen Umgebung abzuholen. Für sich selbst glaubte er mir
die höchste Schmach anthun zu dürfen, mir rechnet er zur Schmach an.
daß ich in der änßersten Verlegenheit, in die er mich gebracht, das Nächste
ergriffen habe, um mir fortzuhelfen und ich habe mir nichts in diesen
Verhältnissen vorzuwerfen! Geht aber Julius auf meine Forderung nicht
ein, so habe ich die letzte Drohung gegen ihn bereits ausgesprochen.
Gestern Abend ist mein Brief an Barthold abgegangen. Ich habe ihm
gedroht, an einem untergeordneten Theater in Hamburg selbst, unter seinem
Namen und als seine Feau öffentlich aufzutreten. Sie sehen mich sehr
befremdet an, Herr Doctor! Ehrlich gestanden, ich werde dergleichen
nicht thun, aber als Schreckschuß kann es seine Wirkung haben. Barthold
— er mag an meinen Vorsatz glauben oder nicht — wird seinem scheinbar
so prüden Brüderchen die Konsequenzen ja wohl deutlich machen, und ihn zu
mir herschicken. Er fürchtet sich bereits vor mir, und er hat Ursache dazu,
aber gerade seine Furcht ist es. bei der ich ihn für's Erste zu fassen denke.
So stehen die Dinge bis heut. Ich hoffe, die Entscheidung wird nicht
mehr lange auf sich warten lassen."

Heimrod hörte der jungen Frau mit wachsendem Erstaunen zu.
Franziska aber, nachdem sie ihn so weit in ihre Verhältnisse eingeweiht
hatte, kam ihm jetzt mit offnerem Vertranen entgegen. In dem ver-
mutheten Feinde erkannte sie eineu zuverlässigen Freund, und es that ihr
wohl, sich nach so langer Zeit einmal über ihre Lage aussprechen zu
können. Sie wiederholte ihren Widerwillen gegen ihre theatralischen Um-
gebungen, verschmieg nicht, daß sie sich zurücksehne in die, frühere geord-
nete und glänzendere Lebenslage, und, ohne sich einen Augenblick als
unglückliche Frau zu geben, wußte sie ihren Gast doch zu aufrichtiger
Theilnahme zu stimmen. Und dann mußte er ihr Auskunft geben über
ihre Familie. Sie fragte nach jedem Einzelnen, und seufzte tief, als
Heimrod von ihrem Vater sprach. „Ich bin sehr — sehr zu tadeln!"
sagte sie bekümmert. „Bittere Erfahrungen haben mich gelehrt, und —
Manches in mir verändert. Ich werde an meinen Vater schreiben — aber
von hier aus kann ich es nicht! Sobald ich in Hamburg bin, thue ich
es — vielleicht erhalte ich seine Verzeihung."

Als Heimrod sich endlich verabschieden wollte, reichte sie ihm die
Hand mit den Worten: „Ich kann Ihnen leider keine Grüße an alle
die Meiningen niitgeben, da Sie ihren Besuch bei mir noch geheim zu
halten haben. Aber meinen Bruder Albert dürfen Sie grüßen. Bitte,
schreiben Sie mir auf diese Karte Ihre Adresse — villeicht brauche ich

sie noch. Und zum Abschied bekenne ich, daß ich das Unrecht, das ich
an ihnen gethan, von Herzen bereue, und daß ich Sie aufrichtig schätze
und verehre!"
Nachmittags schon rüstete sich Heimrod zur Abreise nach seinem
eigentlichen Ziele. Vorher gab er noch ein Telegramm an Albert auf,
mit der Meldung, daß er Alles besser gefunden, als er erwartet, und
daß hoffentlich bald gute Nachrichten eintreffen würden. Als er dann im
Eisenbahnmagen dahinrollte, sagte er sich, daß, wenn er auch nicht
eigentlich etwas von Belang geleistet, er doch einen genauen Einblick in
das Verworrene gethan habe, und seinen Freunden noch immerhin tröst-
liche Nachrichten mitbringen könne. Dann aber wendete er die Gedanken
ausschließlich seinen eigenen Angelegenheiten zu. Die Aussicht auf eine
günstigere Lebensstellung beflügelte feine Hoffnungen, beglückende Zukunfts-
bilder stiegen in seiner Phantasie auf, und in der gehobensten Stimmung
langte er in der Universitätsstadt an.
Alles nahm hier den günstigsten Verlauf. Die Verhandlungen mit
dem Dekan der Facultät und dem alten Herrn, seinem „Vorgänger",
ließen nichts zu wünschen. Seine Berufung wurde festgesetzt, man hegte
keinen Zweifel, daß die Negierung sie bestätigen werde, und er wurde
von den Professoren als „Herr College" begrüßt. Aber zu einem längeren
Aufenthalt in der Musenstadt fühlte er sich nicht gestimmt. Die Studien
an der Bibliothek konnten ja wohl noch bis Ostern aufgehoben werden,
wenn er seine Stellung angetreten haben würde. Ihn zog es mit
Allgemalt nach Berlin zurück. Noch einmal telegraphirte er an Albert,
dem er die Stunde seiner Ankunft meldete, und nachdem er noch einen
Tag auf einige Besuche verwendet hatte, machte er sich frohen Herzens
auf die Heimreise.
Groß mar seine Ueberraschung, als er Abends auf dem Bahnhofe
nicht nur Albert, sondern sogar Amalie seiner harrend fand. Sie hatte
sich dazu entschlossen, um seine Mittheilungen sofort zu empfangen, da in
dem zerstreuenden Treiben der nächsten Tage ein Gespräch zu Hause
voraussichtlich nicht so leicht zu gewinnen sein würde. Die drei Ver-
bündeten ließen den Strom der Ankommenden an sich vorüber gehen, und
in einer Ecke des Wartesaales erstattete Heimrod ausführlichen Bericht
über seine Begegnung mit Franziska. Fühlten die Zuhörenden sich dadurch
von den schlimmsten Befürchtungen befreit, so blieb ihnen im Ganzen
doch ein trauriger ja schmerzlicher Eindruck. Erschien Julius als unbe-
dingt verdammensmerth, so mußte die besorgte Frage auftreten, wie
Franziska, wenn er sie wirklich nach Hamburg zurück holte, mit einem
solchen Manne werde weiterleben können? Doch mußten solche Er-
wägungen in dieser Stunde abgebrochen werden. Heimrod empfing seinen
Dank in herzlichen Worten, dann aber trieb die vorgerückte Zeit Amalien
zu einem schnellen Abschied.

Fabian fühlte sich durch dieses Wiedersehen etwas enttäuscht. Er hatte ein volles freudiges Herz mitgebracht, das aber nicht zur Sprache kommen konnte, und vergaß, daß dasjenige, was er sonst mitbrachte, nicht die reine Freudenstimmung, die er selbst fühlte, erregen konnte. An freundlichen Dankesmorten hatte es Amalie nicht fehlen lassen, aber es schien ihm, als märe sie gemessener und ernster als jemals gegen ihn gewesen.

Es waren noch mehrere Tage bis zum Weihnachtsfeste. Die große Stadt in ihrer Vielgeschäftigkeit betrieb schon ihre Vorbereitungen mit festlicher Freude. Das bewegte Leben in den Straßen nahm mit jedem Tage zu, bis in die Nacht hinein, und es sah aus, als ob Niemand an Anderes dächte, als an fröhliches Einkaufen und Beschenken. Heimrod hatte so gut wie gar nichts mit solchen Gedanken zu thun. Jeder Besuch im Nüdiger'schen Hause brachte ihm eine neue Enttäuschung. Die Damen waren gar nicht mehr anzutreffen. Amalie hatte in Begleitung Dorchens Bescheerungen in Waisenhäusern und Kinderschulen zu veranstalten, sie fuhr von früh bis spät umher um für die große Zahl der Hausarmen Einkäufe zu machen. Kam sie dann nach Hause, so mußten Haufen von Gepäckstücken geöffnet und in Körbe abgetheilt werden. Ein Gespräch wollte sich nicht mehr führen lassen. Eines Abends saß er mit dem alten Herrn ganz allein, der ihm für seine Gesellschaft und Unterhaltung dankbar genug war, dem gegenüber er aber das peinliche Gefühl schwer überwand über seine Tochter mehr zu missen als der Vater noch erfahren sollte. Endlich erschienen die Damen. Beide abgespannt von einer Vorfeier in einem wohlthätigen Verein, und die Unterhaltung kam nicht über das Tagesinteresse hinaus, welches Heimrod bereits zu verwünschen anfing. Als er sich empfahl sagte Amalie: „Es ist so gütig von Ihnen, daß Sie meinem Bruder Gesellschaft geleistet haben! Unsere Verpflichtungen gegen Sie wachsen immer mehr heran, und wir können sie nur durch Freundschaft vergelten!"

„Nur durch Freundschaft — ?" Die Worte wehten durch sein Gemüth mit eisigem Hauche. Und Amalie sprach sie so klanglos, so gleichsam nebenher, daß er sich beinah verletzt dadurch fühlte. Für seine leidenschaftlich aufflammende Liebe hatte sie wirklich nichts zu bieten als — was man so Freundschaft nennt? Grollende Aufregung und tiefe Niedergeschlagenheit wechselten in seinem Gemüth.

Aber mar die Freundschaft eines so hervorragenden weiblichen Wesens nicht auch schon ein reicher Gewinn? Wie durfte er sich Hoffnung auf ihre Liebe machen? fragte er sich in einer Stunde ruhigerer Ueberlegung. Und gar Hoffnungen aus ihren Besitz? Sie lebte, von allen Gewöhnungen des Wohlstandes umgeben, in einem bevorzugten Kreise. Was konnte er ihr in seinem Kreise bieten, selbst wenn derselbe sich für seine Wirksamkeit erweiterte? Und wenn er überlegte, wie sie ein Loos, wie das seine,

theilen sollte, so kam ein Augenblick, wo er das von ihrer Seite für eine
Unmöglichkeit hielt. Aber diese niederdrückenden Grübeleien wurden doch
wieder durch den Ruf des Herzens übertönt.
Er hatte Amalien nun seit drei Tagen nicht zu Gesicht bekommen.
Jetzt konnte er nicht anders, er mußte seinem innern Drange gehorchen.
War es ihm vermehrt zu ihr zu sprechen, so hinderte ihn nichts, an sie
zu schreiben. So setzte er sich eines Abends nieder, um den ganzen
Erguß seiner Empfindungen zu Papier zu bringen — er brauchte den
Brief, wenn er ihm morgen früh nicht mehr gefiel, ja nicht abzuschicken,
so dachte er — aber sein Her; wollte sich freireden, wollte den verschlossenen
Quellen endlich ihren Lauf lassen. Es wurde ein ziemlich umständlicher
Brief, zu dessen Entwurf und Abschrift er die halbe Nacht verwendete.
Als er Morgens nach kurzem Schlaf ermachte, sah er sein Schrift-
stück wieder an, und es kamen ihm allerlei Bedenken dagegen. Plötzlich
aber war er entschlossen — geschrieben mar geschrieben — er ging aus,
und steckte den Brief in den nächsten Postkasten. Als er aber einige
Schritte weiter gegangen und in eine belebtere Straße bog, erinnerte ihn
das allgemeine Treiben, daß ja heut heiliger Abend war! Er hatte in
seiner rein innerlichen Bewegung den Gang und die Bedeutung der Tage
völlig vergessen. Jetzt überkamen ihn plötzlich erschreckende Zweifel, ob er
recht gethan habe? Was konnte er durch seinen Brief im Nüdiger'schen
Hause anrichten, welchen Rückschlag konnte er selbst dadurch empfangen!
Wenn Amalie seiner Herzenswä'rme nichts als ein ablehnendes Nein ent-
gegen zu setzen hatte, welche Folge von Schrecknissen mar zu befahren!
Ganz abgesehen von der gestörten Feststimmung der Familie und der pein-
lichen Lage Amaliens, seine Hand zurückweisen zu müssen — stand er nicht
auf dem Punkte, auch ihre bisher so vertrauende Freundschaft zu er-
schüttern? Die täglichen Besuche im Nüdiger'schen Hause, der Verkehr
mit ihr, ihr Anblick — Alles, Alles ging ihm mit einem Schlage ver-
loren! Sein Herz wollte erstarren vor einer solchen Aussicht.
In dieser gar nicht festlichen Gemüthsverfassung stürmte er durch die
Straße hin, ohne zu beobachten, was um ihn her vorging. Da fühlte
er sich angehalten durch Jemand, der den Arm in den seinigen legte. Er
schrak auf, und erkannte Albert: „Herr Doctor!" rief dieser lachend:
„Erwachen Sie aus Ihren Gedanken! Sie sehen und hören ja nichts,
und ich muß durch mein Rufen Aufsehen erregen! Ich begleite Sie!
Zwar gehe ich nach der Uhr und jede Minute ist besetzt, aber mittheilen
muß ich Ihnen doch, daß mir im Hause neu aufathmen! Ein Brief von
Franziska ist aus Hamburg gekommen! Julius hat ihn mit unterzeichnet.
Zwar erzählt sie nicht, was durch ihr Leben gegangen ist, aber sie bittet
den Vater reuig um Verzeihung für das lange Schweigen, und hat gute
Worte gefunden, die ihm zu Herzen gehen. Der Vater ist ganz glücklich
darüber! Das verdanken wir Ihnen, Herr Doctor! Kommen Sie heut

Abend nur rechtzeitig! Ich muß jetzt hier in die Buchhandlung! Zur
Weihnachtsbescheerung! Auf Wiedersehn!"
Heimrvd schritt allein weiter und wendete sich seiner Wohnung zu.
Im Hause der Freunde war jetzt Freude, und auch er freute sich darüber.
Aber wieder dachte er: Wenn jetzt ein Brief an Amalie in das Haus
kommt, und sie unangenehm dadurch berührt wird, dann ist ihre Freude
doch wieder vernichtet, und meine Hoffnungen sind verloren! Denn an
einen günstigen Erfolg seines Briefes glaubte er schon nicht mehr.
Als er in sein Zimmer trat, fand er auf dem Tische einen großen
Brief von sehr amtlichen Aussehen. Er riß ihn auf, und fand feine Be-
stätigung als Professor an der Universität zu H. Das mar nun wieder
etwas recht Schönes, und an jedem andern Tage würde ihn diese Gewiß-
heit hoch erfreut haben. Heut aber — warf er den Brief seufzend auf
den Tisch zurück. Denn daß derselbe eine günstige Einwirkung seiner
Herzenswünsche haben werde, konnte er nicht annehmen, und so ließ ihn
seine Beförderung jetzt ganz gleichgültig. Er verlebte Stunden peinvoller
Aufregung, in welcher einige Strahlen von Hoffnung doch wieder durch
sein Inneres brachen, um, wie hinter Gewölk, in der Bedrängniß seiner
Befürchtungen zu verschwinden.
Nachmittags trat seine Wirthin in das Zimmer und überreichte ihm
ein zierliches Bricflein, welches nicht durch die Post gekommen, sondern
von einem Diener abgegeben worden mar. Fabian Heimrod erkannte
Amaliens Handschrift. Es war das erste Mal, seit jenem unseligen April-
briefe, daß er ihre Handschrift wiedersah. Was konnte dieser zweite Brief
enthalten? Sein Herz klopfte zum Zerspringen. Aber er gebot sich Fassung
und Ruhe, er riß den Umschlag nicht auseinander, sondern schnitt ihn mit
dem Federmesser an der Seite auf — wie ein geweihtes Orakel, das man,
selbst wenn es eine Verurtheilung enthielte, heilig halten müsse. Amaliens
Zeilen lauteten: „Verehrter Freund! Die Antwort auf Ihren Brief werde
ich Ihnen mündlich geben. Kommen Sie heut Abend zu unserer Be-
scheerung, Sie werden uns Allen sehr willkommen sein!"
Was sollte das nun heißen? „Verehrter Freund —" so hatte sie ihn
schon oft genug genannt! Sollte diese Anrede eine Bezeichnung oder ein
schonender Hinweis auf ihr auch künftig nur freundschaftliches Verhältnis;
sein? Und „Sie werden uns Allen sehr willkommen sein" — Allen, wie
bisher? Nicht ihr besonders? Sollte vielleicht von seinem Briefe gar
nicht die Rede sein? Wollte sie ihn, als wäre er überhaupt nicht ge-
schrieben, bei Seite lassen? Aber nein! Sie wollte ihm ja mündlich
Antwort sagen! wie wird diese Antwort lauten? Amaliens Zeilen, weitab
ihn von seinen Zweifeln zu erlösen, brachten ihm nur gesteigerte Besorg-
nisse. Doch es galt auszuharren, bis die entscheidende Stunde schlug.
Und wenn er sich schon oft in Gedanken gescholten hatte über seine unge-
berdige innere Unruhe, so ermachte jetzt eine Stimme in ihm, die ihn mit

Ernst zur Ordnung rief. Er wollte Charakter zeigen, wollte seinen Mann stehen — was der Abend auch über ihn verhängen mochte. In dieser immerhin düsteren Fassung machte er sich endlich auf den Weg nach dem Nüdiger'schen Hause. Sein Berufungsdecret hatte er im letzten Augenblick noch in die Tasche gesteckt.

Auf der verhängnißvollen Schwelle angelangt, wurde er in Amaliens Zimmer gemiesen. Das Fräulein lasse ihn ersuchen, einige Augenblicke zu verziehen. Da stand er nun in dem ihm bekannten Raums, der heut, wie alle übrigen, festlich erleuchtet mar. Aus dem etwas entfernteren Saale drangen Stimmen, sogar fröhliches Lachen, an sein Gehör. Jetzt machten sich auch Tritte vernehmlich — aber es waren männliche Tritte. Die Thür ging auf, und — Heinrich, der Studiosus, der aus Leipzig zum Feste gekommen mar, begrüßte ihn mit lauter Freude. Daß Heimrod im gleichen Ton nicht einstimmte, schien er gar nicht zu bemerken, sondern sprach nur, wie froh es ihn mache, den Bater wieder heiter und zufrieden zu sehen.

Plötzlich stand Amalie an der Thür. Sie schien befremdet, ihren Neffen hier zu finden. Schnell aber wendete sie sich zu diesem mit den Worten: „Thu' mir den Gefallen, lieber Heinrich, Dorchen ein wenig bei den Lichtern zu helfen! Albert ist noch nicht da — sie wird allein nicht damit fertig." Der Studiosus ging und Heimrod war mit Amalien allein. Sie betrachtete den Schweigenden einen Augenblick mit fragenden aber glänzenden Augen. Dann begann sie lächelnd, ja fast lachend: „Aber, theuerster Freund, was bringen Sie mir ein so verstörtes Gesicht entgegen? Sie durften längst zuversichtlicher dreinblicken! Und kurz — Ihr Brief hat mich sehr beglückt, wenn ich gleich Manches, was Sie gegen sich selbst aussprechen, nicht billigen kann. Denn Sie sind viel besser, als Sie glauben! Und darum — nun ja! Ja! Ich will die Ihrige sein! Hier meine Hand für das Leben!"

Der Ueberraschte wußte, nach Allem, was er in sich durchgerungen hatte, kaum Worte zu finden für das Uebermaß seiner Freude. Eine halbe Stunde des ersten Austausches zweier glücklicher Herzen schwand ihnen dahin wie zwei Minuten. Da hörten sie Dorchens Stimme an der Thür: „Tante! Ich soll fragen, ob Du zur Bescheerung bereit bist? Wir sind Alle beisammen."

„Wir kommen!" rief Amalie, indem sie Heimrods Arm nahm und mit ihm in das Familienzimmer schritt. Hier stellte sie den Ihrigen den Freund des Hauses als ihren Verlobten vor. Das Unerwartete wurde mit aufrichtiger Freude begrüßt. Man vergaß eine Weile, daß im Saale die Lichter des Weihnachtsbaumes bereits brannten. Dann stürmte die erwachsene Jugend mit Kinderjubel hinein, mährend die Verlobten langsamer folgten. Heimrod fühlte sich innerlichst gerührt, als er unter den ihm zugewiesenen Gaben auch eine kleine Handarbeit von Amalien fand.

Und nachdem er ihr für dieses erste Geschenk gedankt hatte, überkam es ihn plötzlich — daß es jetzt Zeit fei, in seine Tasche zu greifen.
„Ich habe meiner Braut nichts anderes zu schenken," begann er, „als eine Anweisung ans unsere Zukunft. Es ist ein nur unscheinbares Papier, aber es macht sie wenigstens künftig zu einer Frau Professorin." Damit überreichte er ihr sein Berufungsdecret.
Amalie las es fröhlich, und, da es ihm eine Genugthuung brachte, beglückte es auch sie. Herr Rüdiger aber und seine Söhne empfingen es mit der größten Hochachtung, und besonders der Hausherr fühlte sich selbst geehrt durch die Würde seines künftigen Schwagers.
Nach einer Weile sagte Amalie.- „Und nun, Fabian, schreiben mir an Deine Mutter!"
„Morgen mit dem Frühsten thu' ich es!" entgegnete er.
„Nein!" rief sie: „Wir thun es gleich! Komm mit!" Sie führte ihn in ihr Zimmer, und legte ihm einen Briefbogen auf den Schreibtisch.
Er setzte sich, und begann zu schreiben: „Geliebte Mutter! An dem glücklichsten Abend meines Lebens —"
„Halt!" rief Amalie, „jetzt komme ich!" Sie nahm ihm die Feder aus der Hand und setzte den Brief fort: „Auch an dem glücklichsten Abende meines Lebens schreibe ich Ihnen, verehrte Frau, die ich so gern auch meine liebe Mutter nennen möchte —" Amalie gab ihm die Feder zurück: „So, nun fahre Du wieder fort!" Er that es, und so schrieben sie beide Satz um Satz, bis Amalie kurz vor dem Abschluß die Bitte an die Frau Pfarrerin hinzufügte, so bald als möglich selbst zu kommen, und sich des Glückes ihrer Kinder zu erfreuen. Es war in gewissem Sinne ein etwas verrücktes Schriftstück geworden, wer es aber zu lesen verstand, der erkannte darin den Ausdruck zweier Menschenherzen, die ihres Freudengefühls kein Ende wußten.
Und so las auch die Pfarrerin diesen Brief. Ohne Umstände rüstete sie sich zum Besuche in Berlin, wo sie mit offnen Armen empfangen wurde. Es sollte kein bloßer Besuch sein, denn man ließ sie aus dem Hause Rüdiger nicht wieder los, und sie blieb auch gerne, da sie sich von der Achtung Aller umgeben sah, und auch Einiges zu thun fand, wie sie es gern mochte. Sie blieb auch nachdem Fabian und Amalie als Vermählte nach ihrem neuen Wohnorte abgereist waren, leitete den Haushalt und wußte den alten Herrn zu unterhalten. Ja, sie blieb noch über die Zeit hinaus, da Albert und Dorchen ein Paar geworden waren, worüber sich niemand wunderte. —
Franziska hatte es nicht bei dem einen Briefe an ihren Vater bewenden lassen. Sie schrieb jetzt hin und wieder, kam auch wohl zum Besuch, aber nicht in Gesellschaft ihres Mannes. Trotzdem fühlte sie sich von ihrem väterlichen Hause losgelöst, da sie sich in den Ton desselben nicht mehr finden konnte. Sie hatte vorgezogen ihre Ehe mit Julius ungetrennt

zu lassen. Ihr Schwager, Herr Barthold Matthiessen, wußte seinen Einfluß geltend zu machen, daß dieselbe vor der Welt bestehen bliebe. Gleichwohl gingen sie getrennte Wege. Wenn Franziska es ertrug, sich äußerlich an einen Mann gefesselt zu sehen, den sie weder liebte noch achtete, so mußte sie ihm ihre Ueberlegenheit dafür, wo es ihr darauf ankam, fühlbar genug zu machen. Sie lebte in großem Stil, sah viel Gesellschaft um sich, galt für eine gescheite Frau, und beschäftigte sich viel mit künstlerischen Dingen. Für Vertreter der bildenden Kunst, der Musik, der Literatur, des Theaters, wurde ihr Salon ein gesuchter Mittelpunkt. Ihren Gatten sah man nicht häusig in diesem Kreise. Manche werfen wohl im Stillen die Frage auf, ob man sie, trotz des Ueberflusses, in welchem sie lebte, eine glückliche Frau nennen könne? Vielleicht kam ihr zu statten, daß sie den Mangel an innerem Glück, der eine andere Natur erschüttert haben würde, nicht so tief empfand, als man hätte voraussetzen können.

(Lmin jDascha.
von
Gcrmann Zseniclze.
— Creuzburg. —

»NN Pascha ist so ,plötzlich ein viel genannter und berühmter
Mann geworden, daß man über sein Vorleben noch so gut
wie nichts hat in Erfahrung bringen können, ja, daß man noch
vor Kurzem selbst in den besseren wissenschaftlichen Büchern seinen ursprüng-
lichen Namen unrichtig init Schnitzler wiedergegeben sand, während er
Eduard Schnitzer hieß, und daß man meinte, er sei in Neisse geboren,
während doch seine Wiege in Oppeln stand. Aber was nutzen uns auch
die wenigen trockenen Angaben über die Herkunft, über die Gumnasial-
und Universitätsstudien, wenn wir nicht einen einzigen tieferen Einblick in
das Geistes- und Gemüthsleben seiner Jugendjahre gewinnen können? Und
in dieser Beziehung erfahren wir nur von einigen seiner früheren Bekannten,
daß er auf der Universität ein liebenswürdiger, geistreicher Gesell gewesen
sei, mit dem es sich gut unterhalten habe. So bleibt uns nichts anderes
übrig, als über seine Jugendzeit mit kurzen Worten hinwegzugehen.

Am 28. März 1840 geboren, kam Eduard Schnitzer als Sohn
eines jüdischen Sprit- und Cigarrenkaufmanns zweijährig nach Neisse; er
trat sechsjährig zur protestantischen Kirche über, besuchte von 1850—1858
das Gymnasium in Neisse und bezog dann die Universitäten Berlin und
Breslau, um Medicin zu studiren. Nach glücklich überstandenen Prüfungen
begab er sich auf die Wanderschaft mit einem Reisetriebe, der ihn seitdem
nie wieder verlassen hat, wie er sich denn selbst später einmal den „ewigen

Wanderer" nannte; wir finden ihn als türkischen Hafenarzt in Antivari
und Skutari, später in Begleitung Hatti Pascha's, welcher alle Provinzen
des osmanischen Reiches besuchte, in Armenien, Syrien und Arabien,
endlich in Constantinopel. Wie sehr er sich schon damals mit dem isla-
mitischen Wesen vertraut gemacht hatte, beweist eine Stelle eines im Jahre
1871 aus Trapezunt an seine Schwester gerichteten Briefes: „Ich bin des
Türkischen und Arabischen mächtig geworden, wie selten ein Europäer, und
Sitten und Gebräuche habe ich mir derart angeeignet, daß hinter dem
türkischen Namen (Emin Effendi*), der mich deckt (keine Furcht, es ist nur
der Name, ich bin nicht Türke geworden), kein Mensch einen ehrlichen
Deutschen vermuthet." Nach einem kurzen Besuche in Europa kehrte er
1875 nach dem Süden zurück und nahm ägyptische Dienste. Von da an
beginnt seine vielseitige und bewunderungswürdige, der großen Welt lange
Zeit verborgene TlMigkeit als Chefarzt und Staatsmann, als Entdecker
und wissenschaftlicher Sammler, eine TlMigkeit, welche wohl werth ist, daß
man sie eingehender betrachtet.

Die Gegenden, in welchen Schnitzer seine hervorragenden Fähigkeiten
zur herrlichsten Entfaltung brachte, wurden zum ersten Male durch die von
der Geographischen Gesellschaft in London ausgesandten Forschungsreisen-
den Burton und Specke betreten. Nachdem dieselben am 13. Februar
1858 den Tanganika-See aufgefunden und befahren hatten, drang Specke
allein nordwärts bis zum Südende des Victoria-Sees vor und stellte die
Vermuthung auf, daß in diesem größten Seebecken Afrikas die Quellen
des Nils zu suchen seien. Vier Jahre später entdeckte er mit seinem
Freunde Grant den Ausfluß des Nil aus dem Victoria-See, hielt sich
einige Monate bei Mtesa, dem Könige von Uganda auf, und erreichte
dann, nordwärts weiterziehend, 1868 Gondokoro, welches, etwa in der
Mitte zwischen dem Victoria-See und der Mündung des GaM-Flusses in
den Nil, an diesem Flusse selbst gelegen ist. Hier traf er mit seinem
Freunde Samuel Baker zusammen, welcher ihn zu suchen ausgezogen
war und, als er dies erreicht hatte, seine Forschungsreise selbständig bis
zum Albert-See fortsetzte.

Dieser Baker mar es nun, welcher nach seiner Rückkehr den Vicekönig
von Aegypten, Ismail Pascha, zu bewegen mußte, sich der oberen Nil-
gebiete zu bemächtigen, dem Sklavenhandel daselbst ein Ende zu bereiten,
den Neger seiner Trägheit und Hülflosigkeit zu entreißen und dadurch
möglichst hohe Erträge aus der Verwaltung der neuen Länder zu erzielen.
Baker selbst wurde zum Pascha und Generalgouverneur der oberen Nil-
regionen ernannt, unterwarf 1870 von Chartum aufbrechend, die Uferland-
schaften des Nil bis zu dem Negerreiche Unjoro hin, errichtete drei Militär-
stationen, unterdrückte so viel wie möglich den Sclavenhandel, kurz —

*) Er hatte sich den Namem Em in, d. i. der Getreue, selbst beigelegt.

legte den ersten Grund der Zucht und Ordnung in den bisher völlig verwilderten Gegenden; aber seine Verwaltung brachte der ägyptischen Regierung nicht nur nichts ein, sondern kostete ihr sogar gegen 26 Millionen Francs. Baker wurde deshalb in Ungnaden entlassen und durch Gordon Pascha ersetzt. Dieser erweiterte die sudanesischen Besitzungen Aegyptens ganz beträchtlich, indem er 1874 noch Darfur und Darfertit hinzueroberte, sodaß die gesummte von ihm beherrschte Ländermasse jetzt etwa 2Million Quadratkilometer umfaßte, d. h. ein Gebiet, welches mehr denn sünf Mal größer war, als das Deutsche Reich. Um diese ungeheueren Strecken, welche mit einem Netz von Stationen überzogen wurden, einer gründlichen Aufsicht und Verwaltung zu unterwerfen, bedurfte Gordon vor Allem zuverlässiger Männer, und er entnahm sie allen Nationen Europas und wo er sie fand. Zu ihnen gehörte auch Dr. Eduard Schnitzer, welcher 1876 in seine Dienste trat.

Die Stellung Schnitzers unter Gordon Pascha trägt in den ersten beiden Jahren kernen bestimmt ausgesprochenen Charakter: er ist in der südlichen Aequatorialprovinz Chefarzt und Vorsteher der Vorrathsmagazine, er wird aber auch als Gesandter zu den benachbarten Negerfürsten verwendet und besuchte als solcher in den Jahren 1876—78 den als Trunkenbold verschrieenen, aber ganz verständigen König Kabrega von Unjoro in seiner Residenz Mparo-Njamoga und den König Mtesa von Uganda in dessen Hauptstadt Nubaga, um mit diesen beiden Herrschern freundliche Beziehungen anzuknüpfen und aufrecht zu erhalten. Er schreibt damals aus der letzten von Gordon angelegten Station Mruli (an einer Nilfchleife des obersten Stromes): „Dank Gordon Paschas eminentem organisatorischen Talente, dank seinen geradezu übermenschlichen Mühen und Arbeiten in einem Klima, dem bis jetzt wenige nur zu widerstehen vermocht, dank seiner durch kein Hinderniß gebrochenen Energie ist das ganze enorme Gebiet vom neunten bis zum ersten Grade so gut organisirt. so völlig sicher geworden, daß ein einzelner Reifender mit aller hier möglichen Bequemlichkeit es durchwandern und seinen Studien sich hier widmen kann. Gemehre und Munitionen sind außer zur Jagd gewiß nicht nöthig. Wer je mit Negern in unmittelbare Berührung getreten und von ihnen teilweise abhängig gewesen (Transport von Sachen, Lieferung von Lebensmitteln u. s. m.), wer die glühende Sonne und die sieberhauchenden Sümpfe des genannten Gebietes gesehen und erprobt, wer da weiß, was es bedeutet, jahrelang aller Gesellschaft, allen Bequemlichkeiten, allem zum Leben Röthigen fern, allein zu leben, nur der kann ermessen, was Gordon Pascha hier geleistet. Er mußte sich das Material zu seiner Arbeit selbst schaffen — und aus Negern!"

Während dieser Reisen Schnitzers im Norden des Victoria- und Albert-Sees hatte Gordon selbst mit einem furchtbaren Aufstande zu kämpfen gehabt: die arabischen Sklavenhändler und alle, welche aus dem Sklaven-

Handel ihren Vortheil zu ziehen gewohnt waren, schon längst empört über
die Hindernisse, welche der General-Gouverneur ihrem schändlichen Treiben
in den Weg legte, erhoben sich gegen die ägyptische Herrschaft, die ihnen
unerträglich dünkte, und nur mit Mühe und uach zweijährigen Anstrengungen
gelang es dem Gouverneur der Gasal-Provinz, dem Italiener Romolo
Gessi, die Empörung zu unterdrücken und einen Erfolg zu erzielen, welcher
noch dadurch an Bedeutung gewann, daß Gordon in derselben Zeit über
400(1 Sklavenhändler aus den östlichen und nördlichen Provinzen außer
Landes trieb. Die ägyptische Herrschaft mar damit noch einmal gerettet, und
als jetzt Schnitzer von seinen Missionen aus dem Süden zurückkehrte, wurde
ihm die Mittheilung gemacht, daß er zum Gouverneur des äquatorialen
Verwaltungsbezirks mit der Hauptstadt Lad« ernannt sei, und daß er als
solcher sich auch weiterhin daselbst aufzuhalten habe. Da trat nun ein
Naturereignis; ein, welches ihn über zwei Jahre lang (1878—1880)
gänzlich von den nördlichen Provinzen und seiner Obervermaltungsbehörde
in Chartum abschnitt.
Der Victoria«See war nämlich infolge ganz besonders heftiger Regen-
güsse im Sommer 1878 so beträchtlich gestiegen, daß die abfließenden
Gewässer das obere Nilgebiet weit und breit überschwemmten; hierbei
lösten sich ungeheure Massen von Hochgras, Schilf, Papyrus und Wasser-
pflanzen vom Erdboden, schwammen stromabwärts und bildeten an solchen
Stellen, welche irgend einen Widerstand boten oder ein zu geringes Ge-
fälle besaßen, undurchdringliche Pflanzenverstopfungen von einer Ausdehnung
bis zu 1200 Metern. In Folge dessen mußte der Flußdampfer-Verkehr
eingestellt werden, die regelmäßigen Posten und Zufuhren hörten auf, und
die Lage Schnitzers, dem es bald an den nothmendigsten Bedürfnissen
mangelte, fing an recht bedenklich zu werden. Trotzdem entwickelte er eine
rastlose Thätigkeit, indem er seine Provinz beständig bereiste und besichtigte,
strenge Ordnung hielt, Sammlungen aller Art anlegte und meteorologische
Untersuchungen anstellte. Als dann nach mehrmonatlichen Anstrengungen
der Fluß endlich wieder fahrbar gemacht morden war, schreibt er im
August 1880: „Was ich in den zwei Jahren der Flußsperre gelitten,
was ich zu kämpfen gehabt, um ohne jede Unterstützung meine Leute und
Soldaten durchzubringen, dabei Fortschritte zu machen und die Neger zu
gewinnen, was alles das gerade hier bedeuten will, kann man eben nur
hier ermessen. Nun ist der Fluß offen, und alle drei Monate soll ein
Dampfer kommen. Gott sei Dank!"
Inzwischen mar mit seiner Stellung abermals eine Aenderung vor-
gegangen: Gordon hatte nämlich 1879 sein Amt niedergelegt; „er hatte
dem Volke das Beispiel eines gerechten Herrschers, der Gott fürchtet und
die Menschen nicht scheut, vor Augen gestellt. Sein Leben und seine
Thaten waren ein sprechender Beweis dafür, daß das Regiment nicht

von Natur aus grausam, bestechlich und tyrannisch sein muß." Anstatt
nun ebenfalls seines Amtes enthoben zu werden, wurde Schnitzer vielmehr
nicht nur bestätigt, sondern seine Provinz sogar vergrößert, fodaß ihre
Nordgrenze jetzt etwa parallel dem 7° n. Br. verlief; auch erhielt er die
Erlaubniß neue Stationen zu gründen, wo es ihm passend erschien.
Das Land seiner Wirksamkeit denke man sich größtentheils aus weiten
ebenen Flächen bestehend, im Süden erst in Hügelketten und mäßig hohe
Gebirgszüge übergehend; von zahlreichen, in der Zeit ausgetrockneten Fluß-
läufen durchschnitten, steht es in der Regenzeit theilmeise unter Wasser,
enthält aber neben ausgedehnten Savannen auch überaus fruchtbare Strecken,
welche große Mengen von Mais, Reis, Hülsenfrüchten, Bataten, Erdnüssen
und Gemüsearten hervorbringen; Emin ließ auch Kaffee, Indigo und Baum-
molle anbauen. An Wild fehlt es nirgends, und selbst der Elefant, dem
man so viel nachgestellt hat, streift noch in ansehnlichen Horden umher;
dazu hat Emin eine große Zahl nützlicher Hausthiere, wie Gänse, Enten,
Truthühner und Lapins acclimatisirt. Auch an Eisen, Kautschuk und Faser-
stoffen ist das Land reich, aber der merthvollste Artikel ist innner noch das
Elfenbein. Die Eingeborenen sind Ackerbauer oder Viehzüchter, z. T.
beides; sie besitzen manche guten Eigenschaften, bedürfen aber strenger Zucht
und Ordnung, ein Erforderniß, dem erst Emin gerecht wurde. Bei seinem
Amtsantritt setzten sich die ägyptischen Beamten aus völlig unzuverlässigen:
nichtsnutzigen, bestechlichen und grausamen Menschen zusammen, die man
in der geordneten Verwaltung Aegyptens nicht hatte verwenden können und
daher aus der Heimat strafweise nach dem Süden geschickt hatte; nicht
besser sah es mit den Soldaten und den Offizieren aus, welche ebenso
wie die Beamten mit den Sklavenhändlern unter einer Decke steckten, das
Volk bedrückten, beraubten und zu Hunderten verkauften. Emin räumte
mit diesem Gesindel gründlich auf, vertheilte gleichmäßig die Steuern und
sorgte allerorten für Sicherheit, so daß, während die Verwaltung vorher
Unsummen gekostet hatte, dieselbe am Ende des Jahres 1882 nach Abzug
aller Auslagen einen Ueberschuß von 160,000 Mark aufzuweisen hatte;
überdies enthielten die Magazine reiche Vorräthe an allerlei Handelsartikeln
und 600 Centner Elfenbein. Alles dies erreichte Emin durch sein vor-
zügliches Organisationstalent und durch die Gabe, sich das vollkommenste
Vertrauen der Neger zu erwerben, welche zum ersten Male das Gefühl be-
kamen, daß sie auch zu den Menschen zu rechnen feien; man begegnete
ihm überall auf seinen Reisen mit innerer Zufriedenheit und begrüßte in
ihm „die neue Zeit, die hoffentlich nun auch für dieses so schwer heim-
gesuchte Land angebrochen ist." „Er vereinigt ja alle möglichen Vorzüge
in seiner Person," sagt Schmeinfurth, „er ist oberster Richter, schöpferischer
Reformator, unbeschränkter Gouverneur und gastfreundlicher Beschützer,"
und der englische Forschungsreisende Felkin setzt hinzu, Emin sei nicht bloß
ein vollkommener Gentleman, sondern einer der liebenswürdigsten und selbst-.

losesten Männer, welche ihm je vorgekommen seien; wie viel er gethan
habe, werde wohl nie bekannt werden.
Neben der angestrengtesten Arbeit um das Wohl seiner Provinz widmete
sich Emin, so oft er in seine Hauptstadt Lai>6 zurückkehrte, auch dem ärzt-
lichen Berufe in dem von ihm dort eingerichteten Krankenhause, und selbst
seine wissenschaftlichen Studien, denen er oft genug ganze Nächte opferte,
kamen nicht zu kurz. In letzterer Beziehung legen namentlich „Petermanns
Mittheilungen" Zeugniß von seinen gediegenen Untersuchungen auf karto-
graphischem, physikalischem, meteorologischem, geognostischem, pflanzen- und
thiergeographischem Gebiete ab; der Körperbau und die Sprachen seiner
Negerstämme, von denen er ganze Wörterbücher anlegt, werden von ihm
gründlich studirt und verglichen, und in Lad« bringt er ganze Sammlungen
von Pflanzen und Thieren zusammen. Dr. Behni, der bekannte Gothaer Geo-
graph, rühmt im Besonderen „die außerordentliche Sorgfalt und Vollständig-
keit der Jtineraraufnahme Schnitzers. Jede Viertelstunde mindestens notirte
er die zurückgelegte Distanz und die Richtung auf Blättern, deren jedes
eine Tagereise enthält. Zur Seite sind zahlreiche Bemerkungen über das
vom Wege aus Gesehene eingeschrieben und eingezeichnet. Auf der Rück-
seite der Blätter befinden sich die von Rastorten aus genommenen Comvaß-
peilungen in solcher Menge, daß z. B. von Gondokoro bis Fadibek, d. h.
in fünf Wochen, gegen 300 solcher Peilungen notirt wurden."
Inmitten dieser rastlosen, dem Wohle einer früher so hart bedrückten
Bevölkerung gewidmeten Thätigkeit brach der verhängnißvolle Mahdi-Auf-
stand aus, welcher alle Errungenschaften Emins eine Zeit lang in Frage
stellen, endlich aber gänzlich vernichten sollte. Bekanntlich theilt sich die
mohammedanische Welt in die religiösen Sekten der Schiiten oder Aliten
und der Sumiten. Die ersteren verehren Ali, den SchwiegersohnMohammeds,
und sein Geschlecht als einzig rechtmäßige Statthalter Gottes; sie zählen
zwölf Jmame oder Hohepriester aus Alis Geschlecht und beehren sie mit
dem Beinamen Mahdi, d. h. der von Gott auf den rechten Weg Geleitete;
auch glauben sie, daß einer von ihnen dereinst miederkehren und ein großes
Reich aufrichten werde. Ein solckier „Messias" mar nun wieder einmal
hervorgetreten: er wohnte auf der Nilinsel Ab« (13° n. Br.) und hieß
Mohammed Achmed. Schon lange im Rufe großer Heiligkeit stehend,
rief er im Juli 1881 zunächst eine rein religiöse Bewegung hervor, griff
dann aber bald auch auf das politische Gebiet über und fand um so
rascher Anhang, als nach Gordons Abgang die alte Mißwirtschaft wieder
um sich gegriffen hatte: Die ägyptischen Truppen wurden geschlagen,
Darfur, Kordofan und Senaar gingen verloren, und auch die Engländer,
welche in Folge des Arabi-Aufstandes Aegypten besetzt hatten, erlitten
Niederlage auf Niederlage, 1883 am 4./5. November unter General Hicks
südlich von Obeio. Noch hielt sich Lupton Bey. der Gouverneur der
Gassl-Provinz, und Gordon kehrte freiwillig auf seinen alten Posten in

Hermann Zaenicke in Rreuzburg,
Chartum zunick: aber zu spät: jener gerieth schon im März 1884 in die Gefangenschaft des Mahdi, und dieser fiel am 26. Januar 1385 bei der Einnahme von Chartum. Damit stand den Mahdisten das ganze Gebiet bis zum Gasöl und Sobat offen, und nichts hinderte sie mehr, sich auf die durch ihren Wohlstand lockenden Besitzungen Emins zu werfen, welcher gleich beim Beginne des Aufstandes mit Schrecken wahrgenommen hatte, wie leichtsinnig man in Chartum über dieses Ereignis; dachte, und wie verkehrt man späterhin handelte.

Emin erhielt die Nachricht von der Niederlage des Generals Hicks in aller Form durch einen Vertreter des Mahdi mit der Aufforderung, sich freiwillig zu unterwerfen; um sich den ersten Ungelegenheiten zu entziehen, schrieb er „einen äußerst demüthigen Brief" und deutete darin seine Geneigtheit an, sich dem Willen des neuen Herrschers zu fügen, raffte aber in der That alle seine Truppen zusammen und verlegte, als ihm die nördlichen Theile seiner Provinz entrissen worden waren und er endlich den Fall Chartums und den Tod Gordons erfahren hatte, feinen Sitz nach Wüdelai, von wo aus er noch die Stationen bis Lad6 mit Soldaten besetzt hielt.

Mit Aegypten hörte seitdem jede Verbindung auf, und auch auf Entsatz von dorther mar nicht mehr zu hoffen. Trotzdem verlor Emin den Muth nicht, sondern er fuhr fort, für das Wohl seiner ihm noch verbliebenen Unterthanen zu sorgen, wie er z. B. in dem letzten damals nach Europa gekommenen Briefe vom 7. Juli 1886 schrieb? „Seit Mai sind die Stationen eifrig mit Cultivationsarbeiten beschäftigt. Die Baumwollen-Plantagen gedeihen gut und sind für uns von großem Nutzen, weil sie uns in den Stand setzen, den Mangel an Bekleidung einigermaßen abzuhelfen. Ich habe jetzt auch das Schuhmachergewerbe bei uns eingeführt. Wir fabriciren jetzt auch unsere eigene Seife und haben Fleisch und Mehl genug zum Lebensunterhalte. Freilich solche Luxusgegenstände wie Zucker haben wir seit einer langen Zeit nicht gesehen. Doch vergaß ich zu bemerken, daß wir einen ausgezeichneten Tabak bauen. Persönlich empfinde ich sehr den Mangel an Büchern und ferner an feinem Schrot, arseniksaurem Natron u. s. w., um meine zoologischen Sammlungen zu präpariren. Dennoch fahre ich mit dem Sammeln so gut es geht fort, und besitze ich interessante Gegenstände aus den Monbuttu- und Niamniam-Ländern."

Von der ganzen Welt abgeschnitten und verlassen, wurde Emin nach dem Falle Chartums auch in Europa ein Gegenstand allgemeiner ängstlicher Sorge; um so mehr, als die ägyptische Regierung, deren Pflicht es doch in erster Reihe gewesen wäre, ihren Beamten und Offizieren Hülfe zu bringen, die Hände in den Schooß gelegt hatte; erst später — im Jahre 1887 — raffte sich der Minister Nubar Pascha dazu auf, Emin zum Pascha zu ernennen und eine etwaige Expedition für seine Errettung mit 10,000 Pfund zu unterstützen. Dagegen versuchten zwei in Afrika wohl

bewanderte Männer schon 1885, Erkundigungen über den Verschollenen an Ort und Stelle einzuziehen und ihn, wenn möglich, aus seiner mißlichen Lage zu befreien.

Dies waren Dr. Lenz, ausgesandt von der Geographischen Gesellschaft in Wien und von der Oesterreichisch-afrikanischen Gefellschaft, und Dr. Fischer, ausgerüstet von dem St. Petersburger Banquier Junker, dessen Bruder, der nahmhafte Afrikaforscher Dr. Junker, nach den letzten Nachricht sich ebenso wie der italienische Cavitän Casati in Wüdelai bei Emin befinden sollte. Beide Männer erreichten ihren Zweck nicht: jener mar von Westen her in das Innere des dunklen Erdtheils eingedrungen, mußte aber in Njangwe umkehren; dieser hatte schon den Victoria-See glücklich erreicht, als er zu seinem Leidwesen von den gänzlich veränderten Verhältnissen im Ugandareiche hörte.

Hier war nämlich auf den christenfreundlichen König Mtesa der mißtrauische, dem Haschischrausche ergebene und alle Ausländer mit dem Tode bedrohende, übrigens noch blutjunge König Muanga auf dem Thron gefolgt. Fischer erhielt keinen Eintritt in sein Land und mußte, obwohl nur 350 Kilometer von Dr. Junker entfernt, den Rückzug antreten; unterwegs durch Hunger bis zu Tode erschöpft, gelangte er im Juni 1886 an die Küste, starb aber noch in demselben Jahre in seiner Heimat an einer plötzlich hervorgetretenen Krankheit.

Inzwischen bemühte sich Emin auch seinerseits, Erkundigungen über die Verhältnisse im Sudan einzuziehen, um danach seine Maßregeln für die Zukunft treffen zu können, namentlich festzustellen, ob er sich schlimmsten Falls nordwärts über Chartum nach Aegypten oder südwärts über Uganda nach der Küste durchschlagen könne. Er schickte deshalb den Dr. Junker zu dem befreundeten Negerherrscher Kabrega von Unjoro und erfuhr nun durch Boten Junkers endgültig, daß der Sudan vollständig in die Hände der Aufständischen gerathen sei, auch daß Dr. Fischer den Versuch mache, sich ihm als Retter zu nahen. Ob er aber später von dem Mißlingen dieses Unternehmens Nachricht erhielt, wußte man nicht; denn was das Schlimmste war: Junker selbst konnte nicht mehr daran denken, zu Emin zurückzukehren, da zwischen Kabrega und Muanga ein Krieg ausgebrochen war, in welchem ersterer auf dem Schlachtfelde blieb, während letzterer den Europäer bei seinem Aufenthalte in Uganda mit solchen! Mißtrauen behandelte >und niit solchen Widerwärtigkeiten belästigte, daß er froh sein mußte, wenn er mit heiler Haut davonkam. Es glückte ihm denn auch, obzmar unter den größten Schmierigkeiten, nach Sansibar und im Januar 1887 nach Europa zu gelangen, wo er sofort alle Hebel zur Rettung Emins in Bewegung setzte; Schweinfurth leistete ihm hierbei auf's Bereitwilligste Beistand.

Unter allen Unternehmungen, welche jetzt für Emin Pascha in Angriff genommen wurden, steht bekanntlich die Stanley'sche mit Rücksicht auf

das große Interesse, welches Jedermann für dieselbe bekundete, und mit Rücksicht auf ihren scheinbar so herrlichen Erfolg obenan; es sei daher gestattet, diese Expedition etwas näher in's Auge zu fassen.

Die einzige Quelle, welche uns hier zu Gebote steht, ist Stanley's im Septemberhefte dieser Monatsschrift schon charakterisirte Werk: ,,Jm dunkelsten Erdtheil," aber sie genügt vollkommen, um den wahren Sachverhalt in seinen Grundzügen festzustelleu und in uns Deutschen einen Ekel zu erregen nicht blos über das hämische Urtheil, welches der englische Verfasser über den grundehrlichen und hochgelehrten Pascha zu fällen beliebt, sondern noch mehr über die rein geschäftlichen Interessen, welche den ersten Anstoß zu dem „Nettungszuge" gegeben haben, und, wie man zwischen denZeilen liest, auch weiterhin fortwährend maßgebend geblieben sind.

Stanley stellte sich nämlich dem schottischen Millionär Mackkinnon, dem Leiter der britischen Ostafrikanischen Gesellschaft zur Verfügung, wurde von ihm durch ein Telegramm, in welchem es wörtlich hieß: „Geschäft dringend!" nach London berufen und erklärte nun zum Staunen aller mit den Verhältnissen Afrikas Vertrauten, er werde seine Route zur Rettung Emins von der Kongo-Mündung aus wählen, also einen Weg, welcher z. Th. völlig unbekannt mar und, wie sich nur zu bald zeigte, fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbot, mährend der kurze, höchst bequeme Weg von der Ostküste her unbegreiflicherweife verschmäht wurde.

Von der ägyptischen Regierung und jener Handelsgesellschaft mit der artigen Summe von 660,000 Mark ausgestattet, ging Stanley in der That am 25. Februar 1887 mit 620 Suahelis und Sudanesen von Sansibar aus zu Schiff um das Kap herum nach der Kongo-Mündung ab. Hier begannen sofort die Ungelegenheiten, theils weil zwischen den Suahelis und Sudanesen die heftigste Feindschaft herrschte, welche sich bis zu regulären Knittelschlachten steigerte, theils weil die Dampferflotille auf dem Kongo im schlechtesten Zustande sich befand. So gelangte man erst Ende Mai 1887 nach Jambuja, wo die Schiffborkeit des Arumimi, eines rechten mächtigen Nebenflusses des Kongo, durch Stromschnellen ihr Ende erreicht. Hier ließ Stanley den Major Barttelot mit der Nachhut zurück — ja weshalb? fragen wir unwillkürlich und finden in dem Werke des Reisenden selbst keine genügende Erklärung. Aber der Bruder des so schrecklich ermordeten Majors, welcher soeben ein Buch „Oiarios anä lettre« nt' Nujor Lärttelot" veröffentlicht hat, läßt keinen Zweifel darüber, daß diese Nachhut fast ausschließlich aus Kranken, Schwachen und Aufsässigen bestand, deren Stanley auf diese einfache Weise los und ledig' werden wollte; dagegen sollte Barttelot durch den bekannten Nabob der Sklavenhändler, Tippu Tib, noch weitere 600 Träger aufbringen, um mit ihrer Hilfe die großen Elfenbein-Vorräthe Emins, deren Werth man auf 1,200,000 Mark schätzte, zugleich mit dem Pascha „retten" zu können. Auch hierbei hatte Stanley

einen Hintergedanken, nämlich augenscheinlich keinen anderen Zweck im
Auge, als mit dieser Summe sich und seine Erpedition einmal bezahlt
zu machen!
Im Juni 1887 erfolgte dann der Aufbruch der Hauptruvpe in das
ganz unbekannte Gebiet zwischen Jambus« und dem Albert-See, einen
Landstrich, welcher größtentheils ausgefüllt ist durch einen ununterbrochenen,
tiefdunklen, nahezu undurchdringlichen Urwald, sodaß man 160 Tage
der entsetzlichsten Strapatzen bedurste, um endlich wieder an das Sonnen-
licht zu gelangen, und in welchem Zustande?! Man wollte doch Emin
retten, und Stanley selbst muß, als er endlich im December 1887 den
Albert-See erblickte, das Geständniß ablegen: „Unsere Haupthoffnung
beruhte auf Emin Pascha!" Auf das Krankenlager geworfen, konnte er
den Pascha erst im April 1888 von seiner Ankunft benachrichtigen und
ihm wenige Tage nach seiner ersten Begegnung die drei bekannten Vor-
schläge im Auftrage des Khedive, des Königs der Belgier und der briti-
schen Ostafrikanischen Gesellschaft machen, welche dem Pascha über die
eigentlichen Zwecke der Stanley'schen Expedition alsbald die Augen öffneten
und ihn tief mißstimmten. Am bemerkenswerthesten war der dritte
Borschlag, wonach Emin mit den treugebliebenen Offizieren und Mann-
schaften nach der Nordostecke des Victoria-Sees gehen und dort als
Administrator der Ostafrikanischen Gesellschaft von ihm eingesetzt werden
sollte; man hoffte damit, den Pascha dauernd für die Handelsgesellschaft
zu gewinnen und überdies bei guter Gelegenheit die Aequatorialvrovinz
für England zurückzuerobern.
Da von Major Barttelot jede Nachricht ausblieb, so mußte sich
Stanley wohl oder übel entschließen, „zum Entsatz der Nachhut", wie er
sich ausdrückt, den Weg durch den schrecklichen Urwald nochmals zurück-
zulegen; aber die Mühe mar umsonst. Denn nur noch etwa 100 Kilometer
von Jambuja entfernt, stieß er Mitte August 1888 auf die Trümmer der
Barttelot'schen Nachhut, welche, nur um wenige von Tippu Tib gestellte
Manjema-Leute vermehrt, sich im kläglichsten Zustand auf dem Marsche zu
Stanley befand; zugleich erfuhr er, daß der Major selbst schon am 19. Juli
von einem Manjema aus Privatrache ermordet morden sei
So war denn Stanley um die schöne Hoffnung, sich der lockenden
Elfenbein-Vorräthe Emins zu bemächtigen, ärmer geworden, und nachdem
er den tödtlichen Urwald zum dritten Male durchzogen hatte und endlich
im Januar 1889 wieder in die Nähe des Albert-Sees gelangt war, erhielt
er durch zwei Boten des Pascha die briefliche Nachricht,- daß sich inzwischen
die Lage in der Aequatorialvrovinz völlig verändert habe.
Emin war nämlich durch eine Anzahl seiner eigenen von je her ganz
unzuverlässigen Offiziere, welche dem Bolke vorredete», der Pascha stehe
mit Stanley im Einvernehmen und beabsichtige die Bewohner der ab-
geschnittenen Provinz der Sklaverei zu überantworten, heimtückischer Weise

gefangen genominen worden und verdankte sein Leben nur noch dem Um:
stände, daß die treu gebliebenen Soldaten um keinen Preis zugaben, daß
ihm etwas zu Leide geschah. Schon befand er sich drei Monate in Ge-
fangenschaft, als die mahdistischen Truppen von Norden her plötzlich an-
rückten und ihr Befehlshaber dem Pascha den Antrag machte, er solle sich
sammt seinen Leuten gegen freien Abzug ergeben. Die meuternden
Offiziere, welche das Schreiben geöffnet hatten, beschlossen aber den Kampf
auf eigene Faust und wurden dabei in wilde Flucht geschlagen. Vergeblich
setzten jetzt die treuen Mannschaften den gefangenen Pascha in Freiheit:
er konnte nur noch einen ehrenvollen Rückzug nach Tunguru, der nächsten
Station am Gestade des Albert-Sees, anordnen und glücklich durchführen.
Unter solchen Umständen blieb dem hart geprüften Pascha keine Wahl.-
er gab an Stanley die Erklärung ab, daß er zum Abzüge entschloffen sei,
setzte mit seinem sechsjährigen bildschönen Töchterchen Ferida, dessen abesst-
nische Mutter schon einige Jahre zuvor gestorben war, und mit seinen
600 Leuten auf zwei Dampfern an die Südostecke des Sees über und
vereinigte sich mit Stanleys Mannschaften, sodaß die Gesammtzahl der
Erpedition beim Abmarsch am 10. April 1889 die Höhe von 1510 Köpfen
erreichte, ein stattlicher Zug, wie er im Innern Afrikas unter Leitung von
Europäern noch niemals gesehen wurde. Stanley kam sich denn auch
sehr stolz vor, konnte aber seinen Aerger darüber, daß Emin nm
65 Elsenbeinstücke, dagegen eine Unzahl altmodischer Koffer mit zahlreichen
Sammlungen mitschleppte, nur mit Mühe unterdrücken; er gab auch in
huldvoller Weise die Genehmigung, daß sich Emin mährend des Zuges
mit der bescheidenen Stellung eines Meteorologen und Naturforschers be-
gnügte. Man weiß, daß der Heimmarsch im Wesentlichen leicht und ohne
Unfälle von Statten ging, und daß man noch zwei wichtige geographische
Entdeckungen machte: das Vorhandensein eines hohen Gebirges mit dem
schöngeformten, schneebedeckten Gipfel des Rumensori (5000 Meter und
höher) und die Lage eines blauen Seebeckens im Süden des Albert-
Sees, welches durch den Semliki-Fluß nach dem Albert-See hin ent-
wässert wird und den Namen Albert-Eduard-See erhielt.
Wie staunte nun aber Emin, als er erfuhr, daß ein großer Theil
Ostafrikas inzwischen deutsches Eigenthum geworden mar, und welche
Freude ergriff ihn, als er in Mpmapwa im Auftrage Wißmanns von
dem Lieutenant Rochus Schmidt auf's Freundlichste begrüßt wurde, und
als dann weiterhin am Kingani Wißmann selbst zur Bemillkommnung der
glücklich Geretteten erschien und sie bis nach Bagamojo begleitete!
Die folgenden Ereignisse sind noch zu bekannt, als daß sie hier ein-
gehender erörtert werden müßten: das heitere Festmahl in Bagamojo, der
schmerzliche Sturz Emins von der Veranda (nicht aus dem Fenster!), seine
schwere Krankheit, sein vollständiger Bruch mit Stanley, über dessen Ursache

wir freilich noch nicht unterrichtet sind, endlich die Genesung des Pascha und sein hocherfreulicher Eintritt in deutsche Dienste.

Welch ein Unterschied zwischen ihm und Stanley, feinem zweifelhaften Retter! Dieser kalt, berechnend, geschäftlich, wissenschaftlich roh und un-geschult, dabei anmaßend, habsüchtig und ehrgeizig, wie er sich denn nach feiner. Rückkehr allerorten beweihräuchern ließ; jener dagegen voll Liebe zu seiner guten Sache und zu den Personen, die ihm bis zuletzt treu zur Seite standen, neben seinen Verwaltungsgeschäften unablässig für die Wissenschaft thätig, dabei bescheiden, einfach, alle Ehrenbezeugungen in Europa verschmähend und sofort wieder im Interesse seines deutschen Vaterlandes neuen Gefahren sich preisgebend! Wir haben nur den heißen Wunsch, daß er nach Erledigung seines — uns unbekannten — Auftrages im Inneren des dunklen Erdtheils heil zurückkehre und uns mit eigener Feder eine Darstellung seines Lebens und Wirkens entwerfe, welche gewiß eine hochwillkommene Ergänzung des soeben erschienenen Werkes von Paul Reichard bilden wird.

Siterarische Ursachen und Wirkungen/)

Streiflichter und fragmentarische Vcnkblätter.

von

ANius Grosse.

— Weimar. —

^ II.

^^hre freundliche Erlaubniß, eine weitere Reihenfolge von Memorabilien zusaminenzustellen, macht mir in der That die Wahl schwer, wo ich beginnen soll, um von oem eigentlichen Zweck, biographisches Material zu geben, nicht allzu weit abzukommen. — Vielleicht interessirt zunächst ein anderes Quiproquo, oder die Historie einer Art von Doppelgänger, in dessen Spuren ich unbewußt trat. Da dies anfänglich räthselhafte Erlebniß später seine volle Erklärung fand und diese Erklärung ebenfalls ein Denkblatt der unterirdischen obscuren Literaturgeschichte füllt, sei die Erwähnung gestattet.

Einige Monate, nachdem ich im Mai 1855 meine Stellung an der „N. Münch. Ztg." angetreten, erhielt ich eines Tages einen merkwürdigen Brief aus Berlin mit der Neberschrift „Lieber Papa" und der Unterschrift „Deine gehorsame Tochter Charlotte." „Es werden nun bald drei Jahre, daß mir die letzte Nachricht von Dir erhielten und über zwei Jahre, daß Mama nach Paris schrieb und den Brief nach längerer Zeit zurückbekam, weil Du fort seiest ohne Adresse — bis mir jetzt erfuhren. Du seiest schon länger in München und Mitredacteur einer Zeitung geworden" — folgt dann ein breites Familienbild, voll düsterster Schilderungen. Es ist die Rede von zwei Söhnen und zwei Töchtern, die ältesten längst erwachsen, außerdem von einer inzwischen Verstorbenen,

*) Vergleiche Nord und Süd Heft 151.

seine energische Opposition gegen König Ludwig I. ebenso bemerkbar, als lästig — scheint aber doch auch ein gewisses Ansehen erworben zu haben, denn als der König keinen Spaß verstand, sondern den Demagogen beim Kragen nahm und in den Schatten setzte, da veranstaltete die liberale Partei in München eine Sammlung für die Familie. Später gelang es dem Märtyrer zu entkommen und nach der Schweiz zu entfliehen. Im Jahre 1848 scheint er in Paris gewesen zu sein, wie aus obigem Brief hervorgeht, von da ab fehlt jede Spur des Verscholleuen, der vielleicht, wie hundert andere, in Cayenne geendet. — Auch ein Literaturbild aus verflossenen Tagen, dessen Gestalt unter gegebenen Umständen der Nachwirkung nicht entbehrte und speciell mir jedenfalls mehr hinderlich als förderlich gewesen ist, ohne daß ich auch nur die geringste Ahnung jener Ursachen und Wirkungen hatte.

Hier fällt mir übrigens eine Episode heiterer Art ein, als Arabeske sei sie eingefügt. Wenn es damals die „A. Z." war, deren Brandartikel den Zorn des Königs erregten, so war es im Jahre 1847/48 abermals die „A. Z.", deren Münchener Correspondenzen den Grimm einer anderen Person anfachten und zu einer Scene führten, deren Komik würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Als Lola Montez' Macht aus dem Gipfel, erschienen fast alltäglich kleine Stimmungsberichte in der „A. Z.", deren Malice um so größeres Aufsehen erregte, als der Verfasser offenbar zu den Eingeweihten gehörte und als unsichtbarer Augenzeuge der geheimsten Vorgänge im Hotel an der Barerstraße erschien. Lange mar das Forschen Lolas nach dem verkappten Gegner umsonst, aber nicht für immer. Unter den Freunden des Hauses befand sich auch der alte Freiherr I. v. Plötz, dessen Lustspiele und Schwänke (der verwunschene Prinz — die Hintertreppe ^ Abenteuer einer Neujahrsnacht —) noch heut zuweilen auftauchen. Von Haus aus sehr reich, war er in seinen alten Tagen völlig verarmt und lebte nur von den Tages-Correspondenzen für die „A. Z." Diese Thatsache genügte der Lola, die eines Abends den geistreichen Plauderer zum Thee einlud. Nach einer traulichen Stunde griff Lola bei einer Wendung des Gesprächs plötzlich zur „Allgem. Ztg." „Ah — etwas ähnliches habe ich hier gelesen, und nun ist's klar, wer diese boshaften Briefe schreibt. — Läugnen Sie nicht. Sie sind der Verfasser und Verräther! Ich weiß Alles, aber ich bin auch bereits gerächt. Sie haben den Thee einer Spanierin getrunken und werden die Wirkung bald genug verspüren! — ... Adieu, Adieu!" sprach sie und rauschte davon. Plötz aber, überzeugt, daß er vergiftet morden, eilte voll Entsetzen zur nächsten Apotheke: ob es wahr ist, daß er eine Lampe ausgetrunken, weiß ich nicht, aber sicher ist, daß er die enormsten Quantitäten Milch an jenem Abend vertilgte, bis ihm klar ward, daß er „hineingefallen." Ich sah das eisgraue Männlein im olivengrünen Nock noch manches Jahr allabendlich auf seinem festen Platz im

Julius Grosse in Weimar, -—
so war doch der Aufbau immer höchst geschickt, und die Fabel „klappte",
eines der unerläßlichsten Requisiten der BühnenmSßigkeit.
Da beim Dessert sagte er: „Sie kennen mich nun und meine Art
zu schreiben. Wüßten Sie nicht einen dankbaren Stoff für mich?
Historischen Hintergrund — interessante Charaktere — packende Leiden-
schaft — dergleichen brauche ich!"
„So schreiben Sie einen Bothwell —"
„Bothwell — was ist Bothwell?"
„Nun der dritte Gemahl der Maria Stuart — der Mörder Darnleu's.
so eine Art neuer Macbeth —"
„Ah, ganz richtig — aber bitte erzählen Sie mir doch den Stoff —"
Ich begann also, erponirte die verwickelten Verhältnisse am schottischen
Hof, die Stellung Marias zu ihrem Gatten wie zu ihrem Bruder Murrau,
weiter den Noman mit Rizzio, an dessen Ermordung Bothwell keinen
Theil nimmt. Bothwell war damals schon verlobt oder vermählt,
aber die dämonische Schönheit der Königin wirbt ihn als ihren Rächer.
Tarnten wird von Verschworenen in die Luft gesprengt, aber später findet
sich an der Leiche eine Wunde, die auf einen anderen Thäter deutet.
Diese Schuld kettet fortan Maria und Bothwell, bis der Wankelmuth des
Weibes und die gewaltsame Kraftnalur des Mannes den Bruch herbei-
führen. Trotzdem ficht Bothwell als Parteigänger für Maria und fällt
als Vertheidiger der Freiheit Schottlands gegen die Engländer, nachdem
er die Königin von ihren Feinden bereits befreit hatte. —
So ungefähr gestaltete sich die Dramatisirung des Stoffs, mit dem
ich mich früher schon beschäftigt hatte. Als ich am Ende, war auch das
Stück im Bau fertig und sozusagen binnen zehn Minuten organisch ent-
standen. — „Dies also wäre der Stoff", sagte ich, „aber es thut mir
leid. Verehrter, jetzt kann ich ihn nicht mehr aus der Hand geben, nm -
mehr werde ich das Stück selbst schreiben."
Herr Murad Effendi schien zu glauben, ich hätte mir einen unpassenden
Scherz mit ihm erlaubt; möglich auch, daß ihm diese Art von Improvi-
sation unverständlich war, jedenfalls mar mit dieser Viertelstunde in die
werdende Freundschaft ein Bruch gekommen, der auch später nicht mehr
geheilt ist. Murad Effendi hat in der Folge feine sämmtlichen Dramen
edirt und ist als Gesandter der Pforte in Amsterdam oder in Haag einige
Jahre darauf gestorben. Mein Bothwell wurde erst im Jahre 1881
geschrieben und gelangte im Jahre 1884 in Heidelberg zur Aufführung.
Ich will hier nicht der Champion meiner Dramen sein, aber eines wurde
mir mährend der Arbeit klar: daß nämlich Shakespeare gerade durch
Maria Stuarts tragisches Ende, das er sozusagen miterlebt hatte, auf
Macbeth geführt morden sein mag — mit anderen Motten: den Stoff Macbeth
wählte er, weil er Actualität gewonnen hatte durch die neuen tragischen
Ereignisse in Schottland. Diesen sür ihn modernen Stoff durfte er nicht

anrühren, schon mit Rücksicht ans die Königin Elisabeth, aber der ältere Königsmörder und Geisterseher hatte modernes Interesse gewonnen. Ich glaube, in ähnlicher Weise ward sür Schiller die Gestalt Maria Stuarts poetisch actuell, weil er und seine Zeitgenossen den tragischen Untergang einer anderen Königin in Frankreich miterlebt, deren Gestalt für die Bühne ebenfalls zu neu und deshalb unbrauchbar war.

Entstehung von Dichtungen — ein Thema von unerschöpflicher Vielseitigkeit, das jedoch in Literaturgeschichten selten oder nie berücksichtigt wird. Neben dem Impromptu des Augenblicks giebt es die schulgerechte Disposition — neben dem eigenen Erlebniß die bestellte Arbeit. Aber es walten noch andere Mysterien, so die unfreiwillige magische Umbildung einer Summe von gleichartigen Eindrücken, die sich nach dem Gesetz der Schwingungen als harmonische Kunstgebilde niederschlagen wie die Eisblumsn auf dem Fenster. Zuweilen auch scheint ein Stoff in der Luft zu schweben zugänglich für Jeden, der ihn sieht nnd zu ergreifen weiß. Wie aber, wenn mehrere ihn gleichzeitig erfassen? Ich will ein Beispiel erzählen.

Im Sommer 1862 befand ich mich in Berchtesgaden mit der Absicht, mir dort einen modernen epischen Stoff zu suchen, der mir Gelegenheit geben sollte, die grandiose Zaubermelt des Hochgebirges nebst den typischen Volksgestalten in eine Dichtung zu weben. — Wochenlang suchte ich vergebens, aber ich studirte Landschaft und Volksleben, bestieg auch den Watzmann und sah den Holzsturz am Königssee. In derselben Zeit wurde ' ein gefährlicher Wilderer erschossen. Am letzten Tage, als ich schon das Postbillet nach Salzburg gelöst hatte, sagte meine ehrsame Wirthin „Aber bleiben Sie doch wenigstens bis übermorgen, da macht die Annaiiedei von Bischofswiesen Hochzeit — das schönste Madel weitum im ganzen Landl, und obenein wird sie von der Königin ausgestattet. —"
„Wie hängt das zusammen? — bitte erzählen Sie mir die Geschichte."
„Mein Gott, eine Historie ist's kaum", und nun berichtete die Frau, wie Annamiedei mit einem Bauernsohn schon lang versprochen gewesen. Aber die Gemeinde wollte den Consens nicht geben, weil sie zu arm und der Hof des Bauern verschuldet war. Zum Unglück zog der Schatz auch noch eine hohe Nummer und mußte als Soldat in die Stadt. Da wagte Annamiedei einen Fußfall bei der Königin Marie, die bei ihren Bergwanderungen auch bisweilen das Haus von Bischofswiesen besuchte. Die Königin erwiderte,— da kann ich nichts thun, aber ich will's dem König sagen. Wirklich wurde einige Zeit darauf der Bursch vom Regiment entlassen, aber die Sache blieb hoffnungslos dieselbe. Vergebens auch erbot sich Annamiedei bei den Eltern des Schatzes in Dienst zu treten, um zu zeigen, daß sie wirthschaftlich sei. Endlich nach Jahren mochte die Königin das trostlose Hangen und Bangen nicht mehr mitansehen und stattete das Paar aus. — Dies war der Stoff zu meiner „Gundel vom

Königssee." Im ersten Plan mar der Soldat vom Regiment desertirt. Inzwischen hatte ein Wilderer eine Brücke durchsägt, um einen Salontiroler, auf den er eifersüchtig war, in's Verderben zu bringen. An der Leiche desselben wird der Deserteur ermischt und als muthmafzlicher Mörder vor Gericht gezogen, das ihn zum Tode verurtheilt. Die Lösung endlich wird herbeigeführt, daß der Wilderer auf der Verfolgung zum Tode vermundet, in der Sterbestunde seine Unthat gesteht. — Während dieser ersten Disposition nun erhob sich die Frage, wie aber würde die Historie verlaufen, wenn der Wilddieb ein nobler Mensch und der eigentliche Held der Dichtung märe. Auf diese Weise entstand ein doppelter Plan und nach der letzten Variante ist die Dichtung im Winter von 1862 zu 1863 ausgeführt morden. Kaum aber mar mein Epos fertig, so erschien Hermann Schmid's „Almenrausch und Edelweiß", ein Werk, das meiner ersten Composition sowohl in der Handlung wie in den Charakteren so vielfach ähnlich sah, daß ich meine Arbeit hätte verbrennen müssen, wenn ich mich nicht rechtzeitig für den zweiten Plan entschieden hätte.

Es ist eine alte Streitfrage, wie weit die Dichtung sich an die Wirklichkeit anlehnen dürfe. Es giebt Rigoristen, die den Stab brechen und von Jndiscretion faseln, wenn der Autor überhaupt nach der Natur gezeichnet hat. Die Grenze allerdings, wo das Unerlaubte beginnt, ist sehr fein und überhaupt wohl ist die Frage principiell nicht zu lösen. Ich habe mir allezeit zum Grundsatz gemacht, nur dann nach lebendem Modell zu zeichnen und auch die Jndiscretion nicht zu scheuen, wenn es mir gelang, die Sache so zu wenden, daß der Betreffende an der neuen Lösung seine Freude gehabt und die Zustimmung nicht versagt haben würde. Wo es möglich war, ist diese sogar ausdrücklich eingeholt morden. In dieser Weise entstanden Novellen und Romane, von denen einzelne allerdings die tragikomische Erfahrung Auerbachs erneuten, dem es gemisse Landsleute verübelten, daß er willkürlich mit den Schicksalen seiner Schwarzmäldcr unigesprungen; bei anderen Erzählungen machte das wirklich tragische Ende eine nachträglich optimistische Wendung problematisch. In „Untreu aus Mitleid" habe ich eine solche Historie erzählt, die abgesehen von dem erfundenen Schluß auf den strengsten psychiatrischen Studien beruht, wenn auch hier der „Löwe" im Einzelnen ex niixn« erfunden werden mußte — für den „getreuen Eckart," dessen Leitmotiv die ^ent« i^rcluw der heutigen Literatur und Kunstmelt, bot die Gegenwart eine unabsehbare Kette von Motiven oder eigentlich von Stützen und Beweisen der Anklage. — Allgemein bekannt wohl ist noch das tragische Ende des Grafen Mailath im Starnbergersee, weniger der Selbstmord des Dramatikers Arthur Müller und des Malers Berdels, eines Freundes Genellis und hochgeschätzt in dessen kleiner Gemeinde. Er konnte es nicht überwinden, sich selbst überlebt zu haben und sein letztes Bild vom Kunstverein zurückgewiesen zu sehen. Als ich seinen Nekrolog

in der „A. Ztg." las — ich hatte den liebenswerthen, weichfühligen und ängstlichen Meister jahrelang gekannt — war mit einem Schlage der Schlußstein zu meinem Romanbau eingefügt. Und seltsam, als wenn die Fluth der Tagesereignisse mir ununterbrochen weiter beweisen wolle, wie zeitgemäß jenes tragische Thema und seine Lösungsfrage — so folgten sich, während ich arbeitete und bis nach sieben Jahren das Buch erschien, eine ganze Reihe von Katastrophen, welche erhärteten, daß im „Lande der Dichter und Denker" auch im neunzehnten Jahrhundert dem Genie und Talent trotz seiner Erfolge keinerlei Bürgschaft für ein sorgloses Alter gewährt sei. Gutzkow endete in nicht aufgeklärter Weise, Heinrich Leuthold im Irrenhaus — Bildhauer Nuff, Musiklehrer Urban, die Landschaftsmaler Fr. Müller und Winkler in München, der alte Eitner in Weimar — später Lindner und Burmester — sie alle schieden aus dem Dasein trotz kühnen Aufschwungs, trotz unermüdlicher Arbeit, trotz jahrelanger Erfolge, trotz selbst der Hilfe von Freunden. Ganz verlassen war keiner von ihnen, aber sie gingen zu Grunde nach einer Art von unerbittlichem Naturgesetz, das nach Darwinscher Lehre allzeit die Stärkeren begünstigt und demgemäß die Verbrauchten und Gealterten preisgiebt.

Wohl schien es mir der Mühe werth, wenigstens in einem Romane die Möglichkeit einer Rettung aus so trostlosem Verhängmß durch Gründung von Asylen darzuthun. — Diese Lösung erschien in Ländern vorgeschrittener Cultur im Gegensatz zu Ländern der Kannibalen, wo man die Greise einfach todtschlägt, doch nur eine Frage der Zeit. Man hat mir mich später nahe gelegt, jener Idee näher zu treten und einen Versuch zu wagen, derartige Asyle in's Leben zu rufen. Ich habe mich wiederholt nach Frankreich gewendet, um endlich ein Statut jener angeblich bestehenden mgisoiis äs rsti-äits zu Gesicht zu bekommen. In diesen Anstalten schien ja das Problem bereits in gewissem Sinne gelöst zu sein. Allein meine Schritte waren bisher resultatlos, sei es, daß ick) mich nicht an die Wissenden gewendet, sei es, daß man dem Deutschen die Kenntniß derartiger französischer Unternehmungen nicht vermitteln wollte. Möglich, daß eine geschicktere Hand früher oder später zu besserem Ziele kommt. —

Geheimnißvoller als die Entstehung der Dichtung aus Erlebnissen ist jedenfalls die Entstehung aus Ahnungen, wenn der Ausdruck erlaubt ist — wie man analog von einem prometheischen und epimetheischen Schaffen reden kann. Ich behaupte sogar: für alle Art dichterischen Schaffens gilt das Wort des Essayisten, daß, was aus tiefstem Herzensgrunde erfunden mar, früher oder später wirklich erlebt wird — wenigstens spricht die Erfahrung dafür. —

Es war im Sommer 1854, bevor die schwülen Tage der ersten Weltausstellung von der schwüleren Völker-Geißel Cholera übertrumpft wurden. Ich befand mich damals in kritischer Lage, entweder i-edus non Fsstis nach Hause zurückzukehren oder als Schriftsteller den Kampf mit

dein Leben aufzunehmen und dazu entschloß ich mich mit fröhlichem Much. Binnen drei Monaten entstanden rasch hintereinander neun bis zehn Novellen, componirt aus Stimmungsbildern norddeutscher, heimischer Landschafts- und Städtebilder mit obligater Staffage; das gab Scenen, die nie erlebt, also rein abstract erfunden werden mußten. Eine von diesen Novellen hieß „Blumen auf Ruinen" und mar in Briefen geschrieben, datirt von einem romantisch gelegenen Curort. Als Verfasser sigurirt der Begleiter eines von den Aerzten aufgegebenen jungen Grafen, über dessen räthselhaften Zustand regelmäßig an die hohen Verwandten berichtet wird. Der Begleiter kommt allmählig dahinter, daß die angebliche Herzkrankheit auf einem Gemüthsleiden beruht, herbeigeführt durch eine unglückliche Liebesgeschichte, die sich dann unter seiner Protection im Curort wieder anknüpft. Aus dem Beobachter wird ein treuer Freund, der gleichfalls gegen die Verwandten Front macht und dem Patienten treu bleibt bis zum Tod.

Noch kein Halbjahr später, im Februar 1855 befand ich mich in Wirklichkeit fast genau in derselben Situation; ich mar Mentor eines Barons v. S. geworden, der in der Familie als sniaut FätS galt, eines beständigen Wächters bedürftig, der ihn von Thorheiten, unpassenden Streichen und Extravaganzen abzuhalten hatte. Er mar die Zielscheibe des Spottes schon von jugendauf gewesen und dadurch verschüchtert worden. Ich nahm den jungen Mann, der nur sieben Jahre jünger mar als ich, mit in unsere literarischen Kreise, und wenn er auch wenig Interesse für dergleichen Fragen zeigte, lernte er binnen Kurzem vorzüglich Schach spielen. Auf dem Stammgut im Mainthal pflegte er, obgleich damals schon brustleidend, früh aufzustehen und in die Dorfschule zu gehen, wo er den Lehrer fortschickte, aus Ulk Stunde gab und die Kinder dann reich beschenkte. Das war doch kein sntarir Zärö, im Gegentheil ein verkannter nobler Charakter, der nicht in rechten Händen gewesen war. Ich mußte ihn vor der Meinung seiner eigenen Verwandten gleichsam in Schutz nehmen; kurz, die Situation der Wirklichkeit und jener Novelle war so verzweifelt ähnlich, daß ich diese Arbeit auch später in meine Sammlungen nicht aufnehmen konnte. Man würde überall Beziehungen auf jene Familie gefunden haben, von deren Existenz ich keine Ahnung hatte, als ich schrieb. Baron v. S. hat noch bis zum Jahre 1860 gelebt und mir die rührendsten Briefe geschrieben. Jene kurze Zeit von vier Monaten hatte ich ihn zu einem anderen, selbstbewußten und charaktervollen Menschen gemacht. — Dies Erlebniß gehört noch in die Vorzeit der späteren „Krokodile" — dennoch eristirte bereits ein kleiner Kreis literarischer Freunde, die Sonntags zusammenkamen. Außer Paul Heu.se und Andreas May: Bernhard Scholz, Franz Bonn und Leonhard Hamm. Der Letzte ein Stürmer von 1848 ist längst hinüber. Bonn erfreut die ganze Welt als Franz v. Miris in den „Fl. Bl." Bernhard Scholz, lange Zeit Mitredacteur der »Neuen

Freien Presse", nach 1866 Gründer des „Rheinischen Couriers" in
Wiesbaden, hat auch mehrere vortreffliche Stücke geschrieben u. A. einen
Gustav Was«, der in München großen Erfolg erlebte. Zum letzten Mal
sah ich den geistreichen, eleganten Weltmann in Wiesbaden iin Herbst 1870
gerade in der Woche, als Straßburg siel. Damals spielte man noch in
den Cursälen des berühmten Bades, aber ein anderer Eindruck aus jenen
großen Tagen ist mir unvergeßlich geblieben. Ich schlenderte mit Scholz
durch die Stadt, als aus der Ferne Trommeln und Trompeten klangen,
dazu die Wacht am Rhein aus hundert jungen Kehlen — alles Volk lies
zusammen, als jetzt auch bunte Fahnen von allen Farben und Größen
sichtbar wurden.
„Endlich kommen die Schlingel wieder!" sagte Scholz.
„Welche Schlingel — und was hat der Aufzug zu bedeuten?" —
„Ach nur unsere verschwundene Jugend — denke Dir, vor einer
Woche marschirte unsere Schuljugend, ein Paar hundert Kinder, mit
Trommeln und Fahnen zum Thor hinaus, und weg waren sie, als hätte
sie der Rattenfänger von Hameln entführt. Tage vergingen, und sie
kamen nicht wieder, sodaß viele der Eltern schon in Sorgen waren, die
Wildfänge mären den Truppen nachgezogen in's Feld. Ja, ja — etwas
derart mar in der Luft. Der Siegeszug unserer Heere wirkt geradezu
sinnverwirrend. Jetzt erst verstehe ich den Kreuzzug der Kinder im
Mittelalter — das mar etwas Aehnliches. Na, so schlimm wird's jetzt
nicht werden — weiter als in den Nheingau sind unsere Buben nicht
gekommen, dort hat man sie überall mit offenen Armen aufgenommen
und herrlich verpflegt. Nun kommen sie zurück, und Freude ist in jedem
Haus. Sieh nur, wie braungebrannt die Burschen sind — na, so lang
noch solche Jugend heranwächst, ist Deutschland nicht verloren! — Und
heranzog die bunte Schaar mit leuchtenden Augen und schmetterndem
Gesang. —
Am selben Tage fuhr ich mit Scholz nach Oestrich, wo ich zwei
herrliche Wochen am Rhein verlebte und die erste, später vielfach unge-
formte Disposition zum Volkramsliede entmars, bis mich die Octobemebel
heimtrieben.
Jene goldene Zeit, als ich mit Scholz noch in München war, über«
stürzte sich in allerlei Projecten und Plänen — unter anderen waren
wir beide entschlossen, ein großes belletristisches kritisches Organ zu gründen.
Ein Capitalist, der selbst ein Stück Poet, war auch bereits gewonnen,
aber im entscheidenden Augenblick rieth ihm seine Frau, lieber Wiesen zu
kaufen, statt sich mit den Fremden einzulassen. Dies entschied über
Scholz, der sich nach Wien wandte, mährend ich in jene Familie v. S.
eintrat, bis mich einige Monate später die unerwartete Berufung an die
„N. Münch. Ztg." wieder in die Arena rief.
Die eigentliche Dichtergesellschaft „Krokodil" trat definitiv erst im

Winter 1856 zusammen und zählte gleich Anfangs gegen zwanzig Mitglieder, die eigentlichen Gründer waren Bodenstedt, Carriere, Dahn, Geibel, Heyse, Heigel, Hemsen, Lemcke, Lichtenstein, Lingg, Lützow, M. Meyr, Nemnann und Zeising. In der Mitte des Tisches prangte eine Pyramide, die zugleich das Archiv des Vereins enthielt. Jedes der Mitglieder führte einen ägyptischen Namen, und es kann nicht geleugnet werden, daß namentlich in den ersten Jahren jeder Donnerstag Abend sich zum unvergeßlichen Fest gestaltete, reich an Anregung und Befruchtung und Humor. In weiterem Sinn zählten von Anfang auch Scheffel und Schuck zu dem Kreise. Später schloß sich rasch eine weitere Reihe an: Jul. Braun, Grandaur. Hertz. Hopfen, B. Hofmann, Horn, Hornstein, Knoll, Koppell, Leuthold, May, Nohl, Pins, Reder, Herm. Schmid u. A. Zeitweise waren auch C. Köiting und Kürnberger Mitglieder, deren Zahl sich im Laufe der Jahre bis auf sechzig hob.

Bekannt ist das köstliche, kleine Gedicht H. Linggs, vom heiligen Teich zu Singapur, wie das Geibel'sche Lied vom lustigen Musikanten, der den Krokodilen aufspielt. Da nun auch Heyse Lazertenlieder geschrieben und Scheffel die Saurier verherrlicht hatte, ergab sich der Name gleichsam von selbst. So große Hoffnungen Anfangs der neue Verein erweckte, so wenig sind sie in Erfüllung gegangen. So viel es auch nach Außen von sich reden machte, in München selbst ist das „Krokodil" nie populär geworden — dazu war schon das Kunstziel von vornherein zu academisch und zu exclusiv. Gleichwohl bleibt der rasche Sturz nach kaum zwanzigjährigem Bestehen doch unbegreiflich. Trotzdem man in München noch viel entschiedener und feindseliger gegen Wagner Front machte, war der schließliche Erfolg gerade umgekehrt. Während die Musik allmählig Alles beiseite drängte und Alles beherrschte, verlor die Literatur schon mit dem Tode des Königs Max Schritt für Schritt an Terrain, und die „Nordlichter" erloschen, obgleich und trotzdem gleichzeitig das Reich sich aufrichtete und alle nationalen Ideale sich siegreich verwirklichten.

Wie solcher Widerspruch zu erklären, muß der Literaturgeschichte vorbehalten bleiben. Was ich von kurzen Details hier mittheilen kann, beruht auf dankenswerthen Aufschlüssen eines Betheiligten. Gleich nach der Thronbesteigung des Königs Max II. folgten rasch hintereinander die Berufung von Wendland, Dönniges und Dingelstedt — das erste Triumvirat. Und das hing so zusammen: Bekanntlich hatte der Kronprinz seinerzeit auch in Göttingen studirt, wo er Wendland und Dönniges näher an sich zog. Bei Gelegenheit eines Conflictes trat Wendland für den Kronprinzen auf die Mensur und wurde nicht unbedenklich verwundet. Dieser Liebesdienst blieb unvergessen, und kaum hatte Max den Thron bestiegen, so berief er den Jugendfreund, dotirte ihn mit Schloß Bernried und eröffnete ihm die hohe diplomatische Carriöre, ebenso Dönniges, von dem als seinem literarischen Beirath die weiteren Berufungen ausgingen. Diese

Beiden wurden in der Folge von den bayerischen Parteiungen wenig berührt, weil sie bei Zeit den localen Kampfplatz geränmt hatten. Auch Dönniges war als Gesandter zuerst nach Turin, dann in die Schweiz versetzt worden.

Die intimere Abneigung der Münchener galt übrigens viel mehr Dingelstedt und Liebig — aus politischen Gründen auch Snbel und Bluntschli, angeblich weil sie Freimaurer waren und weil man vor dieser gefährlichen Menschensorte genau dasselbe Gruseln empfand, wie im gegnerischen Lager vor den Jesuiten. — Daß König Max selbst eine Loge gründen wollte und nur auf v. d. Pfortens Widerspruch hin diesen Lieblingsplan aufgab, ist erst neuerdings erhärtet morden. Aber in weit höherem Grade wie jene wurde Dingelstedt befeindet, und nicht ganz ohne Grund — mehr als einmal hatte er die Lauge seines Spottes über bajlivarische Art ausgegossen. Ueberhaupt wohl hat es nicht leicht einen Menschen gegeben, der durch seine wuchtige Persönlichkeit gleichsam alles erdrückte, gleichviel ob ihm Fürsten oder Künstler, Minister oder Gelehrte oder Schauspieler gegenüberstanden. Bekannt ist sein blasirt ironisches Wort zu Laube: Sie nehmen also das Theater noch ernst? Einem Nedacteur, der zu zwei Freibilletten noch ein drittes verlangte, sagte er: Warum nicht — wünschen Sie vielleicht auch Gefrorenes in den Zmifchenacten? Einen Satvriker, der sich in seinem Witzblatt einige vorwitzige Bemerkungen über Dingelstedt's Frau erlaubt hatte, züchtigte er mit dem Stock vor dem Odeon und «oram r>«pv.Io dergestalt, daß es zum Proceß und zur Verurteilung kam. Seine Schauspieler begrüßte er: „Guten Morgen meine Herren, eben komm ich von meinem College« Charles vor dem Karlsthor." Dort war zur Zeit eine große Menagerie zu sehen.

Sündigte Dingelstedt durch schonungslosen Sarkasmus, so Andere mehr durch die That, indem sie in der Fastenzeit Bälle und Soireen gaben, was im katholischen München Anstoß erregte.

„Hütet Euch Ihr Geibel, Heyse, wie der Wind beliebig weht,
Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht"

sang ein warnendes Couplet. Trotz der großen Gefahren, die man in München von den Fremden fürchtete, war ihr Einfluß im wesentlichen gleich Null, abgesehen allenfalls von Anstellungen auf Universitäten, wobei man die Ultramontanen möglichst umging.

Von den Abenden der Tafelrunde bei Hof ist viel gefabelt morden. Zuerst fanden sie einmal, dann dreimal wöchentlich statt, später nach Sybels und Bluntschlis Scheiden nur zweimal in der Woche, dann nur alle vierzehn Tage. In der Art, wie die Vorträge zu Stande kamen, herrschte die größte Zwanglosigkeit. Bischofs z. B. stellte zwei Themen zur Wahl: über die Fruchtbarkeit der Frauen oder über Gehirnwindungen. König Mar nahm Anstoß am ersten Thema der Hofdamen halber, und waren sie auch nicht zugegen, fürchtete er noch mehr die mündlichen Uebertreibungen; so wurde

denn das andere Thema gewählt. Liebig las fast regelmäßig über Ackerkrume, Raubbau und rationellen Ersatz der dem Boden entzogenen Elemente. Vielseitiger wurde das literarische Gebiet cultivirt. So wurde einmal die Aufgabe gegeben, alle Gedichte zusammenzustellen, die in Europa seinerzeit auf Napoleon I. erschienen waren. Bodenstedt, Geibel. Heyse und Schack mußten dann die Uebersetzungen vortragen. Löher hatte die Aufgabe, über jeden Vortrag nachträglich schriftlichen Bericht zu erstatten und den Inhalt auf kurze Schlagworte und Formeln zu reduciren. Diese Epigramme oder Axiome machte sich dann der König als bleibende Frucht zu eigen. In seinen Gunstbezeugungen und Neigungen mar er wechselnd. Am offensten wandte sich sein Vertrauen Schack und Löher zu, doch blieb auch Henses Hochzeittag alljährlich nie unbemerkt. Mehrfaches Detail über diese Abende wie auch über die oft miederholten Bergfahrten, wobei es an komischen Zwischenfällen nicht fehlte, ist durch Aufzeichnungen von Riehl und Bodenstedt längst bekannt morden.

Nun bleibt es allerdings offene Frage, warum die Frucht dieser vielverheißenden Aera im Ganzen genommen so spärlich ausgefallen. Das Mißgeschick der „Nordlichter" mar außer dem frühen Dahinscheiden des Königs hauptsächlich der Mangel an Einigkeit und Solidarität. Es mar nicht eine Gesellschaft von Freunden, sondern von Concurrenten, die sich gegenseitig nicht recht trauten, sondern mehr oder weniger heimlich befehdeten. Deshalb aber mar die Abneigung des großen Publicums doch ebenso unmotivirt als thöricht. Man wähnte alles Ernstes, daß die Berufenen bemüht seien, den König von seinem Volke abzusperren; später, als er nach dem Scheiden von Sybel und Bluntschli Auftrag gab, populäre Schriften zu oerbreiten, um für die sogenannte großdeutsche Idee zu wirken*) wich die Abneigung, freilich nur, um später nach 1866 desto heftiger wieder aufzulodern. Wie Geibel seine Pension verlor und Heyse freiwillig resignirte, das sind bekannte und überwundene Dinge, aber noch in allerneuester Zeit, als für einen Jubilar gesammelt wurde, schlug das Wohlwollen sofort in das Gegentheil um, als man sich erinnerte, daß auch dieser heut Gefeierte seinerzeit zu den Nordlichtern gezählt habe. Eines ist richtig, gegen die einheimischen Größen zeigte der König eine eigenthümliche Zurückhaltung. Nicht ohne Mühe seitens Löhers wurde auch Kaulbach, der Gegner der Ultramontanen, in den Kreis der Tafelrunde gezogen, wie auch Pettenkofer, Jolly und Siebold. Gegen Döllinger hegte

Heute erscheinen jene Strebungen und Velleitäten allerdings unerklärlich, aber man vergesse nicht, daß die preußische Politik unter Schleinitz von 1858— 61 derart verschleiert und ziellos erschien, dag auch die begeistertsten Verfechter für Deutschlands Einheit an Preußens hoher Aufgabe irre wurden und sich wohl oder übel der Trias^Joee zuwandten. Erst mit Bismarcks Eintritt wich die Unsicherheit dieser Dämmerungszuständc, freilich nm zuerst d. h. politisch sich zum Dualismus zu »er. einfachen, der zum Kriege trieb.

der König lange Zeit Mißtrauen, lediglich in Nachwirkung der Heineschen Spottverse. Am unwandelbarsten blieb er seinem Franz v. Kobell zugeneigt, nicht blos dein Waidmann und allzeit schlagfertigen Erzähler, noch mehr dem beliebten Dialektdichter.

Diese kleinen Züge erklären vielleicht Manches, doch bei Weitem nicht Alles. Ueberblickt man das literarische Leben Alldeutschlands in jener Epoche, so muß man sagen, daß viele der tonangebenden Häupter hier nicht vertreten waren. Der Gipfel der neuen Aera — wenn man sie so nennen will, ward nicht erreicht, weil die Grupvirung nur einseitig. Man bedenke, daß in jenen Tagen Freytag, Hebbel und Auerbach auf der Höhe standen, Keller und Neuter begannen, von Gutzkow, Gervinus und Prutz gar nicht zu reden. Vielleicht wäre mit diesen die Ernte reicher, der Glanz der Erfolge nach außen größer ausgefallen. Außerdem war der Münchener Dichterkreis, weil er das Aechte wollte, viel zu bescheiden, um viel Reclame zu machen, wie es die Zukunftsmusiker nach ihnen so wirksam verstanden haben. — Gleichwohl wäre es anderseits ein falsches Urtheil, wollte man jener Münchener Dichterschule allen Erfolg absprechen. Wenn heute die autochthonen Kräfte Hopfen und Heigel, Haushofer und Greif, Max Schmidt und Stieler mit eingerechnet, obenauf gekommen, so möge man nicht vergessen, daß sie ernteten, was die Geibelsche idealistische Schule gesät hat, und wenn man einwendet, daß diese Coloristen und Realisten gerade im directen Gegensatz zu jener akademisch angehauchten Richtung stehen, so vollzieht sich damit dasselbe Gesetz, welches in der Kunstgeschichte maltet, daß auf die Idealisten Kaulbach und Schwind die Realisten Pilot« und Defregger folgen, von neuen Schöpfern des Phantastischen und Naiven wie Böcklin und Uhde ganz abgesehen. Aber die Letzten stehen allezeit auf den Schultern der Vorgänger, selbst wo sie ihre Gegner werden.

* »- *

Vor einiger Zeit erhob sich in der englischen Presse die Frage, welche hundert Bücher die besten seien. In der deutschen Erörterung desselben Problems wurde die Unterfrage hinzugefügt, welche Bücher am förderndsten auf die Entwickelung des Gefragten gewesen. Darauf erfolgten allerlei Antworten, die in der jetzt erschienenen Publication*) zu lesen sind. Und dabei stellte sich heraus, daß nicht gerade immer die bedeutendsten, sondern unter Umständen auch mediocre, obscure Bücher zur rechten Zeit gelesen, von tiefster Wirkung sein konnten.

Mit noch größerem Rechte könnte man eine Reihe ähnlicher Fragen stellen, z. B.: Welche Menschen, welche Ereignisse am Entscheidendsten ein-gewirkt — welche Eindrücke am Unvergeßlichsten geblieben, welche Tage unseres Lebens die glücklichsten und welche die unglücklichsten gewesen ?

') Ter vorliegende Essay ist vor Jahresfrist geschrieben.

Julius Grosse in Weimar.
Es sei erlaubt, eine dieser Fragen in Betracht zu ziehen und zwar
die, welche moralischen Eindrücke von tiefster Wirkung gewesen. Dabei
kann es kommen, daß scheinbar psychisch werthlose Veranlassungen dennoch ganz
werthvoll und unvergeßlich geblieben, und wär's auch nur der Blick eines
Menschenauges — ein Blick, der uns verfolgt bis an das Ende der Tage.
Schon in meinem fünfzehnten Jahre begann ich Portraits zu zeichnen
und hatte viel Glück — die Aehnlichkeit mar häusig so frappant, daß sie
beifälliges Gelächter erregte. Eines Tages war im Hause ein
Schneider auf Tagelohn thätig, wie das in norddeutschen Familien Sitte
ist. Der uns'rige mar ein kleiner, stark verwachsener Caliban mit unge-
heurem Kopfe, breiter Stirn und klugen, traurigen Augen ^ sür einen
Portraitzeichner ein gefundener Bissen. Ich zeichnete die Mißgestalt völlig
unbemerkt und ich weiß, das Bildchen war von schreiender Wahrheit,
freilich auch ohne alle Uebertreibung dennoch eine unvermeidliche
Earricatur. Kaum war ich fertig, als meine jüngste Schwester mir das
Blatt entriß und wie im Triumph dem kleinen Schneider präsentirte.
Der alte Mann betrachtete das Blatt aufmerksam, dann ergriff er ruhig
seine große Tuchscheere und ohne ein Wort zu sagen, zerschnitt er das
Meistermerk in tausend Atome. Während dieser Execution waren seine
großen, klugen und traurigen Augen unverwandt auf mich gerichtet mit
einem Ausdruck tiefster Empörung, den ich nie vergessen werde. Dieser
Blick ist mir hundert Mal in Erinnerung gekommen, wenn ich in der Lage
war, ein literarisches Portrait zu zeichnen; kam dann die Versuchung,
ethische oder körperliche Gebrechen nach der Natur zu entwerfen, dann
tauchte jener Blick herauf wie ein kategorischer Imperativ: Du sollst
nicht — Du darfst nicht. —
Einen anderen tiefen, ja erschütternden Eindruck erlebte ich durch das
tragische Ende eines Lehrers am Kloster U. L. Frauen. Es waren
damals nach dem Tode des Director Solbrig anarchische Zustände einge-
rissen. Am meisten hatte dabei der Ordinarius von Quarta zu leiden,
Dr. Parreidt, ein etwas pedantischer, leicht schreckbarer Herr und als
geborener Sachse schon seines Dialekts halber die Zielscheibe aller Bosheit
der Schüler. Unglaubliche Dinge wurden erzählt. Ein Alumne hatte seinen
crepirten Pudel skeletisirt, mit oelgetränktem Papier umgeben und eine
Lampe hineingesetzt oder angezündet, ich weiß es nicht mehr. Dr. Parreidt
trug von dem feurigen Hund einen tödtlichen Schrecken davon. Wenn er
an Winterabenden die Schüler auf entlegenen Zimmern inspiciren ging,
mußte er auch durch den uralten Kreuzgang des Klosters. Dann geschah
es, daß unsichtbare Hände ihm den Hut von dem Kopf schlugen, zugleich
erschienen in der schneeerleuchteten Finsterniß riesige weiße Gespenster.
„Husch, Du mußt sterben!" — Entsetzt stürzte der Aermste zum Vice-
Director, um solche unerklärlichen Dinge zu melden. Bis man dann mit
Laternen kam, waren die Gespenster (Alumnen auf Stelzen mit Betttüchern)

verschwunden, ebenso die Bindfaden, die in Manneshöhe gezogen waren und als unsichtbare Hände gewirkt hatten. Schließlich wurde sogar das Conferenzzimmer erbrochen und das große Beschwerdebuch vernichtet. Von hundertfachem anderem Schabern«! nicht zu reden, wozu auch das gespenstische hüpfende Dreierbrod zählte, ein ausgehöhltes Brödchen, unter dem ein Frosch befestigt war.

Das Ende war, daß man Parreidt mit vollem Gehalt pensionirte und ihm empfahl, eine Reise nach Italien zu machen. Der ehrgeizige Mann nahm sich diese schonende Maßregel so zu Herzen, daß er sich in der Gegend von Dessau oder Köthen auf die Schienen legte. Ich hatte damals jenes Gymnasium seit Jahresfrist mit einem anderen vertauscht, und doch erschütterte mich die Kunde, als hätte ich alles miterlebt. Obgleich ich weder zu den Quälgeistern, noch, zu den Lieblingsschülern des Aermsten gehört hatte, bestand doch eine Art geheimnißvoller Sympathie zwischen uns, vielleicht weil ich als geborener Thüringer damals auch noch sächsisch sprach und ebenfalls von dem Spott der Mitschüler zu leiden hatte.

Interessanter und vielfach erfreulicher würde die Antwort auf die Frage lauten, welche Menschen uns die Förderndsten gewesen sind. Die Reihe ist lang, und nur im biographischen Detail würde ich allen gerecht werden/— hier möchte ich — abgesehen von Eltern und Verwandten, schon des Contrastes halber — zwei eigenartige herausgreifen. Da steigt zuerst die kleine, breite hauptumlockte Gestalt eines Lehrers an der Seminarschule herauf. Er hieß Meißner, und wenn er seinen Lieblingsschülern eine Freude machen wollte, so gab es einen weiten Ausflug nach dem Herrenkrug und Biederitzer Busch, oder zum Vogelgesang. Er zuerst verstand es, die Phantasie anzuregen, indem er von Sagengestalten, von .Feen, Nixen und Niesen erzählte. Ich hatte dergleichen in Büchern nie leiden mögen, war auch sehr frühzeitig von allem kindischen Aberglauben abgekommen — z. B. Weihnachtsmann und Christkind — dummes Zeug. War denn Christus nicht seinerzeit zum Mann erwachsen und am Kreuze gestorben? Wo in aller Welt kam denn das zweite Christkind her, das immerzu Kind blieb? Gegen solchen Nationalismus, der grade bei Kindern viel häufiger ist, als man glaubt, wirkte Meißner in verständiger Art; aber freilich sein Märchenzauber hielt nicht lange an, denn schon in Unterquinta schwang Herr A. Banfe das Szepter, ein hagerer Terrorist von Crommells Art. — dabei Preuße und Protestant jeder Blutstropfen, streng bis zur Brutalität, von eiserner Disciplin, ein Profoß im Civilrock. Er hielt auch eine Arbeitsschule und was dort, wie überhaupt bei ihm gelernt wurde, in Mathematik und Naturlehre, Geographie und Weltgeschichte, das mar für das ganze Leben. Auch in späteren Jahren habe ich nie wieder solchen fanatischen Gegner von Rom und von Oesterreich kennen gelernt.

Wer Preußens Erfolge und norddeutsche Denkart begreifen will, muß
solche unvergleichlichen Lehrer studiren. Ich bin überzeugt, alle Schüler
Banfes ohne Ausnahme haben von ihm, wenn nicht einen Tropfen
demokratischen Oeles, doch sicher einen Funken des furo? teuwuicius speo.
pi-uZsisnus für's Leben mitbekommen, und das will etwas heißen, Ueber-
haupt die Erweckung des historischen Sinnes in so jungen Jahren! — Als
im Jahre 1841 die häßlichen Czakos verschwanden und zum ersten Mal
die Bataillone des 26. und 27. Regiments mit blitzenden Helmen aus-
marschirten, damals waren wir Schuljungen sofort einig, daß nun ein
neues Jahrtausend Deutscher Geschichte beginne, daß das herrliche Mittel-
alter und das Kaiserreich wieder kommen müsse, wenn nicht heut, so doch
morgen. Das war bei uns „Buben" eine ausgemachte Sache schon im
Jahre 1841.

Es mar eine merkwürdige Generation damals. Unter meinen Schul-
kameraden wuchs eine ganze Reihe von Cavacitäten heran, darunter auch
reichlicher Nachwuchs von künstlerischen und poetischen Talenten. Der
berühmteste und zwar Jahre lang mein Nachbar auf der Schulbank (von
G. zu Putlitz darf ich nicht reden, er war mindestens um sieben Jahre
voraus und damals schon in Prima) ist Richard Voigtei geworden, dem
es beschieden gewesen, den Kölner Dom auszubauen. Ein Landschafts-
maler Robert Schulze lebt wohl noch heut in Düsseldorf. Von Poeten
hat keiner die reiferen Mannesjahre erreicht — weder Carl Bötticher, noch
Neinhold Heyn, noch Louis Leithoff oder Fedor Sucro. Weitaus der
begabteste war Oscar Kalbeck, der Sohn des Oberpostcommissärs und der
Onkel des heutigen Wiener Poeten Mar Kalbeck — in der That ein
vielseitiges Genie, zu dem seine Mitschüler mit Bewunderung aufblickten.
Daß er die Vegaschen Logarithmentafeln nachrechnend controlirte und mehr
als einen Druckfehler entdeckte, erschien uns als Nebensache, aber er machte
die reizendsten Gedichte, bald im Heineschen bald in Uhlands Ton, dabei
besaß er Erfindungs- und Rednergabe in hohem Grade. Die glänzendsten
Vorstellungen der natürlichen Magie von Professor Becker auf der Magde-
burger Messe miederholten wir ld. h. Kalbeck war die Hauptperson) im
Winter darauf mit allen Chikanen der einzelnen Nummern, auch mit allen
Zuthaten der Bühne, des Costüms und des Lichterglanzes. Die unver-
geßlichsten Stunden aber habe ich mit Oscar anderswo erlebt und Niemand
würde solche Jdiosyncrasie errathen — nämlich in den Magdeburger
Festungswerken, deren Besuch auf Erlaubnißschein nur durch ganz besondere
Connerion zu ermöglichen war.

Wie soll ich diese Eindrücke schildern, für die es absolut keinen
Vergleich giebt. Haustiefe, straßenbreite Laufgräben — drei Stock hohe
Steinmauern in unabsehbaren Längen, oben grüner Rasen, unten grüner
Nasen und darüber der blaue Himmel, das mar das Bild des gleich-
bleibenden monotonen, grenzenlosen Labyrinths. Nach den ersten Lauf-

öie blauen
. Schmetterlingen
nach langer Wände
klappernde" mvage
T,
isamkeit
Ferien
"'cht
ko
Wie
. orücke mit
^^us mit einer Reihe
...gnale übten — dort in der
yrinths, das in seiner Großartigkeit
ann damals genau so wirkte, wie Höch-
st unten haben wir lange Sommertage
plane geschmiedet.
—lgs Gesammteindruck — mit ^'
prosil hinter dem umgebenden ^
rauschenden Elbe im Osten
e der Handelsst"^'
war von v"-
mit
^es 7«? ^,
^ .onnte
yiren und bk
Strapazen ertragen
?eele und seltsam — immer
ivren und überhaupt wirkten in
. Erinnerungen nach — nicht bloß durch
erinnere mich selbst an zahlreiche Namen von
Maquet, Duvigneau, Pieau, Costenoble, Lelewel,
^ zwei Lehrer hießen Valet und Allier), auch
die Zeit des Drucks wirkten noch lebendig,
d, mit dem ich in meiner Vaterstadt Erfurt
, -o Davoust. In Magdeburg selbst sah man an
meines altes Weib mit brennenden Augen, das von der
und ieden Begegnenden mit ihrem Stock militärisch
hansons sang. In der Dachwohr
b) hausten kleine Leute, die m"'
^Ä^^ Jahre später, u»--'
x^mez Pat?'°
?"de 7"
^°hre ,S>'es
^5

irrte mich nicht, als ich 17 Jahre später in den Portraits der „Jllustr. Ztg." den gefeierten Feldmarschall miedererkannte. Im Parterre desselben Hauses wohnte der damals schon berühmte Maestro Chivatal. In späteren Jahren hat der Maler Wodik das Haus gekauft und bedeutende Aenderungen vorgenommen. Auf dem Hofe' wohnte eine Anzahl Familien mit vielen Kindern. Mir ist noch erinnerlich, daß als ich mit meinem jüngeren Bruder eines Nachmittags ganz allein zu Hause war, mir uns ein seltsames Vergnügen bereiteten. In einer Art von Polterkammer nebenan waren alle unsere Spielsachen aufgestapelt. Theater, Menagerie, Springbrunnen, Gärten, Ritteranzüge, Waffen, Schaukelpferde u. f. w. Ich weiß nicht, wer von uns Beiden auf die sublime Idee kam, den Kindern auf dem Hofe etwas davon hinunterzuwerfen. Der Jubel wirkte betäubend, wir griffen zu immer größeren Stücken, und ehe eine Stunde verging, war der ganze Inhalt der Polterkammer auf den Hof hinuntergefeuert — zum nachherigen großen Entsetzen der Eltern. Aber dies ^uto 6» ts mar das plastische Ende der Kinderjahre. — Dort in Nr. 5 wohnten wir die ganzen 16 Jahre, mit Ausnahme der Zeit von Michaelis 1844 bis Ostern 1846, wo wir eine Strecke davon in Nr. 35 eine Wohnung an der Stadtmauer hatten mit prachtvollem Garten, der nun längst verschwunden ist. Dort aber verfolgte uns Unglück aller Art. Einmal waren in der Winternacht über die Stadtmauer Diebe eingedrungen, die nur deshalb nicht weiter kamen, weil die tiefen Fensternischen durch Thören abgeschlossen waren, die auf Schienen auseinandergeschoben werden mußten, ein Mechanismus, der den Spitzbuben unbekannt mar, weshalb sie sich mit einigen Kleidern und Büchern begnügen mußten. Ein andermal stürzte der Plafond herab und erschlug beinahe meine beiden Geschwister. Zum Schluß brach noch Feuer in der darunter liegenden Schule sür Militärkinder aus. Im Vorderhause dieses Anwesens wohnte der greise Justizrath Dorguth; damals schon, als das Gestirn Schopenhauers noch tief im Nebel verborgen, war Dorguth sein ältester und einziger Apostel. Ich sehe ihn noch, den greisen eckigen Herrn mit seinen drei Töchtern, die zum wandelnden Inventar des Glacis und der Promenade zum Friedrich Wilhelmsgarten zählten.

Uebrigens fehlte es in der Festung nicht an Schauspielen und Begebenheiten, auf die die Augen von ganz Deutschland gerichtet waren. So im Jahre 1838, wo bei Bennekenbeck und Lemsdorfs ein ungeheures Feldlager aufgeschlagen war. Ich glaube das ganze vierte Armeecorps war zusammengezogen. Die Stadt wimmelte von Reitern, Regimentern, Kanonen und Hofmagen. Mit Ausnahme des Kaisers von Oesterreich waren sämmtliche Fürsten der heiligen Allianz beisammen: die Könige von Sachsen und Hannover — das ganze preußische Königshaus, der greise Friedrich Wilhelm III. mit allen Prinzen. Es war eine stolze rauschende Zeit für Magdeburg — ich möchte sagen ein Pendant zu 1808

Eine Beobachtung sei hier eingeschaltet. Mein Leben hat mir häufig in Berührung mit bedeutenden Menschen wie im Miterleben großer Momente der Zeitgeschichte die weitesten Möglichkeiten geboten. Dankbar begrüßte ich solche Winke des Schicksals, aber die Kunst des Gil Blas, den Moment auszunützen, ist mir leider ungeläusig geblieben.

Als ich im October 1852 nach München kam, hatte ich drei Empfehlungsbriefe von Robert Prutz, den ersten an Professor Rudolf Marggraff, der damals Kunstgeschichte an der Akademie las. Er war ein Polyhistor von umfassenden Kenntnissen, dabei ein liebenswürdiger, stets aufgeregter Idealist, der gewohnt mar, in Superlativen zu denken und zu reden. Seine Stellung an der Akademie hatte damals schon einen hippokratischen Zug, der sich in merkwürdiger Unsicherheit kundgab; dies war auch wohl die Ursache, weshalb er jedem näheren Verkehr mit den Kunstfchülern auswich.

Mein zweiter Brief war an den Schwiegersohn Jean Pauls, an Ernst Förster, von dem ich schon vorher sprach. Er schüttelte bedeutend den Kopf, als er meine Zeichnungen und Compositionen sah und von meinem Entschluß erfuhr, mit 24 Jahren noch Maler zu werden. Ich gestehe, daß dies Kopfschütteln mich zwar stutzig machte, aber zugleich ihn mir entfremdete. Näher traten mir uns erst, als ich im Jahre 1860 als wohlbestellter Redacteur von der Gesellschaft der Zwanglosen, deren Vorstand er war, aufgenommen wurde. Dort lernte ich den Vortrefflichen schätzen, und einmal sogar hatte er mir bedeutend imponirt. Als im Herbst 1861 die Bahn nach Böhmen eröffnet wurde, übernahm ich als Stellvertreter des erkrankten Chefredakteurs die Berichterstattung. Die Fahrt brachte eine Fülle von Eindrücken, unter denen das originelle Negensburg nicht zuletzt stand. Auf der Strecke nach Pilsen folgte gleichsam Fest auf Fest, zuerst in Furth, wo die Oesterreicher mit den Bayern fraternisirten, ebenso in Pilsen selbst, beim Festmahl auf dem Rathhaus. Nachher Theater init Prolog von Hansjörg und zum Schluß ein „Beseda" auf dein Castno. wo uns die Liedertafel empfing; man sang uns Deutschen czechische Lieder vor, bis auf einmal irgend Jemand d. h. ein Deutscher uns aufforderte, den Saal zu verlassen, denn die Lieder seien deutschfeindlichen Inhalts. Sofort Sturm, Empörung, Tumult. Da sprang Ernst Förster auf den Tisch, um auf die Wogen des Aufruhrs Oel zu gießen und mit langer Versöhnungsrede Ruhe zu stiften, was ihm auch ziemlich gelang. Ob nicht doch der Warner Recht gehabt, ist nicht untersucht worden. Wir Fremden waren in Familien einquartiert, ich bei einem Beamten, einem Czechen. Man führte mich in den sogenannten Salon — dort zwischen hundert Nippsachen, Bildern, Statuetten, Sammtmöbeln, Bronce- und Glaswaaren war ein Bett imvrovisirt. Jede Beinühung, mit Herr oder Dame des Hauses in eine Unterhaltung zu kommen, war unmöglich — eine Beherbergung, steif und kalt, wie in Feindesland, schlimmer als in

Italien oder Frankreich, wo ich vorher und nachher analoge Erfahrungen, wenn auch nicht in so schroffer Form, gemacht habe.
Der dritte Empfehlungsbrief mar an Franz Dingelstedt, den lang-beinigen Nachtwächter. Ich hatte ihm einige Monate von Halle aus zuvor ein Stück geschickt, eine tragische Lösung des Leitmotivs der Valentine (Gustav Frevtag warnte mich vor derartigen Experimenten, als er das ihm zugesandte Stück gelesen), Dingelstedt bot mir in liebenswürdigster Weise ein Freibillet an, wenn ich für norddeutsche Zeitungen über das Hoftheater berichten wollte. Da ich keine derartigen Verbindungen besaß und einige Anknüpfungsversuche mißlangen, denn was lag z. B. der „Jllustr. Ztg." an einer ausführlichen, gewissenhaften Kritik über Gutzkows verfehlten Perez — so wurde nach einigen Monaten die Vergünstigung zurückgezogen. Mehr als zwei Jahre später kam ich abermals zu Dingelstedt mit einem Brief von Riehl, der mich als Berichterstatter für die officielle „N. Münch. Ztg." legitimirte; Dingelstedt dreht das Billet in den Händen hemm.
„Aha, das klingt also wie ein Befehl von oben, da werde ich also pariren müssen — aber wenn Sie populär werden wollen in München, lieber Freund, so thun Sie besser, über das Hofbräuhaus zu schreiben, statt Äber das Hoftheater."
„Sehr verbunden für diesen Wink", sagte ich, „wenn Sie dasselbe Mittel als bemährt erprobt haben." Da lachte er und wurde manierlicher, blieb es auch Jahre hindurch bis zu jenem Conflict, den ich in voriger Nummer angedeutet habe.
Wenn es ein Glück ist, außer bedeutenden Menschen zu begegnen, auch entscheidenden großen Zeitereignissen beizuwohnen, so kann ich von solchem Glück wenig berichten, desto mehr von versäumten Gelegenheiten, wenn es auch fraglich, ob zu meinem Schaden oder zu meiner Förderung — denn jede solche Versäumniß reichte hin, der ganzen Lebensbahn eine andere Richtung zu geben, und wer kann sagen, ob nicht gerade die verpaßte Richtung die glücklichere gewesen wäre. —
Im Herbst 1847 hatte ich in Magdeburg mit Erfolg mein Staats-eramen als Geometer gemacht — die Vorbedingung, um zum Besuche der Bauschule in Berlin zugelassen zu werden. Irgend ein formelles Ver-fehen bei der Anmeldung führte indeß zu Weiterungen. Statt nun rasch nach Berlin zu gehen und das Hinderniß persönlich aus dem Wege zu räumen, zog ich es vor, einstweilen eine Stellung in einem kleinen Land-städtchen der Altmark anzunehmen. Auf diese Weise kam ich nicht nur um die großen Ereignisse des Frühlings und Sommers 1848 in Verlin — auch die Beschäftigung in jener Landstadt wirkte derart deprimirend auf mich, daß ich die Lust am Baufach plötzlich verlor und zur großen Freude meines Vaters beschloß, seinem ursprünglichen Wunsch zu folgen und Michaelis 1849 die Universität zu beziehen, um zu studiren.

Eine andere versäumte Gelegenheit. Meine erste Ferienreise als Student
im Sommer 1850 ging nach Thüringen. Ich kam gerade am 25. August
nach Weimar, d. h. am hundertjährigen Geburtstage Herders. Die ganze
Stadt wimmelte von Festgästen, denn an diesem Tage wurde die Statue
des Dichters an der Stadtkirche enthüllt. Der Abend desselben Tages
brachte die überhaupt erstmalige Aufführung des Lohengrin von Wagner.
Leider trieb mich die Sehnsucht von dannen, meine alte Vaterstadt
Erfurt nach 17 Jahren miederzusehen; aber ich weiß bestimmt, hätte ich
damals die Oper gesehen, so märe meine ganze Lebensbahn eine andere
geworden; ich würde mich sofort in die Zauberwelt der germanistischen
Literatur gestürzt haben, statt mehrere Jahre mit dem Studium der Jura
zu verlieren.
Damals auch sah ich zum ersten Male die schmucklosen Räume des
Schillerhauses; wenn ich sagen wollte, der tiefen Ergriffenheit hätte sich
eine Ahnung beigemischt, daß ich in diesen heiligen Räumen einst mehr
als zehn glückliche Jahre verleben würde, so märe das eine poetische
Licenz, die keinen Anspruch auf Glauben machen darf. Zum zweiten
Male sah ich das Schillerhaus elf Jahre später, als ich am Pfingst-
Soimabend 1861 von Leipzig herüberfuhr, um Hebbels Nibelungen in
erster Aufführung zu sehen. ,
Der langgemachsene, früh gealterte Poet kam gerade die Treppe
herauf, als ich Genelli verließ — und wir wurden flüchtig vorgestellt.
Am Abend sah ich die Enghaus als Chrimhild und Lehfeld als Hagen.
Die Jnscenirung im Einzelnen wie z. B. die Hunnen miederholt heran-
schleichen, immer wieder zurückweichen und gerade als inferiore Masse eine
wirksame Folie zu den fremden Helden bilden, ist nie wieder erreicht
worden, und hier darf es gesagt werden, daß die Meininger Principien
hinsichtlich des lebendigen Spiels der Comparserie längst schon von Dingel-
stedt entdeckt waren und geübt wurden. Nach dem Theater kam Genelli
mit Rainberg und dem alten Genast in den Elefanten — es ward einer
der attischen Abende, wie sie der große Meister schon in München liebte.
Und damals war es nicht mehr dunkle Ahnung, sondern bewußter Wunsch,
einst in der stillen Jlmstadt zu leben — einer von jenen Wünschen, die
gleichsam von Unsichtbaren vernommen und erfüllt werden. Diesmal
blieb ich bis zum anderen Tage, in der trügerischen Hoffnung, endlich
auch die Schätze des Goethehauses zu sehen. Leider blieb es unerbittlich
geschlossen, wie auch in späteren Jahren.
Weshalb das Goethehaus geschlossen mar, darüber sei um so mehr
eine kurze Aufklärung gestattet, als man diese Maßregel seinerzeit den
Enkeln vielfach als Hochmuth verübelt hat, während eine sehr berechtigte
Indignation zu Grunde lag.
Vor vielen Jahren, als noch der Eintritt in das Goethehaus allen
Fremden gestattet mar, befand sich einer der Enkel Goethes eines Tages

seine Kritiker; dann sagte er auf einmal mit seinem hohen stecknadelspitzen Organ: „Es war mir doch höchst erfreulich, wie weit meine Märchen Verbreitung gefunden haben. Heute ist es mir hier in München begegnet, daß mir Kinder die Hand geküßt haben."

„Oh", rief Jemand, „das darf Sie nicht wundern, Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Döllinger, die Kinder werden Sie eben verwechselt haben!"

Manchem meiner Leser wird längst ein „Schütteln des Kopfes" angekommen sein, wie den ehrwürdigen Examinatoren des Candidaten Jobses — darüber nämlich, wie oft ich eigentlich den Beruf gewechselt; zuerst Architekt in sps und zunächst Geometer, dann Student der Jurisprudenz — weiter Maler und Kunstschüler der Münchener Akademie, endlich ein halbes Jahr Erzieher um schließlich als Mitredacteur einer literarischen Zeitung aufzutreten.

Dieser Wechsel hat mir einmal ein höchst unangenehmes Begegniß zugezogen seitens bigotter Wirthsleute, die vor der Polizei erklärten — ich müsse wohl ein „Sprecher" fein. Meine Aufenthaltskarte bezeichne mich als Maler — aber meine letzte Wohnung sei bei Baron v. S. gewesen, und jetzt wolle ich Zeitungsschreiber sein — da müßte man nicht, was man von mir denken sollte, und ich möchte schleunigst wieder ausziehen und zwar ohne Miethe für den verflossenen Monat. In Wahrheit kam die Verstimmung daher, daß ich allerhand ultramontane Kostbarkeiten, als da sind Heiligenbilder, Statuetten, flammende Herzen, Portraits berühmter Kanzelredner :c. von der Wand auf die Seite geräumt hatte — nicht einmal, sondern wiederholt. Denn kam ich nach einem Ausgang wieder heiin, so stand und hing alles wieder am alten Platze, bis dieser stille Krieg zur Citation vor die Polizei führte. Der verständige Commissarius bedeutete mir lächelnd, ich möchte lieber weniger glaubensstarke Leute aufsuchen. Die Klage aber ward als gegenstandslos zurückgewiesen.

Zur Vertheidigung aber vor meinem geneigten Leser kann ich nur sagen, daß alle jene Uebergänge von einem Beruf zum andern das Ergebniß innerster Nothmendigkeit waren, eigentlich nur die immer näheren Approchen zun: eigentlichen Lebensberuf — ein freier Schriftsteller zu sein.

Vor etwa neun Jahren schrieb mir einer der Jüngstdeutschen, der sich inzwischen schon eine Art Namen gemacht hat. Damais war er noch auf der Schule und fragte um meinen Nash, denn er sei entschlossen — Poet zu werden. „Glücklicher Mensch", antwortete ich ihm, „der das so offen sagen darf und kann. Zu meiner Zeit verbarg man solche Lebensideale wie das tiefste Mysterium, ja wie eine heimliche Liebe „von der Niemand nichts weiß". — In der That hätte man vor vierzig Jahren einen jungen Menschen für einen Narren gehalten, wenn er offen renommirt hätte: suckio 8sr« posw! Das galt nicht als Lebensberuf, noch als Carriere — mochte man es immerhin planen als frommen Wunsch, so mußte er cachirt

werden unter irgend einem „Fache". Aus diesem Grunde hoffte ich als Architekt wenigstens einer Kunst zu dienen, kam dann aus Wissensdrang und Bildungstrieb zur Universität. Dort entstanden die ersten Dramen, Lustspiele, Märchen, Romane, Gedichte in buntester Reihenfolge; aber der Familie eingestehen — Poet werden zu wollen — um keinen Preis! — Es mar ein farbiges aufreibendes Leben. Morgens literarische Production und Fachcollegien. Nachmittags ebenso oder auch manchmal Touren auf's Land zu den Feldmarken, wo ich früher thätig gewesen war — Abends Theater, nachher gesellige Kreise und spät in der Nacht noch das Referat über die Vorstellung. So ging es drei Jahre, bis ich einsah, daß das Studium der Jurisprudenz für mich ein Mißgriff gewesen. Die Akademie bezog ich dann, theils um einer alten Jugendleidenschaft zu fröhnen, theils um praktisch das Nöthige zu missen, um auch über Kunst zu schreiben — aber als Dominante über allem Wechsel stand stets der uneingestandene Plan, nichts zu sein, als ein deutscher Schriftsteller — ein Beruf, der im Lande der Denker und nach dem Wort unseres großen Staatsmannes freilich nur als Surrogat für „verfehlten Beruf" gilt, d. h. als Nichts — bis der Erfolg entschieden.

Aber ich sehe, ich komme auf diese Art der Plauderei doch immer mehr in das Bereich biographischer Darstellung, und so hat es Ihre Anregung dahin gebracht, mich gleichsam wider Willen zur Aufzeichnung meines Lebens zu drängen. Dies soll meine nächste Arbeit sein, wenn nichts Dringenderes dazwischen kommt. Ich danke Ihnen für die fruchtbringende Anregung von ganzem Herzen.

Aus dem Reiche der Zwölften.
von
Alexander CAIc.
— Glasgow. —
ist eine wunderbare, geheiinnißvolle Zeit, die mit dem
Heiligen Abend im Volksglauben anhebt. Was die Phantasie
eines poesiebegabten Volkes, angeregt durch die mannigfachen
Schrecknisse der Natureinsamkeit bei nächtlicher Weile ersonnen, das findet
sich hier zusammengehäuft. Keine andere Zeit kann sich imt den heiligen
Zwölf Nächten darin messen; und nur eine einzige Nacht des Jahres
kommt ihr darin nahe: die Sommer-Sonnenmendnacht, die Nacht zum
Johannistage. Weder der Frühling mit seinem erwachenden Leben, noch
der Herbst mit seiner Gabenfülle hat ihr etwas an die Seite zu stellen.
Denn die Zwölften sind mehr als gewöhnliche Nächte. In ihnen liegt
die Zeit, wo doS neue Jahr geboren wird, wo nach dem Volksglauben
die Sonne einen Augenblick still steht auf ihrer Bahn, bis sie umkehrt
und einen neuen Jahreslauf beginnt. Sie hält einen Augenblick an, wie
der in die Luft geworfene Stein einen Augenblick anhält, wenn er seine
höchste Höhe erreicht hat, um dann wieder rasch und rascher auf den Boden
nieder zu sinken.
In die Heilige Nacht, die ehedem das Jahr begann, und nicht in die
Neujahrsnacht, verlegt das Volk diesen Zeitpunkt: Darum ist hier in der
Mitternachtsstunde ein Niß, eine Spalte in der Zeit, durch die die Ewigkeit
mit ihren Wundern hereinschaut, darum ist die Christnacht selbst und be-
sonders ihre Geisterstunde zeitlos wie die Ewigkeit.

Aber auch schon in der Christnacht selbst zeigt sich der Segen, den
der Umzug der alten Göttergestalten bringt. Stellt man in der Weihnacht
einen Korb voll Futter ins Freie, so wird alles Vieh gedeihen, das davon
frißt, und wer seine Rosse besonders stark und stattlich machen will, der
muß in der Christnacht ein Bündel Heu dreimal an die Kirche tragen und
es ihnen dann sofort zu fressen geben.
Der Zauber mächst noch, sobald es die zwölfte Stunde schlägt. Ta
macht nach dem schwäbischen Volksgauben die Sonne zwei Freudensprünge
auf ihrer Bahn, um dann umzukehren zu einem neuen Jahreslaufe. In
diesem Augenblick aber sinkt alles Vieh in den Ställen und alles Wild im
Walde auf die Knie und betet. Und noch eine Stunde lang, bis die Uhr
vom Thurms eins schlägt, bleibt ihnen die Sprache.
Dann erzählen sie einander allerlei von den Ereignissen des kommen-
den Jahres, von Glück und Unglück, Krieg und Frieden, Leben und Tod.
Ein vorwitziger Bauer wollte einst wissen, ob es wahr wäre, daß die
Thiers in dieser Stunde reden könnten. Er stellte daher eins seiner
Pferde auf die Scheunentenne und legte sich selbst in die leere Kurve
unter das Stroh. Kaum hatte es Mitternacht geschlagen, da sanken die
beiden Rosse im Stalle nieder auf ihre Knie, und er hörte sie ganz deutlich
ein ^.vs Näria sprechen. Ein kalter Schauer überlief ihn. Kaum hatten
sie sich wieder erhoben, da sprach das Handpferd: „In den Zwölften wird
es noch schwere Arbeit für uns geben." Und das Sattelpferd antwortete:
„Wieso denn? das Getreide ist doch alles nach der Stadt gefahren."
„Ja", antwortete das erste: „Wenn mir unseren Bauer auf den Kirchhof
fahren." Da hielt es den Vorwitzigen nicht länger in der Krippe. In eis-
kaltem Schweiß gebadet, sprang er heraus. Sein Haar war schneeweiß ge-
worden, und ehe noch der Dreikönigstag kam, zogen ihn seine beiden
Rosse den steilen Berg hinauf zum Friedhof.
Nicht nur im Stalle, auch rm Keller drunten wird es lebendig. Ein
seltsames Rauschen geht durch die engen dumpfen Gewölbe. Aus allen
den Knollen- und Krauthäuptern, die für den Winter eingeheimst wurden,
schießen Keime hervor. Sie wachsen und grünen, Knospen bilden sich, und
die Blüthen brechen auf. Die Krauthäupter, die der zu frühe Schnitt der
Sichel am Blühen gehindert hatte, tragen noch nachträglich ihren Samen,
und alles blüht und sprießt und duftet um die Wette.
Von dem Wässerlein aber, das auch jetzt ungefroren durch den Keller
rinnt, geht ein starker, berauschender Duft aus; denn in der Geisterstunde
der Christnacht ist alles Wasser, das in einer Minute über sieben Steine
fließt, in Wein verwandelt und schon manche, die ihn schweigend schöpften,
haben sich damit große Reichthümer erworben. Aber schweigend muß man
ihn aus der bewegten Fluth heben. Ein österreichischer Bauer, dem der
Wein mißrathen war, wollte den neuen Trieb auch einmal versuchen. Er
nahm einen tüchtigen Eimer und ging zum Flusse. Während er schöpfte.

sagte er für sich: „Ich Hab' gehört, in der Christnacht wird das Wasser
zu Wein." Da erscholl hinter ihm eine grausige Stimme: „Und ich Hab'
gehört. Dein Kopf, der wäre mein." Damit riß es ihm hinterrücks den
Kopf ab. Am anderen Morgen fanden ihn die Nachbarn ohne Kopf am
Donauufer liegen. Aber weder die Eimer noch der Kopf sind jemals
wieder gesehen morden.

Wie unten im geschützten Keller, so erwacht auch draußen auf den
schneebedeckten Bergen auf eine Stunde sommerliches Pflanzenleben. Das
Haidekraut ruft den Schnee ab, der sich auf seine Zweige gelagert hat, es
blüht und reift Samen, und, wer so glücklich ist, eine Hand voll davon
zu finden, der hat den Schlüssel zu allen verborgenen Schätzen in der
Hand. Die wilden Apfelbäume, die kahl und entlaubt im wilden Walde
stehen, grünen, blühen und tragen Früchte in einer Stunde. Schon frühe
Sagen, die weit hinaufreichen in das deutsche Mittelalter, wissen davon
zu erzählen. Und sie berichten einstimmig, daß diese Elzlein so groß ge-
worden seien als ein Erbis (Erbse).

Auch der Weißdornstrauch blüht in dieser Stunde, ja, wenn es ein
Ableger desjenigen Weißdornstabes ist, den Josef von Arimathia eigen-
händig am Christabend in die Erde steckte, sogar die ganze Nacht durch.
Ein ^solcher Senker stand noch 1753 auf dem Friedhofsberge der Abtei
Glastonbury in England. Eine lange Reihe von Jahren, solange sich die
ältesten Leute zu entsinnen vermochten, hatte er jede Christnacht in voller
Blüthe gestanden. Alle seine Ableger thaten dasselbe, und große Menschen-
mengen sammelten sich dort, wo solch ein Reis aus dieser Ruthe stand.
Als aber in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Quaimton in Bucking-
hamshire ein solcher Senker nicht ausschlug, obgleich sich Tausende von
Zuschauern mit Lichtern und Laternen eingefunden halten, da behauptete
das Volk, der 25. December des Gregorianischen Kalenders wäre nicht der
wirkliche Christtag, und weigerte sich ihn festlich zu begehen. Am 5. Januar
neuen Stils, an dem alten Christtag, aber blühte der Weißdorn so schön
wie nie zuvor. Da entschied die Geistlichkeit der benachbarten Städte,
daß der alte Christtag, der Olä-OIirisrmns-ääv gleich dein neuen gefeiert
werden sollte. Aber der Weißdornstrauch hat sich niemals dem Gregoriani-
schen Kalender anbequemt. —

Aus dem Bergesschooß, wo sie sonst das ganze Jahr über schlafen,
sind die Götter der wilden Jagd emporgestiegen; aber nicht nur für sie
thun die Berge ihre Pforten auf, auch sür schlichte Menschenkinder, denen
das Glück lächelt. Mitten unter dem blühenden Haidekraut blüht im Ver-
borgenen, verdeckt durch einen Steinblock oder durch dorniges Gestrüpp die
blaue Blume. Wer sie findet, dem öffnen sich bereitwillig die Tiefen der
Berge. Er sieht ihre Eingänge, wo andere nur eine starre Felswand
sehen. Er kann eintreten und seine Schultern mit Schätze» beladen. Glücklich,
wenn er nicht vergißt, die blaue Blume wieder mit sich zu nehmen! Denn

dann steht ihm auch sonst der Eintritt frei. Aber wehe ihm, wenn er einen Augenblick zu lange verweilt! Dann findet er alles verändert, wenn «7 wieder ans Tageslicht tritt; denn eiu Menschenalter, oder selbst hundert Jahre sind dahingegangen, während er im Berge weilte. Alles ist ihm sremd geworden, eine Welt umgiebt ihn, von der er nichts versteht, in deren Getriebe er sich nicht hineindenken kann; und doch hat er nichts gemerkt, wie die Zeit verstrichen ist; denn er weilte in einem Reiche, wo es keine Zeit giebt, wo eine Stunde gleich tausend Jahren ist. Aber bald ist er von seinem Leiden erlöst. Die Berührung mit einem geweihten Kreuze macht ihn zu Staub zerfallen.

Nichl alle Menschen nehmen die Wunder der Zwölften wahr; man muß schon anders sehen können als die anderen, wenn man ihres Anblicks gewürdigt werden will. Und Sonntagskinder haben manches von den übrigen voraus. Aber auch dem gewöhnlichen Sterblichen gelingt es den heiligen Tagen so manches Geheiinniß abzulauschen, wenn er nur sorgsam die altererbten Vorschriften befolgt. Denn hier ist alles vorbedeutend; jeder kleine Zug, mit dem der Ungläubige nichts anzufangen weiß, birgt dem Kundigen ein Geheimniß.

„Wie sich das Wetter von Christtag bis Dreikönig hält,
So ist eS daS ganze Jahr bestellt"

lautet der allgemeine Volksreim; aber damit ist wenig gethan; denn von Christtag bis zum Hohenneujahr wechselt das Wetter sehr oft. Aber der Eingeweihte weiß, daß der Christtag den Januar, der Stephanstag den Februar, der Johannistag den März und der Unschuldigenkindertag den Avril bedeutet u. s. f., und daß man nur jeden Tag in vier Theile zu theilen und in ihnen das Wetter zu betrachten braucht, um zuverläfsig zu wissen, wie es mit demselben in jedem Viertel des betreffenden Monats bestellt sein wird.

Aber auch noch über andere Dinge in der Zukunft geben die Zwölften Auskunft, wenn man nur ihre Sprache versteht.

Wenn man in der heiligen Nacht auf Nußschalen schmimmenoe Licht - chen auf's Wasser setzt, so kann man daran, wie lange sie brennen, sehen ob man noch lange leben wird, oder daran, welche Schalen sich einander nähern und sich Bord an Bord legen, sehen welche Menschen sich im Jahres- taufe näher kommen werden. Fast allenthalben gießt man auf dem Lande in dieser Zeit flüssiges Blei durch einen Erbschlüssel in kaltes Wasser, um aus den Figuren, die sich bilden auf sein Schicksal zu schließen.

Will man iin Eisackthale wissen, was das künftige Jahr einem bringen wird, so geht man in der Christnacht in der zwölften Stunde schweigend mit einem Mörser voll Mohn auf einen Kreuzweg, stößt mit der Keule dreimal hinein und man wird in dumpfen Tönen das vernehmen, was in dem kommenden Jahre Wichtiges geschehen wird.

Was man in jeder einzelnen Nacht der Zwölften träumt, das wird

-in dem ihr entsprechenden Monat wahr, und sollte es auch das Wunder-
barste sein. In den thüringischen Dörfern horchen die Mädchen in der
Mitternachtsstunde der Weihnacht an der Schwelle des Pferdestalles.
Wiehert dann zuerst ein Hengst, dann wird sich noch vor dem Eintritt der
Sommersonnenwende bei ihnen ein Freier melden. Anderorts lauscht man
an Kreuzwegen und Marksteinen. Vermeint man dann Schmertergeklirr
und Rossegewieher zu hören, dann kommt schon im Frühjahr Kriegsnoth
über's Land.
Zu Mödling in Niederösterreich legt man am Christabend zwölf
Zmiebelschalen in einer Reihe auf den Tisch. Jede bekommt den Namen
eines Monats und wird, mährend es zum zweiten Male zur Mette
läutet, reichlich mit Salz bestreut. Kommt man aus der Christmette
zurück, sieht man nach, welche Schalen am feuchtesten geworden sind. Diese
Monate werden dann die feuchtesten im Jahre sein.
Zu Frauenburg in Oberösterreich nimmt man sieben Untertassen und
legt unter die eine einen Schlüssel, unter die andere ein Stück Kohle,
unter die dritte eine Eierschale, unter die nächste eine Gänsefeder, unter die
folgende ein Stück Hufeisen, unter die sechste einen Stöpsel, und unter die
letzte einen Kreuzer. Dann wählt jeder Anwesende eine der Untertassen.
Der Besitzer des Kreuzers wird viel Geld erwerben, der des Hufeisens es
zu einem Rosse bringen, der des Schlüssels Hausherr werden u. s. m.
Im Mittelpunkt all' des Zukunftserforfchens aber steht die Liebe,
Ob man im kommenden Jahre Heirathen wird, ob der Bräutigam oder
die Braut, reich oder arm, schön oder häßlich, krumm oder gerad, freundlich
«der hart, jung oder alt sein wird, das Alles kann man in der Zwölften
erforschen. Tausend kleine Zufälle geben dem Mädchen wie dem Burschen
kleine Fingerzeige, welches das ihm vom Schicksal bestimmte ist. Wo
bereits Liebe besteht, da sucht man Bestätigung, und wer nur eifrig sucht,
der sinket sie auch. Auch in den Kreisen der großen Welt ist Weihnachten
das Verlobungsfest. Noch mehr aber auf dem Lande. Hier werden in
den Zwölften oft mehr Paare „einig", als sonst im ganzen Jahre, denn
dann wissen sie, daß sie sür einander geboren sind. Nicht immer, aber
oft genug schlägt der Bund zum Guten aus. Aber es ist, als ob solche
Paare noch durch etwas Besonderes gebunden wären, durch eine Fügung,
die durch sichtbare Zeichen in die sichtbare Welt tritt.
So blüht drinnen im warmen Zimmer unter dem Kerzenschein des
glänzenden Lichterbaumes nicht selten ein junges Glück auf, und es ist,
als ob die heilige Zeit der Gaben die Herzen allenthalben fester zu ein-
ander zöge, und als ob nie eine Zeit kommen könnte, in der in demselben
Kreise Sturm und Kampf tobt.
Und doch mahnt das Erklirren der Fenster, das Knarren der Aeste
und das Heulen des Sturmes laut genug an kommende Sturmeszeiten.
Immer neue Schneemassen senken sich nieder, immer dichter hüllt sich die

Erde ein, so oft der Wind auch die Flocken wieder emporjagen mag. Immer lauter braust's um die Dächer und Essen, immer stärker heuu's und immer lauter stöhnt's. In wildem Kampfe ringt die Windsbraut mit allem, was sich ihr entgegenstellt. Ihr Kampf hat keinen Zweck und' kein Ziel. Sie stürmt dahin, weil sie dahin stürmt, und man darf sie nicht nach dem Wozu? fragen. Sie ist da, weil sie geworden ist, und wird wieder vergehen, wie sie entstand. Der Mensch aber, der dem Spiel der Naturkräfte andachtsvoll gegenüber steht, und in ihnen ein Treiben, das Regen eines Geistes verehrt, der nicht Geist von seinem Geiste ist, dichtet ihnen doch seine eigenen Gefühle, seinen Schmerz und seine Freude an; denn er sehnt sich nach eine»? andern, er braucht ein Wesen, das 'ich seiner kümmert, das die Schmerzen lindert stets des Beladenen und die Thränen stillet stets des Geängsteten; denn wenige sind stark genug, sich daran genügen zu lassen, daß sie hat:

„Zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal."

es verfehlt sein würde, wenn man ein edel gesonntes Menschenantlih in
seine einzelnen Theile zerlegen und so ermitteln wollte, welcher Zug es
sei, der ihm den Stempel der Schönheit aufdrücke. Hier wie da gelangt
man immer wieder zu dem Endergebniß, daß nicht dieser oder jener Zug
allein, sondern das Zusammenstimmen aller Einzelheiten zu einem harmoni-
schen Ensemble es ist, was dem Ganzen das Gepräge des Schönen auf-
drückt. Bei alledem aber lassen sich doch gemisse Gmndbedingungen aus-
mitteln und feststellen, welche nothwendiger Weise erfüllt sein müssen, wenn
der ästhetische Sinn des Menschen volle und ganze Befriedigung finden und
der Eindruck des Schönen hervorgerufen werden soll. In der alpinen
Berglandfchaft ist diese Grundbedingung das Bewohntfein durch den
Menschen. Wohl hat der Dichter des „hohen Kothurns" das große Wort
gelassen ausgesprochen: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch
nicht hinkommt mit seiner Qual." In gewissem Sinne mag das richtig
sein, in Bezug auf die alpine Berglandschaft aber hat Schiller entschieden
Unrecht. Da ist die Welt nur vollkommen und ihre Schönheit eine vollendete,
wo auch derMensch seine Hütte und seinen Herd errichtet hat. Wie wahr
das ist, wird der bestätigen, der Stunden, vielleicht Tage lang über meilen-
lange Gletscherströme, durch stundenweite Firnmeere gewandert ist, allein
mit sich und der herzabdrückenden Oede der weltentrückten Hochregionen.
Wie sehnsüchtig späht, wenn endlich das hohe Ziel erreicht, die letzte Fels-
klippe erklommen ist, das glanzgeblendete Auge über all die zahllosen Zacken
und Zinnen, die flimmernden Ferner und Firne hinab in die dämmernden
Gründe der Thäler nach den braunen Hütten aus den grünen Matten, die
drunten in duftumschleierter Tiefe ruhen und gar fromm und traut an den
schrägen Berghang sich anschmiegen wie Spielzeug, das Kinderhände kunstlos
zusammenfügten! — Wie freudig begrüßt dann unwillkürlicher Ausfruf die
feinen mattblauen Rauchwölkchen, die da langsam von den steinbelasteten
Hüttendächern aussteigen und im klaren sonndurchleuchteten Aether der Berge
wiedern zerflattern! — Sind sie doch in solcher Umgebung oft die einzigen
Wahrzeichen, die dem einsamen Bergwanderer verkünden, daß auf unserem
erkaltenden Planeten noch nicht alles Leben erstorben ist! — Vergißt doch
selbst der geniale Bergsteiger Edward Whymper mitten im Rausch des
frisch erkämpften Sieges, den er nach siebenmaligem vergeblichem Ringen
über das männermordende Matterhorn erungen, in seiner klassischen Schilderung
dieses Ringens und dieses Siegens es doch nicht, die Hütten von Zermatt
mit ihren friedlichen Rauchsäulen zu erwähnen, die zehntausend Fuß unter
ihm lagen, ein verschwindend kleiner Punkt in dem unermeßlichen Alpen»
Panorama, das vor seinen Blicken entrollt mar*). Solche Züge sind tief
bedeutsam und beweisen nur immer wieder von Neuem, daß der Mensch
des Menschen unabmeislichstes Vedürfniß ist. Auf dieses tiefe, hier mehr.

') E. Whymper, ?Ke .^seent ot tkv KstterKoru, London 1880 r>. 253.

dort weniger deutlich empfundene Bedürfniß stützen mir uns auch, wenn
wir unbedenklich behaupten, daß die alpine Landschaft ihre ganze Schönheit
nur da zu voller Entfaltung bringt, mo sie vom Menschen bewohnt ist.
Viag der Eindruck der lautlosen Stille, der grandiosen Ruhe, der über die
Bergscenerien der höchsten Alpenregionen ausgegossen ist, noch so großartig
und ergreifend fein — die kalte Oede, die herzabdrückende Einsamkeit
dieser meilenweiten Firnmeere und Gletscherreviere, in denen der Mensch
keine Spur von seines Gleichen mehr findet, wirken doch auf die Dauer
ermüdend, ja niederdrückend; das Gefühl der Bewunderung macht schließlich
dem tiefster Vereinsamung Platz und ein gewaltiges unbezmingliches Sehnen
steht in der Brust des Menschen auf und zieht ihn unwiderstehlich hinab
nach bewohnten Gründen. Und wenn er sie endlich nach tagelanger,
mühsalvoller Wanderung wieder erreicht hat, wie gern gesteht er dann sich
und' Anderen ein, daß die Alpenwelt ihre ganze volle Schönheit doch nur
da enlsalte, mo die schmucken, von Wetter und Sonne gebraunten Holz-
häuser rn die giünen Matten sich schmiegen, traulich umschloffen vom dunkel-
schlehfarbenen Bergwald und hoch überragt von den fernen Firnen, die in
ihrer fchmeigenden Majestät den wirksamsten Gegensatz bilden zwischen der
kalten lautlosen Oede des einsamen Hochgebirges und den lachenden Gründen
des menschenbewohnten Thales. So gleicht denn das Hochgebirge mit all
seiner schimmernden Pracht doch nur einer kalten herzlosen Schönen, die
wohl zu blenden und zu berücken, aber auf die Dauer nicht zu fesseln
vermag, während die menschenbemohnte Alpenlandschaft, „wo die frommen
Hütten stehen," uns immer wieder anzieht und fesselt und uns je länger
desto theurer wird, wie ein warwfühlendes seelenvolles Weib.
Auch die Thäler der sranzösischen und spanischen Hochpyrenäen sind
bewohnt. Aber wie einsam und öde, wie düster und melancholisch
erscheinen sie selbst beim heitersten Himmel, beim lachendsten Sonnenschein
dem, der vorher die Thäler der schweizerischen Hochalpen durchwanderte!
— das liegt, wenn auch nicht ausschließlich, so doch guten Theils an der
Bauart der Häuser. Das Haus der Pyrenäenbewohner besteht fast
überall durchweg aus Stein und ist entweder aus rohem unbehauenem
Rollmaterial oder aus Blöcken jenes schwärzlich-grauen Schiefergesteins
erbaut, das überall ansteht und leicht zu bearbeiten ist. Mit diesem
metallisch schillernden Schiesergestein ist in der Regel auch das Dach
gedeckt und so macht das Ganze mit seinen hohen treppenförmig abge-
stuften Giebelmänden und seinen dunklen Thür- und Fensterlöchern, die
in echt romanischer Kummerlosigkeit und Nonchalance entweder ganz offen
stehen oder mit einem losen Geflecht aus dürren Weidenruthen verschlossen
sind, einen wenig gastlichen Eindruck und läßt sich in der Ferne kaum
unterscheiden von dem aschfahlen Felsengebuckel und wüsten Trümmergeröll,
von dem es rings umgeben ist. Da leuchten keine purpurnen Geranien
und feuerfarbenen Blutnelken von zierlich geschnitzten Fensterbänken; da

blicken keine lachenden Mädchengesichter neugierig aus dem Grün und den
Blumen — Alles ist hier melancholisch und düster, wie der Fels, der es
umgiebt, wie der Mensch, der es bewohnt. Nicht viel anders verhält es
sich mit dem viel gepriesenen Hause, von welchem es im sehnsuchtmeckenden
Mignonliede heißt:
— „Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.'
Auch dieses Haus, wie es in allen jenseitigen Gebirgsthälern zu
finden ist vom Südfuß der völkerscheidenden Alpenmauer bis hinab zum
äußersten Ende des langgestreckten Bergrückens, der mirbelsäulenartig die
ganze Apenninenhalbinsel durchsetzt, ist, wie überall in romanischen Landen,
fast durchweg aus Stein gebaut und hebt sich, meistens Grau in Grau
gezeichnet, nur wenig ab von den grauen Felsenwänden der pflanzenarmen
Berghänge, die coulissenartig zurückweichend den Hintergrund bilden.
Glänzt gleich der Saal in den gleißendsten Farben, schimmert auch das
Gemach im schönsten Schmuck, sind der Marmorbilder auch noch so viele,
die da stehen und dich ansehen — ein wahres dauerndes Heim wirst du
doch dort nimmer finden, wenn du ein Deutscher bist und deutschen Sinn
und deutsches Gemüth mit dir über die Berge gebracht hast! Solch ein
trautes Heim wirst du nur finden in dem Hause diesseits der Alpen, wo
deutsche Rede erklingt, in den Thälern, die sich aus den Ländern deutscher
Zunge hinaufziehen zum Kamm des grenzhütenden Bergwalls, der unser
schönes Vaterland gen Süden hin beschirmt. Und dieses Haus ist es
auch, das allein in die grandiose Bergscenerie der hehren Alpenlandschaft
paßt, wie kein anderes Haus der Welt.
Sehen wir uns dieses Haus näher an. Nicht thurmartig in die
Lüfte ragend gleich den stockmerkhohen Miethkasernen, wie sie in den
Straßen der großen Culturcentren reihenmeis neben einander stehen, das
Auge ermüdend durch die endlose Monotonie ihrer stereotypen Contouren.
sondern breit und behäbig schmiegt sich das Haus des Alpenschweizers cm
die warmsonnige Bergbrust, wenn irgend thunlich in der Nähe einer
ragenden Felswand, eines bemoosten Moränenblocks oder einer sturmzer-
zausten Wettertanne, die ihm Schutz und Schirm gegen die Unbilde einer
rauhen Hochgebirgsnatur gewähren. Auf quadratischem Grundplan erhebe
sich der steinerne, meist mit Kalk übertünchte Unterbau, der die KeUer-
räume, in manchen Gegenden auch die Viehställe umschließt. Derselbt
trägt die Wände des meist nur ein- bis zweistöckigen, selten mehrstöckigen
Hauses, die da, wo das Blockbausystem streng durchgeführt ist, aus kreuz-
weise über einander gelegten Tannen- oder Lärchenbalken zusammengefügt
sind. Diese vierkantig beschlagenen Balken nehmen im Laufe der Zeit an
der Nordseite der Häuser eine glänzend aschgraue, an der südlichen, von

der Sonne beschienenen Seite eine ungemein warme dunkelrostbraune, oft tiefdurchsichtige Färbung an, die zu dem hellen Weiß des steinernen Unterbaus, dein satten Grün der umgebenden Matten, dem wannen Duftblau der dämmernden Hochforste und dem blendenden Glast der fernen Firne den wirksamsten Gegensatz bildet und doch trotzdem in der schönsten Harmonie mit ihnen steht. Durchbrochen sind diese Blockmände von zahlreichen kleinen Fenstern mit polygonalen, in Blei gefaßten Scheiben, die oft in Gruppen zu Dreien und Vieren dicht nebeneinander liegen, theils durch seitlich verschiebbare, theils durch drehbare Klappläden geschützt und mit Grün und Blumen aller Art geschmückt sind. Mit den Fensterbrüstungen in gleicher Höhe laufen rings um die Außenseite der Blockwände die gleichfalls aus Holz bestehenden, oft kunstreich geschnitzten und zierlich durchbrochenen Söller und Altanen, die entweder auf horizontal vorspringenden Balken ruhen oder durch schräge Streber geschützt sind. Sie sind bald mit weißer, frisch gewaschener Wäsche garnirt, die lustig im Bergwinde flattert, bald mit langen Reihen gelber Maiskolben, die zum Dörren in der Sonne hängen, oder mit dicken Hanfbündeln, die mit ihrem scharfen Arom die Luft weithin durchwürzen. Das Alles ist oft dicht übersponnen von spalierbildenden Obstbäumen, die an den sonnenbeschienenen Wänden gar köstliche Früchte zur Reife bringen, umrankt von üppigen Weinreben, die ihre goldglänzenden Trauben verlockend zu den Fenstern hinein halten, oder von oben bis unten verhüllt durch einen Vorhang großblätterigen Epheus, der in kletterfreudigem Uebermuth über Söller und Altanen hinaufturnt bis in die höchste Giebelspitze und zur First des sanft geneigten Schindeldaches, das an Giebel- und Traufseiten breit ausladend das Ganze vorsorglich beschirmt und zum Schutz gegen den milden Föhn mit mächtigen, oft centnerschweren Felsblöcken belastet ist. Ein frommer Spruch am Fries des Giebelfeldes oder ein gastlicher Willkommensgruß über der Thür, die zum Innern des Hauses führt, ladet den vorüberziehenden Fremdling zu Einkehr und Rast. Folgen wir der freundlichen Ladung, treten wir ein in das Innere des Hauses, das so freundlich und gastlich uns willkommen heißt! —

Wie heimlich ist es auch hier! In der Regel liegt das Wohnzimmer an der südwärts gewendeten Ecke des Hauses, so daß die Mittagslinie den nieist quadratisch gestalteten Raum der Diagonale nach durchschneidet. Nm die gegen Mittag vorspringende Giebelecke drängen sich in dicht gereihten Truppen von Zweien, Dreien, ja selbst Vieren neben einander die niedrigen Fenster und lassen durch ihre kleinen in Blei gefaßten Scheiben reichliches Licht auf den viereckigen Tisch fallen, der aus schwerem festem Holze bestehend in seiner Eigenschaft als Arbeits- und Speisetisch den Vereinigungspunkt der ganzen Familie und damit den Mittelpunkt des Hauses bildet, daher auch an den beiden Wandseiten von langen, durchlaufenden Bänken umgeben ist, die mit Scharniren an die Wand befestigt sind und sich auf-

und niederklappen lassen. Als Pendant zu diesem gemeinsamen Arbeits- und Eßtisch erhebt sich in der ihm diagonal gegenüberliegenden Ecke des Zimmers der mächtige, gewöhnlich aus bunt glasirten Kacheln ausgeführte Ofen, an dessen innerer Langseite eine Flucht von hohen, als marine Sitz- plätze dienenden Stufen hinaufführt, zu einer Fallthür an der Decke, durch welche man in eine darüber gelegene Kammer gelangt, die durch Oeffnen dieser Fallthür mit erwärmt werden kann. In einer anderen Ecke des Zimmers, gewöhnlich an der Thürseite dem Ofen gegenüber, steht das Büffet mit dem zinnernen, stets blank gescheuerten Giefzfaß und dem Waschbecken, sowie einer Anzahl theils verschlossener Kästen und Schübe, theils offener Fächer, in welchen das blankgeputzte Haus- und Tischgerät!) untergebracht ist. In einer anderen Ecke des Zimmers ist ein niederes „Gutsche", genanntes Ruhebett, angebracht, wo am Abend der Hausherr von des Tages Last und Hitze sich ausruht. Daneben hängt in bunt bemaltem, mit allerlei Schnörkeln verziertem Gehäuse, die Schmarzroülder Wanduhr, die in keinem echt alemannischen Schmeizerhause fehlt. Wie dort auf den dunkel bewaldeten Höhen seiner uralten Stammsitze, predigt sie auch hier dem alemannischen Volke beständig die Flüchtigkeit der Zeit und die Vergänglichkeit alles Irdischen. Rechts und links von der Wanduhr hängen der Barometer und der Kalender, während etwa ein halb Dutzend sauber geschnitzter Holzstühle, wohl auch ein gepolsterter Lehnsessel, das Ameublement des Zimmers vervollständigen. In katholischen Gegenden sind die mit Holz getäfelten Wände mit Madonnen- und Heiligenbilder» geschmückt, zwischen denen in der Regel noch ein Crucisix mit dem Weih- masserkessel angebracht ist; in reformirten Districten sind sie behangen mit sorgsam eingerahmten Taufzetteln, Consirmationsscheinen, Hochzeitswünschen, Medaillen und Prämien für Hausthiere, auf die der echte Alpenbauer ganz besonders stolz ist; in manchen Gegenden, wie z. B. im Appenzellerlande, gesellt sich zu diesem naiven Zimmerschmuck wohl auch noch eine bildliche Darstellung der Alpfahrt, die an den Hauptquerbalken der Zimmerdecke geklebt, oft die ganze Länge desselben einnimmt. Das ist das Wohn- zimmer des alemannischen Hauses, wie es in den Gebirgsdörfern der Ost- und Centralschmeiz zu finden ist. Mit diesem Wohnzimmer durch eine Thür verbunden liegt hinter derselben ein etwas kleineres und schmaleres Schlafzimmer und hinter beiden die Küche, deren Kochherd so angebracht ist, daß er gleichzeitig auch den großen Kachelofen des Wohnzimmers heizt. Eine gemauerte Röhre dient beiden Feuerstätten als gemeinsamer Abzugs- canal für den Rauch, der sich bisweilen auch durch Giebelluken und Dach- klausen seinen Weg in's Freie suchen muß. Unmittelbar aus der Küche führt eine niedrige Blockstufentreppe nach den im Untergeschoß gelegenen Kellerräumen, während eine andere zu einem schmalen Gange hinaufführt, von dem aus man zu den beiden oberen Kammern am Vordergiebel und den beiden an der Traufseite sich entlang ziehenden vorgebauten Lauben

gelangen kann. Durch diese laterale Erweiterung des quadratischen Haus-
kerns gewinnt die Giebelfa?ade eine höhere Bedeutung als die Seiten-
ansichten und deshalb ist auch gerade hier der hauptsächlichste architektonische
Schmuck des Hauses angebracht, während der Hintere, der Wetterseite zu-
gekehrte Giebel meist eine möglichst geschlossene Wand bildet, welche in
decorativer Hinsicht weniger reich ausgestattet ist als der Frontgiebel. Fügen
mir zu diesem Wohnhaus, das den immer wiederkehrenden Grundtypus des
deutsch-schweizerischen Aelplerhauses bildet, noch ein kleineres, aber in gleichem
Stil errichtetes Gebäude, in welchem Vieh, Ackergeräthschaften und Vorräthe
aller Art untergebracht sind, den hölzernen Nöhrbrunnen, der an der Dorfgasse
plätschert, die hohen sorgfältig aufgeschichteten Holzhaufen, die im Winter
den dicken Kachelofen heizen werden, den mächtigen sorgfältig abgekämmten
Miststock, um den die Ziegen glöckeln und die Hühner glucksen, die strohge-
flochtenenBienenkörbe, um melchendieunermüdlichthätigenHonigsammlerinnen
summend auf und abfliegen, die gelben Sonnenrosen, die süßduftende Reseda
und die blutrothen Geranien, die im Giebelgärtchen unter den Fenstern
blühen, und den uralten Nußbaum, der mit seinen machtigen breit aus-
greifenden Aesten Haus und Hof fürsorglich überschattet und die blenden-
den Schneefelder der fernen Gletscherberge nur stückmeis durch die Lücken
im Laubwerk hereinschimmern läßt, so haben wir das Bild eines Heim-
wesens, wie es heimlicher und wohnlicher gar nicht gedacht werden kann,
und zugleich eine Vordergrundstaffage der alpinen Gebirgslandschaft, wie
sie die genialste Künstlerphantasie nicht pittoresker und effectvoller ersinnen
könnte. Was Wunder, daß die Anhänglichkeit an solch ein Heiin und die
daraus erwachsende Liebe zum Vaterlande bei keinem Volke intensiver ent-
wickelt ist als bei dem Schweizer. Was Wunder, daß ihn die Sehnsucht
nach solch einem Heim gar oftmals erfaßt mit milder Gemalt, wenn er
da draußen in ferner Fremde den Klang des Kuhreihens oder den Ton
des Alphorns vernimmt! — Warum — fragen wir nun — paßt gerade
dieses Haus trotz all seiner Kleinheit und anspruchslosen Bescheidenheit
in die großartige Bergscenerie der hehren Alpenwelt so vortrefflich, wie
kein anderes Haus in der Welt? - Die Antwort liegt nicht allzu fern.
Was wären die imposantesten Paläste, in denen die Großen dieser Erde
residiren, was die Ruinen von Bagdad und Palmyra, die Tempel von
Karnak und Luror, ja selbst die Pyramiden von Gizeh, könnten wir sie
uns aus der Einsamkeit ihrer monotonen Wüstenumgebung, wo nichts sie
überragt, in ein bergumgürtetes Alpenthal versetzen? — Mit einem
Schlage würden sie alle ihre viel bewunderte Größe und Erhabenheit
verloren haben und sofort zu vygmcienhafter Kleinheit und Unbedeutendheit
herabsinken, wie Alles, was von Menschenhänden gemacht ist, gegenüber
jenen titanischen Massen, die hier die gemaltige Hand der Natur über
einander getempelt hat. Auf die Prätension aber, durch Größe und Masse
zu imponiren, verzichtet das schlichte Blockhaus des Älplers ganz und gar.

Nicht stolz emporstrebend, sondern demüthig sich neigend vor den Riesen der Bergmelt, die es um das Tausendfache überragen, dehnt es sich, aus solider Basis ruhend, mehr in die Breite als in die Höhe, imvonirt weniger durch die Wucht seiner Massen als durch die glückliche Harmonie seiner Verhältnisse und den Reichthum seiner stilvollen Formen, Borzüge, die um so mehr anziehen und fesseln, weil sie nicht so sehr ein beabsichtigtes Äunst-product als vielmehr ein naives Erzeugniß eines gesunden natürlichen Instinkts zu sein scheinen, der gleichsam unwillkürlich, sich selber fast unbe-wußt das Schöne schafft. Aus einem Material erbaut, das im Sommer die Wohnräume kühl, im Winter warm haltend, in praktischer Beziehung ebenso zweckmäßig, solid und hallbar sich erweist, als es in ästhetisch-künstlerischer Beziehung zur mannigfachsten dekorativen Berwendung sich eignet, bildet das Blockhaus des Älplers so zu sagen einen integrirenden unentbehrlichen Bestandtheil der alpinen Berglandschaft; und in dieser seiner anspruchslosen Bescheidenheit, in diesem gänzlichen Verzichten auf alles prätentiöse Vordrängen die Kleinheit und Nichtigkeit alles Menschenmerks gegenüber den großartigen Gebilden einer hehren Bergwelt symbolisirend, steht das Haus des Älplers im wirksamsten Gegensatz zu dieser grandiosen Alpennatur und gerade darum in der glücklichsten Harmonie mit ihrer erhabenen Bergscenerie, in die es hineingestellt ist, nicht als ein heterogenes Machmerk von Menschenhand, sondern gleichsam als ein organisches Gebilde, das ihrem Boden entwachsen zu sein scheint, wie die Blume, die am Berg-hang blüht, wie die Tanne, die vom Felshang sich niederneigt*).

Da das Schweizerhaus das Leben und die Sitten der Älpler und ihre verschiedenen Nationalitäten getreulich miederspiegelt, so zeigt es trotz der steriotypen Wiederkehr jenes oben charakterisirten Grundlypus doch sowohl in constructiver wie in dekorativer Hinsicht eine so große Mannig-faltigkeit in Anlage und Ausbau, daß nicht nur jedes Hauptthal seinen eigenen ihni charakteristischen Baustil hat, sondern selbst in ein und dem-selben Thaldistricte in Folge verschiedener Geschmacksrichtungen und ver-schiedener Bedürfnisse verschiedene, wenn auch nur für das Auge des Fach-manns bemerkbare Nüancen in der Bauart der Häuser sich herausgebildet haben.

*) Ganz zutreffend sagt Semper (der Stil II) über die Wirkung des schweizeri-schen Holzhauses als integrirender Bestandtheil der alpinen Berglandschaft: ‚TaS harmonische Zusammenwirken dieser eigenthümlichen Holzgebäude mit der grofzartigen Alvennatur, auf deren Boden sie gewachsen zu sei» scheinen, ist schon oft mit Recht hervorgehoben worden. In der Thai bleibt ein Ausgehen in die Natur die einzige Auskunft der Baukunst, wo sie innerhalb einer so überwältigenden Umgebung sich be-thätigcn muß — ein Wcttkampf mit ihr, ein wirksames Gegenübertreten ist unmöglich, dennoch ist auch hier ein contrastlichcs Wirken thiitig: die breiten niederen Verhältnisse, das flache Tack, die warme Farbe, das gemüthlich enge Familiengehänse als Borgrund des erhabenen himmclaiisteigendeii aber etwas kalten Naturbildes."

EMPTY

Ulrich Zwing li das Licht dieser Welt erblickte*). An der Hinteren
Giebelwand und an den beiden Traufseiten kahl und ohne jeden archi-
tektonischen Schmuck, wendet sie ihre Frontseite ganz dem Mittag zu und
läßt das Sonnenlicht durch fünf nebeneinander liegende Fenster in das
Wohnzimmer des unteren Stockmerkes fallen, während ein darüberliegendes
Stockwerk nur drei solcher Fenster zeigt, deren einzige Zier ein kunstreich
durchbrochenes Blumenbrett bildet. Laubengänge und Altane fehlen hier
ganz und Niemand wird das fchmucklose Blockhaus beachten, der es nicht
weiß, daß einst ein Licht von ihm ausging, das weit hinaus geleuchtet
hat in alle Zeiten und alle Lande.

Im Canton Glarus ist das Blockhaus fast durchweg unter Weglassung
der Klebdächer mit dem weit ausladenden Hauptdach des Berner Oberlandes
verbunden, wobei jedoch die Dachfetten nur auf die Hälfte ihrer Aus-
ladung durch vorragende Blockbalken unterstützt sind. Die Köpfe der
letzteren sind in durchgehender schiefer Linie abgeschnitten, an den Kanten
ausgekerbt und roth und schwarz übermalt. Die Lauben sind hier selten
an den Traufseiten, fondern meist unter dem Dachvorsprung des Hinteren
Giebels angebracht.

In den zahlreichen Thülern des angrenzenden bündener Landes sind
die Modifikationen der Bauart, in welcher das Wohnhaus des Älplers
«^entgegentritt, je nach Nationalität, Abstammung und Sitte der Bewohner
sehrverich«j«n^Aber auch hier herrscht, wenn wir von dem Hochthal
des Engadin, de^Ö^nhalbstein und dein Albelagebiet absehen, wo sich
die hölzerne Blockmand des Hsuses hinter einer vorgesetzten Bruchsteinmauer
verbirgt, der Blockbau entschieden vor. Besonders interessante durch Alter
und Baustil gleich merkwürdige Häuser dieser Art finden sich in dem von
der Landquart durchströmten Prättigau, dessen Bewohner noch im vier-
zehnten Jahrhundert romanisch spracben, seitdem aber nach und nach
germanisirt worden sind und fast durchweg zum Protestantismus sich be-
kennen. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, namentlich
aber während des dreißigjährigen Krieges hatten sie um ihrer politischen
Unabhängigkeit und ihres Glaubens willen schwere Kämpfe zu bestehen.

In diesen Kämpfen,murden die zahlreichen Dörfer und Ortschaften des
sogenannten Thalgebietes wiederholt derartig verheert, daß nur wenige
Spuren der ältesten Bauten bis in unsere Zeit sich herübergerettet haben.
Aus diesen schwachen Spuren ist zu ersehen, daß in den ältesten Zeiten
der alemannische Ständerbau hier noch üblich war und erst später, in der
zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, durch den Blockbau völlig
verdrängt wurde. Mit Ausnahme einiger steinerner Partrizierhäuser sind

Eine allerdings nur wenig gelungene Abbildung dieses ehrwürdigen H^useS
findet sich in dem Jllnstrationswerke von H. Zschokke, die klassischen Stellen
Schweiz. Wien und Prag, t!?36 I.

und Strom und Straße zu beiden Seiten begleiten; dunkel und schwärzlich-
grau ist auch der Fels der sie trägt. Und wie das Land, so der Mensch,
der es bewohnt. Schwarz wie die Nacht ist sein Haar, dunkel funkelnd
und von düsterem Glanz ist sein Auge, in dessen Tiese eine ganze Welt
von stummem Weh zu schlummern scheint; dunkel ist die Farbe seines
Antlitzes, das nur selten ein Lächeln erleuchtet; dunkel und unverständlich
klingt auch die Rede seines Mundes, die ein eigenlhümlich schwermüthiger
Wohllaut durchzittert. Und wie der Mensch, so ist auch das Haus, das
er bewohnt. Die Blockhütte des amerikanischen Hinterwäldlers kann nicht
kunstloser zusammengezimmert sein als diese uralten von Ruß und Rauch
geschwärzten durch Sonn und Wetter gebräunten Holzhäuser, die um
den weißen Thurm der Dorfkirche sich schaarend wie Küchlein um ihre
Mutter, zu dichten Klumpen zusammengedrängt die Dörfer des Vorderrhein-
thales bilden. Je höher man in demselben emporsteigt, desto stiller und
einsamer wird die Landschaft, desto ernster und wortkarger der Mensch, der
sie bewohnt, desto schlichter und schmuckloser auch die niedere Hütte, die
ihm Schutz und Obdach bietet gegen die Unbilden einer rauhen Bergnalur.
Und wenn man nun endlich beim Weiler Chiamut die letzte oberste
Stufe des Tavetscherthales erreicht hat, daist es so einsam geworden,
daß man meinen könnte, man sei an's Ende der Welt gelangt, ständen
nicht ringsum die traulichen tiefbraunen Blockhäuser mit ihren sorglich
aufgethürmten Scheiterbeigen unter den Giebelfenstern, die kleinen stein-
belasteten Vorrathsschuppen mit den luftig erbauten Blockmänden, durch
deren Zwischenräume der Duft des frischen Bergheus herausdringt, und
die hohen Dörrgerüste oder Rescave, wohl auch Chischen genannt, an denen
das hier erst im Herbst zur Reife gelangende Getreide an der Sonne
getrocknet wird.
Von schmückendem Beimerk ist an diesen kohlschwarzen Blockhütten
nichts mehr zu finden — der Mensch vergißt dergleichen hier oben im
bestandigen Kampfe mit den milden Gemalten einer rauhen Bergnatur.
Steigt man von den Quellen des Rheins über die Oberalp in's
neue Reußthal hinüber, so gelangt man an die große internationale Handels-
und Verkehrsstraße der Gotthardbahn, deren stillosen Steinbauten freilich
gar manches uralt ehrwürdige Holzhaus hat weichen müssen, an dem der
Maler wie der Architekt ihre Freude hatten. Sieht man jedoch ab von
den banalen Steinkästen, welche die nimmermüde Hotelsveculation mit
prätentiöser Dreistigkeit an den Weg gestellt hat, von den schiefergedeckten
Güterschuppen und den rauchgeschwärzten Maschinenwerkstätten, die mit
ihren langen nichtssagenden Fronten und ihren hohen dünnen Schorn-
steinen die Alpenlandschaft verunzieren, so findet man in den Dörfern des
Reußthales zwischen Göschen und Flüelen doch noch immer genug
der prachtvollsten alten Holzhäuser, die als unverfälschte Tuven echt neuer
Blockbaustils gelten können, ein Stil, der mit wenigen Modifikationen

auch in den übrigen Urcantonen, die das Becken des Bierwaldstädtersees
umgeben, uns immer wieder entgegentritt. Auch diesem Stile sind einige
charakteristische Merkmale eigenthümlich, durch welche er sich von den Block-
bauten der benachbarten Alpenthäler unterscheidet. In den Urcantonen
erheben sich die Wände aller Stockwerke glatt und in senkrechter Flucht,
und nur bei älteren Bauten sieht man bisweilen am Giebel einen Bor-
sprung, der aber nicht in der Höhe der Stockwerke, sondern im Niveau
der Fensterbänke angebracht ist. An die Stelle der Seitenlaube tritt
eine Verbreiterung des Hauses, so daß die obere Wand einer Traufseite
auf den verlängerten Giebel- und Querwandbalken ruhend um etwa einen
halben Meter über die untere hinausragt. Hierbei ist das Stützsystem der
auskragenden Wände, Lauben und Vordächer mittels der allmählich immer
weiter über einander vorgeschobenen Balkenköpfe der Haupt- und Scheide-
wände fast überall in der Weise durchgeführt, daß die consolartig vor-
springenden Tragbalken in einer einzigen Viertelkreiscurue profilirt sind
und auch die stereotype Kopfform des obersten Trägers mit unerheblichen
Variationen immer sich wiederholt. Liegen diesem die Viertelkreiscurue
abschließenden Träger, der durch jene eigenlhümliche innner wiederkehrende
Kopfform gekennzeichnet ist, noch eine Reihe von Trägern auf, die in
senkrechtem Kopfschnitt gleich weit vortreten, so charaklerisirt dies immer
die unterwaldener Bauart, die übrigens noch durch die sogenannten Klebe-
dächer gekennzeichnet ist. Während nämlich die Traufseitenwände durch
die übergebauten Seitenlauben oder die auskragenden Obergestocke und
letztere durch das vorspringende Dach gegen den Regeuschlag gedeckt sind,
vermag derselbe an den Giebelseiten mit seiner nicht mehr als meterbreiten
Ausladung nur die oberen Theile der Wand zu schützen, weshalb über den
Fenstern der Giebelwände schmale schräg geneigte und durch schräg auf-
strebende Balken gestützte Vordächer angebracht sind, die, weil sie nicht aus
dem ganzen Organismus des Hauses heraus gewachsen, sondern demselben
nur äußerlich angeklebt sind, ganz bezeichnend Klebdächer genannt werden.
Die Läden der dicht nebeneinander liegenden Fenster werden hier ganz wie
beim alemannischen Hause, in die Höhe gezogen, um sie zu schließen und
bewegen sich in Ruthen der durch Rahmen verbundenen Bohlenständer, die
auf die Blockmand festgenagelt sind. Bei dreifach gekuppelten Giebelfenstern
gewinnt das Arrangement der Läden dadurch an pittoresker Abwechselung,
daß der Laden des mittleren Fensters beim Schließen nach oben, die der
beiden seitlichen aber seitwärts geschoben werden. Diese hölzernen Fenster-
läden sind in der Regel zierlich geschnitzt und durchbrochen, an der Außen-
seite mit bunten Arabesken in den verschiedensten Farben bemalt und bilde»
so in Verbindung mit den lebenden Blumen, die in irdenen oder hölzernen
Näpfen auf den Fensterbänken stehen, den reichen Schmuck der Giebelwände.
Tie über dieselben vorstehenden Dachfetten tragen zum Schutz gegen
Stürme eine Reihe von vier bis fünf dicht neben einander liegenden

Sparren. Die oben offenen Wände der Seitenlauben bestehen aus der
Schwelle und den in sie verzapften Pfosten, die durch den Brustriegel und
die Fußfette des Daches unter einander verbunden und an den Giebel-
seiten durch kleine Büge verliest sind, während die Brüstungen mit einge-
nutheten Brettern verschalt sind. Solche Häuser kann man noch sehen zu
Wasen und Wiler, Amsteg und Jntschi, Erstfelden und Silenen,
wo sie zu Dutzenden an der Straße stehen. Aber wer von all den, tausend
und aber tausend italiasüchtigen Welschlandfahrern, die sich vom keuchenden
Dampfroß zum Gotthard hinaufschleppen lassen und wieder hinab in's
Land ihrer Sehnsucht, wer von allen Denen, die enttäuscht und ennüdet
aus jenem heiß begehrten Sehnsuchtslande wieder zurückkehren und hier
vorüberkommen, gönnt solch verschwiegener Schönheit einen Blick verstönd-
nißvoller Bewunderung! Weiter und immer weiter! — vorwärts, nur
vorwärts! — Das ist die Losung unserer Zeit, die Alles besinnungslos
mit sich sortreißt. Und wenn man nun hinabgelangt ist zum classischen See
der Vierwaldstätten, der sang- und sagenumwobenen Wiege schweizerischer
Freiheit, was sieht man da? — Eine herrliche, aber schmachvoll geschändete
Bergnatur, der schnöde Gewinnsucht den Schleier unentmeihter Schönheit
mit freveler Hand von der Stirn riß. um sie zur feilen Hetäre herabzu-
würdigen. Nirgends in der Welt hat die Natur das Grandiose mit dein
/Lieblichen in gleich glücklicher Harmonie zu paaren gewußt, wie an den
/ Gestaden dieses herrlichen Sees, der aus dem ganzen Erdenrund an Schönheit
^seines Gleichen sucht. Nirgends aber hat die Speculation und das
Gründcrunwesen der letzten Tecennien üppigere Orgien geseiert, als gerade
hier, Ivo alles Erdenkliche geschehen ist, um gerade diese Landschaft in der
schmachvollsten Weise zu entstellen. Der breit gestreckte Rigi trägt aus
seinem geduldigen Eselsrücken, auf dem jetzt alle Welt herumreitet, bereits
mehr als ein halbes Schock von Hotels, Pensionen und Fremdenherbergen
aller Art, die fast ausnahmslos in jenem faden, nichtssagenden Allerweltsstil
erbaut sind, der wohl in die langweiligen Avenuen Pariser Boulevards
paßt, im Nahmen der alpinen Berglandschaft aber geradezu beleidigend
wirkt und vom ästhetisch gebildeten Sinn so schmerzlich empfunden wird,
wie eine Ohrfeige, die freche Bubenhand dem schönen Antlitz der edlen
Bergnatur versetzt. Aber nicht zufrieden damit, den längst schon preisge-
gebenen AllerweltSberg gründlich verunstaltet und in die banale Prosceniuins-
loge eines modernen Weltstaottheaters verwandelt zu haben, streckt die un-
ersättliche Fremdenspeculation ihre Fangarme, gleich einem gefräßigen
Polypen nach allen Richtungen hin immer weiter über das schöne Schmeizer-
land aus und nimmt ein Stück nach dem andern in Besitz. Drunten am
See wie drüben auf Seelisberg und droben am Arenstein sind diese
modernen Monstrehotels wie die Pilze aus dem Boden geschossen und
jedes Jahr bringt ihrer neue. Da stehen sie nun mit ihren langen
Kasernenfronten und ihren unabsehbaren Fensterreihen, mit ihren breiten

Rampen und Balustradengarnirten Terrassen, ihren vergitterten Ballonen
und koketten Giebelerkern, ihren flachen Dächern und hohen Kuppelthürmen,
von denen die bunten Standarten und langen Wimpel herausfordernd im
Winde flattern — es fehlte nur noch der goldstrotzende Krönungswagen
oder der teppichbelegte Schwanenschlitten eines phantastischen Lohengrin-
königs, der als Ritter vom heiligen Gral durch die Berge irrt, uin die
Ironie vollständig zu machen und den Hohn über Alles, was schön heißt,
auf die Spitze zu treiben! ^
Gern wendet man den Blick wieder ab von solcher Vorder grund-
staffage alpiner Berglandschaft zu den schlichten braunen Holzhütten, die
bescheiden und unbeachtet am Wege stehen, wie das kleine niedere Hüttlein
auf der Grütliwiese oder das uraltehrwürdige Wirthshaus zur Treib,
„wo die Kaufmannsschiffe landen!" Da sitzt die blonde Alemannenmaid
hinter den Blumen am weit geöffneten Fenster, dreht emsig die Spindel
und singt ein Lied dabei, daß es meithinaus schallt in die träumige Stille
des marmdämmernden Sommertages; auf der fonnbeschienenen Holzbank
neben der Thür liegt ein Kätzchen und schläft; Hühner glucksen um die
hochgethürmte Miststätte im Hofe; aus der offenen Stallthür schaut das
breit gestirnte Haupt eines Rindes mit, philosophischer Ruhe auf die jungen
Gaißen, die hin und her glöckeln und lüstern an den Ligusterblättern des
Gartenzaunes herumnaschen; um das Bild des gekreuzigten Christus, das
in schlichtem Schrägen am Stamm eines urulten Nußbaumes hängt,
flattern leichtfertige Sommerfalter. Bienen summen um die Blunien, die
im Garten blühen; der Röhrbrunnen rauscht; die Grillen zirpen und über
dem steinbelasteten Hüttendach dämmern ferne Firne durch die Lücken im
Laubmerk des Nußbaums, der seine langen Aeste vorsorglich schützend über
das kleine Heimmesen streckt. Hier wäre gut sein; hier möchte man
zukehren und rasten. Doch weiter müssen wir in ein ander Land, „wo
hinter ew'gem Eiseswall verborgen ein ander Bolk in andern Zungen
spricht."
Aus der Fremde zurückkehrende Berner behaupten, es sei ihnen, wenn
sie ihren Canton wieder betreten, als kämen sie in eine warme heimische
Stube. Auch dem Fremden ergeht es ähnlich, wenn er zuin ersten Male
die Schwelle jenes Wunderlandes betritt, dessen Name schon in fernen
Jugendtagen einen so zauberischen Klang für ihn hatte, wie Alxhornton
und Jodelruf. Schon der Weg von Alpnach zum Brünig hinauf ist so
viel verheißend, so ahnungweckend und reich an den lieblichsten Thal-
bildern, in denen die uralten wettergebräunten Aelplerhäuser mit ihren
weinumrankten Giebelwänden, ihren epheuumsponnenen Holzaltanen und
ihren steinbelasteten Schindeldächern die wirkungsvollste Vordergrundstaffage
bilden, während über den tannenbewachsenen Höhen der Melchthaler
Berge, die den Mittelgrund füllen, die weißen Spitzen der Oberländer
Eisriefen dann und wann zwischen wechselnden Wolken hereingrüßen wie

Geister einer andern Welt. Und wenn du nun endlich die letzte Sla ffe
des Brünigpaffes erreicht hast und hier die Schwelle der hohen Felsen-
pforte betrittst, die hineinführt ins Sanctissimum aller Vergesherrlichkeü,
dann wird dir zu Sinne wie einem Mekkapilger, der aus den Vorhäfen
der Kaaba durch die letzte Pforte in das Allerheiligste des Tempels tritt.
In solchem Licht und solchem Glanz wie die Berge, die da aus duftum-
hauchter Tiefe emporsteigen und hoch über die höchsten Wolkensofnten
hinausragen, dachte sich der Knabe die Zinnen des Monsalvatsch, als er
einst in fernen Jugendtagen die frommen Legenden vom heiligen Gral und
dem „Berg der Erlösung" las. —
Und wenn du nun hinabsteigst nach den lachenden Gründen des
Haslithales und zum lichten Strombande der Aar, von dem es durch-
zogen wird, dann geht es dir wie dem heimkehrenden Schweizer — es
wird dir so heimlich und so wohl zu Sinne, als kehrtest du nach langer
Wanderung durch ferne Fremde ins Thal deiner Jugend zurück. Hell und
heiter ist der Himmel, der über diesem Thale sich wölbt; licht und
lachend sind die Berge, die es umstehn; heiter und freundlich sind seine
Bewohner, von denen eine schöne Sage berichtet, daß sie einst in fernem
Vorzeit weit hinten aus dem Lande gen Mitternacht nach dem der
Mittagssonne gekommen feien und von dorther Sitte und Brauch, Tracht
und Bauart mitgebracht hätten. Und wie die Menschen, so sind auch die
Häuser, die sie bewohnen — man kann sich gar nichts Einladenderes und
Gastlicheres, nichts Anheimelnderes und Malerischeres denken, als solch
ein Holzhaus im echten berneroberländer Baustil, wie sie schon bei der
Niederfahrt vom Brün ig zu Dutzenden an der Landstraße stehen.
Ein wahres Schatzkästlein solcher architektonischer Kleinodien ist das
uralte Pfarrdorf Meiringen, der Hauptort des Haslithales. Hier in
den Gassen dieses reizenden Dorfes und der benachbarten Weiler, die eo
rings umgeben, stehen die ältesten Holzhäuser des ganzen Cantons, die als
unverfälschte Typen des echten oberländer Blockbaustiles gelten können und
theilmeise bis in das Zeitalter der Reformation zurückreichen. Sie zeigen am
Giebel die nackte Blockwand unter dem Schutze des zwei bis drei Meter weit
ausladenden Schindeldaches, das mit schweren Felsblöcken belastet ist und
vermöge seiner außerordentlichen Breite die fensterschützenden Klebdächer
überflüssig macht. Wo die Fenster mit Läden versehen sind, da öffnen sich
dieselben nicht nach beiden Seiten hin, sondern drehen sich um oberhalb
angebrachte Scharniere und werden durch Spreizstangen gehoben, die auf
die Fensterbänke sich stützen. Alles Ornament der Blockwand beschränk
sich sonach bei dieser streng stilisirten Bauart auf die etwas vorstehenden
mit dem Würfelfries geschmückten Fensterbänke. Die Dachfetten, sowie die
sie stützenden Blockbalken sind treppenartig nach einer schiefen Linie ab-
geschnitten und die Kanten ausgekerbt. Diese Kantenauskerbung wiederholt
sich auch an den Vorstößen der Blockbaiken, sowie an den vortretenden

Hirnseiten der Bretterverschalungen am Dache und an den Lauben. In
dieser dem sechszehnten Jahrhundert entstammenden Bauart spricht sich
schon der Grundsatz aus, daß die Blockwand an sich nur das Feld für
etwaige decorative Ausbildung abgeben könne. Aus dem Anfang des
folgenden Jahrhunderts stammen dann die größeren Giebelfa^aden mit den
vorspringenden auf kleinen Consolen ruhenden Stockwerken, die durch die
häufige Wiederkehr des Würfelsrieses auf den Blockbalken sowie die treppen -
artige Profilirung der Dachfettenträger ein strenges etwas einförmiges
Aussehen erhalten. Später, etwa um die Mitte des siebzehnten Jahr-
hunderts tritt dann, ohne jedoch die vorige Bauart gänzlich zu verdrängen,
eine große Menge von Variationen in der Ornamentirung der Fa?aden
auf, bei welchen jene die vorspringenden Stockwerke stützenden Consolen
durch den aus dem ganzen Balken geschnittenen Bogenfries ersetzt werden
und die Träger der Dachsetten als eine einzige geschweifte Console erscheinen.
In den Giebelfayaden dieser höchst merkwürdigen Blockbauten findet sowohl
die innere Eintheilung des Hauses durch die vorgeschobenen Stockwerke und
die vorstehenden Balkenköpfe der Scheidewände ihren Ausdruck wie auch
die Construction der Wand durch die Horizontalgliederung des architektonischen
Schmuckes. Derselbe concentrirt sich aus die breiten Hauptgurten zwischen
den Fensterreihen der beiden Stockmerke und des Dachgiebels. Die eine
dieser beiden Hauptgurten ist zu beiden Seiten durch die Brüstungen der
Lauben, die andere durch die Fettenträger des Daches begrenzt und beide
oberhalb durch die Bogenfriese der auskragenden auf den Fensterdeckhölzern
ruhenden Brüstungsschwellen. Durch fein profilirte Streifen oder aus-
gezahnte Carniese ist jede dieser Hauptgurten miederuni in zwei breite
Bänder getheilt, von denen das obere die auf Hellem Grunde eingravirte
Inschrift, das untere einen schwach vortretenden Arabesken- oder Bogen-
fries enthält. Mit derartigen Arabesken sind bisweilen auch die Fenster-
stürze und Fensterpfosten verziert und auch die untere Brüstungsgurte,
welche die Blockwand gegen den steinernen Unterbau abschließt, entfaltet
den gleichen architektonischen Reichthum; dagegeu fehlen ihr in der Regel
die Jnschriftenbänder. Das Ganze wird bekrönt durch consolartig profilirte
Blockbalken, die aus den Seiten- und Mittelwänden hervorwachsen und
als Träger des breit ausladenden Daches fungiren. Eine ebenso zweck-
mäßige und praktische als geschickte Vertheilung des inneren Raumes, welche
in einer munderbaren Harmonie der äußeren Verhältnisse und in einer
ungemein klar und entschieden hervortretenden Gliederung der Wandflächen
zum Ausdruck kommt; eine glückliche Verschmelzung der mannigfachsten
Details zu größeren Massen, welche durch glatte Streifen oder tiefe Schatten
auseinander gehalten werden; das Vorherrschen der Horizontallinie, welche
dem flachen Dache und der ganzen Wandconstruction am besten entspricht,
sowie die leider immer mehr verschwindenden Malereien, welche die Natur-
farbe des Holzes nur hie und da durchblicken lassen, dem schwachen Relief

einen entschiedenen Ausdruck verleihen und die Reflexbeleuchtungen der Untersichten durch intensive Farben noch essectvoller machen; die ruhige Harmonie, in welcher diese schlichten durch das Alter tief gebräunten Holzhäuser init ihrer nächsten Umgebung, wie auch mit dem fernen Hintergrund einer großartigen Berglandschaft nach Form wie Farbe sich befinden: die geschmackvolle Eleganz, der unbewußte, man möchte fast sagen, instinctive Schönheitssinn, der in Anlage wie Ausführung überall sich documentirt — alles das wirkt zusammen, um diesen oberländer Holzhäusern einen ganz eigenthümlichen schwer definirbaren Reiz zu verleihen und sie zu einer faft unentbehrlichen Vordergrundstaffage der grandiosen Bergscenerien zu machen, in welche sie gestellt sind. Viele dieser Häuser sind mit Inschriften, frommen Wünschen und kernhaften Reimsprüchen verziert, die den schlichten Sinn und frommen Glauben der Menschen, die sie bewohnen, in der naivsten Weise zum Ausdruck bringen. So liest man z. B. an dem Hause des Caspar Schild*) zu Meiringen, das im Jahre 1615 erbaut und im Jahre 1754 renovirt wurde, auf dem Jnschriftenbande, welches über den Giebelfenstern des oberen Stockwerks hinläuft und dieses von dem dreieckigen Giebelselde trennt, die Worte:

„Sin und Muth
Stel nach Er und Gut."

Darunter auf der großen Hauptgurte, die das obere und untere Stockwerk von einander scheidet, steht geschrieben:

„An GotteS Hülff und reichem Segen
Ist aller Menschen Thun gelegen."

Ein anderes Haus, das einst weit von diesem stand, trug die Inschrift:

„Das Haus stod in GotteS Hand;
Ach bhünts vor Feuer und Brand,
Bor Sturm und Wassersnoth,
Mit anä Wort: lasz sto wies stod."

Aber der fromme Spruch hat das Haus nicht zu schützen vermocht; denn sowohl dieses wie eine ganze Reihe anderer uralter Holzhäuser, die zu den schönsten Wohnbauten nicht nur Meiringens, sondern des ganzen Berner Oberlandes gehörten und als echte Charaktertvven uralten Blockbaustiles von Malern wie Architecten mit Recht bewundert wurden, sind bei dem großen Föhnbrande, der am 10. Februar 1879 nicht nur den ganzen unteren Theil von Meiringen, sondern auch die thalabmärts gelegenen Weiler, Husen und Jsenbolgen fast gänzlich zerstörte, ein Raub der Flammen geworden**).

*) Eine Giebclanstcht dieses höchst interessanten in den schönsten Verhältnissen erbauten Blockhauses findet sich bei „Gladbach, der Schweizer Holzstil I."

**) Wie furchtbar die Gewalt des mit orkanartiger Wuth rasenden FöhnsturmeS war, der das Fener mit Blitzesschnelle von Haus zu Haus trug, geht aus der dnrcb Augenzeugen verbürgten Thatsache hervor, daß brennende Dachschindeln, glimmende

Verlassen wir nun das reizende Meiringen und wandern wir das
Haslithal hinab dein Laufe der Aar folgend zum See hinaus, dem sie
ihre Waffer entgegenführt, so gelangen wir in das freundliche Brienz,
gleichfalls ein echt oberländer Alpendorf, in welchem der Kunstsinn seiner
fleißigen Bewohner nicht blos in den weit berühmten Holzschnitzereien,
die hier gefertigt werden, sondern auch in der pittoresken Bauart der
Häuser recht augenfällig zum Ausdruck kommt. Im Allgemeinen nach dem
fchon oben skizzirten Grundplan des schweizerischen Wohnhauses gebaut,
unterscheiden sich die Brienzer Blockhäuser von denen Meiringens dadurch,
dag zu Brienz unter dem Schutze des breit vorspringenden Daches an
dem oberen Stockwerk der Giebelfa?ade eine durchbrochene Holzaltane
entlang läuft, die in der Regel einige Stufen höher liegt als die beiden
Seitenlauben, um den Giebelfenstern des unteren Stockmerkes nicht zu
viel Licht zu entziehen und die vor Schwankungen entweder dadurch
geschützt ist, daß zwei Geländerpfosten in Gestalt gedrehter Säulen bis
zu den Dachfettenconsolen verlängert und in dieselben verzapft sind, oder
dadurch, daß ein etwas erhöhter Geländerpfosten durch einen Querriegel
mit den Balkenvorstößen einer Scheidewand verbunden ist. In diesem
Stil sind fast durchweg die Wohngebäude wie auch die Vorratshäuser
der Dörfer erbaut, die weiter seeabwärts an den beiden Ufern liegen
drüben Jseltmald und Bönigen, hüben Ebligen, Oberried, Nieder-
rod, Nieggenberg und Goldswil. Wenn mir das Letztere mit der
verfallenen Thurmruine sowie hochgelegenen Kirche hinter uns gelassen und
aus der hölzernen Zollbrücke die Aar überschritten haben, so betreten wir
einen Fleck Erde, der seines Gleichen nicht hat im ganzen Schweizerlande
und jetzt der sommerliche Nendezvousvlatz aller gebildeten Nationen der
Erde geworden ist, die hierher kommen, um das Raffinirteste und Erlesenste
zu genießen, was Natur und Kunst dem Menschen an Hochgenüssen aller
Art zu bieten vermögen. Aeltere Reisende, die in den ersten Decennien
unseres Jahrhunderts das Oberland und die Jungfrau besuchten, klagen
bitter darüber, wie schwer es sei, in Jnterlaken ein Unterkommen zu
finden. Wie schön muß es damals noch gewesen sein in dem lieblichen
Ländchen „zwischen den Seen" — „intsr lacus"! — Jetzt zieht sich eine
ununterbrochene Reihe moderner Monstrehotels am Höhweg entlang und
giebt der famosen Allee uralter prachtvoller Nußbäume, die noch die
Papiersetzen und andere Brandobjecte über den ganzen Brienzersee hinweg bis nach
Jnterlaken geführt wurden. Derartige verheerende Fd'hnurände, die trotz aller Vor-
kehrungen fast alle Decennien sich ereignen und schon gründlich aufgeräumt haben unter
den interessanten Holzbauten der schweizer Alvendörfer, zeigen wohl zur Genüge
welch ein verdienstliches Unternehme» es ist, was von solchen uraltehrwürdigcn Zeugen
langst vergangener Culturverioden noch vorhanden ist, zu sammeln und der Nachwelt
aufzubewahren, bevor auch die letzten dieser kostbaren Architecturkleinodieu ein Naub
der Flammen geworden sind.

Mönche des Augustinerchorherrnstifts gepflanzt haben, den banalen Anstrich eines Pariser Boulevards. Diesen langweiligen Luxusbauten kehrt man glücklicherweise den Nucken, wenn man dem Süden sich zuwendet, wo die Jungfrau im keuschen Schmuck ihies makellosen Schneegewandes thronr wie eine vestalische Priesterin. Dort erhebt sich aus dein saftigen Grün der Matten, auf denen die Kühe meiden, und dem üppigen Laubwerk der Obstgarten, in dem die steinbelasteten Aelplerhütten sich verstecken, ein sanft geneigter Hügel, dessen Flanken von einem dunklen Tannenkleide umhüllt sind, weich und rundlich gewellt, wie das Vließ eines Bergamasker Widders. Aber er ist nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande.

Die Hand des Menschen hat ihn angetastet und an seinem AbHange ein mächtiges viereckiges Steingebäude errichtet mit Hunderten von Fenstern in den hohen Wänden. Bon Fern konnte man das riesenhafte Gebäude für eine Zuckersiederei, eine Krupv'sche Gewehrfabrik, allenfalls auch für eine königlich preußische Jnfanteriekaserne halten; aber es ist weder das eine noch das andere — es ist ein Hotel und zwar eines der ersten und vornehmsten in ganz Jnterlaken. Es nennt sich „Jungfraublick" und repräsentirt ein Actiencapital von mehr als eine Million. Die Aktionäre loben die Dividenden, die sie aus diesem Speculationsbau ziehen und die Fremden sind entzückt von dem Comfort, den feine Gemächer bieten; denn die Einrichtung ist fürstlich, die Küche ercellent, die Bedienung tadellos und doch, auch wenn man das Alles weiß, ballt man im Stillen die Faust vor Ingrimm und Aerger, daß solche Ungeheuerlichkeiten möglich waren, daß eine Landschaft wie diese in solcher Weise entstellt werden durfte und wenn das Tnnamitvatronenwerfen nicht verboten wäre, man würde mit kaltem Blute das ganze Ding in die Luft sprengen, wie's da steht mit Allem, was drum und dran ist.

„Wenn ein Land von seiner Schönheit lebt, darf man es dann in dieser Weise entstellen?" ruft Eugen Nambert*) in gerechter Entrüstung aus über den Frevel, der hier an der Natur verübt worden ist, und wir können nicht anders als ihm aus voller Ueberzengung beipflichten. Es giebt Verbrechen, die in keinem Strafeoder, verboten sind, und zu solchen Berbrechen gehören die, die man hier an der Schönheit der Natur verübte, indem man diese edle Berglandschaft entstellte durch schwerfällige Steinbauten mit gothischen Erkern und runden Kuppeln. Weder der gothische Spitzbogen noch die runde Kuppel paßt in diese grandiose Berglandschaft — sie können hier beide nur ein klägliches Fiasco machen!**)

Wie ganz anders wirken da jene reizenden in Nußbaumgruppen und Obstgärten tief versteckten Holzhäuser, wie sie drüben in Matten und

*) <Z. Raniberl, „!«« ^Ipss 8uissvs Ulm« 8srie, Mls ot s>erwve 1869« p. S,«,

**) Sehr zutreffend sagt in Bezug hieraus Semper („der Stil II"): „Die gothichen Spitzthiirme so wenig wie die Kuppeln sind an dem Fuge der Alpen am Platze. noch wollen sie dort gedeihen."

Völligen, in Aarmühle und Ramele, in Neuhaus und Unterseen
stchen! Ganz besonders reich an solchen uralten von Sonne und Wetter
tief gebräunten Holzhäusern ist von den eben genannten Orten der letztere,
das reizende Unterfeen. Einige dieser Häuser stammen noch aus der
Zeit unmittelbar nach dem großen Brande, der im Jahre 1470 den ganzen
Ort in Asche legte*). Das eine derselben steht am Dorfplatz, der Kirche
und dem Hotel Unterseen gegenüber; es ist sehr niedrig und hat ein weit
herabhängendes Vordach, welches durch ein paar Säulen aus Lärchen-
stämmen gestützt ist, die auf den Wölbungen eines steinernen Unterbaues
ruhen; die Thür ist ungemein niedrig und durch die trüben Scheiben
der kleinen Fenster fällt nur ein spärliches durch das tief herabhängende
Vordach noch gedämpftes Licht in die inneren Räume dieses uralten Block-
hauses, dessen windschief und unregelmäßig über einander liegende Balken
von Rauch und Ruß so tief geschwärzt sind, daß man darauf schwören
möchte, es sei ans den verkohlten Trümmern des großen Brandes von
1470 erbaut morden.
Viel freundlicher und einladender als diese sogenannten Heidenhäuser
von Unterseen sehen die stattlichen Blockhäuser aus, die man in den großen
Dörfern des Kauder-Simmen- und Saanenthales trifft. Da lacht
die Lebenslust und die Freude an der „süßen freundlichen Gewohnheit
des Daseins", verbunden mit einer stillen ungemein wohlthuenden Besitz-
zufriedenheit aus jedem Fenster, jeder Ecke, jedem Winkel dieser wohnlichen
Häuser, die sich mit breiter Behäbigkeit an die warmsonnigen Berghänge
lehnen, und der schlichte Biedersinn, der fromme Glaube eines unverdorbenen
Hirtenvolkes spricht aus den naiven Inschriften, die Giebel und Wände
dieser schmucken Bauernhäuser zieren und bei manchen derselben so zahl-
reich sind, daß man einen vollen Tag braucht, um sie alle zu entziffern.
Und wenn man nun von dem lieblichen Gelände „zwischen den Seeen",
das den anmuthigen Namen des Bödeli trägt, tiefer hineindringt in das
Herz des Hochgebirges und emporsteigt zn den erhabenen Thronen, wo die
einsamen Bergweiler liegen, die, der immer beschatteten Thalsohle entfliehend,
auf den hohen frei gelegenen Bergterrassen sich angesiedelt haben, wie
z. B. Schillwald und Wangen auf der rechten, Jsenflöh, Mürren
und Gimmelwald auf der linken Seite des Lauterbrunnerthales, da
trifft man auf Blockhäuser, so malerisch unordentlich, so genial zerschletert
und doch dabei so wohnlich und heimisch, daß man sie am liebsten gleich
photographiren und ihr Conterfei zum Andenken mitnehmen möchte, wie
eine am Bergbord blühende Alpenblume, die man iin Vorübergehen abpflückt
und in's Taschenbuch steckt. Besonders reich an solchen uralten interessanten
Holzhäusern ist das Bergdorf Mürren, das gerade der Jungfrau und
ihren, ganzen Hofstaat gegenüber auf der schmalen Felsterrasse der Pletschbalm

*) E, Rambcrt, „Iss .^Ipss Suiszss Ulms Ssrio" x. 27S,

liegt, über welche der Staubbach und all die anderen zahlreichen Bergbäche
niederflattern, die dem Thale den Namen Lauterbrunnen gegeben haben.
Ergreifend ist der Anblick dieses entlegenen Bergweilers für den, der aus
der Tiefe des genannten Thüles heraufgestiegen kommt und hier die kahle
Hochterrasse der Pletschbalm betritt. Kein Baum mehr, kein Strauch mehr:
nur magere Kartoffel- und Gerstenfelder, untermischt mit schmalen Lein-
besten, ziehen sich den schrägen Abhang hinan und mitten drin liegen dich:
an einander gedrängt die niederen tief dunkeln Holzhäuser des einsamen
Bergweilers mit ihren steinbelasteten Schindeldächern und ihren kleinen
Fenstern in den breiten Giebelmänden, die alle nach Süden schauen, wie
die lichtlechzende Seele und das Auge des Menschen, das immerdar die
Sonne sucht. Die meisten dieser Blockhäuser sind mehrere Jahrhunderte
alt und werden für den Geschichtsforscher, wie für den Cullurhistoriker
besonders deshalb interessant, weil sie als Dokumente gelten können sür
die Art und Weise, wie die Thäler der Alpen bevölkert wurden, und uns
den Weg zeigen, auf welchem wir die leisen Kinderfußstapfen der Geschichte
verfolgen und den Spuren des Menschen nachgehen können, die er zurück-
ließ, als er die ersten schüchternen Versuche machte, festen Fuß zu fasten
in den Einöden einer von Schrecknissen aller Art bedrohten Hochgebirge--
melt. Denn wenn es auch als eine' unhaltbare Hypothese bezeichnet
werden muß, aus dmr Namen Mure und uffem Mure, den Mürren
in alten Urkunden führt, auf das Vorhandensein römischen Mauerwerks
und auf eine Besiedelmig dieses Thalgebietes durch römisch-helvetische
Flüchtlinge schließen zu wollen, so ist doch das urkundlich festgestellt und
wird bestätigt durch Namen, wie an der Kirchstätt, auf dem Kapveli
am Mühleport, welche einzelne Häuser und ganze Häusergruppen zu
Mürren und Ginunelmald heute noch tragen, daß diese hoch gelegenen
Terrassendörfer viel älter sind als die Ortschaften im Thalgrunde und
schon im Mittelalter von Leuten besiedelt waren, die über die Gletscher-
vässe aus dcni walliser Lötschenthale herüberkamen und hier sich niederließen*).
Wer diese Thatsache noch bezweifelt, der kann sich von der Nichtigkeil
derselben überzeugen, wenn er den Weg, den jene Männer aus dem
Lötschenthale vor Jahrhunderten nahmen, in entgegengesetzter Richtung
versolgt und über die Gletscher des grenzhütenden Bergwalls hinübersteigt
nach dem Thal der Lonza, die nachweislich auch den beiden Lütscheinen
den Namen gegeben hat.

In diesem merkwürdigen Seitenthale des Wallis, von dem aus das
obere Lauterbrunnenthal seine ersten Ansiedler erhielt, stehen noch zahlreiche
sehr alte und gut erhaltene Blockhäuser, deren ganze Bauart unverkennbar

*) I. R. Burck Hardt, „Untersuchungen iwer die erste Bevölkerung des Alpen-
gebirgcs;" Archiv für schweizerische Geschichte IV, Bd. Zürich ZittL i>, 101. I, Sruder,
.Walliscr und Walser", i>. 32.

darauf hindeutet, daß die Lötscher und Lauterbrunner stammverwandte Leute sind. Die großen ausgedehnten Lärchenwälder, an denen der Wallis ganz besonders reich ist, liefern ein vorzügliches Baumaterial, das den Einflüssen der Witterung trefflich widersteht und nur sehr stark nachdunkelt, woher es kommt, daß die Holzhäuser in den Dörfern des Lötschenthales, wie des Wallis überhaupt, fast noch dunkler und düsterer erscheinen, als drüben im berner Oberlande und oft so schwarz aussehen, als wären sie mit Kienruß oder Kohle bemalt. Die Hauptmerkmale, durch welche sich das lötschthaler uud walliser Wohnhaus von dem des berner Oberlandes unterscheidet, bestehen zunächst in der Vertauschung der vielfach quadratischen Grundform mit dem doppelten Quadrat, in einer Vermehrung der bewohnbaren Geschosse von zwei auf vier Etagen und in der erweiterten Verschmelzung des Steinbaues mit dem Blockbau, insofern hier nur die am Frontgiebel liegenden Wohnräume von Blockwänden umschlossen sind, während der Hintere gleichfalls quadratische Theil des Hauses, der den Hausflur, die Küche und die Vorrathsräume birgt, von einer aus Bruchsteinen aufgeführten Mauer umgeben ist, die bis unter das beiden Thailen geineinsame Schindeldach emporgeführt ist.

Besonders reich an interessanten und beachtenswerthen Mustern dieser Bauart ist das große Pfarrdorf Kippel, das ziemlich genau in der Mitte des Lötschenthales liegt. In erster Linie ist hier zu nennen als Repräsentant des mallifer Blockbaustiles das kleine und einfache, aber in guten Verhältnissen construirte Haus von Peter Nieder*), das im Jahre 1665 erbaut wurde. Der Grundplan dieses Hauses bildet ein doppeltes Ouadrat. Ueber dem gemauerten Unterbau, der die Kellerräume birgt, liegt in jeder der beiden Etagen ein von Blockmänden umschlossenes quadratisches Zimmer, von denen das untere fünf, das obere vier Giebelfenster hat, während der Hintere in Bruchsteinmauer aufgeführte Theil Hausgang, Küche und Kammern umschließt. Im Giebelfelde der Frontseite steht auf dem Schriftbande, das unter den Fenstern des oberen Stockwerkes hinläuft:

„Peter Rieder hat lassen baun sein Haus Anno

Darunter auf dem schmalen Gurte, welcher die Blockmand von dem steinernen Unterbau scheidet, liest man die Worte:

„Christus ist der wahre Eckstein IIIS."

In demselben Orte steht noch ein anderes aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stammendes Haus, das selbst dem Laien durch den Reichthum seines architektonischen Schmuckes auffällt. Ter Charakter, der sich in der äußeren Decoration dieses Hauses, welches zu den am reichsten verzierten des ganzen Lötschenthales gehört, sowohl in den

*) Dasselbe ist abgebildet bei Gladbach, „der Schweizer Holzstil II."

Inschriften wie auch in allen Profilirungen, Ranken, Blättern und Blumenornamenten ausspricht, zeigt hier schon unter dem unverkennbaren Einfluß des nahen Italien eine entschiedene Verwandtschaft mit dem Stil der Renaissance und der äußere Schmuck dieses Hauses harmoniit nur insofern noch mit der decorativen Ausstattung der Blockhäuser des Berner Oberlandes, als die breiten Horizontalgurten zwischen den Fensterreihen aus mehreren Parallelzonen bestehen, unter welchen die mit schwarzen Lettern auf weißem Grunde eingerissenen Inschriften am meisten hervortreten. Im dreieckigen Giebelfelde dicht unter der firststützenden Dachfette liest man das Jahr der Erbauung 1776 und unmittelbar darunter über den Fenstern des obersten Stockwerks die Worte:

„Alles Gott zu Lieb."

Auf dem nächsten, reich mit Arabesken verzierten Gurtbande, welches das obere vom mittleren Stockwerk scheidet, sind die Initialen der „drei „süßen Namen" und des „^esus Lommum Lalvuror" in der üblichen Verschlingung angebracht und darunter steht in griechischen und lateinischen Lettern:

,,O«Wus amios — äomus optima."

Die unterste am breitesten entwickelte Hauptgurte, welche zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk sich hinzieht, trägt die Aufschrift:

Auf Gott bau und trau beständig, so lang Du lebst; Gott lieben, macht selig."

„An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Darunter über dem rechtseitigen Fensterpaar des Wohnzimmers sind noch einige namhafte schwer zu e.nträthselnde Zeichen eingeschnitten, die wahrscheinlich als schützende Anmiete dienen und das Haus vor Unheil und Schaden bewahren sollen. Aber nicht bloß auf die Außenseite der Giebelfront beschränkt sich hier der Jnschriftenschmuck, auch das Innere der Schlaf- und Wohngemächer ist reich mit frommen Sprüchen und ernsten Mahnworten ähnlicher Art geziert. So zeigt z. B. die Decke des Wohnzimmers der zweiten Etage, welche durch zwei Dielenträger in drei große Felder getheilt ist, zahlreiche Ornamente und Inschriften, die theils in lateinischen Lettern, theils in zierlicher Bibelschrift in das Holz eingestemmt sind und ursprünglich bemalt waren. Links steht:

„I. M. Jos. dieses Gebäude hat gemacht Meister Zimmermann
Alexius Murmann und Aloisius Murmann im Jahre 1774."

Rechts liest man:

„Ho« c>vu8 neri tscit äoctiMirnis äomiuns
^ncii'gns Nurmsm curatns in Licbon.^

*) Herr erbarme Dich unser —
Christe erbarme Dich unser.

„Jesus, Maria, Joseph, unter eurem Schutz steht dieses Haus."
Das zwischen diesen beiden Dielenträgern in der Mitte gelegene Feld
der Decke zeigt zunächst der Zimmerthür den Spruch:
„Ich gehe aus oder ein, so kommt der Tod und wartet mein."
Hierauf folgt ein Todtengerippe, das mit seinen Beinen über einer
in vier Felde getheilten Weltkugel steht und in seinen dürren Knochen-
Händen eine Tasel hält mit der Aufschrift:
„(Zuälis vits mors est it<i."
In einem der beiden Seitenfelder gerade über dem großen Speise«
tisch in der Ecke des Zimmers steht geschrieben:
„Trink und is, Gott nit vergis."
In dem Schlasgemach, das an dieses Wohnzimmer anstößt, erhebt
sich eine hölzerne Bettstatt, auf deren Vorderbrett die Worte keilförmig
eingestemmt sind:
„Ich geh in's Bett, vielleicht in Tod."
Außer diesem, in decorativer Beziehung so überaus reich ausgestatteten
Hause finden sich in Kippet auch noch mehrere andere, durch Alter wie
Bauart gleich merkwürdige Häuser, die mit Sinnsprüchen ähnlicher Art
verziert sind. Das eine trägt die Inschrift:
„So lang wir leben hier hieniedcn.
Hast Du, Herr, uns dieses Haus beschieden;
Nun gieb, dag wir dereinst da oben
Ewig Dich, den Meister, loben."
Auf einem anderen steht geschrieben:
„Halte Dich also in diesem Haus,
Als wenn Du mühtest morgen daraus;
Schau, dafz Dir sei ein HauS bereit,
Das da ist die ewige Seligkeit."
Im Giebelfade eines Dritten, das bei der Kirche steht, liest man die
Worte:
„Bei Deinem Hanse, o Herr,
Lab mich wohnen in Ruhe."
Steigen mir nun, dem Laufe der Lonza folgend, in's manne, sonnige
üppige Thal des Rhonestromes hinab, der den Canton Wallis seiner ganzen
Länge nach durchzieht, so gelangen wir bei Sierre in jenes ethnographisch
merkwürdige Gebiet, wo die deutsch redenden Oberwalliser, welche ale-
mannischer Abkunft sind, mit den von den Burgundern stammenden Unter-
ivallisern sich berühren, welche letztere ein schwer verständliches Patois >
sprechen, das mit dem Nordsranzösischen weit weniger Verwandtschaft hat,
als mit den Dialecten des vroven?alischen Südens.

Obgleich nun diese Berührung und Vermischung zweier Volksstämme
verschiedener Abkunft auch in einer unverkennbaren Vermischung der ale-
mannischen und burgundischen Bauart sich ausspricht, so bleibt doch nichts-
destoweniger der Blockbaustil die im ganzen Wallis entschieden vorherrschende
Bauart, wenn gleich dieselbe im Laufe der Zeit mancherlei Modificationen
erfuhr, die zumeist aus der Rücksichtnahme auf locale Verhältnisse entsprang.
Ein besonders charakteristisches Merkmal dieser Art, durch welcher sich das
Walliser Blockhaus sofort von den Blockbauten anderer Cantone unter-
scheidet, besteht darin, daß hier fast durchweg die Kornspeicher und Vor-
rathshäuser auf etwa wetterhohen pyramidal sich verjüngenden Holzbeinen
stehen, die oben runde etwa 10 bis 2(1 ein dicke Steinplatten tragen, um
das Aufdringen und Eindringen von Mäusen und anderen Nagethieren in
die Vorrathsräume zu verhindern. Diese Bauart, die übrigens auch bei
Wohnhäusern hie und da in Anwendung kommt, giebt den Dörfern des
Wallis ein ganz eigenthümliches, höchst charakteristisches Gepräge, das nicht
wenig dazu beiträgt, den pittoresken Effect dieser Gebirgsdörfer als
malerisches Motiv der Landschaft zu erhöhen. Wesentlich gesteigert wird
die malerische Wirkung dieser zumeist aus Lärchenholz gezimmerten Walliser
Blockhäuser durch eine Sitte, die darin besteht, die Ranken des Weines,
der im ganzen mittelwallisischen Nhonethal von Leuk bis hinab nach
Martignn in fast insubrischer Uepvigkeit gedeiht, über Söller und Altane
hinweg bis in den Giebel des Hauses hinausklettern zu lassen. Das ver-
leiht diesen schlichten Blockhütten, mögen sie auch noch so alt und baufällig
sein, noch so düster und verräuchert aussehen, einen Anstrich lichter
Heiterkeit und traulicher Wohnlichkeit, die niemals ihre Wirkung verfehlen.
Gar gern kehrt man ein in diese gastlichen Hütten, wie sie am rechten
Nhoneufer, droben in den Dörfern des sonnseitigen Mittelgebirges zu
Dutzenden bei einander stehen und läßt sich den köstlichen Malvasier
munden, der golden in der Sonne funkelt, gleich den fernen Schneezacken
der Penninen, die durch das großzackige Weinlaub zwischen Söllerbrüsiung
und Dachrand gar verlockend Hereinschanen. Und folgt man nun dem
Locken und Winken dieser stummen und doch so blendenden Sirenen, dringt
man hinein in das Innere dieser hoch umschlossenen Seitenthäler, die
hinter schluchtartiger Mündung allmählich sich weiter bis an den Fuß des
grenzscheidenden Bergmalis sich emporziehen, so trifft man auf Schritt und
Tritt die merkwürdigsten Muster uralter höchst charaktervoller Bauart. In
den hochgelegenen Bergdörfern von Entremont und von Bagnos, von
Heremence und von Anniviers stehen heute noch uralte aus LSrchen-
holzstämmen gezimmerte Blockhäuser, die theilweis noch aus dem vorigen
Jahrtausend unserer Zeitrechnung stammen und den besten Beweis dafür
liefern, daß diese entlegenen Thalgründe viel länger schon von Menschen
bewohnt werden, als moderne Geschichtsforschung anzunehmen geneigt ist.
9n St. Lec, Vissoye, Ayer, Grimence und anderen Orten des Ein«

fischthales stehen Häuser, die über ein halbes Jahrtausend alt sind und
deren Gebälk noch vollkommen gesund ist. Ebenso alt ist das Gemeinde-
haus von Heremence, dem Hauptort des Enngerthales, dessen charakte-
ristischer Giebelschmuck aus zahlreichen Wolfs-, Lachs- und Värenköpfen
besteht, die hier als Trophäne angenagelt wurden; ja oberhalb dieses
Dorfes, im Weiler Prolin steht sogar ein Haus, das auf der Planchette
die Zahl 1000 als Jahr der Erbauung trägt.*)
Nicht minder reich an solchen alten merkwürdigen Blockhäusern sind
die Visperthäler, die nach den höchsten Erhebungen des Schweizer Landes
emporsteigen und die mächtige Mischabelgruppe gabelförmig umschließen.
Von Vispach bis hinauf nach Zermatt und Saas im Grund finden
wir sowohl in den Thaldörfern, wie auch droben in den kleinen entlegenen
Weilern und Einödhöfen der höchsten Bergterrassen fast durchweg jene
eigenthümliche Verschmelzung des Blockbaues mit dem Steinbau, die dem
Wallis besonders charakteristisch ist und uns schon im Lötschenthal ent-
gegentrat. Erdbeben und Stromüberfluthungen, Lawinen und Gletscher-
brüche, Bergstürze und andere vernichtende Elementarereignisse, mit welchen
eine übergewaltige Bergnatur die Wohnstätte des schwachen Menschen
beständig bedroht, haben freilich schon gar manches dieser uraltehrwürdigen
Blockhäuser vernichtet; aber es sind ihrer immer noch genug geblieben, die
für den Maler und Architekten, wie für den Ethnographen und Cultur-
historiker von gleich hohem Interesse sind. Zu diesen elastischen Häusern
des Wallis gehört auch eins, das von den Reisenden ziemlich selten besucht
wird, weil es etwas abseits von der großen Heerstraße des sommerlichen
Touristenverkehrs liegt. Wenn man beim Weiler Kalpetran auf der
kühn gespannten, aus unbehauenen Tannenstämmen erbauten Kipferbrücke
die Mattervisp überschreitet und nach der untersten jener breitgestreckten
Bergterrassen hinaufsteigt, welche das Piedestal des Balfrin bilden, so
kommt man unweit des Weilers Niedergrächen auf eine begraste
Felsenplatte. Hier steht ganz vereinzelt ein von Wetter und Sonne
tief dunkel gefärbtes Haus, das nach landesüblicher Sitte aus Balken und
Bohlen erbaut und mit kleinen Cchiebfenstern versehen ist. Schwärze
bildet den verni8 »uticiue dieses Hauses, das über und über von der
Patina des Alters überzogen ist. Es ist zwar schon etwas baufällig, aber
trotzdem noch immer bewohnt und wird von allen Thalleuten hoch in
Ehren gehalten; denn in diesem Hause, das schon so manche Generation
aufblühen und wieder dahinschwinden sah, wurde am 10. Februar 149^
der berühmte Thomas Platter*) geboren, der hier als sechsjähriger

*) I- Fröbel, „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseitc der
penninischen Alpen", Berlin 184« p. 39.

**) „Thomas und Felix Platter, zwei Autobiographicen. Ein Beitrag zur
Sittengeschichte des 1ö. Jahrhunderts", herausgegeben von D. A. Fechter,Bascl, 184V,

Bub seinem Vetter die Geißen hütete, später als fahrender Schüler die
Welt durchwanderte, wobei er auch nach Schlesien und Breslau kam. und
es schließlich vom Geißbuben und Seilerlehrjungen bis zum Professor oer
griechischen und hebräischen Sprache brachte, als welcher er eine hervor-
ragende Nolle in der Reformation gespielt hat.
Verlassen wir nun den Boden des Schweizerlandes und steigen mir
entweder von Zermatt über den Theodel oder von Saas über den
Monte Moro in die jenseitigen Thäler hinab, die schon zu welschem
Lande gehören und strahleimrtig vom Südfuß des Monlerosa nach allen
Richtungen hin sich verzweigen, so begegnet uns auch dort noch hier und
da das ichlichte Blockhaus der Alemannen und verräth uns jene in
ethnographischer wie kulturhistorischer Beziehung gleich interessanten Colonien
deutscher Stammesgenossen, die in weiten halbkreisförmigen Bogen den
ganzen Südfuß des Monterosa umgeben*). Zu diesen merkwürdigen
Culturoasen deutscher Art und deutscher Sitte, die hier inselartig mitten
unter den wälschen Bewohnen: des Südhangs der Alpen zerstreut liegen,
gehören Gressonen, Jssime und Gabi im oberen Lnsthale, Alagna
im Sescathale, Rima im Sermentathale, Rimella im Ma stallone-
thal, Macugnaga und Pestorena im Thal der Anzasca, in welche
der Monterosa mit seinen Südostabhängen sich niedersenkt, und endlich
Formazza oder Pommat und Ornovasso oder Urnävasch im Thüle
der Tos«. Wer von Norden her kommend die eine oder die andere
dieser Ortschaften betritt, dem wird es auffallen, hier mitten unter den
echt wälschen Stammbauten der italienisch redenden Bevölkerung plötzlich
wieder jene wohlbekannten hölzernen Blockhäuser anzutreffen, die in Stil und
Bauart auffallend an die Walliser Wohnhäuser erinnern. Betroffen bleiben
wir stehen und sehen uns die Leute an, die in diesen Häufern wohnen.
Klingt gleich die Rede ihres Mundes etwas fremd und unverständlich für
unser Ohr, die Farbe ihres lichtblonden Haares, der Glanz ihres hellblauen
Auges, Hautfarbe und Schädelbildung wie Schnitt des Gesichts verbunden
mit Gang und Haltung, Tracht und Sitte bestätigen uns, was uns ihre
Wohnstätte schon verrieth, daß diese Leute unsere Stammesgenossen, daß
sie Deutsche echt alemannischer Abkunft sind, die einst in ferner sagen-
umwobener Vorzeit aus dem benachbarten Wallis, die wir aus der Gegend

*) Näheres über die Geschichte der Entstehung dieser auszerordentlich merkwürdigen
Oasen deutscher Cultur und deutscher Sitte am Südhaug der Pennincn findet sich bei:
I. Bergmann, „Untersuchungen über die freien Walliser oder Walser," Wien 1844;
I. N. BurckHaidt, „Untersuchungen über die eiste Bevölkerung deS Alpengebirges:'
O. ?ärre, „stucls »ur I'Instojre >Ie> italo-suis^es c>u Hl>»t-Vi>Iais eotre
8im,,Io,i ut Zl»nt«-Iinse,-' Jahrbuch für schweizerische Geschichte VIII, Zürich 1883;
Zl. Schott, „die Deutschen am Moitte-Nosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und
Ucchtlaud," Zürich 184«: A. Sclott, „die deutschen Colonieen in Piemont, ihr Land,
ihre Mundart und Herkunft," Stuttgart und Tübingen 1842: I, Studer, „Wallis»
und Walser." Zürich 1386.

von Naters im Rhonethale, die anderen aus den Visperthälern herüber kamen, mitten unter den maischen Nachbarn sich niederließen und hier eine neue Heimat fanden.
So wird die Art, wie der Mensch sein Haus baut, zum vollkommenen Führer, der dem Kundigen den Weg meist zwischen den viel verschlungenen Pfaden, die die Geschicke der Völker eingeschlagen haben, und gleich dem Faden der Ariadne auch da noch sicher ihn leitet durch das dunkle Labyrinth räthselhaftsr Erscheinungen, wo mündliche Ueberlieferung und schriftliche Urkunden ihn gänzlich im Stich lassen.

Der Pauker von Niklashausen.

Ein christlich-socialer Agitator des ^3. Jahrhunderts.

von

Georg Winter.

— Marburg. —

ie heftige und leidenschaftliche Bewegung der unteren Klassen des Volkes, welche wir mit dem Namen der Socialdemokratie de-zeichnen, ist in unseren Tagen in Folge einer furchtbaren und allgemeinen wirtschaftlichen Krisis scheinbar so unvermittelt und plötzlich zu Tage getreten, daß man unter dem Eindruck des ersten Schreckens welchen sie einflößte, zunächst geneigt war, sie für etwas schlechthin Neues, jenseits aller geschichtlichen Analogie Liegendes zu halten. ThatsSchlich läßt sie sich durch alle Jahrtausende der Geschichte, soweit wir dieselbe klar zu erkennen vermögen, zurückverfolgen; sie begegnet uns zu allen Zeiten und bei allen Völkern, und zwar erscheint sie naturgemäß am heftigsten und nachhaltigsten immer dann, wenn die Völker aus irgend welchen natürlichen oder aus der geschichtlichen Entmickelung erwachsenen Gründen eine wirthschaftliche Umwälzung durchzukämpfen hatten, wie wir jetzt eine solche in Folge der Erfindung der Dampfkraft und der damit im Zusammen-hang stehenden Maschinentechnik durchmachen. Es genügt, hier daran zu erinnern, daß schon im alten Aegypten das Königthum vorübergehend zu socialistischen Heilmitteln seine Zuflucht nahm, daß starke sociale Bewegungen der unteren Klassen die vornehmste Ursache der Solonischen Gesetzgebung in Athen, der Gracchischen im alten Rom gewesen sind.

Aus unserer eigenen nationalen Geschichte zeigt die bei weitem größte Aehnlichkeit mit den wirtschaftlichen socialen Vorgängen der Gegenwart

jene Epoche, welche wir als die des Ueberganges vom Mittelalter zur
Neuzeit bezeichnen: das fünfzehnte und der Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Nur dadurch, daß die geschichtliche Forschung sich lange Zeit
fast ausschließlich mit der großen religiös-kirchlichen Reformbemegung jener
Zeit beschäftigt hat, ist es gekommen, daß man auf diese geradezu erstaunliche Verwandtschaft der damaligen socialen Theorien und Bewegungen mit
den entsprechenden unserer Tage erst in jüngster Zeit in höherem Maße
aufmerksam geworden ist. Auch den furchtbarsten Ausbruch der damaligen
focialen Bewegung, den großen Bauernkrieg von 1525, hat man zumeist
viel zu sehr im Zusammenhang mit der gleichzeitigen kirchlichen Reformation
betrachtet, wenngleich es freilich erst der neuesten ultramontanen Geschiehtschreibung vorbehalten geblieben ist, auch für diese sociale Bewegung Luther
verantwortlich zu machen. Thatsächlich ist diese gewaltsame sociale Erhebung
das letzte Glied einer ganzen Kette von verwandten Bewegungen gewesen,
deren Anfang bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts zurückgeht. Sie
haben mit der religiös-kirchlichen Bewegung nur einen rein äußerlichen
Zusammenhang, wie sie sich denn in ihren früheren Stadien durchaus auf
altkirchlichem Boden bewegten, und sind in Ursachen und Verlauf rein
mirthschastlicher Art. Sie sind hervorgerufen durch eine wirtschaftliche
Krisis, die, so sehr sie in ihren Ursachen von der heutigen verschieden ist,
doch in ihren Wirkungen eine überraschende Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen zeigt, nur daß sie nicht so schnell und unerwartet hervortrat wie
diese. Nicht eine plötzliche Umwälzung in den Productionsbedingungen,
wie in unserer Zeit, hat zu der damaligen wirtschaftlichen Krisis und den
damit zusammenhängenden socialen Umsturzbemegungen geführt; beide waren
vielmehr das Resultat einer langen geschichtlichen Entwickelung, welche ganz
allmählich die Lage der niederen Schichten des Volkes, namentlich des
Bauernstandes, zu einer immer schwierigeren und härteren gemacht hatte.
Sehr verschiedene Ursachen hatten dabei zusammengewirkt, die mir nur in
ihren Hauptzügen hier andeuten wollen. Einmal hatte die Vermehrung
des culturfähigen Landes, welches durch Rodung des Waldes gemonnm
wurde, mit der Vermehrung der ackerbautreibenden Bevölkerung seit dem
15. Jahrhundert nicht mehr gleichen Schritt gehalten. Während im früheren
Mittelalter noch Wald in Ueberfülle vorhanden war, durch dessen Rodung
und Cultivirung der überschüssigen Kraft der Bevölkerung Unterhalt und
Raum geschaffen werden konnte, während zu gleicher Zeit die fortschreitende
bäuerliche Colonisation des deatschen Ostens einen Abfluß des Bevölkerungs-Ueberschusses ermöglichte, mar gegen Ende des Mittelalteis in beiden Beziehungen ein Wandel eingetreten. Der Osten war ausreichend mit Arbeitskräften versorgt, der große Waldbestand des Westens so weit verringert,
daß eine weitere Rodung wirtschaftlich bedenklich erscheinen mußte. Die
Wirkung dieser Entwickelung aber wurde durch zwei weitere Momente
verschärft: einmal durch die immer compacter« Ausbildung der seit dem

Georg Vinter in Marburg.
Interregnum sich immer fester ausgestaltenden Territorial- und Grundherr-
schaften, die den ursprünglichen Gemeinbesitz der ländlichen Gemeinden cm
Wald und Wiesen immer mehr einzuschränken bestrebt waren und auf der
anderen Seite ihre ländlichen Hintersassen mit immer größeren Neallasten
(Frohndiensten und Naturalabgaben) belasteten, dann aber durch die Preis-
revolution, welche die Entdeckung der metallreichen neuen Welt hervorrief.
Von diesen verschiedenen mirthschaftlichen Vorgängen wirkte eigentlich
nur der letzte auch auf die niederen Schichten der städtischen Bevölkerung
ein, während die übrigen namentlich die wirtschaftliche Lage des Bauern-
standes in zunehmender Progression verschlechterten. Daher die auffallende
Erscheinung, welche den vornehmsten Unterschied zwischen der damaligen
und der heutigen socialen Bewegung darstellt: die Thatsache, daß der haupt-
sächlichste Träger der socialistischen Bestrebungen des ausgehenden Mittel-
alters der Bauernstand war, während derselbe hent in seinen besten Elementen
von der socialen Bewegung fast völlig unberührt geblieben ist. Wohl hat es
auch damals in den Sädten an ähnlichen Bewegungen nicht gefehlt, wie denn
namentlich im großen Bauernkriege von 1525 das städtische Proletariat fast
allenthalben mit den aufständischen Bauern sympataisirte Aber im Großen
und Ganzen trug die mirthschaftliche Bewegung in den Städten, deren
hauptsächlichste Träger die Handwerkerzünfte waren, einen bei weitem
nicht so ausgeprägt socialistischen oder gar communistischen Charakter
wie die unter den Bauern, unter denen im Grunde schon seit den Hussiten-
kriegen communistische Ideen fast ohne Aufhören gährten.
Neben diesem Unterschiede in den hauptsächlichsten Trägern der
socialistischen Bewegung tritt aber noch ein anderer zwischen der damaligen
und heutigen Socialdemokratie, wenn wir so sagen dürfen, hervor. Während
die letztere ein ganz ausgesprochen antikirchliches nicht nur, sondern atheistisches
Gepräge trägt, wirkten bei den Leitern der damaligen socialen Bewegung
allezeit neben den mirthschaftlichen auch specifisch christliche Ideen in mehr
oder weniger schwärmerischer Verzerrung mit. Oft knüpften die Leiter der
Bewegung geradezu an die auf ganz anderen Motiven beruhenden commu-
nistischen Ideen der apostolischen Gemeinden an. Wer müßte nicht, welche
Nolle solche Anschauungen bei dem Königreich der Wiedertäufer in Münster
gespielt haben! Auch die Bauern, welche sich im Jahre 1525 gegen die
bestehende Ordnung erhoben, stellten neben ihren mirthschaftlichen Forde-
rungen eine religiöse auf: sie verlangten Freiheit der Predigt des Evan-
geliums. Daraus eben hat die moderne ultramontane Geschichtschreibung
den Vorwand genommen, um Luther den Vorwurf zu machen, daß er die
Schuld an den Bauernunruhen trage. Wie völlig unberechtigt das ist,
sieht man am besten daraus, daß auch bei den revolutionären Bewegungen
vor Luther, bei den Vorspielen des Bauernkrieges im 15. Jahrhundert,
das religiöse Element eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Aus der
religiösen Anschauung, daß vor Gott alle Menschen gleich seien und die

gesellschaftlichen Unterschiede nicht gelten, ließ sich ja so leicht die Folgerung ziehen, daß diese socialen Unterschiede und Gegensätze auch im diesseitigen Leben beseitigt werden müßten. Und eben darin, daß solche specisisch christliche Gesichtspunkte den socialistischen Forderungen zu Grunde gelegt wurden, liegt eines der charakteristischen Merkmale der socialen Bestrebungen jener Epoche, durch welches sie in schroffem Gegensatz zu denen unserer Zeit stehen.

Dieser Unterschied in den Motiven bedingt aber keineswegs einen Gegensatz in den mirthschaftlichen Zielen. Diese sind vielmehr, wie wir bereits hervorhoben, im Wesentlichen die gleichen, auf eine Äbschwächung oder völlige Aufhebung des Klassengegensatzes oder gar auf eine völlige Durchführung der Gütergemeinschaft gerichteten. Die innere Verwandtschaft der Ziele geht sogar so weit, daß uns in den Flugschriften jener Tage oft dieselben Schlagwörter begegnen, die auch heut noch eine hervorragende Rolle spielen. Vor Allem ist es der Haß gegen das Capital, der mit urwüchsiger Leidenschaft Heroortritt. Und da das Capital bei dem gänzlichen Fehlen einer der heutigen Großindustrie analogen Erscheinung vornehmlich im Handelsstande sich ansammelte, so war er es auch, gegen den sich die hauptsächlichste Wuth der minder Begüterten richtete. Das hat dann damals zu denselben verkehrten Consequenzen geführt wie heute. Wie es auch heut noch an mirthschaftlich unreifen Leuten nicht fehlt, welche die durch den Handel bewirkte Vermittelung zwischen Prodnction und Consumtion nicht als wahre productive Arbeit anerkennen wollen und daher dem ganzen Handelsstande gegenüber eine mißgünstige, oft in offene Feindschaft ausartende Haltung beobachten, so war es auch damals der Fall. Die Eröffnung neuer Handelsmege durch die Entdeckung Amerikas war naturgemäß in erster Linie den Großkaufleuten zu Stalten gekommen. In den Händen der großen Handelshäuser der Fugger und Welser monopolisirte sich gleichsam der Welthandel, und dadurch vermochten diese Häuser einen Gewinn zu erzielen, der ihr Capital zu einer Höhe ansteigen ließ, welche nur in den Großkapitalien unserer Zeit ein Analogon findet. Natürlich aber faßte das Volk das nicht als eine naturgemäße und im Wesentlichen vorübergehende Folge der mirthschaftlichen Krists, in der man sich befand, auf, sondern richtete seinen Haß nun gegen den ganzen Handelsstand als solchen und namentlich gegen die großen Handelsgesellschaften, welche damals zuerst, den heutigen Actiengesellschaften vergleichbar, eine hervorragende Rolle zu spielen begannen. Und nicht das niedere Volk allein war es, das für die wirthschaftlich-socialen Schäden in erster Linie den Handelsstand verantwortlich machte: bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinein mar dieser Haß gegen das städtische Großcapital verbreitet. Nur mit Mühe konnten es die Städte verhindern, daß der deutsche Reichstag nicht eine Aufhebung aller Handelsgesellschaften beim Kaiser durchsetzte, und allbekannt ist ja die leidenschaftliche Erregtheit, mit welcher der große religiöse

Reformator gegen die Fugger und Weiser eiferte. Hier machte sich die
noch wenig vorgeschrittene nationalökonomische Einsicht im Vereine mit der
kirchlichen Anschauung geltend, welche das Geld als unfruchtbar ansah und
daher nicht nur im Wucher, sondern in jedem Zinsnehmen eine unbe-
rechtigte Ausbeutung der minder besitzenden Klassen sah.
Rechnet man nun hierzu noch den Druck, der auf der ackerbau-
enden Bevölkerung durch die Fülle sich immer steigernder Neallasten und
Dienste lag, so wird man sich eine Vorstellung von der Masse von
Gährungsstoffen machen können, die in dem damaligen Bauernstände
wirkten. Auf der einen Seite die officielle kirchliche Theorie von der
Gleichberechtigung aller Menschen, auf der anderen Seite die vornehmlich
gerade durch die geistlichen Vertreter der Kirche ausgeübten ökonomischen
Bedrückungen, von deren Umfang man sich kaum eine genügend hohe Vor-
stellung machen kann: diese schroffen Gegensätze mußten gemäßigt und ab-
geschwächt werden oder zu einem Kampfe von furchtbarer Leidenschaft
führen. Wie heutzutage kaum ein tiefer denkender Mensch leugnet, daß
in den socialiftischen Forderungen der Jetztzeit ein berechtigter Kern ent-
halten ist, der verwirklicht werden muß, wenn die sociale Revolution ver-
mieden werden soll, so war auch in der socialen Bewegung des 15. und
16. Jahrhunderts ein berechtigtes Element vorhanden. Die Bedingungen,
unter denen sich die landwirthschaftliche Prodnction des grundhörigen
Bauern vollzog, waren im Lauf der grundherrlichen Entmickelung so un-
günstige geworden, daß die Forderung einer Reform derselben sich natur-
nothwendig geltend machen mußte. Während auf der einen Seite die von
der grundherrlichen Verwaltung geforderten Hand- und Spanndienste einen
großen Theil der Arbeitszeit des Hinterfassen in Anspruch nahmen,
während die Zahl oer Tage, an denen er als Entgelt für das ihm über-
tragene Grundeigen im Dienste des Herrn arbeiten mußte, von Jahrhundert
zu Jahrhundert so angewachsen war, daß der ihm verbleibende Theil der
Arbeitszeit kaum ausreichte, sein eigenes Grundstück zu bestellen*), wurde
ihni auf der anderen Seite von dem Ertrage seiner' Arbeit ein großer
Tbeil durch die kirchlichen Zehnten und Abgaben wie durch die Natural-
abgaben an den Grundherrn entzogen. Immer neue Gründe und Vor-
mände mußte die Grundherrschaft, und nicht zum wenigsten gerade die
geistliche Grundherrschaft zu finden, um die unter den verschiedensten

*) Natürlich trifft diese Schilderung nicht auf den ganzen Bauernstand zu; viel-
mehr waren die Reste einer freien Bevölkerung, welche sich auch auf dem Lande erhalten
hatten, in bei weitem günstigerer Lage; auch mißbrauchten keineswegs alle Grund-
herrschaften ihre wirthschaftliche Macht in der im Text geschilderten Weise. Tafz aber
gerade die kirchlichen Grundhörigen in besonders bedrängter Lage waren, dasz gerade
hier der Gegensatz zwischen der von der Kirche gepredigten christlichen Lehre und der
wirthschaftlichen Praxis am schroffsten hervortrat, ergiebt sich am deutlichsten daraus,
daß fast alle revolutionären Bewegungen jener Epoche von den kirchlichen Herrschafts-
gebieten ihren Ausgangspunkt nahmen.

EMPTY

Georg Winter in Marburg,
charakteristisch für die sociale Bewegung jener ganzen Epoche bezeichnet
haben.
Der Schauplatz, auf dem sich die zu schildernden Vorgänge abspielten,
mar ein Dörfchen im Taubergrunde, zwei Stunden von Wettheim am
Fuße des Schlosses Gamberg gelegen, Niklashausen, welches zur Diöcese
Mainz gehörte. Man sieht, auch hier mar es ein unter kirchlicher Herr-
schaft stehendes Gebiet, von dem die Bewegung ihren Ausgang nahm.
Schon sehr früh hatten sich hier im anmuthigem Taubergrunde wie im
östlichen Franken überhaupt oppositionelle Regungen gegen die kirchlichen
und politischen Institute geltend gemacht, und namentlich hatten hussitische
Ideen hier nachhaltig festen Fuß gefaßt. Solche schwärmerisch-religiöse
Ideen scheinen auch den einfachen Mann aus den niederen Volksschichten
ergriffen zu haben, dem es im Jahre 1476 gelang, diese weitverbreitete
oppositionelle Erregung in großartigem Maßstabe zu organisiren und auf
bestimmte kirchliche und sociale Ziele hinzutreiben. Sehr merkwürdig ist
es nun, in welcher Weise das geschah.
Ein junger Hirte, Hans Böhm, der bisher als Pauker und Pfeifer
in den verschiedenen Ortschaften des Taubergrundes umhergezogen war,
um den Bauern bei ihren ländlichen Festen aufzuspielen, wurde plötzlich
von schwärmerisch-religiösen Ideen, theils mystisch-phantastischer, theils
ascetischer Art ergriffen. Es wird erzählt, daß diese plötzliche Wandlung
seines Geistes dadurch veranlaßt worden sei, daß er von einem in dem
Rufe besonderer Heiligkeit stehenden Barfüßer-Prediger-Mönche Capistrano
gehört habe, der init Eifer und Erfolg gegen den Luxus und die äußeren
Vergnügungen des Volkes eingeschritten sei und das Volk zu erhöhter
Frömmigkeit und Sittenreinheit ermahnt habe. Dadurch sei ihm die Er-
kenntniß des Verfehlten und Eitlen seines eigenen sündigen Treibens und
Lebens aufgegangen. Genug: um Mittfasten des Jahres 1476 verbrannte
er vor der mit alten Wallfahrts-Privilegien begnadeten Pfarrkirche zu Niklas-
hausen in demonstrativ-symbolischer Weise seine Pauke und beschloß, nicht
nur selbst ein neues Leben zu beginnen, sondern auch seine Volksgenossen
zum Aufgeben ihrer eitlen Vergnügungen und zu frommer Einkehr in sich
selbst zu ermahnen. Der schlichte und jeder schriftmäßigen Bildung er»
mangelnde Mann wurde plötzlich von einem heiligen Eifer ergriffen, der
ihn befähigte als wirksamer Agitator Tausende und Abertausende von
Menschen mit sich fortzureißen. Seine lebhafte und krankhaft überreizte
Phantasie spiegelte ihm allerlei übernatürliche Eingebungen vor, die er von
oben empfangen habe: er erzählte, die Jungfrau Maria sei ihm in weißem
Gewände erschienen und habe ihn aufgefordert, seinem bisherigen eitlen
Leben zu entsagen und sich ganz dem göttlichen Dienste zu widmen. Er
berichtete weiter, daß die heilige Jungfrau die Kirche zu Niklashausen für
eine besonders heilige Stätte erklärt und ihn aufgefordert habe, das Volk
zu eifriger Wallfahrt dahin zu ermahnen. Es scheint unzweifelhaft, daß er

gleich im Beginn seines Auftretens im Einverständniß mit dem Pfarrer
des Ortes gestanden hat, dem natürlich eine solche ans die Erhöhung des
Ansehens feiner Kirche gerichtete Bewegung in hohem Maße erwünscht
erscheinen mußte. Schon einsichtige Zeitgenossen sind in Folge dessen auf
den Gedanken gekommen, daß das ganze Auftreten des Paukers auf eine
berechnete Eingebung des Ortsgeistlichen zurückzuführen sei; man wollte
behaupten, daß derselbe bei den Volkspredigten des Jünglings hinter ihm
gestanden und ihm die Worte, die er an das Volk richten sollte, eingegeben
habe. So weit wird man indeß nicht gehen dürfen: ein derartiger Betrug
märe, da der Pauker alsbald in Folge des immer massenhafteren Zuströmens
der Menge seine Versammlungen im Freien abhielt und bald von einer
Tonne, bald von einem Baume, den er erkletterte, herab feine Ansprachen
an das Volk hielt, bald bemerkt worden, der ungeheure Erfolg, den der
schlichte Mann errang, würde alsdann völlig unerklärlich erscheinen. Viel-
mehr scheint hier eine jener merkwürdigen Erscheinungen schwärmerischer
Verzückung und religiöser Begeisterung vorzuliegen, wie sie uns im Mittel-
alter nicht selten begegnen. Sehr erklärlich aber ist es, daß der Orts-
geistliche bestrebt mar, die so entstandene religiöse Erregung des Volkes
zum Wohle seiner Wallfahrtskirche nach Kräften auszunützen.

Ohne Zweifel verfügte der völlig ungelehrte Hirte über ein großes
Maß natürlicher Beredtsamkeit, durch die er das Volk von der Wahrheit
der ihm durch die Jungfrau Maria gewordenen Berufung zum Propheten
zu überzeugen wußte. Auch er selbst scheint von der Wahrheit und
Gerechtigkeit seiner Mission überzeugt gewesen zu sein. Anfangs bewegte
er sich denn auch, seiner inneren Berufung entsprechend, in durchaus nur
religiös-kirchlichen Bahnen. Er ermahnte das Volk, den eitlen Kleider-
schmuck, das goldene Geschmeide, Brusttücher, seidene Gewänder und
spitzige Schuhe abzulegen und ein heiliges, frommes Leben zu beginnen.
Aber indem er mit Eifer und Energie auf Besserung der Schäden des
Volkslebens hinwirkte, wurde er unwillkürlich in seinen Ideen immer
weiter geführt. Die Mißstände, welche er am Volke tadelte, waren in oft
noch erhöhtem Grade bei den höheren Ständen, namentlich bei den
Geistlichen vorhanden, deren ihrem Amte wenig entsprechendes Leben den
vornehmsten Anstoß für die Reformbestrebungen der Zeit überhaupt bot.
So kam er bald dahin, sich mehr oder weniger scharf gegen die Geistlichkeit
zu wenden und deren üppiges und schwelgerisches Leben zum Gegenstand
seiner Angriffe zu machen. In kurzer Zeit, so äußerte er, werde, wenn
die Geistlichen von ihren Lastern nicht abstehen, die ganze Welt ihretwegen
Roth leiden. Es werde bald dahin kommen, daß alle Priester getödtet
würden, und daß jeder Priester seine Tonsur bedecken werde, um nicht
als solcher erkannt zu werden. Von sich selbst aber versicherte er, daß
ihm von Gott die Gnade verliehen morden sei, Ablaß aller Sünden zu

Georg Winter in Marburg,
ertheilen, ja selbst die zur Hölle verdammten Seelen von ihrer Strafe zu befreien.
Der immer wachsende Beifall, den seine Predigten bei dem von allen Seiten zu Tausenden herzuströmendem Volke sanden, beweist, wie allgemein verbreitet und populär solche Ideen in demselben waren. An allen Sonn- und Feiertagen hielt er seine Versammlungen ab, für die bald kein geschlossener Raum ausreichte. Vor der Kirche, später im freien Felde strömten ungeheure Massen aus der ganzen Nachbarschaft, dem Tauber- und Schupfergrunde, zusammen und lauschten andächtig den Worten des aus ihren Reihen hervorgegangenen „Propheten." Hingen doch auch die Nachtheile ihrer socialen Lage auf's engste mit den von dem Pauker angegriffenen Mißständen des geistlichen Lebens zusammen. Das üppige Leben der Geistlichen wurde ja nur ermöglicht durch die schwer drückenden Lasten, welche die Kirche, ihren Unterthanen auferlegte. Es war nur natürlich, daß der Volksprediger bald auch diefe Seite der Sache in den Bereich seiner Betrachtung zog. Indem er den Mißstand rügte, daß oft ein Geistlicher mehrere Pfründen besitze, während er doch nach , dem Charakter dieses Amtes nur eine innehaben dürfe, ging er allmählich auf das wirtschaftlich-sociale Gebiet über. Und in je höherem Maße er das that, um so mehr begeisterte er seine Zuhörer. Was Tausende dachten und fühlten, wagte er auszusprechen. In immer weiteren Kreisen verbreitete sich die Kunde von dem Volkspropheten; schon begannen aus weiter Ferne große Pilgerschaaren herbeizuziehen; bald hören wir von einer Verordnung des Raths von Nürnberg, die den städtischen Unterthanen eine Wallfahrt nach Niklashausen verbot. 20 und 30000 Menschen sollen oft an einem Tage zusammengeströmt sein, um den „heiligen Jüngling" zu hören. Und schon verbreitete sich mich das Gerücht von mancherlei Wundern, die der Volksprophet thue und mit denen er seine göttliche Mission beweise: da war ein Stummer redend geworden, da mar durch sein Gebet ein ertrunkenes Mädchen wieder lebendig geworden u. dgl. m. Man begann den Propheten förmlich anzubeten. Wenn er predigte, wurden ihm seine Kleider in Stücken abgerissen und als theure Reliquien verwahrt; schon seine Berührung sollte munderthätige Wirkungen hervorbringen.
Mit dem steigenden Erfolge aber stieg auch seine Zuversicht und Kühnheit. Immer radikaler wurden seine Theorieen, immer leidenschaftlicher seine Angriffe nicht blos auf die bestehende kirchliche, sondern auch auf die staatlich-wirthschaftliche Ordnung. Seine Predigten nahmen mehr und mehr einen, allerdings immer noch religiös gefärbten, revolutionär-socialistischen Charakter an. Er erklärte, die heilige Maria habe ihm geoffenbart, daß das Reich Gottes unmittelbar bevorstehe, daß es bald weder Papst noch Kaiser, weder geistliche noch weltliche Fürsten mehr geben werde, sondern daß alle Menschen wie Glieder Einer großen Familie friedlich zusammen leben. Habe und Erwerb mit einander theilen würden.

zu machen, bevor der von ihm angesetzte Versammlungstag anbreche. In einer der vorhergehenden Nächte — schon waren 400(1 Wallfahrer in und bei Niklashausen versammelt — entsandte er 34 Reiter dorthin, welche den Pauker im Schlaf übersielen und, ehe die entfernteren Volksmassen etwas davon gewahrten, ihn zu Pferd nach Würzburg entführten. Nur die in der Nähe befindlichen Wallfahrer nahmen wahr, was vorging, setzten sich zur Wehr und suchten ihren Führer zu befreien. Einem der bischöflichen Reiter wurde dabei das Pferd unter dem Leibe erstochen. Aber der Handstreich gelang.

Als dann am 13. Juli, dem von dem Pauker festgesetzten Tage, die Wallfahrer in hellen Haufen in Niklashausen erschienen — man berechnete ihre Anzahl auf 34 <)<)() Mann — hörten sie voll Bestürzung, daß der „heilige Jüngling" gefangen weggeführt worden sei. Bei Vielen ging dann doch die religiöse Begeisterung für ihren Propheten nicht so weit, daß sie es um seinetwillen auf einen offenen Kampf mit der Obrigkeit hätten ankommen lassen wollen. Ein großer Theil der Wallfahrer zog vielmehr ruhig wieder heim. Die näheren Anhänger aber wurden durch das Martyrium ihres Propheten zu solcher Begeisterung hingerissen, daß sie zu den gewagtesten Beschlüssen schritten. Die schon vorhandene Erregung wurde durch einige geschickte Agitatoren auf's Höchste gesteigert. Ein Bauer, dem die Lorbeeren Böhms keine Ruhe ließen, wollte nunmehr dessen Rolle übernehmen. Er trat vor die Versammlung und erklärte, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, die „Brüder" init ihren Wehren und mit geweihten Wachskerzen nach Würzburg zu führen, um den „heiligen Jüngling" zu befreien. Die Mauern der Stadt würden wie dereinst die von Jericho einstürzen und der Prophet im Triumph zu ihnen zurückkehren. In der That gelang es ihm, den größten Theil der noch Anwesenden — es waren ihrer noch zwischen 6000 und 12 000 — zu dem tollkühnen Unternehmen mit fortzureißen.

In schwärmerischer Verzückung, fromme Weisen singend, zogen die Volksmassen unter dem Scheine von inehreren hundert großen Wachskerzen in der Nacht vor Würzburg. Jetzt zum ersten Male hören wir, daß sich an , der Spitze der Bewegung auch einige Edelleute befanden, wie das ja auch später im großen Bauernkriege der Fall mar. Genannt werden ein Herr von Thunfeld, ein Herr von Vestenberg und zwei Herren von Stetten, sämmtlich Vasallen des Hochstifts Würzburg. Inwiefern auch sie von der religiösen Begeisterung der Massen ergriffen waren, oder ob sie dieselbe nicht vielmehr zu selbstsüchtigen Zwecken ausbeuten wollten, läßt sich nicht mehr feststellen. Der Bischof, der rechtzeitig von dem Herannahen der Volksmassen Kunde erhalten hatte, ließ das Würzburger Schloß in aller Eile in Vertheidigungszustand setzen. Alsdann entsandte er den Hof-Marschall, Georg von Gebsattel, zu den Aufständischen, um sie von ihrem frevelhaften Unternehmen abzumahnen und ihnen die Aussichtslosigkeit des-

selben klarzulegen. Aber die bethörten Massen erwiesen sich der Stimme der Vernunft unzugänglich: sie empfingen den Abgesandten des Bischofs mit Steinwürfen; schleunigst mußte er sich zurückziehen. Noch einen Versuch machte der Bischof, die bethorten Volksmassen zur Vernunft zu bringen. Er sandte ihnen einen wegen seiner Humanität und Freundlichkeit gegen das niedere Volk allgemein beliebten Mann, Konrad von Hutten. Aber auch er richteie nichts aus. Die Menge bestand darauf, daß der „heilige Jüngling" ihr ausgeliefert werden müsse. Jetzt ließ der Bischof, um das Volk zu erschrecken, einige blinde Schüsse über ihre Häupter hinweg abgeben. Aber so weit mar die schrankenlose Begeisterung der Volksmassen angewachsen, daß sie dadurch nur in ihrem Vorhaben bestärkt wurden; sie meinten, daß Gott selbst die Geschosse von ihnen abgewehrt habe, daß sie gegen deren Wirkung gefeit seien. Nun mußte der Bischof Ernst machen. Eine Anzahl scharfer Schüsse wurde in die dichtgedrängten Schaaren abgegeben, und zugleich ging eine Schaar Reisiger gegen sie vor. Jni Nu stob da die nur wenig gerüstete Menge in wilder Flucht nach allen Richtungen auseinander. Der Bischof ließ sie nur so weit verfolgen, bis es gelungen war, des Haupträdelsführers, jenes Bauern, der der Menge die Erscheinung der Dreifaltigkeit vorgespiegelt hatte, und eines anderen, der dem einen der bischöflichen Reiter das Pferd erstochen hatte, habhaft zu werden. Sie wurden mit Hans Böhm selbst in sicheren Gewahrsam genommen und mit ihm, nachdem alle Drei einem eingehenden Verhör unterzogen worden waren, zum Tode verurtheilt. Am 19. Juli fand auf dem Schottenanger die Hinrichtung statt, bei der sich noch einmal offenbarte, einen wie tiefen Eindruck doch das Auftreten des Volkspredioers allenthalben, namentlich in den niederen Schichten des Volkes, gemacht hatte. Wir hören, daß Böhms Anhänger zuversichtlich geglaubt hätten, die Flamme des Scheiterhaufens werde Böhm nichts anhaben können, Gott selbst werde seinen Heiligen aus den Flammen erretten. Und wie sehr selbst seine Gegner den Eindruck des Außerordentlichen von dem Pauker von Niklashausen in sich aufgenommen hatten, ergiebt sich aus der Besorgniß, mit der sie seiner Hinrichtung entgegensahen. Sie fürchteten sich, in der Nähe des Scheiterhanfens zu stehen, weil der Böse, dessen Werkzeug Böhm offenbar sei, den Scheiterhaufen, um seinen Anhänger zu retten, zerstören und das Feuer unter die, die seine Hinrichtung herbeigeführt hätten, werfen werde. Der „heilige Jüngling" selbst aber benahm sich nicht ohne Muth und Würde. Als zunächst vor seinen Augen seine beiden Schicksalsgenossen enthauptet wurden, fragte er den Henker: „Willst Du mir nun auch so thun?" „Nein", erwiderte dieser, „Dir ist ein anderes Bad bereitet." Darauf fesselte er ihn an den Pfahl des für ihn errichteten Scheiterhaufens und steckte diesen an. Als schon die Flammen rings um ihn emporloderten, sang er noch mit Heller und lauter Stimme einige deutsche Marienlieder. Erst als die Flammen in seine unmittelbare

Nähe kamen, stieß er einige schmerzliche Weherufe aus, dann wurde seine Stimme von Flammen und Rauch erstickt. Tie Asche der erloschenen Gluth wurde von dem Henker in den Main geworfen.
So wurde hier noch einmal mit Gewalt die im Volke gährende kirch-lich-sociale Bewegung unterdrückt. Denn nicht lange nach des Paukers Tode vermochten sich die Niklashä'user Wallfahrten mehr zu halten. Aber die von ihm gepredigten Lehren, die er massenhaft im Volke verbreitet hatte, erloschen mit nichten mit der Flamme des Scheiterhaufens, der seinen Leib vernichtete. Sie glimmten unter der Asche fort und erhielten unausgesetzt Nahrung durch die wirklichen Bedrückungen und Lasten, unter denen das Volk seufzte und die es um so drückender empfand, je lieblicher und verlockender die Zukunftsbilder gewesen waren, die des Paukers von Niklashausen lebhaste Phantasie ihnen vorgespiegelt hatte. An der einen Stelle unterdrückt, schlug die Flamme an einer anderen Stelle wieder hervor.
Und immer kürzer wurden die Zwischenpausen, in denen das geschah.
Schon zwei Jahre nach den Niklashäuser Unruhen brach im fernen KSrnthen ein Aufruhr der Bauern ans, der sich gegen den Kaiser selbst richtete; dann schloß sich die unruhige Landbevölkerung in Bayern zu einer Organisation zusammen, welche unter dein später so gefürchteten Namen des „Bundschuhs" auftritt (1486). Fünf Jahre später schon brach im Gebiete der Abtei Kempten, in welchem auch der spätere Bauernkrieg besonders surchtbar müthete, ein Aufstand aus, dem im Jahre 1493 ein weiterer im Elsaß folgte. So zeigt sich in der ganzen Periode von der Mitte des 15. Jahrhunderts an ein fortwährendes Wetterleuchten, welches den nahen Anbruch des furchtbaren Gemitters verkündigte. Da diese localen Erhebungen trotz der blassen Furcht, die sie überall unter den besitzenden Ständen hervorbrachten, doch eine sociale Reform, eine Verringerung der bäuerlichen Lasten und Abgaben nicht herbeiführten, konnte es nicht ausbleiben, daß den vereinzelten, örtlich beschränkten Erhebungen ein allgemeinerer Sturm folgte: statt der socialen Reform trat im Jahre 1525 die sociale Revolution ein, die über Angegriffene wie Angreifer ein unermeßliches Unglück brachte, dessen Spuren sich noch lange im deutschen Volksleben verfolgen lassen: das Jahr 1525 blieb für viele Jahrzehnte hin ein Jahr des Schreckens in der Erinnerung des deutschen Volkes.
Es war ein neuer furchtbarer Beweis für die Wahrheit des alten geschichtlichen Erfahrungssatzes, daß eine sociale Revolution, sobald eine tiefgehende und wenn auch nur zum Theil berechtigte Gährung ganze Klassen der Gesellschaft ergriffen hat, nur durch besonnene sociale Reformen vermieden werden kann.

Zeitpunkt allerdings nicht angeben — begann in mir ein Gedanke, oder ich möchte sagen, gleichsam nur der Schatten eines Gedankens, eines höchst merkwürdigen Gedankens, aufzusteigen. Ich weiß, daß er geraume Zeit schon formlos und unfaßbar da war, bis er sich eines Tages zu einer schüchternen Frage gestaltete, zu der Frage, ob ich denn eigentlich ganz sicher misse, daß ich jenen entsetzlichen Vorfall wirklich erlebt habe, der mein ganzes Lebensglück zerstört hat. Ich lachte mich selbst aus über eine so thörichte Frage, aber sie kam wieder, immer hartnäckiger. Sie begann, eine Art von Schleier über jenes Erlebniß zu weben, aber in eigenthümlicher Weise. Die Umrisse desselben wurden dadurch nicht verschwommener; keine noch so kleine Einzelheit giebt es, deren ich mich nicht noch heute vollkommen erinnerte. Aber auch eine Erzählung, auch ein Traum kann sich ja dem Gedächtnisse ganz deutlich und vollständig einprägen — und in der That, ich habe nun schon häusig Stunden, in welchen ich es für möglich halte, daß jenes Ereigniß ebenso unwirklich gewesen sei, als ein recht lebhafter Traum."

Da Herr v. F. schmieg, bemerkte ich ihm, daß ein solcher Seelenvorgang, soweit es sich um minder wichtige, längst vergangene Erlebnisse handele, bei ganz normalem Gemüthszustande häusig vorkomme. Es sei wohl auffällig, daß hier gerade ein sehr wichtiges Ereigniß den Schein der Unwirklichkeit anzunehmen beginne. Aber bei einer sehr einsamen Lebensweise und einiger Neigung, sich grüblerischem Nachdenken über die Vergangenheit hinzugeben, sei die Erscheinung immerhin begreiflich, und gar kein Grund vorhanden, deshalb an eine psychische Störung zu denken.

„Ich nehme natürlich an," fuhr ich fort, „daß es an objectiven Beweisen für die Wirklichkeit jenes Vorfalls nicht fehlt; ein Ereigniß. welches, wie Sie sagen, Ihr ganzes Lebensglück zerstört hat, muß notwendig andere Menschen, andere Verhältnisse in seinem Verlaufe gestreift, mitbetroffen haben. Setzen Sie sich in Besitz irgend eines greifbaren Zeugnisses für die Wirklichkeit des Vorganges, und diese quälende Vorstellung, die sie mir schildern, wird alsbald verschwinden."

„Leider", entgegnete Herr v. F., „ist Ihr Rath nicht so leicht zu befolgen, als Sie annehmen. Jenes Ereigniß — wenn es wirklich ein Ereigniß gewesen ist — mar ein solches, daß es das Licht der Oeffenllichkeit zu scheuen hatte und sich ihm auch entzogen hat, und die Mitwirkenden — außer mir selbst — sind nicht mehr am Leben. Ich werde Ihnen den Vorfall, wie er sich mir darstellt, erzählen müssen, damit Sie sich ein Urtheil bilden können. Nehme ich Ihre kostbare Zeit nicht ungebührlich in Anspruch?"

„Durchaus nicht! ich bitte Sie, zu beginnen, Herr v. F.!"

„Ich war Premierlieutenant bei dem Husarenregiment in S., und seit etwa zwei Jahren verheirathct. Ich war schon damals ziemlich wohlhabend. Da ich gut gewachsen war, eine kleidsame Uniform tragen

konnte und ein lebhaftes Temperament besaß, hatte ich, wie man es
nennt. Glück bei den Damen gehabt. Ich hatte dasselbe jedoch nicht mehr,
als verzeihlich ist, mißbraucht, und da ich meine Frau leidenschaftlich
liebte, mar ich ein musterhafter Ehemann. Ich will hinzufügen, daß
meine Frau, nicht nur in meinen Augen, auffallend schön war; ich kann
das behaupten, denn, ehe sie meine Braut wurde, hatte ich ihren Nuhm
ja von hundert Zungen verkündigen hören. Sie mar die älteste von fünf
Töchtern eines wenig bemittelten höheren Beamten, meine Werbung
mußte also den Eltern wohl recht erfreulich sein; aber andererseits ge-
stattete das Verhalten der Tochter mir während der Zeit meines Werbens,
eine keusche Neigung bei ihr vorauszusetzen, und als Braut zeigte sie mir
zärtliche Innigkeit, als Weib feurige Hingebung. Niemals kam mir der
Gedanke, daß ich nicht oder nicht um meiner selbst willen geliebt sei.
Unsere Ehe bestand schon fast zwei Jahre, ohne daß wir auf Nach-
kommenschaft zu rechnen hatten. Besondere Sorge machten mir uns
Beide, wenigstens einstweilen, nicht darüber. Dann kam nun doch ein
Tag, an welchem meine Frau, nachdem ich mich über eine merkwürdige
nervöse Unruhe an ihr gewundert und sie mehrmals befragt hatte, mir
gestand, daß sie sich Mutter fühle. Ich mar vor Freude und Jubel fast
außer mir, dabei freilich ein wenig unzufrieden, daß sie nicht so recht
mit einstimmte und meine so natürlichen Liebkosungen fast abmehrte.
Ganz fatal war es nur, als es sich dann herausstellte, daß sie wegen
ihres Zustandes ein ruhiger gelegenes Schlafzimmer für sich beanspruchen
müßte, und als sie sich zur Vermeidung jeder Störung sogar einzu-
schließen begann.
Dabei mar sie während unseres Beisammenseins, wenn ich aus dem
Dienste heimkehrte, ein Plauderstündchen am Kamin mit ihr zubringen
durfte, oder während der Mahlzeiten, stets ungemein zärtlich gegen mich.
Ja, es siel mir sogar ein oder zweimal auf, daß sie sich in Gegenwart
des Bedienten mit einem Kuß an mich schmiegte. Ich bin in solchen
Dingen vielleicht etwas steifleinen, wie man zu sagen pflegt, und hatte
dabei ein leises, leises Gefühl der Mißbilligung. Zum Ueberfluß sah ich,
daß der Mensch nach uns hinüberblickte und ein Gesicht machte, das zwar
unsäglich albern war, aber nicht ohne eine Beimischung von Eifersucht.
Ich sandte ihn mit irgend einem Auftrage hinaus, und ermähnte gegen
meine Frau, natürlich in scherzendem Tone, des Gesichtsausdrucks, bei
dem ich Jean soeben ertappt hatte. Sie lachte kurz, erwiderte aber nichts.
Dieser Jean mar nicht mein Bursche. Da wir einen großen Haus-
halt führten, hätte der Bursche nebst den weiblichen Dienstboten nicht
genügt, und mir hatten noch einen Diener angestellt. Eine sehr glückliche
Wahl hatten wir dabei nicht getroffen. Jean verstand zwar seine Obliegen-
heiten, aber er war erstlich nicht ehrerbietig genug, dann mar er ein auf-
fallend großer, plumper Mensch mit einem dummen Vollmondgesicht,

endlich aber, und das war mir das Unangenehmste, hatte er einen widerwärtigen, ich möchte sagen, thierähnlichen Geruch an sich. Meine Frau wollte dies allerdings nicht wahr haben, wie sie es denn überhaupt mar, auf deren Wunsch ich meine Absicht, Jean zu entlassen, immer wieder aufgab.

Ich kann Ihnen wohl gestehen, daß mir mein Strohmittwerthum schon nach wenigen Wochen sehr unbehaglich wurde. Als ich eine Andeutung davon bei einem Gespräche mit unserem ärztlichen Hausfreunde einfließen lieh, in welchem ich diesen wegen aller der kleinen Sorgen und Vorsichtsmaßregeln befragte, die der Zustand meiner Frau etwa erheischen möchte, lächelte er über meine Verstoßung.

Es war eines Abends sehr bald nach diesem Gespräche, als ich, ein wenig erregt durch einen feurigen Rheinmein, von einer festlichen Mahlzeit heimkehrte. Meine Frau empfing mich zärtlich, wie immer, in unserem Balkonzimmer. Es mar eine herrliche Juninacht, deren duftender Odem durch die geöffneten Thören hereinquoll. Draußen ein flüsterndes Kosen in den blühenden Lindenmipfeln, fernher herübergetragen das sehnsuchtsvolle Lied irgend einer Sängerin, nur in einzelnen Bruchstücken plötzlich vernehmbar und langsam abschwellend gleich langen Seufzern. Drinnen, an meiner Seite, im Halbdunkel, die geliebte schöne junge Frau, die meinem schmeichelnden Murmeln mit zerstreutem süßen Lächeln zuzuhören scheint. Plötzlich schrickt sie leicht zusammen: ich habe ein Wörtchen von unserem alten Freunde, dem Hausarzt, fallen lassen. Alsbald übrigens zeigte sie sich wieder ganz unbefangen und meinte nur lächelnd, sie habe sich anch schon vorgesetzt, in diesen Tagen mit dem Alten zu sprechen. Dann plauderte sie noch ein paar Augenblicke von diesem und jenem, gähnte, wünschte mir gute Nacht und verließ mich.

Da stand ich nun in dem Balkonzimmer und Überlegte mir, mo in einem solchen Falle die richtige Grenze zwischen Zartgefühl und Eselei liege. Dann kam Jean herein, schloß die Balkonthüren und scheuchte mich mit feinem schwammigen dummen Gesicht und seinem widrigen Gerüche hinaus. Ich ging in mein Schlafzimmer. Da bin ich denn noch, wer weiß wie lange, ruhelos auf und ab gelaufen, und dann mit einem Male stand ich draußen auf dem Teppich des Flurganges vor der Thür meiner Frau, klopfenden Herzens und mit angehaltenem Athem, als sei ich auf verbotenen Wegen. Was war es, was mich einen Augenblick zögern machte? Sicherlich nichts, als die Furcht vor der Lächerlichkeit. Es wäre doch auch zu komisch gewesen, ein Ehemann, der vor der verschlossenen Thür seiner Frau gesenkten Hauptes wieder nach seinem Zimmer zurücktappt. Das war es wohl, was mich die erste Secunde zaudern ließ; in der zweiten aber sträubten sich meine Haare einpor uns ein eisiges Schaudern floß mir im Nacken, zwischen den Schultern hinab, indes? die Kniee sich unter mir bogen und zu schlottern begannen. Jenseits

der Thür, drinnen, hörte ich, unterdrückt, aber unverkennbar, ein Flüstern, ein Kichern, einen tiefen Seufzer. — Meine Finger erlahmten wohl; der Leuchter, den ich trug, fiel polternd hin und die Kerze erlosch. Ich griff nach der Thürklinke, natürlich mar die Thür verschlossen. Ich versuchte sie zu sprengen; vergeblich. Drinnen glaubte ich ein Fenster klirren zu hören. Ich stürzte nach der Gartentreppe; mit dem Kopfe bin ich im Dunkeln gegen irgend eine Ecke gerannt; gleichviel, die Treppe hinunter, halb gesprungen, halb gefallen, hinaus in den Garten. Und dort, im hellen Mondlicht, die Hände eben von den Sprossen des Weinspaliers unter den: Fenster meiner Frau lösend, schwingt sich Jean zur Erde hinab. Ich werfe mich auf ihn, er hebt seine Faust, und ich breche bewußtlos zusammen.

In den ersten Tagen des Juli kam ich wieder zu Bewußtsein, aber zunächst wohl, ohne mich des Vorgefallenen zu erinnern. Nach einiger Zeit jedoch tauchte die Erinnerung des ganzen Vorgangs klar in mir auf. Ich begann den Arzt, meinen alten Freund, auszufragen. Er erzählte mir, mein Diener habe mich, durch das Geräusch eines schweren Falles erwacht, im Flurgange nahe der Treppe, bewußtlos und aus einer leichten Kopfmunde blutend, liegen gefunden, in mein Bett getragen, und dann ihn, den Arzt, herbeigerufen. Ich sei offenbar mit dem Kopfe gegen eine Wand gefallen, meine Krankheit, eine heftige Gehirnentzündung, könne aber nicht von dem Falle herrühren, vielmehr sei anzunehmen, daß ich schon im Fieber mein Zimmer verlassen habe, draußen ohnmächtig geworden sei und mir im Falle eine Verletzung zugezogen habe.

Ich schmieg und wagte erst einige Tage später nach meiner Frau zu fragen. Der Arzt gestand mir, er habe sie, unter dem Vorwande, daß ihre Gesundheit es erheische, in ein Bad gesandt. Ich hätte im Fieber die mahnwitzigsten Anschuldigungen und Beschimpfungen gegen sie geäußert und er wünsche meine völlige Genesung abzuwarten, ehe er das immerhin aufregende Wiedersehen gestatte.

Ich stimmte ihm bei, und da es mir nicht schwer siel, so oft meiner Frau Ermähnung gethan wurde, lebhafte Erregung zur Schau zu tragen, so wurde das Wiedersehen hinausgeschoben, bis ich körperlich so weit hergestellt war, daß ich eine Erholungsreise antreten konnte. Einmal unterwegs, dehnte ich sie weiter und weiter aus; ich nahm meinen Abschied, ohne inzwischen heimzukehren, und trieb mich dann jahrelang im Kaukasus und im südlichen Sibirien umher.

Von meiner Frau erhielt ich nicht lange nach Antritt meiner Reise einen Brief nachgesandt, welcher mit größter Gewandtheit so abgefaßt war, wie eine liebende Gattin ihn an einen krankhaft erregten Gatten schreiben würde. Der Hoffnung, meine Nerven würden bald so gekräftigt sein, daß unserer Wiedervereinigung nichts mehr im Wege stände, war in herzlich scheinenden Worten Ausdruck gegeben. Ich war starr vor Staunen und

Ingrimm über ihren Versuch, die Unschuldige zu spielen. Da Jean vor-
gegeben, er habe mich oben an der Flurtreppe ohnmächtig gefunden, schien
es mir freilich nicht unmöglich, daß sie selbst sich im Unklaren darüber
befände, wie handgreifliche Beweise von ihrem Verbrechen ich erhalten
hatte. Ich theilte ihr also in kalter Form und aller Kürze mit, wo ich
mit Jean zusammengetroffen, und daß es ein Schlag seiner Faust gewesen
sei, der mich zu Boden gestreckt hatte. Ich schloß mit der Mittheilung,
daß ich jeden Aufsehen erregenden Schritt vermeiden würde, so lange der
Vorfall unbekannt bliebe; von einem Wiedersehen zwischen uns könne
natürlich nicht die Rede sein."

„Und was war inzwischen aus Jean geworden?" schaltete ich ein.

„Er hatte noch in der Nacht meines Unfalles mein Haus und die
Stadt heimlich verlassen. Das war natürlich aufgefallen, aber mein be>
denklicher Zustand beschäftigte die Hausgenossen vollauf, und zu einer
Verfolgung lag auch wirklich damals kein ersichtlicher Anlaß vor. Diese
Flucht könnte, wie Sie denken werden, als die von Ihnen gewünschte
Bestätigung sür die Wirklichkeit jener Ereignisse gelten. Aber der Spitz-
bube hat, wie sich später herausstellte, eine sehr ansehnliche Summe Geldes,
die ich in der Brieftasche hatte, wohl mährend er mich entkleidete, ent-
wendet und mitgenommen. Sonach könnte ja seine Entmeichung am Ende
auch aus diesem Diebstahl allein sich genügend erklären."

„Was erwiderte Ihre Frau Gemahlin auf Ihren Brief?" fragte ich.

„Sie beschwor mich, eine so entsetzliche Wahnvorstellung nicht dauernd
Herrschaft über mich gewinnen zu lassen. Gleich bei der Heimkehr sei ihr
mein erhitztes Aussehen und mein unruhiger Blick aufgefallen, aber sie
habe es auf den Weingenuß geschoben. In der Nacht habe man mich das
Zimmer verlassen und im Flurgange hinstürzen hören; der alsbald herbei-
gerufene Arzt habe eine Gehirnentzündung festgestellt. Was ich erlebt zu
haben glaube, seien nichts, als die ersten Delirien gewesen, welche die
Krankheit erzeugte."

„Haben Sie mit Ihrem Hausarzte über die Möglichkeit, die Ihre
Frau Gemahlin andeutete, gesprochen?"

„Ich war damals und bis vor Kurzem von der Wirklichkeit jenes
fürchterlichen Ereignisses so fest überzeugt, daß mir der Gedanke, einen
Anderen darüber zu befragen, gar nicht gekommen ist. Ob er meine Fieber-
reden für ganz leere Phantasien gehalten hat, oder ob er die Wahrheit
ahnte, weiß ich nicht. Er ist lange vor meiner Rückkehr aus dem Aus-
lande gestorben."

„Auch Ihre Frau Gemahlin ist, wie ich nach Ihrer früheren Bemerkung
annehmen muß, nicht mehr am Leben?"

„Schon im März nach jenen Vorfällen erhielt ich in Tiflis die
Nachricht, daß sie einem Knaben das Leben gegeben und das ihrige dabei
eingebüßt habe. In ihrer Hinterlassenschaft fand sich nichts, was als Ein-

geständniß oder Bestätigung ihrer Schuld angesehen werden könnte. Ihren Sohn habe ich bei ihren Eltern erziehen lassen, ohne ihn je zu sehen."

Herr v. F. machte eine Pause; auch ich schwieg.

„Und auf jene Frage," fuhr er dann fort, „die ich damals an meinen Arzt zu richten unterließ, wie würden Sie darauf antworten? Halten Sie es denn für denkbar, daß die ersten Delirien einer Gehirnkrankheit, und nur diese ersten allein, dem Wiedergenesenen Jahre, Jahrzehnte lang wie eine zweifellos selbst erlebte Wirklichkeit erscheinen? und daß gleichwohl erst nach so langer Zeit Bedenken, Zweifel in ihm auftauchen, ob es wohl auch nur ein schrecklicher Traum gewesen sei? Ich will weiter fragen: wenn dergleichen an einem normal beanlagten Menschen nicht vorkommen kann — sind der Wissenschaft Fälle bekannt, in denen eine psychische Erkrankung zu einer so durchaus vereinzelten, nachträglich wieder schwindenden Wahnvorstellung geführt hat?"

„Mein verehrter Herr v. F.," erwiderte ich, „die Wissenschaft vermag selten auf derartige allgemeine Fragen mit einem runden Ja oder Nein zu antworten. Ein gewissenhafter Sachverständiger wird höchstens für den hier vorliegenden Einzelfall ein Gutachten abgeben können, und auch das würde ich wenigstens erst thun, nachdem ich eine geraume Zeit hindurch mit Ihnen in persönlichem Verkehr gestanden hätte. Einen solchen anzubahnen war ja auch, nach Ihren ersten Worten zu schließen, der Zweck Ihres Besuches, und Sie finden mich herzlich bereit, Ihrem Wunsche zu entsprechen. Vergeblich frage ich mich aber, was Sie gewinnen würden, wenn ich wirklich dahin gelangte, Ihnen mit einer gewissen Sicherheit eine bejahende oder verneinende Antwort ertheilen zu können. Nehmen Sie an, daß ich Ihnen sagte, Sie seien offenbar geistig völlig gesund, Ihre Erinnerungen bezögen sich zweifellos auf ein wirkliches Ereigniß, und nur die Länge der verflossenen Zeit beginne diese Erinnerung zu trüben: werden Sie nicht auf's Neue mit unsäglicher Bitterkeit des unglückseligen Weibes gedenken, das Ihr Glück so freventlich zerstörte? und ist es nicht eine Grausamkeit, Sie aus einem eben beginnenden sänftigenden Traum zu so trauriger Wirklichkeit zurückzurufen? Und umgekehrt! wenn ich Ihnen nun sagte, augenscheinlich sei diese ganze Erinnerung aus einem bloßen Fieberdelirium hervorgegangen, und Ihre jetzigen Zweifel seien nichts, als das Aufdämmern geistiger Klarheit auch in diesem Theile Ihres, sonst ja gesund gebliebenen Gemüthes: wird Sie alsdann nicht der furchtbare Gedanke zu Boden drücken, daß Ihr falscher Verdacht ein junges, heißliebendes Weib in der schönen Zeit der ersten Mutterhoffnung mit unverdienter Schande überhäuft, ihr das Herz gebrochen und vielleicht jenem vorzeitigen Tode in die Arme getrieben hat?

Glauben Sie mir, in unzähligen Fällen ist für uns Menschen der leichte Schleier, mit welchem die Norne Urda das Vergangene einzuhüllen beginnt, eine nicht minder kostbare Gabe, als jener andere, durch welchen

Skuld uns die Zukunft verbirgt. Kommt nun der traurige Gedanke über
Sie, wie schmählich einst ein geliebtes Wesen an Ihnen handelte, so öffnen
Sie getrost das Pförtchen Ihres Herzens, an welchem schon der Zweifel
pocht, und lassen sie ihn seine Frage stellen, ob es nicht nur ein wüster
Traum gewesen sei. Wird der Geselle aber zu vorlaut, und will er Sie
schmähen, daß Sie die Unselige schuldlos verurtheilt hätten und ihr
Mörder seien, dann rufen Sie die Erinnerung zu Hülfe und sagen dein
Ankläger, daß auch diese, mit dem klaren Bilde der Vergangenheit, das
sie aufrollt, ein Recht habe, gehört zu werden."
„Wirklich," meinte niein Besucher mit melancholischem Lächeln,
„könnte ich es vielleicht dabei bewenden lassen, so armselig ein solcher
Trost für doppelte Verwendung auch ist. Aber es handelt sich doch auch
um die Zukunft des jungen Menschen, ihres Sohnes, meine ich. Ich habe
ihn, um Skandal zu vermeiden, als den meinigen bei seinen Großeltern
erziehen lassen; vermacht ist ihm lediglich das gesetzliche Pflichttheil, mein
übriges Vermögen fällt an Wohlthätigkeits-Anstalten. Wie nun, wenn ich
dennoch sein wirklicher Vater märe?"
„Nach den Zeitangaben," entgegnete ich, „die Sie gemacht haben,
scheint mir die Möglichkeit, daß Sie der Vater des jungen Mannes sind
in keinem Falle ausgeschlossen. Wollen Sie, um einiger WohlthStigkeits-
anstalten willen, den Zweifeln, die Sie um die Gerechtigkeit Ihrer
Handlungen zu bedrängen beginnen, weitere Nahrung geben? An Ihrer
Stelle würde ich dem jungen Manne gönnen, was das Gesetz ihm zuspräche,
falls Sie ohne Testament verstürben; hat doch auch er selber sicherlich
Sie nicht gekränkt. Aber dieser Rath überschreitet bereits meine ärztlichen
Befugnisse. Ich Kescheids mich bei dem Gesagten." Herr v. F. verab-
schiedete sich, nachdem wir ein gelegentliches Zusammentreffen verabredet
hatten. Ich kam noch dreimal mit ihm, theils in meiner, theils in seiner
Wohnung, zusammen, ohne daß ich zu einem bestimmten Urtheil über
seinen geistigen Zustand hätte gelangen können. Sein Verdacht, daß er
seine Gattin doch unverdient beargwöhnt hätte, steigerte sich inzwischen,
seine Stimmung wurde immer schmermüthiger. Etwa ein halbes Jahr
nach unserer ersten Unterredung erkrankte er am Typhus, und erlag dieser
Krankheit in kurzer Zeit. Bei seiner Beerdigung sah ich zum ersten Ma!
den jungen Herrn v. F., der von S. herbeigeeilt war. Er sah dem Ver-
storbenen meines Erachtens nicht besonders ähnlich; aber wer wollte daraus
allein ein Urtheil begründen ?
Er mar nun doch, wie ich vernahm, in das volle Erbe seines Vaters
eingesetzt worden.

Gtfrid ZNylius (Dr. <üarl Müller).

von

h. Reller-Iordan.

— lNüncken. —

jei dem Dahinscheide» eines Mannes, der durch unverdrossene Thätigkeit und
seltene Geistesfrische seinen Zeitgenossen zum Vorbilde dienen dürfte, erheischt
es die Pflicht, einen liebevollen Blick zurück auf dessen literarisches Leben zu
werfen. Wenn wir nun auch bei der beinahe beispiellosen Vielseitigkeit Carl MüllerS,
die er sowohl als Redacteur wie als Autor ron Romanen, Jugendschriften, Gartenbau-
und Jagd-Geschichten — und zwar unter den verschiedensten Namen — bethätigte,
unmöglich aus eine Besprechung seiner Gesammtwerke eingehen können, so wollen wir
doch wenigstens versuchen, einen seiner größeren Romane näher zu betrachten. Weun
wir dazu „Die rothe Gräfin" (3 Bände, Leipzig, Wilhelm Friedrich) erwählen,
so geschieht es nicht, weil wir dieses Werk für sein bestes halten, sondern weil eS
das letzte ist, welches Otfrid Mylius veröffentlichte.

Der Dichter beginnt damit, das; er uns an das Sterbebett einer jungen Frau
bringt, die Graf Wernau aus vornehmen italienischen Hause entführt hat. Erst dort
wird nach der Geburt einer Tochter die Trauung vollzogen. Das Kind erhält bei der
Taufe den Namen Cecca, der Vater verspricht, ini tiefsten Trennungsschmerze, ihm
alle nur mögliche Liebe und Sorgfalt zu widmen — und Rita seine junge
Gattin stirbt. Graf Wernau geht »ach Deutschland zurück, sendet aber sein Kind,
um Zeit zu gewinnen seine Familie vorzubereiten, mit der französischen Bonne vorläufig
nach Frankreich. In Teutschland angekommen fehlt ihm der Muth — er durfte sich immer
eines unbescholtenen Ruses erfreuen — seine Schuld zu bekennen: er verschiebt die Ange-
legenheit von Tag zu Tag und giebt schließlich dem Wunsch seines Vaters nach, eine ihm ziem»
lich gleichgültige Dame aus vornehmem Hause zu Heirathen. Mit dieser Handlung des
Grafen Wernau ist dessen Charakter gekennzeichnet und der Dichter entwickelt nun die
Folgen, die aus dieser Schwäche für ihn und seine Tochter entspringen müssen.

Es scheint uns hiermit das Hauptproblem gegeben zu sein, welches Otfrid MyliuS
bei seinem Romane im Auge hatte. Des Grafen spätere unsichere Versuche das Kind
erster Ehe — nach dem auch sein Vater und die zweite Gemahlin gestorben sind — in seine
Famile zu ziehen, sind fast noch niedrigerer Art, als die Scheu seine Schuld zu bekennen.

Cecca, die nachherige rothe Gräfin, entwickelt sich, ihren Anlagen und den Verhältnissen
entsprechend, zu einer selten schönen und begabten Erscheinung. Auf dem einsamen, ver-
wahrlosten Gute Kroich bei braven, kinderlosen Gärtnersleuten, die früher in des
Grafen Diensten standen, untergebracht, und die sie wie ihr eigenes Kind lieben, hat
sie Alles was sie bedarf. Den Unterricht, ohne des Grafen Zuthuu — übernimmt
zuerst der Geistliche des benachbarten Dorfes, später ein Herr von Voigts, der sich
wcltmüde aus der Fremde, wohin ihn die Treulosigkeit einer heißgeliebten Gemahlin
getrieben, nach Kroich zurück zog. Hier hat ihm der Bruder des Majoratsherrn,
Baron Neuhaus, dem er einmal das Leben gerettet, eine halbverfallene Försterwohnung
zur Verfügung gestellt. Voigts findet Wohlgefallen an dem begabten, schönen

H. Reller>Zc>rdan in München.

Mädchen, da? ihm wißbegierig wie es ist eine dankbare, liebevolle Schülerin und Pflege-
tochter wird. Seine Gemahlin, von der er seit zwanzig Jahren getrennt ist, tcmcbt
als Gräfin Lenski, in Graf Wernaus Gesellschaft, zuerst in Spaa auf und Jahre später
in Gimmelborn, in der Nähe von Kroich. auf einem Gute, welches Graf Wernau ge-
kauft hat. Hier trifft sie auch ihren früheren Anbeter Baron Neuhaus, der, gleich ihr.
Gast in Gimmelborn ist. Dieser Aufenthalt führt beide in das nahegelegene Kroich,
wo die Gräfin von Eifersucht angefacht, bald das tiefe, reine Wohlgefallen des Baron
Neuhaus an der schönen Cecca bemerkt. Seine Liebe wird enviedert. Mit dieser gegen-
seitigen Leidenschaft beginnt das Verhängnis; des verwaisten Mädchens, das jetzt nach
dem Tode der Pflegemutter, auch am Sterbebette des alten Gärtners steht. Schlag
folgt auf Schlag und ihre Augen öffnen sich plötzlich einer verderbten, fremden Welt,
von der sie in dem Frieden ihres einsamen Lebens keine Ahnung hatte. Wir erleben
zuerst ihre leidenschaftliche Liebe zu Neuhaus und die mit ihm rasch geschlossene, heim-
liche Ehe; dann das Ausfinden der Papiere in des Gärtners Nachlasse, aus denen sie
erkennt, daß Graf Wernau ihr Vater ist, der sie aber beim nächsten Begegnen verleugnet:
weiterhin den Brand in Kroich, bei dem Voigts Cecca aus den Flammen rettet und
selbst schwer verwundet zusammenbricht. Das Schwerste aber für Cecca ist die Ent-
deckung, daß ihr Mann sie betrogen hat, dafz er statt wie er vorgab in Diensten in
die benachbarte Stadt zu gehen, mit der Gräfin Lenski nach Paris reiste.

Der Dichter hat hier eine Ueberfülle von Handlungen angehäuft, die zwar Zeugnisz
von reicher Phantasie ablegt, aber den gleichmäßigen, künstlerischen Aufbau des Ganzen
schädigen muß. Der Höhepunkt der Handlung, der in Ceccas verzweifelter Flucht und
ihrem vermeintlichen Tode gipfelt, kommt verfrüht und das führt zu der unvermeidlichen
Konsequenz, daß dem Leser das Interesse mehr und mehr verloren geht. Die Erzählung
beginnt von hier ab weitläufiger und dadurch ermüdend zu werden; neu hinzutretende
Personen, die nur lose mit der Geschichte verknüpft sind, nehmen das Interesse nicht
genug in Anspruch. Ceccas Leben bei den Kunstreitern, die sie vor dem Selbstmorde be-
wahrten, ist einförniig und das Erscheinen Voigts mit dem italienischen Geistlichen wirkt
nicht überraschend genug, da es zu lange und zu weitläufig vorbereitet wurde. Dazu
kommt, daß Wernau und Neuhaus beinahe ganz außerhalb der weiteren Erzählung bleiben.
Der Aufenthalt Ceccas in Italien, bei ihrer mütterlichen Familie, ist, da Groß-
mutter, Tante und Onkel bald hinter einander sterben, nur eine Episode die, weil
Cecca weder ihrem Vater noch ihrem Manne zugeführt wird, unkünstlerisch wirken muß.
Die vielen unverschuldeten Widerwärtigkeiten, denen die verlassene Frau ausgesetzt ist,
wie der Tod ihres einzigen Freundes Voigts, der Procesz wegen ibres ererbten Ver-
mögens und endlich die vergeblichen Bemühungen, Wernaus Vaterschaft zu beweisen,
wirken verstimmend auf den Leser und erschöpfen seine Geduld.

Graf Wernau erhält seine verdiente Strafe durch die folgenschwere Heirath mit
der Gräfin Lenski. Wir können das Ausbleiben einer Aussöhnung mit seiner Tochter
verschmerzen, aber wir können nicht darüber hinauskommen, daß der Dichter die schwer-
geprüften und geläuterten Gatten — denn auch Neuhaus wurde durch seine Liebe zu
Cecca ein edler Mensch — nicht noch einmal, sei es auch am Sterbebette von Neuhaus
zusammenführt.

Zum Schlüsse erleben wir noch wie die schöne Gräfin Cecca dankbar ist den zweiten
Platz im Herzen eines Wittwers einnehmen zu dürfen, der ihr kaum ebenbürtig ist.

Wenn wir nun auch gerade in diesem letzten Romane von Otfrid Mylius mancher-
lei auszusetzen haben, so bleibt uns immerhin Vieles, was wir freudig anzuerkennen
bereit sind. Es sind dies Eigenschaften, die in seinen früheren gern gelesenen Arbeiten noch
mehr in den Vordergrund treten. Zu ihnen zählen wir besonders, neben der Leichtig-
keit zu gestalten, den Reichthum an Stoff und Phantasie. Auch der Styl ist liebens-
würdig und ungekünstelt. Das Talent scheint uns nach dieser Seite hin unverkennbar
und wird dem Dichter, auch noch über den Tod hinaus, eine Anzahl von Lesern sichern.

Geschichte des Preußischen Staates von I>r. Ernst Berncr, kgl. preußischer Hausarchivar. Reich illustrirt mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, theilweise in Farbendruck. München und Berlin 1390, Verlags- anstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedrich Bruck mann. Erste Abtheilung. Preis 2,00 Ml,

Man hat nicht mit Unrecht die Jllustrationswuth unserer Zeit, welche über geeignete wie ungeeignete Objecte mit gleichem Eifer herfällt, getadelt; gleichwie auf manchen Theatern die übertriebene decorative Aus- stattung die Wirkung des Bühnenwerkes mehr beein- trächtigt als erhöht und durch ungebührliches Vor- drängen die Illusion eher stört als befördert, iit auch der Jllustrationsfchmuck vieler modernen Bücher, ent- gegen seiner ursprünglichen Bestimmung, keineswegs mehr geeignet, den textlichen Inhalt zu unterstützen, zu ergänzen; er dient vielfach entweder einer bloßen müßigen Augenweide, oder zerstört wohl gar, indem er an un- rechter Stelle erscheint, die Stimmung, indem die durch die Macht des Wortes angeregte Einbildungskraft durch die oft ungenügenden bildlichen Darstellungen in ihrem Fluge gehemmt und gewaltsam in bestimmte Richtungen gelenkt wird. Wer gewisse moderne Prachtausgaben unserer Klassiker durchgesehen hat, wird derartige Mißgriffe oft genug herausgesunden haben, — Sieben den zahlreichen Werken, deren Bilderschmuck auf rein künstlerische Wirkung oder bloßen Augenkitzel berechnet ist, mehrt sich die Zahl der- jenigen, welche sich die ungeheuren Fortschritte der Jllustrationstechnik zu Stutze machen, um dem belehrenden Wort das belehrende Bild, welches räumlich und zeitlich entlegene Gegenstände und Personen in unmittelbare Anschauung rückt, gesellen. So haben lite- rarhistorische, kulturgeschichtliche Werke durch treffliche Reproductionen alter Bilder, Ur- kunden ?c. für die Kenntniß und das Verständniß vergangener Zeiten viel zu thun ver-

Siegel aus dem 14, JahrlMncert,

mocht. Ein derartiges Werk ist auch Bcrners »Geschichte des vreufzischen Staates",
dessen ungemein reiche Ausstattung, wie sie die vorliegende erste Abthcilung zeigi,
Staunen und Bewunderung erweckt, Faksimile-Reproductionen von in Archiven, Biblio-
theken und Kunstsammlungen aufbewahrte «Urkunden, Handschriften und Erzeugnissen
^t? ie lelutt König Sigmund burggcsl? LriK
nciM von nürmderg msrggrakflchgtt zu
bkandmdurg'

Tie Bellhmmg Friedrichs I, aui dcm Hause Hohenzollcr» mit der
Mar! Brandenburg,
mittelalterlicher Kunst; Abbildungen von Siegeln, Münzen, Werken der Baukunst und
Skulptur. Druck- und Holzschnittnachbildungen, welche uns die verschiedensten Seiten
mittelalterlichen Lebens vornihren u. s. w. u. s. w. bieten ein ebenso umfangreiches wir
wertlwolles Material.
Unter den fünf Buntdrucken ist namentlich der erste, welcher als Titelblatt zur
Vorgeschichte dient, von austerordentlich prächtiger Wirkung. Dasselbe ist dem Eva»-

gelium entnommen, welches Godescalc 781 für Karl den Großen und dessen Gemahlin angefertigt. Die Schriftverzierungen sind mit Gold, Silber und Roth auf Purpurgrund aufgetragen. Dem lateinischen Worte „Iintium" ist das Wort „Vorgeschichte" von Ansgar Schovpmeyer im Stile der Zeit hinzugefügt. Die andern farbigen Tafeln reproduciren die Vorderseite des 13, Blattes aus der großen Heidelberger Minnesänger-

Die Belemllmg Friedrichs I. aus dem Hause Hohenzollern mit dir
Mark Brandenburg,.
Rette HSlite,

Handschrift (sogenannten Manesse-Codex), Otto IV. mit dem Pfeile und seine junge Frau Hedwig von Holstein beim Schachspiele darstellend; ein Bild aus der in Breslau befindlichen Prachthandschrift der Chroniken des Jean Froissart, das die Vermählung deS Markgrafen Sigmund von Brandenburg mit Maria von Burgund zum Gegenstände hat; ein Blatt aus einem Lateinischen Gebetbucke der Pfalzgräfin Margarethe von Simmern, welches hier als Titelblatt zum ersten Buche („der LandeSstaat 1411—1640") fungirt; endlich 2 Blätter aus Ulrich von Richentbals Chronik: die Belehnung Friedrichs I. ans dem Hause Hohenzollern mit der Mark Brandenburg 1417.

Dazu kommen noch zahlreiche 'schöne Initialen aus älteren Handschriften und Druckmerken. Die übrigen ungemein zahlreichen schwarzen Abbildungen, die nach alten Oelgemälden, Stichen und Holzschnitten hergestellt und nnd meist von höchstem historischen und kulturgeschichtlichen Interesse sind, geben theils Ansichten von Städten (Brandenburg, Tangermünde, Nürnberg, Frankfurt a. O.>, Burgen und Schlössern (Burg Hohenzollern, Schloß Kadolzburg) sowie von einzelne« hervorragenden Bauwerken (Marienkirche auf dem Harlunger Berge zu Brandenburg, Cisterzienscrkloster Chorin, Rathhaus zu Tangermünde, Kloster Alpirsbach im Schwarzwald, Ueglinger Thor zu Stendal) und Denkmälern; theils schildern sie das bürgerliche und höfische Leben jener Zeiten, sowohl von der freundlichen wie von der düsteren Äeite, führen sie uns Scenen friedlichen Wirkens wie kriegerischer Thätigkeit vor. Wir sehen, wie Bauern ein Dorf anlegen (ans der Hdschr. des Sachsenspiegels, 1216—20), verschiedene Gewerbetreibende bei Ausübung ihres Beruses: großartige Aufzüge und Festlichketten, z. B. den festlichen Unizug am Tage der Belehnung Friedrichs l. mit der Mark Brandenburg: Aufzüge und Ring» rennen gelegentlich der Taufe Sigismunds von Brandenburg (11. bis 13, Tecember 1592); das Gastmahleines Fürsten im 15, Jahrhundert; den Tanz einer niederdeutschen Hofgesellschaft im 15. Jahrhundert; das anläjzlich der Anwesenheit Christians IV. von Dänemark zu Cöln a, d. Spree abgebrannte groszartige Feuerwerk u. s. w.; die ganze erschreckende Rohheit der „guten, alten Zeit' tritt uns in jenen Bildern entgegen, welche in grausamer Deutlichkeit die Ausplünderung eines Dorfes durch Raubritter, die Acte einer barbarischen, unmenschlichen Justiz, mit ihren verschiedenen Foitermethoden und Hinricbtnngsarten veranschaulichen u. s. w. Von Urkunden und sonstigen wichtigen historischen Dokumenten pv, werden in Facsimile-Reproductionen geboten: je eine Seite aus den ^Vnnal^s Liuliiinli und aus Widukinds von Corvey „Res ^sstäe 8äx«uic«e," erstere „Karls des Großen Uebergang über die Elbe 789", letztere „Heinrichs l. Kämpfe gegm die Slaven 927/28" betreffend: die Bestatigungsur künde Albrechts deS Bären über eine dem Stifte St. Simonis und Inda zu Goslar gemachte Schenkung: die erste Seite der Oldenburger Hdschr. des Sachsenspiegels; eine Seite aus der Würzburger Liederhandschr.: Gedicht Konrads von Würzburg auf Otto IV,; eine Seite aus dem Manesse-Codex: Minneiied OttoS IV, mit dem Pfeil; ein Drohbrief Dietrich von Quitzows an die Bauern zu Lichtenberg um 1400; Fragment eine« Jnquisitionsprotokolls betreffend die Ketzerverfolgung von 1391; Faksimile einer Strovhe aus „Ein Lied von grcwe Friedrich von Zolre" von Konrad Silberdraht: ein Klagebrief Dietrich von QuitzowS wider den Burggrafen Friedrich von Nürnberg aus dem Jahre 1414; eine Stelle aus Ulrich von Richenthals Conciliumbuch, auf die Belehnung Friedrichs I. mit der Mark Brandenburg bezüglich; ein Postscriptum aus einem Kabinetschreiben des Albrecht Achilles an seinen Sohn, ein Ablaßbrief des ErzbischofS Albrecht von Mainz, ein

Bries Luthers an Kurfürst Joachim ll. von Brandenburg vom 9. Mörz 1545.

Statue Kaiser ttarlS IV.
v, Ende d, It, Jahrh.

Schon aus dieser einfachen, unvollständigen Aufzählung läßt sich die Reichhaltigkeit
und die hohe Bedeutung des hier zur Verwendung gekommenen Jllustrationsmaterials
erkennen, läßt sich ermessen, wie sehr dasselbe geeignet ist, den historischen Sinn des
Volkes zu stärken, daS Vergangene ihm nahe zu rücken, alte Zeiten und Personen vor
ihm greifbar aufleben zu lassen. — Der Text, welcher in der vorliegenden Abtheilung
die Zeit vom Uebergange Karls des Großen über die Elbe (789) bis zum Tode des
Kurfürsten Joachim I. (1S35) umfaßt, rührt von einem in den Quellen gründlich be-
wanderten Gelehrten her, dem e» vor Allem darauf ankam, die keilenden Grundgedanken,
die das Gewirr von einzelnen Thaten und Begebenheiten durckziehen, dem Leser klar

L!«r>um Kaiser Äaris de« Grüsen (verkleinert auf s/i Gröjie>

vor Augen zu stellen, und der, indem er ein Eingehen auf Einzelheiten, mögen sie
noch so verlockend sein, und die Befriedigung eines blos stofflichen Interesses vermeidet,
die Ideen, deren Ausdruck die Ereignisse und deren Träger die Personen sind, hervor-
hebt, die bei der staatlichen und gesellschaftlichen EntWickelung wirksamen Faktoren in
helle« Licht stellt. Dadurch ist der Text — für ein populäres Werk — stellenweise
etwas zu abstract ausgefallen, wie er denn überhaupt einen denkenden, mit den ge-
schichtlichen Thatsachen einigermaßen vertrauten Leser voraussetzt. Ein solcher aber
wird durch die klare, gediegene Darstellung gefesselt und angeregt werden und ein
tieferes Verständniß sür den Causalzusammenhang der historischen Ereignisse und ihre
wahre Bedeutung erlangen. — Wir sehen den weiteren Lieferungen dieses vortrefflichen
Werkes — es sollen 7 bis 8 erscheinen — mit Spannung entgegen. 0. ^V.

pandora.

Vermischte Schriften svon Adolf Friedrich Graf von Schuck. Deutsche Verlags-
anstalt, vormals Eduard Hallberger, Stuttgart,

Die erstaunliche Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Fähigkeiten und geistigen
Interessen, welche der Graf Sckack im Laufe feines jetzt mehr als Svjährigen schrift-
stellerischen Wirkens offenbart hat. zeigt, gleichsam in einem herrlichen, farbenprächtigen
Strauße vereint, daS vorliegende Buch, welches uns in die verschiedensten Zeitalter und
Zonen führt und aesthetische, philosophische, historische, literatur- und kulturgeschichtliche
u. s. w. Fragen in gleich anregender, gcist- und gedankenvoller Weise beleuchtet. —
In den unter dem Gesammttitel „Weltliteratur" vereinigten Aussätzen spricht der
Verfasser seine Ueberzeugung von einem steten Weltenfortschritt und einer sich mit
demselben entwickelnden höheren Zukunftsdichtung aus, vou welcher Goethe's Faust II.
und der „Erlöste Prometheus" des großen Engländers Pcrcy Bysshe Shelley als
Embryonen gelten dürfen; er tritt in „Ein Wort über die Lyrik" mit Eifer für die
so oft als Rhetorik oder Reflexionsdichtung geschmähte Gedankcnlyrik gegenüber dem

überschätzten sangbaren Liede ein, welches unsere Lyrik beherrscht, und erörtert dabei deren Verhältnis; zur Tonkunst; er giebt in seinem „Tagebuche vom Genfer See" eine Reihe fein ausgeführter PortraitS berühmter Persönlichkeiten, welche durch längeres oder kürzeres Verweilen am Genfer See denselben zu einer Art Pantheon gemacht haben. In dem Aufsatz „DaS Grab in Syrakus" tritt Schuck mit leidenschaftlicher Wärme für den nicht genug gewürdigten Platen ein und ergreift zum Schluß in eigener Sache, das Wort, um mit einer gewissen Erregtheit gegen die ihm beigelegte Bezeichnung als eines Plateniden Protest einzulegen. Seine Ansichten über die Religion, speciell über das Christenthum und dessen zukünftige Entwicklung hat er in der gedankreichen Abhandlung über »die erste und zweite Renaissance" niedergelegt. In dem Kampfe des Lichtes gegen die Finsternisz sei das Wiedererwachen der alten Literatur, die Neubelebung des hellenischen Geistes ein Hcmptfactor gewesen; er habe es vornehmlich bewirkt, daß die reine Lehre, welche durch Irrwahn und Trug, durch Dogmen und Buchstabenglauben verdunkelt worden, strahlend hervorbrach. Allein die segens» reichen Wirkungen der ersten Renaissance, — die übrigens auch manche Nachtheilc mit sich brachte — könnten erst durch eine zweite Renaissance vollendet werden: die Renaissance der orientalischen Studien, die auch bereits heilsame Früchte gezeitigt; die Religionsbücher des Orients sind es, welche den völligen Sieg des Lichtes herbeiführen werden. — In die orientalische Literatur führt uns der Verfasser in „Firdusis Königsbuch und Jussuf Suleika"; in die svcmische in den «sieben Infanten von Lara". Ein düsteres Gemälde aus der Zeit finstern Aberglaubens entrollt er in »Der Hexenthurm von Lindheim", und der Aufsatz »die Konquistadoren" bringt interessante Mittheilungen aus der Entdeckungsgeschichte der neuen Welt. Dafz auch der Dichter Schuck zu Worte komme, dafür sorgt das „Tagebuch aus dem Odenwald", aus welchem der von naturwissenschaftlichen und philosophischen Problemen angeregte und von den Schwingen einer alle Himmel überfliegenden Phantasie fortgerissene Geist eines natur- und gottbegeisterten Dichters und Sehers spricht. — So verschieden die in diesen Aufsätzen behandelten Themata sing, sie durchzieht alle dasselbe geistige Band: alle tragen unverkennbar das Gepräge ihres Verfassers, eine« universalen, vornehmen, hoffnungsfreudigen Geistes, der das Große wie das Kleine, das Nahe wie das Ferne umfaßt, der überall das Gute auch in der fremdartigen Verkleidung zu erkennen weih und seine beglückende Zuversicht von einem stetigen Fortschritte der Menschheit, trotz zeitweiliger Rückfälle, immer bestätigt findet. Dieser Geist des Verfassers durchdringt auch in wohlthuendster Weise die Form dieser Abhandlungen, deren Stil, durch keine Extravaganzen, keine grotesken ^ Sprünge einer forcirten Originalität, kein Kokettieren und Jrrlichteliren einer aufdringlichen Geistreichigkeit entstellt, in seiner reinen Vornehmheit, Harmonie, Glätte und bei allem Schwünge erhabenen Einfachheit als wahrhaft klassisch zu bezeichnen ist und doppelt erfreulich in einer Zeit berühren muß, die so wunderliche Stilblüthen treibt.

0.

Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm 1.
Von Heinrich von Shbel, Dritter, vierter und fünfter Band. München und Leipzig. R. Oldenb ourg.

Der dritte Band des gewaltigen Werkes behandelt den deutsch-dänischen Krieg von 18S4, oder wenn wir uns im Hinblick auf den Zusammenhang desselben mit dem Plane des Ganzen vräciser ausdrücken wollen, die durch diesen ffeldzug, seiner Ursachen und seiner nächsten Folgen gegebene EntWickelung des Verhältnisses zwischen Oesterreich, Preußen und dem Bunde unter einander und zu dem Auslande. Denn klar und unbeirrt hält Sybel auch bei den eingehendsten Einzeldarstellungen das Bestreben fest, Alles, was er bringt, unter dem Gesichtspunkt seiner Beziehung zur Begründung deS deutschen Reiches einzuordnen. Ganz dementsprechend schließt der Band auch nicht mit dem Wiener Frieden, der den Krieg beendete, sondern mit dem Falle RechbergS, deS eifrigsten Fürsprechers für den Anschluß Oesterreichs an Preußen, dessen Sturz demnach die kurze Aera des activen Zusammengehens der beiden deutschen Großmächte zum Abschluß brachte. Wenig zweckmäßig hingegen erscheint eS uns, daß die historische Uebersicht über die Vorgeschichte, die Grundlagen und den Ursprung der schleSmig»

liolsteinischen Frage erst an den Beginn dieses dritten Bandes gestellt ist. Dadurch nämlich, dafz der schleswig-holsteinische Krieg von 1843—1850 um der Einwirkung willen, welche er auf die Geschichte des Franksurter Parlaments und der preußischen Union ausübte, bereits im ersten Bande abgehandelt ist, vermissen wir dort auf das Schmerzlichste die Vorgeschichte der Bewegung, welche allein im Stande ist, uns das volle Verständnifz für dieselbe, die Würdigung ihrer Berechtigung und ihrer Bedeutsamkeit zu erschließen; während wir hier uns einer Reihe störender Wiederholungen und Verweisungen auf das bereits fiüher Erzählte ausgesetzt sehen. Bei der knappen und eleganten Art der Darstellung, über welche Sybel verfügt, brauchte er nicht zu fürchten, die Uebersichtlichkeit des ersten TheileS zu schädigen, wenn er die 49 ersten Seiten des dritten Bandes vorweg in jenem aufnahm.

Der vierte Band führt uns bis zum Beginn, der fünfte bis zur Beendigung des Feldzuges von 1866. Jener zeichnet sich durch die wunderbar durchsichtige Wiedergabe der Verwickelisten diplomatische» Verhandlungen und Verhältnisse, dieser durch gewaltige, packende Schlachtenbilder aus. Beide an sich so spröden Stoffe — die Klarlegung der verschlungenen und sich immer auf's Neue verschlingenden Fäden der politischen Constellationen und diplomatischen Aclionen wie die Schilderung des Aufmarsches riesiger Heereskörper und ihres Eingreifens in den Kampf — beherrscht Sybel mit gleich unübertrefflicher Meisterschaft; auf beiden Gebieten entwickelt er bei aller Vornehmheit der Darstellung eine wahrhaft dramatische Lebendigkeit und Gestaltungskraft. Diese seine erstaunliche Fähigkeit, durch welche er den überreichen Stoff, den er zu verarbeiten hat, in vollendet schöner Form ausgestaltet, nähert das Studium seines GeschicKtSwerkes dem Genuß eines Kunstwerkes; und in Verbindung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit einerseits, mit warmer persönlicher Empfindung für die Größe und den Ruhm seiner Nation und ihrer Helden andererseits läßt sie dieses sein Geschichtswerk bedeutend genug erscheinen, um dereinst selbst ein würdiger Gegenstand der Geschichte zu werden. 8,-K.

1815—184«. „Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte." VonKarl Biedermann. 2. Bd. Breslau. Schles. Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Verfasser hatte, da der erste Band der „Fünfundzwanzig Jahre" nur die Zeit von 1815—20 umfaßte, in dem vorliegenden zweiten nicht weniger als 20 Jahre, die allerdings nicht so reich an wichtigen politischen Ereignissen sind, in oerhältnißmäßig engem Raum zu bewältigen; diese Aufgabe hat er in bewundeniSwerther Weise gelöst. Bei aller gedrungenen Kürze der Darstellung, der nothwendigen Beschränkung auf das Wesentliche, giebt der Verfasser ein vollständiges, klares Bild der politischen Entwicklung, ja er hat es sogar möglich gemacht, noch andere Momente, die indirect mit derselben in Verbindung stehen, zu berücksichtigen, die Bewegungen auf literarischem Gebiete, überhaupt die geistigen Strömungen, die in jener Epoche ja vielfach in bedeutender Weise die politischen Verhältnisse beeinflussen und wiederum

von ihnen beeinflußt werden, die wirthschaftlichen Zustände, die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete u. s. w. Nach den beiden einleitenden Capiteln, welche "die

geistige und literarische Bewegung in
Deutschland vor, in und nach den Be-
freiungskriegen", sowieden „Kampf zwischen
historischem Recht und Natur- oder Ver-
nunftrecht, zwischen Feudalismus und Con-
stitutionalisnms" behandeln, entrollt der
Verfasser das trostlose Gemälde von der
Bundestag-Misere und der traurigen Thiitig-
keit, welche die neue Centraluntersuchungs-
commission entfaltete; dann behandelt
er die preußische Verfassungsangelegen'
Kcit, die nach einem so hoffnungsvollen
Anfange einen so unbefriedigenden Ver-
lauf nahm, die Einwirkungen der Pariser,
der belgischen und polnischen Revolution von
1830 auf die deutschen Zustände und die
dadurch in Fluß kommenden parlamen-
tarischen Bestrebungen und öffentlichen
Bewegungen in Deutschland, welche im
Hambacher Fest und im Frankfurter Hand-
streich ihre Höhe erreichten, sowie die darauf
folgenden scharfen Reactionsmaßregeln

und berüchtigten Demagogenverfolgungen, Preuszens Verdienste um das Zustandekommen des preußisch' deutschen Zollvereins und dessen hohe Bedeutung nicht nur in wirthschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht werden gewürdigt und »ach einem, dem Eisenbahwesen gewidmeten Capitel wird der hannoversche Staatsstreich und das mannhafte Verhalten der „Göttinger Sieben" beleuchtet. Endlich werden noch die inneren Zustände Oesterreichs und die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete berührt, worauf das Buch mit einemdie „Wandlungen in Poesie und Philosophie" erörternden Capitel schließt. Umfangreiche Namen- und Sachregister sowie Verzeichnisse literarischer Hülssmittcl zu dem vorliegenden Werke sowie zu des Verfassers „Dreißig Jahren deutscher Geschichte," mit welchem zusammen es zu einem Gesammtwerk unter dem Titel „Geschichte Deutschlands vom Wiener Congresse bis zur Aufrichtung des neuen Kaiserthums" vereinigt werden soll, sind sehr werthvolle und nützliche Beigaben, für welche die Leser dem Verfasser Dank wissen werden. — So wird nun mit dem vorliegenden Band ei» Werk abgeschlossen, das eine zusammenhängende Tarstellung einer der wichtigsten Perioden unserer nationalen EntWickelung in einer mustergültigen, volksthümlichen Fassung liefert und als Volksbuch im besten Sinne des Wortes gelten darf; möge es auch durch seine Verbreitung in Wahrheit zu einem solchen werden! s.

Das zukünftige deutsche Eivilrecht
Allgem. Theil. Von Fr. E. Muskat.
Breslau, Preuß K Jünger.

Ob der Entwurf für das bürgerliche Gesetzbuch, wie derselbe nach vieljährigen Mühen festgestellt ist, ohne wesentliche Aenderungen Gesetzeskraft erlangen wird, steht dahin. Trotzdem war es eine dankenswerthe Aufgabe, der sich der Verfasser unterzogen hat: die Bekanntschaft mit diesem Entwurf und dem zu demselben gehörigen Einführungsgesetz durch eine systematische Darstellung zu verallgemeinern. Insoweit als sich diese Absicht auch auf das Laien-Publikum bezog, war das Ziel vielleicht zu weit gesteckt; es läßt sich dasselbe mit einer trog ihrer Kürze genauen, zutreffenden Ausdrucksweise schwer vereinigen. Der Verfasser war, um diesem letzteren Erfordernis; gerecht zu werden, genöthigt bei dem Leser eine ziemlich ein» gehende Kenntniß des geltenden Rechts vorauszusetzen, so daß er den Schwerpunkt auf die Betonung der wichtigeren Grund-

sätze verlegen konnte, auch hier unter besonderer Berücksichtigung bevorstehender Veränderungen. Aber gerade daß er dies gethan hat, muß ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden; gerade dadurch wird sein Buch dem Juristen ein wichtiges Hülfsmittel, welches die Eiforschung des zukünftigen Gesetzbuches wesentlich erleichtert. Oft möchte man an Stelle der zahlreichen auf den Entwurf oder die Motive verweisenden Anmerkungen eine Erweiterung des Textes wünschen, so um ein Beispiel anzuführen, da, wo über die Rechtsfähigkeit der Frauen gesprochen wird; indeß kann man hier mit dem Verfasser nicht rechten, wenn er mit I Rücksicht auf die Gesammt-Anlage seines Werkes einzelne Theile keinen größeren Umsang annehmen lassen wollte. ?.

AuS der «egierungö»THStigke,t Friedrichs des Große«. Von Dr. Rudolph Stadelmann, Königlicher Landesökonomie-Rath. Halle o, d, S., Otto Hendel.

AuS hunderttausenden von CabinetS-Ordres und anderweiten Verfügungen des großen Königs hat der Verfasser, dem dieselben bei seinen Forschungen im K. Pr. Geh. Staatsarchiv zu Berlin im Original vorlagen, eine Auswahl getroffen, um die höchstpersönliche und eingehende Thätigkeit des Herrschers, welcher auf allen Gebieten der staatlichen Wirksamkeit selbst eingriff, in unmittelbarster Weise zum Ausdruck zu bringen. Indem er in fortlaufendem, verbindendem Text die nothwendigen Erläuterungen erthcilt, giebt er die Erlasse des Königs selbst zum größten Theil wörtlich und in der Schreibweife des Urtextes wieder; das Ganze ist in die Rubriken (Kolonisation, Agraria, Gewerbe» Wesen, Bauthäligkeit, Militärisches, Rechtspflege, Religion und Kirche, bildende Künste und Cabinets-Ordres verschiedenen Inhalts geschickt eingeordnet und von einer Einleitung und einem Schlußbericht dankenswerth geleitet. Wesentliche neue Züge zur Beurtheilung des Herrschers dürften sich freilich nicht ergeben haben; immerhin ist cS nicht nur äußerst interessant einen Blick in die innerste Werkstatt seines Thuns zu werfen, sondern zugleich als ein sekr verdienstliches Unternehmen anzuerkennen, wenn auch weiteren Kreisen Gelegenheit gegeben wird in so augenfälliger Art sich von der allnmfassenden Schaffenskraft und Schaffenslust unseres größten Fürsten zu

überzeugen. Ein nach einer Zeichnung von Gottfried Schadow gefertigtes Bildnifz des Königs, in dem vornehmlich die groben, durchdringend und strahlend blickenden Augen gut wiedergegeben sind, gereicht dem Buche zur besonderen Zierde. Lrt>.

Die Hohenzollern in Rumänien Eine historisch-politische Abhandlung von Dr. K. Th. Zingeier. Bonn, Emil Strauß.

Das Büchlein verfolgt die Tendenz über die Verdienste und Segnungen der Regierung Carls I. von Rumänien das richtige Licht zu verbreiten und die wahre und nutzbringende Stellung des Landes zu Ruhland und Frankreich im Anschlufz hieran zu erläutern. Aber die Löblichkeit dieses Strebens kann über die Unzugänglichkeit der Mittel nicht hinwegtäuschen: die Sprache ist schleppend und theilweise luderlich, die Darstellung unerträglich breit und veiworren, die Häufung von Citaten, die wesentlich das gleiche besagen, überaus ermüdend, das ganze durchaus oberflächlich und unwissenschaftlich. Leb.

Eine ausgleichende Lösung der Reformbewegunge» des höheren Schulwesens. Von Dr. I. Latimann, Gymnasialdirector in Clausthal. Göttingen, Vandenhoeck K Ruprecht.

Der als pädagogischer Schriftsteller, besonders auch auf dem Gebiete der klassischen Philologie bekannte und geschätzte Verfasser stellt sich nicht wie der bekannte Gymnasialdirector Jäger auf den Standpunkt, daß da« deutsche Volk sich nur habe eine» „ungeheuren Bären" aufbinden lassen, wenn es glaubt, mit dem heutigen Schulwesen nicht zufrieden zu sein; er spricht es vielmehr als seine Meinung aus, dasz es „hohe Zeit" sei, »das; das Gymnasium wiederum festeren Boden in der allgemeinen Meinung zu gewinnen suck't dadurch, dasz eS in eine engere Beziehung zu den herrschenden Lebens- und Bildlingselementen der gegenwärtigen Zeit tritt." Um die nöthige Zeit hierfür zu gewinnen, musz gegenüber der jetzt allzusehr in den Vordergrund tretenden grammatischen Behandlung die geschichtliche Seite des Lateinunterrichts mehr in den Vordergrund treten. Die alte Geschichte musz mit diesem Unterricht verbunden werden; ebenso könnte wohl, wenigstens in den untersten Klassen, die deutsche Geschichte dem deutschen Unterricht zugewiesen werden. Was der Verfasser

bei dieser Gelegenheit über die Anlage der

deutschen Lesebücher sagt, ist sehr beherzigenswerth. — Der fremdsprachliche Unterricht soll mit dem Englischen beginnen, welches so betrieben werden musz, daß bis zur Unter-II. einige Sprachfertigkeit erreicht wird. Das Lateinische soll erst in V. beginnen. Den Realgymnasien spricht der Verfasser Gleichberechtigung mit den Gymnasien zu, wenn sie da? Lateinische in demselben Masze betreiben, wie diese. Neben den beiden Arten des Gymnasiums sollen hauptfächlich für die Bedürfnisse kleinerer Orte: Sclassige höhere Bürgerschulen ohne Latein und Realprogymnasien (mit Latein) Gestehen.

Die Schrift zeigt erfreulicherweise von neuem, wie sehr die Hauptgedanken für eine grundlegende Umänderung unsere? Schulwesens: größere Einheitlichkeit der Schulen in den unteren Klassen, stärkere Betonung der modernen Bildungselemente und Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit einer neueren Sprache auch unter den berufenen Vertretern des jetzigen Gymnasiums immer mehr festen Boden gewinnen; wenn schon der Verfasser sich gegen das Hinaufschieben des Latein bis Unter-III, erklärt, ^Kx.

Ouellenlectüre nnd Geschichtsunter» richt. Von I)r, Max Schilling. Berlin. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung.

Die vorliegende kleine, aber sehr inhaltsreiche Schrift soll eine „pädagogische Zeit- und Streitfrage" behandeln, eine Aufgabe, die in unserem reformdurchflutheten Zeitalter nicht neu sein dürfte. Neu ist aber allerdings der Ernst und die sachliche Gediegenheit, mit welcher der Verfasser an die Dinge herantritt. Wir gehen nicht auf Einzelheiten ein, die im Uebrigen auch nur bei wenigen Fachmännern das nöthige Interesse erregen dürften.

Im Allgemeinen möchten wir von den Zielen der Schrift sagen: man gebe uns Zeit, Quellenstudien zu treiben und wir werden nicht verfehlen, nach Schillings früher herausgegebenem Buche die Schüler mit einzelnen wichtigen Qiiellenstücken bekannt zu machen; aber in dreiwöchentlichen Lehrstunden den Schülern der oberen Klassen »eben Geschichte und Geographie in dem Umfange, wie wir eS wünschen, auch noch Ouellcnkenntnisse beizubringen, eine solche Forderung halten wir nicht für berechtigt, weil sie nicht durchführbar ist. VVcl.

Der Prinz von Homburg. Von
Nr, Joh. Jungfer. Nach archivali-
schen und anderen Quellen. Berlin,
Kurt Brachvogel.

Es wird uns hier ein Lebensbild ge-
boten, dessen gründliche und wissenschaft-
liche Art die Lesbarkeit der Darstellung
nickt beeinträchtigt. Letztere scheint uns
theilweise zu sehr in die Breite gezogen
durch eingeschobene Briefe, die in ihrer
Wichtigkeit im Texte gekennzeichnet, im
Uebnqen aber sehr wohl mit unter die
Beilagen am Schlüsse des Werkes aufge>
nommen werden konnten. — Recht an-
ziehend sind die Mittheilungen über die
rege Thätigkeit deS Prinzen in wirthschaft-
lickier Bezieimng, über seine Verdienste um
das Ausblühen von Neustadt a. Dosse in
einem so verlorenen Winkel der Mark
u. A. m. Die Art und Weise seiner
Theilnahme an der Schlacht von Fehr»
bellin, deren irrthümliche Benrtheilung seit
Friedrich dem Grohen noch immer nicht
aus der historischen Literatur weichen
wollte, ist endciiltig festgestellt. Dankens-
werth find die Hinweise auf die Unter-
schiede zwischen dem historischen Prinzen
von Homburg und seinem idealen Abbilde,
wie es sich durch Heinrich von Kleists
treffliche Dichtung tief in die Seele un-
seres Volkes eingeprägt bat,

Ulrich von Hutten nach seinem Leben
und seinen Schriften geschildert. Von
Nr, Votsch. Hannover, Hahn'sche
Buchhandlung.

Der Verfasser bemüht sich in der
Vorrede (S, 3 und 4> redlich bei der nicht
zu leugnenden Fülle der Huttenliteratur
die Daseinsberechtigung seiner Schrift
nachzuweisen. Der Charakter einer Streit-
schrift wird nnr Kalbwegs zugegeben; da-
gegen soll sie nickt etwa so gelehrt sein
wie das Werk von Strausz, aber auch nicht
allzu seicht und populär. Also die goldne
Mittclstrcme. bequem zu betreten von dem
»gebildeten Leser!" Wir wissen nicht genan,
wie weit die Wünsche dieser Leser sich
versteigen, glauben übrigens gern, dafz
mancher derselben die einfache und doch
anregende Darstellung nicht unbefriedigt
aus der Hand legen wird. Wer sich noch
eine kleine Näscherei aus Huttens Briefen,
den ppistnläg obseuroruro. virornrn st<?,
gestatten will, für den ist im Anhange
eine entsprechende Auswahl bereit gehalten.
>V.t.

Moralische Reden von William
Mackintire Salter. Vom Verfasser

durchgesehene Uebersetzung von Georg
von Gizycki. Leipzig, Wilhelm
Friedrich.
Man hat diese Reden nickt mit Un-
recht „Predigten" genannt. Sie sind von
edelster Begeisterung getragen und von
! einem hinrciszenden Schwünge, der seine
, Wirkung nicht verfehlt. Salter ist Idealist.
Er glaubt, daß der Mensch nnr zur Ge-
^ rechtigkeit, Groszmuth, zu allem Edlen nur
aufgefordert werden braucht, um seiner
edleren Natur Folge zu leisten. Er glaubt
an eine Zeit, in der das Böse geschwunden
sein wird und der Mensch von allen irdi°
schen Schlacken befreit ist. Kampf gegen
alle unedlen Triebe, Kampf gegen die
I Heuchelei bei der Erziehung, gegen die
Heuchelei deS conventionellen Zwange«,
consequenteS und gerechtes Entgegentreten
predigen seine moralischen Reden. DsS
Schlufzcapitel beschäftigt sich mit der Lösung
j der Arbeiterfrage. Hier erblickt der Verfasser
das Heil in der Betheiligung der Arbeiter
am Gewinn. Die treffliche Ueberfetzung
des Berliner Philosophie-Professors hätte
! das Specifisch - Amerikanische fortlassen
j sollen. Jedenfalls hat er sich durch diese
Uebertragung ein ebenso rühmliches Ver-
dienst erworben, wie vorher durch die des-
selben Verfassers „Religion der Moral'.
S. 5.
j Die Abeuo»HauShaltungSschnle in
Frankfurt am Main, als vrcck-
tische Lösung einer socialen Aufgabe.
Von Dr. Otto Kamp. Berlin. O.
Liebemann.
Die Frage, wie demjenigen Tbnle
der weiblichen Jugend, welcher gezwungen
ist. dem Hause fern zu bleiben um dem
NahrungSerwerb nachzugehen. Gelegenheit
gegeben werden soll, die Führung eines
geregelten Haushalts zu erlernen, ist in
, der That ein wichtiges Glied der socialen
Frage. ES sind in den letzten Jahren an
verschiedenen Orten Schulen zu diesem
Zwecke gegründet worden, doch ist die Zahl
I derselben immerhin noch keine sehr groize.
, Die Angelegenheit ist noch zu neu und
^ befindet sich noch zum Theil im «Stadium
des Versuchs: es kann daher nur mit
Freuden begrüfzt werden, wenn die bei dn
Ausführung dieser Versuche gesammelten
^ Erfahrungen allgemeiner zugänglich ge-
, macht werden. Diesen Zweck verfolgt da5
vorliegende Büchlein. ES gicbt genaue
Auskunft über die Entstehungsgeschichte
>

der Abend-Haushaltungsschule in Frank-
furt a. M., über die Einrichtung dieser
Schule, über ihre Hortentwickelung und
über die Erfahrungen, welche an derselben
gesammelt wurden. Das Büchlein wird
allen denen, welche der erwähnten Frage
näher treten wollen, sehr willkommen sein
und sei ihnen hiermit bestens empfohlen.
DaS Hungern. Studien und Experi-
mente nm Menschen von Pros. Luigi
Luciani. Autorisirte Uebersetzung. Ham-
burg und Leipzig, L. Voß.
Die „Physiologie des Hungerns",
die vor wenigen Jahren auch bei uns in
Deutschlano durch den unter der Aegide
VirchoivS angestellten Hunger - Versuch
Cetti's das Interesse weiter Kreise auf
sich gelenkt hat, erfährt durch vorstehende
Schrift des italienischenPhysiologenLucicmi
eine weitere schützenLwerthe Vervollständi-
gung, Seine Versuche wurden an, dem
Hungerkünstler Succi angestellt, der sich
in Florenz im Jahre 1388 unter wissen-
schaftlicher Controle einem Mtcigigen Fasten
unterwarf. Nachdem uns zunächst Succi
in physischer und psychischer Hinsicht —
in letzterer war er wohl nicht ganz intact —
geschildert worden ist, bespricht der Ver-
fasser die einzelnen Versuchs-Ergebnisse,
unter denen die Untersuchungen über den
Stoffwechsel, die Körpertemperatur, den
Verbranch an Geweben und die Gewichts-
Abnahme besonders hervorzuheben sind.
Obgleich ein volles Verstandniß der letzteren
nur für den Arzt und Naturforscher möglich
ist, wendet sich der Verfasser auch an
weitere Kreise, in der Absicht, „dem großen
Publicum einige allgemeine Vorstellungen
von der Wissenschaft des Lebens bei-
zubringen, die so wenig populär ist und
eS doch besonders in unserer Zeit zu
werden verdient. . . Die klare und
interessante Darstellungsweise des Ver-
fassers, welche nichts von gelehrter Pedan-
terie an sich hat, giebt Gewähr dafür, daß
er seine Absicht erreichen wird. Die Ueber-
setzung verdient volles Lob. «t.
Astronomische Abende. Von vr,
Serm. I. Klein. Z.Auflage. Leipzig,
Eduard Heinrich Mayer.
Es ist eine erfreulicl« Thatsache, daß
sich in den letzten Jahre» die Fälle mehren,
in denen es bedeutende Gelehrte nicht mehr
unter ihrer Würde halten, die Ergebnisse
ihrer und ihrer Fachgenossen Forschungen
in gemeinverständlicher Form auch den
Laien zugänglich zu machen. Auch das
vorliegende Buch, welches nicht eine syste-

matische Behandlung der astronomischen
Wissenschast geben, sondern „allgemein
verständliche Unterhaltungen über Geschichte
und Ergebnisse der Himmelserforschung"
bieten will, legt von neuem Zeugnis dafür
ab, daß niemand besser im Stande sein
kann zu popularisiren als der Gelehrte,
welcher sein Wissensgebiet gründlich be-
herrscht. Das Werk löst die Aufgabe,
welche es sich gestellt hat in mustergiltiger
Form sowohl bezüglich der Klarheit der
Darstellung als auch der Vollendung des
sprachlichen Ausdrucks. DaS Buch hat
sich schon durch die ersten beiden Auflagen
so viele Freunde erworben, dafz es wohl
genügt, das Erscheinen der dritten Auflage
anzukündigen, um ihm eine große Zahl
neuer Verehrer zuzuführen. Die Lectüre
des Buches ist ein wahrer Genuß.
Im neue» Sparta. Roman von
Arthur Zapp. Berlin, Richard
Eckstein» Nachfolger (Hammer und
Runge).
Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß
neben den Roman-Confectionsdamen, die
in den Faniilicnblättern ihr süßes Wesen
treiben, trotz aller Mißlichkeit der heutigen
! Literaturverhältnisse immer noch eine An-
zahl männlicher und weiblicher Autoren
von wirklichem dichterischen Ruf sich mit
der Produktion von Romanen und Novellen
beschäftigen. Denn wenn das Marlitt'sche
Genre, das ohnehin schon viel zu üppig
emporgewuchert ist, vollends die Oberhand
gewänne, so müßten ernsthafte und reife
Leute, die das Leben kennen, überhaupt
aufhören Romane zu lesen. Die Revolu-
tion der Jüngstdeutschen gegen den durch
und durch unwahren Conventionalismus
war berechtigt, aber ihre Urheber wußten,
wie alle Revolutionäre, nicht Maß zu
halten und verfielen daher schließlich der
Abgeschmacktheit, Dennoch ist ihr Ver-
dienst nicht z» unterschätzen, denn ihre
Donnerkeile haben doch die Luft ein wenig
gereinigt und die maßvollen Elemente, die
sich mehr und mehr von jenen Stürmern
und Drüngern absondern, scheinen ganz
geeignet, den richtigen Mittelweg zu finden.
Zu ihnen glauben wir Arthur Zapp rechnen
zu dürfcu. Sein neuester Roman, von
dem wir hier zu handeln haben, scheint
eine Folge eigenster Erlebnisse zu sein,
die der Dichter systematisch geordnet, poetisch
gestaltet und, wo es nöthig war, durch Zu-

thaten seiner Phantasie ergänzt hat. Wir
sagten: erscheint, denn wir wissen durch-
aus nichts Positives darüber, aber die
Erzählung macht in ihren Hauptzügen einen
so durchaus lebenswahren Eindruck, daß
man unwillkürlich zu jener Annahme ge-
langt. Es werden uns darin die Schick-
sale eines jener jungen Männer erzählt,
welche, angelockt durch die äußeren Ehren
und Annehmlichkeiten des deutschen Offizier-
standes, vhne inneren Ernst, ohne Arbeits-
lust und «rast und ohne richtiges Ver-
ständnis; für die Rechte und Pflichten eines
Offiziers, die militärische Laufbahn ein-
schlagen, einige Jahre zum Nachtheil ihrer
Angehörigen und ihrer Ncbenmenschen als
uniformirte Gecken herumlaufen und dann
»um die Ecke gehen', wie der technische
Ausdruck im militärischen Jargon lautet.
Dieser Figur, die leider heut bei uns
typisch geworden ist, stellt der Verfasser
dasMusterbild eines tüchtigen, zielbewufzten
und wahrhaft ritterlichen und ehrenhaften
Offizier» in der Person des Lieutenants
von Baur gegenüber. Die Schärfe des
Kontrastes springt in's Auge und erhöht
das Interesse, das der Leser an der folge-
richtig durchgeführten Schilderung der
beiden Charaktere nimmt. Die Erzählungs-
weise ist knapp und anschaulich, sodasz die
Lectüre nirgends ermüdet, sondern immer
neue Anregung gewährt. Die großen und
kleinen Züge aus dem militärischen Leben
find fein beobachtet und treffend wieder-
gegeben. Minder ist das bei der Schilderung
des bürgerlichen Lebens der Fall. So liest
sich z. B. die Beschreibung des zour Lx
beim Gerichtsrath Schallehn im 14. Capitel
wie eine Evisode aus einem Hackländer-
schen Roman, ohne daß jedoch der behag»
liche Ton dieses Humoristen getroffen wäre,
der unserm etu as verwöhnteren Geschmack
heutzutage dcssen Uebcrtreibungen einzig
und allein erträglich macht. Der Verfasser
hätte diesen Passus ganz weglassen können,
ohne seinem Buche zu schaden. Dagegen
könnte er bei einer etwaigen zweiten Auf-
lage den letzten Theil dcL Romans etwas
ausführlicher gestalte», Tie amerikanischen
Erlebnisse des Exlieutenants, seine Läuter-
ung und besonders der Schluß des Buches
find eiu wenig skizzenhaft gcrcithen im !
Vergleich zu dem sorgfältiger ausgeführten ^
ersten Thcil deS Buches. Doch find das
keine erhebliche» Mängel und sie ließen sich,
wie gesagt, bei einer Umarbeitung mit
leichter Mühe beseitigen. Alles in Allem
ist das Bück eine wackere und wohlge-

lungene Arbeit und verdiente wohl eine weite Verbreitung im deutschen Lesepublicum. Wenn nur dessen Geschmack durch das Gartenlaubengenre nicht gar so sehr verflacht wäre! Wir fürchten fast, daß Zapp bei ihm nicht die verdiente Anerkennung finden wird.

Der Herr Senator. Novelle von Wilhelm Jensen, Leipzig. Elischer Nachfolger,

Die bekannten Vorzüge der Jensenschen Muse finden wir in dieser Novelle wieder, aber — wie Ref. meint — in noch höherer Vollendung, als in irgend einem früheren Werke. Verständnisvoll führt der Verfasser den Leser in die Natur und in die durch sie bedingten Lebensver» > Hältnisse dcL Schauplatzes (einer kleinen schleswig'schen Handelsstadt) ein. Diesen Verhältnissen angepaßt und doch sehr ori> ginell und eigenthümlich anziehend gestattet er die Charaktere seiner Personen und die Conflicte, welche dieselben durchzukämpfen haben. Klar exponirt und ohne jede Breite und Abschweifung folgerichtig durchgeführt, bietet dieHandlung dennoch biszumSchluiie dem Leser neue Ueberraschungen, so daß er das Ende wie eine Befreiung des Gemütbes von langem Hangen und Bangen begrüßen muß. Wilhelm Jensen hat in dieser Erzählung dem reichen Schatze seiner früheren Werke eine köstliche Perle angereiht. 0,

Carmela Spadaro. Novelle von Ludwig D6czi. Stuttgart, Adol' Bonz K Co.

Viel Lärmen um Nichts! Man ficht nicht recht ein, wozu die ganze Geschickte war, ja warum sie überhaupt — geschrieben worden ist. Der Verfasser erzählt uns in einer oft recht dürftigen Sprache Dinge, für die er uns kaum recht erwärmen kann. Die Personen find die altherge^ brachten schablonenmäßigen Figuren, Romantypen. DieHandlung schleicht langsam vorwärts und endet mit einem Knalleffect. Zudem wird mit ernsten Dingen ein ziemlich frivoles Spiel getrieben, welches nicht gerade Behagen einflößt s. «.

Der letzte Deutsche von Blatna. Erzählung von Fritz Mauthner. Fünfte Auflage. Dresden »Leipzig, Heinrich Minden.

Mauthner schickt der fünften Auflage seiner Erzählung einige Worte voran, in welchen er den Wunsch ausspricht, diese möge »ach dem kürzlich erfolgten Deutsch-

Tschechischen Ausgleich nunmehr den Charakter eines historischen Romans erhalten, und nachdem die Führer Frieden geschlossen, der Friede der Volksstämme daraus hervorgehen. Aus der kurzen Vorrede ergiebt sich schon der Inhalt des Buches; — er behandelt den in den sechsziger Jahren ausgebrochenen Nationalitätenstreit und die aus demselben sich ergebenden Feindseligkeiten und Unterdrückungen, welche der bis dahin hoch geachtete deutsche Volksstamm in Böhmen zu erdulden hatte, nicht ohne eigene Schuld der Deutschen, die theils feige zurückwichen, theils selbst in das Tschechische Lager übergingen und wie alle Renegaten die schlimmsten Unterdrucker wurden. In diesem erbitterten Kampfe hält einer die Fahne des Deutschthums hoch in dem kleinen Komischen Städtchen Blatna, „der letzte Deutsche von Blatna" wie sie ihn nennen, »keine streitbare Natur, und doch wären alle Deutschen wie er, die Zukunft wäre nicht unser" sagt der Tscheche Zaboj und verläßt den Kampfplatz der kleinen Stadt, um nach Prag in's große politische Leben zu gehen.

Mauthner schildert den ungleichen Kampf, in welchem den Deutschen von Oben gar keine Unterstützung zu Theil wurde, mit gerechter Entrüstung; nicht die Poesie war seine Muse bei Abfassung dieses Romans, sondern die Politik! — Daß seine Stimme in dieser Form am Lautesten und in weitestem Umkreise gehört wurde, beweisen die vielen Auflagen, welche sein Buch in kurzein Zeitraum erlebt hat.

Aus bewegtem Leben. Erinnerungen aus dreißig Kriegs- und Friedensjahren von Hans Wachenhusen. Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsaiistall, vormals R. Schultz K Comp.

Wachenhnsens Bedeutung beruht vielmehr auf seinen Reisebeschreibungen und Kriegsberichten, als auf seinen ziemlich flüchtig geschriebenen und selten in die Tiefen des Menschenlebens eindringenden Romanen. Als Tourist in den verschiedensten Welttheilen und als Schilderer der vielen ffeldzüge, die er meist im Gefolge der höchsten Führer mitgemacht, hat er stets ein offenes Auge und eine schnelle Auffassung de« Wesentlichen bewiesen, und der Ton seiner Erzählung des Erlebten und Geschauten ist ein so leichter, anmuthiger und fesselnder, daß Jeder gern bei seinen Berichten verweilt. Das neue Buch, in dem er seine reichen Erlebnisse von einem ganzen

Menschenalter zusammenzufassen gedenkt, wird daher zweifellos großes Aufsehen erregen und einen weiten Leserkreis finden. Soweit wir bis jetzt beurtheile» können, — es liegt uns nur die unlängst erschienene erste Lieferung vor — verdient es die größte Beachtung und die lebhafteste Theilnahme. «Nicht Geschichte will ich schreiben, sondern nur erzählen, maS ich als Tourist, als Ethnopraph, als Kriegsberichterstatter während all' dieser Jahre er- und durchlebt habe" — sagt er selbst in seiner Einleitung. Das aus den 64 Seiten der ersten Lieferung Gegebene läßt äußerst interessante Millyeilungen über die bedeutenden Ereignisse und hervorragenden Persönlichkeiten der letzten dreißig Jahre erwarten. l?'.-ü.

Das Glück der Erde. Novellen von Gottfried Böhm. München, C. H. Beck.

Der Band enthält sechs Novellen, zum großen Theil Variationen über das Glück der Erde, welche fast alle in Resignation ausklingen, die jedoch weit entfernt ist von pessimistischer Schwarzseherei. Der Ein» druck der Novellen ist ein sehr günstiger, fesselnde Stoffe sind mit künstlerischer Gestaltungskraft bearbeitet, die Form eine durchaus vornehme und stnlistisch edle. Am werthvollsten erachten wir die erste Erzählung, welche dem Buch seinen Titel gegeben hat,

m?.

Marina. Eine Erzählung aus der Gegenwart von B. Markewitsch. Aus dem Russischen übersetzt von Wilhelm Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelm!.

Der Inhalt des vorliegenden Romans hat Interesse für das deutsche Lefevublicum, weil er Typen enthält, wie sie das moderne Geistesleben Jungrußlands hervorbringt. Inmitten der Erzählung steht ein junges Mädchen, die als ein Product jener ungesunden Mädchenerziehung geschildert ist, wie sie im Allgemeinen in Rußland üblich; wo man die jungen, unreifen Geschöpfe zwingt eine Fülle unver» standenen Wissens in sich auszunehmen und ihnen als ersten Glaubenssatz lehrt, Alles zu negiren „was nicht aufgeklärt genug ist". — Marinas gesunde Natur hilft ihr sich von den ihr aufgezwungenen GeisteSfesseln zu befreien und in der Liebe zu einem älteren Manne, einem der ihr früher

Nord n
nd Süd.
so verhakten Aristokraten, zu einer edleren und freieren Auffassung des Lebens zu gelangen. m?.

Unter dem Striche. Bunte Bilder aus beiden Welten von Herman Riegel. Berlin, Verlag von Hans Lüste noder.

Der Name des Verfassers ist wohlbekannt, um so angenehmer berührt die Anspruchslosigkeit, mit welcher Herman Riegel sein Buch einführt. Dasselbe besteht aus achtzehn schon früher veröffentlichten Aufsätzen, größtentheils Reisebeschreibungen. Die erste Gruppe derselben führt durch England nnd Frankreich, die zweite durch Italien. Den Schluß bilden sechs kleinere Plaudereien und Abhandlungen. Die Arbeiten tragen, ohne alle gleichartig und gleichwerthig zu sein, doch ein einheitliches Gepräge: sie sind mit Reflexionen durchtränkt. An die fesselnde und oft von feinem Humor durchleuchtete Schilderung von Land und Leuten knüpft der gelehrte Verfasser weitgehende historische und oft philosophische Betrachtungen. So z. B. kommen wir bei einer hübschen Skizze über das Leben in Nordseebädcrn plötzlich in schwere materialistische Reflexionen: auch an vielen anderen Stellen stört das die Wirkung. Den historischen Reminiscenzen ist füglich breiter Raum gewährt; die philosophischen Reflexionen sollten beschränkt worden sein. Bei der Schilderung von Land und Leuten hat sich Riegel augenscheinlich von einer starken Abneigung gegen die Engländer leiten lassen; seine Beobachtungen und Bemerkungen sind fein und treffend, seine Erzählung anregend und interessant; ein warmer Patriotismus bricht hier und da hervor, verleitet aber nie zu ungerechten oder einseitigen Vergleichen, Die kleinen Plaudereien am Schlüsse sind liebenswürdig und bieten einen angemessenen Abschluß. Jeder, der das Buch zur Hand nimmt, wird seine Freude und Anregung davon haben, ES giebt wenig Bücher dieser Art, welche so gediegen und so hübsch geschrieben sind.

«m Küftensaum. Erzählungen von Th. Justus. Leipzig, A. G Liebeskilid.

Der Verfasser der vorliegenden Erzählungen ist uusers Wissens ein zum ersten Male mit einer dichterischen Gabe vor die s^effentlichkeit tretender Anfänger. Wenigstens sind wir seinem Namen auf dem Büchermärkte noch nicht begegnet und selbst Kürschners neuestes Autorenverzeich» nih weih noch nichts von ihm zu berichten.

Die Anfängerschaft beweist auch seine noch etwas mangelhafte Technik, ein gewisse? Ringen mit der Sprache und eine hier und da ein wenig unbeholfene Anordnung des Stoffes. Dennoch ist Justus (wohl ein Pseudonym?) ein echter und ganz» Dichter. Das beweist die Wahrheit und Tiefe seiner Empfindung und sein instinctives Gefühl für das poetisch Schöne, für das ewig Wahre und für das sittlich Große. Dabei ist seine Erzählungsweise schlicht und doch ergreifend und seine Schilderung von Natur und Sitten anschaulich und äußerst fesselnd. Die vier Erzählungen, die das Buch enthält, spielen sich sämmtlich in den Niederungen der deutschen Seeküfre ab. Sic athmcn den, jenen Landstrichen eigenen, Geist; die Grundstimmung ist eine gewisse sanfte Schwermuth, aber auch der Humor erhält die ihm gebührende Rolle und macht sogar manchmal recht tolle Sprünge, wie in der Anccdote des alten Kapitäns Wessel» (Seite 101). Der Verfasser hat etwas von der Weife storms, ohne aber im geringsten dessen Nachtreter zu sein. Jeder Freund echter Poesie wird nach der Lectüre des BuckeS den Verfasser lieb gewinnen und namentlich die beiden gelungensten Erzählungen „AuS mit der Ebbe — heim mit der Fluth' und , Geleite, die draußen sind' in wärmstem Angedenken behalten.

Die Spinne. Roman von Hermann Hei bcrg. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Heiberg hat uns mit seinem neuesten Roman eine Enttäuschung bereitet: die Wahl des Stoffes ist leine glückliche und deshalb die llnbefriedigung nach der Lectüre des Werkes eines Verfassers, von dem wir gewöhnt sind Gutes zu erwarten. Das von Heiberg behandelte Motiv hat eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit der bezähmten Widerspänstigen, nnd selbst diese, von Shakesvearischem Humor getragene Comödie, will unserem modernen Empfinden nicht mehr recht zusagen, um wie Vieles befremdlicher wirkt eS, dem bösen Käthä«n, — in unserem Buche heißt sie Barbro — als Heldin eines modernen Romans zu begegnen, die in Berlin V. wohnt. Allerdings ist der Widerspruchsgeist BarbroS ein viel complicirterer als derjenige KäthchenS, — Barbro ist eben ein Kind aus dem letzten Viertel des 19. Jahr-

Bibliograph!
che Notizen. HSY
hundeits, die über Frauenemancipation
und Jbsenschen Wahrheitsfanatismus viel
gelesen hat, die Zähmung ist deshalb viel
rassinirter, immerhin erinnert sie an die
höhere Dressur urw berührt unsympathisch.
In der Tetailschilderung bekundet
Heiberg seine Virtuosität, unsere Phan-
tasie durch Bilder des Luxus und Glanzes
wahrhaft zu berauschen; fast will eS uns
scheinen, als wäre hier ein zu Viel ge-
schehen und namentlich die Beschreibungen
der kulinarischen Genüsse lesen sich wie der
Reclamebericht für ein Moderestaurant.
Die Spinne, welche Barbro in den
erhabenste» und glücklichsten Momenten des
Lebens übers Herz läuft und dort ihre
Krallen einschlägt und durch diese schmerz-
hafte Manipulation die heiterste Stimmung
sofort in ihr Gegentheil verwandelt, halten
wir für kein glücklich gewähltes Gleichniß;
wir erwarten von einem künftigen Werke
des geschätzten Verfassers wieder den stets
gewohnten frohen Genuß. m?.
Menschen und Schicksale. Von Fritz
Lemmermeyer. Minden i. W., I.
C. E. Bruns' Verlag.
Das Buch ist eine Sammlung von
kleinen Erzählungen, Stimmungsbildern,
Novellen, Stizzen u. f. w. welche wohl
alle früher in Feuilletons veröffentlicht
waren. Das Beste ist die Abhandlung
über das Feuilleton, welche srisch und flott
geschrieben ist und den Gegenstand mit
Grazie dehandelt. Alles Andere war kaum
Werth, in der Sammlung vereinigt zu
werden. Tie Erzählungen sind flüchtig in
Sprache, Eonception und Aussührung; sie
haben einen bizarren Zug; einige stellen
an die Leichtgläubigkeit der Leser starke
Anforderungen, so z, B. die Erzählung
des Hauptmanns. Die Stimmung ist meist
verwaschen, so auch in der ersten Erzählung,
man vermißt die Kraft.
Die Aphorismen, welche aus dem
«Tagrbuch eines Einsamen" entnommen
find, enthalten viel Gewagtes und Schiefes.
Es ist heute leider Mode geworden,
Aphorismen zu schreiben und — drucken zu
lassen, und da kommt denn viel Gesuchtes,
Gezwungenes, Unreifes zu Tage. Der
Verfasser hätte an sich eine strengere Kritik
üben sollen. »8,
Der neue Demolrit. von Dr. Eduard
Maria Schrank«. 1. Bd. Berlin,
Hans Lüstenöder.
Unter diesem vielversprechenden Titel
veröffentlicht der Verfasser die zweite Auf-
läge seines früher unter dem Namen Ka-

leidoskop veröffentlichen Buches. Was
dieses Buch von Webers Demokritos unter-
scheidet, ist nicht mehr und nicht weniger
alS die Hauptsache. Weber ist geistvoll,
erfrischend durch die Unmittelbarkeit leiner
Wirkung, er ist ein Künstler in der An-
wendung des Humors. Das vorliegende
Buch dagegen ist geist- und gehaltlos, ein
abenteuerliches Sammelsurium von Anec-
doten und Witzen, von Lesefrüchten kunter-
bunt, ohne Wahl und Kritik. Webers
Stil ist himmelweit verschieden von dem
unseres Buches. Schon der erste Aufsatz
ist so mittelmäßig geschrieben, daß man
einen Secundaner dafür tadeln würde.
Zu alledem kommt eine unangenehme auf-
dringliche Eitelkeit, mit Vorliebe citirt der
Verfasser sich selbst, oft an solchen
Stellen, wo man wirklich nichts BöseS
ahnt. Wer sich n,cht durch die Oberfläch-
lichkeit, die fabrikmäßige Mache und den
schlechten Stil abschrecken läßt, wird freilich
hin und wieder durch einen guten Witz
oder eine treffende Bemerkung belehrt
werden. Die stammt aber dann sicher nicht
vom Verfasser, sondern ist nur cnirt.
SS.

Kleine Geschichten. Von Alex.au
drine v. Holmblad, Neue Folge.
Hamburg, Verlagsanstalt und
Druckerei Ä.-G. (vormals I. F.
Richter).

Kein Buch der „neuen" Richtung mit
ihrem Naturalismus, sondern ein echter
Nachläufer vergangener, gemüthlicherer
Zeiten; äußerlich salonfähig, innerlich
löchterjchulensähig. Die Liebe, die hier
vorkommt, ist nicht die wilde Natur-
kraft, sondern eine höchst moralische Ein-
richtung der gebildeten Gesellschaft und tritt
fast durchweg in Verbindung mit Klein-
kinderschulen, Suppenanstalten und ähn-
lichen gemeinnützigen Instituten der
Frauenwelt auf. Jungfrauen vor und
nach dem heirathsfahigen Alter werden
ihre sittsame Freude an diesem Büchlein
haben, das sie zugleich erbauen und auf
dem dornigen Pfad der Tugend stärken
wird; hingegen ist uns die Wirkung auf
Studenten in höheren Semestern zweifel-
hafter — trotz der gruseligen Geschichte
vom „faulen Hans", den die gute Gertrud
ungeachtet aller Liebe nicht heirathet, weil
er sem Staatsexamen nicht macht und eS
vorzieht, ohne Titel und Würden von
seinen Renten zu leben.
«ol>.

DaS HSferecht. Eine Erzählung von
I. I David, Dresden und Leipzig,
Heinrich Minden.
Die Erzählung hält inhaltlich nicht
dasjenige, was der Titel verspricht; denn
nicht so sehr das bäuerliche Institut des
Höferechts, welches um der Ungetheiltheit
des Grundbesitzes willen den jüngeren
Bruder zu Gunsten des älteren enterbt,
als vielmehr die Beziehungen der beiden
Brüder zu einem im Dorfe aufwachsenden
Judenmädchen nehmenräumlichden breitesten
Raum, sachlich das lebhafte Interesse in
Einspruch. Der Gegenstand — Streit
zweier Brüder um das Eigen an Haus
und Hof wie um das an einem Weibe,
der bis zum Brudermord führt — ist nickt
neu; aber cs läßt sich nicht leugnen, daß
das Ganze durch die eigenartige, gewandte
Darstellung, insbesondere jedoch durch das
sorgfältig und glücklich ausgemalte Local-
colorit ergreifend und fesselnd wirkt nnd
den Verfasser einigermaßen aus der Reihe
der unzähligen Neuerscheinungen auf
diesem Gebiete sondernd heraushebt. Frei«
lich trägt hierzu sicherlich auch die bedeu-
tungsvolle Empfehlung von Erich Schmidt
bei, auf welche sich der Verfasser in der
Zueigung beruft; denn wem es vergönnt
ist, unter solcher Flagge auf das offene
Meer der Literatur hinauszusegeln, der
wird leicht die Blicke auf sich lenken.
Immerhin wird man jetzt schon sagen
können, dafz der Verfasser auch an sich
eine wohlwollende Erwähnung verdient;
inwieweit er größere Hoffnungen zu be-
friedigen im Stande, kann nur die Zukunft
lehren, wenn er sich an gewaltigere Pro-
bleme gewagt haben wird.
8«K.

Eine Afrikareise durch s MarSfeld.
(Pariser Ausstellung 188V). Von Franz
Held. Berlin, Nosenbauin K Hart.
Es sst der Verfasser dcS originellen
Romans: „Der abenteuerliche Pfaffe Don
Juan", des realistischen Romans „Gor-
gonenhäuvtcr", der uns in diesem seinem
neuesten Werke eine erheiternd eigenartige
Geschichte bietet. An Alphons Daudet'S
Roman „Tartarin von Taraskon" knüpft
der Autor an und wählt sich zum Schau-
vlaö seiner Handlung die große Welt-
ausstellung des Jahres 1839, Gern »er.
folgen wir die Abenteuer des biederen Be-
wohners von Tarciskon auf dem Marsfcld,
sein Besteigen des Niesenthurmes und die
mancherlei Schwanke, die sich hier abspielen.
Alles ist in der dem Dichter eigenen

launigen Weise geschildert, wenn auch die
und da vielleicht etwas zu schleppend und
ermüdend. Auch vermissen wir nicht selten
den poetischen Reiz der Erzählung, der
sonst dem Verfasser nicht fremd ist. Immer-
hin verfügt Franz Held über eine kraft-
volle anschauliche Schilderung und weiß
den Leser angenehm zu unterhalten.
?
„Reue Geschichte» des MajorS"
von Hans Hopfen Berlin, Gebr.
Paetel 1890.
Die „Neuen Geschichten deS
Majors" reihen sich würdig den Er-
zählungen an', die wir „dem Alten" schon
verdanken. Hans Hopfen ist derselbe ge-
blieben; er kennt genau alle Fibern des
! menschlichen Herzens und besonders dann,
wenn es wallt und wogt, weiß er dem
Reinmenschlichen ergreifend und überzeugend
zugleich gerecht zu werden. So gestalten
sich die einzelnen Situationen in einer
psychologischen Vertiefung aus, die uns
tief innerlich berührt, während die Frische
des Erzählertones uns auch dann noch
anmuthct, wenn die Vorgänge, die ge-
^ schildert werden, auch ernst und traurig
stimmen. Viel Lebenswahres weiß der
Major zu berichten, besonders in den beiden
ernsten Erzählungen der Sammlung: „lieber»
gangen" und „Der polnische Wachtmeister,"
wo der Einfluß des Einzelwillens auf das
Geschick Derjenigen, die durch unglückliche
Zufälligkeiten gerade jenem Einzelmillen
unterthan, geworden sind, erschütternd
jenem Satze widerspricht, daß in unscrrr
eigenen Brust unseres Schicksals Sterne
sind. .V, V.
„AgramS Schreckenstage'; „5«ur
der Resiguirten"; „Hans
Hciling" „Novellen aus oer Gegen-
wart" von R v. Fels, Dresden und
Leipzig, E. Piersons Verlag.
Die Novellen von R. von Fels
zeichnen sich zunächst durch ihr eigenartiges
Gepräge auS. Sie schließen sich nirgends
einer „Schule" an; alle „berühmten Muster"
existiren für den Autor nicht, überall be»
gegnen mir individuellem Erfassen und in-
dividuellcm Gestalten. Aber eine poetische
Kraft ganz außergewöhnlicher Fülle tritt
uns hier entgegen; wir sind häufig hier
willenlos in ihrem Banne, und das Klagen
und Jubeln, wie eS der Dichter anstimmt,
findet ein volles Echo in unserem eigenen
Herzen. Dann interessircn uns auch die

geistreichen Wendungen und Apercus, deren
Meister R. v. Fels in hohem Grade ist;
freilich können wir andererseits auch nicht
übersehen, daß die Selbständigkeit eines
dichterischen Schaffens, häusig eine Nicht-
achtung technischer und stylistischer Regeln
mit sich bringt, die der Klarheit der Dar-
stellung Eintrag thut. Aber zur Lektine
empfehlen wir diese Novellen viel ange-
legentlicher als die meisten anderen; der
Humor über den der Autor, wie jeder
echte Dichter, gebietet, und die poetische
Seherkraft, mit der er des Herzens tiefste»
Regen zu deuten uud zu gestalten weiß,
geben diesen Geschichten besonderen Reiz
und besonderen Werth. ^V,

In deFierabendstied. Von Friedrich
Frendenthal. In Plattdütsch Ge-
schichtenbook. Oldenburg, Gerhard
Stalling.

Den Freunden mundartlicher Dichtung
werden diese theils lustigen und über-
müthigen, theils ernsten und stimmungs-
vollen Geschichten, die Land und Leute des
nordlichen Hannover treffend charakterisiren,
viel Genug bereiten. Der Berfasser ver-
fügt über eine anerkennenswerthe Erzäh-
lungsgabe und Gestaltungskraft und einen
erquickenden Humor, dessen Wirkung durch
das Idiom naturgemäß nicht unwesent-
lich verstärkt wird; den günstigen Gesammt-
eindruck des Büchleins kann der Umstand,
daß die Pointe einzelner Schwänke bereits
bekannt, die anderer etwas schwach ist, nur
wenig beeinträchtigen. Namentlich in Nord»
deutschland, wo Reuter und Klans Groth
mit Vorliebe gelesen werden, dürfte das
Büchlein manche Freunde finden. 0, V.

Friedrich Ludwig Schröder. Beitrag
zur deutschen Literatur- und Theater-
geschichte von Bcrthold Litzmann,
1. Theil. Hamburg, Leopold Voß.

Das Leben des berühmten Schau-
spielers und Theaterdirectors ist reich an
anziehenden persönlichen Schicksalen — die
Schilderungen der Königsberger Jugend-
jahre, der abenteuerlichen Fahrt nach Lübeck,
des lustigen Lebens in Mainz lesen sich
wie Capitel aus einem Roman — und
hat zugleich bei der bedeutungsvollen
Stellung, die Schröder innerhalb der lite-
rarischen und dramaturgeschichtlichen Be-
wegungen seiner Zeit einnahm, ein hohes
kultur- und literaturgeschichtliches Interesse.
Professor Litzmann (der in gleichem Ver-
lage schon Schröders Briefe an Gotter
herausgegeben hat) ist es gelungen, den
reichen Stoff, kritisch gesichtet, zu einer

lebensvollen und klar gegliederten Dar-
stellung zu verarbeiten. Der erste Band
schlicht mit der Schilderung der Hamburger
Theateroerhältnisse um 1766, kurz vor
Lessings Uebersiedelung dorthin. Wir
wünschen dem Verfasser bei Bearbeitung
der noch bedeutenderen Aufgaben, welche
der weitere Lebensgang seines Helden ihm
stellen wird, den besten Erfolg und empfehlen
das anziehende und lehrreiche Buch unseren
Lesern angelegentlich. <Ir.

Augusta, Herzogin zu Sachsen, die
erste deutsche Kaiserin. Züge und
Bilder aus ihrem Leben und Eharakter.
Von Professor vr, O. Schräder,
Weimar, H. Bühlau,

Diese von einem Jenaer Universität?'
lehrer versagte kleine Schrift schildert
namentlich die Weinmr'schen Jugendjahre
der Kaiserin Augusta, theilt aber auch aus
ihrem späteren Leben edle und beherzigens-
werthe Aeußerungen mit, welche die sitt-
liche Hoheit ihres Charakters in klares
Licht stellen und zu einer späteren um-
fassenden Biographie aus zum Theil sonst
noch ungedruckten Quellen schöne Bei-
träge darbieten. ?,

Wand an Wand und andere Novellen.
Von Eduard Engel. Dresden,
Alfred Hauschild.

Die sieben in diesem Bande vereinigten
Novellen zeige», dag der Verfasser das
moderne Leben gut beobachtet und dabei
l Empfänglichkeit und Verständnis für die
! Regungen des menschlichen Gemüthes be-
sitzt. 0.

Auf der Wacht im Osten. Eine ge-
schichtliche Erzählung aus den Zeiten der
Kämpfe mit den Polen im XI V. Jahr-
hundert. Der reiferen Jugend zugeeignet
von Oscar Höcker. Leipzig, Ferd.
Hirt K Sohn.

Es bildet dieses Buch gewissermaßen
den zweiten Theil der „Marksteine Deut-
schen Bürgerthums", die im vorigen Jahre
erschienen. Der Verfasser erzählt, wie es
den Besten des schleichen Volkes gelungen
ist, durch Willensstärke und Ausdauer ihr
j Vaterland zu erweitern und deutschen Sinn
I überall hinzuverpflanze», um so eine große
Provinz unlösbar an das Gesammtreich
zu knüpfen.

Oscar Höcker schöpft stets aus den
besten Quellen, so auch hier, und hat seine
anerkannten Vorzüge auch in diesem Buche
anf's Neue bewahrt.

Wir wünschen, dasz die deutsck«
Jugend gern dieses Buch lesen möge und
empfehlen eS den Ellern als ein iverth-
vollcs Weihnachtsgeschenk für ihre Söhue,
damit diese jene heldenmütbigen Männer
ehren, die auf der gefahrvollen Wacht im
Osten gestanden haben. p».

Zwillings» Schwestern. Erlebnisse
zweier deutschen Mädchen in Skandi-
navien und England. Für das reifere
Mädchenalter von Brigitte Augusti,
Mit vielen Abbildungen von Professor
Woldemar Friedrich. Leipzig, Ferd.
Hirt Sc Sohn.

Die Erzählung bewegt sich auf geo-
graphisch-sittengeschichtlichem Boden und
zwar Skandinaviens und Englands, Die
Verfasserin hat sich bemüht Menschen und
Länder wahrheitsgetreu zu schildern und
hat dies an der Hand bewährter nordischer
und englischer Schriftsteller mit Erfolg
gethan. Sie entrollt der weiblichen reiferen
Jugend ein anmuthiges Bild deS häus-
lichen und Frauenlcbens und weiß durch
eine interessante Art der Erzählung zu
fesseln. Dasz der weiblichen Jugend in
diesem Buche ein nicht unbedeutendes Werk
gewidmet ist, dafür birgt der Name der
Verfasserin und so glauben wir dies auch
sonst geschmackvoll ausgestattete Buch den
Eltern heranwachsender Töchter als passende
Weihnachtsgabe sür diese empfehlen zu
sollen, xs.

Prinzen»Märchenvon AgneSSchöbel.
Jllustrirt von Georg Schöbe!. Leipzig,
Verlag von Adolf Titze.

Eine Wcihnachtsgabe für reiche und
verwöhnte Kinder! Die Ausstattung des
Werkes ist so prächtig, die Vollbilder und
Textillustrationen von so feinem und aus-
erlesenen Kunstgeschmack und in der Aus-
führung so elegant und vornehm, daß es
für ein Märchenbuch fast zu vic! des Guten
erscheint. Indessen, da nach Goethes Aus-
spruch das Beste für die Jugend eben gut
genug ist, da die vier Märchen von echtem
poetischem Hauche durchweht sind und auch
ein warmer Patriotismus in ihnen pulsirt,
so sei das Werk allen reichen Eltern für
ihre Lieblinge hiermit auf's Dringendste
enipfohlen.

«n der Pforte der Zukunft. Alle-
gorische Dichtung von Hermann Frie-
dricks, Zürich, Verlags-Magazin
(I, Schabelitz).

Die Allegorie ist nicht Jedermanns j
Geschmack, und deshalb dürste die vor-
liegende Dichtung schon » priori auf

vielen Seiten ihre Gegner finden. Wagt
man sich dennoch an die Lcctüre, so ist der
erste Eindruck keineswegs ein erfreulicher,
denn dem Dichter fehlt vor der Hand nicht
weniger, als Alles, um einen selnfinnigen
Leser anzuziehe». Wir haben bei diesem
allerdings harten Urtheil keineswegs die
Tendenz deS Buches im Auge, welche in
der Verherrlichung der freien Liebe gipfelt.
Man kann einen Dichter bewundern, der
auf einem diametral entgegengesetzten
Standpunkte steht, als man selbst, aber
hier ist dies der an den Knüppeldamm
stark erinnernden Form und der überaus
unklaren, manchmal in hohle Declamation
sich verlierenden Darstellungsweise wegen
nicht möglich. Friedrichs' Verse erregen
dem Leser nicht selten geradezu ein schmerz-
haftes Unbehagen. Wendungen wie: „Die
berstende Muschelkalkrippen" und »Die
Schandketten liegen zerrissen' — „gemahnen
an das bekannte „Holzllotzpflock als Tac-
tylus. Und dennoch erkenni man, wenn
man sich mühselig in die Lectüre hinein-
gearbeitet hat, daß man einen echten und
ganzen Poeten vor sich hat. Die ur»
sprüngliche dichterische Kraft, hervorzuholen,
was auf dem Grunde der Seele gährt
und glüht, und den wild brandenden
Gefühlen greifbare Gestalt zu verleihen,
diese Kraft ist hier unverkennbar thätig,
und unseres Erachtens fehlt dem Dichter
nur die Reife und die daraus sich ergebende
Selbstkritik, um in seiner Kunst etwas
Bedeutendes zu leisten. Wenn er die
Periode der Ueberschwänglichkeit und Kraft-
dichterei, in der er gegenwärtig steckt, über-
wunden haben wird, läßt sich von ihm
das Beste erwarten, vorausgesetzt, daß er
sich nicht durch seine Maßlosigkeit aus
falsche Wege leiten läßt. Der gelungenste
Theil der Dichtung ist das erste Stück der
zweiten Abtheilung, wo die Allegorie hinter
eine tatsächliche Erzählung sich versteck,.
Hier weiß er Töne anzuschlagen, die den
Lcser mächtig ergreifm und schon jetzt eine
künftige Abklärung dieses Kraftgenies
ahnen lassen. UebrigenS sei ihm zum
Ruhme nachgesagt, daß man überall, auch
wo er sich anstellt, als müsse er die ganze
Weltordnung in Fetzen zerreißen, und
selbst da, wo sich seine Fanfaronaden in die
widrigste Geschmacklosigkeit verlieren, den
Grundton der Ueberzeugung durchhört und
nirgends den Glauben an die Ehrlichkeit
und Aufrichtigkeit des Dichters verliert.

Allerlei aus «. HendschelS Skizzen»
maPPen. Lichtdruck von Martin
Rommel u. Comp, in Stuttgart.
M. Hendschel. Frankfurt a. Main.
Das vorliegende prächtig ausgestattete
Werk enthält in stattlicher Reihe das Beste
und Charakteristischste, was der berühmte
Zeichner in seinen verschiedenen Skizzen-
büchern veröffentlicht hat. Die Vorzüge
A. HendschelS, fein frischer Humor, sein
sicherer Blick für das Wesentliche, sein
liebevolles Verweilen bei den Kleinen und
Zurückgesetzte» des Lebens sind längst so
bekannt, daß es eines besonderen Hinweises
darauf, welcher Schatz in diesen anspruchs-
losen Blättern verborgen ist, nickt bedarf.
Sie eignen sich ganz vorzüglich als Werth-
volle Weihnachtsgo.be.
^ruolil, »,, Lusiiz« UcseKicKten, Ltnttljsrt,
^iixuitl, I!,, ^villinirs-^clivestern, Lrlebvis«
Lriuillklirt K, il, HenliscKvI.
LimckKilii, CrSinn. IZentscK uvii VeKon, Lin
veelm»»», ^, O, O»pit«I uvck Arbeit. Li» lisi-
lÜ^cKKo^. ^ >rl>Qi,kurt s. »,
vell»mv, L^ Or, L»ic>»vd«<s» Olir. Ueulscl,» He»
«Ksitnilir von L. Vlll^ov, Uerlin, IZ«»«n»
Luxler, V,, tteussilx'K» LeillKerrsn unä gelllcn.
<^»ppee, tr., venriet!«, I'sriser Nnm»^. Li,,»
«S« »utorisirt« I7ed«rs. von Ii. I'en, vrl«»
L«K»rx«>eliI>t»lirde» glllerkued »u» ckrei lovr-
Lenkst«? Üanck. ?, «!,>! 10, I.»ksnms >ies
ZliincKen, st, girtd, ^
üderdvrck, L^ lo Ire«« k«t, Lins Lriadluvi,',
seker I',»i>»r»ts, LrnuKkurt ll, L, II LeeK-
Koick,
r»Nie»K«r>», L., SidUotiiu» <>sv>c«>>r>Iil;erLorsrK»
ri«Ker»8»Il»IeI«, IZKti„!,l,lck»-ci««e>iiei,t«n^
K»r»e>>Ii>, V., Xovellen, ^us ckem linsdisrkov
«e«l?e Uder >»» I'rdenerreeKt Im In- »ml ^us»
K»iä »ei»I <Ien intern»!!»«»!«» I,!I«r»turver»
tkHxe» uvck cke» »esllmmun«» ii!«r ck«
Verl»x»ree>>« I, Heui«dl»lnl>, OssterrsieK,
einigt« LUlsIev, I«i>«i?, (Z, Ileckeler.
IIa»I»m», g. L, Oer?»K»Ilsd,m in Ilsli, »iit „sun
Uomerlinx, Ii,, vor Köms von Siou! LniseK»
li»mduiF, V»rI««s»,lSt»il <v^>rm, ^, RicKterl,
U»i»erl.i>ß, I>>« ^tomistilc ckes Villsvs.
!vo,'m,^,I, L. liiekter,, ^ ^
II»m, rlinir, Ii,, Iler Iloni« von 8io». Lilised»
II, vistiicils, Liekerur« I», lS, SiuLkurz,
Verw>s»»i,sl»>t <vo,m, » L. KicKler), ^ ^
lio^cdiekt«, Varxestell! v„„^?I ?, Ilskt «—9.
»»»,«, U.i ÜNW Lreilt! (ZeckieKts, Ltutt«i>rt, ^.
ge»«»>V«NeUü, L. v,, ?»u»enli uv i ein r»« im
Himmel nnck Lrck«. Illustr, Q»turvil>s»ns<:K»ktIie»s
Aoi,»t»scKrikt, Lsrilu^z, von cker <Zess>Isen»kt
?»el»l. ^ ^
»Immelunck Ircke, Illustr, nalurv, Zlonatsseniikt.

Heraus«, v, ck, Uesellsen, vrsnis III, ^»>,?>z,,
^ Ilett I. L»r>in, 11^ ^ ^ ^
L, Lnssiw"«». IllustliN« ^llij;»de llieksiuvz
<. ö. Ltnttrsrr, Xelt,
UbeKer, >.>, ^uk <>« VaeKt im Osten, Lins ?e-
Llim>,ko mit ,Isn l'nlen im viettetmten ,anr»
u,,^ Virilen, lieick lünMrirt von eitlen ckent-
l'„u> Kitlel. . Kr
>»»l, g»r»„g^. vm, O. vuneiier. üit Illusrr,
,1, I'. Iii?i.te,.) ^' ^ ^
n^sen, iliekerlinlz II—IS. Vien ». Vlmli«,
L gol?el.
K»n>i>, Kr. Otto, Die >Ke»iini>usn»It>iil«»s<:nnIe in

— Nord und ?üd.
U»»tn>>>p, 6,, ?K»nt»sisi> unj ÜKircKsu, H»n»o?sr,
LlreKborl,, U«r >V«ItKKrer, Rvma«, Vr«s-
Ittel», !>r. Horm, ^s>rovaiLi»r>ds ^dsnck« IH,
^utwgs I^sip?i^, UsinrioK Äi>^«r, ^ ^ ^
ll»ede> voe^rUk, ll ^v., ^,u>Zv>z von ^?>°'
V«IK»?i«ck' Ivu«v»KI von^SI V»»l,UeS,'r»
Heue, «ene, ?eliel, l'p»»r,I»! Nrisks >Iss
HiirlKe, L,, Ilouu-t »»k >I«r üsiss n«K
XoveUs, Ltuil^»rt, U, ^, tZüseKs»
Ulll>er»<!»tt«udrll»» ^, Irm». ^ck»ll»xl»i in visr
« u'»,„i», »>,,»«, Z>. e. v. kM>«>l»n,^
Kare» >, I>IdII»tt>eI>, ^»mWwnz ^uszsv ?.r?äk-
luvten S L„n<I I^ziv^lz, ^ >l V«dsr
?!»»urli, Uuut««I^ub, (isckietlw Stuttzzurt,
«elekirüt, r,, ör, lÄoln?»»:»», «in VsrK»»i>km
IK»r«k«r, Z>. K, vor 'sekslm uus cksu ^Ipsn.
MvKKIte «ekriitsn, o^vck SS, unZ SS,) «'is».
K»m»»««»Kl, L., Im IZiuivs cksr Zlussv uo>I IZ»»
KAzeler. VUtioim, vi« L^rderriii». Ssrlill, r'r«n»a
!i»iot>»Ker, k!^ vicktuiuzou, I^iK^K,
SeKsIIiriiell, ,i, ?s?i, Li« ^«tKIiin? jsr>
8l«r», ij«r,srllk«lll,^eill IZieKt«rr«rtr«t. Mt
ri»«K» ^nstsit
L«,cKicKtiicd«r Lilllvitrrvz, psuisrdarii, ^.
L»rn>v» 8x1s», Oeöeit, Vom«», Roll», Lrnil
— t?r»u«nmutk, Orzrusc, lisn». ümil Strs«?s,
?«rre«»I, O Ij«r«n, üit K>u>!snS A»»t«i>. IK>»
Ver»»»S,v»üe» cker «ssc»seK»N kör LrckKiinS«
lu «er»». Lsliä 17, Xo, 7. LsillQ, O.
^»rtenezz, V. r., LeKIu« Vinilsttiv, Soi»«».
«ei»», ,IllUuu, It^ctitis'-Kträums, Ix>s« Isgsdlied»
Mit«, .1. U., U,t«s nuck soiv IckWl: vis
,cn« Lin«n„jI6«r, Ltu>t?»t, (i, ^, (ZiisrKs»,
Uer /.eil?«»»»?, tisriinsr jl«i>«t<Kskts kür l-sdsii
Uskt l, iisrliu, 5', (x,nr»ä,
««»»enrIN kör ««»t,eds rd>!«I»xl«. S»«r, vüv
).r>!m»vll, 2», S»u>I, Ustt N uoä III jlslls,
Zelter, L., (j^mnnsium vnck Umv»r»iU«, Li»
L,!itinz mr ?r»zs ckvr ScKuIrvkoriv LerUn,
Zur üee, vo» v ks«i>1i u, R, >'ieli«
Mit über 4N« Ori^ii,«! ^ddücklIvMn, ü
«. l, Krb, ri»As<ivt»ks> I^eksrnll? l
Rcdlgirt unlkr verantworllichkeil des yeransgeber,.
Schlesisckc »llchdiucscrki, Kunst» und vcrlagzanftull vormals L. Schottlaknder, Breslau.

^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^^

1890.
literarischer

Breslau-Leipzig.
Schlesische Buchdruckerei, Kuust- und Verlags-Anstalt
vormals S, Schottlaender.
>) 13!Â». CX,^'^

â€”7

im „Weihnacht^-Anzeiger" Kon Kord und Lud.

Köilngen.

Mayer, E. H., Leipzig.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottlaender, Breslau.

Wasscrkampf, H., K Co., Hannover.

Inser'aten>Beilage.
Z
vi« MI^I.KlIö^
beginnt am 1. Januar einen neuen Jahrgang mit dem Roman „Gitte
unbedeutende Frau" von
!V. Limburg.
Man abonniert auf die Gartenlaube bei allen Buchhandlungen und Post-Aemtern
Deutschlands und Oesterreich-Ungarns für 1 Mark 6« Pf, vierteljährlich.

Sandbuch
d. Lander- u. Staatenkunde
nru«»t« Auslage, 4 »and«, «nth.!
«uro»», 2 Bände, 2S0N Seiten (1877),
4,Ie» u. ^n»t»»e», 89k, Seiten (1S82>,
^msrlli» u. ^rrllia, 9b2 Seiten l1SS4)
statt 44 ^t. für 1« ^t, in Leinwand geb. IS <«,
in eleg. HalbfranzbSnde nur 1t> ^
?r. Lu^eu LöKIer's Verl«?, in »era-UntennIiaut.
»» n II II « r II
Vnr»ort vnv 5k«. HoI«»vdoN
ved«s«l!t von n. O. ?r»svlr»l. ^ «. «.
»liZvnetlnlvei-ssI-
gidIiotKeIi.7W,'lrn.
^rckr Xr. «u rr. >kv re>, t°ll, V»r??I,
Geschenkmerk erften Ranges
für zede Damenbibliothek >
Soeben erschien in unlerem Verlage:
Suse.
Roman von «nni, Wdth«.
Sin starker «and auf gutem holzfreiem Papier,
geheftet 4 ^t, fein gebunden t> ^li
»Von der Presse überaus günstig besprochen und
de» Morlitt'schen Romanen nicht nachstehend,"
Gegen Einsendung de» Betrag» portofrei durch
die Lerlagihandlung und auch durch jede andere
Buchhandlung zu beziehen,
B. Richter s «erlag in Chemnitz.
Ususr Verlaß von H.. SLTKl^NIl ir> Qeip^iß
Lcmcke's Aesthctik
Mit Abbildungen,
Mk, 13,50.
in gemeinfaßlichcn vortragen. Mit Abbildungen, b, Auflage in 2 SZndrn, gr, s, Geb, >2 Mk.!
Illit vislsn Illustrstioueu, gr, 8, drosüd, 7 A., gsb. ll. »,KV.
öavckbnvd cks» VnkKnvs«»» in «iuei Kistvrisodsr, LutvieKsIuiue von Vena»!» vozdelm.
Mt öS« ^dKiUrmgsn. I»S0, Lr, «. IZ,d0; <Z»d. IS «.
4« I»k»In zu. ?oli« mit e», zg« Negsn^twasu, vor, VI»r» «otk, uer«t ^»I«ltun« »ar
Iirrd»«!i>i>Il»er«i>. In >l,pr« li Hl

Verlag von Hermann dostenobls in lens,.
Aiveite VoüKs.- Ul'.d Z!anttliena«sg«L>e,
Neu durchgesehen und herausgegeben von Dietrich Tlzeoe».
Erscheinen !n zwei Serien, jede In ca. 7» Si«serun«en oder IS Bon
Jede Lieferung von mindesten» « Bog«» in »° in ele-
gantestem Druck auf holzfreiem Papier
nur »S' S» Ps., der brochirte
Band von S«—4« Bogen
M. IL»,
Jeder
Bans li
roihem Paövbcmd
Echwarzdruck R, Ä.Zb; in siel»^
farbigem JriSdruck ZU, S.7S; in Lied,
haberhl bfrzbd, «.«.»». Sinz, Lieferungen u «i:
nur zum dopp, Preis, Lieferung 1 ist in jeder Bucht»«!«'
vorrütbig. Die l, Serie 12 Bde, ist erschienen. Die II, Serie erschein
im Laufe diese» Jahres. TZr" Gerstcicker'S Werk sind von Interesse für ja»
Stand u. jed^S Alter u, jedem Alter können sie unbedenklich in die Hand gegeben roerd^.
^inttehr und Umschau, Zungen
von gfrtedri« Bodenstedt. 5,. vcrm. Auflage, 8«,
In höchst eleg. Mosaikband, S M.
DcrFanger vonFcliiras
Arxdrich Boden,,«», Z, Auflage b«, Geb, « M,
Diam,-AuSg. eleg, geb, b M,
arbeiici von Ferdinand Schmidt. 1 Band von 43
Bogen gr. i«. Mit ttopfleiste» und Initialen, In
elegantester Ausstattung, Broch. S M. In eleg. Lein-
wandbond » M, S« Pfg.
Maturgeschichte des Leusels.
Von A. Gras. A„S dem Italienischen von Dr. meä,
!», TeUsch er. 8«, Brochirt 4 M,, eleg, geb. S M.
Kst^Pf. ^ irZr' Verfasser behandelt die Entstehung
heften Zeiten an: er zeigt, wie sie sich bei den ein-
zelnen jeulturvölker» gestaltet hat, wie sie im Zuden,
thum und besonders im iniltclaltcrlichcn Christen
thum zur Bliithe und endlich in unserer Zeit zum
Absterben gekommen ist. Reichthnm an geistvollen
Gedanken, erstaunliche Belesenheit „nd ein liebens-
würdiger, mcchvollcr l'umor zeichnen das Buch au»,
Vlumcnmgrchcn.
Senator in Florenz. Aus dem Italienischen von
I)r mvli, R, Ten scher. Sinzig autorisirle deutsche
Ausgabe, t». Geh, 4 M„ eleg. geb. S M. SN Pfg.
In seinen Blumenmärchen hat der berühmte
Verfasser die Idee zum Autdruck gebracht, daß
jene LIumc nach Schalt. Zarbe. Duft, wachs»
th»,n, u, s, w, einen Sinn, einen bestimmten Srdanscn
darstellt, und siir jede von ihnen hat seine reiche
Phantasie diesen Sinn in eine märchenhaste Ent-
stehungsgeschichte eingekleidet, die uns im buntesten
Wechsel aus einem Land ins andere, aus einer Kultur-
epoche in die and, in farbenreichst, Schilderungen fiihrt,
^slinn w Natur- und Lebensbildern, Dar-
«. ,^ ^,pt.„ ^^^^ ^ ^ Berlepsch,
B!,< 22 Jllustr. und einem Titelblatt in Tondruck
nach Orig.-Zeichn, von Emil Rittmeyer. Pracht,
:l„slz>,bc. Vierte, sel,r vermehrte und verbesserte
Auflage, Lcr-8«. l?in starker Band brosch. g M,
i5leg, geb, II M. üS Pt, — Mis» Auflage. Zweite

wol'Ifrile vvlksausaabc mit 18 Jllustr, u, 37 Boge»
Ten broschirt 6 M„ elegant gebunden 7 M, SN Pf.
Tcbenswcishcit für die Fugend
von Paul Rantegazza, Professor in Florenz und
gäbe. Aus dem Italienische,l von »r, R, Te Usch er.
Erlebtes und ^ i0escl)alitcs7^m>!^
und Novelle,, von Richard Bos>. 1 Band, glheftct
7 W„ elegant gebunden 8 M, M Pf,
Im Schelleichemd.» «°„"„°"«U
siruth, 2 Bde, 8«, Brosch. « M., eleg. geb. 8 M,
Das Werk ist im Plane mit dem Altmeister Jos,
Biet, v, Schefsel bearbeitet. Es ist nach dem
llrtheil eines nambaften Historiker! das bedcuiendüc
Werk der gefeierten Autorin und wird ohne Zweifel
ein „och «rvs« rrs Publikum finden als das in vier
literarischen Ruf der Autorin für alle Zeit sichern.
Volniscll Wkllt Roman in zwei Bändenrc
,. u,„,,ii) ^lUt.. „„tain ^„ Vsehftru,«
3, Aufl. 8°, Brosch. 1« M, eleg. gcbuad, 1Z M.
Die Cerlücininm Roma« von «awin >
8«. Broschirt s M. elegant geb, « M. 20 Pf.
Verbotene Fruchte.
«ruth. Brosch. « M., eleg. geb. 7 M. M
il1.1l1i>Ilir>>>k Eine Sofgeschichle von Raul«
ui,,r,,t.,t:,. von»schstruth. t.»uft.S«
Siebentes bis neuntes Taase-
«Bünde. Geheftet«?!,
feile Ausgabe.
Elegantestes Octavformat.
elegant gebunden 8 M.
s^I^irK Roman von Natalt, ». «schiirnit
^ z^A^stgg^ Elegantestes c«ad'srz,c!
2 «de. Geheftet 1« M., elegant gebunden Ii!
^uiiiaresken ««»-in ». sschn,,,,!,
^IllllUI.t.i'ttt.lt z gehest
gebunden 4 M.
Ver Jrrgeist des .Hchlossr'
Roman von Natal» v. Vschftruth. 2, Av i:,
1 Band, geheiret S M., elegant gebunden S ?!
Nan' und ZNan»Z «»
8°. Brosch. S M., elegant gebunden 4 M. SD ^
Wandcwilder. ^ und Ek.^.
l Band geheftet b W,, elegant gebunden 6 M.
Wnsf«blirn Erzäblung von «»«ak, «1
Broschirt 4 elegant gebunden ö W.
^..IllUprmasspr Erzöblnug au, dem Be
,^ ,ll,l.il I >.l,,l„i.I.. ^,Rnialn v. Vschftru,'
2. Auflage, tB,bl>othek iär unsere Frauen 7. ^
I» eleg. Miniatur<Format 2 M, geb, S M,
Mrann reksltc? > ^ue lustige Smumerz!'
^?rtiuu r>.u^i,. schichte v. Os«v s<bubi°
2, Allst, Broschirt 7 M, 00 Vf,, elegant acbu!,«^
8 M. 7« Pf.
eines Altt»
Erzc
Schubln. S«-
z M., elegant gebunden 4 M.
Vie Äbtissin von Sscningrn.
Erinnerungen
Oesterreichcrs. Er,°bl..ngm °
Roman aus der ReiormationSjeit von He»»« S>»»

2 Bde. Broch, g M., elegant gebunden U W,
.N^cnschenrechtc.
Revoimi.n von San« Blum. Zwei SiK«,
Elegantestes Octav-Format » M., eleg, geb, II
^t-'Züt'IlrirZ Ewk heitere Zeitgeschichte aus crni:
.^i.ltttllv'». Hintergründe von Han« Blum
Ein starker Band. Hochelegantes Format, brs c^.
7 M„ elegant gebunden S M.
Gundel Kon Duchsweilcr. M,
Roman von K. Saidtieim. 2 Bau« 8° 8 N.
^->rir,r>i>«'r> Roman von I. Stiem«»». ^
broschirt K M.
Damen- u. Meine Luxushundi-
ihre Zucht, Aufzucht, Erziehung, Fütterung.
Handlung, Pflege, Toilette u. s. w. von Je«»
Bnngartz, Thtermaler. Mit zahlreichen Zlls,,7.
tionen, 8«. Broschirt 4 M., gebunden S W,

Znseraten<Beilage.
Neuer Verlag von AreitKopf 6: Kärtel in Leipzig.
Die Bataver.
(A. u. d. T, Kleine Romane aus der Völkerwanderung Bd. VII,)
LiliorisiKer Aoman ans iler Völliermanilerung
(a, eg n. Ehr,)
von I e r i ze z> a n.
«06 S. 3». Geh. S ««.; fein geb. 1« ^
Den Gegenstand dieses Romans bildet der Aufstand der Bataver unter Claudius
Civilis. Der Verfasser hat hier, ähnlich wie im „Kampf um Rom", ein ganzes Volk
in seinen Vorzügen und in seinen Schwächen dargestellt. Das NSmerthum zeigt in
jener Zeit noch die volle kriegerische Kraft: nur ein Tacitus ahnt aus den Anzeichen
sittlichen Verfalls das fernher drohende Verderben. Zum ersten Male waren hier die
Kelten zu schildern, aus deren Verschmelzung mit Germanen und Römern das so glänzend
begabte, aber auch so leicht bewegliche Mischvolk der Franzosen erwachsen ist.
llggLi!l8l!köVerIki^-IiMll!, MMt, «Mttimnlr.m
einen IIKnStr. >^»t»I»A
r,riicdt,«IIer <!«zkde»li»»«rll« für long uuck 41t.
Wr Damen!..«7SM^.
lmt 20« «ezepten für alle erdenklichen Slbdnheit»,
fehler von einer Arztenifrau, die 3« Jahre im Oriente
gelebt und da gesehen, wo? Harem-Damen thun,
ihre Schönheit zu erhöhen, lang zu erhalten, ><t 2.Z»,
Prachtdand ^, Z.S«. «ochbuch für Feinschmecker,
Prachtband ü.—. »«pKIe I««»Itr, Dauien-
Bibliothek, ««n, ÄroiKdachg, II.
DieModenwelt.
Illustrirte Zeitung sur Toilette
und Landarbeiten.
Soeben erschien:
Dr. mvck. U. lilenck«,
Ijä8 MK äk Vclttin.
Lehrbuch
über die physischen, seelische» und sitt-
lichen Pflichten, Rechte und Gesund-
heitSregelu der deutschen Frau im Elx-
leben zur Begründung der leiblichen
und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst
und ihrer Familie Eine Körper-
und Seelendiätetik des Weibes in der
Liebe und Ehe.
Zehnte neu durchgcseticiic Auflage,
Preis eleg. geh. SM, eleg. geb. 6M
Dieses in seiner Art einzig da-
stehende Buch behandelt das Leben
in der Ehe mit wohlanständiger Ossein
heit und Schicklichkcit und giebt über
Vieles Aufschluß, was für Männer.
Frauen und Jungfrauen von größter
Wichtigkeit ist.
Der bisherige Absatz von 9 starken
Auflagen mag für die Gediegenheit
des Werke? sprechen.
Zu beziehen durch alle Buchhand-
lungen des In» und Auslandes.
Leipzig. ^?Ä> ^
Jährlich 21
mit 250
Schnitt,
mustern.

Prel,
jährlich
Ml, , 25
75 «r.
Lnthä» lahrlich über Z»»» Abbil.
anstellen <Z,gs,,«<,,aKg Nr. Z«45>>, Probe.
Verlin Z5. — »icn I, Vxerngosse Z.

EMPTY

Znseraten'Beilage,

Im Verlags cker llsdu'soksn vuokdallcklllu? in Il»nll«ver ist sosbsn
ers«Kisnsn:
HIi!<K von Ilntteil
Nack ssinsm I.sb6Q rnicl ssinsri LcKrittsn
lzsseliilgsrt von
?r, 8, 1890, gskskwt. 1 U, 2« ?k.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.
Zoseph Sirrsrd.
«nö GtzaraKteristiKen.
Ardrr Vnnd ill r"in7rln Käuflich.
O Bunte Blätter, zi-O «unstler-
<!harakteristike». Ans dem <üoncertsaal.
OjiFZi- Alte und neue Bxern,
Musikalische Gedenktage, Aphorismen.

Verlag von Richard Richter, Leipzig.
Deutsch« M,d«n»arti». Svrachl. und kultur»
gesch. erläutert von Albert Richter, Broich,
2,—, eleg, geb, »4 Z.—.
Seitenstnck zu Biichmann'i „Gesliigellcn Worten.'
VKnraKt«r,itg, u, Anekdoten a, d, Leben
Kaiser Wilhelm» l. Gesammelt, bearbeitet u.
>iber>ichtl. geordnet von Ludwig Marquardt.
Broich, ^i. eleg. geb, ^ t,S0.
Die vollständigste aller derartigen Sammlungen,
3S1 Nnnimcrn enthaltend.

Verlag von Ferdinand Ente in Stuttgart.

von A. Ghudichum, o. Prof. in Tübingen.
^ I. Äbth. 152 S. M. 3.— II. Adlh. 372 S. M. 3 —
Die soeben erschienene II. Abtheiluiig umfaßt vorzugsweise den
Zeitraum von 1879 bis 1885 und behandelt zahlreiche staatsrechtliche,
politische, finanz- und sozialpolitische Fragen, welche auch noch die Gegen-
wart lebhaft bewegen,
(Die da« Werk abschließende III, Abtheilung wird voraussichtlich
im Laufe des nächsten Jahres erscheinen)

veutsobos MoKtorKvim.
0rg»n für oiontkunet
unll KrlM.
lj»!»i«.
«ormrlick S IS—ü« Sei«,,, I'rsis^ S ««rli K»IdMrIi>K
^ ^ Diess s«ic ISgg KsstoKsnä« ^sitsc'nrikk, ,Iis illtests u„(i »v8«s?d«nst« idrsr ^rt, ntlsst
ii»tk««jscli«r vo^ IiritisoK»? ^uk ltr», W!t»rds>t»r: L, v, VilcloobrncK, «wu« iZroÄl, ü. I^Ksm,
IIoKn, r. !?i>«»>I«si>, R, V, SottseKoII, ^. (Zrosss, ?. «. Ii(>ss«i:sr, r. r, öviiovstSiit, lz i.ivkis.
?llul Lslvss » VvrlllF, Vrssäsn-Strisssu.

Inserciten>Beilage,
4
Verlag von Ii. 8tääeKmann in leip^i^
fi-iöliriok 8piöIKägsn:
Lrste Leris
9 Muä«. dr«8«K. N, 18,
«WZ. Aed. N. 25,—.
InKält:
kr»bIem»tiMe Ktureii. 2 Wvile,
vi« Meiist«!».
llsmmer nick ^mdvss. 2 Wn,Ie,
Iii KeiK' M klieck. 2 Liinde,
ÜturmHutli. 2 Woge,
Zweite 8srie.
8 Läucis. brosok. N. Iß,-
«ISA. N. 22.40.
InKalti
KI«i»e Köm»»«. 2 Liincke,
^»«it vor»».
Hg» cki« ^d»äll« ü»»^, — llltiv«.
riätt I.»,,^
llKIondilll«.
Hui»!»»»». — ünSKIullzrii.
^,uek iu 63 rssv, 51 I>ie5erangsn ^ ZI. —30 ?k, «u oe^ioke,,,
Lintelns Lün,Ie Kosten IiroeK. ZI, 3,50, sieg, gsb, U, 4,50.
Viert« ^„kisgs,
3 öände. Lroeli, «. ?.—. Lieg, geb, N. 10 —.
Oer uilli^e ?rei» Zgil gisssi» Koriillmtsn Romn», <ier ,!,ir«K die
letzten Vorgüug,^ !>„5 äem s,,ei!,16sm»Krati»^I,sii Lediet erulikts setuvlle
IZs,lsntttu^ eriiirigt Ilät. die «-eits8ts Verbreitung sioksrn.
2 öiinäe. LroseK. N, 1« — Lieg, gel', ZI, 12.—,
4.
4«
4»
4»
4-
4»
4»
>
4»
«»
4"
4°
4-
4.
^
4°
4°
4°
4»
4»
4»
4«
^°
4°
4»
:»

Schlesische Buchdruckerei, «uuft» uud BerlagS»Anstalt
vorm S. Gchottlaender, Breslau.
Das malerische Schweden.
Line Schilderung in Wort und Bild.
Mit l,b« Illustrationen.
Aus dem Schwedischen übersetzt von O. Hoppe.
Hochelegant broschirt Mk. <2.—; fein gebunden Mk. l5.—.
herrühren, s« sind die «Original Test? sSmmtlich auch von einheimischen Schriftstellern
. ^ ^, >^,.,
Entwickclung, ursächliche Zusammenhänge, geschichtliche und
nationale Eigenheiten,
von H T. Finck.
2 Bände. Hochelegant broschirt Mk 1,5.—; fein gebunden Mk >?.—.
von ^. T. Zinck. in deutscher Uebrrsetzunq von Udo Brachvogel, ist nun der zweite Band
erschienen. Auch er liefert, wie der erste, der eine ausnahmlos günstige Beurtheilung
leiten? der gesummten deutschen l^^' gefunden, in der bekannten anmuthigcn ^nni eine
emporragend» Werk zu schöben wissen, ^ ^ <Schlesischc Zettung,)^
Von vlsrl Biedermann.
2 Bände^ Hochelegant broschirt Mk. ^^ze^" ^^"^r",.^rei^Z^re
Neugestaltungen, sowohl des politischen und nationalen, als auch des Volks, und Kultur,
her öfters geschehen, mit den Befreiungskriegen abzuschließen, vielmehr bis lS7I fortzuführen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In» und Auslandes.

Neues Prachtwerl aus dem Verlag von «dolf Titze i« Leipzig.

Krinzen-MÄrcljen.

von Ngnrs Schöbe!. Illnstrirt von Vrorg Schöbrl.

Vuariforma!, Reichster prachlband, preis 2N Mark,

?ng»ll: vom kand unterm Morgenstern, — Slorchrcise, — Eine Rose auf «aiser Wilhelms Grab,

«um ?rs!»« von AK. s.—.

Luut II»m»uu.

lüs ist sin vAIi? sixsn«rti«ss, rNii« mocksrv« Laleut^ ckns« vir ckis ?rsuck« dsdsn, in Knut
>'sd«v ck«r »«iiKIsvcksu, «e >Isn »uck «Ki>r»Ict»rj»tiscKs Nsrvordriogunesn <I«r ckr»in»tl«I>e»
I Iterxtur, inskss n6«r« As »n ^sr >r«te» VUKn« «nr I>»?»««IIun>c ^rI»NDseu«I«i>
»Reck«» Flittw««!! «In H«Lt»

LsslsIIunzsv bei »Usn Lucunndlnvssu unck 6er ^«iitian, 8. ri»cder, Verl»x, «er»» W.

I I

?»,u1 llsioso's Verl»?. Vrssüsn-Ltrisssn.

von Soltli»'« 7oil« d!» I«r lZsn»n»»et.

Uit «i„er Linlsilnn«: vi« cksntsods I^itt»r»tur
von lSM> big INS,

M , ^ » » » » Von »»in?» >,n,I

FKQ^VS^ '^-i fl 7 q .^>?*? 7«U* »»«»">»««»».

in HolüuzdniN,

4«» Ssltsn, I>r«is brosek, , I,sinv, ß«d, 7,—, ?In!dkr»nz <I^isbd!>Ksrb»i,>I) .«, 7,5«,

klgsorm l«»mdnr»Z! O« LuoK sullls in zeäs UsusbidliotneK ^sbjlckotsr rsmilien, v« üsursods
V«»»i»c,K» ^situn»: Lin brauodbsrs» unä tücklizss Vsrir,

Znseraten-Beilage,
tticlitcrS Anlirr StrinKauKastm.

meine Kinzcr uclieft-rlei, Anler-Slcinbaniallen ans,"
Herr Ritier von Schragl, Cladtbaumeister In Lerbeu, schreibt: „So» ich über
den von mir anerkannten Werth der Anker-Steinbaulasten noch anerkennendc Worte hinzu-
sjige»? Ties hieve wohl einen Tropfen Wasser in das Meer tragen!"
Heer Ur, rnsli, Zeinemann-Lange in Wcimor schreibt! Im übrigen
bemerke leb, da» ich die IIcderzc„gnng habe, dan kein anderer Baukosten den Ihrigen verdrängen
kann, denn die Kinder ermüden nie in der Lust zu bauen,"
Serr Provisor vr Maler in Heidelberg schreibt kurz und bündig: „, . . . Ich unter»
schreibe sie günstigen Kritiken voll und ganz!"
Weitere Gutachten und anzfnbrhliclie Beschreibung sindet man in dem illustrierten Buch ,,DeS
Kindeö liebstes Spiel", welches die Unterzeichneten sranko übersenden: man schreibe gefälligst gleich
eine Postkar,e und Warle nicl» zn lange inü d>r ZÄKl eines »astens, da kurz vor Weilmachten osl die
gewiinschie Zone in d,n Gescläsien nicht mehr vorralhig ist, — Da viele Geschälte vorige Weihnachten
die angc onfien nit»der>v'r>i,igen Nachatimungen nicht los geworden sind, so ist i» diese»
Jahre doppelte Borsicht beun Einkauf „öttstg, denn jeder Geschäftsmann wlrd bestrebt sein, zuerst
die Ladenhüter zn verlausen. Wer st,l> nnd seinen itinderu die WeihnacbtS'rcude nicht verderben will,
der verlange ge'nlllgsl auSsrn^lich ,,ei,el,ierS »n N er l e, n bau nslte n" und weise jeden »aften
otme die Marke ,,rother 'ttnker" scharf als unecht zurück Rur die Anker-Stesnbaukant»
könne» in richtiger Weise ergänzt werden! Sie sind in allen Preislagen <i, S, lZ, 4, S. 6, 7, 8, 9,
Ist Ml, nnd hoher, vorrätlzig in allen seinercn SP t e lw aaren-Se sch as t«n der
Weit,
I. Aö. Wichter Kie., K. u. K. Hoflieferanten
Rudolstadt, Thüringen, Nürnberg, Wien, I, Ribclungengassc t, Ölten, Aarauerstrase tM, Rotterdam,
JonterfranSftaat <Z, London, 1 »nd 2 Railmal, Place. Fenchurch-Street. New-gorr, Sil) Broodivau.
Schleftsch» Kuchdruinerot, Knnst- « N»rlag«>nklalt vor«. K. Schottland«, >^L Breslau, g^,
Der Kausfreund.
XXXIV. z,t>r«»ng.
Preis pro Quartal Mk. 1.S0
sind bekannt und
eingeführt In den
' Palästen der
Aailer und
Könige,
Iii l>üe sind das e iri-
ll ,ige Spiel, mit
tkii welchem alle
«lnder,
von sürstl. Prinseu
and Prinzessinnen
an bis zu den
Kindern der Ar-
beiter, sich gleich
zcrn beschäftigen,
Sie halten viele
Jahre und find
deshalb da»
bilüaste Selchen»,
Jeder echte Ankcr-
Eieinbcmkaften
kann durch eine»
ErgSnzungilasien
vergröbert, nnd
verlorene oder
beschädigte Steine
önuen leicht er-
setzt "werden.
Se, Durchlaucht

Fürst Iranz
Joses »uer»-
pelrg,^ lZrblanr»
Marschall ^von
Tirol, k, u. k.
Äämmerer n,s,
schreibt: .Ich
sprech Ihnen hier»
mit meine »ollste
Zufriedenheit und
Anerkennung über
den von Ihnen für

I». »an».

I«
Inseraten'Beilage.

Im dunkelften Afrika. Aufsuchung, Rettung
und Rückzug Emin Pascha's. 4. Aufl. 2 Bde.
150 Abb. u. 3 große Karten. Geh. 20 Mr.. geb. 22 Mr..
auch 40 Lfgn. 5 50 Pfg., Velinausgabe geb. 40 Mk.
Supplement zu Stanley:
^ ^. , . EminPaschaunddieMeuterei
^^""^ " ^ in «eqnatoria. Mit 46 Abb..
1 Facsimiletafel u. 1 Karte. Geh. 9 Mk.. geb. 10 Ml
auch in 18 Lfgn. a 50 Pfg.. Velinausgabe geb. 20 Mk!
^ Im Innern Afrikas. Die Erforschung
,^.. 7.'7.!'.!!. des Kassai in den Jahren 1883, 1834. u.
1885. Von H. von Wißmann, L. Wolf. C. v. Francis,
H. Mueller. 3. verbesserte Auflage. Mit 1 Titelbild,
über 100 Abb. und 3 Karten. Geh. 12 Mk. geb. 14 Mk.
^ , Kriegsbilder aus dem Araveraufftond in
V. K't.j5. Deutsch-Oftafrika. Mit einem Vorwort von
H. v. Wißmann, 21 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet
5 Mk., gebunden 7 Mk.
Contreadmiral a. V. Deutsches Krtegs-
". ^.."^l, schiffslebeu uud Seefahrkunft. Mit zahl-
reichen Abbildungen und 3 Karten. Geheftet 9 Mk.,
gebunden 10 Mk., auch in 18 Lfgn. » 50 Pfg.
. Unsere Colouieu, nach Land und Leuten geschildert.
Mit 72 Abbildungen und 2 Karten. Geheftet 5 Mk.
gebunden 6 Mk. 50 Pfg.

^ iiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiiin > >, i, i, >,, n, i >i,i,,,,,,,,,,,,,i,,,,,,,,,,, in, m i,i, > ii i n>.
DeutsoKe illustrirte VolKsbüoKvk-.

<5l.ni«5t lallen ,in,>> r^n l><^II,un rric>> tz-, t>>ocl«n ^egeniiker 6ei>
Vvr^u^ g«r LiukäedKsit I^eirKtvsrstönälienilsit nvä ^ngsmsssenksit
g«s kreiväövr^vvlieden Isxtss, ävr s^ZtsmstiseKen vialo^isisrnv? äg8
^«ssmtrn 8prs,vKmät»ri»I«, ösr Frösstsn Lr-
Isic Kk«run^ in ^nvi^nun^ ä«s nötigsten ^rsm-
m»tiseIivllAiiteriäIs unä ä«s cki» Iisrnlnst steig
»nrv^vndvn, miikelosvn. Oottsn ?ortsekritts
in cker Lvrsv>,sti>,j^K»it. Lvi nvr grsi Uedun^s-
»tunävn in äor V/oen« «irü ss innerK^Ib!
«svi^sr Aonuts ^eävin mit I>eieKt,i^K«it ^s-
Iinj>«n. eins trsmäs Surick« ^ekrittliek unä^
iniinälivn bvnvrrsvden,
/ , ,„ ISoltK«,

1111111,111,1 ,I,I,,, ,,,,,,,,, I,,,

FeftgeschenKe aus dem Verlage von Carl Flemming in Slogan.
F'ür d?s erste Aindesalrer,
<7,io <^.«K,»4 /5s,,>;Z Wein°cht»marchenbuch s,ir deutsche Kinder von
„ ^ JuliuS LoI,m«I,«r. Mir prachtvollen Farbendruck-
Widern von B, P. Mohn und Melodieen von Th. Krause. «r,-Ou°rt. In hocheleg, farbenreicher, kiinstlerlscher Ausstattung, Gebunden « Mark.
Unsere Hansfreuude aus der Tierwelt. A?WA"!Ü?.
Zählungen und Schilderungen von H. Paul, nebst Gedichten von S. Maul. Grögte» Quartformat. K Mark.
<Al«r,, ^»«ek.'ssisi,,? «itÄeuerllche«eschi^teeäm«WassertrSpschen« «onHeinrich I»d«.
Zst i. itt olIIii^ I. viitii. Sin reizend« Bilderbuch mit prachtvollen Bildern vonOtIo Förste r» ling. 4«. » Mark.
MS«44^ «i,,^ v»n «ibert V««Ike«I»g. Mit S «quorellen und 40 Illustrationen
A»HU>,!rr nuv Zlittv I» Text nebst IK Wuftkbellaaen. «eg. geb. « Mark so Ps.
istxtti«« T>,'Knl5,,„?,^ Zel>r«,r si>r die Kinderwelt von Juli«« Lol>m«t,«r. Mit
I^«,iU,i!.>t 12 Bildern in Farbendruck von «. Sehrt«. In
eleganten, farbigen Einband Z Mark 5» Pf.
t5<«Z,,« ,Sii,4,lr<,« r? Ew Bilderbuch mit IS Bildern in Farbendruck von Professor 0««
SVi,rI»lr V>ppilliiisl. VKtsch und Versen von Victor Bliithgen. Hoch-Ouart. Elegant gebunden 6 Morl.
Herplättcheus Naturgeschichte.°«<°
it Bündchen 2 Mark.
5>p5"KIIi5t!4>5«k6 'Z^irii^fr-iK kh«»« von «umpert. Unterhaltungen
^>ri^V4Ut^i.i,«,lt» ^>rizvc^tl.riv. sgr kleine Knaben und Mädchen ,ur Herzenlbildun, und EntWickelung der Begriffe. Weihnachtsband ISA«, Eleg. kartoniert S Mark 2S Pf,, eleg. gebunden in engl. Leinwand 6 Mark,
LiedlingSbuch der deutschen Kinderwelt, ist „Her,blättchen» Zeitvertreib» zugleich dal liebste Buch der Prinzen de« deuschen Kaiserhauses. Jeder neue Band wird von de» Kleinen mit Hellem Jubel begrüßt.

Für Wnsven und Mädchen,

WaldcHauber. U^erW
von <?. Kalt. Mit s Bildern in Farbendruck
von I. Hdppner. Elegant gebunden 2 Marl
b„ Pf.

Sibirische Märchen.
von s. Ludwig. Mit s Silbern in Farbendruck
donO. Forsterling. Eleg, geb. SMark bOPf.

Neue Märchen und (5r-
^«Ks«,««»»« »o» »odi». Mit
zilyiUNflru S Bider» in Forbeudruck.
Sieg. geb. 2 Mark SO Pf.

Mutermärckeu U
Farbendruck und «S Holzschnitten. Preis eleg.
in Kaliko gebunden s Mark.

ie erste Bank. WO«
von Jrit, «authner. Mit 1 Titelbild in
Farbendruck. Preis elegant gebunden S Mark.

Märchen und Sagen «oA,.
Koch, g Boge» Text mit eiuem Vorwort von
KlotIlde Haacke und S Bildern in Farbendruck
von Rud, Geihler. Preis gebnnden mit
illustrirtem Umschlagtitel 2 Mark b« Pf.

^«t,««,»elommel,
^HU4/»»lis««^ Ji^>4«i4Zv« und der
Ätnderwelt erzählt von «. W. «. Braun«.
Mit « Bildern in Forbendruck. Preis elegant
'N^';?, if'.'nkiikf, °<>u «. Ki«i-««din.
Svt ilz Uii.1ivti tZ «uSzug aus dem Märchenbuch von «. «o»i». Mit 4 Bildern in
Farbendruck und 76 Holzschnitten, 4. Auflage,

Festgeschenke aus dem Verlage von Karl Flcmming in Glogav.
- ,7""°— I«r die reifere ———.
?. ^iUiiN Lliiirrdüiij, DK
Armeen Europa«. Mit Bildern von Richard
Knötel. Herausgegeb, von Julius L«hmei,er.
2. «uff. 4«. S Mark, Schönstes patriotisch,« Ge-
schenkswerk flir Knaben.
,'->.,., 1. 7, ,. ,z > ^. . t» Bild u. Wort.
t u ii v z,/l t V Von dkl Gründung
de» Brandenburgischen Heere» bis zum Ausbau der
Kriegsmacht des Deutschen Re,ches. 1K19—1SSS.
Bilder von Richard KnStel, Text »on Aedor
von «Sppen. Quart. L Mark. Hochelegant, vater-
ländisches Prachtwerk von hervorragendem Werth.
Z «stiZi ^ ^^1 Zwei Jahre deutsch.
, > e 5 , «iu L ^ 4 L Heldentums, Von
Gustav HS««. Mt 112Holzschnitten u. 4 Karten.
2. Auflage, Preis in Kalikoband geb. 4.S0 Mk.
eclmut vun Moltle
deutsche Molk, insbesondere für die deutsche Jugend
von Aedor von Kövven. Mit Stahlstich-Porträt
von Prof. H. »ürkn«. Preis in elegantem
Kalikoband 4 Mark 60 Pf.
5> li^N -i,! ' Biographieen berühmter
^. i 0!. ti'. ^ , ,^ >, , deutscher Männer u°s
Frauen (Goethe, Schiller, Herzogin «mal» von
Weimar. Goethe« Mutler, Gebrüder Grimm,
A. »on Humboldt, Sellert, Seneselder, Pestolozv,
Matth, Elaudiu«, Rietschel, Si. Reinickj. Bon
I. Stiel«. Mit SS Solzschnitten. Preis eleg.
in Kaliko gebunden S Mari,
i>>> ,Z.s. ? < '„ s.!!-!.,,» Erzählungen und
w t,'jty^,)ivi.'^0?l. Skiuen von Ferd,
Pflug. Mit IS Bilder» In Farbendruck. Zum
Bände. 2. Auflage. Preis in Kaliko gebunden
« Band 4 Mark. Jeder Band ist «wart zu hoben.
? ^ >^ n ^ ^ > iZ s> ? i? j Erzählung mr
«^ il ,' zii>« ^>v, i, oje reifere Jugcrd
von S. Sbelina. Mit S Bildern in Farbendruck
»on Rudolf Seigler. Elegant gebunden in
Kaliko S Mark.
TcrTu! vZN>ui!!!? cl. 6?MU5S
^.». ^ i ^» ^ , ^ ^.^ > sgx die
reifere Jugend von ff, Sbelina. Mit 4 B,I«rü
in Farbendmck »on L, Venus. Elegant geb. in
jlaliko 1 Mark s« Pf.
lchru^n.
Zeder Band elegant gebunden in rot Kaliko preis l Mark.
1. «and. Chlodwig »on Fr, Kühn, S, Aufl.
2. Band. Der «urggras von Nürnberg »on
Fr. Kuhn. S. Ztuff.
g. Band, Da« alte Ordensland von Fedor
von Koppen,
4/5. Band, Blücher »on Fedor »on Kövven,
«. Band. Die »rüd« von L. Würdig, 2. Auff,
7, Band, Dragoner u. Kurlürft von L. Würdig.
S, Auff.
8, Band, «uftai» «dols I» Deutschland »on
L. Würdig.
9, Band. Friedrich der »rohe von ff. S ck r a d e r,